Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Dreizehnter Band.

October 1862 — März 1863.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1863.


Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
Monatshefte
13. Band.
Braunschweig
George Westermann.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

dreizehnten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Bluntschli, J. C., in Heidelberg, 375. — Ellner, B., in Bamberg, 111. 226. 337. — Falke, Johannes, in Nürnberg, 17. — Fraas, K., in München, 639. — Gentilli, Amadee, in Wien, 332. — Gergens, P. J., in Mainz, 511. — Gottschall, Rudolf, in Posen, 162. — Griepenkerl, Robert, in Braunschweig, 459. — Hartmann, Moritz, in Genf, 670. — Hertz, Emma, in Königsberg, 336. 499. 602. — Hoffmann, H., in Gießen, 178. — Huber, Johannes, in München, 469. — Klun, V. F., in Wien, 556. 624. — Krühne, Wilhelm, in Berlin, 610. — Lau, Thaddäus, in Elberfeld, 152. — Löher, Franz, in München, 261. — Mädler, J. H., in Dorpat, 59. 385. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 283. — Pfarrius, Gustav, in Köln, 1. 121. 235. 347. — Raabe, Wilhelm, (Jakob Corvinus), in Stuttgart, 64. 197. 293. 405. 521. 571. — Rosenkranz, Karl, in Königsberg, 366. — Runge, H., in Zürich, 224. — Schmarda, L. K., in Wien, 287. — Schödler, Friedr., in Mainz, 41. — Steger, Friedrich, in Reudnitz, 50. 186. 443. 558. — Vogel, August, in München, 451. 518.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Namen- und Sachregister zum dreizehnten Bande.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 73. October 1862.



Schein und Sein.

Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Gustav Pfarrius.

I.

Vor Zeiten führte eine wohlangelegte, viel betretene und befahrene Kunststraße bei Bacharach aus dem schönen Rheinthal hinauf nach den wilden Höhen des Hunsrücks. Ursprünglich von den Römern nach großartigem Plan entworfen und ausgeführt, dann im Lauf barbarischer Jahrhunderte gänzlich in Verfall gerathen, später von den Beherrschern jener Gegenden, den Pfalzgrafen, streckenweise wieder hergestellt, verband sie Deutschland mit Lothringen und Frankreich. Durch einen engen Gebirgseinschnitt, früher das Steger-, jetzt das Blücherthal genannt, zog sie sich neben dem vom Gebirge herabrauschenden Münzbache, oft mit bedeutender Steigerung, hinan bis auf die rauhe Höhe, wo der Hunsrück seinen Anfang nimmt und ein unabsehbares, mit Wald und Heide bewachsenes Hügelland dem freien Blick sich eröffnet. Von hier führte sie über Rheinböllen und Simmern in fast grader Richtung hinüber in die Tiefe des reichbevölkerten Moselgebietes.

Zur Zeit der Heuernte des Jahres 1522, an einem heißen Vormittage bewegte sich auf der genannten Straße ein Fähnlein Sickingenscher Reiter, vom Rhein kommend, langsam aufwärts, seinen Führer an der Spitze. Letzterem zur Seite ging festen Schrittes ein Mann, der seiner Kleidung nach ein Jäger zu sein schien, ohne jedoch, die schwere Jagdtasche etwa ausgenommen, irgend ein anderes Werkzeug seines Berufes bei sich zu tragen. Sie waren zufällig, von verschiedener Richtung her, im Stegerthal zusammengetroffen und miteinander in ein die Beschwerden des gemeinschaftlichen Weges erleichterndes Gespräch gerathen. Bereits befanden sie sich auf der letzten, über die Gebühr steilen Strecke, die noch zurückgelegt werden mußte, um die Höhe zu gewinnen. Gleichwohl behielten sie den bisherigen Schritt bei, ja der Fußgänger überholte fast den Reiter, als empfände er jetzt einen doppelten Drang zur Eile. Auch unterbrach keine Pause ihre Unterhaltung, die besonders von dem Reiter lebhaft fortgeführt wurde, während der Fußgänger,

der von andern Gedanken durchdrungen schien, sich auf kurze Erwiederungen beschränkte.

„Wir werden uns jetzt trennen müssen," sagte der Letztere, als sie auf der Höhe angelangt waren; „dort, wo Ihr neben der Chaussee die große Buche seht, führt mein Weg links ab."

„Wetter und Hagel!" versetzte der Reiter, „Ihr seid besser auf's Bergsteigen eingerichtet als mein Rappe, dem es sauer wird, Euch gleichzubleiben. Eure Knochen scheinen noch einen guten Grad von Elasticität zu besitzen, obgleich Ihr doch auch über die ersten Jugendsprünge sicher hinaus seid."

„Nun, wie viel Jahre gebt Ihr mir?"

Lächelnd sah ihn der Reiter an und sagte: „Einundfünfzig und etliche Monate."

„Ihr trefft gut!" gab der Andere zur Antwort, sichtlich frappirt über die richtige Angabe seines Alters, jedoch ohne eine weitere Bemerkung darüber zu machen. — „Somit lebt denn wohl! glückliche Reise!" Mit diesen Worten wollte er links abbiegen, als ihm der Reiter nachrief: „Adieu, Sabellicus!"

Da kehrte er wieder um, trat dicht vor den Reiter hin, faßte dessen Hand, schüttelte sie kräftig, indem er ihm scharf in's Auge sah, und sagte nachdrucksvoll, aber gedämpften Tones: „Geleite Dich Gott, Siderokrates!"

Ohne eine Erwiederung abzuwarten oder noch ein Wort hinzuzufügen, bog er sodann seitwärts nach dem linksab in den Wald führenden Fußpfad, auf welchem er bald im Schatten des Gebüsches verschwand. —

Die Schaar der Berittenen zog in der heißen Sonnengluth auf der bestäubten Landstraße weiter, die in grader, weit übersehbarer Linie über die Hochebene sich vor ihnen hindehnte.

Wir folgen dem Wanderer auf seinem weichen, über Moos und Heidekraut abwärts führenden Pfad durch's kühle, erquickende Dunkel des Gehölzes.

Von Herzen froh schien er, daß er sich allein wußte; beflügelt waren seine Schritte; je weiter sein Weg ihn abwärts führte, desto mehr erheiterte sich sein düsteres, wettergebräuntes Antlitz; die fast unheimliche Gluth seines dunkeln Auges wich einem milden Strahle, der aus einer tief, aber freudig bewegten Seele hervorbrach.

Es war das Guldenbacher Thal, dem er zueilte, das, ein schmaler, von waldigen Höhen bekränzter, vom Guldenbach durchrauschter Wiesengrund, alsbald durch einzelne Waldlücken seinem sehnsüchtigen Blick sich zeigte und, sobald er unter den letzten Aesten des Gehölzes hervortrat, in unbeschreiblicher Anmuth vor seinen Tritten sich hindehnte. Der Bach, der von den Goldkörnern, die er mit sich führt, seinen Namen erhalten haben soll, entspringt auf dem einige Stunden oberhalb gelegenen großen rauhen Bergrücken, die Weseler Strut genannt, von wo er, aus mehreren Quellen zusammenrinnend, seinen Weg über kahle Steppen nimmt, bis er durch jähe Schluchten in die liebliche Niederung herabgelangt. Hier, auf beiden Seiten von Wiesen fast ununterbrochen umgeben, von Erlen und Weiden dicht umsäumt und überschattet, plätschert er über Kiesel und Wacken dahin, nur selten dem Auge, stets aber dem Ohre vernehmbar, wie ein lockender Führer durch die sanften Windungen des Thales.

Als unser Wanderer ihm näher gekommen war und sein Rauschen hörte, blieb er lange stehen und lauschte in freudiger Spannung. Dann, sich umsehend, ob Niemand ihn beobachte, trat er unter die Erlen dicht heran an das sprudelnde Wasser, bückte sich nieder, schöpfte mit beiden Händen und trank davon und wusch damit sein Antlitz. Er that dies mit einer Innigkeit, mit einer Hingebung, ja Andacht, als vollzöge er eine jener heiligen feierlichen Ceremonien, einen jener Weiheacte, womit die Hauptübergänge unseres Lebens begleitet zu werden pflegen.

Als er aus dem Schatten wieder hervortrat auf die lachende, duftige Wiese, schien sein ganzes Wesen umgewandelt; erfrischt und gestärkt, ja wie an Leib und Seele gereinigt und erquickt, setzte er die unterbrochene Wanderung mit fast jugendlichem Eifer thaleinwärts fort und befand sich bald vor der ersten der zahlreichen Mühlen, die von jetzt an den durch Zuflüsse verstärkten Bach sich dienstbar machen allenthalben, wo ein mächtiger Sturz desselben dazu auffordert, und das sonst so stille, von der Welt abgeschlossene Thal beleben.

Die Mühle mit ihrem Zubehör war von einem für jene Zeit und Gegend nicht unansehnlichen Umfang. Vor dem zweistöcki-

gen Hauptgebäude lag ein Hof mit Stallung, Schoppen und Scheune; auch fehlte nicht ein umzäunter Garten, der vom Weg bis an den Bach sich erstreckte. Doch das Ganze trug das Gepräge des Verfalls und der Verkommenheit.

Der Wanderer näherte sich langsamen Schrittes, ging durch den Hof bis zur Thür des Hauses, nach allen Seiten spähend, doch ohne Jemanden zu sehen oder irgend ein Geräusch zu vernehmen außer dem Geklapper der Mühle. Als er nun auch auf sein Klopfen und Hollahruf keine Antwort erhielt, trat er ein in das Haus durch die angelehnte Thür und befand sich auf einer Flur vor dem schnurrenden, klappernden Mühlenwerk zwischen weißbestäubten Säcken und allerlei Mahl- und Müllergeräthschaft, doch ohne auch hier irgend einen Menschen zu entdecken. Da schritt er als ein über die örtlichen Verhältnisse des Hauses völlig Orientirter an dem rechts gelegenen Wohnzimmer vorbei auf schmalem Gang in einen dunkeln Hintergrund, wo er über eine noch dunklere Treppe in den zweiten Stock gelangte, leise eine Thür öffnete und nun in ein helles, freundliches Zimmer trat.

Hier saß in einem Lehnstuhl neben dem Fenster eine alte Frau, die gefalteten Hände im Schoß, halb schlafend, halb wachend, ohne den Eintretenden zu bemerken.

Langsam und als zitterten seine Kniee vor innerer Bewegung, ging dieser zu ihr hin, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und zog mit dem leisen Ausruf: Mutter! ihre Hand an seine Lippen.

Erschrocken fuhr sie empor, blickte dem Knieenden scharf in's Antlitz, stieß ihn dann mit beiden Händen gewaltsam von sich zurück und rief, Grauen und Entsetzen in Ton und Miene: „Fort, fort, Verruchter, ich habe keinen Theil an Dir!“ Dabei schlug sie mehrere Mal ein Kreuz, schob einen Tisch zwischen sich und ihn, stützte sich darauf mit beiden Armen und senkte, um nichts zu sehen, das Haupt in ihre Hände.

„Mutter,“ sagte der Fremde mit möglichster Ruhe und Fassung, „stoße mich nicht zurück! Siehe, ich kehre zu Dir heim mit der Liebe zu Dir, womit ich einst von dannen ging! Dein Haar ist unterdessen grau, Dein Antlitz voll Falten geworden, aber Dein Herz — o, täusche Dich nicht! — ist geblieben, was es einst war, ein treues Mutterherz!“

Sie blieb unbeweglich. Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich ahnte, ja ich weiß, was Dich verhärtet gegen mich; die Krankheit, die die Welt durchwüthet und die Sinne der Menschen verdunkelt, hat auch Deine gesunde Natur ergriffen; aber, deß bin ich gewiß, Du wirst sie überwinden; die Liebe zu Deinem Sohn hilft sie Dir bekämpfen. O, entreiße Dich dem Aberwitz und folge der Stimme Deines Herzens! — Mutter, vergib mir, wenn ich Dich betrübt habe! Die Wege, die ich wandelte, waren nicht ohne Irrthum und Fehler; sie führten mich weit umher auf Erden, durch Freud' und Leid, durch Kampf und Verfolgung; aber sie waren nicht die Wege der Verruchtheit. Siehe, ich bin müde und suche Ruhe und kehre heim zu Dir als meinem Schutz und meiner Zuflucht; Du bist es ja, die mich kennt; wären auch Alle wider mich, Du ständest zu mir wie mein guter Engel!“

Bei dem letzten dieser Worte fuhr sie heftig zusammen. „Dein guter Engel,“ rief sie wie zerknirscht, „weint um Dich, wie ich, Deine Mutter!“ und ein Strom heißer Thränen floß über ihr Antlitz.

„Mutter,“ fuhr er fort, in weichem, flehendem Tone, „die Lüge der Menschen steht zwischen Dir und mir; hauche sie weg mit dem Hauch Deiner Liebe! Trockne die Thränen und sieh' mich an und sage, ob ich ein Anderer bin, als der ich war? Hast Du jemals ein falsches Wort von diesen Lippen vernommen? Hörst Du nicht mehr in dieser Stimme wie sonst den Ton der Treue und Wahrheit? Mutter, gedenke des Glücks längst vergangener Tage, gedenke jener Zeit, da Du mich wiegtest auf Deinen Knieen! — Nein, nein, Du stößest mich nicht von Dir!“

„O Gott, stehe mir bei in dieser Stunde!“ rief sie da, die Hände ringend wie in Verzweiflung. Dann, als hätte sie Fassung gewonnen nach heftigem Kampfe, richtete sie sich auf von ihrem Sitze.

Nicht den Eindruck einer gewöhnlichen Müllersfrau machte die hohe, fast schlanke Gestalt der hochbejahrten Dame, wie sie dastand; das Alter hatte zwar ihr Haar gebleicht, aber ihren Nacken noch nicht gebogen; die regelmäßigen Züge ihres Gesichtes, der feine Mund, die erhabene Stirn ließen auch jetzt noch die Spuren ehemaliger

Schönheit nicht verkennen. Lange ruhte forschend ihr sanftes Auge auf dem in kindlicher Hingebung vor ihr stehenden Manne.

„Georg," sagte sie dann, alle Kräfte zusammennehmend, „was willst Du hier? was suchst Du bei mir? Du bedarfst ja meiner nicht! — Du bist ja auch nicht gesonnen, mich zu ängstigen; — Du willst ja auch nicht bei mir weilen; — drum verlaß mich und gehe weiter!"

„Mutter, ich bedarf Deiner Liebe; ich werde Dich nicht ängstigen; ich will bei Dir bleiben."

„Du willst bei mir bleiben, Georg?" unterbrach sie ihn hastig und ein Strahl freudiger Hoffnung leuchtete plötzlich aus ihrem Auge; „hier willst Du bleiben und nicht mehr wieder gehen? — O Gott, der Du die Gnade selber bist, gib mir Kraft und segne mein Beginnen!" rief sie mit bebender Stimme und reichte ihm zitternd ihre Hand.

Stumm preßte er sie an seine Lippen. Doch sie entzog ihm die Hand wieder und trat einen Schritt zurück. „Spiele nicht mit meinen Gefühlen!" sagte sie mit fester Stimme; „noch liegt der Abgrund zwischen Dir und mir; — gönne mir Zeit! Gott wird mir helfen!"

In diesem Augenblick hörte man Jemanden auf der Treppe.

„Ich heiße B e r t h o l d," flüsterte er schnell, „bin Pfalz-Simmer'scher Förster und Bergprobirer, hierher gesandt, die Waldungen und Erze der Gegend zu untersuchen."

Es pochte an der Thür. Ein Mönch trat herein, den das weiße Kleid, der schwarze Mantel und die schwarze, spitze Kapuze als einen Dominicaner erkennen ließen. Nach leichter Begrüßung der Dame ließ er sich nieder, als wohlbekannter Hausfreund, den anwesenden Fremden aber maß er mit durchdringendem, etwas verwundertem Blick von oben bis unten.

„Von Pfalz-Simmern gesandt, die Forsten und Erze der Gegend zu untersuchen," sagte die Dame, bemüht, ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Eure Beglaubigung?" fragte der Mönch den Fremden mit der Miene eines Polizeiofficianten.

Dieser zog ein Papier hervor und überreichte es ihm.

Nachdem er einen Blick hineingeworfen, gab er es zurück und sagte, zur Dame gerichtet: „Wohl liegen Schätze in dieser Gegend; aber sie zu heben, ist es mit einem Pfalz-Simmer'schen Jägermeister nicht gedient. Ihr heißt Berthold," wandte er sich dann an den Fremden; „wo gedenkt Ihr während Eures Geschäftes Euren Aufenthalt zu nehmen?"

„Ich habe mit Frau Adelheid wegen Kost und Herberge ein Abkommen getroffen," gab dieser zur Antwort.

Die Dame schien durch diese Aeußerung betroffen und verlegen, machte aber keine Einwendung.

Der Dominicaner gab durch ein Kopfnicken seine Zustimmung zu verstehen.

„Ich bin heute eilig, Frau Adelheid," sagte er dann, sich erhebend. „Es war mir eigentlich nur um einen frischen Trunk Wasser zu thun, den ich ohne Zweifel hier finde." Damit setzte er den in einer Ecke des Zimmers stehenden steinernen Krug an den Mund, ohne nach dem Glase, das nicht zur Hand war, sich umzusehen.

„Wollt Ihr mich nicht eine kurze Strecke begleiten?" wandte er sich darauf an den Fremden.

„Stehe zu Euren Diensten, ehrwürdiger Herr," erwiederte dieser. Beide empfahlen sich und verließen das Zimmer.

Frau Adelheid — wie auch wir die alte Dame von jetzt an nennen werden — blieb lange unbeweglich sitzen, beklommen und in tiefes Nachdenken versunken. Dann allmälig schwanden die Wolken von ihrer Stirn; sie erhob sich und öffnete ein Fenster, welches in den Theil des Gartens ging, der hinter der Mühle lag. „Agnes," rief sie einem mit Wäsche beschäftigten jungen Mädchen zu, „sieh' nach der Küche und komme eilends herauf!"

Das Mädchen erschien alsbald. Sie ging mit ihm nach einem auf der andern Seite des Hauses gelegenen Zimmer und ertheilte Anweisung, dasselbe für einen Gast möglichst bequem und vollständig einzurichten.

Unterdessen war die Mittagstunde herangekommen und mit ihr die Haupteinwohnerschaft der Mühle vom Heumachen heimgekehrt. In Hof, Stall und Scheune, sowie in dem untern Stock des Wohnhauses ward es lebhaft. Dagegen der Theil, den Frau Adelheid inne hatte, blieb unberührt und stille. — Auch der Fremde kehrte nach Verlauf einer kleinen Stunde zurück.

„Du bist heiß und müde, Georg,“ sagte sie zu ihm im Tone mütterlicher Theilnahme. „Richte Dich drüben ein und mache Dir's bequem; Agnes wird Dir eine Erquickung heraufbringen.“

Er dankte mit einem sprechenden Blick und begab sich in das ihm angewiesene Zimmer. —

Das Guldenbacher Thal mit seiner Fortsetzung bis zum Städtchen Stromberg, wo es allmälig den Uebergang vom Hunsrück zum Nahegau bildet, gehörte in den Zeiten, in welche wir uns zu versetzen haben, zu den Besitzungen der rheinischen Pfalzgrafen. Die Theilung dieses Fürstengeschlechts in verschiedene Linien hatte auch eine Theilung ihres Länderbesitzes zur Folge. Stadt und Veste Stromberg nebst dem von ihr benannten Oberamte waren zwischen der pfalzgräflichen Kur und ihrer Nebenlinie Pfalz-Simmern getheilt, welcher letztern der größte Theil des Hunsrücks angehörte und die damals unter Pfalzgraf Johann II., regierendem Herzog zu Simmern, sich eines besondern Aufschwungs erfreute. Ein Theil des Guldenbacher Thals mit jener in unserer Erzählung hervorgehobenen Mühle lag in seinem Gebiet. Doch die letztere war ein sogenanntes Freigut und im Besitz der Fuste oder Fauste von Stromberg, die in frühern Zeiten als Burgmänner der Veste sich hervorgethan, jetzt, nachdem die Form der Verwaltung sich geändert hatte, mit Unterbrechung die Stelle von Amtmännern bekleideten und in der Gegend reich begütert waren. Die Mühle nebst den dazu gehörigen Ländereien war in Erbpacht gegeben und seit vielen Jahren in der Familie Stumpf, die eben so Frau Adelheid wie die ihr zur Stütze dienende Agnes zu ihren Mitgliedern zählte, von Vater auf Sohn übergegangen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der nach unserer Mittheilung unter dem Namen Berthold und dem Titel eines Pfalz-Simmer'schen Försters und Bergprobirers in der Mühle beherbergte Wanderer kein Fremdling war im Thale des Guldenbachs. Er war darin geboren, er hatte es jetzt begrüßt als die lang von ihm verlassene Heimath, als das verlorene und wieder gefundene Paradies seiner Jugend. Vierundzwanzig Jahre waren verflossen, seit er ihm Lebewohl gesagt. Auch durfte er voraussetzen, daß er, Eine ausgenommen, allen Bewohnern der Mühle unbekannt war, und diese Eine, seine Mutter, hatte er während der genannten Zeit nur ein einziges Mal auf kurze Stunden gesehen. Die Wege, die er unterdessen gewandelt war, der Ruf, der sich um ihn verbreitet hatte, die Zwecke, die ihn hierher zurückführten, legten ihm den Zwang auf, zu sorgen, daß er Allen außer der Mutter auch unbekannt bliebe. Das hatte in jenen Zeiten politischer und kirchlicher Gährung, in jener Periode der Unordnung, Verwirrung und Zerfahrenheit, wo das Alte zerrüttet, das Neue noch nicht aufgebaut war, keine allzugroße Schwierigkeit, wenn nicht etwa ein unvorhergesehener Zufall ihm tückisch in den Weg trat. Für Begegnungen, wie die mit dem Dominicaner, war er hinlänglich gerüstet, ja er hatte einen besondern Grund, grade von dieser Persönlichkeit eine Störung nicht zu fürchten. Dennoch mußte das Examen, welchem er bei der ersten Begrüßung seiner Mutter von dem scharfsinnigen Mönch unterworfen wurde, etwas Peinliches für ihn haben, weshalb er auch der Aufforderung des Inquisitors, ihn zu begleiten, gern Folge gab, so sehr er in diesem Augenblick der Ruhe und Erholung bedurfte.

„Ihr seid nicht das, wofür Ihr Euch ausgebt!“ fuhr der Dominicaner ihn an, sobald sie Beide allein über die frisch gemähten Wiesen dahinschritten.

„Und Ihr gebt Euch nicht aus für das, was Ihr seid!“ entgegnete Berthold, welchen Namen auch wir ihm einstweilen zugestehen.

Die Betroffenheit in der Miene des vielvermögenden gefürchteten Mönchs verrieth, daß er eine solche Antwort am wenigsten erwartet hatte. Doch faßte er sich schnell und fuhr im Tone ruhiger Ueberlegenheit fort: „Ihr vergeßt, Freund, daß ich nicht Euch, sondern daß Ihr hier mir Rede zu stehen habt. Ich habe Gründe, anzunehmen, daß die Angaben über Eure Person falsch sind.“

„Und diese Gründe wären?“

„Ihr seid als Gast von einer Frau aufgenommen worden, die seit vielen Jahren von der Welt und allem Verkehr mit ihr völlig abgeschlossen lebt; sie hat Euch auf unbestimmte Zeit Herberge unter ihrem Dache zugestanden, während sie Keinem außer ihren Hausgenossen und etwa einem Diener der Kirche Zutritt bei sich gestattet.

Ich frage Euch, in welcher Beziehung steht Ihr zu Frau Adelheid?"

„Ich bin ein Genosse und Bote ihres Sohnes," gab Bertbold zur Antwort.

„Ihres Sohnes?" wiederholte der Dominicaner, sich bekreuzigend und bemüht, den eigentlichen Eindruck, den dies Wort auf ihn machte, zu verbergen. „Wißt Ihr auch, daß dies Geständniß sie und Euch zu Grunde richtet?"

„Ich weiß," antwortete Berthold mit festem Ton, „vor wem ich es ablege."

„Ihr legt es ab vor Dem, der in diese Landschaft gesandt ist, der Herrschaft des Widersachers zu begegnen und seine Diener dem Gericht zu überweisen."

„Ich lege es ab vor Pater Bruno, der im Schutze seines Ordens den Wahn des Jahrhunderts bekämpft und der Bosheit ihr Ziel entrückt."

„Und wer brachte Euch zu dieser Meinung, wenn ich sie recht verstehe?"

„Der, dessen Genossen ich mich nenne, der Euch längst kennt, ohne Euch je begegnet zu sein, der auch wußte, daß Ihr hier wäret, ehe er mich hierher entlassen."

Auf diese Eröffnung folgte eine lange Pause. In sich gekehrt, nachdenkend, wie mit sich selbst im Kampfe, verharrte der Dominicaner in tiefem Schweigen. Oefter sah er seinen Begleiter zweifelnd an, neue Fragen schwebten auf seinen Lippen, die er aber unterdrückte; endlich, wie mit sich in's Reine gekommen, ergriff er, stehen bleibend, dessen Hand.

„Seltsamer, räthselhafter Mensch!" sagte er innerlich bewegt; „der Worte sind genug! kehrt zurück in Eure Herberge! Ich verstehe nicht, was Ihr hier sucht, — was Ihr seid, verstehe ich halb; meine Wege werdet Ihr nicht durchkreuzen; auf den Eurigen sollt Ihr unbehelligt bleiben! — Auf Wiedersehen!"

So schieden sie voneinander.

Berthold hatte, wie bereits erzählt, bei seiner Rückkehr in die Mühle die Mutter so getroffen, wie er es einstweilen nur irgend hoffen durfte. Mit dem Gefühl geistigen und körperlichen Behagens betrat er das für ihn eingerichtete Zimmer. Nach einsam eingenommenem Mittagsmahle gab er sich einer süßen, lange entbehrten Ruhe hin; tausend schöne Erinnerungen aus längst verschwundenen Tagen umgaukelten seine Seele, bis er in Schlummer sank, aus dem er erst wieder erwachte, als die Erlen am Bache schon weithin ihre Schatten über die Wiese warfen.

Agnes trat nach leisem Anklopfen schüchtern herein.

„Die Base Adelheid," sagte sie, „hat mich schon öfters hierher geschickt, zu sehen, ob Ihr noch schliefet."

„Woher weißt Du denn, daß ich schlief?" fragte Berthold, indem sein Auge mit Wohlgefallen auf dem blühenden jungen Mädchen ruhte, in dessen frischem Antlitz mit dem klaren Blick aus dem blauen Auge er ihm wohlbekannte Familienzüge zu finden glaubte.

„Ei, seht Ihr denn nicht, daß der Tisch aufgeräumt ist?" gab sie unbefangen zur Antwort; „das that ich, aber ganz leise, um Euch nicht zu wecken, und erzählte der Großmuhme, daß Ihr schliefet so fest, als wäre es um Mitternacht, worüber sie sich freute. — Ich soll aber auch von jetzt an, sagte sie, mein Bett auf ihrem Zimmer zurecht machen, um neben ihr zu schlafen. Sie will es, glaube ich, weil sie nicht mehr gern allein hier oben schlafen mag."

„Fürchtet sie sich denn vor mir?" fragte Berthold.

„O nein, das glaube ich nicht," antwortete das Mädchen, ihn zutraulich von der Seite anblickend. Dann fuhr sie fort in etwas leiserem Ton: „Sie hat aber einen Sohn, der steht — das weiß ja alle Welt — der steht im Bunde mit dem Teufel — hierbei bekreuzte sie sich — der kann durch die Luft fahren, wohin er will, und ist jetzt in Spanien, wo er die Königin bezaubert hat. Heute waren wieder die beiden Franciscaner da, Pater Vincenz und Pater Gordian, die erzählen der Großmuhme Alles. Wenn sie dann fort sind, weint sie und fürchtet sich. — Ich wollte, sie kämen lieber gar nicht mehr!"

„Auch heute, sagst Du, wären sie schon da gewesen?"

„Ja, heute Morgen, ehe Ihr in die Mühle kamt. Seitdem ist sie noch einmal so traurig, denn Pater Vincenz zeigte ihr einen Brief, wie ich dabei stand, der aus Spanien gekommen wäre, und las ihr daraus vor."

„Du hast gehört, was er ihr vorlas?"

„Ja," fuhr sie zögernd fort — „ich will es Euch sagen, damit Ihr wißt, warum sie sich fürchtet — er las deutlich: Johann Georg Faust, genannt Sabellicus, hat die

vierte Todsünde begangen und seine Zeit ist nunmehr abgelaufen."

Berthold brach die Unterhaltung über diesen Gegenstand ab durch die Frage: „Besucht auch Ritter Dieter Faust zuweilen die Mühle?"

„Nur selten," antwortete das Mädchen; „er ist jetzt in den Krieg gezogen. Wenn er aber kommt, ist er immer sehr freundlich gegen die Base Adelheid und tröstet sie, denn sie ist ja seine Stiefgroßmutter."

„Gehe hinüber und frage sie, ob ich sie jetzt besuchen könnte."

Agnes ging, brachte eine bejahende Antwort zurück und wollte sich dann entfernen.

„Bleibe, Kind," sagte Berthold; „ich wünsche, daß Du mich zur Base begleitest."

Agnes folgte und zusammen gingen Beide hinüber.

„Ich komme, Euch zu danken, Frau Adelheid, für Eure gute Fürsorge; ich bringe Eure Nichte mit, daß sie mir bezeuge, wie ich mich in jeder Weise erquickt und gestärkt habe," sprach der besorgte Sohn zur besorgteren Mutter mit möglichster Unbefangenheit und absichtlicher Hinzuziehung einer dritten Person, der arglosen Agnes, um Gemüthsbewegungen zu verhüten und durch langsamern Uebergang der Mutter die Scheu vor ihm zu benehmen. Auch wollte er ihr auf diese Weise die Form des Benehmens und der Sprache beibringen, in welcher er bei Anwesenheit Dritter mit ihr zu verkehren genöthigt war.

„Die Zeit wird mir, denke ich, während meines hiesigen Aufenthaltes nicht lang werden," fuhr er in gleichem Tone fort, als sie zögerte mit einer Antwort. „Die Forsten sind weitläufig und das Aufspüren der Erzlager im Gebirge hat seine Schwierigkeit; das läßt sich so schnell nicht abthun. Der Herzog ist gesonnen, die Sache einmal ernstlich in Angriff nehmen zu lassen und dabei keine Kosten zu scheuen. Doch wird mir auch zu anderer Beschäftigung noch ein Stündchen übrig bleiben. Ich sehe, die Mühle hier ist auch nicht mehr im besten Zustande; das Fundament des Wasserrades hat sich gesenkt, so geht die Hauptkraft des Baches verloren. Bei dem nothwendigen Neubau würde ich vorschlagen, das Rad oberschlächtig einzurichten, statt unterschlächtig, wie es bisher war, und dabei gern behilflich sein. Es wird dann auch bei schwachem Wasser, wie es in trocknen Jahren vorkommt, die Mühle nicht stillstehen. Jedenfalls läßt sich bei dem starken Gefälle leicht diese Einrichtung treffen."

„Sprecht einmal darüber mit meinem Neffen," brach jetzt Frau Adelheid ihr Schweigen, unvermerkt in das Interesse für den Gegenstand hineingezogen. Der helle Verstand und rege Sinn für's Praktische, der ihr von Kind auf eigen war, hatte sie auch im hohen Alter nicht verlassen. Mit Betrübniß hatte sie wahrgenommen, wie seit längerer Zeit Alles um sie her mehr und mehr in Verfall gerieth und besonders, daß das Mühlenwerk so oft stockte. Aber der zeitige Müller, ihr Neffe, Andreas Stumpf, Agnesens Vater, hatte bei allem Fleiß und sonst redlichem Willen gegen Neuerungen eine tief eingewurzelte Abneigung, auch glaubte er, daß ihm die Geldmittel zu dergleichen nicht zu Gebot ständen.

„Besitzt Euer Neffe das Recht zu durchgreifenden Veränderungen," fragte Berthold, „oder wird er darin beschränkt durch den Herrn des Freiguts?"

„Der" — antwortete sie, jetzt völlig und wie geflissentlich in den angeschlagenen Ton eingehend — „läßt ihn schalten nach Herzenslust. Der Sohn meines Stiefsohns, Herr Berthold," fuhr sie mit Nachdruck fort, „Junker Dieter Faust von Stromberg, kümmert sich nicht um die verlassene Wittwe seines Großvaters, noch weniger um deren Sippschaft. Er läßt die Güter seines Hauses verkommen, besucht Reichstage im Gefolge der Großen und zieht von Fehde zu Fehde. Gegen Trier geht er jetzt mit Sickingen und dessen Kampfgesellen."

„Base, aber als er das letzte Mal hier war und die schönen Sachen von Worms mitbrachte, hat er tüchtig mit dem Vater gescholten, daß die Eichen auf dem Canterich nicht gefällt worden wären," fiel jetzt Agnes ein, die bisher still und aufmerksam zugehört hatte.

Bei dem Worte „Canterich" fuhr Frau Adelheid zusammen; sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als wollte sie dessen heftige Schläge hemmen und in ihrem Blick lag jenes Grauen, womit sie den Ankömmling bei seinem ersten Erscheinen von sich gestoßen.

„Base, was ist Euch?" rief Agnes, erschrocken ihr beispringend; „ich will frisches Wasser holen."

„Bleibe! im Namen des Allmächtigen, bleibe!" versetzte sie, convulsivisch die Hand des Mädchens fassend. „Es wird vorübergehen," sagte sie dann ruhiger und senkte ihren Blick zu Boden.

Berthold stand da erschüttert, vom tiefsten Mitleid durchbebt. Der Tag war grade im Begriff zu weichen; Agnes bewegte sich in den durch's Fenster dringenden goldenen Strahlen der untergehenden Sonne eifrig um die Großmuhme hin und her, ihr behilflich zu sein und den Eindruck ihres Benehmens in den Augen des fremden Mannes zu mildern, ohne zu ahnen, was in den Herzen Beider vorging. Sie machte sich zwar heimlich Vorwürfe, daß ihren Lippen unbedachtsamer Weise der Name Canterich entschlüpft war, denn sie wußte wohl, daß dieses Gebirge für die Base stets ein Ort des Grauens gewesen; dort war es ja, wie unter den Bewohnern der Gegend feststand, wo in einem zum Freigut gehörigen Eichwald der Sohn der Frau Adelheid dem Teufel zum ersten Male begegnete. Aber sie wußte nicht, daß Letzterer von gewichtiger Seite eröffnet worden war, dort werde ihn nach abgelaufener Zeit der Teufel auch abholen. Gleichwohl maß sie ihre plötzliche Aufregung der heute in ihr ganz besonders hervortretenden Furcht bei.

„Base," sagte sie daher gutmüthig und mit möglichst heiterer Geberde das ihr peinliche Stillschweigen unterbrechend, „heute brauchen wir uns nicht zu fürchten, denn Herr Berthold schläft ja hier, der uns gewiß beschützt, wenn uns was zustoßen will."

Da trat Berthold, auf's Tiefste ergriffen, zu Agnes, die im Licht der scheidenden Sonne mild und lieblich wie ein Engel der Versöhnung zwischen ihm und der Mutter stand, faßte deren Hand und sagte im Tone ruhiger, aber fast überwältigender Ueberzeugung: „So gewiß dort die Sonne jetzt den Tag mitnimmt und morgen ihn wiederbringt, so gewiß wird es auch im Herzen der Base wieder Tag werden und ihre Furcht und ihre Trauer schwinden!"

Agnes sah ihn voll Vertrauen an, dann richtete sie wieder, freundlich bittend, ihren Blick zur Base. Diese aber athmete auf, ihre Miene wurde sanft, ihre Bedrängniß schien vorüber.

„Bleibe Du noch hier, Agnes," sagte Berthold, zum frühern Ton der Unterhaltung zurückkehrend, „ich gehe hinunter zu Deinem Vater; wir wollen besprechen, wie der Mühle zu helfen ist. Für heute gute Nacht!"

So verließ er das Zimmer.

II.

Die Fehde, welche dem mächtigen Ritter Franz von Sickingen und der Sache, wofür er kämpfte, den Untergang brachte, begann mit seinem Zuge gegen den Erzbischof Greifenklau von Trier. Sie stand im innigsten Zusammenhang mit den weltgeschichtlichen Fragen, wovon jene Zeit bewegt wurde. Eine dieser Fragen war, wie dem beginnenden Verfall des deutschen Reiches, der allmäligen Abnahme der deutschen Einheit und Stärke vorgebeugt werden könne. Daß dies nur möglich wäre durch ein kräftiges Einschreiten gegen die wachsende Macht der einzelnen Landesfürsten und durch Wiederbelebung des kaiserlichen Ansehens, Wiederaufrichtung des gesunkenen Reichsregimentes, das hatten die Meisten längst eingesehen. Aber die Sonderinteressen der Fürsten, selbst die des Habsburgischen Hauses, boten schon damals einen Widerstand, der nur durch die Vereinigung aller ihrer Gegner zu einer allgemeinen Schilderhebung hätte überwunden werden können. Franz von Sickingen mit seinen Verbündeten zu Großem, wie es schien, berufen, stellte sich an die Spitze dieser Bewegung. Er begann damit, daß er dem Erzbischof und Kurfürsten von Trier den Fehdehandschuh hinwarf. Nach dem Moselthal zogen bereits seine gesammelten Truppen, Trier sollte genommen werden.

Junker Dieter Faust von Stromberg, den wir als Herrn der Guldenbacher Mühle und Stiefenkel der Frau Adelheid kennen gelernt, gehörte zu den eifrigsten Anhängern Sickingen's und der von ihm vertretenen Richtung; er war, in die Fußtapfen seines verstorbenen Vaters tretend, ein Kampf- und Schicksalsgenosse Sickingen's; sowie an dessen Fehde, hatte er auch an deren Folgen seinen Antheil; mit seinen Grundsätzen, seinem Leben und seinen Gütern war er verflochten in Sickingen's Verhängniß. Sein Großvater hatte durch seinen Vater ihm alle Rechte und Besitzungen seines Hauses hinterlassen, als seinem einzigen aus ebenbürtiger Ehe stammenden Nachkommen. Zwar hatte jener, Wohlfried Faust,

mit Adelheid, der Tochter eines Leibeigenen, des Müllers auf der Guldenbacher Mühle, mit Hintansetzung seiner Standespflichten, eine zweite Ehe geschlossen, aber der einzige Sohn aus dieser Ehe, Johann Georg Faust, für den geistlichen Stand bestimmt, hatte früh die Heimath verlassen, um den Studien obzuliegen, galt für verschollen, als der Vater starb, und blieb an der Erbschaft unbetheiligt. Nur die Mutter, Frau Adelheid, wie man sie nach dem Tode ihres Gatten zu nennen pflegte, hatte die Mühle nebst den dazu gehörigen Ländereien und Waldungen als Leibgeding ausgesetzt erhalten.

Dieter Faust, dessen Vorfahren Vasallen und Beamte der rheinischen Pfalzgrafen waren, hatte in angestammter Anhänglichkeit diesem Fürstenhause seine Dienste gewidmet und stand so lange wie Franz von Sickingen in allen Händeln auf Seiten des damaligen Kurfürsten von der Pfalz, Ludwig's V., als treuer Kämpe; er focht neben Sickingen für den Kurfürsten, begleitete ihn zu den Fürstenversammlungen und war auch in seinem Gefolge auf dem Reichstage zu Worms, wo er den Augustinermönch Luther gegen Kaiser und Papst sich vertheidigen hörte. Als aber Sickingen im Interesse einer neuen Ordnung der Dinge vom Kurfürsten sich lossagte, da ließ auch Dieter von der Strömung der Zeit sich fortreißen und hielt gegen Pfalz mit Sickingen.

Waren schon in dem vorhergegangenen baierisch-pfälzischen Erbfolgekriege die Faust'schen Besitzungen arg mitgenommen worden, so sollte dies jetzt in der gegen den Landesherrn selber ausbrechenden großen Fehde in noch weit höherm Grade der Fall sein. Frau Adelheid, die sich als ein Mitglied des Hauses, wenn auch als ein ganz untergeordnetes, zu betrachten nicht aufgehört hatte, sah mit großer Theilnahme und Betrübniß, wie die einst so glänzenden Verhältnisse desselben immer mehr dem Verfall sich näherten; sie selbst war ja nicht in der Lage, das Geringste thun zu können. Welche Freude würde ihr daher auch schon aus diesem Grunde die Heimkehr ihres Sohnes Georg verursacht haben, wenn nicht — mit ihm, dem Verworfensten der Verworfenen, dem von der Menschheit mit Grauen genannten Doctor Faust, der Fürst der Hölle eingekehrt wäre, der mit ihm in ewig unauflöslichem Bunde stand! Frau Adelheid war eine kräftige, körperlich und geistig gesunde Natur; frei von Ueberspanntheit, frei von allem Hang zum Mystischen und Phantastischen, hatte sie von Haus aus ihren Sinn dem Verständlichen, dem Reellen und Praktischen zugewandt. Aber wie sollte sie dem Geist ihrer Zeit widerstehen, wie unergriffen bleiben von dem maßlos waltenden Glauben an Zauberei und Hexenthum, jener Krankheit ihres Jahrhunderts, die nicht bloß in der Masse des Volkes wüthete, sondern die Lenker des Staates und der Kirche, die Pfleger der Wissenschaft, ja die hervorragendsten Vertreter der Cultur und des Fortschrittes befallen und überwältigt hatte, von welcher selbst ein Sickingen, ein Luther und Melanchthon nicht verschont blieben? Wie sollte sie den Nachrichten über die gräuelvollen Thaten ihres Sohnes, die er mit Hilfe der von der Hölle empfangenen schwarzen Kunst ausübte, ihr Ohr verschließen? wie den Wirkungen derselben in ihrem Herzen, so sehr es widerstrebte, den Zugang versperren? Ihre Thränen, ihre Gebete waren nicht im Stande, die Folterqualen, womit jeder Gedanke an ihn begleitet war, zu beschwören. Welche Zweifel, welche Kämpfe durchlebte sie, um die unbegrenzte Liebe zu ihm zu ersticken, um die letzte Faser ihres Antheils an ihm zu zerreißen! In der Religion, im Glauben fand sie keine Zuflucht, denn der Glaube war es ja, dessen Verkündiger ihr zeigten, daß für ihn, den Leibeigenen des Satans, im Himmel und auf Erden kein Erbarmen zu finden. Auch waren Jahre vergangen, seit sie unmittelbar keine Nachrichten von ihm mehr erhalten hatte; alle ihre schönen auf ihn gebauten Pläne und Hoffnungen waren längst untergegangen; zeitweise gelang es ihr durch eine die Kraft eines gewöhnlichen Weibes weit übersteigende Beherrschung ihrer Gefühle, ihn als nicht und nimmer vorhanden zu betrachten, dann aber erwachte wieder in ihr die Liebe und Sehnsucht der Mutter, die Last ihres Unglücks wälzte sich über sie und drohte sie zu erdrücken. Also stand es um sie bei seiner plötzlichen Erscheinung; der Sturm der in ihr aufgeregten Empfindungen läßt sich nicht schildern; ihr Schrecken, ihre Angst war grenzenlos, aber ein Strahl der Hoffnung durchblitzte ihre Seele.

Herrlich ging die Sonne auf an dem

Morgen, der auf den Abend folgte, an welchem der Sohn die Mutter bei dem scheidenden Lichte beschwor, auf die Wiederkehr der Tageshelle zu hoffen. Agnes hatte ihr neben dem Bett der Base aufgeschlagenes Lager bereits verlassen und war damit beschäftigt, das Nöthige möglichst geräuschlos zu ordnen, denn die Base — das hatte sie wahrgenommen — war erst bei Tagesanbruch eingeschlafen. Aber trotz ihrer Vorsicht erwachte die kaum Entschlummerte, als die Morgenluft durch das leise geöffnete Fenster des Vorzimmers drang.

„Gott sei Dank, daß es Tag ist!“ sagte sie, in ihrem Bette sich aufrichtend; „das war eine lange, schwere Nacht! Wie fest, mein Kind, hast Du geschlafen!“

„O, ich war auch öfter wach,“ erwiederte Agnes, „und habe immer gehört, wenn die Mühle klingelte und der Vater Frucht aufschüttete. Aber Herr Berthold muß gewiß gut geschlafen haben, denn drüben regte sich nichts. Jetzt ist er schon unten beim Vater und sieht zu, wie viel Mehl die Nacht ausgebeutelt wurde; er meint, es wäre wenig und man müßte den Stein schärfen.“

„Gehe hinunter, Agnes, und besorge für ihn das Frühstück, unterdessen werde ich aufstehen,“ sagte Frau Adelheid mit sichtbar erheiterter Miene. Der helle Tag hatte die schauervollen Nebelgebilde der Nacht verscheucht, der ruhige Verlauf derselben ihre Angst als grundlos dargestellt, sie fühlte sich trotz der durchwachten Stunden der Qual und Sorge wunderbar gestärkt und beruhigt.

Angekleidet trat sie an das offene Fenster und blickte hinaus in das frische Leben der Natur, in das duftige Grün, über Büsche und Wiesen, die in Thauperlen prangten. O wie schön war der Tag! wie heiter lächelte die Sonne herab vom wolkenlosen Himmel! Die sichtbare, die wirkliche, lebendige Welt, welchen Gegensatz bildete sie zu den phantastischen, wesenlosen Schöpfungen einer in mitternächtiger Stunde krankhaft erregten Seele! Wie bestimmt, wie Vertrauen erweckend und heilkräftig sprach sie zum Gemüth! „Er sagte,“ sprach Frau Adelheid, gen Himmel blickend, „so gewiß dort die Sonne jetzt den Tag mitnimmt und morgen ihn wiederbringt, so gewiß wird es auch im Herzen der Base Adelheid wieder Tag werden und ihre Furcht und ihre Trauer schwinden! Das habe ich aus seinem Munde vernommen, und er schlief ruhig unter meinem Dach! — — und Pater Gordianus sagt: er ist in Spanien am Hofe des Königs, dort hat er die vierte Todsünde begangen und seine Zeit ist um! Wie soll ich das reimen? — — Tag werde es wieder in meinem Herzen? Ist mir doch, als wolle er anbrechen! — Meine Furcht und meine Trauer sollen schwinden? Ist mir doch wie Einem, der in qualvollem Traum die Stimme des Weckenden hört!“

Solches dachte und sprach sie vor sich hin, als es an der Zimmerthür pochte und auf ihr Herein! der Franziscaner Pater Gordianus eintrat.

Gordianus, einer der Mönche aus dem Franciscanerkloster zu Germersheim, denen die Pfarrverrichtungen in Stromberg und der Umgegend übertragen waren, gehörte zu jener Abtheilung der Franciscanermönche, die Observantiner hießen, einer strengern Regel unterworfen waren und, im Gegensatz zu den Conventualen, mit Verzichtleistung auf alle Bestrebungen im Gebiet der Wissenschaft und des Humanismus sich auf die Beobachtung ihrer Regeln und die Verrichtung der ihnen übertragenen geistlichen Functionen beschränkten. Er wohnte in der Probstei zu Stromberg, pflegte eifrig die Gegend zu durchstreifen und hatte bisher auf Frau Adelheid einen großen Einfluß ausgeübt. Am Morgen des Tages, an welchem Berthold in der Mühle ankam, hatte er — was wir bereits von Agnes an Berthold ausplaudern hörten — bei Frau Adelheid einen Besuch gemacht in Begleitung des Paters Vincenz, ebenfalls eines Franciscaners, der aber dem Zweige der Conventualen angehörte und nur vorübergehend in der Gegend sich aufhielt. Pater Vincenz, bekannter unter dem Namen Dr. Klinge, war jener durch seine Kenntnisse und Beredtsamkeit hervorragende Franciscaner-Guardian aus Erfurt, der von den dortigen Gelehrten beauftragt worden war, den Dr. Faust zu bekehren, mit demselben in Erfurt zu diesem Zweck eine sehr lange Unterredung hatte, aber mit seinem Versuche scheiterte. Er war jetzt zufällig auf längere Zeit zum Besuch beim Abte von Sponheim und hatte die Gelegenheit nicht versäumen wollen, das Heimathland und die Mutter des „Teufelskindes,“ gegen welches er vergeblich das Schwert seiner

Beredtsamkeit geschwungen hatte, kennen zu lernen, weshalb er denn schon mehrere Male mit Gordianus in der Mühle eingekehrt war. Auch wußte Dr. Klinge, da er durch seine Stellung und Verbindungen in den Stand gesetzt war, die Ereignisse des Tages zu verfolgen, über Dr. Faust's weitere Streiche das Neueste und Wichtigste zu berichten.

Pater Gordian aber hatte für Frau Adelheid etwas auf dem Herzen, was er am gestrigen Tage in Gegenwart seines Ordensbruders, des ihm sehr unähnlichen Dr. Klinge, nicht loswerden konnte. Er machte daher heute in aller Frühe einen abermaligen Besuch bei ihr.

„Ihr habt gestern gehört, Frau Adelheid," begann er nach kurzem Eingang — „Ihr habt es gehört von Dr. Klinge, einem über allen Zweifel erhabenen Mann — daß die vierundzwanzigjährige Dienstzeit, zu welcher sich Euer Sohn mit Brief und Siegel und seinem Blute dem Teufel verpflichtete, abgelaufen ist und nunmehr mit jedem Augenblick die Nachricht eintreffen kann, daß der Herr seinen Diener abgeholt. Die Kirche hat zu seiner Rettung ihre Mittel längst erschöpft; er geht ein in die ewige Verdammniß. Euch aber, der Mutter des Verfluchten, Euch, dem unschuldig-schuldigen Werkzeuge der höllischen Macht, steht noch vielleicht nur auf kurze Zeit ein Gnadenpförtlein offen, dem Fluche zu entfliehen, der von ihm nach Euch zurückgreift. Denn wie ein himmlischer Segen, so wirkt auch ein Fluch vom Sohne rückwärts auf seine Erzeuger; zum Beweise diene Euch die Allerseligste der Mütter. Aber ich habe Euch oft gesagt, daß der Himmel seine Gnade nicht wegwirft, sie will mit Opfern erworben, sie will erkauft sein! — Hier, unterschreibt diese Urkunde!"

Frau Adelheid, des Lesens kundig und noch im Stande, ohne Brille die Buchstaben zu entziffern, nahm die Schrift und las: „Dem Kloster des heiligen Franciscus zu Germersheim schenke ich den jährlichen Ertrag der mir zustehenden Wälder auf dem Canterich und gelobe dahin zu wirken bei meinem Stiefenkel, daß auch nach meinem Tode diese Schenkung für alle Zeiten in Kraft bleibt."

Frau Adelheid, in ungewöhnlichem Grade zum Widerstand gestärkt, hatte den Muth, die Schrift mit den Worten zurückzugeben: „Der Ertrag jener Wälder kommt nicht mir, sondern meinen Angehörigen, meinen Verwandten, zu Gute; ich kann nicht darüber verfügen; auch kann ich mich nicht dazu verpflichten, meinen Stiefenkel zu bewegen, die an sich schon so sehr geschmälerten Güter seines Hauses noch mehr zu schmälern."

„Also Ihr habt vergessen," erwiederte Gordianus ruhig, „welches der Ertrag jener Wälder für Euch war? vergessen, daß dort heute vor vierundzwanzig Jahren Euer Sohn seine Seele verpfändete und sie heute auch, da die Zeit um ist, dem Teufel, seinem Gläubiger, abliefern wird?"

In diesem Augenblick trat Agnes ein.

„Base," sagte sie diensteifrig, „soeben ist Herr Berthold mit dem Vater fortgegangen hinaus nach dem Canterich, die Eichen zu besehen. Er wollte Euch nicht Adieu sagen, weil Besuch bei Euch wäre, und drängte den Vater, weil es ihm sehr pressire."

Da überfiel es wie ein Ungewitter die arme Frau; sie zitterte und bebte an allen Gliedern; die Angst erstickte jede andere Empfindung.

„Helft mir, helft mir, ehrwürdiger Vater!" rief sie aus wie in Verzweiflung.

Gordian legte ihr die Urkunde vor und stellte ein Schreibzeug daneben, was er bei sich zu führen pflegte. Zitternd nahm sie die Feder, starrte lange vor sich hin, schlug sich dann mit der Linken an die Stirn und sagte endlich wehmüthig, den Blick erhebend: „Nein, nein, denn es gilt ja nicht Dich, mein Sohn, und Deine Rettung; es soll ja nur um meinetwillen geschehen!" Dann legte sie die Feder entschlossen nieder und gab dem Mönch das Pergament zurück.

„Gönnt mir noch einige Zeit," bat sie ihn, „und kommt an einem andern Tage wieder!"

Gordianus war klug genug, einzusehen, daß er jetzt nichts mehr ausrichten werde. Er wandte seinen Blick nach Agnes, die erschrocken, mit halbgeöffnetem Munde, dastand. Er faßte das blühende Mädchen, dessen voller, reizender Wuchs die Jungfrau, dessen harmlos offener Blick das Kind andeutete, scharf in's lüsterne Auge.

„Was erzählst Du von Herrn Berthold? wer ist er?" fragte er Agnes.

„Er ist Jäger; vom Herzog gesandt, die Forsten zu untersuchen," fiel Frau Adelheid ein. „Er wohnt hier," fügte sie zögernd hinzu, „mit Vorwissen des Pater Bruno."

„Ihr habt wenig Ursache, Frau Adelheid, fremde Leute in Euer Haus aufzunehmen!“ sagte, die Stirn runzelnd, Gordian und empfahl sich. Agnes gab ihm auf den Wink der Frau Adelheid das Geleit bis an die Hausthür. „Daß Du mir Alles erzählst, was im Hause vorgeht, Agnes,“ sagte er unterwegs, ihr in die Wange kneifend; „Denn Du weißt, mein Kind, um was es sich handelt, und bist alt genug, einzusehen, in welchen Gefahren Ihr Alle schwebt.“

Agnes antwortete nicht, als er ihr aber aus den Augen verschwunden war, fuhr sie mit der Hand über die Wange und machte mit kindischer Geberde ihm eine Faust nach.

Zwischen Furcht und Hoffnung, gehoben und niedergedrückt von den entgegengesetztesten Gedanken, brachte Frau Adelheid den Morgen zu. Als es aber Mittag wurde und von den Fortgegangenen noch Keiner zurückkehrte, steigerte sich ihre Angst von Secunde zu Secunde. Endlich hörte sie unten ein Geräusch; Stumpf kam — allein zurück. Er begab sich sogleich zu ihr.

„Wo ist Ge — Herr Berthold?“ fragte sie mit einer durch die Aufregung halb erstickten Stimme.

„Nach Stromberg ist er auf dem nächsten Wege über's Gebirge; er habe dort heute Mehreres zu thun und werde schwerlich viel vor Abend zurückkommen, soll ich Euch sagen,“ gab Stumpf zur Antwort.

„Hast Du mit ihm den Canterich verlassen?“

„Freilich, und schon lange. Wir waren dort bald fertig. Das ist ein Mann, der sein Fach versteht; jedem Baum sieht er beim ersten Blick sein Alter an und wie viel er taugt. Die Eichen, die gefällt werden sollen, waren bald ausersehen. Darauf machten wir zusammen einen weiten Weg über Berg und Thal nach Dachsweiler zu. Ueberall hat er Steine zerhauen mit einem Hammer, den er aus der Tasche holte, und wollte ihnen ansehen, ob sie Eisen enthielten; auch hat er einige in die Tasche gesteckt, und die Blumen und Kräuter, die da standen, untersuchte er und kannte sie wie ein Doctor. Als wir wieder in's Thal kamen, trennten wir uns.“

Das einzig Beruhigende in den Mittheilungen Stumpf's für Frau Adelheid war, daß ihr Sohn mit Stumpf den Canterich verlassen hatte. Alles Uebrige war eher geeignet, ihre Besorgnisse zu vermehren als zu vermindern. Doch als Agnes so gänzlich unbefangen sagte: „Ich werde Herrn Berthold vom Mittagsessen aufheben, wenn er auch noch so spät heimkommt,“ da gewann sie unwillkürlich und gleichsam angesteckt von der natürlichen Zuversicht des Mädchens wieder einige Fassung und wartete still die Zeit ab.

Unterdessen verfolgte Faust-Berthold seine Zwecke in Stromberg, wo er länger aufgehalten wurde, als er gedacht hatte. Diese Zwecke waren zunächst, sich bei dem dortigen kurpfälzischen Amtmann zu präsentiren und ihm sein durch Franz von Sickingen bei dem Herzog von Simmern ausgewirktes Beglaubigungsschreiben vorzulegen; sodann mit dem Amtskeller wegen verschiedener Pläne und neuer Anlagen auf gewerblichem Gebiet in Verbindung zu treten.

Als er jetzt nach so vielen Jahren zum ersten Male wieder den engen, zum Theil von starren Felsen umragten Thalkessel betrat, in welchem das Städtchen lag, und der daraus emporragenden Burg ansichtig wurde, wo einst seine Väter schalteten und auch er einen Theil seiner frühesten Jugendjahre zugebracht hatte, da kam es ihm vor, als müßte, sowie er jede Straße, jeden Erker und Giebel als bekannt begrüßte, auch ihn Alles wieder erkennen, die Sicherheit, womit er bis jetzt auftrat, die Ueberzeugung, als Fremdling hier unbehelligt verkehren zu können, wollte ihn fast verlassen und mit einer gewissen Scheu, die ihm sonst völlig fremd war, verfolgte er den Weg nach der Burg, wo der damalige Amtmann, Johann von Schönberg, wohnte. Doch da die Menschen, die ihm begegneten oder aus den Fenstern neugierig nachblickten, einer ganz andern, ihm völlig fremden Generation angehörten, gewann er wieder die alte Fassung und ging muthigen Schrittes weiter.

„Herr Berthold!“ rief es mit einem Male hinter ihm. Er kannte die Stimme, doch wußte er sie nicht sogleich unterzubringen. Etwas betroffen blieb er stehen und sah sich um. Da trat aus der Pforte eines zur Caplanei gehörigen Nebengebäudes Bruno, der Dominicaner.

„Es ist mir lieb, Euch heute zu treffen, Herr Berthold,“ sagte der Mönch, dicht zu ihm herankommend; „ich hätte Euch etwas

mitzutheilen; wenn es Euch nichts verschlägt, tretet einen Augenblick bei mir ein."

„Ich wollte zum Amtmann," erwiederte er.

„Dachte mir's — Euch bei ihm zu legitimiren — er hat neuerdings von Kurpfalz den gemessensten Befehl erhalten, gegen Fremde auf der Hut zu sein, wären sie auch noch so gut empfohlen. Vielleicht kann ich Euch hierbei von Nutzen sein. Ihr wißt, daß auch hier die neuen Ketzereien spuken!"

Berthold trat mit ihm in die Herberge.

„Laßt Euch nieder, Herr Berthold," sagte Bruno, als sie sich in einem sehr wohnlich und bequem eingerichteten Zimmer befanden, „und gönnt einem beschränkten Mönche die Ehre, den Dr. Johann Georg Sabellicus Faust, den Schwarzkünstler, den weltbeschrieenen Teufelsbeschwörer und Hexenmeister, einen Augenblick unter seinem Dache zu besitzen."

Faust-Berthold, der bereits seit seiner gestrigen Unterredung mit Bruno nicht mehr im Zweifel war, von diesem erkannt zu sein oder bald erkannt zu werden, auch schon vor seiner Ankunft im Guldenbacher Thale beschlossen hatte, vor ihm, den er hier wußte, die Maske abzunehmen, verbeugte sich auf diese Anrede mit einem angenommenen, ihr entsprechenden komischen Pathos und sagte: „Hast Du einen Wunsch auf dem Herzen, Mönchlein, so thue mir dessen Bekenntniß, ich habe Macht, ihn zu erfüllen!"

„Wohlan!" antwortete Bruno, nahm ein Stück Kreide, zog damit einen Kreis um Faust, entfernte sich einige Schritte von ihm und sagte: „Komme zu mir, ohne diese Linie zu überschreiten!"

„Du verlangst Großes!" antwortete Faust, den Kopf zurückwerfend, mit der Miene eines Erschrockenen. „Doch es sei Dir gewährt!"

Darauf bückte er sich, wischte mit Speichel einen Theil der Linie aus und trat zu Bruno.

Bruno lächelte, schüttelte ihm wie zum Willkomm die Hand und sagte: „Ihr habt mich, wenn ich nicht irre, und ich Euch verstanden. Aber wenn auch die zwischen uns bestehenden äußern Schranken sich so leicht wie diese Linie wegräumen ließen, glaubt Ihr, daß dies mit den innern unsichtbaren, die uns trennen, eben so leicht geschehen könnte?"

„Es käme auf den Versuch an," antwortete Faust, indem er die Rolle des Zauberers nebst jener wahrhaft dämonischen Machthabergeberde, die ihn bei seinen Künsten draußen in der Welt so wirksam unterstützte, wieder ablegte.

Bruno eröffnete ihm nun, daß er schon am gestrigen Tage in dem Boten und Genossen des Sohnes der Frau Adelheid den Sohn selbst halberweise vermuthet habe, in seiner Vermuthung aber heute bestärkt worden sei durch einen Brief Ulrich's von Hutten, worin ihm mitgetheilt werde, Faust suche unter Sickingen's Schutz eine Zuflucht in seiner Heimath.

„Ich hielt nun für nöthig," sagte er weiter, „Euch so bald wie möglich davon in Kenntniß zu setzen, daß Dr. Klinge, der große Orthodoxe, sich in der Gegend umhertreibt. Wie lange ist es, daß er Euch nicht sah?"

„Etwa neun Jahre," antwortete Faust; „seit unserm Streit in Erfurt."

„So würde er Euch gewiß erkennen?"

„Ohne Zweifel."

„Und Euch Euern Aufenthalt, wo nicht unmöglich machen, doch erschweren."

„Ein Zusammentreffen mit ihm werde ich gern vermeiden," erwiederte Faust, ohne das geringste Zeichen von Unruhe; „denn ich bin nicht mit dem Plan in dieses Thal gekommen, alte Händel zu erneuern; die Schaubühne der Welt habe ich verlassen, nicht um in einem Winkel Possen aufzuführen; doch würde ich seine Begegnung nicht fürchten, wenn sie nicht vermieden werden könnte. Klinge ist fromm, nicht fanatisch, nicht falsch; er würde, durch mich selbst über mich aufgeklärt, der Wendung in meinem Wandel seine Zustimmung geben, keinen Lärm schlagen. Er würde den Dr. Faust in Berthold, dem Pfalz-Simmer'schen Förster, vergessen."

„Da traut Ihr ihm mehr zu als ich," entgegnete Bruno; „er war noch gestern kurz vor Eurer Ankunft in der Mühle, um die Mutter des Löwen, der seinen Pfeilen widerstand, kennen zu lernen und möglicher Weise ebenfalls auf's Korn zu nehmen. Es geleitete ihn Gordian, der Observantiner aus Germersheim, der Euch mit Halleluia auf den Scheiterhaufen führt, wenn Ihr ihm verrathen werdet. Zwar glaubt Klinge, auf Grund der Berichte, die er aus der Ferne über seinen unvergeß-

lichen, stets mit Interesse verfolgten Gegner erhält, Ihr wäret jetzt in Spanien und täglich in Erwartung, von Eurem guten Freund Satan abgeholt zu werden. Klinge muß ausgezeichnete Quellen haben, denn er weiß bis in's Kleinste, wie es dort am Hofe König Karl's um Euch steht. Allerdings wird Euch hierdurch Euer hiesiges Incognito erleichtert. Aber mich will doch bedünken, Ihr würdet, wenn Ihr ihm jetzt im Guldenbacher Thale begegnetet, schwerlich ein Zaubermittel bei der Hand haben, um ihn bei jenem Glauben zu erhalten."

„Bei Menschen seines Schlages," antwortete Faust, in Gedanken versunken, „ist oft das Glauben stärker als das Wissen. — Lassen wir ihn, ich fürchte ihn nicht. — Doch die Zeit drängt mich; ich muß auf die Burg und heim in die Mühle, wo man mich mit Unruhe erwartet."

„Habt Ihr Eure Mutter wiedergewonnen?" fragte Bruno, als habe er errathen, was Faust bewegte.

„Noch nicht, doch hoffe ich, daß es mir gelinge."

„Ich habe sie geschützt, ohne daß sie es weiß," versetzte darauf Bruno; „sie wäre sonst untergegangen unter Gordian's gesalbten Händen, obgleich sie mehr Kraft besitzt, als viele Ihresgleichen. Doch Ihr eilt — Nehmt dieses Schreiben von mir mit auf die Burg; es wird Euch beim Amtmann Euer Geschäft erleichtern."

Faust nahm das Papier, reichte Bruno mit einem freien, festen Blick die Hand und sagte: „Die äußern Schranken zwischen Euch und mir sind durchbrochen; die innern, vermuthe ich, sind nicht so unüberwindlich, wie Ihr denkt, doch müssen wir Beide Hand anlegen. Hört dies Eine zu Eurer Orientirung: mein bisheriges Leben gibt keinen Maßstab für mein bisheriges Streben. Auch ich wollte schwimmen gegen den Strom der Zeit, wurde aber von ihm getragen, wohin seine Fluthen sich wälzten, diese Fluthen, die durch menschlichen Widerstand so wenig sich stören lassen, wie der Umlauf der Erde um die Sonne. Aber ich bin ihrer Strömung ein stehendes Wahrzeichen geworden: Faust wird bleiben neben Berthold, ja diesen vielleicht lange überleben! — Für heute lebt wohl!"

Damit entfernte er sich.

„Noch haben wir uns nicht verständigt," sagte Bruno vor sich hin, als er allein war; „ein Wahrzeichen wäre er geworden? ein Wahrzeichen des Wahns? des steigenden oder des fallenden? — —"

Nach mehrstündigem Aufenthalt theils auf der Burg beim Amtmann, wo ihm die Empfehlung Bruno's gute Dienste that, theils beim Amtskeller, theils in einer Fremdenherberge, wohin er von Bacharach aus über Bingen sein Reisegepäck dirigirt hatte, trat Faust den Rückweg nach der Mühle an.

Langsam, fast unerträglich langsam ging Frau Adelheid der Tag hin; die Minuten wurden ihr zu Stunden. Unter der hohen und breitgeästeten Eiche, die rechts neben der Einfahrt zur Mühle stand und mit ihren Zweigen einen Theil des Daches verdeckte, saß sie jetzt am späten Nachmittage. Der Baum war uralt; in seinem Schatten hatte auch sie als Kind gespielt; auf der Steinbank, auf welcher sie jetzt saß, hatte sie auch als Jungfrau gesessen, wenn Ritter Wohlfried Faust auf der Straße sie grüßend vorüberzog; hier in nächtlicher Stunde hatte er ihr Herz gewonnen, hatte der stolze Burgmann von Stromberg der niedrigen Müllerin den Eid geschworen, sie zur Gattin zu erheben. Auch jetzt saß sie da und schaute über die Wiese und die von der Stadt herführende Straße mit pochendem Herzen nach dem Sohne, wie einst nach dem Vater.

Nur Agnes war noch in der Mühle und ein armer Bursche aus Dichtelbach, der, wenn Stumpf auf's Feld mußte, das Mahlen besorgte; die Andern waren Alle draußen mit der Heuernte beschäftigt.

Agnes wirthschaftete im Haus und im Garten, an dem der Bach hinfloß, an der Wäsche. Gleichwohl kam sie öfters heraus vor den Hof, um nach der Base zu sehen, deren ganz ungewöhnliche Aufgeregtheit, die sie sich freilich aus der so entsetzlichen Bedeutung des heutigen Tages erklärte, sie mit Theilnahme und Sorge erfüllte. Doch warum sie mit solcher Unruhe der Rückkehr des Herrn Berthold entgegensah, konnte sie nicht begreifen.

„Base," sagte sie, als sie sich wieder in ihrer Nähe etwas zu thun gemacht hatte, „Ihr denkt gewiß, Herr Berthold habe sich verirrt, weil er die Wege durch's Gebirge noch nicht kennt? — Er scheint ein guter Mann zu sein; ich fürchte mich gar nicht, wenn ich allein bei ihm bin; noch eher fürchte

ich mich beim Pater Gordianus; Herr Berthold hat auch ein ganz anderes Gesicht; man sieht ihm an den Augen an, daß er Niemandem was zu Leide thut."

„Bleibe hier bei mir, Agnes," gab hierauf Frau Adelheid zur Antwort, deren Herz von diesen Worten so wehmüthig zugleich und freudig bewegt wurde; „ich will Dir von meinem Sohn erzählen."

Agnes setzte sich mit der Arbeit zu ihr.

„Siehe, er war in dem Alter von neun Jahren," sagte sie, eine Thräne unterdrückend, „als er schon hinaus in die Welt mußte. Sein Vater wollte, daß er Geistlicher werde; — so kam er nach Knittlingen im Schwäbischen, welches damals noch kur-pfälzisch war; dort wohnte ein Verwandter, der auch Faust hieß; — in dessen Haus wurde er aufgenommen und erhielt den ersten Unterricht von den gelehrten Mönchen des Klosters zu Maulbronn, das in jener Gegend liegt."

„Das habt Ihr mir schon einmal erzählt, Base," fiel Agnes ihr in's Wort, „und wie er dort die andern Schüler alle im Lernen überholt hat."

„Und wie sie ihn dort Alle gern hatten, weil er sich gegen Alle so treu und liebevoll betrug," fuhr Frau Adelheid fort, „und als er uns einmal in Stromberg besuchte, sich schon mit dem Caplan auf Lateinisch disputiren konnte. Von da kam er auf die Hochschule nach Heidelberg; da ließ er es aber nicht bei der Theologie bewenden; da studirte er alle andere Gelehrsamkeit und das, sagten sie, wäre sein Verderben gewesen. Als er in Heidelberg fertig war, besuchte er uns wieder, und damals wäre das mit ihm vorgefallen im Wald auf dem Canterich, erzählten sie mir, denn ich habe nichts gemerkt und hatte keine Ahnung davon. Nun aber starb der Vater und er zog fort, weit fort, sie sagten nach Krakau, wo er böse Gesellen antraf; die trieben zusammen" — das Wort wollte ihr nicht über die Lippen — „Schwarzkunst und er bekam einen Ruf in der Welt und gab sich den Namen Sabellicus. Doch Franz von Sickingen, der Oberamtmann von Kreuznach, der ihn schon von Knittlingen her kannte und ihm hoch gewogen war, wirkte ihm wegen seiner großen Wissenschaft die Rectorstelle an der Schule zu Kreuznach aus, wo er in hohem Ansehen stand — — das sind schon an die sechzehn Jahre her. Von dort ist er wieder weggegangen; Pater Bruno vertraute mir, weil er verfolgt wurde von den Kreuznacher Mönchen und dem Abt von Sponheim; denn er habe mehr gewußt als sie. Jetzt, o Gott" — vor innerer Bewegung versagte ihr fast die Stimme — „jetzt verschwand er und ich hörte seitdem nur —"

„Base," unterbrach sie Agnes, „wir müssen hineingehen, es gibt ein Gewitter; hörst Du, wie's donnert?"

Schwarze Wolken, wie die Schwüle des Tages es erwarten ließ, hatten den nordwestlichen Horizont des engbegrenzten Thales umzogen und die Sonne verdunkelt; dumpf rollte der Donner und schon begannen einzelne Regentropfen zu fallen. Der Glaube war damals allgemein, daß die Gewitter ein Werk des Teufels oder seiner irdischen Helfershelfer, der dem Teufel verbündeten Hexen und Wettermacher, wären. Man pflegte bei ihrem Herannahen in Städten und Dörfern mit allen Glocken zu läuten, um die Heiligen gegen die Gewalt der Hölle aufzubieten. Wo es einschlug, selbst in Kirchen und an Altären, da wollte man in der Regel gesehen haben, wie der Böse in Gestalt eines schwarzen Hundes davonschlich, und der Schwefelgeruch, als Mitgabe aus seiner mephitischen Heimath, galt für den sichersten Beweis seiner persönlichen Nähe.

Frau Adelheid, obgleich in solchen Anschauungen aufgewachsen, hatte sich nie viel Kopfbrechens darüber gemacht und vor ihren störenden Wirkungen auf's Gemüth schützte sie ihr gesundes Naturell, ihre mit dem abergläubischen Hang im Gegensatz stehende Neigung zu Allem, was faßbar und verständlich war. Entlud sich ein Gewitter, so betete sie, wie die Andern, erfreute sich aber zugleich an den sichtbaren Folgen desselben, der wohlthätigen Abkühlung und Erfrischung, ohne über Anderes nachzugrübeln.

Doch heute war es anders.

„Agnes," sagte sie, „ich gehe nicht in's Haus; drinnen ist mir's zu dumpf und beengt; Du mußt aber hier bei mir bleiben; wir sind ja unter dem Baume ganz geschützt vor dem Regen."

Agnes rückte näher zu ihr unter die Wölbung der stämmigen Aeste. So saßen sie, die Hände gefaltet, traulich und dicht aneinandergeschmiegt.

Da kam der Mühlbursche heraus aus dem Hofe.

„Agnes, Du mußt mir helfen, die große Schleuse aufziehen, ich zwinge es nicht allein! Es muß droben entsetzlich geregnet haben.“

„Kommt das Wetter näher?“ fragte Frau Adelheid.

„Es hängt gewiß schon eine halbe Stunde über dem Canterich und kann nicht weiter. — Agnes, eile Dich, sonst kommt das Wasser in's Haus; der Mühlenkandel läuft schon über!“ rief der Bursche und verschwand.

Agnes, die in diesem Augenblick höchst ungern die Base verließ. folgte ihm, da Gefahr im Verzug war.

Frau Adelheid war allein.

Finsterer wurde das Thal, dichter strömte der Regen, die Wasser braussten nieder von den Höhen, Wirbelwinde stürmten dahin und dumpf hallte der Donner unablässig aus der Ferne.

„Es hängt über dem Canterich und kann nicht weiter!“ wehklagte Frau Adelheid. „Er hat sich getrennt von seinem Begleiter, um allein dahin zurückzukehren — seine Rede war Lüge, meine Hoffnung Lüge, mein Vertrauen Sünde! — — die Nacht kommt — seine ewige Nacht! — der Böse ist ein Gewaltiger, ein Unerbittlicher — Er dort — mit ihm allein! — Herr, himmlischer Vater, wo bist Du? Hast Du kein Erbarmen — kein Erbarmen. —“

So litt, so betete sie, und ihre Seele sank unter in Schmerz und Grauen.

Da knallte eine Peitsche in ihrer Nähe. Sie fuhr empor; sie sah einen Wagen halten auf der Straße; zwei schwarz verhüllte Männer standen dabei; der Eine verließ den Andern und näherte sich ihr; den Regenmantel vom Haupte zurückschlagend, trat er dicht heran.

„Georg!“ lispelte sie zitternd.

„Ich bin es, Mutter.“

„Wer ist der Andere?“

„Ein Fuhrmann, dem ich in Stromberg meine Habe aufgeladen, die ich dahin hatte senden lassen.“

„Georg, Du bist es? — aber wer ist der Andere?“

„Es ist ein Mann, der, wie ich sage, nach Simmern fährt und meine Sachen bis hierher mitnahm — doch warum so allein hier, Mutter, bei diesem Wetter?“

Der Regen hatte nachgelassen, die Finsterniß schwand. Frau Adelheid, wie zu sich kommend aus einer Ohnmacht, ließ schweigend ihren Blick auf dem Sohne ruhen.

„Mutter, verzeiht!“ sagte dieser; „Geschäfte und der Regen haben mich länger aufgehalten als ich glaubte. Doch das Wetter ist vorüber; über die Höhe zog's nach dem Rhein und ließ unserm Thale nur seinen Segen. — Erhebt Euch von dem feuchten Sitze! Oben aus dem geöffneten Fenster erfreut Euch des schönen Abends, der auf das Ungewitter heute noch folgen wird!“

Sie ließ sich von ihm an der Hand fassen und in's Haus geleiten.

Ein Reisekoffer und eine große hölzerne Kiste wurde von dem Wagen in das Haus und in Herrn Berthold's Zimmer unter dessen Leitung geschafft.

Stumpf kehrte heim mit seinen Leuten. Ein schwer beladener, mit Ochsen bespannter Heuwagen, der noch vor dem Regen hatte geladen werden können, knarrte langsam in den Hof. An die Stelle der unheimlichen Einsamkeit trat ein geschäftiges, munteres Leben in und außer der Mühle. Agnes war um Herrn Berthold thätig, half ihm bei der neuen Einrichtung seines Gemaches und trug seinen nassen Mantel, der in Frau Adelheid jenes fast tödtliche Grauen verursacht hatte, auf den Hof, um ihn dort auszuspannen, damit er wieder trockne. Sie ging ab und zu, während Berthold später bei Frau Adelheid weilte und ihr erzählte, wie er die Eichen auf dem Canterich gefunden, worin seine Geschäfte in Stromberg bestanden und wie er mit dem dortigen Keller einig geworden, daß dieser ihm trocknes Holz zum sofortigen Umbau der Mühle und vielleicht noch andern Bauunternehmungen liefere, wofür er später eine entsprechende Anzahl der zu fällenden Eichen als Ersatz erhalten solle. Er vermied es geflissentlich, ihr in die düstere Sphäre qualvoller Betrachtungen zu folgen oder aufwallende Besorgnisse durch Vernunftgründe und Ermahnung zu beschwichtigen. Sein auf die Geistesfrische der Mutter sich stützender Plan war, Thatsachen sprechen zu lassen und den Erfolg von der siegreichen Gewalt der unleugbaren sinnlichen Wahrnehmung gegenüber den Geburten der Phantasie abzuwarten.

Als er ihr eine gute Nacht wünschte, sagte sie leise: „Georg, noch sind einige Stunden übrig bis Mitternacht, und Du gehst so ruhig! Auch ich will nicht verzagen!"

Am folgenden Morgen erwachte sie aus einem tiefen, erquickenden Schlafe heiter und wie neu geboren.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Schiff und deutsche Flotte im Mittelalter.

Von Johannes Falke.

Zu den schlimmsten Fehlern des deutschen Volkes, an denen jeder Einzelne von uns mitzutragen hat, gehört, daß wir bei Allem, was als eine Nothwendigkeit für das Ganze, als eine unentbehrliche Lebensbedingung desselben verlangt wird, zuerst die Frage aufwerfen, ist es denn überhaupt nur nöthig, was Ihr verlangt? — und dann alles nur mögliche wissenschaftliche Material herbeischaffen, alle nur möglichen Mittel der Rhetorik und Polemik aufbieten, um dafür und dagegen zu beweisen, um die „öffentliche Meinung" zu bearbeiten und zu gewinnen, und ist dieses Alles endlich geschehen, so bleibt es leider dennoch beim Alten. Wie viel haben wir nicht gestritten und wie viel streiten wir immer noch über die Frage der politischen Einigung, und je mehr wir darüber streiten, um so weiter entfernen wir uns von der Lösung derselben! Und die deutsche Flotte — wie Viele sind selbst unter denen, die einen Beitrag für dieselbe gezahlt haben, welche rundheraus dieselbe für entbehrlich, überflüssig, schädlich und zum mindesten höchst lästig erklären! Nachdem das Reich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die deutsche Seemacht hat verkommen und vergehen lassen, hat das Volk des neunzehnten Jahrhunderts das Bewußtsein von der Nothwendigkeit derselben verloren, und da nun in der Gegenwart sich die Wünsche und die Hoffnungen auf eine deutsche Seemacht regen, muß wieder Scharfsinn und Gelehrsamkeit nach allen Richtungen aufgeboten werden, um klar zu machen, was man wünscht, sei eben ein Unentbehrliches. Ich will nicht die Reihe der Schriften, welche mit bestem Willen und Wissen für die deutsche Flotte der Zukunft kämpfen, durch eine neue vermehren, ich will nichts als in aller Kürze auf die Jahrhunderte zurückweisen, welche eine deutsche Seemacht in den nordischen Gewässern erlebten, die dem Norden Europa's Gesetze und den einzelnen Reichen den Gang ihrer innern und äußern Politik vorzuschreiben vermochte, in ihren Bestandtheilen, von dem ersten unscheinbaren Anfang bis zu ihrer Vollendung im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert durchaus ursprünglich und folgerichtig dem deutschen Geiste und der deutschen Kunstfertigkeit entwachsen und in der technischen wie politischen Entwicklung ein getreues Spiegelbild alles dessen ist, was auf dem Festlande in verwandten Richtungen und Gebieten sich herausgebildet hatte. Die Kriegs- und Handelsschiffe, die wir jetzt in ihrem eben so riesigen wie vollendeten Bau anstaunen, sind bis auf das, was durch die Anwendung des Dampfes sich von Neuem umgestalten mußte, wesentlich deutscher Art, hervorgegangen aus den Schiffsformen, welche durch die deutschen Schiffswerfte im Mittelalter im Gegensatz zu den romanischen Galeerenformen zuerst in den nördlichen, dann in allen Gewässern Europa's, endlich in allen Welttheilen die herrschenden geworden sind. Ohne die Entwicklung eines deutschen Kriegsschiffes und einer deutschen Kriegsflotte im Mittelalter wäre die Entwicklung einer gegenwärtigen deutschen Seemacht gar nicht denkbar; jene war eine nothwendige und hauptsächliche Vorstufe zu dieser, — doch leider haben wir bis jetzt nur ein Material zur Ausbildung geliefert, ohne von der Ausbildung selbst für uns gewonnen zu haben.

Bis in die ältesten Zeiten einer germanischen Geschichte sind uns Denkmale von deutschem Schiffbau und deutscher Seekunde erhalten. Wir haben Steindenkmale, denen die ältesten germanischen Bewohner des Nordens mit roher Kunst die Bilder ihrer Schiffe, welche sie von den südlichen Ostseeküsten nach Scandinavien hinüberführten, eingegraben haben. Die älteste germanische Mythologie braucht Schiffe zur Ausstattung ihrer mächtigsten Götter. Das mythische Schiff Naglfar war aus den Nägeln aller Todten gemacht und Frey's Schiff Skilbladnir von den Zwergen so kunstreich gefertigt, daß es

stets den günstigsten Wind hatte, sobald es die Segel aufzog, und zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt werden konnte, obwohl alle Götter darin Platz fanden. Auch Balder, der lichtschöne Gott, ließ sich auf seinem Schiffe Hringborni verbrennen, da er den unvermeidlichen Tod herankommen fühlte. Tacitus berichtet uns von den Schweden, daß sie zur See mächtig gewesen seien und ihre Schiffe mit großer Kunst für die Scheeren berechnet hätten; sie waren ohne Segel und mit beweglichen Rudern, die bald auf die eine, bald auf die andere Seite eingesetzt wurden. Die alten Sagas sind voll von Nachrichten über germanische Schiffe und Flotten, und grade jene Zeiten, welche auf wilden abenteuerreichen Zügen zu See und Land diese kampferfüllten Lieder erzeugten, gaben zuerst Anstoß und Gelegenheit zu einer großartigeren Ausbildung des germanischen Seewesens. Kriegs- und Handelsflotten germanischer Stämme belebten damals die nordeuropäischen Gewässer mit einer Anzahl und Ausrüstung von Schiffen und Mannschaft, die auch heute noch neben den Flotten der nordischen Seemächte Achtung gebieten können. Knut der Große fuhr mit nicht weniger als 1000 großen Schiffen nach England, Knut Sweinson mit 1200 Schiffen nach Norwegen und Harald Gormson, der König von Dänemark, landete nach derselben Saga mit 700 Schiffen bei Wik. Die kriegerischen Bewohner der Jomsburg, die Jomswikinger, hatten allein 180 Schiffe, und in Norwegen, wo alle dem Meere angrenzenden Fylken ihren gesammten Verkehr untereinander nur zur See betrieben, stellten die Landschaften des einen Gulathings 280 große Schiffe als Kriegsaufgebot.

Karl der Große — um auch von der ältesten Seemacht des deutschen Reiches zu berichten — rüstete, wie uns Einhard erzählt, zum Kriege gegen die Normannen eine Flotte und ließ dazu in den Ausmündungen aller gallischen und deutschen Flüsse, die in die Nordsee strömen, Schiffe erbauen. Um die unaufhörlichen Raubzüge der schweifenden Normannen von den Küsten fernzuhalten, legte er in diese Häfen und Flußmündungen Schiffsgeschwader und Wachtposten und dehnte diese Einrichtungen bis an die Küsten Italiens aus, die in gleicher Weise von maurischen Seeräubern gefährdet wurden. Im Jahre 811 finden wir den Kaiser in Ganda (Gent), um die hier für diese Flotte gebauten Schiffe selbst zu besichtigen. Dieselbe Sorgfalt hatte Ludwig der Fromme für die an den nördlichen Küsten des Frankenreiches gegen die Normannen erbaute Küstenflotte, und in den südlichen Theilen seines Reiches ließ er Schiffe bauen, die in vier Theile zerlegt und auf Kamelen fortgeschafft werden konnten. Auch die mecklenburgischen Obotriten besaßen damals eine Flotte von mehr als 200 Schiffen. Die deutschen Geschichtschreiber des elften und zwölften Jahrhunderts, Adam von Bremen, Helmold, der Geschichtschreiber der Slawen, und Arnold von Lübeck, geben uns über die deutsche Schifffahrt manche sehr werthvolle Nachrichten, welche von der Vertrautheit der norddeutschen Küstenbewohner mit dem Meere genügende Beweise enthalten. So erzählt uns Adam von Bremen unter Anderem, wie in den Zeiten vor ihm einige adlige Männer aus Friesland auf einem muntern Schnellsegler von der Mündung der Weser aus gegen Norden steuerten, um zu untersuchen, ob hier wirklich, wie die Sage behauptete, unbegrenztes Meer sei. Sie segelten an Dänemark und Britannien vorüber zu den Orkaden, am eisigen Island entlang grade hinauf gegen Norden, bis sie endlich in eine so starre Finsterniß des starrenden Oceans geriethen, daß sie dieselbe kaum mit den Augen zu durchdringen vermochten. Mit Hilfe eines Meerstromes kamen sie dann unerwartet an eine Insel, welche mit den höchsten Klippen wie eine Stadt mit hohen Mauern umgeben war. Hier fanden sie Menschen wie Cyklopen, die selbst zur Mittagszeit in unterirdischen Höhlen weilten und doch unermeßliche Schätze an goldenen Gefäßen und andern Kostbarkeiten besaßen. Als die Friesen hiervon rauben wollten, wurden sie von den Cyklopen und ihren Hunden verfolgt, so daß sie nur mit großer Noth entkamen und abenteuermüde nach Bremen zurückkehrten. Derselbe Geschichtschreiber bezeichnet uns alle Fahrten und Küstenhaltpunkte, denn die Seefahrten waren mit Ausnahme solcher vereinzelten Versuche nur Küstenfahrten, rings um die europäische Küste von Danzig bis St. Jean d'Acre. Ebenso geben uns Helmold und Arnold manche Nachrichten von der Theilnahme

deutscher Schiffe und Flotten an den Kreuzzügen. Im Jahre 1147 segelte, wie Helmold berichtet, eine ganze Flotte, von Köln und den andern Rheinstädten gebildet, von der Weser nach dem Orient, blieb aber in Spanien und entriß den Mauren Lissabon. Als Akkon im Jahre 1187 belagert wurde, kamen auf einmal 50 deutsche Schiffe, welche sich auf dem Meere wegen ungünstiger Winde verspätet hatten, den Belagerten zu Hilfe. Bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts hatte sich also die deutsche Schifffahrt über alle europäischen Meere bis an die afrikanischen und asiatischen Küsten des Mittelmeeres ausgebreitet.

In den Zeiten der Völkerwanderung, bevor das Frankenreich und dessen kraftvolle Herrscher aus den Merovingern und Karolingern die schweifenden germanischen Stämme an feste Wohnsitze und ein geordnetes Staatsleben gewöhnt hatten, waren Krieg und Raub Hauptzweck und Beschäftigung der Seefahrenden, Eroberungen und Plünderungen, die sich längs der ganzen Küste des Atlantischen und Deutschen Meeres, die Ufer der Weser, Rhein, Schelde, Seine hinauf in das Innere des Frankenreiches bis über Köln und Paris erstreckten, das Ziel aller Fahrten. Friedlicher Handel und Umtausch waren selten und dienten meistens nur, die erbeuteten Kostbarkeiten gegen die Bedürfnisse des Lebens und des Luxus umzutauschen. Demgemäß waren die Schiffe gebildet. Das Ruder war noch wichtiger als das Segel, obwohl sich auch dieses schon auf allen größern Schiffen findet. Später verschwinden jene bis auf das Steuerruder von den deutschen Schiffen, und so große Bedeutung auch die zahlreiche Familie der Galeeren durch die südländischen Völker, besonders durch die italienischen Republiken gewann, so sehen wir von ihnen doch nur selten die nordischen Meere und meist nur zwischen den niederländischen und englischen Häfen befahren. Die großen Schiffe, von denen die nordischen Sagas uns erzählen, hatten bis zu dreißig Ruder, und welches Schiff mehr zählte, wurde mit besonderem Lobe erhoben. Olaf Tryggrason's Orlogsschiff Orm, das mit dem Könige selbst, seiner Frau Thyra und seinem Hunde Wigi zu den vier größten Kostbarkeiten Norwegens gehörte, hatte 34 Ruder, Sverris, des norwegischen Königs Langschiff Mariasud 33. Der etwas spätere Erling ließ zwei Ruderreihen übereinander setzen und die Ruder der obersten Reihe waren zwanzig Ellen lang; auch zog er über sein Schiff ein Verdeck so hoch, daß der größte Mann, im Kielraum aufrecht stehend, die Decke nur mit der Spitze der aufgehobenen Axt erreichen konnte. Spätere Sagas nennen solche Schiffe siebzigrudrige. Das deutsche Gudrunlied erwähnt kaum mehr der Ruder und nur, wenn das Schiff vom Lande gestoßen wird, wohl aber mit Vorliebe des Rauschens und Tosens der Segel sowie des gedielten und mit Balken befestigten Deckes, unter welchem die Kriegsrosse ihren Stallraum fanden.

Bei 30 bis 34 Rudern faßten jene Schiffe der Sagas 200 bis 280 Mann, die Kriegs- und Seedienste zugleich verrichteten und, sobald der Kampf nahte, wie auf dem Schlachtfelde ihre angewiesene Stellung erhielten. Vorn im Steven, woher und wohin der Angriff ging, stand die stärkste und auserwählte Mannschaft; hier hatte Harald Harfagr in der Schlacht bei Haferfiord seine vier besten Streiter und ihnen zunächst die vier Berserker aufgestellt. Zwischen dem Steven und dem Maste war die zweite, um den Mast herum zwischen den Ruderreihen die dritte Schlachtstellung. Im Hintertheil war das Steuerruder und der Schöpfraum, denn bei der mangelhaften Kalfaterung mußte die Mannschaft in Abtheilungen, die sich nach Stunden ablösten, mit Bütten unaufhörlich schöpfen; erst im spätern Mittelalter finden wir ein ausgebildetes Pumpwerk. Der Mittelraum, dessen Bord sich vom Vorder- und Hintersteven herabsenkte, wurde im Kampfe mit besonderen Planken und aneinander gereihten Schilden geschützt, häufig auch mit schiefgespanntem Flechtwerk zum Schutze gegen die Geschosse überdeckt. War keine Gefahr nahe, so überspannten die Schiffsleute diesen Raum mit Zelten, am liebsten mit schwarzen, die für besonders schön und kriegerisch galten. Alle Schiffe hatten nur einen Mast und ein Segel, am liebsten ein farbiges, blau, roth, grün und buntgestreift; ein schönes Segel war ein königliches Geschenk.

Dem Germanen des Nordens war sein Schiff ein belebtes Wesen, ein treuer, sinnenbegabter Begleiter. Er verglich es mit Roß und Hirsch, mit Rennthier, Bär

oder Wolf und gab ihm so viel wie möglich auch die Gestalt eines Thieres; das Vordertheil wurde dann einem Haupte, das Hintertheil einem Schweife ähnlich gebildet. Am beliebtesten waren die Drachenbildungen, die einer ganzen Schiffsgattung den Namen gaben, dann Geier-, Stier-, Menschengestalten u. a. m. Die Beschreibung des alten Englands von M. Josef Strutt enthält die Abbildung eines solchen angelsächsischen Schiffes; der sehr kurze Rumpf ist hochbordig, der vordere Schnabel zu hochgebäumtem Pferdehaupt und Nacken, den eine lange lockige Mähne ziert, ausgeschweift, dem flachen Hintertheil ist ein kurzer Schweif angesetzt. Auch diese Schiffsbilder dachte man sich belebt, schrieb ihnen böse Kräfte zu und vor Allem die Kraft, Schrecken und Furcht einzuflößen, weshalb Ulfliot, Islands erster Gesetzgeber, bestimmte, die Häupter sollten abgeschafft oder wenigstens heruntergenommen werden, sobald das Schiff sich dem Lande nähere, damit nicht das furchtbare Antlitz die Landgötter erschrecke und gegen des Schiffes Mannschaft erzürne. Vom Schiffsbilde, Drache, Schlange, Wisund, Geier u. s. w. ging Namen und eingebildetes Leben auf das ganze Schiff über. „Glück auf, Ellidi!" mahnt Frithiof in der Saga sein Schiff, „renne durch die Wogen, brich der Hexe Zähne und Stirn, Wange und Kinnbacken dem bösen Weibe und seine Füße dem Ungethüm!" Außerdem zierte man auch noch Vorder- und Hintertheil, wie auch den Rumpf und die Planken mit Ringen, Schnitzwerk, Vergoldung und Farbe; die aus dem Wasser ragenden Theile beschlug man stellenweise mit Eisen, die unter dem Wasser gehenden theerte man. Zum unfehlbaren Schutz gegen die Zauberer, die Sturm und Wetter erregten und als Ungethüme dem Kiel sich entgegenwarfen, schnitt man Runen in den Schiffskörper und brannte sie in die Ruder. „Nicht ist so steil die Klippe noch so schwarz die Welle, daß Du mit ihnen nicht unverletzt entfliehest."

Die ältesten Anker waren Senksteine, „Steurer," von einem Tau, das in einer eingeschnittenen Rinne lief, umschlungen; die ältesten Taue aus Seehundsfell, die Geschosse Steine und Balken. Begann der Kampf, so legten sich die Schiffe möglichst nah aneinander, beschossen sich mit Pfeilen und Speeren, Lanzen und Aexten und warfen schwere Steine und Balken hinüber, um das feindliche Schiff auf die Seite zu legen und das Entern zu erleichtern. Eine Schildburg mit vorgestemmten Lanzen begegnete dann dem Sturme; war diese durchbrochen, so begann das Faustgemenge mit Beil, Hammer und Messer, wobei die physische Ueberkraft und Gewandtheit entschied. Nach jütischem Recht waren die Waffen des Schiffsmannes Schwert, Sturmhaube und Spieß; ein Handbeil hatte Jeder, der Steuermann außerdem noch einen Bogen mit drei Dutzend Pfeilen, um an dem Kampf im Vorsteven und Mittelraum aus der Ferne theilzunehmen; konnte er selbst nicht schießen, so mußte er einen Schützen stellen, der neben ihm focht. Jedes Fahrzeug hatte einen Ambos, um die schartigen und schadhaften Waffen sogleich ausbessern zu können, und neben dem Maste ein großes Gefäß mit Bier oder Meth für Jedermann. Im Winter und sobald sie Ruhe hatten, wurden sie abgetakelt und unter Schuppen auf's Land gezogen. Neugebaute wurden, seit das Christenthum Wurzel geschlagen hatte, durch Geistliche getauft und häufig nach der Jungfrau Maria und den Heiligen genannt.

Die Sagas kennen schon eine große Anzahl von verschiedenartigen Schiffen, deren Benennung wir zum großen Theil in den Zeiten der Hansa wiederfinden und von denen sich einige bis jetzt erhalten haben. Wir können diese Schiffe, wenn wir die Galeerenarten als die romanischen ausschließen, obwohl einige Arten derselben, wie die Galeide, in Sagas und hansischen Chroniken genannt werden, in zwei Hauptgattungen theilen, in die Langschiffe, von langem schmalem Bau, schnellsegelnd und wenig tiefgehend, meistens auch mit niedrigerem Bord, und in die Tiefschiffe, weit und rundbauchig, tiefgehend und hochbordig, schwersegelnd, meist zu Frachtfahrten gebraucht. Die Langschiffe waren bei den Wikingern und den Normannen die beliebtesten, da diese am liebsten tief in die Ströme eindrangen und oft Tagereisen weit ihre Schiffe über's Land trugen. Prachtschiffe dieser Art waren die oftgenannten Drachen, die Linienschiffe der ältesten Kriegsflotte, sehr langgestreckt, dabei hochbordig und reich verziert. Ein solches Pracht- und Königsschiff, wir würden

sagen Admiralsschiff, war der genannte Orm und Frithiof's Ellidi, letzteres an den äußern Planken stark mit Eisen beschlagen. Kleiner und leichter, aber auch schneller segelnd war die gleichfalls oft genannte Schnecke, mit niedrigem Bord und langem Schnabel, hauptsächlich das Schiff der Wikinger und Normannen. Noch kleinere Arten waren die Aschen (von Esche), die aber noch bis zu 100 Mann faßten, die Eichen, kleine und flache Böte zum Uebersetzen, die Schuten, Böte ohne Segel, meistens zum Auskundschaften und zum Erforschen von seichten Ufern, bei den Hansen in größerer Form hauptsächlich zum Heringsfang gebraucht und in ihrem Namen noch unter den deutschen Schiffen erhalten. Auch die Karbschiffe, Karfi, davon Korbeta, Korvetten, waren sechs- bis sechzehnrudrige Langschiffe. Unter den Tiefschiffen waren die bedeutendsten die Kochen oder Koggen, im spätern Mittelalter das bei den Deutschen beliebteste Schiff, von sicherem, wenn auch langsameren Tiefgange, stark und hochgebaut und von bedeutender Tragfähigkeit, mit breitem und abgerundetem Vorder- und Hintertheil. Eine kleinere Art waren die Bussen, später auch von den Genuesen als Lastschiffe gebraucht, sehr breit und mit auseinanderstrebenden Seiten gebaut, eben so sicher wie tragfähig, die Byrdinge, die hauptsächlich in der ältesten Zeit dem Küstenverkehr gedient zu haben scheinen und höchstens zwanzig Mann faßten, die Pramen, in allen nordischen Sprachen vorkommend, breite und flache Bote zum Uebersetzen. Außerdem werden uns noch eine Menge von Fähren, Böten und Nachen bis zu den aus Weidenruthen geflochtenen und mit Leder überzogenen genannt.

Die Gudrunlieder, das Epos des nördlichen Deutschlands, haben uns für eine Geschichte der deutschen Schifffahrt manche werthvollen Züge erhalten. Wir finden hier schon einen großen Reichthum an Schiffen der größten Art, denn zu seinem Rachezuge gegen die Normannen befiehlt Herwig, aus jeglichem Lande vierzig Kochen zu gewinnen, wozu sein Genosse sieben starke „Kiele" fest und gut und zweiundzwanzig Kochen neu und wohl ausgerüstet verspricht. Die Schiffe liegen, so lange man ihrer nicht bedarf, ohne Mast und Deck an und auf dem Strand und müssen, sobald die Fahrt beschlossen ist, mit Balken und Brettern gedeckt werden: „decken man uns sol Unser schif mit dillen etc. — Gedillet unde getrâmet diu schif man dô vant Gên wetere und gên strite." Die Schiffe haben einen Mast mit einem Segel und einem Mastkorbe, „Keibe," und werden mit dem Steuerruder geleitet; andere Ruder werden nur erwähnt, wenn das Schiff vom Lande gestoßen wird. Mit besonderer Vorliebe spricht das Gedicht vom Rauschen und Tosen der Segel, die mit Bildzeichen geziert waren, zum Beispiel mit Kreuzen, um für Pilgrime vom Feinde gehalten zu werden. „So sach von Tenelant Hôrant der degen küene — ez was im wol bekannt — ein kriuze in einem segele; bilder lagen drinne: Solcher pilgerim hete Wate der alte lützele minne." Bei der Abfahrt der Kriegsflotte heißt es: „uf zucten si di segele . . ., si wurfen in diu ruder: man sach die kochen von dem stade fliezen." Und als sie auf hoher See sind: „man hôrte in ir segele diezen unde wagen dô si gewendet waren von des kuneges lande." Die Könige und Heerführer selbst sind die Thätigsten bei der Seemannsarbeit, sie erklettern den Mastkorb, nehmen das Steuerruder, das sie keinem Geringeren anvertrauen wollen, und sind mit demselben so bekannt wie mit dem Handruder der Nachen, mit denen sie zum Auskundschaften fahren und sich weite Strecken von der Kriegsflotte, nur zu zwei in einem einzigen Nachen, entfernen. „Wate von den Stürmen," heißt es, „der het an siner hant ein starkez stiurruder etc." und an einer andern Stelle: „die ellenthaften degene zugen vil geliche an einem ruoder" und „Hôrant der snelle in die keibe (Mastkorb) gie." Die schönste Schilderung der Gudrunlieder ist, wie Ortwin, der Königssohn, und Herwig, der Fürst von Sewen, allein in einen zweirudrigen Nachen springen und weit hinweg von der Kriegsflotte der Hegelingen in die Nacht hineinrudern, um die feindliche Küste auszuforschen, und dabei Gudrun, die geraubte Schwester und Braut, finden, wie sie mit dem schlechten Hemde einer Sclavin bekleidet unter Sturm und Hagelschauern am normannischen Strande der feindlichen Königsfamilie die Wäsche spülen muß. — Da die Kriegsflotte in ein fremdes und unbekanntes Gewässer kommt, gewinnt der

König Ludewig gute Schiffsleute (Lotsen), die der Meerstraße rechte Kunde haben und um hohen Sold die Schiffe durch die Fluthen arbeiten. Noch aber wagte man nicht, auf offenem Meere die Nacht über mit der ganzen Flotte zu bleiben; sobald der Abend naht, suchen die Schiffe das Gestade, die Mannschaft schafft für sich und ihre Rosse Gemach auf dem unfruchtbaren Sande, d. h. sie schlagen Zelte auf. Ein Wächter, Marner, wird ausgestellt, der auch alsbald auf der hohen See Schiffe mit vielen Segeln erblickt, die mit Kreuzen, um als Pilgerschiffe zu erscheinen, bezeichnet waren. Sobald die Schiffe näher kommen, sieht man die Helme vom Verdecke schimmern und das Ungemach beginnt. Die Schlacht geschieht aber nicht auf offener See, sondern am Strande, den die Mannschaft theils auf kleineren Barken, die jedes

Fig. 1.



Normannenschiff auf dem Teppich von Bajeux.

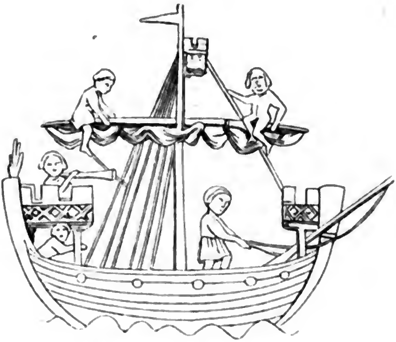
große Schiff mit sich führt, erreicht, theils indem sie voll Ungeduld bis an die Achseln in das Meer springt und watend dem Kampfe entgegeneilt.

Fig. 2.



Schiffssiegel des Grafen Huntingdon.

Fig. 3.



Schiffssiegel der Stadt Poole.

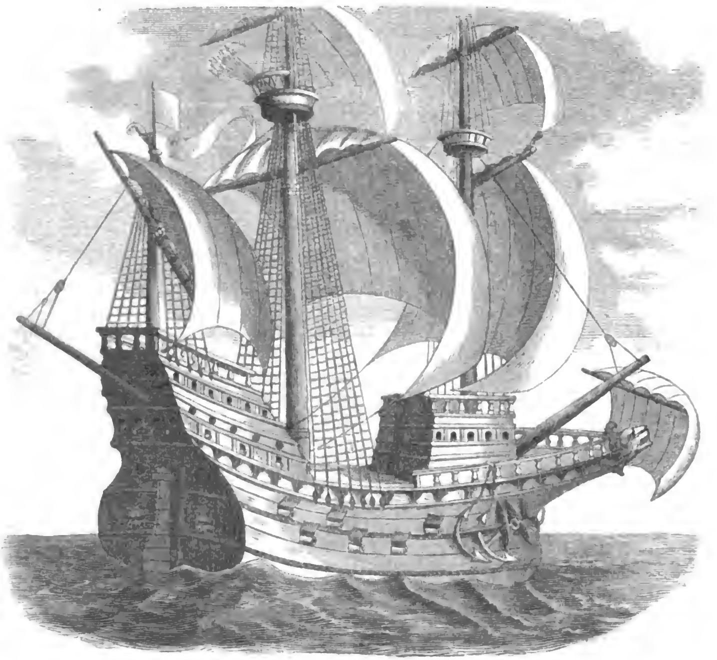
Aeußerst lehrreich für die Schifffahrt dieser Zeit ist ein aus dem elften Jahrhundert erhaltener Teppich, von Bajeux genannt, der den normannischen Eroberungszug nach England 1066 darstellt und in einer Reihe von Bildern für die Entwicklung von Schiffsbau und Schifffahrt manche beachtenswerthe Züge aufbewahrt (Fig. 1).

Das erste Bild verbindet in naiver und eben so belehrender Weise die Abfahrt und Ankunft der Flotte also, daß, während das letztere Schiff vom normannischen Ufer abstößt, die mittlern im vollen Segeln auf offener See schweben, die ersten schon abgetakelt am englischen Ufer vor Anker liegen und ihre Mannschaft über das Land auf Plünderung ergossen haben. Die ganze Reihenfolge der Thätigkeiten eines Kriegszuges zur See liegt vor uns. Alle Schiffe haben die Bauart der „Schnecke,“ des kleinern Langschiffes, sind lang und schmal, mit niedrigem Bord, aber hochgeschweiften, mit phantastischen und riesigen Thier- und Menschenhäuptern verzierten Schnäbeln. Dem einen der segelnden Schiffe sind am hintern Schnabel zwei lange Schilder gleich Flügeln angehängt, vermuthlich um die Aehnlichkeit mit einem fliegenden Vogel hervorzubringen. Alle Schiffe haben nur einen Mastbaum mit einer im rechten Winkel fest ansitzenden Rae. Im letzten Schiffe wird der Mastbaum noch emporgerichtet und das Segel entfaltet, der Steuermann faßt die Handhabe des breiten, seitwärts herabfallenden Steuerruders und die Mannschaft macht mit Rudern und Stangen das Schiff flott, indeß noch vom Ufer Diener mit Falken und Jagdhunden herbeieilen. Das zweite Schiff hat alle Ruder eingezogen und schwebt im vollen Segeln mit angehängter kleinerer Barke auf hoher See; der Steuermann handhabt das Steuerruder am hintern Schnabel, während am vordern ein Zweiter mit ähnlichem Ruder die Steuerung unterstützt. Im dritten Schiffe, das sich schon dem gesuchten Ufer nähert, ist ein Theil der Mannschaft im Begriff, den Mast niederzulegen, während Andere mit Rudern und Stangen das Schiff vor zu raschem und zu hartem Auffahren zu bewahren und zugleich den geeigneten Landungsplatz zu gewinnen suchen. Die übrigen Schiffe haben den Strand erreicht und liegen abgetakelt, mit herabgenommenen Schiffsbildern und zum Theil auf den Strand gezogen; von einem ist der zweizahnige metallene Anker, den die segelnden am vorderen Schnabel tragen, in den Sand des Ufers ausgeworfen. Eine folgende Darstellung zeigt uns ein Schiff im Augenblick des Ankerns. Einige Männer verhindern mit Rudern und Stangen das Auffahren und ein Anderer trägt den Anker durch das seichte Meer, um ihn in die

Wurzel eines nahen Baumes einzuschlagen. Im Gudrunlied ankern die Schiffe schon nicht mehr auf festem Strand, denn es heißt: „Sie schossen ihre Anker in die Wellen.“ — Die Mastspitzen dieser normannischen Schiffe tragen zwei- und dreigezackte Flüger, die eine (vielleicht des Heerführerschiffes) ein Kreuz in einem Viereck, doch zeigt noch kein Mastbaum eine Andeutung von einem Mastkorb oder Castell, welche beide vom dreizehnten Jahrhundert an sich zu Haupttheilen aller größern Schiffe, für den Seekrieg des Mittelalters unentbehrlich, herausbilden. Auch dieser Teppich lehrt, daß man noch gewohnt war, mit einbrechender Nacht den Strand zu suchen und „Gemach“ aufzuschlagen. Wir sehen nämlich die ausgeschiffte Mannschaft Zelte errichten, das Mahl bereiten, kochen und backen, die steif gewordenen Rosse aus dem Kielraum führen und am Strande tummeln.

Für die folgenden Jahrhunderte, von der Mitte des dreizehnten an, müssen uns die Schiffssiegel (Figur 2) die bildliche Erläuterung zu den von Dichtern und Geschichtschreibern erhaltenen Mittheilungen geben, und es ist dem aufmerksamen Auge nicht unmöglich, in den Hauptumrissen hier die Entwicklung des deutschen und nordeuropäischen Schiffes bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu verfolgen, da dann Miniaturen und andere Malereien diese Reihe bis in neuere Zeiten fortsetzen. Alle Siegel zeigen die Schiffe in ihren Verhältnissen verkürzt, in Geräth und Bemannung vereinfacht und geben die Grundform des Schiffes gleichsam als ein Symbol, aber in erkennbar, treuem Abbilde. Im Allgemeinen sehen wir zwischen den Schiffen

Fig. 4.



Kriegsschiff des sechzehnten Jahrhunderts von der Langseite gesehen.

des dreizehnten Jahrhunderts und denen des elften große Aehnlichkeit, doch wechseln auf den Siegeln die Langschiffe mit den Tiefschiffen und die Koche scheint schon vor der Schnecke vorzuherrschen. Lübecks ältestes Siegel hat ein hochbordiges kochenähnliches Schiff mit seitwärts fallendem Steuerruder. Dasselbe Steuerruder hat auch das schlanke und langgestreckte Schiff im Siegel der Stadt rennt; auf dem zweiten aufgeschweiften Schnabel freistehend streitet ein Krieger mit einem wahrscheinlich eisernen Flegel. Alle Siegel dieses Jahrhunderts zeigen nur einen Mast im Schiffe, mit sehr langer, in rechtem Winkel fest ansetzender Rae und einem meist viereckigen großen Segel, das auf dem Schiffssiegel der Stadt Stralsund bänderartige Verzierungen hat. Auf den

Fig. 5.



Kriegsschiff des sechzehnten Jahrhunderts von der Langseite.

Yarmouth, das vorn und hinten scharf und hoch aufstrebende Schnabelbalken führt. Beide Schiffe sind ohne Schiffshäupter, tragen aber vorn und hinten auf Balkengerüsten zierlich gebaute, mit Zinnen gekrönte Castelle, die sich an die aufragenden Schnäbel stützen. Das Bild eines Schiffes in der Beschreibung des alten Englands von J. Strutt zeigt ein ähnliches, doch nur einziges Castell, von dem aus die Mannschaft einen terrassenförmigen Thurm mit Armbrust, Schleuder und Speeren be- Siegeln englischer Grafen aus dem vierzehnten Jahrhundert, z. B. der Grafen Huntingdon und Ruthland, trägt das Segel die Wappenzeichen. Das viereckige große Segel, das lateinische, galt schon bei den Kreuzzügen als Erkennungszeichen für deutsche Schiffe, wie Arnold von Lübeck bei der Belagerung von Berytos im Jahre 1188 eine ansegelnde Flotte hieran von den bedrängten Gefährten erkennen läßt. Das Siegel der Stadt Dover, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, zeigt

ein Schiff mit zwei von zierlichen Säulen und Rundbögen getragenen Castellen, dessen vorderes einen signalisirenden Trompeter und hinteres das Stadtbanner trägt; auch hier fällt das Steuerruder noch seitwärts. Das Schiff im Siegel der Stadt Damme hat die Form der Koche, einen weitbauchigen hohen Rumpf mit vorn und hinten fast in rechtem Winkel aufstrebenden Schnabelbalken, das Steuerruder fällt wie bei den übrigen Siegeln vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts am hintern Schnabelbalken herab; Vorder- und Hintersteven tragen freistehende Castelle mit gothischem Ornament und dem Banner der Stadt. Das Schiff im Siegel von Poole zeigt Castelle von fester und breiter Anlage, gleichfalls gothisch verziert, denen die hochaufstrebenden Schnäbel als stützende Unterlage dienen (Fig. 3). Die schon genannten gräflichen Siegel aus dem vierzehnten Jahrhundert zeigen einen ungemein festen und gedrungenen Schiffsrumpf, der mit den beiden Castellen einen Körper bildet; unmittelbar unter den Castellen, die sich oben in breiterer Fläche ausdehnen, schnüren kräftige Bänder den Bau zusammen, so daß der ganze Schiffskörper einer Säule gleicht, die zu einem Halbkreis gebogen Kopf und Basis zu gleichen Capitälen erweitert. Jedes dieser Schiffe trägt auf oder unmittelbar unter der Mastspitze einen vollentwickelten runden oder viereckigen Korb mit denselben Verzierungen wie die Castelle.

Zur weitern Erläuterung der Schiffe dieser Zeiten nehmen wir noch eine Abbildung in der Beschreibung des alten Englands zur Hilfe, die Abbildung eines Kampfes zwischen zwei barkenähnlichen Schiffen aus der Zeit der Kreuzzüge. Das eine ist mit einem Haken, der einer stumpfen Sense gleicht, geentert und aus dem andern dringt ein Theil der Mannschaft in dieses herüber, in wildem Kampf mit Hammer und Beil, Schwert und Speer, während die Zurückbleibenden mit Armbrust und Schleuder das geenterte Schiff beschießen; ein drittes, ein Ruderschiff, das unter dem aufgeschweiften Schnabel mit langer grader Spitze bewehrt ist, wird mit den Rudern zum Angriff vorwärts getrieben. Alle, auch die Rudernden, tragen Kettenpanzer und die bezeichneten Waffen, und neben dem Steuermann kämpft der vom jütischen Gesetz verlangte Bogenschütze.

Aus dem fünfzehnten Jahrhundert haben wir wieder einen Teppich, der, in dem Tapisserienwerk von Jubinal abgebildet, uns die Berennung einer Stadt durch eine Kriegsflotte aus den Kriegen der Engländer und Franzosen darstellt. Die hier abgebildeten Schiffe sind kurz und breit, am Vorder- und Hintertheil castellartig erhöht und befestigt, an den Planken mit Ornament im Rundbogenstil verziert und tragen auf kurzem und starkem Maste einen runden, mit festen Seitenwänden gesicherten Mastkorb, von dem herab Bewaffnete Wurfspeere und andere Geschosse schleudern. Das Tauwerk ist von den Planken aufwärts bis zum Mastkorbe zu Strickleitern verbunden und ein Ritter ist grade von dem eroberten Schiffe aus im Begriff, mit einer breiten Sense dieses Tauwerk zu durchschneiden, während vom Castell herab ein Geharnischter mit langschneidiger Axt auf ihn niederhaut.

Das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, die Blüthezeit des norddeutschen Seehandels, waren auch für die Entwicklung des deutschen mittelalterlichen Schiffsbaues die wichtigsten. Auf der Nord- und Ostsee herrschte damals von Seiten der Hansa ein reges und thatkräftiges Leben ohne Gleichen. Die meistens siegreichen Seekriege gegen Dänemark und die scandinavischen Reiche, die einen ungemeinen Aufwand an Schiffen und Schiffsgeräthen aller Art erforderten, die fast ein Jahrhundert dauernden ungemein lebhaften Kämpfe gegen die deutschen Seeräuber, diese Wikingerschaaren späterer Zeiten, die unaufhörlichen Handelsbewegungen zwischen den meerangrenzenden Reichen des nördlichen Europa's und zwischen diesen und den südeuropäischen Seemächten, die kriegerischen Verhältnisse dieser Zeiten selbst, welche in jedem Augenblicke das Handelsschiff in ein Wehrschiff, den Matrosen und den fahrenden Kaufmann in Seesoldaten umwandelten, Alles dieses mußte nothwendig auf die Schiffsbaukunst den bedeutsamsten Einfluß üben und die ganze Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe der seefahrenden deutschen Städte auf eine den Forderungen der Zeit angemessene Ausbildung des Schiffes richten. Wir finden um diese Zeit eine wirklich staunenswürdige Thätigkeit auf den deutschen Schiffswerften, insbesondere der größern Städte Danzig, Greifswald, Lübeck, Hamburg und der niederländischen, und wenn die Aufbringung

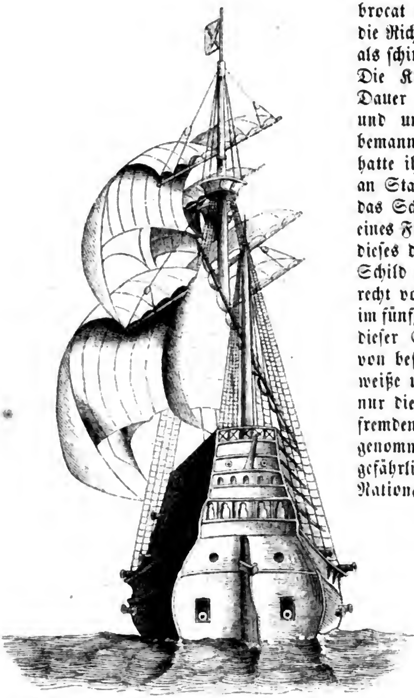
von Kriegsflotten auch dadurch erleichtert wurde, daß jedes Handelsschiff durch eine größere Festigung der schon vorhandenen Castelle leicht in ein Kriegsschiff umgewandelt werden konnte, so erregt dennoch die Schnelligkeit des Aufbringens und die Anzahl und Größe der hergestellten Kriegsflotten von Seiten einzelner Städte, vor Allem der einen Stadt Lübeck, unsere gerechte Bewunderung. Wir sehen in diesen beiden Jahrhunderten zur See von Seiten des deutschen Volkes dieselbe Thatkraft und Thatfreudigkeit, dieselbe Mannigfaltigkeit und Energie der wirkenden Kräfte, dieselbe Unerschöpflichkeit an Hilfsmitteln, leider aber auch dieselbe Zersplitterung, dasselbe Gegeneinandertreten dieser Kräfte und Mittel wie im Innern des Reiches.

Wenn wir die Abbildungen von Schiffen aus dieser Zeit aufmerksam betrachten, so erinnern uns dieselben unwillkürlich an die Entwicklung der gothischen Baukunst, die von dem Einfachsten und strengst Gesetzmäßigen ausgehend ihre Grundformen immer mannigfacher und reicher, immer bunter und krauser ausbildet, bis sich zuletzt alle architektonischen Massen in reichgegliedertes Ornament auflösen. Aehnlich entwickelt die Schiffsbaukunst, wenn auch auf ganz anderer Grundlage, ihr Object. Die Pfeiler und Bogenstellungen freilich, die Hauptglieder des mittelalterlichen Steinbaues, können am Schiff nur als Ornament und Beiwerk erscheinen, doch dasselbe Streben, das in der gothischen Baukunst die Grundgesetze zuletzt bis zur schwindelnden Spitze hinaufschraubt, zeigt sich auch im Schiffsbau als vorwiegendes Merkmal; scheinbar Unmögliches erscheint gelöst, indem uns das Schiff, auf dem schwankendsten Grunde, der nie ruhenden Welle des Meeres gebaut, mit Rumpf, Castellen und Galerien, mit Masten und Mastkörben, mit der Takelage und Besegelung die auf dem Festlande empfangenen architektonischen Eindrücke erneuert (Fig. 4 u. 5).

Während dieses Zeitraumes bilden sich die Castelle als der wesentlichste Theil des Schiffskörpers aus. Alle Seeschiffe, auch die friedfertigsten Kauffahrer, hatten wenigstens ein Castell auf dem Hintertheil, die Wehrschiffe deren zwei voll ausgebildete. Ursprünglich nur eine bewegliche, leicht gebaute Nebensache, verwachsen die Castelle mehr und mehr mit dem Schiffsrumpfe, heben sich höher und breiter bis zu drei und vier Stockwerken thurmartig hinauf und erscheinen auf allen Abbildungen als die bedeutendsten Kennzeichen der mittelalterlichen Schiffsbaukunst. Das vierzehnte Jahrhundert zeigt dieselben nur als einen erhöhten Verdecktheil, als Erweiterungen der Schiffsschnäbel, die auf breiter offener Fläche einen gesicherten und erhöhten Kampfplatz bieten, die folgenden Jahrhunderte aber entwickeln zuerst auf dem vordern, später auch auf dem hintern Castelle ein eigenes Mast- und Segelsystem, das freilich nur auf den Schiffen der größten Art zwar kleiner, doch durchaus selbständig neben dem Hauptmastsystem besteht. Später verschwindet wieder diese Selbständigkeit. Der Vordermast setzt da ein, wo das Vordercastell vom Mittelraum aufsteigt, und der Hintermast tritt in dasselbe Verhältniß zum Hintercastell. Das Takelwerk verbindet die drei Masten, von denen jeder wenigstens einen Mastkorb unter der frei und schlank aufschießenden, mit mehrzackigem langen Flüger gezierten Spitze trägt, zu einem System. Innere Deckräume hatte das Schiff, wie es scheint, meistens zwei, von denen der Kielraum zur Bergung der Waaren, der Oberraum zur Beherbergung der Mannschaft, zur Aufbewahrung von Waffen und Munition sowie von kostbarern Waaren diente. Die Bussola des Steuermannes ist von dem untersten Stockwerk des Hintercastells umschlossen, so daß der Steuermann zwar gegen jeden äußern Angriff geschützt ist, aber auch nur gradeaus auf das Vordercastell hinausblicken kann, von dessen Höhe er durch einen Trompeter die Signale erhält. Das Hintercastell ist gewöhnlich mit der Rückseite über das Steuer hinausgebaut, während die Seitenwände sich nach oben zu mit jedem Stockwerke verjüngen, das Vordercastell schließt sich entweder mit seinem äußern Umfang der Gestalt des vordern Schifftheiles genau an und steigt mit seinen Stockwerken in allmäliger Verjüngung, doch selten zu gleicher Höhe mit dem Hintercastell empor oder tritt mit der Basis um etwas hinter dem durch eine hinausspringende Figur, Hunds-, Pferds-, Drachenkopf und dergleichen verlängerten Schiffsschnabel zurück. Beide Castelle dienten hauptsächlich dem Kriegsgebrauch, zur Unterbringung der Kriegsmannschaft und als Raum für die Geschütze,

die wir in diesen Jahrhunderten schon nach allen Seiten aus den Luken herausdrohen sehen. Das Hintercastell wandte auch gegen die innere Schiffsseite seine Geschütze, so daß sich dasselbe, auch wenn das Vordercastell und der mittlere offene Raum vom Feinde schon genommen war, noch einem Thurme gleich vertheidigen konnte. Der

Fig. 6.



Kriegsschiff des sechzehnten Jahrhunderts von der Rückseite.

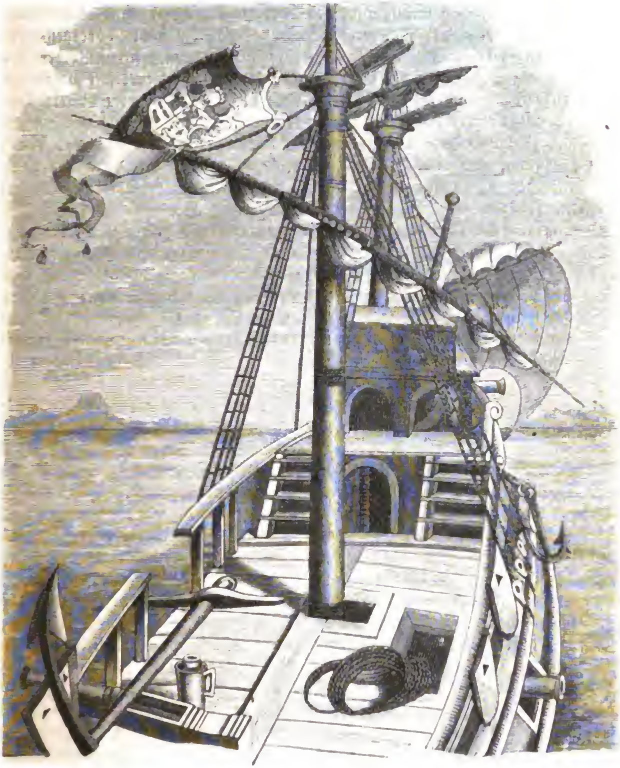
Zugang zu den Castellen ist vom Mittelraum durch die Stockwerke im Innern hinauf. Auch der Oberraum des Schiffsrumpfes zeigt nach den Seiten wie neben dem Steuer Geschützröhren. Der Raum zwischen den Castellen, durch diese nach zwei Seiten gegen jedes Geschoß gesichert, war während des Kampfes der Hauptraum des Schiffes, wo der Befehlshaber mit seiner nächsten Umgebung und dem Banner des Schiffes stand und Befehle ertheilte. Häufig waren an den Prachtschiffen die Brustwehren dieses Mittelraumes nach Außen mit bunten Farben und buntem Ornament reichlich geschmückt (Fig. 6. u. 7).

Die Flagge, heute der Repräsentant und das Sinnbild der Seemächte, kannte man im Mittelalter nicht. Die schmalen Flüger oder Wimpel an den Mastspitzen, aus Blech oder farbigem und kostbarem Stoff, auf den Königsschiffen aus Goldbrocat gefertigt, dienten zunächst nur, um die Richtung des Windes zu erkennen, dann als schimmernde und lustig flatternde Zierde. Die Kriegsmannschaft, meistens für die Dauer der einen Kriegsfahrt angeworben und unter besonderem, von der Schiffsbemannung getrenntem Befehle stehend, hatte ihre eigenen Banner, Standarten, die an Stangen aufgerichtet wurden, und sollte das Schiff als Eigenthum einer Stadt oder eines Fürsten bezeichnet werden, so geschah dieses durch ein auf dem Castell befestigtes Schild oder ein Wappenbanner. Das Seerecht von Lübeck und Hamburg gebot zwar im fünfzehnten Jahrhundert, daß die Schiffer dieser Städte an den Mastspitzen Flüger von bestimmter Farbe tragen sollten, rothweiße und rothe, doch sollten diese Farben nur dienen, das heimische Schiff von dem fremden zu unterscheiden, und durften herabgenommen werden, sobald die Erkennung gefährlich wurde. Die gemeinsame breite Nationalflagge, die als Heerfahne zur See jedem Schiff ein unentbehrliches Rüstzeug ist und deren Mißachtung stets einer Kriegserklärung gleich geschätzt wird, erscheint erst mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und erhält, nachdem die deutsche Seemacht in unglückseligen Verfall gerathen war, durch die großartigen und prächtigen Kriegsflotten der Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer und ihre schlachtenreichen Kämpfe um die Seeherrschaft Werth und Bedeutung.

Bei diesen Nationen, denen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Weltmeere gehörten, sehen wir auch die mittelalterliche Schiffsform am Ausgang des Mittelalters in ihren prächtigen Kriegsflotten am meisten auf eine eben so widernatürliche wie gefährliche Spitze getrieben, da der über dem Wasserspiegel aufragende Schiffstheil mit der unter dem Spiegel ruhenden Basis in

gar keinem Verhältniß mehr stand, während die deutschen Städte das Schiff stets auf den praktischen Zweck der Frachtfuhren berechneten und ein besseres Maß eingehalten zu haben scheinen und dennoch ihre Orlogschiffe so groß und stark bauten, daß sie neben den Schiffen der damals größten nordischen Seemacht, Dänemarks, erschienen wie „Kirchen neben Capellen." Auf Lübecks und Danzigs Werften wurden die mächtigsten Schiffe gebaut, selbst Spanien und Portugal ergänzten hier ihre Flotten, und die Chroniken dieser Städte haben nicht versäumt, uns von den größten Schiffen wenigstens die Maße zu erhalten. So ließen die Lübecker, wie Willebrandt in seiner Chronik berichtet, im Jahre 1538 ein großes Schiff, Salvator genannt, bauen, von 700 Lasten Tragfähigkeit, einer Länge von 180 Fuß und einer Breite von 40 Fuß, das der König von Frankreich für seine Flotte kaufte. Um dieselbe Zeit baute Lübeck ein zweites ähnliches Schiff, den „Adler," das unter der erfahrenen Führung von Klaus Schütte ruhmvolle Fahrten vollendete, bis es durch Sturm und Alter mürbe geworden in Lissabon zerschlagen wurde. Der Adler maß im Kiel 124 Fuß, im Deck zwischen den äußersten Spitzen der Castelle 224 Fuß, die Castelle waren 72 Fuß hoch, der große

Fig. 7.



Das Verdeck eines Kriegsschiffes des sechzehnten Jahrhunderts.

Mast 120 Fuß und 12 Fuß im Umfang; die große Rae war 118 Fuß lang, das größte Tau 24 Daumen dick. Das Schiff faßte 1000 Lasten Salz, die Last zu 18 Tonnen, und hatte im Kriegsfalle eine Mannschaft von 500 Soldaten, 400 Matrosen, 150 Büchsenmeistern, 25 Mann in der Küche; an Geschütz: 8 vierzigpfündige und 6 zwanzigpfündige Carthaunen, 26 Feldschlangen zu 10, 9 und 8 Pfund, 8 Quartierschlangen zu $2^1/_2$ Pfund, 27 Steinstücke zu 10, 20 und 30 Pfund; an Handgewehr: 26 lange Feldhaken zu ein Viertel Pfund Blei und 40 lange Röhren, außerdem 200 lange und halbe Spieße und 100 Knebelspieße; an Kraut und Loth: 6000 eiserne Kugeln, 300 Feuerstangen und Kettenkugeln, 10 Last Pulver, 1 Last Hagel und Schrot zum Stürmen. Lag ein solches Schiff im Feuer, so schleuderte es nach allen Seiten und Richtungen die Geschosse, aus den Luken des Rumpfes, den Stockwerken und der Höhe der Castelle, vom Mitteldecke und aus den Mastkörben flogen Kugeln, Steine, Raketen und Wurfgeschosse aller Art, wie uns eine Abbildung in Furtenbach's Schiffsbaukunst darstellt.

Wir haben ein Gemälde von Holbein vom Jahre 1520, welches in vollendeter Ausführung das Königsschiff des englischen Königs Heinrich's VIII. darstellt (Fig. 8). Da dieses Schiff als ein schlagendes Beispiel von der eben so prachtvollen wie gefährlichen, den Grundgesetzen der Natur fast spottenden Entwicklung der mittelalterlichen Schiffsbaukunst erscheint und eben durch dieses Extrem beweist, daß ein Umschwung eintreten mußte, wollen wir dasselbe näher beschreiben, zugleich aber annehmen, daß der Maler vermöge der größern Freiheit seiner Mittel sich in der Ausführung Manches erlaubte, dem der Schiffsbaumeister in der Wirklichkeit nicht nachzukommen vermochte. Mit dem Ende dieses Jahrhunderts sahen wir auch in der That den Weg gleichsam wieder rückwärts laufen, die Castelle werden Stockwerk um Stockwerk kleiner und verschwinden zuletzt in den nun oben in eine einzige breite und offene Fläche auslaufenden Schiffsrumpf. Auch die Mastkörbe verlieren ihr festungsähnliches Aeußere und schrumpfen allmälig zu einfachen Sitzplätzen für die das Wetter beobachtenden Matrosen zusammen, und bald sehen wir das Schiff der Gegenwart, als dessen Gipfelpunkt bis zur allgemeinen Anwendung der Dampfkraft unser Linienschiff erscheint, in seinen riesigen, doch einfachen Grundverhältnissen vollendet.

Der Rumpf des genannten Königsschiffes erscheint bei bedeutender Länge, die vier vollständig besegelte Masten erträgt, ohne Verhältniß schmal und läuft mit dem Schnabel in einen weit vorragenden Hundekopf mit hinausgestreckten Vorderfüßen aus. Das Verdeck, aus drei fast gleichen Theilen bestehend, trägt auf dem hintern Drittheile ein vierstöckiges, auf dem vordern ein dreistöckiges Castell, welche beide, von festem, reichverziertem Bau, nach oben merklich verjüngt, das eine über das Steuerruder, das andere über den Schiffsschnabel weit vorragend, aus allen Stockwerken und nach allen Richtungen hin Kanonenmündungen zeigen und stark befestigten Holzthürmen gleichen, die sich jeder ohne und gegen den andern selbständig zu vertheidigen vermögen. Der von den Castellen eingeschlossene Raum um den Hauptmast stellt sich dem Auge äußerlich sogleich als der vornehmste Deckraum dar und ist am Bordrand mit bunten Wappen reich verziert; Thüren führen von hier aus in die Castelle, in die innern Räume des Rumpfes, zu dem Steuermann und zu dessen von der Höhe des Vorderdecks signalisirenden Trompeter. Der schmale schlanke Rumpf trägt vier hohe Masten und einen kleinern Fockmast, drei Masten haben zwei, die beiden andern jeder einen Korb, der aus breiten Bändern gebildet gleich einem Säulencapitäl den Mast bei den einzelnen Ansätzen umwindet. Die Takelage und Besegelung ist reich und vollständig und drüber hin flattern von den Mastspitzen lange und schmale goldstoffige Flüger, während farbige an Stangen aufgerichtete Banner die Höhe der Castelle zieren. Mit seinem Längenprofil macht dies zwiefach bethürmte Bauwerk, in Allem zierlich und klar gegliedert, mit Farbe und Ornament überall reich geschmückt, mit den Masten über den mächtigen Castellen in die leichtesten Spitzen ausklingend, auf dem dunkeln Wasserspiegel den Eindruck der reichsten und kunstvollsten Holzarchitektur und erinnert lebhaft an die Holzbauten norddeutscher Städte, doch die ungenügende schmale Basis mit den hohen und breiten Massen auf derselben weckt zugleich eine gewisse Beängstigung; wie muß doch jeder vollanprallende Sturm dieses

breit sich darbietende Bauwerk auf der nachgiebigen Welle zusammenschütteln, und welches Steuerruder hat Kraft, die bethürmte Festung im Kampf mit den Elementen in Curs zu erhalten? Beim Anblick eines solchen Thurmschiffes wird uns erklärlich, wie so viele hansische Kriegsflotten oder die spanische Armada, mit dem größten Aufwand und Sorgfalt ausgerüstet, an den nächsten Küsten schon vom Sturme zerstreut und zerschellt werden konnten.

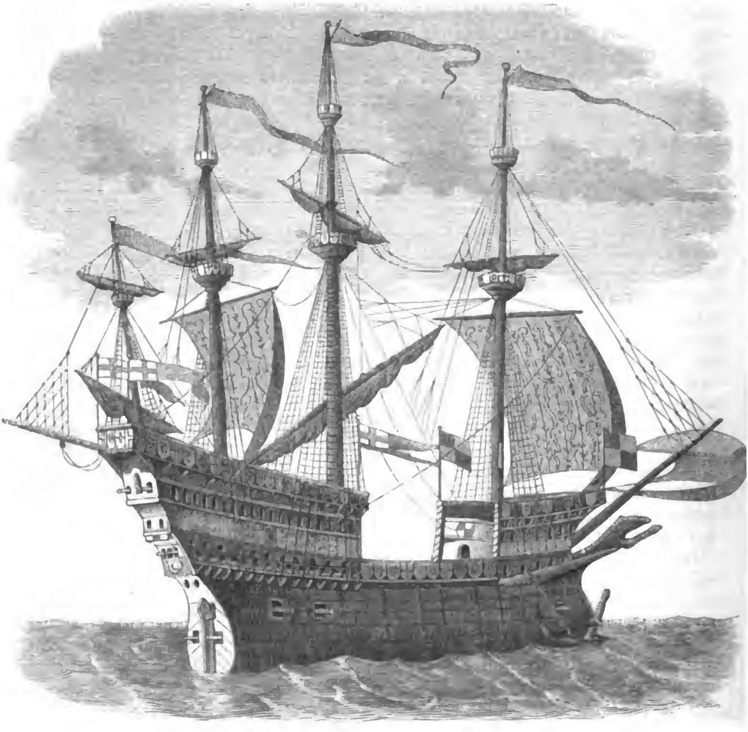
Ueber die Größe und Ausrüstung, über Bemannung und Bau mittelalterlicher deutscher Kriegsschiffe sind uns in den hansischen Chroniken, besonders Lübecks und Danzigs, manche Mittheilungen erhalten. Die „Lastadie," so hießen in Danzig und andern Seestädten die Schiffswerften, nahm in jener Stadt den ganzen Uferraum der Mottlau längs der Vorstadt ein, war urkundlich schon 1363 zum Bau von Schiffen benutzt und stand unter der Aufsicht von zwei dazu besonders ernannten Rathmannen. Nach der alten Willkür durften an keinem andern Orte Schiffe gebaut oder gebessert werden; Alles dies geschah unter unmittelbarer Aufsicht der damit betrauten Rathmannen und kein Schiff durfte ohne ihre Besichtigung und Erlaubniß in's Wasser gebracht werden. Der ganze Raum der Lastadie war in Dielenfelder getheilt, die von einzelnen Bauunternehmern oder Corporationen gepachtet und zum Lagern der Bauhölzer und zum Aufsetzen der Schiffe benutzt wurden. Solche Dielenfelder waren das Bordingsfeld für die Bordingsfahrer, das Feld der Weichselfahrer, das Mastenfeld u. a. Auf der Bragebank oder Brabank allein durften die schadhaften Schiffe zum Ausbessern umgelegt werden. Ein besonderer „Wasserbaliu" hatte im Hafen den ankommenden Schiffen die Liegeplätze anzuweisen, die schadhaften Schiffe sogleich zu entfernen und auf die Brakebank bringen oder sonst unschädlich machen zu lassen. Man unterschied zwischen „Krawel- und Klinkerbau;" Krawel nannte man das Schiff, dessen Planken mit hoher Kante aufeinander standen, Klinker, dessen obere Planke immer über die untere überfaßte. Oft und hauptsächlich bei kleinern Schiffen verband man beide Bauarten, so daß ein Schiff krawel bis zum Wasserspiegel und klinker unter demselben gebaut war.

Die Ladungsfähigkeit und Größe der Schiffe war natürlich sehr verschieden und wurde nach Getreidelasten oder nach „Fässern" (Tonnen) bezeichnet. Man hatte Schiffe von 60 bis 300 Lasten, von 40 bis 1200 Tonnen. Verschieden von der Getreidelast war die Salzlast, nach welcher hauptsächlich die nach Portugal und dem südwestlichen Frankreich gehenden Schiffe bemessen wurden. Solche Salzschiffe faßten 800 bis 1400, einzelne, wie der berühmte Peter von Danzig, bis zu 2250 Lasten. Im Kiel maßen solche Schiffe 30 bis 50 Ellen, der Peter von Danzig in der Länge 150 und in der Breite 46 Fuß. Die gewöhnliche Bemannung des größern Schiffes betrug 120 bis 200 Mann, der Peter hatte auf seinen Kriegszügen mitunter 400 Mann Besatzung. Die Größe und die Einrichtungen der Lübecker Schiffe Salvator und Adler haben wir oben schon beschrieben.

Die Mannschaft der Schiffe theilte sich in „Reuter" oder „Ruters," Kriegssöldner, und „Schiffskinder," Matrosen. Der Hauptmann, Hopman oder Hofmann, hatte den Befehl und die Verantwortung über das ganze Schiff und seine ganze Bemannung und unbedingte Herrschaft. Die Ruters wurden für jeden Kriegszug besonders angeworben und nach demselben entlassen. Mangel an solchen Söldnern gab es an den Küsten der Ost- und Nordsee damals nie, im Gegentheil finden wir in allen Chroniken jener Zeiten Mittheilungen über die zahllosen Schaaren fremden und einheimischen Kriegsgesindels, die sich dort umhertrieben und auf den ersten Ruf eines Schiffshauptmannes zusammenliefen. Nur selten erhielten die für eine besondere Fahrt angeworbenen Ruters einen bestimmten Sold oder regelmäßige Verköstigung; für letztere mußten sie meistens selbst sorgen und der erstere bestand aus den im Voraus festgesetzten Prisengeldern und den gleichen Antheilen an der Beute, die zur Hälfte den Ruters zufiel. Die Lübecker führten zuerst auf ihren stehenden Kriegsschiffen feste Soldzahlung ein und veranlaßten dadurch auch die andern Städte, dasselbe zu thun. Mit jenem abenteuernden Volk, das von Raub und Gewalt lebte und nur zu diesem Zwecke zusammenzubringen war, konnte man natürlich nur schwer auskommen. „Man ist ihrer so wenig mächtig," schrieb der Danziger Schiffshauptmann Bernt Pawest an den Rath seiner Stadt im

Jahre 1471, „wie St. Jürgen seines Pferdes; sie dienen unsern Feinden eben so gut als uns und laufen nach Belieben davon. Sie hören nicht auf mit Essen und Volltrinken und wollen kein anderes als in Gott, daß es mit mir mag gut werden. — Unter unsern Brotessern sind etliche „quade" Buben, die mir große Noth verursachen; die Schiffsleute fordern unaufhörlich Geld, die Ruters wollen nicht arbeiten, so muß

Fig. 8.



Das Königsschiff Heinrich's VIII., gemalt von Holbein.

Sluys gebrautes Doppelbier. — Entferne ich mich vom Schiff, so ist dort Hader und Keifen. Ich habe Vitalien eingekauft, 8 Last Fleisch, $5^1/_2$ Last Heringe, 6 Faß Butter, 6 Schiffspfund Käse, Salm und Aal. Wir haben gegen 300 Brotesser, dazu habe ich zwei Piloten eingenommen, jeder erhält 18 Gulden Handgeld und 9 Gulden Monatssold. Wollte Gott, daß ich wäre gewesen zu Rom und sollte zu Fuß nach Hause gehen, so wäre mir besser gewesen. Ich wollte lieber dem Pfluge folgen. Helfe ich fast „den Krusel" mit ihnen treiben. — Noch immer dieselbe Noth mit dem Winde und Schiffsleuten; für die Kost der Letzteren habe ich zwar gesorgt, aber sie gehen bloß an Beinen und Füßen und sind ungehorsam; ich fürchte, wenn ich sie den Winter über werde durchgefüttert haben, werden sie mir die Fersen weisen. Ich habe nie gewußt, was Sorge, Mühe und Verdruß ist, wie ich das alle Tage erfinde." Nachdem das Schiff im Hafen von Varel, wo es wegen Havarie eingelaufen war, hinlänglich aus-

gebessert worden, lief es nach Neujahr 1472 aus, um an den englischen Küsten auf Engländer und Franzosen zu kreuzen. „Wisset, daß das gute Schiff von allem Gebrechen befreit ist," heißt es im Bericht, „nur das Gebrechen des Schiffsvolkes, das kann ich nicht wandeln, denn dessen ist zu viel. Ich muß sie schließen (halten), so gut ich kann, und schaffe ihnen zu essen und zu trinken, soviel ich mag und kann. Auch nach dem mitgegebenen Befehl kann ich mich nicht richten, denn Gott redet über alle." Diesmal hatte Bernt Pawest kein Glück. Nachdem er eine Zeit lang auf Schiffe, die nicht Stand hielten, gekreuzt hatte, bekam sein Schiff einen Leck und mußte wieder im T'Zwin vor Anker gehen. „Mich grauet vor den Kosten, die die Ausbesserung des guten Schiffs erfordert," schreibt er wieder unterm 14. Juni: „Bis jetzt waren delvers, Kalfaterer, Zimmerleute, Schutemans, im Ganzen an 100 Personen bei demselben beschäftigt und noch jetzt haben 10 Zimmerleute Arbeit vollauf; dazu der Brauer, der Bäcker, der Schmied, der Reepschläger und das große Wochengeld! Ich fürchte, man wird es kaum glauben, was es kostet." Am 26. Juni: „Unser Schiff ist segelfertig, wir können aber mit dem Schiffsvolk nicht fertig werden; sie wollen durchaus Wochengeld, die Aussicht auf Prisengeld und Beute lockt sie nicht mehr. Mit diesem Volke ist keine Ehre zu holen. Wir können kein Ende kriegen mit diesem Volke, sie dienen den Feinden so lieb wie uns; sie sprechen, hier wüßten sie nichts zu holen denn große Schläge, dafür wollen sie Geld haben. Da unser Schiff segelfertig ist, ist jetzt das Gebrechen mit dem Volke; das können wir mit nichts ausbringen. Sie wollen Wochengeld haben und dazu, was ihnen beliebet; einen Tag habe ich 150 zu Schiff, den andern 100, den dritten 50, also gehen sie ab und zu und die Kost wird verzehret, also daß ich hoch bekümmert bin. Die Kaufleute (Hansen) wollen ein Ende machen mit den Ruters, doch die Ruters gingen um der Städte willen nicht über den Rinnstein, denn um Geld, der deß viel hat. Sie fragen auch nach dem Kaufmann zu Brügge nicht und das kommt Alles daher, daß die Lübecker den Ruters Sold geben." Bernt hatte endlich solches Leben und Mühen dick und satt, ging, nachdem er sein Schiff zur Nothdurft ausgerüstet hatte, nach Danzig zurück und überließ das Krawel dem Paul Beneke, unter dessen Leitung das „gute Schiff, der Peter von Danzig," sich gefürchtet und berühmt machte.

Paul Beneke, damals, obwohl ein geborener Danziger, in lübischen Diensten, hatte sich schon bei den deutschen Seeleuten durch Kühnheit und Kriegstüchtigkeit großes Ansehen und durch die Eroberung eines großen englischen Schiffes, des John von Newcastel, hohen Ruhm erworben. Er trat die Führung des Peter's mit ganz andern Maßregeln und Mitteln an. Er verlangte sogleich ein Sechstheil vom Krawel statt der Besoldung als Eigenthum, um als Miteigenthümer größere Achtung bei den Ruters zu haben, und bedang für diese Wochensold. Nach einer ersten glücklichen Fahrt in demselben Jahre lief er im April 1473 aus der Elbe, legte sich im T'Zwin vor Anker, bis er vom Auslaufen einer im Hafen von Sluys ankernden französischen Galeide, St. Thomas, Nachricht erhalten hatte, und verfolgte dann diese bis an die englische Küste. Der Thomas war ein Schiff ersten Ranges, in England gebaut, mit einem Maste von 138 Fuß Höhe und doppelten Castellen und jetzt von florentinischen Kaufleuten mit Specereien, Tapisserien, Juwelen u. s. w. im Werthe von circa einer halben Million Thaler befrachtet. Das Schiff, unter burgundischem Banner segelnd, wurde im englischen Gewässer von Paul Beneke sogleich mit aller Energie angegriffen und nach herzhafter Gegenwehr genommen. Die Schlacht zwischen diesen beiden fast gleich starken Schiffen wurde damals in Versen und Prosa viel gefeiert und Paul Beneke, der Sieger, ein weit berühmter Seeheld. Der Thomas mit seiner kostbaren Ladung wurde in die Elbe in Sicherheit gebracht und die Hälfte der Beute, mit einem Antheil von 80 bis 100 Mark auf jeden Kopf und einem Prisengeld von 21 Mark unter die 400 Schiffsleute vertheilt. Karl der Kühne verlangte zwar die Herausgabe des durch sein Wappen beschützten Schiffes, doch hinderten ihn die Schweizerkriege im Verfolgen seiner Ansprüche und die Florentiner mußten sich nach langem vergeblichen Proceß in den Verlust fügen. Im nächsten Jahre erreichte aber auch den gefürchteten Peter von Danzig sein Schicksal, indem er im Herbst in der

Nähe des Hafens von Lissabon scheiterte, und bald darauf starb auch sein berühmter Führer in Danzig.

Es wäre für einen mit den Verhältnissen und der Geschichte unserer Seestädte vertrauten Geschichtsforscher kaum eine dankenswerthere und den Wünschen und Bedürfnissen des jetzt lebenden deutschen Volkes angemessenere Aufgabe zu finden, als eine Geschichte der deutschen Flotte und des deutschen Seewesens. Hier konnte nur mit kurzen und vereinzelten Zügen auf die selbständige und ursprüngliche Entwicklung derselben, auf die angeborene Begabung der deutschen Küstenbewohner für das Seeleben, auf die unleugbare, durch die Geschichte thatsächlich festgestellte Nothwendigkeit einer deutschen Seemacht hingewiesen werden. Gewiß bieten die Archive und Bibliotheken unserer Seestädte ein reichhaltiges Material, um aus Urkunden und Acten, aus Chroniken, zerstreuten Schriften und Blättern in Schrift und Bild den genügenden Vorrath von Thatsachen für eine vollständige Entwicklungsgeschichte des deutschen Schiffsbaues und Seewesens zu sammeln und zugleich den Einfluß derselben auf die westlichen Völker Europa's, die Schicksale und Verhältnisse der deutschen Seemacht während der Zeit des Mittelalters, da sie noch allein das Werk der großen städtischen Associationen war und alle Vorzüge und Nachtheile derselben theilte, mit ihnen entstand, aufblühte und zu Grunde ging, ohne daß das Reich nur je zum Bewußtsein von der Nothwendigkeit derselben gekommen wäre, ihre Kriege und politische Wirksamkeit von den ersten Anfängen bis zu einem gänzlichen, nach glänzender Herrschaft im Norden Europa's doppelt beklagenswerthen Verfall, — um Alles dies als ein lehrreiches Beispiel für die Gegenwart, als Ermuthigung zu einer thatkräftigen, opferbereiten Begeisterung für die Wiederherstellung der unserer Entwicklung unentbehrlichen Seemacht in lebensvoller Schilderung darzustellen. Mögen diese wenigen und zerstreuten Züge, wie sie in einer den deutschen Meeren ferngelegenen Stadt nicht besser gesammelt werden konnten, Einiges beitragen, um auch von andern Seiten die Veröffentlichung ähnlicher Beiträge zu einer bis jetzt leider zu sehr vernachlässigten Geschichte der deutschen Seemacht anzuregen.

Das Große Siegel von England.

Wollte ein kühner Spitzbube sich die Abwesenheit des Lord-Canzlers, wenn dieser vielleicht für einige Tage auf's Land verreist, zu Nutze machen, um sich unter dem Schutze einer dunkeln Nacht in das Cabinet dieses hohen Staatsbeamten hineinzustehlen und unter den Papieren, welche ohne Zweifel seinen Arbeitstisch bedecken, zu wühlen, so würde ihm wahrscheinlich ein ungefähr acht Quadratzoll großes Kästchen in die Hände fallen, welches mit dem königlichen Wappen in reich vergoldetem Kupfer verziert ist und dessen Verschluß durch ein sogenanntes Brahmaschloß andeuten würde, daß sein Inhalt von nicht gewöhnlichem Werthe sei. Wenn er dann seine Untersuchungen fortsetzte und dies geheimnißvolle Behältniß mit Gewalt öffnete, so würde er darin zwei aneinander befestigte silberne Scheiben finden, die wir, wenn man uns die Gewöhnlichkeit der Vergleichung verzeiht, mit einem Paar Casseroldeckeln von glänzendem Weißblech vergleichen könnten, von denen man die Henkel entfernt hat. Wenn der Dieb dann diese Scheiben öffnete, so würde er auf der Oberfläche der einen in vertiefter Arbeit das Bildniß der Königin Victoria erkennen, auf dem Throne sitzend und umgeben von den Cardinaltugenden, und auf der andern Ihre Majestät auf einem reich geschirrten Pferde, gefolgt von einem Pagen.

Diese beiden silbernen Scheiben können von dem Lord-Canzler ohne Zweifel als sein kostbarster Schatz betrachtet werden; nicht nur macht ihr einfacher Besitz, unabhängig von jedem Patent, Diplom oder sonstigen Urkunde, ihn zur zweiten Person im Königreiche, zum höchsten Richter des Canzleigerichts, zum Präsidenten des Hauses der Lords, mit einem Jahrgehalt von 14,000 Pfund Sterling und einem ungeheuren kirchlichen und Civilpatronat; sondern das Uebergeben derselben in seine Hände ist auch der höchste Beweis des Vertrauens, welchen der Souverän ihm ertheilen kann, denn dadurch stellt der letztere fast sämmtliche mit der königlichen Prärogative verbundenen Vollmachten zu seiner Verfügung.

Diese beiden silbernen Scheiben sind

nämlich die Matrice, vermittelst welcher das ungeheure wächserne Siegel hergestellt wird, das man gewöhnlich das Große Siegel von England nennt und gewissen Acten des Souveräns beifügt, welche mit dieser feierlichen Formalität versehen werden müssen. Vermittelst dieses Siegels, möge dasselbe von der dazu berechtigten Autorität beigefügt werden (oder) von unberechtigter Hand, wird jedes Document, welches der Souverän vollziehen darf, rechtskräftig und unwiderruflich auch ohne die Zustimmung der drei Stände des Königreichs, so daß also derjenige, welcher Besitzer desselben ist, wenn er sein Mandat mißbrauchen wollte, den abscheulichsten Verbrecher begnadigen, dem Ersten Besten den höchsten Adelstitel verleihen, allen Städten und Communen des Königreichs Verfassungen octroyiren könnte; mit einem Worte, er könnte die meisten derjenigen Prärogativen ausüben, mit denen Gesetz und Herkommen den Souverän ausgerüstet haben. Und so sagt man denn auch nicht mit Unrecht, daß der Canzler „der Wächter des königlichen Gewissens" sei.

Es scheint, wenn man die hohe Wichtigkeit in's Auge faßt, welche stets mit diesem Embleme der königlichen Würde verknüpft gewesen ist, sehr sonderbar, daß der Souverän dasselbe jemals aus den Händen gegeben hat. Und dennoch finden wir, wenn wir bis zu den entferntesten Zeiten zurückgehen, das Große Siegel immer einem „Lord-Siegelbewahrer" anvertraut. Vor der Regierung Eduard's des Bekenners wurden allerdings die Urkunden vermittelst eines mit Goldtinte gezeichneten Kreuzers vollzogen; aber seitdem der Gebrauch des Großen Siegels eingeführt worden ist, wählte man stets irgend eine durch Verdienst und Kenntnisse hervorragende Person, um ihr die Bewahrung desselben anzuvertrauen; der Souverän hing ihr dasselbe um den Hals und forderte sie auf, sich desselben „zur Ehre Gottes und ihres Königs" zu bedienen.

Die Großen Siegel waren in der Zeit ihrer Entstehung in sehr grober Weise hergestellt; das älteste, welches man kennt, ist nur ein Stück Blei, mit einer seidenen Schnur an einer Urkunde Eduard's des Bekenners befestigt. Das Blei wurde bald durch Wachs ersetzt und Wilhelm der Eroberer so wie viele seiner Nachfolger bedienten sich eines Wachses von grüner Farbe, um damit die ewigdauernde Natur des Documents anzudeuten, ein Gebrauch, der sich bis auf unsere Tage in Betreff der Siegel erhalten hat, welche den Peersernennungen und sonstigen Documenten, die eine unbeschränkte Dauer besitzen, beigefügt werden.

Wenn man dem Zeugnisse Stowe's glauben kann, so hatte Wilhelm I. eine sehr einfache Methode, seine Acte mit dem Siegel zu versehen. Diese Methode bestand darin, daß er das Wachs mit dem Abdrucke seiner königlichen Zähne versah.

Früher, wie auch noch jetzt, ließen sich die Siegelbewahrer sehr theuer dafür bezahlen, wenn sie irgend einem Documente das Große Siegel anhingen, und man macht sich schwerlich einen Begriff von den enormen Einnahmen, welche dasselbe seinem glücklichen Besitzer abwarf. Als König Johann einmal in Geldverlegenheit kam, bot er das Große Siegel auctionsmäßig aus, und ein gewisser Walter Hay erstand dasselbe für die Summe von 5000 Mark, welche ungefähr 61,000 Pfund Sterling nach heutigem Gelde gleichkommt; indeß einige Jahre später vertauschte er es wieder gegen die noch gewinnbringendere Würde eines Erzbischofs von York.

Ein anderer Großsiegelbewahrer, John Maunsel, unterließ es, die kirchlichen Pfründen zu besetzen, welche nach und nach erledigt wurden, und befand sich nach einer gewissen Zeit im Besitze von siebenhundert solcher Stellen; hundertundfünfzig Jahre später erlaubten die Einnahmen seiner Stelle dem Canzler Beaufort, dem Könige Heinrich V. eine so beträchtliche Summe zu leihen, daß dieser seine Krone seinem Canzler als Unterpfand der Rückzahlung überließ. Die ungeheuren Reichthümer, welche der Großsiegelbewahrer anhäufen konnte, und die große Macht, welche ihre Stellung ihnen verlieh, machten es für den Souverän durchaus nothwendig, das Siegel nur solchen Personen anzuvertrauen, auf deren vollkommene Hingebung er zählen konnte, und das war bisweilen mit Schwierigkeiten verbunden.

So konnte Heinrich III., als er sich einst genöthigt sah, sich für eine Zeit lang aus seinem Königreiche zu entfernen, Niemanden finden, den er für würdig und fähig gehalten hätte, die mit dem Großen Siegel verknüpften Amtsverrichtungen zu

besorgen. Nachdem er sich vergeblich nach einem Canzler umgesehen hatte, legte er zuletzt das Siegel in die Hände seiner Gemahlin Eleonore, welche während seiner Abwesenheit nicht nur alle betreffenden Documente besiegelte, sondern auch in Person dem Canzleigericht präsidirte, die Verhandlungen anhörte und die Urtheile fällte. Ihre richterlichen Functionen wurden nur für kurze Zeit durch einen ihrem Geschlechte eigenthümlichen Zwischenfall unterbrochen, welcher in nichts Anderem als einer Niederkunft bestand. Sobald sie genesen war, nahm sie ihre Thätigkeit wieder auf und behielt das Große Siegel fast ein Jahr lang.

Die Engländer früherer Zeiten scheinen für dieses Siegel selbst eine Art abergläubischer Verehrung empfunden zu haben; nicht nur erkannten sie in dem Souverän die Quelle aller Gerechtigkeit, aller Gnade und aller Ehre, sondern sie glaubten auch, daß diese Gerechtigkeit, diese Gnade und diese Ehre auf keine andere Weise als durch Vermittlung dieses Großen Siegels gespendet werden könne. Man erzählt in dieser Hinsicht eine bemerkenswerthe Thatsache: Als Heinrich VI. in einem Alter von erst neun Monaten seinem ersten Geheimen Rathe präsidirte, wobei ihn seine Amme auf den Armen trug, stellte man ihm das Große Siegel auf die Knie und legte seine kleinen Hände darauf, gleichsam um ihm dadurch eine königliche Eigenschaft zu ertheilen; der Canzler, der es alsdann in seine Verwahrung nahm, galt dann, vermöge der Thatsache seiner Besitzergreifung, für beliehen mit allen Vollmachten, welche dem Souverän zukommen.

Man kann über diese Ansichten des fünfzehnten Jahrhunderts lächeln; man muß aber nicht vergessen, daß etwa vierhundert Jahre später, als die Krankheit Georg's III. diesen Monarchen daran verhinderte, einer Bill seine Zustimmung zu ertheilen, welche seinen Sohn zum Regenten ernannte, die großen Rechtsgelehrten jener Zeitperiode, und an ihrer Spitze der berühmte Camden, von einer sehr ähnlichen Anschauung durchdrungen zu sein schienen. Sie erklärten in der That, daß der König, obgleich er in seiner körperlichen Eigenschaft außer Stande sei, als Souverän zu handeln, sich dennoch in seiner politischen Eigenschaft einer so guten Gesundheit als jemals erfreue — denn der politische König sei das Große Siegel; und durch Vermittlung dieses politischen Königs geschah es, daß die Bill die gesetzliche Bestätigung erhielt. Diese Doctrin Lord Camden's wurde von allen Rechtsgelehrten und Staatsmännern, welche ihm folgten, zugelassen und bestätigt. Daraus geht hervor, wie sonderbar es auch klingen mag, daß es zur Zeit in Wirklichkeit zwei Souveräne von England gibt: den körperlichen Souverän, welcher die Königin Victoria ist, und den politischen Souverän, welcher aus den beiden Casseroldeckeln besteht, deren Geschichte wir hier zu schreiben versuchen.

Die eigenthümliche Art und Weise, in welcher heutzutage das Große Siegel angewendet wird, um einen Erlaß rechtsgiltig zu machen, welcher vom Souverän an einzelne Individuen gerichtet ist, gibt uns gleichfalls eine Probe von diesem Glauben an eine geheimnißvolle und unerklärliche Kraft, welche dem Siegel anhaftet. Zwei Arten von Documenten müssen mit dem Großen Siegel versehen werden; die einen, wie Erfindungspatente, Commissionsertheilungen u. s. w., welche alle Unterthanen angehen, tragen das Siegel am Ende vermittelst einer geflochtenen seidenen Schnur beigefügt; das Siegel besteht bisweilen, wie bereits erwähnt, aus grünem Wachs, viel häufiger aber aus gelbem, und in einigen Fällen wird die Urkunde, um sie vor allen Beschädigungen zu bewahren, in eine Capsel von gemsfarbigem Leder eingeschlossen, auf welcher der doppelte Abdruck des Siegels eingepreßt ist. Wenn die Schrift aber an ein einzelnes Individuum gerichtet ist, wird das Siegel wie ein Petschaft für gewöhnliche Briefe angewendet, um zu verhindern, daß sie nicht von Jedermann gelesen werden kann: man braucht das Siegel dann auf eine äußerst sonderbare Weise. Das auf Pergament geschriebene Document wird derart zusammengerollt, daß es ein kleines Packet von etwa zwei Zoll Länge bildet, aus welchem ein langer Streifen hervorragt, worauf Namen und Titel der Person verzeichnet stehen, an welche das Schriftstück gerichtet ist. Ein Stück Schnur wird sehr fest um das Päckchen geknüpft. Man verbindet dann die beiden Enden dieser Schnur vermittelst eines Stückes Wachs von der Größe eines Frankenstücks, welches man zwischen Daumen und Zeige-

finger festdrückt; die Beisetzung des Siegels besteht nun darin, daß man das Document einfach mit einer der beiden kostbaren Scheiben berührt; die Ausübung dieser Formalität ertheilt demselben unmittelbar die Eigenschaft eines vom Souverän erlassenen Schriftstücks.

Niemand machte sich vielleicht jemals eine höhere Vorstellung von der Wichtigkeit des Großen Siegels als der unglückliche Karl I.; daher war dieser Monarch auch über alle Maßen erfreut, als ihm ein Bote dies kostbare Instrument, welches er in die Gewalt des Parlaments gefallen glaubte, nach York brachte. Aber so groß wie seine Freude war, eben so groß war auch der Verdruß des Parlaments, als es erfuhr, daß dieses Emblem der Souveränetät in seine Hände gelangt sei. Der König konnte alle Proclamationen und andere Acte erlassen, die ihm beliebten, und zwar in vollkommen legaler Form, während das Parlament kein einziges seiner Mitglieder ergänzen oder irgend einen Act der höhern Verwaltung vornehmen konnte, der der Anwendung des Großen Siegels bedurfte. Nachdem es hin und her berathen, gewartet und sich vielmals auf's Bitten gelegt hatte, kam es endlich zu dem Beschlusse, ein Großes Siegel für seinen eigenen Gebrauch anfertigen zu lassen. Dieser Beschluß war ein sehr merkwürdiger Act; unglücklicherweise aber waren die Graveure zu jener Zeit selten und diejenigen, welche es gab, wurden durch die Furcht vor einem alten Statut Eduard's III. in Unthätigkeit gehalten, welches bestimmte, daß Jeder, der das Große Siegel nachahme oder reproducire, als Hochverräther mit dem Tode bestraft werden solle; und sie zweifelten nicht daran, daß dieses Statut wieder in Kraft gesetzt und buchstäblich ausgeführt werden würde, wenn das Glück der königlichen Sache noch einmal lächeln und man ermitteln sollte, wer sich dieser That des Hochverraths schuldig gemacht hätte. Aber Geld und Liebe überwinden alle Hindernisse, und nach Verlauf einiger Zeit fand sich ein beherzter Mann, Namens Master Symonds, der sich bereit erklärte, wenn er 40 Pfund Sterling sofort und weitere 60 Pfund Sterling nach Beendigung seiner Arbeit empfinge, ein neues Siegel anzufertigen, welches vollkommen mit demjenigen übereinstimmte, das sich in den Händen des Königs befand. Das Facsimile wurde ausgeführt und das Parlament bediente sich desselben so lange, bis die republikanische Regierung hinlänglich consolidirt war, um sich ihres eigenen Siegels bedienen zu können, von welchem man alle königlichen Embleme sorgfältig ausschloß. Das alte Siegel des Königreichs, welches nach der Capitulation von Oxford im Jahre 1645 wieder in die Hände des Parlaments gelangte, wurde vor den Schranken des Hauses der Gemeinen durch einen Schlosser in Stücke gebrochen.

Seit der Restauration kam das Große Siegel von England zu verschiedenen Malen in eine kritische Lage. Unter der Regierung Jakob's II. war es der Bewahrung des verhaßten Jeffreys anvertraut; und Jakob, im Begriff abzudanken, war so sehr in Besorgniß, daß dies wichtige Instrument in die Hände seiner Feinde fallen könnte, daß er Jeffreys in seinem Palast von Whitehall unterbringen ließ, damit sich das Große Siegel stets unter seinem persönlichen Schutz und gewissermaßen unter seinen eigenen Augen befinde. Am Tage vorher, ehe er sein Königreich verließ, nahm er es dem Canzler ab und warf dies Zeichen der königlichen Würde, während er in einem Kahne über die Themse setzte, in das Wasser, indem er sich einbildete, daß ohne dasselbe die königlichen Functionen nicht verrichtet werden könnten. Wenn dem auch so gewesen wäre, so würde seine Handlungsweise dennoch nutzlos gewesen sein, denn einige Zeit später fand sich das unglückliche Siegel in dem aufgezogenen Netze eines Fischers wieder, welcher dasselbe an den Geheimen Rath ablieferte.

Im Jahre 1784, wo Lord Thurlow Canzler war, ging das Große Siegel in Wirklichkeit verloren. Diebe brachen in die Wohnung Seiner Herrlichkeit ein und nahmen verschiedene werthvolle Gegenstände mit sich fort, unter welchen sich auch das Große Siegel des Königreichs befand, das, wie wir glauben, niemals wiedergefunden worden ist. Ein Geheimer Rath wurde am andern Morgen zusammenberufen; das Unglück wurde zu dessen Kenntniß gebracht, und so groß war die Schnelligkeit, mit welcher man vorging, das sechsunddreißig Stunden darauf ein neues Siegel fertig war; und wir wissen aus guter Quelle, daß während der acht Jahre, in welchen er

noch das Amt eines Canzlers versah, der edle Lord sich niemals zu Bette legte, ohne das Große Siegel unter seinem Kopfkissen zu verbergen.

Das Große Siegel wurde von Lord Eldon auf kurze Zeit unter sehr komischen Umständen verloren. Dieser berühmte Richter war auf's Tiefste von der großen Wichtigkeit des Unterpfandes durchdrungen, mit dessen Bewahrung er beauftragt war, und die bizarre Manier, in welcher sein Souverän dasselbe in seine Hände gelegt hatte, erhöhte dessen Wichtigkeit noch in seinen Augen. Lord Eldon selbst erzählt uns in seinem Tagebuche, daß, als er sich in den Palast begab, um das Große Siegel zu empfangen, der König — es war Georg III. — auf einem Canapee saß, seinen Rock theilweise aufgeknöpft und das Siegel auf der linken Seite zwischen Rock und Weste hineingesteckt hatte. Als er den Canzler sah, zog er es hervor und überlieferte es ihm mit den Worten: „Nehmt es, ich gebe es Euch von meinem Herzen.“

Indem Lord Eldon diese königlichen Worte immerdar sich vergegenwärtigte, legte er sich niemals zu Bett, ohne eigenhändig das Große Siegel in sein Schlafzimmer zu tragen. Eines Nachts — es war im Jahre 1812 — wurde er durch den Lärm wegen eines Feuers geweckt, welches sein Haus ergriffen hatte. Sein erster Gedanke war das seiner Obhut anvertraute Große Siegel. Er lief nach dem Versteck desselben, nahm es zu sich, flüchtete schleunigst hinab und verbarg es in dem Blumengarten hinter seinem Hause. Als er nach seiner Wohnung zurückkehrte, wurde er, wie er in seinem Tagebuche erzählt, dergestalt durch den Anblick seiner Dienerschaft frappirt, welche aus ihren Betten in der einfachsten Bekleidung, die sich denken läßt, hinabgeeilt war und für die Spritzenleute Kette bildete, und war zugleich in so hohem Grade in Besorgniß für die Sicherheit der Lady Eldon, daß er, als der Morgen anbrach, sich schlechterdings nicht erinnern konnte, in welchem Beete er das Siegel vergraben hatte. „Man kann sich,“ setzt er hinzu, „nichts Lächerlicheres vorstellen als den Anblick sämmtlicher Leute des Hauses, wie sie damit beschäftigt waren, die Erde mit kleinen Stäben zu durchwühlen, bis wir es wiedergefunden hatten.“ Dieses war, wie wir glauben, das letzte Mal, daß das Große Siegel in Gefahr war, verloren zu gehen.

Das Große Siegel bewahrt auch noch heutzutage seine ganze Wichtigkeit; dieselben Gesetze, welche weislich erklären, daß der König niemals stirbt, haben gleicherweise auch dafür gesorgt, daß das Königreich nie ohne Großes Siegel sei; und es ist Regel, daß man, so oft es nöthig wird, das Siegel zu erneuern, das alte Siegel nicht eher vernichtet, als bis das neue angefertigt ist. Die Beschaffung eines neuen Großen Siegels ist eine Staatsangelegenheit; der Souverän beruft den Geheimen Rath und der Graveur des Königs erhält den officiellen Befehl, sich vor demselben mit seinen Zeichnungen einzufinden. Man trifft eine Wahl unter den Zeichnungen und die Matrice selbst wird zur Hand genommen; wenn sie fertig ist, wird wieder ein Geheimer Rath gehalten, wo das Große Siegel, wenn es für richtig befunden ist, von dem Souverän eigenhändig dem zukünftigen Großsiegelbewahrer überreicht wird, welchen er durch diesen Act mit allen jenen Machtvollkommenheiten bekleidet, von denen wir bereits oben gesprochen haben. Früher wurde noch eine andere kleine Ceremonie bei dieser Gelegenheit vorgenommen: der neue Canzler selbst mußte in Gegenwart des Geheimen Rathes das Siegel einem Documente beifügen, ohne Zweifel, um zu zeigen, daß er die Pflichten seines Amtes zu erfüllen vermöge, — grade wie noch heutzutage die Sheriffs von London und Middlesex gehalten sind, bevor sie den Eid zum Antrit ihrer Functionen leisten, eine Probe ihrer Bildung und Fähigkeit dadurch zu geben, daß sie vor dem Schatzkammergericht eine gewisse Anzahl großer Nägel zählen und einige Stäbchen schneiden. Aber die Großen Siegel, deren man sich in damaliger Zeit bediente, obgleich groß dem Namen nach, waren klein im Vergleich mit den gegenwärtigen Siegeln; sie hatten nicht mehr als zwei bis drei Zoll Durchmesser und es war vielleicht nicht schwieriger, sie unter ein Document zu setzen, als einen gewöhnlichen Brief zu versiegeln. Indessen scheint das Große Siegel in directem Verhältnisse mit der Machtvergrößerung des Souveräns, welchen es repräsentirt, an Ausdehnung zugenommen zu haben und es ist heutzutage von solcher Größe, daß die edle Persönlich-

keit, dessen Bewahrung es anvertraut ist, große Gefahr laufen würde, sich die Finger zu verbrennen, wenn sie sich einfallen ließe, dasselbe selbst unter ein Document zu setzen; es sind daher zwei erfahrene Gehilfen, welche der „Wachsschmelzer“ und der „Siegeler“ genannt werden, ihm zu diesem Zwecke beigegeben.

Wenn die Anfertigung eines neuen Siegels eine Staatsangelegenheit ist, so ist die Vernichtung eines alten eine nicht weniger feierliche Ceremonie. Die Operation wird vor dem Geheimen Rath von dem Souverän vollzogen; sobald der Souverän mit einem kleinen Hammer einen leichten Schlag darauf gethan hat, wird das alte Siegel in den Augen des Gesetzes werthlos. Das auf diese Weise „zerbrochene“ Siegel wird Eigenthum des Canzlers, und ein solches Eigenthum ist heutigen Tages von größerm Werth als ehedem; denn das Siegel, welches bis zum Jahre 1815 aus Kupfer angefertigt war, besteht jetzt, wie bereits erwähnt, aus Silber.

Ein sonderbarer Umstand ereignete sich, als Wilhelm IV. das Siegel seines Vorgängers zerbrach. Beim Tode Georg's IV. war Lord Lyndhurst Canzler, Wilhelm IV. hatte darauf eine Veränderung im Cabinet eintreten lassen und ein neuer Canzler war inzwischen erwählt worden. Als das Siegel Wilhelm's IV. fertig wurde, war Lord Brougham im Besitz dieser Würde. Daher gab es zwei Prätendenten für das zerbrochene Siegel: der Eine führte an, daß es in der That ein Siegel der frühern Regierung sei; der Andere sagte, daß es bis zu dem Augenblick, wo es zerbrochen werde, in voller Giltigkeit fortbestehe. Der Streit wurde vor den König selbst gebracht, welcher zugab, daß sich Vieles sowohl zu Gunsten des Einen wie des Andern sagen lasse, und sich dafür entschied, daß jeder der beiden Lords eine Hälfte des Siegels erhalten solle. Der Goldschmied Sr. Majestät wurde beauftragt, die beiden Hälften in zwei prachtvolle goldene Schalen zu fassen, welche der König den beiden Ministern überreichte, indem er sie aufforderte, durch das Loos zu entscheiden, wer die Vorderseite und wer die Kehrseite erhalten solle.

Sowie der Souverän in Person das Große Siegel in die Hände des Canzlers legt, so will es ein unvordenklicher Brauch, daß der Canzler es gleichfalls persönlich seinem Souverän zurückgibt, oder jedenfalls es keinen andern Händen überliefert als denen eines speciellen Boten, welcher direct von dem Souverän abgesendet wird, um es in Empfang zu nehmen und einen vom Souverän persönlich unterzeichneten Befehl überbringt. Bekannt ist der Widerstand, welchen Wolsey leistete, als, nachdem er in Ungnade gefallen, die Herzöge von Norfolk und von Suffolk auf Grund eines rein mündlichen Auftrages des Königs versuchten, von ihm die Zurückgabe dieses wichtigen Pfandes zu erlangen; die edeln Botschafter wurden genöthigt, zu dem zurückzukehren, der sie gesandt hatte, und sich mit einem Befehle in der Form, wie sie der große Cardinal verlangte, versehen zu lassen. Uebrigens war es nicht selten, daß die Tudors und die Stuarts sich persönlich und unter vier Augen an ihre Canzler wendeten, um sich das Große Siegel auf einige Tage zu leihen, während welcher sie sich desselben bedienten, gewissen Erlassen, Begnadigungen und Titelertheilungen Gesetzeskraft beizulegen, von denen sie wußten, daß ihre Canzler aus Gewissenhaftigkeit oder aus Furcht denselben die Beifügung des Großen Siegels verweigern würden.

Die Gefahr, das Große Siegel zu verlieren, wenn man es stets von einem Orte zum andern trägt, während doch die Nothwendigkeit der Anwesenheit des Siegels angenommen wird, so oft der Canzler irgend eine seiner richterlichen oder politischen Functionen versieht, damit der Beweis vor Augen liege, daß er wirklich im Besitze des Instrumentes sei, von welchem er allein alle seine Befugnisse ableitet, hat in letzterer Zeit zur Anwendung einer sonderbaren Fiction geführt. Das reichgestickte Säckchen, welches zur Aufnahme des Großen Siegels bestimmt ist, wird leer vor dem Canzler einhergetragen und figurirt im Canzleigericht, im Hause der Lords und anderwärts anstatt des Siegels, das selten, wenn überhaupt, in dieses Säckchen hineingethan wird und welches man nur dann von dem Orte, wo es wirklich verwahrt wird, entfernt, wenn ein Abdruck davon gemacht werden muß.

Londoner Bierbrauereien.

Die großen Bierbrauereien, welche in den letzten Jahrzehnten in ganz Deutschland entstanden sind, haben zum Theil eine so überraschende Ausdehnung sowohl in der Zahl und Dimension der zugehörigen Gebäude wie der benutzten Braupfannen, Kühlschiffe, Gährbottiche, daß man kaum glauben mag, anderwärts noch kolossalere Fabriken dieses beliebten Getränkes zu finden. Wer aber in London die größten Brauereien besucht, der wird sehen, daß Alles, was wir der Art in Deutschland besitzen, eben doch noch sehr klein ist.

Nach den Steuerausweisen haben

	Preuß. Scheffel
Truman, Hanbury und Comp.	742,470
Barclay, Perkins und Comp.	685,720
Meny und Comp.	352,490
Reid und Comp.	336,280
Elliot, Watney und Comp.	207,390
Mann, Crosmann und Comp.	184,060
Taylor, Walker und Comp.	117,180
Goding und Comp.	92,825
Courage und Comp.	87,345
Wood und Comp.	66,160
Tubbs, Wilks und Cowell	50,955

Malz in dem letzten Jahre versteuert.

Truman, Hanbury und Comp. haben schon in einem Jahre über 12½ Millionen (12,697,600) preußische Quart Porter und Ale gebraut.

Die Ausgaben desselben Hauses sollen bis zu 400,000 Pfund Sterling für Malz und 140,000 Pfd. Sterl. für Hopfen in einem Jahre sich schon belaufen haben.

Einer Mittheilung der „Quaterly-Review" zufolge schenkten die Wirthe bis zum Jahre 1730 nur Ale, Bier und two penny. Der letztere Name bezeichnet eine Sorte Bier, von dem das Glas voll mit zwei Penny bezahlt wurde. Die Biertrinker jener Zeit liebten es, sich die drei Sorten Bier unter der Bezeichnung half and half gemischt reichen zu lassen. Auch führte das Gemisch der drei Biere den Namen dreidrähtiger Zwirn.

Im Jahre 1730 begann Horwood ein Bier zu brauen, welches das Gemisch, den Dreidraht, ersetzen sollte und nannte es entire (ganz). Dies Gebräu fand vielen Beifall, es war besonders bei den Lastträgern beliebt und erhielt nach ihnen den Namen „Porter."

Wir wollen nun noch einige Angaben über die Größe der bei Truman, Hanbury und Comp. vorhandenen Apparate hinzufügen.

Jeder der beiden Maischbottiche faßt über 25,000 preußische Quart. Es wird darin das Malz mit heißem Wasser behandelt und große Dampfmaschinen bewegen die kolossalen Rührapparate, welche die Mischung besorgen.

In großen kupfernen Pfannen, deren fünf in der Brauerei vorhanden sind, von welchen jede 10- bis 12,000 preußische Quart faßt, wird die Würze mit dem Hopfen gekocht. Es werden oft 40 Centner Hopfen an einem Tage verbraucht.

Die Kühlschiffe, auf welche das Bier aus den Pfannen gelassen wird, haben eine Ausdehnung von über 30,000 Quadratfuß. Von hier gelangt es in die Gährbottiche, welche eine Größe haben, daß unser berühmtes Heidelberger Faß dagegen als winzig erscheint. Ein einziger Gährbottich faßt ungefähr 200,000 preußische Quart. Es sind vier solcher Gefäße vorhanden.

Nachdem die erste starke Gährung auf diesen Bottichen stattgefunden hat, wird das Bier daraus abgelassen in Gefäße, welche an ihrem Rande mit Ablaufrinnen versehen sind. Die aufgestoßene Hefe schwimmt in diesen weg, und das Bier gelangt nun in große Fässer, auf denen es in langsamer Gährung alle Hefe absondert. Diese Fässer haben zusammen einen Inhalt von fast 15 Millionen preußische Quart.

Die Brauerei besitzt circa 80,000 kleine Fässer zum Bierversand. Der Werth derselben, obwohl sie alle in den Werkstätten der Fabrik selbst hergestellt werden, beträgt 84,000 Pfund Sterling.

Es sind ferner 130 Pferde vorhanden, welche das Bier verführen. Dieselben kosten durchschnittlich 70 Pfund Sterling im Ankauf und bleiben durchschnittlich 7 Jahre dienstfähig. 80 Fuhrleute, 21 Stallknechte und Schmiede sind damit beschäftigt.

Da die Dampfkraft in diesem Etablissement Alles besorgen muß, was man ihr zumuthen kann, so ist die Zahl der Arbeiter verhältnißmäßig gering. Es sind aber doch 35 Brauknechte und Heizer, 46 Arbeiter auf den Speichern, 66 Böttcher, 17 Aicher und Mechaniker, 32 Zimmerleute, 4 Stellmacher, 18 Maler, 40 Maurer, zusammen 350 Leute angestellt. Außer diesen sind neben den acht Associés noch 40 Commis und höhere Beamte in dem Geschäft in Thätigkeit.

Die Arbeiter haben eine eigene Sparcasse und ihre Einlagen sollen bereits die Summe von 12,000 Pfund erreichen. Auch ist für dieselben eine Bibliothek vorhanden, aus welcher sie Bücher mit nach Hause nehmen können.

Auch eine Schule haben die Besitzer der Fabrik gegründet, jedoch nicht nur für die Kinder ihrer Fabrik. Es soll dieselbe von 1000 Kindern besucht werden, und neuerdings beabsichtigen Hanbury und Comp. eine Specialschule für die erwachsenen Söhne ihrer Arbeiter zu gründen.



Die Anilinfarben.

Von

Friedrich Schödler.

Nach den denkwürdigen Ereignissen des Jahres 1859 tauchten als Modefarben das Magenta-Roth und das Solferino-Lila auf. Es hatte den Anschein, als wolle Frankreich seine Eroberungen im Felde der Politik fortsetzen und ausbreiten auf dem der Mode. Man machte nicht nur einen Duc de Magenta, sondern auch Hutschleifen und Ballroben in Magenta-Roth. Es sollten die großen Ereignisse in lebendiger Farbe durch Europa leuchten und man wählte hierfür ein bläuliches Roth und ein röthliches Lila.

In der Wirklichkeit verhielt es sich jedoch anders. Die Chemie hatte jene Farben entdeckt, die Technik dieselben auf Zeuge applicirt und die Industrie suchte nach brillanten Namen zur Einführung und Durchführung der neuen Nuancen, und so erklärt sich die italienische Gevatterschaft.

Bis heute sind jene Farben aus der Mode noch nicht verschwunden; sie sind im Gegentheil kräftiger, glänzender und in größerer Mannigfaltigkeit der Verwendung aufgetreten, und in dem letzten Jahre ist zu dem Roth und Violet noch ein reines Blau hinzugekommen. Jene anspruchsvollen Namen sind dagegen verschwunden und in passenderer Weise werden jetzt im Allgemeinen diese Farben nach ihrem chemischen Ursprung als Anilinfarben bezeichnet.

Aber „was ist Anilin?" — hören wir fragen.

Wir werden hierfür alsbald die Antwort ertheilen, vorher aber einige Worte über das Färben in Roth, Violet und Blau vorausschicken. Jedermann weiß, welch' großen Werth der Echtheit der Farben beizulegen ist. Echte Farben nennen wir aber solche, die der Einwirkung des Sonnenlichtes, der Seife und saurer Flüssigkeiten vollkommen widerstehen und es ist in diesem Sinne die Anzahl der echten Farben ziemlich beschränkt. Es sind fast nur die düster violeten bis schwarzen Gallusfarben, die gelb bis braunen Eisenfarben, das trübe Indigblau und das kräftige, aber blutfarbene Krapproth, sowie die aus ihrer Mischung hervorgehenden Schattirungen, welche jenen Anforderungen entsprechen. Daher begegnen wir denselben auch durchgehends in den Stoffen, die der stärksten, täglichen Abnutzung unterworfen sind, die Wind und Wetter trotzen und bis zur letzten Faser noch Farbe halten. Es sind die rechten Werkeltagsfarben, schlicht, bescheiden und dauerhaft.

Aber jene zarten, lieblichen Farben, die wie ein feiner Hauch die Materie beleben und erhöhen sollen, das zarte Rosa, Lila, Himmelblau und Grün bis in die kraftvolleren, feierlichen Töne des dunkeln Carmins, Purpurs und Violets — sie alle erweisen sich mehr oder minder vergänglich, sie scheinen hierin ihren Vorbildern an den Blumen zu gleichen, deren unhaltbarer Farbenschmelz sprichwörtlich geworden ist.

Die Färbekunst hat in letzter Zeit so ungemeine Fortschritte gemacht, daß wohl

kaum ein Farbenton verlangt wird, den sie nicht zu liefern vermag. In dieser Hinsicht haben wohl die Anilinfarben weniger etwas Neues gebracht als vielmehr eine Ergänzung des Vorhandenen. Die Cochenille, das Murexid, die Orseille, der Persio, der Safflor, der Fernambuk u. a. m. lieferten bisher ungemein schöne Farben in Rosa, Lila, Carmin, Purpur und Violet, in mannigfachster Abstufung. Aber diese Farben erweisen sich durchgehends unhaltbar. Man erinnere sich z. B. nur der herrlichen carmoisinrothen Möbeldamaste in Seide und Wolle. Welche Wirkung versprechen sie uns nicht zum Weiß, Grau und Grün der Tapeten und dem Gold der Rahmen und Leisten! Trotz des Achselzuckens des redlichen Verkäufers bei der Frage nach der Haltbarkeit können wir uns jenes Effectmachens nicht erwehren und nehmen uns vor, die difficile Farbe sorgfältig vor dem Lichte zu bewahren. Allein wie sehr wir auch die Fenster verhüllen und die Ueberzüge nur bei „Gelegenheiten" entfernen — die Freude ist doch nur von kurzer Dauer. Alsbald kann man beim Hinwegnehmen eines Kissens warnehmen, daß dessen untere Seite noch den reinen, warmen Ton bewahrt hat, während die obere ins' Gelbliche verschossen oder in's Bräunliche verdunkelt ist. Der Stuhl im Hintergrunde des Zimmers beschämt durch seine noch wohlerhaltene Farbe den lichtfreundlichen Bruder, der seinen Platz in der Nähe des Fensters hatte.

Noch merkwürdigere Wandlungen bieten manche in Berlinerblau gefärbte Stoffe dar. Dem grellen Sonnenlichte ausgesetzt, verlieren sie in Kurzem ihre Farbe, bis zu einem bläulichen Grau oder Weiß. Als unbrauchbar hängt man das Kleidungsstück in den Schrank. Aber nicht wenig ist man erstaunt, an demselben die Farbe wiederhergestellt zu finden, wenn man es nach einigen Wochen aus diesem dunkeln Behälter herausnimmt. Und dieser chamäleonische Wechsel läßt sich an demselben Stoff öfter wiederholen.

Man wird nach Vorstehendem erklärlich finden, mit welchem Eifer die Industrie nach Farben griff, die grade in den angegebenen Tönen in allen Abstufungen sich boten, die versprachen, sich durchgehends echt zu erweisen und an Billigkeit und Leichtigkeit der Befestigung die bisherigen Farbestoffe und Methoden zu übertreffen. Eben so mußte es dem Publicum, insbesondere der farbenschimmernden Frauenwelt willkommen sein, einen Reichthum von Farben zur Verfügung gestellt zu sehen, auf den man fast ganz zu verzichten sich gewöhnt hatte. Es machte daher auf den Schreiber dieser Zeilen einen ganz eigenthümlichen Eindruck, als er im vorigen Jahre einen Bahnwagen bestieg und nach und nach nicht weniger als zehn Trägerinnen des Anilinviolets sich einstellen sah, die allmälig selbst über diese Uniformität betroffen schienen.

Ein ganz besonderes Interesse knüpft sich aber noch an die Abkunft und Geschichte der Anilinfarben und es schien eine Darlegung derselben für einen größern Kreis deshalb vorzugsweise geeignet. Wir haben hier eins der auffallendsten Beispiele vor uns, wie Arbeiten des Chemikers, in rein wissenschaftlichem Interesse begonnen und Jahre lang fortgeführt, in unerwarteter Weise einen praktischen Werth erlangten und dem Leben sich nützlich erwiesen. Möge daher die Wissenschaft, unbeirrt um den Ruf derer, die nur nach der melkenden Kuh fragen, fortfahren, ihre Forschung im Sinne der eigenen Befriedigung und Würde zu verfolgen. Jede wissenschaftliche Errungenschaft tritt mit der Zeit in die berechtigte Beziehung zum Leben und dessen Nützlichkeitsbedürfniß.

Man ist gewöhnt, die Farben als Kinder des Lichtes zu betrachten. Die Anilinfarben sind aber echte Kinder der Finsterniß. Sie nehmen ihren Ursprung aus dem Untergang der organischen Materie, sie gehen hervor aus der Zerstörung, aus der Nacht des Ofens und dem Dunkel der Retorte. Schwarze, übelriechende, widrige Flüssigkeiten, von welchen Laien und Chemiker verächtlich sich abwendeten — sie liefern das Rohmaterial, aus dem endlich jene prachtvollen Farben gewonnen werden.

Eine solche Flüssigkeit ist aber der Theer. Wenn man beliebige Stoffe von pflanzlicher oder thierischer Abkunft in ein geeignetes Behälter bringt und dieses von Außen erhitzt, so werden jene Stoffe zerstört. Es entwickeln sich Gase und Dämpfe von der mannigfachsten Art, die durch ein Abzugsrohr sich entfernen. Ein Theil der Dämpfe verdichtet sich und liefert verschie-

dene Flüssigkeiten, die immer dunkler und dicker werden, je mehr die Hitze sich steigert, bis endlich die Zersetzung vollendet und nur noch ein schwarzer kohliger Rückstand in dem Behälter vorhanden ist, den das Feuer nicht weiter verändert. Vom Chemiker wird eine derartige Operation mit dem Namen der trockenen Destillation bezeichnet, deren Ergebnisse nennt er Destillationsproducte. Von diesen erscheint zuletzt als eine dicke, schwarze, übelriechende Flüssigkeit der Theer.

Der von verschiedenen Stoffen gewonnene Theer ist sich im Allgemeinen zwar ähnlich, im Besondern jedoch wohl zu unterscheiden. Der Holztheer, früher vorzugsweise vorkommend und zum Betheeren der Schiffe und Schiffsgeräthe verwendet, hat einen weniger unangenehmen Geruch. Der letztere rührt her von einem Gemische von Essigsäure, Holzgeist, Kreosot und flüchtigem Oel, die neben harzigen Stoffen und kohliger Substanz seine Hauptbestandtheile ausmachen.

Mit der Fabrication des Gases trat als Nebenproduct der Steinkohlentheer in großer Masse auf. Sein Geruch ist höchst widrig, herrührend von darin enthaltenen ammoniakalischen Stoffen, gemengt mit flüchtigen Producten, Oelen, Harzen und Kohle. Noch abstoßender ist das theerartige Destillationsproduct aus thierischen Stoffen. Diese Eigenschaften beruhen auf dem Gehalt der Steinkohle und der Thierstoffe an Stickstoff und Schwefel, wodurch eine Reihe von Producten entsteht, die im Holztheer nicht vorkommen.

Das Studium dieser theerartigen Flüssigkeiten blieb lange vernachlässigt und in der That, es ist auch heute noch eine schwierige und unvollständig erschöpfte Aufgabe. Die bei oben erwähnter trockener Destillation in die Retorte gebrachten Stoffe enthalten als Elemente: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Schwefel, letztern in geringster Menge. Diese wenigen Elemente können aber in den verschiedensten Verhältnissen zusammentretend eine Reihe von zahllosen Verbindungen bilden. Sobald von Außen die Wärme auf den Inhalt der Retorte einwirkt, beginnt dessen Zersetzung; seine Elemente ordnen sich in anderer Weise und bilden neue Körper. Die Art und Menge dieser ist abhängig davon, ob die Hitze allmälig oder rasch gesteigert einwirkt, ob eins oder mehrere der genannten Elemente vorwaltet oder fehlt.

Wir haben hier einen ähnlichen Vorgang, als zur Zeit, da die Mineralkruste unserer Erde unter der Wechsel- und Gemeinwirkung von Feuer und Wasser sich bildete. Auch hier traten die chemischen Elemente gegeneinander auf, und aus ihrer gegenseitigen Einwirkung gingen die manigfaltigen Minerale hervor, wovon wir die Muster in unsern Mineralsammlungen aufgestellt haben. Allein hier scheint der Proceß einfacher verlaufen zu sein und greifbarere Producte geliefert zu haben. Da begegnen wir festen, schön krystallisirten Massen, von stetigem Wesen, die der chemischen Analyse sich unterziehen lassen. Die Dinge sind hier meist nebeneinander, daher zu unterscheiden und zu trennen.

Aber so ein schwarzer Theer, das ist eine ganz andere Aufgabe: das ist wie eine Sauce, gemischt aus vielen Ingredienzen, welche die Zunge wohl schmecken, aber das Auge nicht herausfinden kann. Um dieses Theergemisch einigermaßen mit Erfolg entwirren zu können, mußten erst gewisse Fortschritte in der analytischen Methode vorhergegangen sein und so viel man auch bis heute dem Theer bereits abgewonnen hat, so bildet er noch immer eine Fundgrube des Neuen und Nützlichen.

Eine Untersuchung des Theers konnte aber auch von dem Chemiker unter den gewöhnlichen Umständen nicht wohl vorgenommen werden. Um die in demselben oft nur in geringer Menge enthaltenen Stoffe zu gewinnen, müssen große Theermassen in Arbeit genommen werden, eine Aufgabe, die bei der schwierigen Beschaffenheit des Materials und den starken Gerüchen der Producte in den Laboratorien der Wissenschaft kaum ausführbar ist. Erst seitdem in den Fabricationszweigen, wo Theer abfällt, Männer von chemischem Wissen in Wirksamkeit traten und mit größern Massen und Apparaten operirten, beginnt unsere bessere Kenntniß der Theerproducte. Viel Verdienst haben sich in dieser Hinsicht erworben: Runge, Unverdorben und Reichenbach, welch' Letzterer insbesondere eine ganze Reihe von Stoffen im Theer entdeckte, worunter das Kreosot, sowie das als Leuchtstoff bekannte Paraffin sich befinden, und dessen Thätigkeit im dunkeln

Theergebiet jedenfalls mehr Anerkennung erntete, als seinen neuern Forschungen im noch dunklern Odgebiet zu Theil wurde.

Gehen wir nun nach Beendigung dieser dem Verständniß des Nachfolgenden förderlichen Vorbemerkungen näher auf den Gegenstand unserer Abhandlung ein.

Im Jahre 1840 beschäftigte sich Fritzsche mit einer Untersuchung des Indigo, dieser bekannten blauen Farbe, welche von mehreren Arten der Indigopflanze, namentlich der Indigofera Anil gewonnen wird. Als hierbei der Indigo mit Kali behandelt und das entstandene Product der trockenen Destillation unterworfen wurde, so erhielt man unter andern eine farblose, ölige Flüssigkeit. Sie wurde in Erinnerung an die angeführte Indigopflanze von dem Entdecker Anilin genannt und erregte in besonderem Grade das Interesse der Chemiker, weil sie mit den Säuren schöne krystallisirte Salze bildete und sich ähnlich verhielt wie die organischen Basen, das Chinin, Morphin und andere mehr. Das sofort dem Anilin zugewendete Studium zeigte aber bald, daß dieser Körper bereits im Jahre 1826 von Unverdorben unter den Destillationsproducten des Indigo entdeckt und Krystallin genannt worden war, eben wegen seiner Eigenschaft, mit den Säuren krystallisirbare Salze zu bilden; ja es ergab sich ferner die völlige Uebereinstimmung des Anilins mit einem Product, das Runge im Jahre 1837 aus dem Oele des Steinkohlentheers gewonnen und Kyanol genannt hatte. Dieser Name, der auf deutsch etwa Blauöl bedeutet, ist besonders charakteristisch; er bezieht sich nämlich auf die Eigenschaft des Kyanols: eine violette Färbung anzunehmen, sobald man einen Tropfen desselben mit etwas Chlorkalklösung zusammenbringt. Wir haben hiermit die erste Andeutung der später so erfolgreichen Benutzung dieser Producte zur Gewinnung von Farbestoffen.

Für diese auf verschiedenen Wegen gewonnenen, übereinstimmenden Erzeugnisse ist der Name Anilin der herrschende geworden und wir lassen eine Beschreibung seiner Eigenschaften folgen, wie sie in den Lehrbüchern der Chemie sich angeführt finden.

Das Anilin ist eine farblose, ölartige Flüssigkeit, von schwach aromatischem, nicht unangenehmem Geruch; es gefriert erst in den niedersten, auf künstliche Weise hervorzubringenden Kältegraden und siedet bei 145 Grad Reaumur; es verbrennt mit rußender Flamme. Das specifische Gewicht des Anilins ist 1,02, weshalb es in Wasser untersinkt; es ist fast unlöslich in Wasser, dagegen leicht löslich in Aether, Weingeist, Holzgeist und in Oelen. Die kleinste Menge von Anilin bewirkt in einer Auflösung von Chlorkalk eine purpurviolete Färbung; die Anilinsalze färben das Fichtenholz lebhaft gelb. An der Luft nimmt das Anilin bald eine braune Farbe an und verwandelt sich allmälig in einen harzartigen Körper.

Obgleich das Anilin dem Wasser nur eine sehr schwache alkalische Reaction ertheilt, so hat es im Uebrigen einen wohl ausgesprochenen basischen Charakter und die Chemiker reihen es daher unter die künstlichen organischen Basen. Es nähert sich in Betreff seiner Zusammensetzung am meisten den natürlichen, flüssigen, organischen Basen, die aus dem Schirling und dem Taback gewonnen werden, dem Coniin und dem Nicotin.

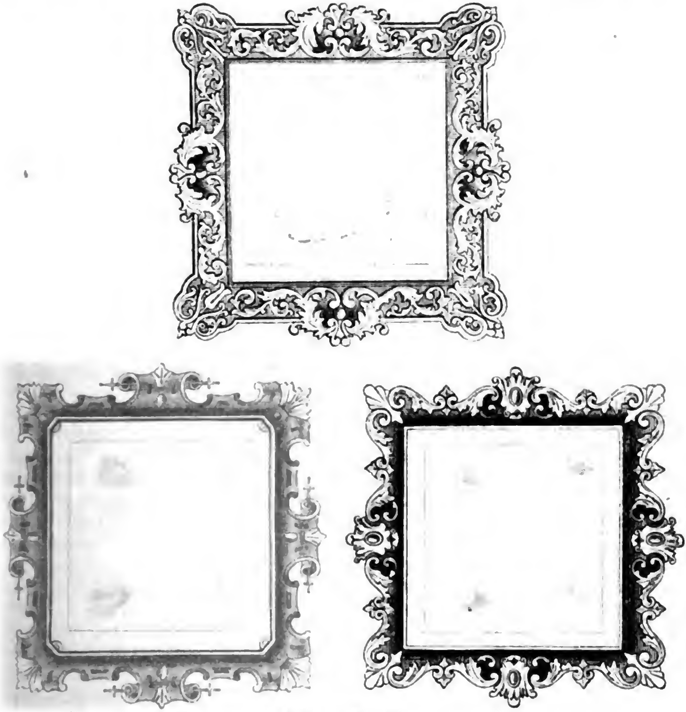
Das Anilin besteht aus drei Elementen, nämlich aus Kohlenstoff = C, Wasserstoff = H und Stickstoff = N, in nachfolgenden Gewichtsverhältnissen:

Kohlenstoff	77,7	Procent
Wasserstoff	7,5	„
Stickstoff	14,8	„
	100,0	Gewichtstheile Anilin.

Die Chemiker drücken seine Zusammensetzung durch eine sogenannte chemische Formel aus, wie folgt: Anilin = $C_{12} H_7 N$, deren Bedeutung zu erläutern uns zu weit führen würde.

Spätere Untersuchungen lehrten, daß das Anilin auch auf verschiedenen andern Wegen, aus Stoffen von ähnlicher Zusammensetzung, dargestellt werden kann, wovon wir ein Beispiel anführen. Bei der Destillation der Steinkohle erhält man ein flüchtiges leichtes Oel, von durchdringendem Geruch, das Benzol genannt wird und als ein Universalfleckenwasser allgemein bekannt ist; seine chemische Formel ist = $C_{12} H_6$. Behandelt man dasselbe mit Salpetersäure, so bildet sich das Nitrobenzol = $C_{12} H_5 NO_4$, eine Flüssigkeit

von sehr angenehmem Bittermandelgeruch. Man sieht, wie letztere Formel der obigen des Anilins sich nähert. Durch die Einwirkung von Schwefelwasserstoff kann man den noch fehlenden Wasserstoff (H) hinzufügen und den vorhandenen Sauerstoff (O_5) entfernen, wodurch $C_{12} H_7 N =$ Anilin entsteht.



Anilinfarbenproben.

Bis vor wenig Jahren blieb das Anilin ausschließlich in den Händen der wissenschaftlichen Chemiker, dem Handel und der Industrie war es unbekannt. Es war mühsam und kostspielig, dasselbe in größerer Menge sich zu verschaffen. Entweder bediente man sich hierzu des Indigo, von welchem ein Pfund nicht mehr als etwa drei Unzen Anilin liefert, oder man stellte es aus dem Steinkohlentheer dar, wozu man jedoch Massen von zehn und mehr Centnern verarbeiten muß, da die meisten Theersorten weniger als 1 Procent Anilin enthalten.

Gegenwärtig ist jedoch das Anilin ein Gegenstand der chemischen Fabrication geworden. Man unterwirft zu diesem Zweck den Theer der Destillation. Nachdem die flüchtigern Oele überdestillirt sind, sammelt man das erst bei höherer Temperatur übergehende schwere Theeröl, welches vorwaltend aus Anilin besteht, das noch weiterer Reinigung bedarf.

Man bezieht aus den deutschen und französischen Fabriken das Pfund Anilin zum Preise von sieben bis neun Gulden oder vier bis fünf Thaler.

Für die theoretische Chemie hat das Anilin seine größte Bedeutung erlangt durch eine epochemachende Arbeit über dasselbe von A. W. Hoffmann. Sie bildete zugleich die Grundlage des Rufes und der Be-

rufung unseres ausgezeichneten Landsmanns nach England, wo er seit längerer Zeit an der Spitze der dortigen Chemiker steht und erst kürzlich dem großartigen Feste präsidirte, das gelegentlich der Londoner Weltausstellung die englischen Chemiker in Greenwich den auswärtigen Fachgenossen veranstalteten.

Als Ergebniß dieser wichtigen Untersuchung führen wir nur die Bestätigung und Ausdehnung an, welche durch sie die Substitutionslehre gewonnen hat, der gemäß einzelne Elemente einer chemischen Verbindung ersetzt oder substituirt werden können durch andere Elemente, ja durch ganze Gruppen von Elementen, ohne daß im Wesentlichen der Charakter der ursprünglichen Verbindung geändert wird. Der gewöhnlichste Fall der Art ist die Ersetzung von Wasserstoff (=H), durch Chlor (=Cl).

Man hat auf diese Weise im Anilin $= C_{12}H_7N$ einen Theil des Wasserstoffs ersetzt durch Chlor und das Chloranilin $= C_{12}H_6(Cl)N$, erhalten, einen Körper, der merkwürdiger Weise trotz seines Chlorgehaltes die basischen Eigenschaften des Anilins beibehalten hat. In dem Aethylanilin $= C_{12}H_6(C_4H_5)N$, ist ein Theil des Wasserstoffs ersetzt durch die Elementengruppe C_4H_5, welche Aethyl genannt wird und die Grundlage des Aethers und Weingeistes ausmacht.

Am glänzendsten und weit über das Studirzimmer des gelehrten Chemikers hinaus tritt aber heutzutage das Anilin auf in den Anilinfarben und es erscheint uns hohe Zeit, den Leser, der vielleicht kaum geneigt war, durch diese Vorhöfe des Wissens zu folgen, endlich auf den praktischen Boden zu führen.

Die Fabrication der Anilinfarben datirt erst von dem Jahre 1858. Zwar hatten die Chemiker gelegentlich der vielen über Anilin angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen längst wahrgenommen, daß bei Einwirkung verschiedener Agentien auf dasselbe violete, blaue, braune, rothe und grüne Färbungen eintreten — allein es wurden diese mehr als charakteristische Kennzeichen betrachtet, als daß man bei dem Preise des Materials an eine industrielle Ausbeute hätte denken können. Diese konnte erst sich einstellen, als andere chemische Industrien in Aufschwung gekommen waren, nämlich die Photogen- und Paraffinfabrication, welche sich mit der Destillation von Torf, Braunkohle, bituminosem Schiefer und anderer mehr befaßt und das anilinhaltige schwere Oel in größerer Menge zur Verfügung stellt.

Von dem Momente an, wo jedoch die Richtung angezeigt war, sehen wir Chemiker und Industrielle derselben mit einem Ungestüm nachstürzen, der in der Geschichte der Technologie kaum seines Gleichen haben dürfte. Während in den chemischen und technischen Zeitschriften vom Jahre 1858 nur die ersten vereinzelten Mittheilungen über Anilinfarben sich finden, erscheint im Jahre 1860 und 1861 das Material der Mittheilungen bereits in einer solchen Weise angeschwollen, daß selbst die sachkundigsten Berichterstatter an einer übersichtlichen und kritischen Darstellung desselben verzweifeln.

So heißt es zum Beispiel im Jahresbericht über Chemie von Will und Kopp 1860: „Bezüglich der aus Anilin darstellbaren Farbestoffe hat auch das Jahr 1860 eine größere Anzahl von Angaben und Untersuchungen gebracht. Der Gegenstand ist durch die Anzahl der Publicationen, durch die Mannigfaltigkeit der Bildungs- und Darstellungsweisen solcher Farbestoffe, durch die Verschiedenartigkeit der letztern selbst, durch die zahlreichen, mitunter Ungleichartiges unter demselben Namen zusammenfassenden und vielleicht Gleichartiges mit verschiedenen Namen belegenden Benennungen, durch die Widersprüche verschiedener Forscher bezüglich der Eigenschaften und der Zusammensetzung derartiger farbiger Producte zu einem sehr verwickelten geworden, und so groß auch die Wichtigkeit ist, welche dieser Gegenstand für die Technik gewonnen hat, so wenig sicher erscheinen jetzt noch die Resultate unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt, und unbefriedigend ist in letzter Hinsicht der Eindruck, welchen die Zusammenstellung so zahlreicher, sich so widersprechender Angaben bietet."

Wagner in seinem Jahresbericht über die Fortschritte der chemischen Technologie für 1861 sagt:

„Das Jahr 1861 hat mehr als achtzig Abhandlungen und Notizen über die Darstellung von Farbestoffen aus Theer und deren Constitution zu Tage gefördert, die der widersprechenden Angaben so viele enthalten, daß ein getreues, kritisch-sichtendes

Referat schlechterdings zu den Unmöglichkeiten gehört."

Aus diesen Aeußerungen bestätigen wir zwei bemerkenswerthe Thatsachen, nämlich die außerordentliche Verbreitung chemischer Kenntnisse, denn jene Mittheilungen kommen nicht allein von Seiten der akademischen Chemiker, sondern vorzüglich von technischen Chemikern mit wissenschaftlicher Bildung; ferner die auffallende Erscheinung des Wetteifers, mit welchem die Methoden und Fortschritte veröffentlicht werden, während früher grade im Gebiete der Farben und Färberei die größte Geheimnißkrämerei und Receptenwirthschaft üblich war.

Bevor wir jede einzelne Anilinfarbe beschreiben, bemerken wir im Allgemeinen, daß sie sämmtlich Oxydationsproducte sind, das heißt sie entstehen, indem Sauerstoff auf das Anilin einwirkt. Dabei wird ein Theil des Wasserstoffs entzogen, während Sauerstoff eintritt. Die Anilinfarben werden daher erhalten entweder durch directe Einwirkung sauerstoffhaltiger Körper auf das Anilin oder durch die indirecte Oxydation vermittelst chlorhaltiger Stoffe. Die chemische Zusammensetzung der Anilinfarben sowie der Verlauf ihrer Entstehungsprocesse ist noch nicht befriedigend festgestellt; doch scheint es unzweifelhaft, daß sie alle Sauerstoff enthalten und weniger Wasserstoff als das ursprüngliche Anilin. Man hat zwar in einigen rothen Anilinfarben auch Chlor gefunden, das jedoch entweder einer Verunreinigung zugeschrieben oder als vertretbar durch Sauerstoff angesehen wird.

Die Bildung der Anilinfarben ist begleitet von der Entstehung eines braunen Harzes, welches in Benzol löslich ist und durch dieses entfernt werden kann.

Die Anilinfarben sind unlöslich oder schwerlöslich in Wasser und Salzlösungen und können durch diese aus den Flüssigkeiten niedergeschlagen werden; sie lösen sich dagegen leicht in schwachem Weingeist und Holzgeist, weshalb die beiden letztern zum Reinigen bei Anwendung der Anilinfarben benutzt werden.

Anilinroth.

Diese Farbe führt verschiedene Namen, wie Fuchsin, weil sie dem Roth der Blüthen unserer bekannten Fuchsia ähnlich ist, ferner Azaleïn, für eine dem Krapp (arabisch Azala) ähnliche Nuance, endlich Hoffmannsroth, nach einem ihrer Entdecker.

Wenn man die Bildung dieser Farbe im Kleinen, beim Unterricht zeigen will, so genügt es, einige Tropfen Anilin in eine Probirröhre*) zu bringen, etwas fein gepulverten Sublimat (Chlorquecksilber) hinzuzufügen und an einer Lampe zu erhitzen. Es stellt sich zuerst eine gelbliche Färbung ein, die allmälig in ein prachtvolles Purpurroth übergeht.

Ueber die vielen Darstellungsarten des Anilinroths im Großen bemerken wir, daß von den chlorhaltigen Agentien verwendet werden: Chlorquecksilber, Chlorzinn, Chlorkohlenstoff, Chlortitan und Chlorelayl; von den sauerstoffhaltigen Agentien dienen: Salpetersäure für sich und in ihren Salzen, wie salpetersaures Quecksilberoxydul und Oxyd, salpetersaures Bleioxyd und Arsensäure.

Von den vielen Darstellungsmethoden führen wir nur die der ersten Entdecker in geeigneter Kürze an.

Das Fuchsin wurde zuerst technisch dargestellt und verwendet im Jahre 1858 durch Verguin, Chemiker des Hauses Raffart in Lyon. Man erhitzt ein Gemisch von Anilin und zweifach Chlorzinn ($SnCl_2$) etwa zwanzig Minuten lang auf 144 bis 160 Grad Reaumur, wobei es eine gelbe und endlich schön rothe Farbe annimmt, worauf man es unter Zusatz von vielem Wasser kochen, sodann absetzen läßt und filtrirt. Die filtrirte Flüssigkeit enthält Harz, salzsaures Anilin und Fuchsin; man fügt derselben Kochsalz oder andere Salze hinzu, wodurch der Farbstoff in pulverigem Zustande sich absetzt. Der abfiltrirte Niederschlag wird erst mit wenig kaltem Wasser gewaschen, um die Fällungssalze zu entfernen, sodann mit vielem Wasser gekocht und heiß filtrirt. Beim Erkalten scheidet sich zuerst das noch beigemengte Harz aus und später das Fuchsin in braunrothen Blättchen, die nochmals in Weingeist gelöst werden, worauf beim langsamen Verdunsten das Fuchsin sich ausscheidet in Gestalt von wunderschönen Flimmern, die goldgrün glänzen, ähnlich

*) Das ist eine unten zugeschmolzene, etwa 5 Zoll lange und 1/2 Zoll weite, dünne Glasröhre.

wie die Flügeldecken der Goldkäfer. Der Fabrikpreis für 1 Pfund desselben ist 168 Gulden.

Läßt man eine concentrirte Auflösung dieses Farbstoffes auf einem Collodiumhäutchen verdunsten, so erscheint dieses nachher im durchfallenden Licht prachtvoll purpurroth, im zurückgeworfenen Licht mit jenem schönen Goldglanz. Die Redaction dieser Zeitschrift, der wir ein solches Blättchen vorgelegt haben, wird die ungemeine Schönheit dieses Anblicks bestätigen und wir bedauern nur, daß die Zartheit des Gegenstandes nicht gestattet, davon ein Muster hier beizugeben.

A. W. Hofmann, derselbe, den wir früher wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste um das Anilin hervorgehoben haben, hatte bereits einige Monate bevor das Verfahren von Verguin bekannt wurde, eine Abhandlung veröffentlicht, wonach er einen prachtvollen rothen Farbstoff erhielt, indem er Anilin mit Zweifach-Chlorkohlenstoff ($C_2 Cl_4$) in verschlossener Glasröhre längere Zeit auf 140 bis 144 Grad Reaumur erhitzte. Bei Ausführung in größerm Maßstabe verwendet man Apparate von Kupfer, die inwendig mit Blei überzogen und mit einem Sicherheitsventil versehen sind, da sie einen Druck auszuhalten haben, welcher dem bei unsern Locomotivkesseln stattfindenden gleichkommt. Nach Vollendung der Einwirkung findet sich eine schwarze Masse vor, die mit vielem kochenden Wasser behandelt eine prachtvolle carmoisinrothe Lösung gibt, mit der man direct färben kann.

Die nach den abweichenden Methoden dargestellten rothen Anilinfarben zeigen manche Verschiedenheit im Ton. Auch in der Analyse derselben herrscht keine Uebereinstimmung, wie nachfolgende daraus abgeleitete chemische Formeln erkennen lassen:

Anilinroth (Bechamp) $= C_{12} H_5 NO$
oder $C_{12} H_6 N O$,
Azaleïn (Gerber) $= C_{38} H_{20} N_4 O_4$,
Fuchsin (Guignet) $= C_{12} H_7 Cl N_2$.

Anilinviolet.

Für diese Farbe finden wir in den betreffenden Abhandlungen eine ganze Reihe verschiedener Namen angeführt, wie Indisin, Violetliquor, Pourpre française, Anileïn, Phenameïn, und eine Seidenhandlung legte uns jüngst einen schweren, violeten Seidenstoff als Couleur-Humboldt vor.

Um im Kleinen, als Experiment beim Unterricht, die Entstehung dieses Farbstoffs zu zeigen, darf man nur in einer Probirröhre einen Tropfen Anilin mit etwas Chlorkalklösung übergießen. Alsbald entsteht eine Trübung, die in Violet übergeht, das jedoch wegen des beigemengten braunen Harzes nicht die volle Schönheit des reinen Farbstoffes besitzt.

Das Anilinviolet wurde im Jahre 1858 zuerst von Perkin fabrikmäßig dargestellt. Nach dessen Verfahren werden 100 Gewichtstheile schwefelsaures Anilin mit einer Auflösung von 104 Gewichtstheilen doppelt-chromsaurem Kali vermischt und in einem flachen Gefäße zehn bis zwölf Stunden der Ruhe überlassen. Es bildet sich alsdann eine Lösung von schwefelsaurem Kali und ein schwarzer Bodensatz. Der letztere wird auf einem Filter mit Wasser ausgewaschen, bei 80 Grad Reaumür getrocknet und mit Benzol behandelt, das einen braunen harzigen Körper hinwegnimmt. Nachdem man den Rückstand zur Verflüchtigung des Benzols gelinde erwärmt hat, übergießt man denselben mit Weingeist, der den violeten Farbstoff auflöst, und nachdem die Lösung filtrirt worden ist, hinterläßt sie beim Verdunsten das Anilinviolet in reinem Zustande in Gestalt einer dunkelfarbigen, metallglänzenden Masse. Löst man dieselbe in concentrirter Essigsäure, so scheiden sich nach einiger Zeit glänzende grüne Krystalle von Anilinviolet aus.

Außer dem chromsauren Kali sind von andern Chemikern zur Darstellung von violeten Anilinfarben noch nachfolgende Oxydationsmittel angewendet worden: Chlor, Chlorkalk, übermangansaures Kali, Braunstein mit Schwefelsäure, Bleisuperoxyd und Chlorkupfer. Je nach Anwendung dieser Agentien und der Art und Dauer ihrer Einwirkung wird das Violet in sehr verschiedenen Tönen erhalten.

Nach den mit reinem Anilinviolet angestellten Analysen gibt man für seine Zusammensetzung die nachfolgenden Formeln:

Amorphes Violet (Willm)
$= C_{36} H_{17} N_3 O_2$,
Krystallisirtes Violet (Scheurer-Kestner) $= C_{30} H_{14} N_2 O_2$.

Anilinblau.

Es wurde bereits erwähnt, daß das Anilin unter dem Einfluß verschiedener Agentien sämmtliche Stufen der Farbenscala annimmt. Außer den bereits beschriebenen rothen und violeten Farben nimmt man mehr oder weniger vorübergehend noch Blau, Grün, Gelb und Braun wahr und es wird hauptsächlich von dem Bedürfniß abhängen, daß die Techniker sich bemühen, den Augenblick und die Bedingung der Bildung einer dieser weitern Farben festzuhalten und auf ihre Trennung und Darstellung in reinem Zustande hinzuarbeiten. Dieses ist nun in letzter Zeit in Beziehung auf das Anilinblau geschehen. Man versteht hierunter ein völlig reines Blau, ohne jeglichen Stich in's Rothe, wie die Kornblumen und das Berlinerblau es darbieten, worauf auch die vom Fabrikanten ertheilten Namen Cyanin und Azurin hindeuten.

Eine derartige Färbung gibt das Anilin unter sehr verschiedenen Einflüssen. Am leichtesten und von großer Schönheit tritt dieselbe auf, wenn man in einer Probirröhre Anilin mit etwas Phenylsäure (Kreosot) und Wasser vermischt, sodann Chlorkalklösung hinzufügt und erwärmt.

Unter dem Namen Bleu de Paris wird ein schönes Blau erhalten nach einem ähnlichen Verfahren wie bei der Gewinnung des Hofmannsroth. In einem verschlossenen Gefäße läßt man Chlorzinn bei einer Temperatur von 144 Grad Reaumur bis dreißig Stunden lang auf Anilin einwirken. Als Product erhält man eine schwärzliche Masse, die in kochendem Wasser mit blauer Farbe sich löst. Der blaue Farbstoff wird durch Kochsalz gefällt, gewaschen und durch wiederholtes Niederschlagen gereinigt. Aus der Lösung in Weingeist erhält man dieses Anilinblau in schönen blauen Nadeln krystallisirt. Dieses Verfahren wurde von Persoz, de Luynes und Salvetat angegeben.

Bleu de Mulhouse wurde eine prachtvolle blaue Farbe genannt, welche von Schäffer und C. Gros-Renaud dargestellt wurde, indem sie ein Gemisch von Anilinroth mit einer alkalischen Lösung von Gummilack andauernd im Sieden hielten.

Es ist unermittelt, ob diese oder andere Methoden in der großen Industrie zum Färben in Anilinblau benutzt werden. Daß letzteres wirklich in ausgedehnter Weise und in vollkommenster Schönheit an Seide und Wolle auftritt, zeigt außer dem Seite 45 beigefügten Muster ein Blick auf die weiblichen Bekleidungsstücke.

Analysen und eine daraus abgeleitete Formel liegen in Beziehung auf das Anilinblau nicht vor.

Anwendung der Anilinfarben.

Von dem Augenblick ihrer Entdeckung an ist die Anwendung dieser Farben eine sehr ausgedehnte geworden; dieselbe wird jedoch fortwährend zunehmen, denn in der kurzen Zeit ihrer Einführung haben sie sich zusehends vervollkommnet an Reinheit, Kraft und Dauerhaftigkeit. Insbesondere aber wird die Industrie alsbald die Wege zur billigern Gewinnung der Rohproducte auffinden und somit einem wesentlichen Förderniß allgemeinster Verbreitung der Anilinfarben begegnen.

Am leichtesten und schönsten lassen sich die Anilinfarben befestigen auf Seide, Wolle und Leder. Die fertigen Farben des Handels erhalten zur Bildung der Farbflüssigkeiten einen Zusatz von Weinsäure oder Kleesäure. Wir hatten Gelegenheit, in einer der großen, berühmten Möbelfabriken von Mainz eine Prachtmöblirung für den König von Holland in violetem Sammt und eine zweite in carmoisin Seidendamast für die Londoner Ausstellung zu sehen, beide von unvergleichlicher Schönheit. Auch weisen wir auf die eleganten Einbände von Büchern in den Buchläden hin, wo namentlich mit reicher Vergoldung die Anilinfarben eine schöne Wirkung hervorrufen.

Weniger günstig gestaltet sich das Verhalten dieser Farben zur Pflanzenfaser, also zu Baumwollenzeugen und Leinwand.

Nur unvollkommen gelingt es, die Baumwollenstoffe im Zeuge zu färben, und die beim Drucken durch Eiweiß oder Kleber befestigten Anilinfarben vertragen nicht das Waschen der Stoffe. Es ist aber von höchster Bedeutung, daß grade diejenigen Kleidungsstoffe, welche die größte Verwendung finden und nach ihrem Charakter zu jenen anmuthigen Farben vorzüglich sich eignen, wie die zu Ball- und Sommer-

kleidern verwendeten Krepps, Tarlatans, Organdys, Musseline und Jaconnets — daß diese in besserer Weise an den Anilinfarben betheiligt werden als bisher der Fall war.

Was die Dauerhaftigkeit, oder Echtheit der Anilinfarben betrifft, auf deren Wichtigkeit wir zu Anfang dieses Aufsatzes hingewiesen haben, so haben sich dieselben in Beziehung auf die Einwirkung des Lichtes als sehr haltbar erwiesen. Es gilt dies namentlich in Beziehung auf die in letzter Zeit in den Handel gebrachten Stoffe. Genaue, deshalb von uns beabsichtigte Versuche mußten unterbleiben, weil leider in den letzten Wochen ein anhaltendes, intensives Sonnenlicht nicht zu Gebote stand. Dagegen haben wir dieselben Stoffe wie die Seite 45 beigefügten Muster einer mehrstündigen Einwirkung von starkem Essig sowie concentrirter Lösungen von Seife und Soda bei gewöhnlicher Temperatur ausgesetzt. Hierbei blieb das Anilinblau gänzlich unverändert; das Roth ertheilte dem Essig eine schwach röthliche Färbung und zeigte sich etwas geschwächt; das Violet gab an Seife und Sodalösung etwas blau ab und nahm eine mehr röthliche Färbung an. Es geht aus diesen Versuchen hervor, daß mit diesen Farben gefärbte Stoffe unempfindlich sind gegen die gewöhnlichen sauren Flüssigkeiten wie Essig, Wein und Obstsäfte, daß sie sich ferner in kaltem Regenwasser, mit schwacher Seife ohne alle oder mit ganz unerheblicher Aenderung waschen lassen.

Am Schlusse unserer Darstellung sei noch bemerkt, daß die Erwerbungen im Gebiete der Farbenwelt in dieser Richtung noch keineswegs abgeschlossen sind, daß noch andere Producte der trockenen Destillation, wie insbesondere das Chinolin, Phenyl und namentlich das Naphtalin nutzbare Farbestoffe zu liefern versprechen und die Thätigkeit der Chemiker deshalb in Anspruch nehmen.

Für manchen Leser, der auf den besprochenen Gegenstand näher eingehen möchte, dürfte die nachstehende Hinweisung auf die bezügliche Literatur nicht unwillkommen sein: Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie von H. Kopp und H. Will; Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen der chemischen Technologie von J. R. Wagner; Dingler's polytechnisches Journal; das chemische Centralblatt; das polytechnische Centralblatt — von sämmtlichen die Jahrgänge 1858 bis 1861 — endlich L. Krieg, Theorie und praktische Anwendung von Anilin in der Färberei und Druckerei.

Die Anilinfarben werden meistens in Teigform (Pâte) oder in Lösungen in den Handel gebracht, so daß die Preise ohne Muster schwierig vergleichbar sind, weshalb wir sie hier nicht anführen. Dagegen dürfte die Mittheilung einiger Firmen, welche diese Farben fabriciren, am Platze sein: K. und R. Oehler in Offenbach am Main. Dahms und Barkowsky in Berlin. Dahl und Comp. in Barmen. Fr. Niehaus und Comp. zu Coblenz. Schlumberger und Lehr zu Mühlhausen. Monnet und Dury zu Lyon; Graf und Comp. zu Nürnberg.

Aus den Urwäldern Borneo's.

Von Fr. Steger.

Trotz des raschen Vordringens der Europäer zu den fernsten Gebieten der Erde sind innerhalb der Grenzen, über welche Seefahrer und Forscher längst hinausgelangten, große Landstrecken fast noch unbekannt geblieben. Zu ihnen gehört die große und schöne Insel Borneo. Auf dem Wege von China nach Australien und in der Mitte zwischen den Sundainseln auf der einen, den Philippinen und Molukken auf der andern Seite gelegen, ist Borneo von der Natur zu einem Centralplatze des Handels, einer Zwischenstation der Schifffahrt bestimmt worden. Auch würde sein Besitz an sich ein sehr werthvoller sein, denn es hat Gold und Diamanten, Gewürze und Wohlgerüche, strotzt von einem seltenen Pflanzenreichthum und kann auf seinen 14,000 Geviertmeilen Millionen von Menschen ein Leben in Wohlstand und Ueberfluß gewähren. Daß diese Insel, die schon den Märchen von Tausend und Einer Nacht manchen poetischen Stoff geliefert hat, trotz alledem ziemlich unbekannt ist, hat seine guten Gründe. Sie wird von wilden

und kriegerischen Stämmen bewohnt, ist ein Hauptsitz der Seeräuberei und hat in ihren Niederungen das Klima, das durch die Einwirkungen der Aequatorialhitze auf einen fruchtbaren Boden bedingt wird.

Einige wenige Schriftsteller haben über Borneo aus eigener Anschauung berichtet: Temminck, Low, Belcher, Keppel, Sir James Brooke, Haußman und Claude de Crespigny sind die namhaftesten. Diese kleine Zahl vermehrt sich jetzt durch den Engländer Spenser St. John, der als Generalconsul Ihrer Majestät längere Zeit auf Borneo gelebt und von dem merkwürdigen Radscha Brooke die werthvollsten Mittheilungen erhalten hat. Seinem zweibändigen Buche: Life in the Forests of the far East werden wir das Interessanteste entnehmen.

Spenser St. John machte seine Reisen in Borneo bald in amtlicher Eigenschaft, um Verträge mit den Sultanen und Häuptlingen abzuschließen, bald als Begleiter Brooke's. Von diesem Letztern, den ein edler Trieb, der Menschheit und seinem englischen Vaterlande zu nützen, nach Borneo geführt hat, und von seinen erfolgreichen Versuchen, unter Dajaks und Malayen die ersten Grundlagen eines friedlichen und geordneten Zustandes aufzubauen, werden wir noch ausführlicher zu berichten haben. Die Gebiete, die ihm entweder vollständig gehorchten oder doch seinem wohlthätigen Einfluß unterlagen, waren es zunächst, die Spenser St. John besuchte. Er benutzte die besten Straßen, die es an dieser Küste, der nordwestlichen, gibt, das Meer und die Flüsse. Da zahlreiche Ströme mit einer Menge von schiffbaren Nebenflüssen existiren und mehrere durch natürliche Canäle miteinander in Verbindung stehen, so kann man weit zu Wasser reisen. Freilich sind dabei große Gefahren zu bestehen, denn Borneo ist plötzlichen Orcanen und Windstößen furchtbarer Art ausgesetzt. Man hört in der Luft ein Brausen und Heulen, mit dem sich im nächsten Augenblicke das Krachen brechender Bäume vermischt. Ist ein Fluß in der Nähe, so gewahrt man eine große Welle mit einem Schaumkamme, die der Sturm mit unglaublicher Geschwindigkeit vor sich hertreibt. Die leichten Prahus der Eingeborenen können diesem Wasserberge keinen Widerstand leisten. Befinden sie sich in tiefem Wasser, so rauscht der Wogenschwall vielleicht gefahrlos vorüber, gerathen sie aber, indem sie eine weite Strecke mit fortgerissen werden, auf Untiefen, so werden sie um und um geworfen und die Mannschaft bewußtlos wenn nicht todt an's Ufer geschleudert. Auch europäische Schiffe haben die furchtbare Naturerscheinung zu fürchen. Während Spenser St. John's Aufenthalt auf Borneo wurde die englische Kriegsbrigg „Amelia" durch einen plötzlichen Windstoß in den Grund gebohrt. Zwanzig Matrosen und Officiere retteten sich, dreiundneunzig ertranken.

In der Nähe der Küste glaubt man nicht selten ein Schiff herankommen zu sehen, dessen Masten auffallend schwanken. Segelt man näher heran, so gewahrt man, daß es eine schwimmende Insel mit großen Nipapalmen ist, die sich im Winde anmuthig wiegen. Alle diese Inseln entstehen an den Ufern der Flüsse. Der Strom wäscht die Erde unter den dicht verschlungenen Wurzeln einer Gruppe von Nipapalmen nach und nach weg. Bei einer plötzlichen Ueberschwemmung, welche die aufgelockerte Erde mit ungewöhnlicher Kraft trifft, wird ein Stück Ufer losgerissen, welches flußabwärts schwimmt und von der Ebbe in das offene Meer mitgenommen wird. Drei deutsche Meilen vor dem Vorgebirge Baram stößt der Schiffer auf eine große Masse schwimmender Bäume und Seegräser, die so dicht nebeneinander liegen, daß das Schiff eines starken Windes bedarf, um sich Bahn zu brechen. Die Bäume kommen aus dem Flusse Baram und werden durch einen Wirbel, den eine Meerströmung erzeugt, immer an derselben Stelle in kreisender Bewegung erhalten.

In den Flüssen hausen viele Alligatoren. Im Lingga erreichen diese Ungeheuer eine bedeutende Größe, weil man sie aus Aberglauben nicht angreift, und sind aus demselben Grunde sehr kühn. Nicht selten rauben sie Menschen, doch soll man sich vor ihnen leicht retten können, sobald man im Stande ist, sich an irgend einem Gegenstande festzuhalten. Die Eingeborenen erzählen von vielen Fällen, in denen Menschen, die ein Alligator bereits gefaßt hatte, dadurch entkamen, daß sie einen Pfahl oder einen Baum umklammerten. Die Art, wie man am Saravak Alligatoren fängt, scheint jene Erzählung zu bestätigen. Man be-

festigt nämlich die Lockspeise, die aus einem Hunde, einer Katze, einem Affen besteht, an einer langen und losen Rattanranke. Der Alligator verschlingt mit der Lockung zugleich den daran befestigten Widerhaken und schwimmt davon. Der Jäger braucht nun blos das Ende der Ranke aufzusuchen und das Ungeheuer an's Land zu ziehen. Wie die Eingeborenen erzählen, sträubt sich der Alligator dabei nie und läßt sich auch am Lande die Beine auf den Rücken binden. In diesem Zustande schleift man ihn unter höhnischen Entschuldigungen, daß man ihm so viele Schmerzen machen müsse, in's nächste Dorf, wo er vom Scharfrichter förmlich hingerichtet wird. Man schlitzt ihm dann den Bauch auf und öffnet ihm den Magen, um sich hinterher zu überzeugen, ob er die Todesstrafe auch mit Recht erlitten habe. Man will wissen, ob er ein Menschenfresser gewesen sei, und findet wirklich gewöhnlich Gegenstände, wie einen Knopf von einer Weiberjacke, einen chinesischen Zopf u. s. w., durch welche dieser Beweis geführt wird.

Am Lande sind große Schlangen von der Gattung Boa zu fürchten. Die Eingeborenen wissen von ungeheuren Größen zu erzählen, welche diese Thiere erreichen, und Boas von 24 bis 26 Fuß Länge sind in der That nicht selten. Nach Saravak wurde einst eine Schlange gebracht, die sich selbst gefangen hatte. Sie war in den Lattenverschlag unter dem Hause eines Dajacks gedrungen, wo ein Schwein gefüttert wurde. Sie wollte ihre Beute mit sich fortnehmen, entdeckte aber bald, daß das Schwein durch die Zwischenräume zwischen den Latten nicht hindurchzuzwängen sei, und ergriff das Auskunftsmittel, es an Ort und Stelle zu verzehren. Jetzt konnte sie selbst zwischen den Latten nicht hindurch schlüpfen und wurde am nächsten Morgen gefunden und erschlagen. Sie war 19 Fuß lang.

Im März 1859 ging ein Malaye mit seiner Frau, seinem Kinde und einem kleinen Hunde in der Nähe des Flusses Bruni durch ein Dickicht. Der Pfad war so schmal, daß Einer hinter dem Andern gehen mußte. Der kleine Hund lief voran. Plötzlich sprang eine Boa auf den Hund ein und riß ihn in's Gebüsch. Der Malaye floh in sein Haus zurück, wo eben ein Engländer Bulson war, der kaum von der Größe der Schlange hörte, als er den Entschluß faßte, ihre Haut für eine Sammlung zu erwerben. Er lud seine Büchse und machte sich mit drei Malayen, die ihn mit gezogenen Schwertern begleiteten, auf den Weg. Seine Absicht war, bis auf 6 Fuß an die Schlange heranzutreten und sie durch den Kopf zu schießen. Nur wenn sie ihn fasse, aber nicht früher, sollten seine Gefährten von ihren Schwertern Gebrauch machen. Die Schlange lag noch auf derselben Stelle, wo sie den Hund getödtet hatte, und hielt diesen noch umringelt. Als sie die Menschen sah, hob sie den Kopf und machte in der Wuth einige kleine Sprünge, ohne daß sie ihre Beute deshalb losließ. Der Engländer trat kaltblütig bis auf fünf Schritt heran, zielte auf den Kopf, der sich fortwährend hob und senkte, schoß bei einer günstigen Gelegenheit und tödtete die Schlange auf der Stelle. Die Muskeln des todten Körpers machten noch lange zuckende Bewegungen, als die Malayen sie bereits auf ihre Schultern geladen hatten. Die abgestreifte Haut dieser Schlange wurde in's englische Consulat gebracht und von Spenser St. John selbst gemessen. Sie war 26 Fuß lang.

Diese Boas haben zuweilen mit wilden Schweinen verzweifelte Kämpfe zu bestehen. Unser Gewährsman kam eines Tags an eine Stelle, wo der Boden in einem Umkreise von 8 bis 9 Fuß aufgewühlt und alle Zweige der Bäume abgebrochen waren. Unzweideutige Spuren verriethen, daß hier ein Kampf zwischen einem Eber und einer Boa stattgefunden habe. Der Eber war besiegt und von der Schlange in ihre Höhle geschleppt worden. Die Spur ließ sich deutlich erkennen, aber Niemand verrieth Neigung, ihr zu folgen.

Daß der Eber von Borneo den Kampf mit einem solchen Gegner aufnimmt, darf uns nicht wundern, denn er ist selbst ein furchtbares Thier. Spenser St. John maß einen, der an der Schulter 40 Zoll hoch war und dessen Kopf fast 2 Fuß Länge hatte. Die Dajaks, welche sehr gern Schweinefleisch essen, worin eine große Schwierigkeit ihrer Bekehrung zum Islam liegt, jagen diese großen Thiere mit kleinen Hunden, die etwa die Größe unserer Wachtelhunde haben. Sie machen sich eine solche Jagd im höchsten Grade bequem. Der Jäger schlendert umher und

sammelt Rattans, Früchte oder andere Dinge, die zur Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse dienen. Inzwischen spüren die Hunde im Dickicht allein und werden sofort laut, wenn sie einen Eber gefunden haben. Der Jäger erkennt dies an ihrem eigenthümlichen Gebell, eilt schnell hinzu und erlegt das Wild mit seinem Speere.

Es ist nichts Seltenes, daß ein Dajak in einem Tage sechs bis sieben Schweine auf diese Weise erlegt. Die Hunde bringen das Wild zum Stand, greifen aber nie wirklich an, bis ihr Herr kommt und ihnen mit seinem Speere hilft. Wenn der Eber verwundet ist, wird er sehr gefährlich und stürzt sich so wüthend auf den Jäger, daß dieser trotz seines Schwertes und Speers einen schlimmen Stand haben würde, wenn seine Hunde nicht wacker Hilfe leisteten. So klein diese sind, lassen sie nicht nach, wenn sie nicht die schwersten Wunden empfangen, und beißen den Eber fortwährend in die Hinterbeine, so daß dieser sich immer nach ihnen umwenden muß.

An trockenen Tagen, wenn eine große Hitze herrscht, gehen diese Hunde auch allein auf die Hirschjagd, und immer mit Erfolg. Es scheint auf Borneo bloß zwei Arten von Hirschen zu geben, den Rusa Balum und den Rusa Lalang. Der erstere lebt auf niedrigem und sumpfigem Boden, und hat ein doppeltes Geweih, das etwa 18 Zoll lang wird. Der Rusa Lalang ist ein kleiner, plumper Berghirsch mit kurzem Geweih, dessen Zacken gleich an der Wurzel beginnen. Die Dajaks sprechen noch von einer dritten Art, doch scheinen sie unter dieser solche Sumpfhirsche zu verstehen, deren Geweih ganz mit Haut bekleidet ist. In der Regel werden beide Hirschsorten mit Schlingen gefangen, die an einem langen Seil befestigt sind. Das letztere zieht man an einem Punkte, der auf dem Wege der Hirsche zu ihren Tränken und Badeplätzen liegt, über Baumzweige, so daß die Schlingen in einer angemessenen Höhe niederhängen. Die Jäger theilen sich in der Weise, daß eine Abtheilung in der Nähe der Schlingen bleibt, die zweite, die von Hunden begleitet ist, die Hirsche aufsucht. Hat man das Rudel gefunden, so schreckt man es durch lautes Geschrei der Menschen und Gebell der Hunde auf. Gewöhnlich ergreifen die Hirsche sogleich in voller Angst die Flucht und fangen sich mit dem Nacken oder den Vorderbeinen in den Schlingen, so daß sie leicht erlegt werden können. In einzelnen Fällen werden zwanzig Hirsche in einer Nacht gefangen, einer oder zwei sind der gewöhnliche Ertrag der Jagd.

Zu den größten Bewohnern der Wälder von Borneo gehört der Orang-Utan. Auf Borneo wird dieser Affe mehr als 5 Fuß hoch und imponirt den Dajaks so durch seine Kraft und List, daß sie ihn halb und halb zu den Menschen rechnen. Sie wissen viele Geschichten von Mädchen zu erzählen, die ein Orang-Utan geraubt und mit denen er in einer Art von Häuslichkeit gelebt habe. Jedenfalls haben die Erzählungen nicht mehr Werth, als die von den geschwänzten Menschen, die auf ihrer Insel leben sollen. Jeder Dajak weiß, daß es solche Menschen gibt, aber immer verlegt er ihre Wohnsitze einige Tagereisen weit in's Innere, wohin kein Europäer dringen kann. Die ausführlichste Schilderung erhielt Spenser von einem Eingeborenen, der viel Handel mit der nordöstlichen Küste von Borneo trieb. Dieser Mann hat die Schwänze selbst gesehen und gefühlt. Sie sind 4 Zoll lang, erzählt er, und dabei so steif, daß die geschwänzten Menschen bloß Sitze benutzen können, in denen eine Höhlung zur Unterbringung dieses merkwürdigen Anhängsels ihres Leibes angebracht ist.

In Saravak gibt es viele zahme Orang-Utans. Spenser besaß selbst ein Weibchen, das ein so zutrauliches und sanftes Geschöpf war, daß man ihm die völligste Freiheit hätte gestatten können, wenn Betsy nicht eine wahre Leidenschaft für Palmkohl gehabt hätte. Wenn sie unbeobachtet war, kletterte sie sogleich auf eine Kohlpalme und bemächtigte sich rasch ihrer Lieblingsspeise. Schlug man aber mit einem Stock gegen den Baum, so kam sie gehorsam herunter. Nur mit dem größten Widerwillen war sie allein und folgte jedem Menschen, der sie ihrer Einsamkeit entreißen wollte. Als man ihr einen ganz jungen Orang-Utan brachte, nahm sie sich seiner mit mütterlicher Sorgfalt an, doch starb das Thierchen bald, wie das bei jungen Orang-Utans häufig der Fall ist. Nicht der Zustand der Gefangenschaft schadet ihnen, sondern die schädliche Gewohnheit, ihnen zu viele frische Früchte zu geben. Junge

Orang-Utans, die man mit gekochtem Reis füttert, kommen fast immer auf.

Ein solcher junger Affe befand sich in einer Familie, die viele Kinder hatte. Diese, deren Entzücken er war, machten ihm einen vollständigen Anzug. Die Beinkleider zog er nie freiwillig an, aber zu der Jacke griff er immer von selbst, so oft es trübes Wetter war. Ob er sie recht oder verkehrt anzog, war ihm gleichgiltig. Auch Spenser's Betsy war im Besitz eines Umschlagtuchs, das sie sich an frischen Morgen nie umzulegen vergaß.

Wir begannen mit diesen Zügen des Thierlebens der Insel, weil der Küstenstrich, den ein Reisender natürlich zuerst betritt, mehr Thiere als Menschen enthält. Die Dörfer liegen weiter im Innern, und dieser Umstand erleichtert es den Engländern und ihrem Vorkämpfer Brooke, die Eingeborenen von Seeräuberei abzuhalten. Zu diesem Behuf werden an den Flüssen, auf denen die Dajaks des Innern zum Meer hinabfahren, Forts angelegt, welche den Durchgang beherrschen. Den zu Lande vorkommenden Räubereien und Kriegen läßt sich auf diese Weise nicht steuern und gegen sie wendet Brooke das Mittel an, die Eingeborenen zum Abschluß von Friedensverträgen zu bestimmen. Seine Ueberredungsmittel sind in der Hauptsache Geschenke: ein heiliges Gefäß, ein Speer und eine Flagge. Die heiligen Gefäße kommen in verschiedenen Arten vor und sind höchst wahrscheinlich chinesischen Ursprungs. Drei Arten, Gusi, Rusa und Naga genannt, sind die werthvollsten. Der Gusi, ein grünes Gefäß von 18 Zoll Höhe, wird wegen der heilenden Eigenschaften, die man ihm beilegt, außerordentlich gesucht und sehr theuer bezahlt. In Tawaran wurde ein Gusi für eine Summe verkauft, die in englischem Geldwerth etwa 400 Pfund Sterling gleich kommen würde. Der Käufer hatte sich lange Fristen ausbedungen und zahlte, als Spenser mit ihm sprach, bereits zehn Jahre an der Kaufsumme, ohne sie völlig erlegt zu haben. Seine Freunde meinten, daß er für das Gefäß die Hälfte zu viel gegeben habe. Der Naga ist ein Gefäß von 2 Fuß Höhe und mit chinesischen Drachenfiguren bemalt. Sein Marktwerth beträgt nicht mehr als 7 bis höchstens 8 Pfund Sterling. Wenn der Rusa mit Figuren bekleidet ist, in denen die Eingeborenen eine besondere Art von Hirschen zu erkennen glauben, so gibt man für ihn 15 bis 16 Pfund Sterling. Man hat in China Versuche gemacht, diese heiligen Gefäße nachzuahmen, aber die Dajaks haben die Fälschung sogleich entdeckt.

Von den Flüssen, die einen Eingang in's Innere gewähren, ist der Rejang einer der bedeutendsten. Spenser befuhr ihn auf einer Strecke von zweiundzwanzig deutschen Meilen und fand nie eine geringere Wassertiefe als vier Faden. Ein Schiff kann noch neun Meilen aufwärts gehen, wo gefährliche Wasserschnellen sind, die der Schifffahrt ein Ende machen. Der Rejang theilt sich in der Nähe seiner Mündung in viele Arme, von denen mindestens einer für größere Schiffe zugänglich ist. Weiter oben, wo sein Wasser in einem einzigen Bette fließt, ist er ein schöner und etwa 1000 Ellen breiter Strom. Seine Ufer sind freilich niedrig, aber durch die verschiedenen Farben ihrer Wälder, deren Blüthen und junge Blätter alle Abstufungen zwischen dem hellsten Grün und dem dunkelsten Braun durchlaufen, erhält die Landschaft einen eigenen Reiz. In der Luft fliegen Wassergrillen in fast unglaublicher Menge umher; sie fallen zu Myriaden in's Wasser und nähren Tausende von Fischen, die aus dem Wasser springen und bei ihrem geräuschvollen Niederfallen kleine Kreise ziehen.

Die an den Flüssen liegenden Dörfer sind alle befestigt. Der Raum, auf dem sie stehen, wird von einem Pfahlwerk eingeschlossen, das aber nur als Außenwerk dient. Die eigentlichen Festungswerke sind die Häuser selbst, die man so groß baut, daß sie einer Menge von Familien zum Aufenthalt dienen können. Ein jedes solches Haus steht auf hohen und dicken Pfählen. Spenser besuchte ein Dorf, in dem es bloß zwei Häuser gab, von denen das eine 200, das andere 475 Fuß lang war. Hier waren die Pfähle, auf denen die Gebäude standen, 40 Fuß hoch und hatten 18 Zoll im Durchmesser. Man hatte wegen der Kajans, deren Angriffe an diesem Punkte besonders zu fürchten waren, so mächtige Stämme gewählt. Diese wilden Feinde benutzen ihre Bote zur Deckung. Etwa fünfzig nehmen ein Bot auf die Köpfe und rücken so gegen das Pfahlwerk vor, dessen Niederreißung ihnen

wenig Mühe macht. Von ihrem ungeheuren Schilde geschützt, dringen sie nun unter ein Haus vor und suchen die Stützen zu durchschneiden. Sind diese dünn, so erreichen die Kajans ihren Zweck sehr bald, sind sie aber dick, so gewinnt die Besatzung Zeit, schwere Klötze und Steine auf das Bot zu werfen. Erleiden die Kajans dadurch den kleinsten Verlust, so ergreifen sie schleunig die Flucht.

In dieser ganzen Gegend sind zwei wandernde Stämme vertheilt, die Pakatan und Punan, welche selten eigentliche Häuser bauen, sondern sich mit leichten Hütten begnügen und weiter ziehen, wenn das Wild in den nahen Wäldern selten wird. Auf der Insel gibt es keine fleißigeren Sammler von Wachs, eßbaren Vogelnestern, Kampfer und Rattan. Ihre furchtbare Waffe ist ein Blasrohr, aus dem sie vergiftete Pfeile schießen. Mit diesem Rohr erlegen sie nicht bloß wilde Thiere, sondern benutzen es auch bei ihren Kämpfen mit Menschen. Als zwei Engländer von ihnen ermordet worden waren, verlor Johnson, der dieses Verbrechen bestrafen wollte, in einem Gefecht mit ihnen dreißig Leute. An den Todten fand man keine Wunde, als eine ganz geringfügige Hautöffnung, auf der ein Blutstropfen klebte. Einer der Verwundeten kam mit dem Leben davon. Er wurde in der Nähe von Johnson getroffen, der den Pfeil auf der Stelle herauszog, die Wunde aussog, den Verwundeten ein Glas Branntwein trinken ließ und ihn an die eine Meile entfernte Küste zurückschickte. Zwei Gefährten begleiteten ihn und hatten den strengen Befehl, ihn nicht einschlafen zu lassen. Er blieb in der That munter und wurde von seiner Wunde hergestellt.

Die Dajaks sind der Hauptstamm an der Küste. Man nennt sie zum Unterschied von den Landdajaks, die tiefer im Innern leben, Seedajaks. Die Frauen dieses Stammes haben einen leichten und elastischen Gang, eine schön geformte Büste und ein sehr anziehendes, zuweilen sogar schönes Gesicht. Ihre Haut ist so hellbraun, daß sie fast als gelb erscheint, doch ist das kein kränkliches Gelb, und das nußbraune Auge, das glänzendschwarze lange Haar paßt zu dieser Farbe vortrefflich. Die Mädchen des Stammes salben sich mit einem Oel, das einen Mandelgeruch hat. Den Oberleib bekleiden sie mit einer Jacke, die mit Fransen besetzt ist, vom Gürtel bis zu den Knien reicht der Rock. Diese Mädchen sind in der Unterhaltung sehr lebhaft und bleiben nie eine Antwort schuldig. Die Männer sind schlank gebaut, haben einen stolzen Gang und treten mit Selbstbewußtsein auf. Ihr Benehmen ist ein ruhiges und anständiges, sind sie zu Haus, so arbeiten sie mit dem größten Fleiße. Dabei sind sie aber die verwegensten Seeräuber und unternehmen zu Lande häufig Expeditionen, deren Hauptzweck darin besteht, Köpfe abzuschneiden.

Die Kraft dieser Dajaks ist eine außerordentliche. Ein Einziger trägt den schwersten Engländer den steilsten Hügel hinunter, und empfangen Dajaks im Gefecht schwere Wunden, so werden sie von ihren Gefährten immer nach Hause getragen, die Entfernung sei auch noch so groß. Von frühester Jugend an verbringen sie den größten Theil ihrer Zeit damit, zu ringen, zu fechten, zu schwimmen, zu laufen und sich in weiten Sprüngen zu üben. Man sagt daher auf der Insel von ihnen, daß sie an der Mutterbrust dreierlei lernen, zu saugen, zu rauchen und zu schwimmen. Ist dies übertrieben, so sah Spenser doch einen dreijährigen Knaben, der seinem schwimmenden Bruder mit Vergnügen zusah und plötzlich auch in den Fluß sprang, wo er sich wie in seinem angeborenen Elemente tummelte. Wenn diese Leute ein bischen mehr cultivirt würden, so müßten sie vortreffliche Soldaten abgeben, denn sie sind von Natur tapfer. Ihre Ehrliebe und Nachahmungstrieb werden am leichtesten dazu benutzt werden können, ihnen Bildung einzuflößen. Ein Engländer, der in Lundu eine Schule errichtet hatte, bestrafte die Knaben bei Ungezogenheiten nie anders, als daß er sie keiner Beachtung würdigte. Das Mittel war wirksamer als jedes andere. Von dem Nachahmungstriebe der Dajaks sah Spenser ein komisches Beispiel. Einer ihrer Häuptlinge hatte in seinem Hause Wandmalereien angebracht, auf denen man Schiffe, Pferde und Ritter in voller Rüstung erblickte. Bei näherer Nachfrage zeigte es sich, daß der strebsame Künstler irgend wo einige Blätter einer illustrirten Zeitung gefunden und die Zeichnungen mit Kohle, Kalk, Oker und gelber Erde nachgeahmt hatte.

Ueber die Sitten der Seedajaks werden

sehr verschiedene Urtheile gefällt, weil die einzelnen Stämme des Volks in dieser Beziehung sehr voneinander abweichen und die Reisenden bald mit diesem, bald mit jenem Stamm in Berührung gekommen sind. Obgleich der Kiltgang allgemein im Gebrauch ist, wird bei den meisten Stämmen doch sehr auf Keuschheit der Mädchen gesehen. Bei der Wahl eines Mannes legen die Eltern des Mädchens auf vornehme



Seedajaks.

Geburt ein großes Gewicht und werden nur selten ihre Einwilligung geben, wenn ihre Tochter einen Geliebten von niedrigerem Range gefunden hat. In einem dieser Fälle erhielt der Liebesroman einen tragischen Ausgang. Die Liebende versuchte alles Mögliche, die Herzen ihrer Eltern zu erweichen, aber diese ließen sich nicht rühren und wollten sie zwingen, den Geliebten aufzugeben und einen Andern zu heirathen. In ihrer Verzweiflung flohen die Liebenden in den Wald und tranken den giftigen Saft der Tubapflanze. Am nächsten Morgen fand man sie todt, die kalten und steifen Arme noch ineinander verschlungen.

Die meisten Ehen sind glücklich, und der Grund davon wird eigenthümlich genug in der Leichtigkeit der Ehescheidung gesucht. Viele Männer und Frauen sind sieben bis achtmal verheirathet gewesen, ehe sie endlich eine richtige Wahl getroffen und ein wahres Glück gefunden haben. Spenser sah eine Frau von siebzehn Jahren, die bereits den vierten Mann hatte. Zuweilen erfolgt die Scheidung schon wenige Tage nach der Hochzeit, ist ein Paar zwei Jahre zusammen gewesen, so pflegt es sich nicht mehr zu trennen. Die häusliche Arbeit der Familie ist getheilt, doch dürfte der größte Antheil auf die Frau fallen. Der Mann baut die Häuser und Bote und bessert sie aus, fällt die Bäume und spaltet sie zu Brennholz, und wartet zuweilen auch die Kinder. Alle übrigen Geschäfte lasten auf den Schultern der Frau. Da die Frauen so viel zu arbeiten haben, so werden sie in der Regel sehr stark und bekommen etwas Männliches. Sie sind fast immer eifersüchtiger als die Männer und unterlassen es selten, sich an der Frau zu rächen, die ihnen vorgezogen wird. Das Gesetz erlaubt ihnen diese Genugthuung, doch müssen sie sich darauf beschränken, die Verführerin mit einem Stocke durchzuprü-



Bruni

geln. Hat diese einen Mann, so kann derselbe ihren Geliebten eben so behandeln.

Von warmer ehelicher Liebe erzählt Spenser ein rührendes Beispiel. Ein Häuptling badete mit seiner Frau im Flusse Lingga, der wegen seiner vielen Alligatoren berüchtigt ist. Ein Malaye, der in einem Bote vorüberfuhr, rief ihm zu: „Ich habe eben ein sehr großes Thier den Fluß hinaufschwimmen sehen.“ Als der Häuptling

dies hörte, forderte er seine Frau auf, das Wasser zu verlassen; er werde ihr gleich folgen. Sie kam glücklich an's Ufer, aber während er noch einen Augenblick zögerte, um seine Füße zu waschen, wurde er von dem Alligator ergriffen und in die Mitte des Stroms gezogen, wo Beide verschwanden. Seine Frau hörte einen Schrei, wendete sich um und sah das Schicksal ihres Mannes. Sogleich sprang sie mit dem Rufe: „Nimm mich auch!" in den Fluß und tauchte an der Stelle unter, wo sie den Alligator mit seiner Beute hatte verschwinden sehen. Durch keine Vorstellungen ließ sie sich vermögen, den Fluß zu verlassen. Sie schwamm umher und tauchte an allen Stellen unter, die als Aufenthaltsort der Alligatoren sonst gemieden wurden, damit sie mit ihrem Manne sterben könne, bis ihre Verwandten endlich Gewalt gebrauchten und sie in einen Kahn hoben.

So liebenswürdig die Seedajaks im Frieden sein können, so schrecklich sind sie im Kriege. In ihren Boten, die so groß sind, daß sie bis zu siebzig Mann mit Lebensmitteln auf zwei Monate fassen, machen sie die Küste bis nach Pontianak hin unsicher. Gelegentlich trifft man sie in ihren zerbrechlichen Fahrzeugen, an denen nicht ein Stückchen Eisen ist, neun deutsche Meilen vom Lande entfernt auf offenem Meere. Tritt rauhes Wetter ein und das Wasser schlägt in das Fahrzeug, so springen fast Alle in's Meer und halten sich so lange an den Seiten fest, bis das Wasser ausgeschöpft ist. Führen sie dieses Manöver an Stellen aus, wo es Haifische gibt, so befestigen sie Bündel der Tubapflanze, deren Saft die Fische betäubt, an den Knöcheln. Haben sie einen Ort erreicht, der ihnen Beute verspricht, so steigen sie an's Land und machen zuweilen noch eine weite Reise. Die breitesten Flüsse halten sie nicht auf, da sie überall Bäume und Rattans finden, mit denen sie ein Bot bauen können. Haben sie das Dorf erreicht, dem ihr Kriegszug gilt, so machen sie in einiger Entfernung Halt und horchen auf den Schrei gewisser Vögel. Läßt sich ein Schrei hören, der für eine schlimme Vorbedeutung gilt, so kehren sie um, ist dagegen der Schrei ein glückverheißender, so wird noch eine Berathung gehalten, um zu bestimmen, in welcher Weise die Leute vertheilt werden sollen.

Nicht bloß größere Kriegszüge werden von ihnen ausgeführt, vielmehr geht auch oft ein Einzelner auf ein Unternehmen aus. Dann gilt es immer der Erbeutung von einem oder mehreren Köpfen. Solche Züge werden daher Kopfjagden genannt. Man unternimmt sie weniger deshalb, weil jeder für um so tapferer gilt, je mehr Köpfe er sich geholt hat, als weil der Kopf eines Feindes oder eines Fremden für ein Sühnopfer gilt, das in manchen Fällen nicht vermieden werden kann. Ein Wittwer darf sich nicht wieder verheirathen, bis er den Geist der Verstorbenen durch einen Kopf versöhnt hat. Dieser Geist ist immer ein Klopfgeist und läßt sich in jeder Nacht hören. Der Wittwer trägt während seiner Trauerzeit nichts als einige schmutzige Lappen, die er um seine Schenkel schlägt. Bis er das unvermeidliche Opfer dargebracht hat, sucht er den Geist dadurch zu begütigen, daß er ihm jeden Tag eine Schale mit Reis hinstellt. Dies hilft jedoch nichts und das nächtliche Klopfen hört nicht eher auf, als nachdem eine Kopfjagd glücklichen Erfolg gehabt hat.

Diese Abscheulichkeiten sind übrigens in rascher Abnahme begriffen. Der englische Einfluß hat es schon dahin gebracht, den Seedajaks begreiflich zu machen, daß sie durch Handel und Ackerbau mehr verdienen können, als durch Raubzüge. Wo von ihrem Vortheil die Rede ist, lernen diese Leute rasch verstehen, und viele von ihnen, die noch vor sechs Jahren den Werth einer Geldmünze nicht kannten, sind jetzt die eifrigsten Kaufleute. Sie sind geiziger als die Malayen, und so schlau, daß selbst die Chinesen es schwierig finden, sie zu betrügen. Bis jetzt betreiben sie den Ackerbau auf eine sehr ursprüngliche Weise und mit den schlechtesten Werkzeugen. Sie pflanzen vorzüglich Reis und Baumwolle. Das Zuckerrohr, das in ihrem Lande vorzüglich gedeiht, bauen sie nur an, so weit ihr eigenes Bedürfniß es erfordert.

Die Malayen, deren Oberherrschaft einst eine unbestrittene war, haben jetzt ihr Ansehen größtentheils verloren. Ihre Hauptstadt in dieser Gegend ist Bruni. Der Fluß gleichen Namens, an dem sie liegt, ist zu Handelszwecken wenig zu benutzen, da seine Mündung den Schiffen bei Ebbe nur eine Wassertiefe von acht Fuß darbietet, die bei Fluth auf vierzehn Fuß steigt.

Die Umgegend wird durch Berge und Thäler zu einer schönen, aber die Stadt, die von den Eingeborenen die Wohnung des Friedens und von den Engländern richtiger Hüttenvenedig genannt wird, ist ein bloßes Nest. Sie ist auf einer Stelle erbaut, wo der Fluß sich zu einem See ausdehnt, in dem und an dessen Schlammufern die Häuser auf leichten Pfeilern, oder vielmehr auf bloßen Palmstämmen stehen, die in drei Jahren verfaulen. Das Wasser fließt unter diesen Hütten langsam hin und bei jeder Ebbe entstehen Schlammbänke, die den übelsten Geruch verbreiten und das Gold und Silber der Uniformen anlaufen lassen.

Der schwimmende Markt, von dem Forrest spricht, wird in Bruni noch immer abgehalten. Mehrere hundert Kähne, in denen je eine oder zwei alte Frauen mit breiten Strohhüten von einer Elle im Durchmesser sich befinden, fahren auf dem Flusse auf und ab, biegen zuweilen in Wasserstraßen ein und machen in dem stillen Wasser hinter den Häusern einen kurzen Halt. Die Weiber sind Sclavinnen und treiben Höкerei, die bei einer Bevölkerung von 25,000 Menschen ein recht einträgliches Geschäft sein mag. Sie kaufen von den Bergbewohnern oder tauschen vielmehr von ihnen Erzeugnisse des Bodens gegen Salz, Fische, Eisen und Kleidungsstücke ein. Für diesen Verkehr sind verschiedene Marktplätze bestimmt, die im Schatten von Fruchtbäumen, oder auf Wiesen, immer aber an anmuthigen Stellen, liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthümliche Klimate.

Von

J. H. Mädler.

Die Milde der skandinavischen Nordküsten, gegenüber den durchweg strengen Klimaten aller übrigen Küsten des nördlichen Polarmeeres, vom Weißen Meere an um Sibiriens und Amerika's Nordgestade herum bis Grönland ist eine bekannte Thatsache, und ziemlich allgemein schreibt man sie dem Einflusse des Golfstromes zu, der noch bis dahin seine Wirkung erstrecke. Wir besitzen nun schon seit mehreren Decennien Beobachtungsreihen von verschiedenen Punkten jener Gegenden, hinreichend um über das Factum im Allgemeinen keine Zweifel bestehen zu lassen, aber doch meistens über einen zu kurzen Zeitraum sich erstreckend, um sich ein treues Bild vom Klima jener Gegenden zu gestalten oder auch Gewißheit darüber zu geben, ob nicht eine ungewöhnliche Anomalie eines Jahres oder auch nur einzelner Monate einen zu starken Einfluß auf die daraus gezogenen Schlüsse ausgeübt habe.

Deshalb ist jeder neue Beitrag, der die Klimatologie polarer Gegenden zu bereichern verspricht, der Wissenschaft im hohen Grade willkommen. Ein solcher liegt uns nun vor in dem neuesten Hefte der Correspondance météorologique von Kupffer in Petersburg. Es sind fünf Jahre hindurch (1856—1860) regelmäßig viermal täglich fortgesetzte Beobachtungen des Réaumur'schen Thermometers, so wie des Windes und der Witterung, angestellt vom kaiserlich russischen Viceconsul M. Skanke zu Wardoehuus im nördlichen Finnmarken.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst die Localität. Wardoehuus liegt auf einer kleinen Insel, nur durch einen schmalen Meeresarm von der nahen Küste des Festlandes getrennt, und bildet die nördlichste Festung der ganzen Erde, unter 70 Grad 20 Minuten nördlicher Breite und 49 Grad östlicher Länge von Ferro gelegen. Vom Parallel des Nordcaps liegt sie nur vierzehn Meilen südlich, und vom nächsten in Südost gegenüberliegendem Küstenpunkte Karlsgammen aus acht Meilen entfernt. Hier beobachteten 1769 im Juni die Astronomen Hell, Sainowicz und Borgrewing den so berühmt gewordenen Venusdurchgang. Ein kleines Detachement norwegisches Militär bildet die Besatzung. Sechsundfünfzig Tage lang geht im Winter die Sonne nicht auf, für den wirklichen Sonnenmittelpunkt ergibt die Rechnung vierundsechzig Tage, aber Refraction und Sonnenhalbmesser helfen die lange Nacht um eine Woche abzukürzen. Im Sommer bleibt sie dagegen mit ihrem obern Rande zweiundsiebzig Tage lang über dem Horizont.

Ein so tief im Innern der kalten Zone liegender Ort, $10\frac{1}{2}$ Grad nördlicher als Petersburg und 6 Grad nördlicher als Archangel, erfreut sich gleichwohl das ganze

Jahr hindurch eines offenen Meeres, in dem nur Treibeis gefunden wird, während zum Beispiel das Weiße Meer eine feste Winterbahn von Archangel bis zu den Solowezkoi-Inseln darbietet.

In den fünf Jahren zeigte sich die größte Kälte am 21. Februar 1861 mit — 16°,5, die größte Wärme + 20°,0 am 28. Juni 1859 und eben so am 11. Juli 1858. Die Kältemaxima der übrigen vier Jahre sind respective — 14°, — 12°, — 10°, — 10°; während die drei andern Sommer + 15° (am 9. Juli und 14. August 1856); + 15°,6 (20. August 1857) und + 18°,5 (16. August 1860) zeigen. Noch weit auffallender wird der so geringe Jahresunterschied, wenn man die fünfjährigen Monatsmittel betrachtet.

Mitteltemperatur zu Wardoehuus 1856 — 1860.

	8h Morgens	12h Mittags	6h Abends	8h Abends	Die gleichnamigen Stunden geben
Januar	— 4°,81	— 4°,64	— 4°,54	— 4°,75	— 4°,78
Februar	— 4, 73	— 4, 73	— 4, 52	— 4, 64	— 4, 69
März	— 3, 80	— 3, 25	— 3, 31	— 3, 51	— 3, 65
April	— 1, 35	— 0, 10	— 0, 88	— 1, 18	— 1, 26
Mai	1, 31	2, 58	2, 05	1, 36	1, 33
Juni	5, 04	6, 62	5, 64	4, 48	4, 76
Juli	6, 92	8, 67	7, 29	6, 48	6, 70
August	6, 92	9, 46	7, 90	6, 70	6, 81
September	4, 29	5, 73	4, 89	4, 46	4, 37
October	1, 36	2, 11	1, 46	1, 28	1, 32
November	— 2, 29	— 2, 35	— 2, 28	— 2, 20	— 2, 25
December	— 3, 74	— 3, 90	— 3, 99	— 3, 99	— 3. 86
Jahr *)	0, 46	1, 39	0, 85	0, 40	0, 43

Also nicht bloß ein unbedeutender Jahreszeitenunterschied von nur 11°,6 des wärmsten und kältesten Monats, während beispielsweise dieser Unterschied in Petersburg doppelt und in Archangel 2½ Mal so stark ist, sondern auch eine so geringe tägliche Differenz, daß es fast gleichgiltig ist, wie man combinirt. Im November, December und Januar, wo die Sonne vom 23. November bis 18. Januar gar nicht, und mehrere Wochen vorher und nachher nur höchstens zwei bis drei Stunden hindurch vom Südhorizont her scheint, ist dies nicht anders zu erwarten. Aber daß auch in den übrigen Monaten die tägliche Variation so ungemein gering ist auf einem Punkte, den ein Meeresarm von kaum einer Viertelmeile Breite vom nahen Festlande trennt — dies muß als eine Eigenthümlichkeit bezeichnet werden.

Das Wiedererscheinen der Sonne am 18. Januar Mittags, oder wenn dieser Mittag trübe sein sollte, an dem zunächstfolgenden heitern, wird von der Festung regelmäßig mit Kanonensalven begrüßt. Es geschah dies

1856 am 20. Jan. Mittags bei — 10°,0 R.
1857 „ 24. „ „ „ — 8, 4
1858 „ 23. „ „ „ — 6, 0
1859 „ 27. „ „ „ + 0, 6
1860 „ 18. „ „ „ — 5, 0

Das Unwirthliche dieser Gegenden kann also in keiner Weise den Wintern zur Last gelegt werden, die in der That hier, auf halbem Wege zwischen Leipzig und dem Nordpol, sich milder gestalten als im größten Theile von Deutschland, und die zwar an Dauer die unsrigen übertreffen, unsere höchsten Kältegrade aber bei Weitem nicht erreichen. Sondern die Schuld trägt der viel zu kraftlose Sommer, der nur sehr ausnahmsweise einer nutzbaren Pflanze zu einem kränkelnden Dasein verhelfen kann, wo nicht die Kunst zu Hilfe kommt. Kein Baum, auch die Zwergbirke nicht, findet sich auf diesen wüsten Fluren; die letzten ersterbenden Birken erreichen kaum die Südküste des Warangerfjörd; nur an der Tana überschreitet die Baumgrenze ein wenig den 70. Grad. Der Winter würde die Bäume nicht tödten, aber der Sommer hat nicht vermocht, sie in's Leben zu rufen.

Stellen wir diesem Klima ein anderes gegenüber. In dem neu gegründeten Blagoweschtschensk am Amur, gelegen in 50

*) Mit Berücksichtigung der ungleichen Monatslängen.

Grad 20 Minuten nördlicher Breite (beiläufig die Breite von Prag und Frankfurt am Main), und 127 Grad östlicher Länge, hat Dr. Holtermann im November 1859 eine Reihe meteorologischer Beobachtungen begonnen, und das Journal liegt jetzt von sechzehn Monaten, bis Februar 1861 reichend, vor. Ich setze zur bessern Vergleichung die Mittel der beobachteten Lufttemperatur nach Réaumur her.

		6h Morg.	2h Nachm.	10h Abends	Minimum des Monats		Maximum des Monats	
November	1859	— 12,49	— 6,40	— 10,90	— 24,6	am 26.	+ 3,8	am 4.
December	„	— 22,51	— 17,66	— 21,03	— 32,0	„ 25. u. 27.	— 6,0	„ 5.
Januar	1860	— 24,38	— 18,20	— 23,87	— 30,0	„ 7. u. 8.	— 14,0	„ 1.
Februar	„	— 22,27	— 14,47	— 20,59	— 31,0	„ 7.	— 6,1	„ 22.
März	„	— 16,52	— 7,14	— 14,03	— 24,1	„ 6.	+ 5,4	„ 29.
April	„	— 1,51	+ 4,97	— 1,46	— 13,8	„ 3.	+ 13,9	„ 27.
Mai	„	+ 5,56	+ 13,14	+ 4,63	— 2,9	„ 4.	+ 20,2	„ 13.
Juni	„	+ 11,46	+ 19,64	+ 13,16	+ 7,1	„ 6.	+ 26,1	„ 27.
Juli	„	+ 15,81	+ 23,72	+ 16,01	+ 11,2	„ 3.	+ 28,2	„ 8.
August	„	+ 13,44	+ 19,33	+ 14,48	+ 9,2	„ 28.	+ 26,5	„ 1.
September	„	+ 6,87	+ 14,25	+ 9,65	— 1,5	„ 28.	+ 19,8	„ 3.
October	„	— 1,92	+ 5,81	+ 3,32	— 10,3	„ 22.	+ 17,8	„ 1.
November	„	— 14,56	— 7,87	— 12,21	— 23,0	„ 28.	+ 3,0	„ 9.
December	„	— 22,87	— 12,36	— 20,38	— 30,6	„ 28.	— 8,3	„ 12.
Januar	1861	— 27,39	— 19,34	— 24,31	— 32,0	„ 15.	— 14,6	„ 21.
Februar	„	— 19,30	— 10,92	— 14,27	— 28,4	„ 13.	— 4,8	„ 27.

Hier begegnen wir Extremen, wie sie selbst im tiefen Innern der Continente nur wenig Orte darbieten mögen. Nirgend in Europa, und nur an wenigen Punkten Sibiriens und des arktischen Amerika's herrschen strengere Winter, während der Sommer auf seiner Höhe dem egyptischen und palermitanischen vollkommen gleich steht. Der Spielraum für die Bewegung des Thermometers übersteigt sechzig Grade; der Unterschied zwischen Sommer und Winter ist doppelt so stark als bei uns, und viermal stärker als in Wardoe; man begreift es, daß hier Tiger und Rennthiere sich begegnen können und nur klimatisch abgehärtete, ja abgestumpfte Menschen sich hier wohlbefinden werden. Europäische Bodenculturen werden hier keinen Maßstab abgeben; es müssen eigenthümlich organisirte Vegetabilien sein, die hier zu perenniren vermögen und der landwirthschaftliche Kalender muß eine völlig andere Gestalt haben.

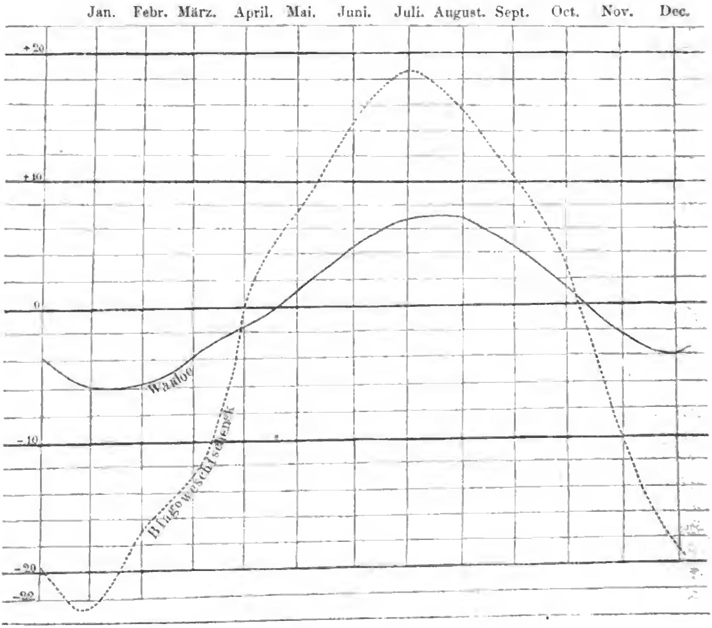
Im Anfange Novembers 1859 trieben hier starke Eisschollen; doch war die Mitte des Flusses noch frei; am 10. aber alles fest. Drei Monate, vom 23. November bis 21. Februar, fiel kein Schnee, was sich durch die heftige Kälte erklärt, dagegen viele Höfe und Ringe um Sonne und Mond. Am 14. April freies Wasser an den Flußufern, in der Mitte aber festes Eis, das erst am 26. ganz verschwindet bis auf einiges Treibeis, das noch am 7. Mai vorübertrieb. Der Sommer sehr gewitterreich, mit Orcanen, welche Dächer abdeckten; aber schon am 23. September zeigte sich im Freien der erste Nachtfrost; am 21. October Eis an beiden Stromesufern; am 6. November war der Strom schon ganz mit Eis bedeckt und konnte am 8. von Fußgängern passirt werden. — In diesem zweiten Winter blieb der Schnee nur 51 Tage hindurch, vom 25. December bis 15. Februar, gänzlich aus. Höfe und ähnliche Erscheinungen wie im vorhergehenden Winter, auch verschiedene Meteore wurden gesehen.

Wohl lassen sich verschiedene Gründe aufstellen, die theilweise zur Erklärung so auffallend großer Differenzen herbeigezogen werden können. Das Klima von Wardoe ist ein maritimes, das von Blagoweschtschensk ein continentales. An jener Küste sind wahrscheinlich noch Spuren der Einwirkung des erwärmenden Golfstromes vorhanden und fast alle Winde kommen vom Meere, wirken also temperirend. Am Amur dagegen sind die von der Westseite kommenden Winde, die hier wie dort die häufigsten sind, Landwinde, und kommen von schneebedeckten Hochgipfeln. Gewiß aber

treten noch manche Umstände hinzu, über die noch kein entscheidendes Urtheil möglich ist; erst wenn wir von mehreren Punkten Beobachtungsreihen, über einen längeren Zeitraum sich erstreckend, zu Grunde legen können, wird man ein bestimmtes Urtheil fällen können.

In Euler's Beobachtungen kommt als größte Kälte vor — 27°,8 R. Am 6. Januar 1811 gibt ein unbekannter Beobachter — 28° an. In Wisniewsky's Beobachtungen kommt von 1813 bis 1822 als höchste Kälte vor — 24°,5.

Für die späteren Jahre hat Kupffer eine



Darstellung des Ganges der Temperatur nach monatlichen Mitteln.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir noch eine Bemerkung über die Wintertemperaturen in Petersburg. Man liest nicht selten Behauptungen wie die, daß die Winterkälte in Petersburg sehr häufig auf — 25° und selbst auf — 30° Réaumur steige. — Wir besitzen siebenundzwanzigjährige Beobachtungen Euler's aus dem vorigen Jahrhundert und seit 1813 die anfangs von Wiesniewsky, später von Kupffer regelmäßig fortgeführten Beobachtungen; Euler beobachtete 7 Uhr Morgens, 2 Uhr Mittags, 9 Uhr Abends, was auch später festgehalten ward; jetzt wird weit öfter beobachtet und außerdem am Thermographen Maximum und Minimum abgelesen.

Uebersicht der Tage gegeben, wo in Petersburg das Thermometer — 20° oder darüber anzeigte. Diesem entnehme ich Folgendes:

1822 kein Tag von — 20°.
1823 5 Tage; der kälteste Februar 7. — 24°,3.
1824, 1825, 1826 } kein Tag von — 20°.
1827 5 Tage; kältester Jan. 30. — 21°,2.
1828 kein Tag von — 20°.
1829 2 Tage; kältester Dec. 26. — 23°,8.
1830 kein Tag von — 20°.
1831 1 Tag; Jan. 15. — 22°,2.
1832 kein Tag von — 20°.
1833 1 Tag; Jan. 31. — 21°,4.

1834 2 Tage; kältester Jan. 14. — 20,°5.
1835 5 Tage; kälteste Dec. 25., 26., 27., 28. jedesmal — 26°,4.
1836 4 Tage; kältester Jan. 4. — 23°,0.
1837 3 Tage; kältester Jan. 28. — 22°,5.
1838 7 Tage; kältester Jan. 29. — 25°,0.
1839 8 Tage; kältester Jan. 26. — 25°,8.
1840 9 Tage; kältester Dec. 12. — 24°,6.
1841 6 Tage; kältester Febr. 6. — 25°,0.
1842 kein Tag von — 20°.
1843 kein Tag von — 20°.
1844 9 Tage; kältester Febr. 24. — 26°,9.
1845 9 Tage; kältester Febr. 16. — 23°,8.
1846 11 Tage; kältester Jan. 26. — 26°,0.
1847 4 Tage; kältester Febr. 1. — 21°,7.
1848 2 Tage; Jan. 4. und Dec. 31. jedesmal — 20°,0.
1850 10 Tage; kältester Febr. 4. — 27°,6.
1851 kein Tag von — 20°.
1852 kein Tag von — 20°.
1853 kein Tag von — 20°.
1854 kein Tag von — 20°.
1855 6 Tage; kältester Dec. 17. — 22°,3.
1856 4 Tage; kältester Febr. 14. — 24°,1.
1857 1 Tag; Jan. 12. — 20°,5.
1858 kein Tag von — 20°.

Der wahre Ausdruck für Petersburgs größte Winterkälte würde also heißen:

Das Thermometer sinkt durchschnittlich an drei Tagen des Jahres auf — 20° und darunter; reichlich ein Drittel aller Jahre zeigen nie einen solchen Grad. — In seltenen Fällen (7 Mal in 37 Jahren) sinkt es auf — 25° und darunter. Von keinem zuverlässigen Beobachter ist jemals — 30° Grad wahrgenommen worden; es ist also höchst wahrscheinlich, daß dieser Grad hier nie stattgefunden hat. In Moskwa, Kasan, Perm ist dagegen nach bestimmten Beobachtungen schon wiederholt das Quecksilber gefroren (wozu mindestens 32° R. gehören); so zum letzten Male in Moskwa 1860 im Januar.

Literarisches.

In brillanter Ausstattung und mit Beigabe von Tafeln in Farbendruck erschien bei J. J. Weber in Leipzig ein Buch über „Die Farbenharmonie in ihrer Anwendung auf die Damentoilette" vom Maler R. Adams. Die Idee, daß in der Zusammenstellung der Farben ebenso nach bestimmten, dem feiner organisirten Auge wohlthuenden Gesetzen verfahren werden könne, wie der Künstler im Reiche des Klanges durch die Harmonie der Töne erfreulich auf das musikalisch gebildete Ohr einwirkt, ist hier praktisch auf die Toilette angewendet und bis in die geringsten Einzelheiten durchgeführt. Der Verfasser sagt, es sei bis jetzt auf keinem Gebiete der Aesthetik so wenig geschehen, als auf dem der Farben, und er hofft, durch seine Theorie dahin zu kommen, daß man die Empfindung eben so durch Farben zu beherrschen im Stande sei, wie der Tonkünstler durch musikalische Töne. Er versucht nun durch die Anwendung seiner Theorie der Damenwelt eine neue Waffe in die Hände zu liefern, und sein Buch wird nicht verfehlen, eifrige und gelehrige Leserinnen zu finden. Nachdem er von den Farben im Allgemeinen gesprochen, geht er zur Zusammenstellung derselben, zur Accordenbildung und den verschiedenen Tonsphären über, wonach dann die Anwendung auf die Toilette folgt. Bei dieser bildet der Teint und die Farbe des Haares den Grundton, welcher für die Farben bei der Wahl der Kleider u. s. w. maßgebend bleibt. Zuletzt kommt eine Betrachtung über die Toilette als Theil eines größeren Ganzen, in Gesellschaften und auf der Bühne, wobei die Wirkung der Abendbeleuchtung in Berücksichtigung gezogen ist.

Von den rühmlichst bekannten Bädecker'schen Reisehandbüchern sind kürzlich „Paris" in vierter und „die Rheinlande" in zwölfter verbesserter Auflage neu erschienen. — Die Zahl der Auflagen spricht allein schon für den Werth dieser Bücher, welche durch praktische Einrichtung und Zugaben aller Art (Karten, Städtepläne, landschaftliche Illustrationen) in jeder Weise ihren Zweck erfüllen, und dadurch seit einer Reihe von Jahren die sicheren Führer fast eines jeden Reisenden sind.

Zugleich machen wir darauf aufmerksam, daß soeben auch Bädecker's „London und seine Umgebung" erschienen ist und zwar zum ersten Male. In derselben praktischen und vollständigen Ausstattung wie die übrigen Bädecker'schen Handbücher ist auch Bädecker's „London" in Bezug auf Eintheilung und genügende Auskunft sehr zu empfehlen und dürfte wegen der vielen Pläne und einer besondern Beilage zur Orientirung während der Industrieausstellung für jeden Besucher der letzteren von großem Werthe sein.



Die Leute aus dem Walde,

ihre Sterne, Wege und Schicksale.

Ein Roman von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

Ein Messer wetzet das andere und ein Mann den andern.
Sprüche Salomonis, 27. Cap. 17. V.

Erstes Capitel.

Die hohe Polizei nimmt ein Protocoll auf.

Auch der unschuldigste, solideste Staatsbürger, der Mann des feuerfesten Geldschrankes, der Mann des guten Gewissens, der zugeknöpfteste, strammste, schnauzbärtigste alte Herr vermag nicht, sich eines leisen Schauders zu erwehren, wenn er an dem Centralpolizeihause vorüberwandelt. Man kann nicht wissen — es geht wunderlich zu im Leben — das Schicksal spielt oft eigen mit dem Menschen — wer kann für die nächste Stunde und ihre Tücken gutstehen! — Man hat im Vorbeischreiten ein Gefühl, als sei es höchst angebracht, wenn man den Rockkragen in die Höhe klappe; man zieht unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern, das liegt einmal im deutschen Blut, — der Herr erlöse uns von dem Uebel.

Und der Novemberregen kam herunter, als habe der Himmel den Schnupfen, und seinen ganzen Vorrath von Wolkentaschentüchern verbraucht. Es kamen auch sehr viele Leute herunter, und zwar sehr hart; denn der Regen verwandelte sich, sowie er den Erdboden berührte, in Glatteis, und weder Mann noch Weib war vor dem Fall sicher. Sehr viel guter Humor löste sich in mürrisches Hinbrüten und ärgerliches Gebrumm auf. Die Unliebenswürdigen waren an diesem ungesegneten Tage noch einmal so unliebenswürdig als gewöhnlich. Das Wetter war wie ein Probirstein, auf welchem jede Anlage zur Liebenswürdigkeit geprüft und abgezogen wurde. Haustyrannen schlugen ihre Frauen körperlich und moralisch, Haustyranninnen explodirten bei der geringsten Reibung wie Orsini'sche Bomben und konnten ein ganzes Hauswesen mit Verwirrung und Verwüstung erfüllen. Auch die lieben Kleinen, das hoffnungsvolle Geschlecht einer edlern Zukunft, waren heute unartiger als sonst; sie bekamen mehr Püffe und Ohrfeigen und öfter die Ruthe, als an andern, hellern freundlichern Tagen. Wehe der dienenden Jungfrau, welche heut den irdenen Topf, den thönernen Napf zur Erde fallen ließ! Wehe, dreimal Wehe über alle die Unglücklichen, die bei solcher Witterung, wie auch ihr Stand und ihre Stellung sein mochten, von Andern abhängig waren! Jedermann war in der Stimmung, seinen Nebenmenschen und Mitkreuzträgern das Leben und das zu tragende Kreuz so schwer und scharfkantig als möglich zu machen, ohne meistenstheils im Grunde eine andere stichhaltende Entschuldigung für seine Kratzbürstigkeit zu haben

als „dieses grenzenlos niederträchtige Wetter.“

Wir wollen bei so bewandten Umständen, den tellurischen und kosmischen Erscheinungen des Tages, aller dieser meteorologischen Bosheit gar nicht die Ehre anthun, sie näher zu beschreiben. Selbst das Centralpolizeihaus ist jetzt ein anmuthigerer Aufenthaltsort als Straße und Markt. Flüchten wir uns mit aufgespanntem Regenschirm hinein, in Nummer Sicher sind wir hier jedenfalls.

Lange trostlose Gänge, Thüren, die in dunkle Zimmer voll geheimnißvoller Acten und dumpfen unheimlichen Gesumms führen; kahle Höfe, auf welchen sich Polizeibeamte umhertreiben, und auf welchen niemals ein Kind im Sande gespielt, Festungen gebaut und Pasteten gebacken hat. In den Gängen Beamte mit bunten Rockkragen und Actenbündeln; hinter den schwarzen Thüren Beamte, die mit knarrender Stahlfeder und giftiggrüner Alizarindinte die Sündenregister der Menschheit ausfüllen und, wenn sie sich harmlos beschäftigen, Pässe und Wanderbücher revidiren und unglückliche Handwerksburschen in ihrem Selbstgefühl durch imposante Grobheit kränken. Executoren mit Verhaftsbefehlen für säumige Schuldner; grimmige Gläubiger mit Pfändungsgesuchen — einmal in einem der langen Gänge Kettengeklirr und ein übelgekleidetes, übelduftendes Subject, welches zwischen zwei Bewaffneten einherschwankt — über Allem ein unbeschreibliches beängstigendes Etwas, ein Hauch aus Niflheim, dem Reich der Todten, der Verlorenen: das ist das Centralpolizeihaus.

Im Bureau Nummer Dreizehn unterhielten sich drei Personen damit, die Lebensgeschichte eines Vierten anzuhören. Die Zuhörer waren der Polizeirath Tröster, der Polizeischreiber Fiebiger und der Hauptmann a. D. Konrad von Faber, ein stattlicher Mann mit gebräuntem Gesicht, welcher es sich auf der Armensünderbank an der Thür bequem machte und die Füße weit in das Gemach hineinstreckte. Der arme Sünder selbst aber stand in der Mitte des Zimmers und erzählte. Sein Bericht füllte grade die dämmerige Stunde, welche dem Lichtanzünden voraufgeht.

Inculpat Robert Wolf war angeschuldigt worden, in der Wohnung einer Dame großen Unfug angerichtet zu haben durch Zertrümmerung von Geräthschaften und Ausstoßung wilder Reden und Drohungen. Beim ersten Verhör hatte er alle Auskunft über sich verweigert; man hatte ihn eingesperrt und jetzt nach einigen Tagen enger Haft wieder hervorgeholt in der Hoffnung, den jungen Missethäter und Hausfriedensbrecher in einer zerknirschtern, weichern Stimmung zu finden. Man täuschte sich darin auch nicht. Dunkelheit und Langeweile hatten in der gewünschten Weise auf das Gemüth des Angeschuldigten eingewirkt; ohne alles Zögern gab er alle mögliche Auskunft über seine Verhältnisse.

Der Protocollführer Fiebiger hinter seinem hohen Pult hatte bereits niedergeschrieben, daß Rubricat Robert Wilhelm Wolf heiße, daß er achtzehn Jahre alt und auf der Forsthütte Eulenbruch, Dorfbezirk Poppenhagen, im Winzelwalde, Provinz ** geboren sei.

Wir lassen das weitere Verhör folgen.

„Also der Sohn des weiland Forstaufsehers Wolf auf dem Eulenbruch!“ sagte der Polizeirath, recht wohlwollend auf seine Dose klopfend.

„Ja!“ antwortete der junge Mensch mit mürrischer, halb gleichgiltiger Stimme und ganz kurz.

„Auf dem Eulenbruch, im Winzelwalde — so so — hm hm — ei ei — schöne Gegend — hm — das einzige Kind?“

Inquisit verstand die Frage nicht im mindesten; starr und grollend blickte er den Rath an.

„Ich frage, ob Ihr noch Geschwister habt, Wolf?“

„Nein. Fritz ist ausgerissen, vielleicht nach Amerika. 'S war unser Aeltester. Die andern vier sind todt.“

„Hm hm — sechs. Vier todt. Schon lange?“

„Ja. Wir waren unserer Sechse; drei Jungen und drei Mädchen: Fritz und ich, Franz, Riekchen, Lieschen und Linchen. Wir schliefen Alle in einer großen Bettstatt voll Eichenlaub, trocken und warm. Die Mädchen hatten auch noch eine Bettdecke, wir Jungen hatten aber nichts weiter als des Vaters Soldatenmantel. Die Mutter war todt, der Vater meistens im Wald, um auf die Wilddiebe zu passen. Deren hatte er Einen erschossen, und so hatt' er ein bös Leben mit den Andern; sie schossen oft g'nug wieder auf ihn, haben ihn aber

nicht getroffen. Fritz war der Aelteste von uns; wir mußten ganz allein für uns sorgen; wir hatten die Hunde, einen zahmen Fuchs, einen Kolkraben und noch manche andere Thiere. Linchen war die Kleinste und die Klügste von uns; die war eigentlich unsere Mutter, obgleich sie noch ganz winzig war. Wir waren wie die jungen Füchse, hatten Alle auch rothe Haare, die kamen von meiner Mutter; meine sind jetzt dunkler geworden. Linchen hatt' ich am liebsten von meinen Brüdern und Schwestern; sie hatte Augen so klar und tief wie das grundlose Wasser, das unter dem Eulenkopf steht. Einmal, zur Jagdzeit, saß es ganz still und hielt den ganzen Tag über den Kopf mit den Händen, und als es in der Nacht unter seiner alten Decke an meiner Seite lag, da fühlte ich, daß seine Hände ganz heiß waren, und doch zitterte es am ganzen Körper vor Frost und wühlte sich immer tiefer in das Laub. Am andern Tage sprach es ganz tolle Worte und schrie: der Berggeist wolle es holen und in die Erde herabziehen. Dann packte die Krankheit den Fritz und so Eins nach dem Andern, zuletzt mich. Die Hunde, die sonst wohl der Wärme wegen zu uns in unsere Hürde krochen, wollten nun nicht mehr mit uns darin bleiben, sie sprangen heraus und krochen im Winkel zusammen. Anfangs hörte ich noch, wie der Vater ärgerlich über uns war, und ich fühlte, wie er mehr Laub auf uns warf und alle seine Röcke und den Mantel unserer todten Mutter und alle unsere Kleider. Er hatte Niemand, der ihm half in dieser großen Noth; denn er war nicht sehr beliebt bei den Menschen in der Gegend, weil er so wild und hart gegen die Wilddiebe und die Holzfrevler war. Sie nannten uns nur die rothen Wölfe und pfiffen, wenn wir uns zeigten im Dorfe. Manchmal kam wohl eine alte Frau, welche Reisig gelesen hatte, und gab Rath; aber das geschah nur nach Bequemlichkeit und selten; so waren wir jetzt im Eulenbruch so verlassen, wie die jungen Füchse, denen die Mutter weggeschossen ist. Wie das Linchen und die Andern kam ich in einen Zustand, in welchem ich nichts mehr von mir wußte; aber einmal wachte ich auf und sah wie im Traum viele Herren mit Gewehren und Jagdtaschen vor mir. Sie starrten uns ganz merkwürdig in unserm Bette an, und Einer hielt ein Paar Gläser vor die Augen. Sie flüsterten Alle und schüttelten die Köpfe, und unser Vater stand auch dabei, hielt die Mütze in den Händen und drehte sie hin und her. Die Herren sprachen dann alle auf ihn ein; er sagte auch etwas, zuckte die Achseln und sah sehr wild und verzweifelt aus. Einige der Herren hatte ich wohl schon gesehen. Sie kamen öfters zur Jagd nach dem Eulenbruch. Bald wurde es aber wieder so dunkel vor meinen Augen wie zuvor, und als ich endlich von Neuem aufwachte, da lag ich zwar noch in der Bettstatt, hatte auch ein ordentlich Kopfkissen, und eine alte Frau saß da mit der Brille auf der Nase und strickte und gab mir einen Löffel bitterer Medicin; aber meine Geschwister bis auf den Fritz waren nicht mehr da. Alle, alle — das Riekchen, das Lieschen, das Linchen und Franz — Alle waren fort, waren todt. Wir hatten Alle mitsammen die Rötheln gehabt, und bis auf Fritz und mich waren die Andern daran gestorben und verkommen. Zu Poppenhagen waren sie begraben; während ich bewußtlos lag, — eine ganze Reihe von kleinen Gräbern. Es war zu spät gewesen, als die Herren von der Jagd uns in unserm Laub, im Fieber sahen, dem Vater Geld gaben und den Pastor Tanne aus Poppenhagen zu ihm schickten, daß er ein Einsehen thue und sich unserer mit dem Doctor Rust und der Frau Wurm aus dem Feldhüterhaus annähme. Es war ein guter Mann, der Pastor Tanne; er hat mich, nachdem mein Bruder und ich wieder gesund geworden waren, mit sich genommen nach Poppenhagen und hat mich, da er selbst keine Kinder hatte, erzogen wie seinen eigenen Sohn. Er wollte auch meinen Bruder mit sich nehmen, aber der konnte von dem wilden Leben im Forste nicht lassen. Doch in die Schule mußte er jetzt auch kommen. Jetzt ist er längst in die weite Welt gegangen; ich habe nie wieder von ihm gehört."

Mit vielen Hm's und Ha's hatte der Polizeirath dieser Erzählung gehorcht. Mit seltsamem Ausdruck leuchteten die Augen des alten Schreibers über die Haufen von Acten und Registern auf seinem Pulte.

Der Hauptmann Faber strich den vollen Bart und murmelte:

„'S ist der Bericht eines klaren Kopfes. Armer Teufel!" Er nickte dem Inculpaten ermunternd zu, und der Schreiber räusperte

sich ebenfalls zur Ermunterung Robert Wolf's.

Es trat in dem Bureau Dreizehn eine Stille von einigen Augenblicken ein, in welchen man deutlich das Picken der großen Uhr draußen in der Halle vernahm. Schon manche unbekannte Tragödie und Komödie war über den schmutziggrauen Fußboden des Bureaus Nummer Dreizehn weggeschritten; eine rührendere Elegie hatte aber die langnäsige Büste des verdienstvollen frühern Polizeipräsidenten, welche zwischen den beiden Fenstern von einer Console herabblickte, selten vernommen. Der Mann schien sich aber durchaus nichts daraus zu machen. Dagegen hatte eine andere Büste auf einer andern Console einen recht wehmüthigen Ausdruck: sei es, daß der Künstler ihr denselben gab; sei es, daß die dämmerige Beleuchtung Schuld daran war; — der König schien es jedenfalls im Bureau Nummer Dreizehn im Centralpolizeihause sehr ungemüthlich zu finden.

Seiner Stellung gemäß unterbrach der Rath Tröster zuerst wieder das Schweigen und fragte, das glattrasirte Kinn streichelnd:

„Also der Pastor Tanne zu Poppenhagen hat Euch erzogen? Was habt Ihr gelernt, Wolf? Was seid Ihr eigentlich?“

Robert Wolf zuckte die Achseln und sagte:

„Als mein Pflegevater starb, mußte ich zurück in den Wald zu meinem eigentlichen Vater; denn damals war mein Bruder schon in die weite Welt gegangen, und mein Vater war immer krüppelhafter geworden; er hatte die Gicht in den Knochen vom Liegen im Walde und hatte meine Hilfe nöthig. Ich kann schießen, die Geige spielen, ein wenig Latein. Ich gewöhnte mich recht gut wieder an den Wald; es kann Einem schon drin gefallen, Winter und Sommer, und es gefiel mir die letzten zwei Jahre durch; wäre auch gern Forstwart geworden, — wenn — — wenn nicht —“

„Nun, heraus damit! Wenn nicht?“

Robert Wolf wandte sich ab, biß die Zähne aufeinander und antwortete nicht.

„Ich frage, weshalb Ihr nicht in Eurer Stellung geblieben seid? Ich erwarte Antwort, junger Mann!“ sagte der Polizeirath, soviel amtsmäßige Rauhigkeit als möglich in Ton und Gestus legend.

Der Hauptmann auf der Armensünderbank stand auf, klopfte dem Knaben aus dem Walde auf die Schulter und sagte:

„Sperren Sie sich nicht, Robert; geben Sie dem Herrn offen Nachricht von Ihrem Leben. Es sind Freunde hier.“

Der Schreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen nickte über sein Pult weg höchst energisch. Es war gleich einem elektrischen Schlag durch diese Schreiberseele gegangen, als vor einigen Tagen die Namen Poppenhagen, Eulenbruch, Winzelwald zum erstenmal auf dem Centralpolizeihause genannt wurden, in dem Vorgehen gegen Robert Wolf wegen Hausfriedensbruch. Hätte der Rath Tröster sich plötzlich auf den Kopf gestellt und seinen Untergebenen aufgefordert, dasselbe zu thun, es würde nicht solchen überwältigenden Eindruck auf das Gemüth des Letztern gemacht haben. Wäre auf dem langen unheimlichen Corridor plötzlich der Klang eines Waldhorns erschallt, es hätte dem Schreiber das Herz sich nicht mehr geregt. Mit diesen Namen drang Sonnenschein, Waldluft, Lust der Jugend und des Lebens in das Bureau Nummer Dreizehn. Durch die Papiere rauschte es wie durch die Zweige der Buchen und Tannen, der Actenstaub verwandelte sich in das Gestäube des Waldbachs, wie er nahe dem Dorf Poppenhagen über die moosigen Steine stürzt und eine Mühle treibt, welche der kleine Fritz Fiebiger gebaut hatte. Besagte Mühle wurde aber noch im achtzehnten Jahrhundert errichtet; 's ist lange her, und der Polizeischreiber muß sich zusammenraffen, um keine Böcke zu schießen in dem Protocoll, welches ihm über den bleichen wildblickenden Knaben, Robert Wolf aus dem Winzelwalde, in die Feder dictirt wird. Die Feder kritzelt über das Papier; aber vor den Augen des Schreibers flimmert's; seine Schriftzüge sind bei Weitem nicht so fest und sicher wie sonst; — sein Vorgesetzter fragt ihn, was ihm sei, ob er Kopfweh habe. Friedrich Fiebiger schüttelt nur den grauen Kopf und murmelt etwas Unverständliches.

Robert Wolf wendete die zornigen, thränenvollen Augen dem Polizeirath zu; aber noch immer vermochte er nicht, ein Wort hervorzubringen. Man sah, wie es in ihm stürmte, und wie er sich zwingen mußte, daß kein leidenschaftlicher Ausbruch erfolge.

Noch einen forschenden Blick warf der Rath auf den Inculpaten; dann wandte er sich gegen den Schreiber.

„Fiebiger, nehmen Sie doch einmal das

Register D zur Hand und geben Sie uns die Notizen über den Namen Dornbluth — Eva Dornbluth, Fräulein Eva Dornbluth. Wir müssen den Knaben überzeugen, daß die Sicherheitsbehörde offene Augen und scharfe Ohren hat. Lesen Sie, Fiebiger."

Der Schreiber schlug einen umfangreichen Folianten auf, blätterte einige Augenblicke darin und las dann mit einer Stimme, die von Natur recht scharf und schneidend war, in diesem Moment aber etwas gemildert klang:

„Eva Sophie Dornbluth, Tochter des weiland Cantors und Opfermanns Otto Friedrich Karl Dornbluth zu Poppenhagen. Alter zwanzig Jahre. Ankunft in hiesiger Stadt am vierzehnten Mai 184—. Rubricatin hielt sich anfangs im Hause der Frau Baronin Victorine von Poppen, Kronenstraße Nummer fünfzig auf, trat dann durch Verwendung des Barons Leon von Poppen am hiesigen königlichen Theater ein und wohnt jetzt Lilienstraße Nummer Zwölf. Bemerkungen —"

Der Schreiber las mit leiserer Stimme noch einige Noten, welche die hohe Polizei über das Dasein Eva Dornbluth's gemacht hatte, und beobachtete dabei über den Rand des Folianten scharf den Jüngling aus dem Winzelwalde. Ein merkwürdiges Schauspiel bot Robert Wolf dem Menschenkenner dar während dieser Vorlesung. Mit unverkennbarem Entsetzen starrte er den Schreiber und sein giftgefülltes Buch an, krampfhaft zitterten seine Lippen, die Fäuste ballte er, todtenbleich ward er, und zuletzt bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und brach in ein bitterliches Weinen aus.

Der Hauptmann, welcher sich wieder auf dem Sünderbänkchen niedergelassen hatte, trommelte mit dem Fuß einen Marsch; der Polizeirath gab seinem Schreiber einen Wink, daß er seine Vorlesung einstelle; dann wandte er sich zu dem Inquisiten:

„Seht Ihr, junger Freund, die Polizei weiß Alles. Soll ich Dir noch mehr vortragen lassen über die Jungfer Dornbluth; oder willst Du uns jetzt mittheilen, was Dich in die Wohnung des Mädchens führte. Du wirst den Ruf desselben durch eine klare Darlegung der Thatsachen nicht verschlechtern, glaube mir das, Robert Wolf."

Die hohe Polizei war fest von der Wahrheit ihrer Notizen überzeugt, und doch stand mehr als eine Lüge in dem Folianten D über Eva Dornbluth. Der arme gepeinigte Knabe aber schluchzte noch eine Zeit lang fort und rief dann wild und in Verzweiflung:

„Ich habe sie lieb gehabt — mehr als mein Leben hab' ich sie lieb gehabt, und ich muß sterben darum!"

„Na! na!" brummte der Polizeirath, und der Hauptmann sowie der Schreiber fanden, daß der junge Mensch in diesem Augenblick von überraschender Schönheit in seinem Schmerz und Zorn war. Mit immer höher gesteigertem Interesse beobachtete vorzüglich Friedrich Fiebiger den armen Jungen von seinem hohen Dreibein aus. Die magern, in schäbiges Schwarz gekleideten Beine hatte er so hoch als möglich zur Brust hinaufgezogen, die schäbig schwarzen Frackzipfel hingen so tief als möglich zur Erde hernieder. Von überraschender Schönheit war der Polizeischreiber nicht; wohl aber glich er in überraschender Weise einem alten erfahrenen Raben, der sich auf einem Dachfirst niedergelassen hat, einem Raben mit edeln Gefühlen, einem Raben mit Wehmuth in den humoristisch zwinkernden Augen, einem melancholisch-satirischen Mitgliede des höchst achtbaren, vortrefflichen und deshalb auch nicht wenig verleumdeten Geschlechts der „krähenartigen Vögel."

Die aufgeregten Affecte Robert Wolf's machten sich jetzt in hastig übereinanderstürzenden Worten Luft.

„Als ich bei dem Pastor Tanne gewesen bin, — nachdem mein Bruder in die weite Welt gegangen war — sind Eva und ich immer zusammen gewesen. Meinem Bruder hatte sie es auch angethan; aber mir gewißlich noch mehr. O Gott, wer hätte gedacht, daß Alles so kommen würde. Sie war so klug, viel klüger als ich. Viel leichter als ich konnte sie das Latein begreifen — sie hat es mit mir gelernt; sie wollte Alles lernen, Alles wissen. Alle Abende im Sommer saßen wir unter der Esche an der Hecke im Cantorgarten; und im Gefängniß, in welches Sie mich haben sperren lassen, mußte ich immerdar an den Sonnenschein denken, der war, als sie in ihrem weißen Kleide zur Einsegnung ging. O, wie hat die Schlechte mit mir gespielt — die Sonne ist auf ewig untergegangen. Ich will nach Frankreich, nach Algier zur Fremdenlegion. Nach Amerika will ich, wie mein Bruder.

O, der hätte nicht gelitten, daß sie so mit ihm spielte. Der hat wohl Recht gehabt, wenn er sagte, kein Mensch tauge was, und es schade gar nichts, wenn man ihnen so viel Böses schüfe, als man Macht hätte."

„Na, na," brummte der Polizeirath, „junger Mann, hier ist nicht der Ort, solche unmoralischen Grundsätze auszusprechen."

Der Hauptmann Faber lächelte ein wenig; der Schreiber schnitt eine Feder und sich in den Finger. Robert Wolf achtete nicht im Geringsten auf die Unterbrechung des Raths, fort fuhr er mit doppelter Hast.

„Aber mein Bruder Fritz nahm doch Eva Dornbluth aus und rechnete sie nicht unter die Schlechten; o, er war ein wilder Narr, hätte nur noch ein paar Jahr daheim bleiben sollen; bis die vornehme Dame auf das Gut kam. Keinem Menschen soll man Gnade geben, keinem. Der Pastor Tanne wird sich auch wohl meiner nur angenommen haben, weil er Langeweile hatte unter den Bauern. Er starb, als ich sechzehn Jahre alt war, und ich habe an seinem Sarge geweint, wie ich an dem meines Vaters nicht weinen konnte. Er hinterließ nichts als seine Bücher, ein paar Tische und Stühle und eine Kuh. Das nahm die Haushälterin; ich mußte in den Wald zurück. Da nahm ich Abschied von Eva unter der Esche. Sie sagte, wir wollten immer wie Bruder und Schwester sein. Sie sagte, ich sollte keinen dummen Jungen aus mir machen, ihr Loos sei in alle Ewigkeit bestimmt. Was mag ich ihr in der Stunde gesagt haben? Ich weiß es nicht. O, sie wird höhnisch genug im Innersten darüber gelacht haben. Ich möchte umkommen auf der Stelle; aber sie müßte dann auch todt hier vor meinen Füßen liegen. Meinem Vater hat's der Branntwein angethan, der hat ihm das Leben genommen. Als es zum Letzten mit ihm ging, und er in derselben Bettstatt lag, in welcher meine Brüder und Schwestern gestorben sind, kam ein Junge, welcher Beeren las im Wald, und brachte mir Nachricht, wenn ich Eva noch einmal sehen wolle, so möge ich eilen; sie gehe fort mit der Frau von Poppen, welcher der Poppenhof bei Poppenhagen gehört. Da schoß es mir ganz eiskalt durch die Seele und dann wieder wie Feuer; aber wie konnte ich fort von meinem Vater? Der lag und zitterte im Frost und schrie: die Wilddiebe hätten ihn zu Boden; mit allerlei Gespenstern rang er durch Tag und Nacht; nach meinen Brüdern und Schwestern schrie er, vorzüglich nach dem Fritz, der seines Herzens Liebling gewesen war. Fast ein Jahr blieb er in diesem Zustand; zuletzt schlug er sich immer herum mit großen Schaaren von kleinen Thieren, Mäusen oder Spinnen oder Fliegen; das ließ ihm gar keine Ruhe."

„Echtes Delirium tremens!" murmelte der Hauptmann.

„Ein ganzes, ganzes Jahr dauerte das," fuhr Robert fort; „ein ganzes Jahr war Eva Dornbluth schon weg, und ich hörte nichts von ihr in der Verlassenheit auf dem Eulenbruch; sie war auch, kurz vor ihrer Abreise mit der gnädigen Frau, eine Waise geworden und mochte wohl ein hungerig Leben gehabt haben; das konnte sie nicht ertragen. So wartete sie nicht auf mich. Nun starb mein Vater, und ich brachte ihn in seinem Sarge nach Poppenhagen. Wie im Traum war ich; was mit mir werden sollte, wußte ich nicht; von Eva hörte ich nichts im Dorfe, sie hatte keine Nachricht von sich gegeben. Verstört lief ich umher oder lag im Walde und endlich trieb's mich, daß ich meine Kleider in meines Vaters Jagdranzen packte, meines Vaters Büchse über die Schultern hing, die Hunde verkaufte und verschenkte und fort ging vom Eulenbruch, aus dem Winzelwalde. Zwölf Thaler, welche mir der Pastor Tanne gegeben, hatte ich ebenfalls noch, damit kam ich hierher, doch mußte ich unterwegs noch die Büchse verkaufen. Nach trieb's mich der Eva; aber wie es mir unterwegs ergangen ist, davon weiß ich nichts zu sagen. Mein Vater in seinen letzten Tagen war nicht verwirrter in Haupt und Sinnen, als ich es jetzt bin. Die Leute haben mir geholfen und mich zurechtgewiesen, und so —"

„Suchtet Ihr hier Eure Jugendfreundin auf," fuhr der Polizeirath Tröster dazwischen, „und fandet die Verhältnisse ganz anders, als Ihr Euch vorgestellt hattet. Ja, ja, es ist so. Statt der gnädigen Mama hat der Herr Sohn die Sorge und Vormundschaft über das junge, hübsche Ding aus dem Walddorfe übernommen. So fandet Ihr denn, Robert Wolf, die Wohnung des Mädchens aus, sagtet dem ungetreuen leichtsinnigen Schatze die Wahrheit und geberdetet Euch so viel als mög-

lich gleich einem Verrückten. Dann kam der junge Herr Leon von Poppen dazu, und wie ein junger Wolf aus dem Walde fielet Ihr über ihn her, zerschluget ihm die Nase und hättet ihn erdrosselt, wenn nicht die Sicherheitsbehörde, die den Lärm von der Gasse aus vernahm, sich drein gelegt hätte. Ei, ei, ei, jugendlicher Romantiker!"

„Sie haben Recht," schluchzte Robert Wolf, „es war thöricht und dumm von mir, daß ich mich an den Schwächling, an das zerbrechliche Bübchen hielt; mit ihr selbst hätte ich die Sache ausmachen sollen. Da lag das hübsche Messer, mit welchem sie das Buch aufschnitt, in welchem sie las, als ich vor sie trat; das Messer hätte ich ihr in's Herz stoßen sollen und mir dann auch, so wär' uns Beiden geholfen gewesen; — das wär' am besten gewesen für uns alle Beide."

Der Schreiber schnellte mit einem merkwürdig elastischen Ruck den Kopf in die Höhe; Konrad von Faber ließ von seiner Armensünderbank her ein ausdrucksvolles Pfeifen vernehmen; der Polizeirath hob die Achseln, schüttelte den Kopf, blickte etwas verlegen in die blitzenden Augen des Knaben und sagte:

„Hm, hm, es war doch besser für Euch, Wolf, daß Ihr Euch mehr an den jungen Baron hieltet. Ich muß Euch übrigens bemerken, daß solche unverständige Reden an dieser Stelle — was ist das? Herein!"

Ein Klopfen hatte sich an der Thür vernehmen lassen, und auf den Ruf des Beamten trat ein Polizeidiener ein und überreichte seinem Vorgesetzten einen Brief. Nachdem der Polizeirath diesem Schreiben ein kurzes, aber nachdenkliches Studium gewidmet hatte, sagte er:

„Tretet für jetzt ab, Robert Wolf. Greiffenberger, ich werde klingeln, wenn der junge Mensch wieder vorgeführt werden soll."

Greiffenberger winkte dem Inquisiten mit dem waschlederbekleideten Daumen auf eine Art, die nur bei der von Gott eingesetzten hohen Polizei sich ausbildet. Geduldig und gebrochen folgte der arme Knabe aus dem Walde diesem unnachahmlichen charakteristischen Winke.

Zweites Capitel.

Der Polizeischreiber Fiebiger setzt seinen Chef in Erstaunen; Julius Schminkert wird gebeten, sich nützlich zu machen.

Als sich die Thür hinter Robert Wolf geschlossen hatte, erhob sich der Hauptmann von seinem Sitze, der Schreiber spielte nachdenklich mit seiner Feder, der Rath Tröster nahm eine Prise und sagte:

„Sie sind doch ein wunderlicher Kauz, Hauptmann. Was für ein Vergnügen finden Sie, der Sie zweimal die Welt umsegelt haben, daran, auf jener Bank zu sitzen und die Misere, mit welcher wir es zu thun haben, durchzukosten? Unsereiner ist froh, wenn er einmal den Kopf aus diesem Malebolge, diesem Teufelssumpf erheben darf, Ihnen scheint es das größte Vergnügen zu machen, darin unterzutauchen und umherzuplätschern."

„Ein Vergnügen ist es nicht, sondern ein Studium, welches den Kopf und das Herz freimacht. Jeder Mensch soll von Rechtswegen ein Steckenpferd haben. Laßt den Einen Schnupftabacksdosen sammeln, den Andern verrostete Münzen, Wurzelwörter, Flaschenstöpsel oder Kerbthiere; ich treibe Naturgeschichte der Menschheit und jage mein Steckenpferd um die Erde und durch — diese Polizeistube. Die weite Welt und die Polizeistube bieten ein gleich ergiebiges Feld; der Kampf um die Existenz bleibt überall derselbe, im brasilianischen Urwalde wie in der Wüste Gobi; im ewigen Eis von Boothia Felix wie hier unter der gipsernen Nase Ihres weiland Vorgesetzten, Tröster."

„Was denken Sie über den vorliegenden Fall, Hauptmann?" unterbrach der Rath den weitgereisten Mann.

„Hm, eine gute lange Missouribüchse und ein gutes Pferd, eine hübsche kleine Prärie, fünfhundert Meilen in die Länge und die Breite würden den Jungen wieder zurecht bringen. Es ist Kern in dem Knaben; soll mich wundern, wie lange Sie ihn werden in's Loch stecken müssen, um einen Hallunken daraus zu machen."

Eine sehr lange Prise nahm der Rath; dann griff er nach dem überbrachten Schreiben:

„Hier ist ein Brief, welcher den Inculpaten angeht. Der Baron Poppen schreibt: man möge den Robert Wolf laufen lassen; im Interesse aller Theile sei es,

wenn man ihn so bald als thunlich aus der Stadt schaffe; seinen Denkzettel habe er ja schon durch den achttägigen Arrest erhalten. Der junge Herr schließt eine Banknote von zwanzig Thalern ein."

„Und das Frauenzimmer ist vollständig einverstanden mit diesen Vorschlägen? Wohl gar erste Urheberin derselben?"

„Das glaube ich sicher," meinte der Rath. „Man kennt diese Damen. Uebrigens soll das Mädchen nicht ohne Talente sein; man spricht viel in der Gesellschaft von ihr. Trotz unserer Register sind wir hier über die Person doch noch nicht ganz im Klaren."

Die Polizei sprach da ein wahres Wort; sie hatte durchaus keine Ahnung, wer und was Eva Dornbluth sei.

„Alles in Allem genommen," fuhr der Rath fort, „wird es wirklich das Beste sein, was wir thun können; wenn wir den armen Teufel, diesen Robert Wolf, cito citissime in seinen Wald zurückschicken. Hier am Orte würde er jedenfalls untergehen, und ich möchte wetten, daß wir ihn an dieser Stelle noch öfters und unter gravitenderen Umständen erscheinen sähen. Ich meine, ich halte dem Jungen eine gute Rede, und wir schicken ihn fort, heute Abend noch, oder morgen in der Frühe, mit dem ersten Bahnzug, der nach seiner Provinz abgelassen wird."

„Wasser nahm er und wusch sich die Hände vor dem Volk!" brummte der Hauptmann; der Schreiber aber folgte seinem nachdenklich auf- und abgehenden Vorgesetzten mit den klugen scharfen Augen aus einem Winkel des Gemaches in den andern, und bewegte dabei den Kopf auf eine Art, welche darthat, daß auch er den Casus reiflich überlege. Aus seinen Ueberlegungen fuhr er schnell empor, als der Polizeirath vor ihm stehen blieb und sagte:

„Was ist Ihre Meinung, Fiebiger?"

Seine Feder zog der Schreiber hinter dem Ohr hervor, legte sie neben seinem Protocoll nieder und sagte:

„Herr Rath, ich habe nun schon manch liebes, langes Jahr unter Ihren Augen diese Register" — er legte die Hand auf den vor ihm liegenden Folioband — „geführt, und habe auch con amore, aber handwerksmäßig getrieben, was der Herr Hauptmann als Dilettant treibt. Ich glaube, die Zukunft des Rubricaten Robert Wolf ist in diesem Augenblick auf eine so scharfe Kante gestellt, daß ein falscher Schub nach beiden Seiten hin, ihn auf gleiche Weise in den Abgrund stürzen wird. Greift nicht eine gute Hand fest und sicher in sein Geschick, so wird er eben so wohl in seinem Walde wie hier in der Stadt untergehen. Hier in der großen Stadt mag er zum Verbrecher, mag er zuchthausreif werden; dort im Walde vielleicht auch; jedenfalls, unantastbar sicher aber nach und nach zum brutalen, stumpfsinnigen Trunkenbold. Ich wollte mich anheischig machen, seinen Lebenslauf in der Wildniß Tag für Tag, Jahr für Jahr an den Fingern herzuzählen bis zum Verdict des Landphysicus bei der Section: Ausgezeichnet schöne, weiße Säuferleber!"

Unwillkürlich mußten die beiden andern Herren lachen und der Polizeirath meinte:

„Das ist ein böses Prognostikon, und leider ist viel Wahres daran. Was sollen wir denn aber mit dem Burschen beginnen? Was bleibt uns übrig, als ihn seinem Schicksal zu überlassen und uns — in der That — die Hände zu waschen, wie der Landpfleger Pontius Pilatus?"

Die letzte Frage begleitete ein vorwurfsvoller Blick auf den Hauptmann, und dieser hielt es für seine Pflicht, den Rath zu beruhigen:

„Trösten Sie sich, Tröster; auch vor dem Proprätor von Syrien hat es Leute gegeben, welche nach dem Waschnapf und dem Handtuch riefen."

„Ich hätte einen Vorschlag zu machen," sprach der Schreiber, „möchte aber den Herrn Rath gehorsamst bitten, daß er vorher dem Knaben das Geld des Herrn von Poppen anböte."

„Kommen Sie dabei nicht zu nahe in das Bereich der Faust des jungen Wilden, Tröster!" sagte der Hauptmann von Faber; während der Chef etwas verwundert nach seinem Untergebenen hinüberblickte.

„Meine Bitte hängt mit meinem Vorschlag zusammen," sagte Fiebiger; der Polizeirath klingelte und befahl dem eintretenden Greiffenberger, Inquisiten wieder vorzuführen. Bevor wir jedoch den zweiten Act des Verhörs erzählen, haben wir von einer Bekanntschaft zu berichten, welche Robert Wolf im Vorzimmer des Bureaus Nummer Dreizehn gemacht hatte.

Kaum seiner mächtig, halb unfähig zu

hören und zu sehen, hatte Robert dem Winke des grimmigen lakonischen Greiffenberger Folge geleistet. Er wäre fast zu Boden getaumelt, hätte ihn nicht die Hand im grauweißen waschledernen Handschuh, die fast so gut zu deuten verstand wie die an der Wand im Saal des Königs Belsazar, auf eine niedrige Bank gedrückt, auf welcher er sitzen blieb, das Gesicht mit den Händen verdeckend, zu gleicher Zeit schluchzend und mit den Zähnen knirschend. Ein junger Uhu, welchem man das erste Nest zerstörte und den man zugleich aus seiner dunkeln Verborgenheit in die helle scharfe Sonne reißt, würde ungefähr ähnlich fühlen wie Robert Wolf in diesen Augenblicken. Das unzurechnungsfähige Gebahren des unglücklichen Knaben erregte denn auch sogleich auf's Aeußerste die Aufmerksamkeit eines Individuums, welches bis jetzt, mit dem Rücken dem Zimmer zugewendet, an einer Fensterscheibe getrommelt hatte, und welches in Wesen und Erscheinung einen wunderlichen Gegensatz zu dem gepeinigten Robert bildete.

Besagtes Individuum trug zu einer Zeit, wo der Herbst schon sehr bedenklich in den Winter überging, einen hellen Sommeranzug, der seiner Zeit höchst elegant und in den Hundstagen gewiß auch sehr angenehm gewesen war, welcher aber jetzt durchaus nicht mehr irgend einen Anspruch auf Neuheit, Eleganz und Zweckmäßigkeit machen konnte, und den jedes wärmer bekleidete Menschenkind nur mit Schauder und Frösteln in's Auge fassen konnte. Hellblau war seine Farbe. Gentile Schäbigkeit umhauchte die ganze Erscheinung, und etwas Unwägbares, Unfaßbares, Unfühlbares, welches seinen Sitz eben so gut in dem lockern Halstuch, wie in den hellblauen Zeugstiefelchen haben konnte, verkündete unwiderleglich, daß der Gegenstand unserer Schilderung mit mehr Phantasie als Verstand begabt sei, und daß er nicht zu jenen soliden Classen und Stützpfeilern der Gesellschaft, auf welche das Auge des Nationalökonomen mit Wohlgefallen blickt, gehöre.

Julius Schminkert war ein Künstler, ein Künstler in des Wortes verwegenster Bedeutung, und nur deshalb kein Genie, weil er die eine Grundbedingung der Genialität, Selbstvertrauen, in zu hohem Grade, und die andere, Concentrationsfähigkeit, in zu geringem Maße, oder besser gesagt, gar nicht besaß. Er konnte Alles — Komödie spielen, Verse machen, einen Pudel scheren, einen Menschen frisiren, mehrere Instrumente spielen, sowie jedes beliebige Kartenspiel; auf dem Billard war er Meister, sein Vertrauen auf die Langmuth Gottes war unerschütterlich. Uebrigens log er gern und mit Geschick; wir führen den leichtsinnigen Tropf vor, wie wir ihn auf dem Wege unserer Feder gefunden haben. Augenblicklich befand er sich in den Hallen des Centralpolizeihauses, um Verwahrung einzulegen gegen eine Auspfändung, bei welcher man ihm außer allem Andern, was sein war, auch seine „Rollen“ mit ausgeführt hatte. Ein juristischer Freund hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß dieses dem Recht des beneficii competentiae, wonach der Gläubiger dem insolventen Schuldner das Handwerksgeräth zur Erwerbung seines Lebensunterhalts lassen müsse, schnurstracks zuwiderlaufe.

„'S ist ja der reine Mordversuch gegen Dich, Julius!“ hatte der juristische Freund gesagt. „Reine, crasse Meuchelei ist es!“ Und Julius hielt diesen Fall für eine höchst vortreffliche Gelegenheit, den Strom der Gerechtigkeit an seiner Quelle aufzusuchen, das Talent gegen die Materie zu vertheidigen und in seiner beleidigten Würde als Künstler und Mensch gegen die zwingende Gewalt der gemeinen Wirklichkeit und gegen den tailleur de Paris Herrn Alphonse Stibbe, den Anfertiger des hellblauen Sommercostüms — o holdeste Angelika Stibbe! — zu declamiren, Protest zu erheben und — sich gratis am Feuerherde der hohen Polizei zu erwärmen.

Den Stoßseufzer: O Angelika! haben wir nicht ohne Grund eingeschaltet. „Ich würde mich, um zu meinem Recht zu gelangen, inniger an Fräulein Angelika Stibbe als an irgend ein Institut menschlicher Gerechtigkeitspflege halten,“ hatte der juristische Freund seinen Rathschlägen und Anreizungen hinzugefügt, ohne jedoch dadurch den beleidigten Rechtssinn Schminkert's in ein anderes Bett leiten zu können.

In seine wirkungsvollste Attitüde hatte sich Julius geworfen, die linke Hand auf's Herz legend, die rechte zum Himmel emporstreckend, hatte er gerufen:

„Soll ich die Schönheit dergestalt entwürd'gen,
Daß sie das Geld, das in den Staub mir fiel,
Im Hohn des Pöbels seufzend sucht zusammen,
Und knieend das Verlorene mir bietet?“

Solcher idealen Anschauung zartester Verhältnisse nachgebend, befand sich Julius Schminkert in diesem Augenblick im Vorzimmer des Bureaus Nummer Dreizehn. Manch einen verschlungenen Namenszug, manch ein vom Pfeil der Liebe durchbohrtes, manch flammenschlagendes Herz hatte er an die beschweißte Fensterscheibe gezeichnet; sein Trommeln an derselben unterbrach er, um mit untergeschlagenen Armen zu aufmerksamer Betrachtung sich vor Robert Wolf aufzupflanzen. Nach einem minutenlangen Anstarren fragte er mit Grabesstimme:

„Wofür drin?"

Robert sah nicht einmal auf; regte sich nicht; Julius Schminkert legte ihm pathetisch die Hand auf die Schulter:

„Mitbruder im Pech, nenne mir das Verbrechen oder das Unglück, das Dich an diesen Ort des Heulens und Zähnklapperns führt! Zu den Gezeichneten gehörst Du, ich sehe das Mal auf Deiner Stirn. Die kalte Faust sehe ich, welche Dich am Rockkragen gepackt hält, Dich schüttelt und Dich demnächst mit Grazie in die Ecke werfen wird, wohin sie schon so manchen Deinesgleichen geworfen hat. Unglücklicher, wehe Dir!"

Mit offenem Munde starrte Robert jetzt den Declamator an:

„Sind Sie verrückt?" fragte er mit stumpfem Grimm.

„Nicht mehr als alle andern vernünftigen Menschen; — nur ein wenig aufgeregt," meinte Julius Schminkert. „Unbekannter Mensch, Wanderer auf dem runden Ball der Erde, der nicht der Ball des Glückes ist; in der zweiten Person Singularis rede ich Dich an, weil ich mich auf dieser Bank neben Dir niederlasse. Brüder im Leiden sind alle Die, welche auf diesem vierbeinigen harten Ungeheuer beieinander saßen, sitzen und sitzen werden. 'S ist eine große Verwandtschaft."

„Ich schlage Ihnen den Schädel ein, wenn Sie mir noch näher rücken!" rief Robert die Faust erhebend und zum äußersten Ende der Bank zurückweichend.

„Ruhe dort im Winkel!" schnarrte Greiffenberger vom Ofen her. „Herr Schminkert, seien Sie doch verständig!"

„Verständig?" rief Julius. „Ich bitte Sie, Herr Wachtmeister, können Sie das von einem Menschen, der bei solchem Wetter so leicht gekleidet geht, verlangen? Verständig?! Auf dem Wege hierher begegnete mir ein wirklicher geheimer Rath in einem Marderpelz; man sah nichts von ihm als die Nasenspitze, und an dieser Nasenspitze sah ich sogar dem Mann bei dieser Kälte den Unverstand an. Verständig?!".

„Auch 'ne Ansicht von die Sache," brummte Greiffenberger, und die Unterhaltung stockte einige Zeit im Vorzimmer des Bureaus Nummer Dreizehn. Robert Wolf hatte den Kopf wieder in beide Hände genommen, Julius betrachtete ihn verstohlen von der Seite, und Greiffenberger sog mit der Schattenseite seines Ichs so viel Ofenwärme als möglich ein und sah so gedankenlos wichtig als möglich dabei aus.

Der Wind trieb den eisigen Regen in immer schärfern Stößen gegen die Fensterscheiben, der Nebel wurde immer dichter, die Welt im Allgemeinen wie im Besondern immer unbehaglicher. Den seltsamsten Körperverrenkungen gab sich Schminkert auf seinem Ende der Bank hin; bis er das Möglichste, was in dieser Art zu leisten war, geleistet hatte und sein quecksilberartiges Temperament eine Veränderung der Unterhaltung erforderte. Er erhob sich, dehnte und reckte sich, gähnte entsetzlich und schritt zu dem Ofen, wo er den Polizeiwachtmeister in ein leises Gespräch verwickelte, und bald hatte er aus dem würdigen Mann Alles heraus, was derselbe über den armen Robert wußte.

Dann erklang die Glocke des Polizeiraths Tröster; Greiffenberger rückte den Säbel zurecht und marschirte in ordonnanzmäßiger „Proverteh" in das Heiligthum des Bureaus und ließ das bodenlose Genie im kopfschüttelnden Nachsinnen über den Reichthum der Welt an tollen Lebenserscheinungen zurück.

Dann hatte Robert Wolf abermals dem charakteristischen Winke der Sicherheitsbehörde Folge zu leisten. Wieder stand er vor dem Mann, welcher einen so großen Einfluß auf sein nächstes Schicksal hatte, welchen die Gewohnheit aber doch ziemlich gleichgiltig gemacht hatte gegen die Frage: was das Gewicht bedeute, welches er in die Wagschale warf, in der eine menschliche Existenz gewogen wurde. Glücklicherweise war in dem Bureau Nummer Dreizehn ein Anderer gegenwärtig, der sich vorgenommen hatte, auf andere Art in das Leben Robert

Wolf's einzugreifen, als der Polizeirath Tröster es vermochte.

„Wolf," sagte der Polizeirath, „Eure Angelegenheit hat sich zum Besten gewandt. Wir wollen unsererseits den achttägigen Arrest als eine genügende Strafe Eures unbesonnenen Verhaltens, Eures ungebührlichen Betragens ansehen, andererseits ist auch auf Bitten des Herrn von Poppen die Sache niedergeschlagen, und — Sie sind frei, Robert Wolf. Hier soll ich Ihnen eine Banknote geben, welche von der ebenerwähnten Seite kommt. Nehmen Sie, und verwenden Sie das Geld —"

„Von ihm, von ihr meine Freiheit? Von ihm, von ihr dieses Geld?" schrie Robert Wolf, und es wurde wieder einmal deutlich, daß Maler und Bildhauer, um Charakterköpfe zu studiren, sich häufiger auf dem Polizeibureau einfinden sollten. „Herr, Herr," rief der Knabe aus dem Walde, „o Herr, lassen Sie mich wieder in das Loch sperren! O die Schlechte! die Schändliche!"

Die Stimme versagte dem Jüngling, erstickt durch Grimm und Thränen; auf die Bank sank er, auf welcher vorhin Konrad von Faber gesessen hatte. Der Schreiber flüsterte dem Rath etwas in's Ohr, dieser sah ihn höchst verwundert an, nickte dann mit dem Kopfe und trat von seinem Schreibtische gegen die Armesünderbank heran, die Banknote des Barons von Poppen in der Hand:

„Herr Robert Wolf —"

Mit geballter Faust sprang der Angeredete drohend wieder in die Höhe.

„Was treibt Sie, junger Mann?" fragte der Beamte würdevoll, aber doch einen Schritt zurückweichend. „Halten Sie sich ruhig. Es steht in Ihrem Belieben, dieses Geld zu nehmen, oder es von sich zu weisen."

„Auch meine Freiheit will ich nicht haben durch ihre Gunst und Gnade!" rief Robert Wolf. „Wenn es Gerechtigkeit ist, daß ich in's Gefängniß komme für das, was ich that, so will ich eingesperrt sein, so wie es im Gesetzbuch steht, bis an meinen Tod. Denen aber will ich nichts verdanken — nichts, nichts!"

Der Hauptmann von Faber murmelte vor sich hin: „Eine Doppelbüchse, ein Roß und die Prärie;" der Schreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen gab seinem Vorgesetzten abermals ein Zeichen, und Letzterer sagte darauf ganz kurz zu dem Jüngling:

„Treten Sie noch einmal ab, Wolf. Ich werde Sie sogleich wieder rufen lassen."

Von seinem hohen Dreifuß stieg der Schreiber nach der Entfernung Robert Wolf's herab und tritt — mehr in die Mitte dieser Geschichte, wenn auch grade nicht ganz in den Mittelpunkt, den eine Geschichte in dieser Zeit des breiten Lebens selten mathematisch genau haben kann.

Da stand der Schreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen im Winzelwald, hager und, wie es schien, etwas hungrig, sehr ältlich, gelblich und blutleer, gekleidet in abgetragenes Schwarz. Da stand er und ließ die kleinen glänzenden Augen von einem der beiden anwesenden Herren zum andern gleiten. Ich suche nach einem Gleichniß, welches die Erscheinung des Mannes klarer vor die Einbildungskraft führe, und nichts fällt mir ein als ein auch dem Einfall nahes, hohes, altes, schmales Haus in der Altstadt, ein Haus, zur Seite geneigt, gestützt und vernachlässigt; ein Haus, in dessen zweifenstrigem Erker, den Wolken so nahe als möglich, ein Freund von mir wohnte, ein Poet, der seine Gedichte nicht niederschrieb, weil er niemals einen Reim finden konnte, ein humoristischer Hund, der mit der Welt spielte wie Zeus, der Vater der Götter, und am Nervenfieber starb. Wie oft bin ich in spätester Nachtstunde durch das Schleichgäßchen geschlichen, aufblickend zu diesen beiden hellen Fenstern! Alles war dunkel und schmutzig dann. Nur die beiden Fenster leuchteten in die Nacht, und diesen beiden Fenstern vergleiche ich den spaßhaften Glanz in den Augen des Polizeischreibers Friedrich Fiebiger, wie ich seinen übrigen Leib leider dem wackligen Hause Nummer Vierundachtzig im Schleichgäßchen vergleichen kann.

Da stand der Mann, rieb die magern Hände aneinander und sagte:

„Ich muß um Verzeihung bitten, Herr Rath, wenn ich mich bei dem, was ich zu sagen habe, nicht so kurz fassen kann, als ich wohl möchte."

Der Polizeirath und der Hauptmann sahen Beide nach der Uhr.

„Manches Jahr habe ich," fuhr der Schreiber fort, „an diesem Pulte verschrie-

ben. Wie ich hoffe, zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten."

Der Polizeirath, welcher anfing, sich nach dem Whisttisch zu sehnen, nickte energisch, was eben so gut heißen konnte: „Ja wohl, Sie schreiben die leserlichste Hand, die mir jemals vorgekommen ist!" als auch: „Ich bitte Sie inständig, fassen Sie sich so kurz als möglich."

„Wie der Herr Rath weiß," sprach Fiebiger, „hat man an dieser Stelle mehr mit der Schattenseite als mit der Lichtseite des Daseins zu thun. Man athmet aber in einer Atmosphäre, die den Menschen alt werden läßt, weil sie ihm die Seele gerbt — 's ist ein fortwährendes Stahlbad, höchst gesund, zu gesund."

Seufzend gab der Polizeirath seinem Protocollführer Recht, und der Hauptmann strich eifriger seinen Bart.

„Ich kann's mir nicht mehr verbergen," fuhr der Schreiber fort, „ich bin alt geworden; die allzu gesunde Atmosphäre fängt an, meine Nerven anzugreifen. Ich hätte es nimmer für möglich gehalten. Die Gespenster, welche ich in diese Register eingeschlossen habe, fangen an, sich zu rächen; sie bekommen ein curioses Leben, kriechen hervor aus ihren Foliobänden, schlüpfen durch das Schlüsselloch und kommen nächtlicher Weile vor mein Bett, ihren Spaß mit mir zu treiben. Es ist ein grimmiger Spaß, und ich bin ein alter, einsamer Mensch. Als ich jung war, habe ich wohl mit Händen und Füßen um mich schlagen und treten können, da hatte das Gesindel noch Respect. Jetzt kann ich nur die Bettdecke über den Kopf ziehen; aber die Gespenster sind schlau, sie wissen mich doch zu peinigen. Sie machen Stimmen nach, Stimmen, welche ich seit vierzig Jahren in diesem Hause gehört habe. Sie weinen und wimmern wie Kinder, sie kreischen wie Weiber, sie fluchen auch wohl ein wenig. Dann kommt dazwischen ein Lachen, das fürchte ich am meisten, es ist das echte, das wirkliche und wahre Sich-zu-Tode-lachen. Zum Exempel das junge Weib, welches wir neulich hier vernahmen, und welches am folgenden Tage im Krankenhaus starb, lachte so. Was soll man dagegen machen?"

„Sie hätten heirathen sollen, Herr Fiebiger," meinte der Hauptmann, welcher ein eingefleischter Hagestolz war. Der Polizeirath, welcher zu Haus eine Polizeiräthin hatte, seufzte:

„Vollständig hilft das auch nicht, Faber."

Der Schreiber blickte seinen Vorgesetzten wehmüthig an:

„Um sich gegen das Alter zu schützen, muß man sich geistig an der Jugend erwärmen, wie der König David in seinen spätern Jahren sich körperlich daran wärmte. Aehnlich wie der Knabe im Vorzimmer bin auch ich vor langer Zeit aus dem Winzelwalde in dieser Stadt angekommen. Ich könnte darüber auch meine Geschichte erzählen; aber es würde zu nichts führen; ich will nur sagen, daß dieser Robert Wolf und ich Landsleute, daß wir Beide Hintersassen des Herrn von Poppen sind und daß mir der Junge ungemein gefällt. Er hat mir meine ganze Jugendzeit wieder lebendig gemacht, und seit ihn der Herr Revierlieutenant Kirre hierhersandte, sind die oben besprochenen Gespenster in ihre Folianten zurückgekrochen; mit andern Gedanken habe ich mich umhergetragen. Ich habe den Burschen studirt, wie man ein Buch studirt, und jetzt bin ich zu einem Entschluß gekommen: „Ich bitte den Herrn Polizeirath gehorsamst, mir besagten Robert Wolf aus Poppenhagen mit Haut und Haar zur Disposition zu überlassen."

„Sie wollen also wirklich?" fragte der Polizeirath Tröster.

„Was?!" rief der Hauptmann von Faber.

„Ich fürchte mich daheim vor diesen Bänden," sagte der Schreiber, wieder die Hand auf die Registerbände legend. „Ich habe ein zu gutes Gedächtniß für das, was ich hier eintragen muß. Ich kann nicht mehr allein sitzen in meiner Stube. Die Seele dieses Knaben will ich retten, und er soll mir das Licht der Jugend vorantragen auf dem dunkeln Weg in's Grab."

„Fleck getroffen! Bravo!" rief Konrad von Faber, der Polizeirath jedoch meinte kopfschüttelnd:

„Haben Sie das wohl recht überlegt, Fiebiger? Sie bei Ihrem jämmerlichen Einkommen wollen sich eine solche Last, eine solche Verantwortlichkeit aufbürden?"

„Ich habe wenig Bedürfnisse gehabt in meinem Leben und will den Jungen schon durchfüttern. Was die Verantwortlichkeit betrifft, so bin ich ein wenig Psycholog und glaube, meinen Weg klar vor mir zu sehen.

Ein Professor der Seelenkunde mag über sein Fach sehr gut dociren können; aber ein alter Polizeischreiber wird auch immer wissen, was er dem Individuum gegenüber zu thun und zu lassen hat."

„Das mag Alles sein, Fiebiger; aber —"

„Ach, Herr Rath, wir tappen Alle in der Finsterniß umher und wissen selten, was zu unserm Besten ausschlagen wird. Ich habe nun einmal mein Herz an diesen Knaben und diesen Wunsch gehängt. Ich bitte gehorsamst, schenken Sie mir diesen Schlingel, diesen Robert Wolf aus dem Winzelwalde. Die Welt weiß in diesem Augenblick doch nichts damit anzufangen, sie würde ihn ausrangiren und einen Lumpen mehr daraus machen; — ich aber will versuchen, zu bewirken, daß sein Name nicht noch einmal in diesen Büchern, Folio W, erscheint."

„Ich werde Ihrem Plan und Vorhaben gewiß auf keine Weise entgegen sein, Fiebiger. Nehmen Sie den Burschen und machen Sie daraus, was Sie wollen. Sie sind mein treuer, guter College und Freund. Hier haben Sie meine Hand, wir wollen Freunde bleiben, Sie alter Humorist."

„Geben Sie mir auch Ihre Hand, Herr Fiebiger!" rief Konrad von Faber. „Wenn ich Ihnen oder Ihrem Schützling einmal auf irgend eine Art nützlich sein kann, wird mir das zu großer Genugthuung gereichen."

Der Schreiber lächelte, indem er dem Hauptmann die Hand entgegenstreckte:

„Sie kommen weit herum in der Welt, Herr Hauptmann; wer weiß, wo und wie Sie meinem jungen Wolf noch einmal begegnen. Wenn Sie dem Glück begegnen, so schicken Sie es mir nur zu, Musikantengasse Nummer Zwölf, oder hierher, Centralpolizeihaus, Bureau Nummer Dreizehn. Ich darf also die Entlassung aus dem Arrest für Robert Wolf ausfertigen, Herr Rath?"

„Thun Sie das, ich will sogleich unterschreiben."

Beides geschah, und die Klingel erschallte wieder; zum dritten und letzten Male trat Robert Wolf in das Bureau Nummer Dreizehn.

„Herr Wolf, Sie sind frei," sagte der Polizeirath. „Die Banknote wird auf Ihren Wunsch dem Herrn von Poppen zurückgesandt. Ihre Freiheit erhalten sie nicht auf Fürbitte der Jungfer Eva Dornbluth, sondern weil die Sicherheitsbehörde nach Kenntnißnahme der Sachlage es so beschloß. Hier ist das Attest; was ferner noch hinzuzufügen ist, ist, daß —"

Der Redner unterbrach sich, denn er sah klar, daß der Knabe nicht fähig war, seine Worte zu begreifen. Einen Augenblick starrte Robert wie ein Irrer das Papier an, welches der Rath in seine Hände gelegt hatte; dann stieß er einen rauhen Schrei aus, und ehe ihm Jemand hindernd in den Weg treten konnte, stürzte er mit einem Sprung aus der Thür und war verschwunden.

„Ihm nach, Greiffenberger!" rief der Rath, total außer Fassung gebracht. „Schnell ihm nach, bringen Sie ihn zurück — diesen Tollkopf!"

„Halt, halt!" rief der Schreiber ängstlich, „nicht Sie, Greiffenberger! Herr Rath, ich bitte — der Junge stürzt sich von der ersten Brücke in den Fluß, wenn wir ihn auf diese Art wiederbekommen wollen."

„Aber was soll geschehen? Wir dürfen dieses unbändige Waldthier doch nicht aus den Augen verlieren."

„Wer ist noch im Vorzimmer, Greiffenberger?" fragte der Schreiber.

„Na, Sie wissen — der Schauspieler Schminkert — Julius Schminkert — von wegen einer Auspfändung. Ich habe ihm schon erklärt, das gehöre nicht vor diese Stelle; aber er bleibt ein Narr und will sich nicht zurechtweisen lassen."

„Schon gut. War der mit dem jungen Menschen zusammen draußen?"

„Ja, die ganze Zeit über. Es hätte beinahe eine Katzbalgerei zwischen ihnen gegeben."

Der Schreiber wandte sich an seinen Vorgesetzten:

„Lassen Sie uns den Declamateur hinter dem Flüchtling herschicken. Ich stehe dafür, er faßt ihn. Schminkert wohnt mit mir in einem Hause; ich kenne ihn. Darf ich mit ihm sprechen?"

„Sie haben volle Freiheit. Ich gebe diese Sache jetzt ganz in Ihre Hand. Rufen Sie den Herrn, Greiffenberger."

Der Wachtmeister ging, und Julius Schminkert erschien mit seiner graziösesten Verbeugung:

„Meine Herren, ich habe die Ehre —"

„Keine Phrasen, Blumen und Verse, Julius!" rief der Schreiber. „Sie haben den Knaben gesehen, welcher soeben aus dem Zimmer stürzte?"

„Haben Sie ihm hier keinen Tritt auf die Weichtheile versetzt? Nicht? Das wundert mich! Was beflügelte aber auf solche Weise seine Füße?“

„Dummes Zeug. Eilen Sie dem jungen Menschen nach, Julius; und sollten Sie die ganze Stadt nach ihm durchlaufen, Sie müssen ihn uns schaffen. Ich komme Ihnen nach; aber Ihre Beine sind jünger. Zehn Thaler — leihe — ich Ihnen, wenn Sie den Knaben finden und bewerkstelligen, daß ich meine Hand auf ihn legen kann.“

„Aber —“

„Kein Aber! Eilen Sie; jeder Augenblick ist kostbar. Denken Sie an die zehn Thaler.“

„Zehn Thaler? — Greis, Dein Wort klingt voll und schwer; — Ich flieg' und schaff' den holden Flüchtling her.“

Eine Kußhand dem Polizeischreiber zuwerfend, hüpfte der blaubekleidete Julius dem entflohenen Knaben aus dem Walde nach.

„Da läuft auch der Narr hinter dem Tollen her,“ lachte der Hauptmann. „Sie haben eine seltsame Bekanntschaft, Fiebiger.“

„Es macht sich so, Herr Hauptmann. Darf ich für jetzt um Urlaub bitten, Herr Rath?“

Der Polizeirath half seinem Untergebenen eigenhändig beim eiligen Anziehen des Ueberrocks. Der Hauptmann reichte ihm den Regenschirm. Greiffenberger stand erstarrt und erklärte im Innersten seiner Seele den alten Fiebiger für verrückt — rein verrückt.

Der Rath Tröster blieb allein mit dem Hauptmann.

„Was denken Sie darüber, Faber?“

„Ich hab's schon gesagt, by Gad, die Polizeistube hat ihre Wunder, wie die weite Welt. Ich muß in's Freie, Eccellenza. Wir treffen uns heute Abend doch bei Wienand? Ich muß meinen Amerikaner daselbst vorstellen. — Komme mir noch Einer und behaupte, das alte Europa sei so platt und glatt geworden, daß es nicht mehr der Mühe lohne, sich daselbst zu bewegen.“

Auch der Hauptmann ging. Die Lampen wurden angezündet in dem Centralpolizeihause; der Rath Tröster vertiefte sich in eine dicke Acte, ein Intriguenstück voll tragischen Inhalts, wenn auch nicht in Jamben geschrieben. Als er dann eine Stunde später den Kopf wieder in die Höhe richtete, sagte er, ohne irgend welchen Bezug auf seine Arbeit:

„Närrische alte Schreiberseele. — Soll mich wundern, was er aus dem Jungen machen wird!“

Drittes Capitel.

Julius Schminkert macht sich nützlich; Robert Wolf macht die Bekanntschaft eines Wagenrades und einer jungen Dame.

Wenn ein edles freies Thier Unglück gehabt hat und in die Hand des Menschen gefallen ist; wenn es dann, an dem Kasten, in welchem man es den Augen der gaffenden Menschen vorführt, eine schwache Stelle, eine lockere Eisenstange bemerkend, aus seinem qual- und schmachvollen Gefängniß hervorbricht und in eine unbekannte Welt von Mauern und Volksgewühl statt in die stille Wüste und Wildniß seiner Heimath — stürzt; so mag es ungefähr ein gleiches Bewußtsein seiner Lage haben, als Robert Wolf in dem Augenblicke, wo er aus dem Polizeihause auf die Gasse sprang, von der seinigen hatte.

Besinnung, Ueberlegung, Alles war untergegangen in dem einen thierischen Trieb, um sich zu schlagen, körperlich sich loszureißen, körperliche Hindernisse zu Boden zu werfen. Es war die höchste Zeit, daß die so arg gepeinigte Natur des Knaben sich nach irgend einer Seite hin Luft machte, wie momentan das auch sein mochte. In solcher Seelenstimmung fragt man nicht, was aus Einem werde, wenn man die Hand erhebt zum tödtlichen Stoß und Schlag; man wirft die Begegnenden über den Haufen, läßt sich stoßen und treiben, ohne daß man es merkt, und rennt — rennt, bis die Lungen die Brust zersprengen wollen, und die Knie zusammenbrechen. Dann kann man sich halb blödsinnig an eine Ecke lehnen, oder sich zu Boden werfen, sich anstarren lassen und sich — besinnen.

Der Regen hatte aufgehört, der Nebel war geblieben; im Scheine des Gaslichtes glänzte das übereiste Pflaster; über den gefährlichen Boden stürmte Robert Wolf, ohne zu ahnen, daß ihm die Wendung seines Lebens und Geschickes so nah auf den Fersen war, und athemlos hinter ihm her-

keuchte in der Gestalt Julius Schminkert's, des declamirenden Künstlers.

Von dem verblüfften Wachtposten am Thor des Polizeihauses hatte sich Julius die Richtung, welche der Flüchtling genommen hatte, andeuten lassen und folgte ihr mit möglichster Schwung- und Schnellkraft. An der nächsten Ecke schon traf er auf einen ältlichen Herrn, welcher sich ärgerlich die Schulter rieb und Blicke und Worte des höchsten Mißfallens die Gasse hinabsandte. Diesen Worten und Blicken konnte Julius ohne Aufenthalt nachsausen, ohne fehlzulaufen. Er that es und stieß an der folgenden Straßenkreuzung auf eine Gruppe, die sich um einen auf dem Pflaster liegenden Korb und einen außer sich gerathenen Menschen weiblichen Geschlechts gesammelt hatte. Wiederum, ohne sich damit aufzuhalten, der belfernden Furiosa die entfallenen Varia aufsammeln zu helfen, eilte Schminkert, die Gleichgiltigkeit des Verfolgten gegen die Gefühle der begegnenden Menschheit segnend, weiter und traf noch auf mancherlei Zeichen, welche klar die Direction angaben, die Robert Wolf genommen hatte, welche aber auch immer klarer bewiesen, daß derselbe die Zurechnungsfähigkeit, welche man von einem polizirten Menschen verlangen kann, noch lange nicht wiedererlangt habe.

Durch manche Straße, über manchen Platz setzte der Declamator dem Jüngling, an dessen Fersen ein Darlehen von zehn Thalern hing, nach, würde aber wahrscheinlicherweise doch weder des einen noch des andern habhaft geworden sein, wenn nicht ein Zufall oder, besser gesagt, ein Unfall ihm beides zuletzt in die Hände geliefert hätte. Daß dieser Unfall bei dem Seelenzustande Robert's nicht früher eingetreten war, war fast für ein Wunder zu nehmen.

Ein Wagen, der im vollen Rossestrab um die Ecke bog, setzte dem Lauf des armen Knaben ein Ziel. Von den Pferden zur Seite geschleudert, von einem Rade gestreift, verlor Robert Wolf völlig das Bewußtsein und legte sich langhingestreckt auf das kalte, mit Eis überzogene Pflaster.

Welche Bewegung solch ein Fall in den Gassen einer größern Stadt hervorruft, wird Wenigen unbekannt sein. Eine Volksmenge hat sich um den Wagen und den Verunglückten versammelt, als sei sie durch Hexenwerk aus dem Boden aufgestiegen. Man fällt dem entsetzten Kutscher in die Zügel; Weiber schlagen kreischend die Hände über den Köpfen zusammen; Männer fluchen und schreien nach der Polizei; die Polizei aber hat die größte Mühe, die schreckensbleichen Insassen des Wagens vor thätlichen Beleidigungen zu schützen. Vor Worten und Gesten kann sie dieselben nicht schützen.

Julius Schminkert kam auf der Unglücksstätte grade zur rechten Zeit an, um dem Spectakel die Blüthe abzubrechen und sich des unter den Fäusten mehrerer gutmüthigen Weiber in's Leben zurückgerufenen Robert zu bemächtigen. Den Arm des niedergeworfenen Knaben aus dem Walde haltend, schickte sich der Declamator eben an, pathetisch gegen die in donnernden Carossen über die Leichen des Plebejerthums wegrasselnde Aristokratie und Plutokratie loszulegen, als ihn ein Blick auf den Wagen bewog, den Strom der beredten Rede durch ein krampfhaftes Niederschlucken zurückzudrängen und, grob und Deutsch gesagt, das Maul zu halten.

Aus dem Wagenfenster beugte sich das lieblichste Mädchengesicht, bleich vor Schrecken und Entsetzen. Eine unbeschreiblich winzige Hand im weißen Handschuh mühte sich vergeblich, zitternd ab, den Schlag zu öffnen, und große angstvolle Augen baten flehentlich die Menge um Erbarmen.

Ein fetter Commerzienrath, eine alte verrunzelte Gräfin hätten das angerichtete Unheil noch so tief empfinden und bedauern können; so rührend wie dieses junge, der Ohnmacht nahe Kind hätten sie nicht aussehen und also auch nicht solchen Eindruck auf die Stimmung und die Gefühle Julius Schminkert's und des übrigen Volkes gemacht.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, ängstigen Sie sich nicht!“ rief der Declamateur, höchst dienstbeflissen den Wagenschlag öffnend und der jungen Dame die Hand zum Aussteigen bietend. „Sie würden am besten thun, wenn Sie sitzen blieben,“ fügte er hinzu, „es hat wirklich nichts zu sagen — eine kleine Schramme — der Tölpel wird sogleich wieder auf den Füßen stehen und Ihnen die Hand küssen.“

„O nein, nein! Bitte, lassen Sie mich aussteigen, — lassen Sie mich selbst sehen! — o, es thut mir so leid!“

Schon stand sie im Schein des Laternen-

lichtes auf dem kalten, nassen Pflaster, stumm angestarrt von der eben noch so drohenden, so wilden Menge. Die Lieblichkeit und Zartheit der Erscheinung und ihre schmerzvolle Angst bändigten die rohesten Gemüther im Haufen, und der muthwilligste Schusterjunge unterbrach sein Pfeifen und Geschrei und hatte eine Ahnung davon, daß es ein edel Ding sei um die Schönheit.

Während der bepelzte Kutscher dem auf dem Schauplatz des Unglücks erschienenen Mann der öffentlichen Sicherheit Bericht gab über das Geschehene und erklärte, daß dieser Wagen dem Banquier Wienand gehöre, und daß die junge Dame Fräulein Helene, die Tochter des Banquiers, sei, wagte Fräulein Helene selbst die wenigen Schritte, welche sie von dem armen Robert Wolf trennten, und Letzterer, die Augen öffnend, sah dicht vor sich das süße Wesen, sah in die treuen, guten, mitleidigen Augen des Kindes; und in den Schmutz, das Getümmel der Gasse hauchte es hinein, als habe der Wind im vergangenen Frühling den duftigen Athem einer blühenden Waldwiese der Heimath aufgenommen und irgendwo aufgehoben, um ihn in diese Stunde zu tragen. Das Geflacker der unruhigen Gaslaternen ward zu dem ruhig leuchtenden Goldglanz, in welchem die alten Maler ihre Engel der Verkündigung niedersteigen lassen. Es war freilich auch tiefes Mitleid und Mitgefühl in dem Auge des alten zerlumpten Weibes, welches den Kopf des Knaben aus dem Walde im Schooße hielt und seinen Tragkorb voll Knochen, Glasscherben und rostigem Eisen achtlos dem öffentlichen Ehrgefühl anvertraute; aber die schwache Menschennatur sieht nun einmal das Gute am liebsten in Verbindung mit dem Schönen, und weiß es dann am besten zu würdigen, wenn es in anmuthiger Hülle kommt. Die Hilfleistung der alten schmutzigen Lumpensammlerin nahm Robert Wolf hin, ohne ihr großen Dank dafür zu wissen; die junge elegante Dame aber erschien ihm wie der Engel der Barmherzigkeit selbst, und als sie sich zu ihm niederbeugte und zitternd die zitternde Hand, die er gegen sie ausstreckte, berührte, da wünschte er, trotz Eva Dornbluth, in alle Ewigkeit so auf dem Straßenpflaster zu liegen in halber Bewußtlosigkeit und in solche glänzende, thränenvolle Augen zu blicken.

„O, wie schrecklich ist das! O, wie leid thut es mir! Fühlen Sie viel Schmerzen?“ rief Helene Wienand, und ihre Stimme war gleich ihrer Gestalt lieblich und harmonisch. Wie Musik schlug sie an das Ohr Robert's; er konnte nichts, als den Kopf auf die ängstlichen Fragen schütteln und die Fragerin anstarren. In einer seltsamen Phantasmagorie war er befangen; die durch den vorhergegangenen Sturm abgespannten Nerven zitterten aus in einem physischen und psychischen Herzklopfen, während welchem das Bewußtsein von Raum und Zeit fast vollständig verloren gegangen war. Die Gestalten von Eva Dornbluth, dem Herrn von Poppen, den verschiedenen Polizeibeamten tanzten zwar noch einen gespensterhaft unheimlichen Reigen durch das Gehirn des Knaben; aber ihre Umrisse waren schattenhaft und verwirrt, und flossen so sehr ineinander, daß keine Gestalt sich recht von der andern ablöste, sondern Alles nur ein häßliches Gemisch und Gewirr war. Auch das Getümmel des ihn umgebenden lärmenden Volkes trug dazu bei, diese vor Kurzem noch so inhaltvollen Figuren in der Seele Robert's in solcher Weise aufzulösen zu farblosen Schemen. In den dunkeln, sternleeren Nachthimmel, in welchen das röthliche Leuchten der großen Stadt hinaufschlug, blickte er, und aus diesem dunkeln Hintergrunde trat in diesem Moment einzig und allein die zarte Gestalt und das liebliche Gesicht Helene Wienand's klar und deutlich hervor, nahm alle Gedanken des Knaben für sich in Anspruch und fing sie in dem Schleier, welchen sie von dem Rosahütchen zurückgeschlagen hatte, und in den Löckchen, die unter eben diesem Hütchen so üppig hervorquollen.

Aber der magische Augenblick, die Verzückung verging blitzschnell. Durch die immer mehr anwachsende Menge drängte sich der Polizeischreiber Fiebiger, welchen ein dumpfes Gerücht: in der Glockenstraße sei ein junger Mensch von einem Wagen total gerädert worden, — richtig zur Stelle geführt hatte. Der praktische Polizeischreiber brach den Zauber zuerst dadurch, daß er nach einem Wundarzt rief, worauf ein wohlbeleibter behaglicher Herr in einem warmen Mantel, vom Schreiber und mehr als Einem in der Menge als „Doctor Pfingsten“ begrüßt, hervortrat und sich mit einem vertraulichen Nicken gegen Fiebiger und einem freundlich beruhigenden Gruß

gegen das Fräulein zu Robert Wolf herniederbeugte.

Nach einer kurzen Untersuchung that er den Ausspruch: „Subject möge versuchen, sich auf den status quo, nämlich seine beiden Beine, zu stellen.“

Unterstützt von mehreren hilfreichen Händen erhob sich Robert Wolf von der Erde und aus dem Schooß der alten Kehrichtdurchwühlerin, und ging mit einigen unbedeutenden Schrammen und Quetschungen, einigen sehr bedeutenden Rissen in Rock und Hosen und ungemein strubbligem Haar aus dem Unglück hervor.

Fräulein Helene schlug mit einem kindlich jauchzenden Freudenschrei die Hände zusammen; der Schreiber nahm beruhigt eine Cigarre hervor; nur Julius Schminkert schien das Wohl und Wehe des „uncivilisirten Geschöpfes,“ dessen Einfangung ihm übertragen worden war, ganz gleichgiltig zu sein. Er hatte sogar die versprochenen zehn Thaler Wildfangsgeld, er hatte die Tochter eines barbarischen Vaters, Fräulein Angelika Stibbe, vergessen. Die Hand drückte er auf die Stelle, wo er das Herz vermuthete, nämlich die Stelle, wo gewöhnlich die Milz zu suchen ist, starrte unverwandt auf Fräulein Helene Wienand und murmelte etwas von „Herzschlag mit Hochdruck, Sternenaugen und comprimirtester Wehmuth.“ Die Augen verdrehte und schloß er gleich einem Automat mit mangelhafter Mechanik und seufzte:

„Perennirender Eindruck!“

Nicht den vorübergehendsten Eindruck machte er jedoch durch solches Gebahren auf die junge Dame. Sie hatte noch nicht den geringsten Begriff davon, daß ein Mensch ihretwegen die Augen verdrehen könne, — eine sehr seltene und recht klägliche Unwissenheit bei dem schönsten Geschlecht aller Zeiten, dem schönen Geschlecht der so äußerst gescheidten und unterrichteten Jetztzeit.

„Guten Abend, Fiebiger; — Ihr Diener, Helene. Nun, junges Fräulein, wollen wir jetzt über die Leiber unserer Mitmenschen fahren, wie wir demnächst über ihre Herzen fahren werden? Beruhigen Sie sich, liebstes Kind, dem Bengel ist kein Schaden geschehen. Schnell wieder in Ihren Wagen; oder es setzt einen Katarrh der Nasenschleimhäute, oder gar eine Grippe, für welche ich dem Papa dann verantwortlich bin. Man darf die Männer der Börse in diesem Jahrhundert nicht ärgerlich machen; steigen Sie ein, Fräulein Wienand; ich wollte, meine Gliedmaßen wären in so gutem Zustande, wie die des Jungen hier. Steigen Sie ein, und nehmen Sie mich mit. Sie fahren doch nach Haus, he?“

Helene bejahte die Frage des Arztes; aber sie zögerte noch, den Fuß auf den Wagentritt zu setzen. Ihr Blick schweifte immer noch mit tiefem Bedauern zu Robert Wolf hinüber.

„Nun? eh?!“ machte der Arzt, und Helene flüsterte ihm etwas in das Ohr, indem sie ihm zugleich verstohlen ihre Börse in die Hand gleiten lassen wollte.

„Aha,“ brummte der Arzt. „Was ist da zu flüstern? Geben Sie, ich will schon —“

„Lassen Sie, ich bitte, Herr Sanitätsrath,“ sagte aber schnell Fiebiger. „Der junge Mann steht unter meinem Schutz und gehört mir an.“

„Das ist etwas Anderes. Bitte um Entschuldigung. Guten Abend, Fiebiger. Steigen Sie ein, Helene; hier ist Ihre Börse zurück.“

Jetzt trat das junge Mädchen, Schreckhaftigkeit und Schüchternheit niederkämpfend, ganz muthig auf Robert zu:

„Es thut mir so leid, — ich — ich —“

Der ungeduldige Arzt hob die zarte Gestalt fast mit Gewalt in den Wagen, ehe sie ihre Rede vollenden konnte.

Er stieg ihr auch sogleich nach und schlug den Wagenschlag zu:

„Fort nach Haus, Johann, Du unvorsichtiger Tolpatsch.“

Polizeimann Schnaubert steckte die Brieftasche mit den dienstlichen Notizen über den Fall in die Brusttasche, berührte mit der Hand den Mützenrand gegen den Polizeischreiber und trat zurück unter den Chor des Volkes. Die Pferde zogen an. Noch einmal blickte ein bleiches Gesichtchen aus dem Wagenfenster auf die Unglücksstelle. Der Wagen rollte um die Ecke, und die Menge, welche zum größten Theil jetzt bedauerte, daß die Geschichte so gut abgelaufen und das Schauspiel so schnell zu Ende sei, zerstreute sich. Der Polizeischreiber, Robert Wolf und Julius Schminkert blieben allein zurück in einer kleinen Schaar hartnäckiger Maulaffen.

Eine Seele ist geschieden vom Leibe, das schwere, mühselige Erdenleben liegt hinter ihr. Durch das Weltall sucht sie ihren

Weg dahin, woher sie stammt. Aber das Weltall ist dunkel; das Licht klebt nur, wie wir wissen, an den capriciösen Bällen, welche durch die ewige Finsterniß ihre räthselhaften Bahnen gehen. Die arme Seele ist rathloser auf diesem Wege, als auf irgend einem andern, welchen sie auf Erden zwischen weltlichen und geistlichen Gewalten, Ver- und Geboten jemals wandelte. Schwankende Zustände mag sie auch auf ihren Erdenwegen gekannt haben; aber das war doch Alles nichts gegen die Schwierigkeiten, welche sie jetzt vor sich findet. Durch die ewige Nacht wirbelt sie, wie ein Blatt im Winde, und erkennt die ganze schreckliche Bedeutung des horror vacui. Sie fängt an zu bedauern, daß die Seelen nicht auch, dem Lichte gleich, bloß an den Körpern kleben; — da — plötzlich — fällt ein Schein auf ihren Pfad, ein Glänzen geht blitzschnell vor ihr vorüber, und in dem Glanz ein prachtvoller weißer Engel, ein glänzender Schmetterling der Unsterblichkeit, ein echter Paradiesvogel. Verschwunden ist das Leuchten, wie es kam; aber die arme irrende Seele hat wenigstens den Glauben wiedergewonnen, daß es wirklich einen Weg zum Himmel gibt.

Ein ähnliches Gefühl erfüllte nochmals einen kurzen Augenblick hindurch die Seele Robert Wolf's, nachdem der Wagen, welcher Helene Wienand von dannen führte, um die Ecke verschwunden war. Dann gewann die vorige Verworrenheit und Dunkelheit von Neuem die Oberhand, und der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger war für das Wohl des jungen Mannes für's Erste ein bei Weitem wichtigerer Factor, als alle Lichterscheinungen, Engel und Heilige in und über der irdischen Welt.

Sanft nahm der Schreiber den Arm des Knaben und sagte:

„Wir wollen nicht hier in der Gasse zum Ergötzen der unbeschäftigten Menschheit stehen bleiben, Robert. Kommen Sie!"

Verwundert blickte der Angeredete den Alten an:

„Ich soll mit Ihnen gehen? Was wollen Sie von mir? Sie haben mich ja freigelassen, oder nicht?! Sind Sie nicht der Mann aus der Polizeistube?"

„Das kann ich leider nicht leugnen, wie gern ich es auch möchte," sprach der Schreiber lächelnd.

„Achtungswerthe Stellung von etwas penetrantem Duft umhaucht!" brummte Schminkert drein; aber Fiebiger fuhr fort:

„Nehmen Sie an, ich sei Ihr Freund, Robert Wolf — der Freund Ihres Vaters."

„Mein Vater hatte keine Freunde, und ich habe auch keine. Der Pastor Tanne ist todt."

„Ueber Alles das wollen wir später mehr sprechen; jetzt bitte ich Sie, Robert Wolf, mir zu folgen. Sie werden doch nicht einem alten Manne und Landsmanne, der Ihnen ein Obdach und Nachtessen anbietet, sein gutgemeintes Wort vor die Füße zurückwerfen?"

„Seid kein Narr, edler Fremdling, crasses Beispiel moralischer und socialer Uebel," mischte sich Julius wieder in's Gespräch. „Ich kenne Leute, welche für ein Nachtessen ihre Seele dem Teufel verkaufen würden. Werft auf die Banner, schmettern laßt Posaunen; die Mitwelt soll, es soll die Nachwelt staunen — nämlich über den Appetit, welchen ich an dem gastfreien Tische dieses hochherzigen Bureaukraten, der mir, beiläufig gesagt, zehn Thaler schuldig ist, entwickeln werde."

Der Polizeischreiber warf einen bedenklichen Blick auf den Redner, dann wandte er sich von Neuem an Robert:

„Sie als Schüler des Pastors Tanne müssen ja wissen: levis est dolor, qui capere consilium potest, leicht ist der Schmerz, der noch auf guten Rath hört. Sagt nicht so der Hofphilosoph des Nero, der kaiserliche wirkliche geheime Hofrath, Prinzenerzieher und Professor Lucius Annäus Seneca? Was meinen Sie, Wolf; wie wäre es, wenn Sie versuchten, jetzt guten Rath anzunehmen? Starren Sie mich doch nicht so eulenhaft an; ich will Ihre Seele weder kaufen noch verkaufen."

„Herr, — ich — ich —"

„Ich wäre ein Esel und nichts mehr, wenn ich einem alten Mann seine Bitte, einen Abend bei ihm zuzubringen, aus grundlosem Trotz abschlagen würde. Kommen Sie, Sie holen sich sonst bei Ihrem aufgeregten Zustand noch eine Erkältung von dieser Stelle."

„Ich erkälte mich nicht!" sagte Robert.

„Desto besser für Sie, junges Blut. Ich aber würde mir durch längeres Verweilen einen tüchtigen Rheumatismus in dem Schreibearm zuziehen, und das ist ein bedenklich Ding in dieser schreibenden Zeit."

Das Ende dieses Hin- und Hersprechens war, daß Robert Wolf die kalte Nacht nicht obdachlos und verlassen in den Straßen zubrachte, sondern daß er zwischen dem Declamator und dem Schreiber der Behausung derselben zuwanderte. So abgespannt und zerschlagen an Geist und Körper war er geworden, daß er sich zuletzt willenlos und gleichgiltig dem überließ, was ihn schob und führte, und daß er die Verantwortung für sein armes Leben, seine todmüde Seele ganz und gar den Leuten anheimgab, welche sich damit befassen wollten.

„Sie sind doch ein sonderbarer alter Kauz, Fiebiger," meinte Julius Schminkert. „Was wollen Sie nun mit diesem schlaftrunkenen Jungen, der jetzt im Gehen vollständig schläft, beginnen. Wollen Sie einen Handel mit fremden Lumpen anfangen? Ein Taschendieb, der in Ihrer Tasche nach dem Taschentuch suchte, würde mehr als eine Grille und Unbegreiflichkeit damit hervorziehen."

„Einheimische Lumpen haben wir freilich übergenug," meinte der Alte lächelnd. „Daß Sie aber ein großer Mann, ein Weiser, ein Denker und eine Zierde der Gesellschaft sind, hat noch Niemand geleugnet."

Das Lächeln des Schreibers verstand der Denker Julius Schminkert nicht im Mindesten, obgleich es viel heller war als das Licht der Gaslaterne, welche eben das faltenreiche Gesicht des Polizeischreibers beleuchtete. So hielt er sich denn an das Factum der gewonnenen zehn Thaler und war glücklich im Bewußtsein des Besitzes; denn zehn Thaler in der Hand eines Thoren können mehr Vergnügen gewähren, als eine Million in dem Geldschranke eines Weisen.

In der Musikantengasse Nummer Zwölf wohnten, wie gesagt, der Schreiber Fiebiger und Julius Schminkert in ein und demselben Hause, und viel Volk wohnte mit ihnen darin.

Es fing wieder an zu regnen; der Nordwind machte sich von Neuem auf, als wolle er seine Rasirmesser an der Welt schärfen; Robert Wolf aber ward nach dem wildesten Tage seines Lebens glücklich — unter Dach gebracht.

Viertes Capitel.

Treffliche Beschreibung des Hauses in der Musikantengasse und des Polizeischreibers Fiebiger im Schlafrocke.

Das Haus Nummer Zwölf, welches der Schreiber in der Musikantengasse bewohnte, ließ sich sehr gut mit gewissen Menschen vergleichen, die nüchtern, kalt und abgeschliffen in ein abgeschliffenes Leben hinausblicken, und deren Inneres originell, warm und voll curioser Ecken und Winkel ist. Diesen Charakteren hat die Gesellschaft eine Maske aufgelegt, und eben eine solche Maske trug das Haus Nummer Zwölf.

Es war eigentlich ein altes Gebäude voll wunderlicher Baumeisterlaunen längst verloren gegangener Architekturwissenschaft. Aber über seine Fronte hatte die Zeit, die ebenso eine Zunge hat, wie sie Zähne besitzt, weggeleckt und Alles schön modern grade gestrichen, bis an das Dach hinan. Aehnlich war es allen andern Gebäuden der Musikantengasse ergangen; aber darum blieb die Gasse nichts desto weniger alt, und die Häuser blieben auch alt, und aus den Fenstern der Hinterseiten sah man in die tollste Welt von schwarzen Höfen, Giebeln, Brandmauern und Schornsteinen, — ein rauch- und dunstüberhängtes Durcheinander, in welchem der höchste Punkt in der Nähe, der Giebel eines halbabgebrochenen Klostergebäudes war, dessen noch erhaltene Räume, bis auf den genannten Giebel, zu Waarenlagern und Werkstätten eingerichtet waren.

In diesem Giebel hatte seine Wohnung und sein Observatorium Heinrich Ulex, ein halb autodidaktischer Sterngucker.

Wir steigen jetzt in Nummer Zwölf der Musikantengasse naturgemäß von unten nach oben. Im Parterre wurde der Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts durch das Atelier des tailleur de Paris Alphonse Stibbe repräsentirt, und elegantes Mitchassiren mit der Zeit und der französischen Novellistik durch die schöne Tochter des Künstlers, Fräulein Angelika Stibbe. Das erste Stockwerk bewohnte eine ungemein vornehme, wohlbeleibte Angorakatze nebst einer magern, jungfräulichen, ältlichen Dame, Tochter eines kurz nach den Befreiungskriegen an Apoplexie gestorbenen Proviantcommissärs, Fräulein Aurora Pogge, eine Art weiblichen Varnhagen von Ense's der Musikantengasse. Im zweiten Stock vegetirte der Hauseigenthümer, Herr

Mäuseler, ein kinderloser, beschaulicher Wittwer, welcher den größten Theil des Tages mit halbem Leibe aus dem Fenster hing, der aber in sich selber wenig zu beschauen hatte, und der mit den glücklichen Völkern das Loos theilte, daß wenig über ihn zu sagen ist. Im dritten Stockwerk hauste der Polizeischreiber Fiebiger, und neben ihm war der Jüngling mit der beflügelten Seele, Julius Schminkert, selten — zu Hause.

Zu diesem Hause Nummer Zwölf gehörte außerdem eine Hofwohnung, aus welcher zwei fleißige Hämmer vom frühen Morgen bis spät in die Nacht klangen. Auch Sägen und andere Tischlerwerkzeuge ließen sich da her vernehmen, und dazwischen ertönte eine helle, frische Mädchenstimme und das Zwitschern eines Kanarienvogels. Die Schreinerfamilie Tellering, bestehend aus Vater, Mutter, Sohn und Tochter, war ein herzerfreuendes Zeichen, daß auch die dunkelste Wohnung mit der Aussicht auf den engsten, schmutzigsten Hof den echten, rechten Lebensmuth nicht zu ersticken vermag; und Ludwig und Louise Tellering gehörten unzweifelhaft zu den liebenswürdigsten Erscheinungen im Hause Nummer Zwölf der Musikantengasse.

Unerwachsene Kinder gab es in diesem Hause leider nicht, dafür aber desto mehr davon in den nachbarlichen Wohnungen; es war sehr gut, daß sie nicht in der Luft tanzen konnten, wie ein Mückenschwarm, sie hätten sonst die Passage der Musikantengasse zu einem sehr gefährlichen Unternehmen gemacht. Ratten und Mäuse waren im Ueberfluß vorhanden, und ein Eulennest wurde vor Kurzem erst, nachdem es eine geraume Zeit hindurch allnächtlich einen großen Theil der Inquilinen in Bangen, Schrecken und Gespenstergrausen gestürzt hatte, in einem alten vermauerten Schornstein durch Ludwig Tellering und den Polizeischreiber Fiebiger entdeckt und zum großen Mißmuth des letztern schadenfrohen Herrn ohne Gnade expropriirt. Wir erwähnen noch eine wechselnde Bevölkerung von Ausläuferinnen, Schneidergesellen und unglücklichen Lehrjungen im Erdgeschoß, eine grämliche Magd, die sich Hulda nennen ließ, im ersten Stock; eine überaus milde, durchsichtige Haushälterin, Frau Krieg, die dem Rentier Mäuseler das Leben erträglich machte, und zum Beschluß den Geist im weiß und schwarzen Mönchsgewande, welcher nächtliche Streifzüge von dem alten Kloster des heiligen Nikolaus her in das Haus Nummer Zwölf unternehmen sollte, und von Fräulein Aurora Pogge mit dem vergrabenen Klosterschatze, von Fräulein Angelika Stibbe aber mit einer blutigrothen Liebesgeschichte in Nummer Zwölf in Verbindung gebracht wurde: damit schließen wir unsere Liste der Hausbewohner, behalten uns aber natürlich vor, eine Million interessanter Einzelheiten über sie an den betreffenden Stellen einzufügen.

Dunkel, feucht und eng war die Hausflur, über welche Robert Wolf von dem Polizeischreiber und Julius Schminkert geführt wurde; dunkel war der Blick, welchen der Tailleur aus seinem gasbeleuchteten Atelier auf den Declamator warf, tief und dunkel war das Auge Angelika's, welches aus einer andern Pforte dem leichtsinnigen Julius entgegenblitzte. Die steile Treppe hinauf mußte Robert Wolf mehr geschleift und getragen als geführt werden, und das dadurch entstehende Gepolter beschwor auf den Treppenabsatz wenn auch nicht den gespenstischen Mönch, so doch eine nicht viel weniger schreckliche Erscheinung, Fräulein Aurora Pogge mit einer Küchenlampe. Ahnte sie, daß ein neuer Charakter für ihr Memoirenbuch am Horizont des Hauses Nummer Zwölf aufging? Menschenfeindlichen Blickes betrachtete sie den mit dem Schreiber an ihr vorüberschwankenden Robert und beklagte sich nachher bitterlich bei dem Hauseigenthümer darüber, daß man solch wild, wüst und vagabondenhaft aussehende, verdächtige Individuen bei „nachtschlafender" Zeit in Häuser einführe, wo alleinstehende und schlafende Damen und schutzlose Jungfrauen mit Allem, was sie um und an sich hätten, den Gelüsten jedes verwegenen Verbrechers ausgesetzt seien, wie die Gerichtszeitung „tagtäglich" durch haarsträubende Berichte und Beispiele gräßlich der Welt vor die Augen stelle. Der beschauliche Hausherr jedoch, als er vernahm, daß der Polizeischreiber bei der Sache betheiligt sei, wurde in der Ruhe des sichern Bürgers nicht aufgestört durch diese Klagen. Der Herr Fiebiger gehörte ja der Polizei an, und somit der allein infallibeln Macht und Autorität auf dieser Erde, und dem Schutze und der bessern Einsicht dieser Macht darf, kann und muß man Alles, was man

hat und ist, kindlich vertrauend anheimstellen.

Brummend zog sich Fräulein Aurora Pogge in ihre jungfräulichen Gemächer zu ihrer Katze, ihrem Tagebuch und ihrer Magd zurück; während der Particulier Mäuseler eine frische Pfeife stopfte und sich glücklich und sicher in dem Bewußtsein fühlte, daß andere Leute für ihn dachten und handelten; als deutscher Mann und freier Bürger fühlte er sich in dem Bewußtsein, daß ihn zum Denken und Handeln Niemand zwinge.

„Himmlische Augen, wunderbare Augen — schwarzes Meer — bodenlose Tiefe — ewiger Untergang!" murmelte Julius, während der Schreiber in seinem Stockwerk nach dem Schlüsselloch tastete; wir wollen uns aber nicht mit der Gedankenreihe beschäftigen, welche der Declamator durch diese Ausrufe und Bilder zum Abschluß brachte, nur das wollen wir sagen, daß sie sich längst nicht mehr auf Helene Wienand bezogen.

Der Polizeischreiber fand das Schlüsselloch, Robert trat in die Behausung seines Führers, seine neue Heimath. Schminkert folgte, recitirend:

„O Venus Cypria, den kleinen Fuß
Soll sie mir setzen auf den stolzen Nacken.
Und höher trag das Haupt ich als ein König."

In Prosa setzte er hinzu:

„Können Sie die Lampe nicht finden, Alterchen; oder liegt's an den Schwefelhölzern? Ordnung, Ordnung, Mann der Ordnung! Wie oft soll ich Ihnen das sagen? Ordnung ist die Hauptsache im menschlichen Leben, das sehen Sie deutlich an mir. Aha, — endlich! Licht wird's, und aus dem Chaos steigt die Welt."

„Hier sind die versprochenen zehn Thaler," sagte der Schreiber. „Nun packen Sie sich auf der Stelle, Julius, und kommen Sie nicht eher heim, bis das Geld den Weg Ihrer übrigen Besitzthümer gewandelt ist. Hier — nehmen Sie! — nun, warum nehmen Sie nicht?"

Der Declamator wies mit einer majestätischen Handbewegung die dargebotenen Banknoten weit von sich, warf die Augen „grass in einen Winkel," wie der Major von Walter in Cabale und Liebe, blickte dann „fürchterlich zum Himmel," wie derselbe unzurechnungsfähige Major, und sagte mit den hohlsten Brusttönen, die er aufbieten konnte:

„Pieseke, wie kommen Sie mir vor?!"

„Was fällt Ihnen ein? Nehmen Sie, und fort mit Ihnen!"

„Weder das Eine noch das Andere, Greis. Sie sind ein großartiger Charakter, Fiebiger; aber Julius Schminkert wird Ihnen an Erhabenheit nicht nachstehen. Ihr schnödes Gold erlaube ich mir mit legitimer Indignation zurückzuweisen; aber ein steifes Glas Grog wollen wir uns und diesem Jüngling brauen, Alter; und ich will Euch das neueste Couplet vom Thaliatheater singen; trinken wollen wir auf die Tugend, Schönheit und Gesundheit des Engels, welcher diesen Sohn der Wildniß mit seinem Flügelschlage auf das Pflaster warf. Trinken wollen wir und — Hölle und Teufel, was soll —"

Der Polizeischreiber hatte mit einer Kraft, welche man ihm nicht zugetraut hätte, den Komödianten an den Schultern genommen und ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Thür hinausgedreht. Eilig schob er hinter dem mundfertigen Künstler den Riegel vor und sagte energisch:

„So!"

Draußen ein ärgerliches Gebrumm, untermischt mit pathetischen Tiraden aus den Werken einheimischer und fremder Dramatiker! Nun ging dieses Fluchen und Declamiren in ein höhnisches Pfeifen über, dieses in eine lustige Opernmelodie, und diese in ein Lied, in welchem der Dichter und Julius Schminkert die Alles in Allem doch so ernste Welt auffoderten, dem Trübsinn und der Trauer ein Schnippchen zu schlagen, die silbernen Becher anzuklingen und zu leeren auf das Wohl einer gewissen romanischen und romantischen Dame, Tochter eines hohen römischen geistlichen Würdenträgers, welche sich, wie es schien, in politischen Angelegenheiten zu Venedig aufhielt, da es in dem Liede an geheimnißvollen Anspielungen, Lagunen, Mondschein und Gondeln nicht fehlte.

Dieser Gesang entfernte sich die Treppe hinunter, drang zu den schläfrigen Ohren des Particuliers Mäuseler und seiner Wirthschafterin, ärgerte das Fräulein Pogge und fand einen sympathischen Nach- und Wiederhall nur in dem zarten Busen Angelika's, welche belesene junge Dame sich ganz dafür geeignet fühlte, ebenfalls die Tochter eines Cardinals zu sein und auf den Lagunen im Mondenschein in einer

Gondel zu schweben. Ihr tragisches Ende fand die Arie erst an der nächsten Straßenecke, wo der talentvolle Sänger Don Julio Schminkertino auf dem Glatteis ausglitschte und sich mit schmerzlichem Nachdruck auf einen unnennbaren, aber durchaus nicht transcendentalen Körpertheil setzte.

Wenn wir noch einmal über die Schulter nach ihm hinblicken, so bemerken wir, daß er sich — nicht die Stirn reibt. Wir überlassen ihn für jetzt seinen Gefühlen, die wir leider in des Wortes höchst materiellster Bedeutung nehmen müssen, und sprechen von dem Polizeischreiber Fiebiger in seiner Wohnung und in seinem Schlafrocke.

Kaltgewordener Tabacksrauch ist noch eine der geringern Qualen, denen das Weib des neunzehnten Jahrhunderts ausgesetzt ist, wie zwischen den Zeilen mehr als einer schriftstellernden Makarie zu lesen ist. Die Natur des alten Polizeischreibers hatte viel vom Duft des kaltgewordenen Tabacksrauchs, und sein Zimmer nicht weniger. Eine über und über mit Pfeifen von allen Formen und Größen behängte Wand bestätigte, daß der Alte ein eifriger Feueranbeter und Verehrer des stinkgiftigen Krautes sei. An der entgegengesetzten Wand fiel ein Bücherbrett in's Auge: die römischen Autoren in der Ursprache, die Griechen in Uebersetzungen, deutsche, englische und französische Dichter und Philosophen in unvollständigen Exemplaren waren hier aufgestellt. Auf den ersten Blick sah man dieser Büchersammlung an, daß sie allmälig beim Antiquar und in Versteigerungen zusammengekauft war, und daß viele Jahre darüber hingegangen waren, ehe sich die mehr oder weniger zerlesenen Bände an dieser Stelle zusammengefunden hatten.

Das zweifenstrige Gemach war bedeutend länger als breit, und eine Glasthür führte in eine fast noch längere und schmälere Kammer, aus der man die schöne Aussicht auf die Höfe und Hintergebäude der Musikantengasse und auf den Giebel des Sternsehers genoß. In der Stube befanden sich einige Stühle, welchen man ebenfalls den Trödelmarkt ansah, ein zerlumptes Sopha, ein runder Tisch, ein Schreibtisch und ein Spiegelembryo, der nur beim hellsten Wetter zu gebrauchen war, und welcher dann doch noch dem schönsten Mädchengesicht die verschobenste Fratze zugeschnitten hätte, wenn eins hineingelächelt haben würde. In der Kammer stand ein schlechtes hartes Bett, ein Stuhl, ein Nachttisch und ein Kleiderstock. Eine Thür führte in eine leere zweite Kammer.

Wir notiren das Mobiliar der ganzen Wohnung nur deshalb gleich einem Auctionscommissarius, weil wir die Originalität des Bewohners nicht dadurch hervorheben wollen, daß wir ihn in eine originelle Umgebung versetzen. Kleider machen nicht immer Leute, den Menschen erkennt man nicht immer an seinem Umgange, nicht immer ist ein Genie nachlässig in seinem Aeußern, und es kann Sonderlinge geben, die nicht mehr einen Zopf dem zwanzigsten Jahrhundert entgegentragen, und die sich durch nichts Auffälliges von den übrigen Menschen abheben.

Man sagt und klagt, die Sonderlinge — die spaßhaften Menschen, über die man sich so gern amüsirte — verschwänden allmälig ganz und gar, und hält auch das für ein Zeichen, daß die Welt und Zeit immer flacher werden. Ein großer Theil der Leute, welcher von dem Sterngucker Ulex weiß, möchte ihn gern unter Glas und in Spiritus setzen, sammt dem alten Giebel vom Nicolaikloster, um Beides so lange als möglich zu conserviren. Sollte sich die Originalität in jetziger Zeit vielleicht nicht mehr auf die innern Theile einzelner Bevorzugter werfen?

Für das Innerliche hat die Menschheit niemals ein sehr scharfes Auge gehabt, und wir wollen ihr keinen Vorwurf daraus machen; denn die Winter sind kalt, die Kartoffeln mißrathen sehr häufig, und man hat seine liebe Noth mit den Regierungen, den Weibern und Kindern. Achtung oder Du erfrierst! Achtung oder Du verhungerst! Achtung oder man stellt Dich unter polizeiliche Aufsicht! Achtung oder die Frau zieht den Pantoffel vom Fuß! Achtung oder Deine Tochter kriegt keinen Mann! — Zum Teufel mit der Innerlichkeit, die arme Menschheit hat wenig Zeit, sich mit ihrem eigensten Wesen zu beschäftigen.

Der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen hatte das Leben von den verschiedensten Seiten kennen gelernt. Er hatte in seiner Jugend fast so viel Incarnationen durchgemacht wie ein indischer Gott; nun aber betrachtete er fast schon dreißig Jahre das Dasein von seinem hohen Drei-

dein im Departement der öffentlichen Sicherheit aus, und seine Philosophie war die eines geistreichen Mannes, der Alles benutzt hat, um zu lernen, und in Fesseln und Ketten ein freier Mann geblieben; aber ein kaustischer Verächter aller Prätensionen menschlichen Stolzes und menschlicher Vollkommenheiten geworden ist. Er war wenig krank, und wenn er sich je unwohl fühlte, so litt er an versetzter Satire, wie andere Leute an versetzten Blähungen leiden. Dieser Natur konnte keine bessere Stellung in der Gesellschaft als die, in welcher sie sich befand, zu Theil werden. Friedrich Fiebiger war ganz an seinem Platze im Bureau Nummer Dreizehn. Er behauptete, zwei Gewänder zur Bedeckung seines Ichs zu haben, einen Frack und einen Schlafrock. Im Frack sammelte der Polizeischreiber den Stoff, welchen er im Schlafrock in langen Monologen sich selber, oder in kurzen Bemerkungen Andern, nach seiner Art verarbeitet, zum Besten gab; sich selber höchst vergnügt, Andern zu Aerger, Lehre und Nutzen.

Wörtlich genommen trug der Schreiber keinen Schlafrock, sondern eine kurze wollene Jacke, in welcher er sich in diesem Augenblicke, dicht am warmen Ofen, mit seinem Schützlinge zu einem höchst frugalen Abendessen niedersetzte.

Mechanisch aß und trank Robert Wolf, ohne zu wissen was. Er sah Alles durch einen gestaltenvollen Nebel und starrte seinen Wirth an, wie den Beherrscher dieses Nebels, dieser Gestalten, wie ein Räthsel, welches zu lösen er sich viel zu schwach fühlte. Weich wie Wachs war der Knabe geworden, und man sah es an seinen Augen, daß sie sich, wie die eines Kindes, bei dem geringsten Anlaß mit Thränen füllen würden.

Während des Mahles beobachtete der Wirth den Gast scharf und genau und unterwarf ihn schweigend einer nochmaligen Prüfung, die ganz zu seiner Zufriedenheit auszufallen schien; denn er schob seinen Teller zurück und stopfte seine erste Abendpfeife mit dem Ausdruck eines Mannes, der ein großes Werk zum erwünschten Abschluß gebracht hat und vollkommen mit sich zufrieden ist.

Mit blauen Ringeln und Wolken füllte sich von Neuem das Gemach; der Regen schlug in Stößen gegen die Fenster, dumpf rollten die Wagen in den Gassen. Zurück in dem zerlumpten Sopha lehnte sich der Schreiber, sah noch einmal seinem Gast in die Augen, blies eine Rauchwolke gegen ihn und sagte:

„Ich heiße Friedrich Wilhelm Fiebiger, bin im Jahre 1788 zu Poppenhagen im Wirthshaus zum Drachen geboren und bin in die Welt gelaufen, nachdem mein Vater sein Wirthshaus in seiner eigenen Gaststube vertrunken, den Drachen in anderer Leute Hand, sich selbst aber in die Grube gebracht hatte. Per varios casus bin ich endlich hier Polizeischreiber geworden und zugleich ein alter Gesell, der seine Stiefel selber putzt, selber seinen Kaffee kocht, grade wie Robinson Crusoe auf der Insel Juan Fernandez. Kennen Sie die Geschichte, Robert?“

Der Knabe nickte.

„Gut, so wissen Sie auch, wie der in doppelter Hinsicht verschlagene Reisende einen grünen Vogel, wenn ich nicht irre einen Papagei, fing und zu seinem Freunde und Genossen machte. Ich versuchte dasselbe, um meine Einsamkeit zu erheitern, brachte es aber nur zu einem Staarmatz, von dem sein Verkäufer behauptete, es sei der gebildetste Vogel, der jemals den Unterricht des Menschen genossen habe. Mißtrauisch innerhalb der Polizeistube, bin ich der leichtgläubigste Mann außerhalb derselben. Ich kaufte den Vogel, und mein Kummer war nicht gering, als ich aus dem Schnabel des schwarzen Satans nichts als die injuriösesten Schimpfnamen, Epitheta, wie sie noch niemals einem Polizeier geboten waren, zu hören bekam. Die Katze fraß die Bestie und rächte mich, — nun frage ich Dich, Robert Wolf vom Eulenbruch, willst Du den Versuch machen, auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung mit mir Stiefel zu putzen und Kaffee zu kochen? Willst Du meine Grillen und Launen ertragen und mir Deine Seele geben, wie Du sie der schönen Eva Dornbluth, unserer Landsmännin, gabst? Ich bin kein Onkel Zauberer, der expreß aus Afrika nach China kommt, um sich von dem dummen Schneiderjungen Aladin die Wunderlampe aus der Zauberhöhle holen zu lassen und den Armen in blinder Wüthenhaftigkeit darin einzusperren. Aengstige Dich nicht, Robert Wolf. Ich bin arm und kann Dir keinen Glanz versprechen. Ich bin arm, und Du wirst mit mir arm sein; hart wirst Du arbeiten müssen, denn der Mensch ist zu harter Arbeit geschaffen.

Viel Feiertage wird's nicht abwerfen, denn die Feiertage sind den Menschen Deiner Art nichts nütz; Licht und Luft wirst Du in dem Dasein, welches ich Dir biete, nicht so unmittelbar aus der ersten Hand haben wie in Deiner — in unserer waldigen Heimath. Bedenke Dich — wirst Du Dein Leben in meine Hand legen, so will ich versuchen, mit guter Hilfe diesem Leben einen Inhalt zu geben, wie er sich für ein vernünftiges Wesen schickt?!"

Zitternd rief der Jüngling:

„Sie wollen sich so meiner annehmen? Ich soll hier bei Ihnen leben? Ich soll hier in dieser Stadt wohnen?"

„Wenn Du willst, so wird dem nichts entgegenstehen."

„Ich kann mit ihr nicht in einer Stadt leben!" schrie Robert Wolf, mit der alten Energie aufspringend. „Ich könnte ihr in den Straßen begegnen, und ich würde sie dann tödten. O lassen Sie mich meines Weges gehen, jetzt, jetzt gleich!"

„Ruhe, mein Junge; immer ruhig Blut," sagte der Schreiber gemüthlich. „Wir haben nun das erste Brot und Salz der Gastfreundschaft miteinander gegessen, nun wollen wir Dir, so gut es angeht, ein Nachtlager bereiten. Ich leihe Dir für diesmal einen Strohsack und einen alten Mantel. Morgen im Tageslicht wird Alles ganz anders aussehen. Morgen will ich meine Fragen Dir wiederholen; jetzt hast Du ein wenig das Fieber und mußt ausschlafen. Komm' zu Bett."

Robert Wolf folgte dem Alten schwankend; in der zweiten Kammer wurde der Strohsack auf den Boden geworfen, und ein erträgliches Lager hergestellt. Der Knabe aus dem Walde hatte zu oft auf nackter Erde geschlafen, um nicht ein solches Bett eines Königs würdig zu finden. Der Schreiber reichte ihm die Hand und sprach:

„Schlafe wohl, mein Kind; träume nicht allzu unruhig; Du schläfst in der Wohnung eines Freundes. Denke nicht an das hübsche Mädchen und thu mir die Liebe an und schnarch. Der Klang der Fußtritte des Glücks ist von dem Gepolter, womit das Unglück einherschreitet, oft schwer genug zu unterscheiden. Es ist immer aber hübsch von Beiden, wenn sie nicht in unhörbaren Gummiüberschuhen herangeschlichen kommen. Fac, ut valeas."

Der Alte ging mit der Lampe, und der Knabe warf sich seufzend auf das harte Lager. In der Stube schritt der Schreiber auf und ab und horchte kopfschüttelnd auf das bitterliche Weinen, in welchem sich das arme zusammengepreßte Herz des Knaben, jetzt wo es dunkel und still umher war, unaufhaltsam Luft machte.

„Armes Kind," murmelte der Alte. „Weine nur, spül' rein die junge Seele! Wer weiß, wozu Du bestimmt bist? Mit harter Hand faßt das Schicksal vor Allem gern seine Günstlinge; ruhig auf macadamisirtem Pfad — alle Viertelmeile ein Meilenzeiger — läßt es nur Die wandeln, welchen das Loos der goldenen Mittelmäßigkeit aus der geheimnißvollen Urne fiel. Nicht in Goldwolken hüllt das Schicksal seine Erkorenen; in den dunkeln Mantel des Schmerzes, der Gebrechen, der Krankheit und jeglichen Elends hüllt es sie und reißt sie durch das Leben. Und neidisch ist das Schicksal; wie manchen hohen Geist hat es für sich behalten in dem dunkeln Mantel, wie selten fällt die Hülle von der Schulter eines Auserwählten, wie selten wird ein Individuum für die übrige Menschheit denkmalreif und ein würdiger Gegenstand für Toaste, Reime und Festessen."

Es war gut, daß dem Alten über diesen Gedanken die Pfeife ausging; während er sie von Neuem in Brand setzte, lächelte er über sich selbst, rieb sich die Stirn und brummte:

„Sieh, Fiebiger, hab' ich Dich wieder? Alter Knabe, wirst Du die Dinge außerhalb der Schreibstube nie so sehen, wie sie alle übrigen verständigen Leute erblicken? Du setzest mich in Erstaunen, Fritz Fiebiger! Hebräer, Griechen und Lateiner sind einig, daß es vor Allem übel ist, mit der Nase ein Loch in das Firmament stoßen zu wollen; man vergißt darüber die Löcher im realen Erdboden, liegt drin und wird ausgelacht. Hier haben wir den großen Redner und Oberbürgermeister Marcus Tullius Cicero, welcher keine Verse machen kann, aber sehr gern die des Ennius citirt:

„Keiner schaut, was vor dem Fuß liegt, Himmelsräum' ausspähen sie."

Und hier hebt der semitische Weise die Hände empor und hält sich mit denselben Worten über dieselben sterngucken den Naturen auf. Wir wollen Beiden kein Aergerniß weiter geben, Fiebiger; wie sehr wir

Dich auch beneiden mögen, Heinrich Alex. Kurz und bündig, Fiebiger, was willst Du nun mit diesem Jungen, welchen Du von der Straße aufgelesen hast, anfangen? 'S ist doch in Wahrheit ein Brief mit fremdem Siegel und fremder Aufschrift."

In diesem Augenblick erschien dem Polizeischreiber die Verantwortlichkeit, welche er sich aufgeladen hatte, nicht mehr so klein wie vorhin. Bedenklich nahm er seinen Weg durch das Gemach wieder auf; die Geister seiner großen Register ließen ihn vollständig in Ruhe; sie wagten sich nicht hervor aus ihren Folianten, und somit hatte der Schreiber wenigstens etwas erreicht.

Fünftes Capitel.

Große Gesellschaft bei dem Banquier Wienand; Mr. Warner aus New-Orleans wird dem Freifräulein Juliane von Poppen vorgestellt.

Der Wagen, welcher Fräulein Helene Wienand und den Doctor Pfingsten von dannen führte, hielt in einer ruhigen breiten Straße vor einem großen, stattlichen, ganz modernen Hause, welches sich durch nichts von seinen Nachbarn, welche ebenfalls groß, stattlich und modern waren, auszeichnete. Je weniger charakteristisch ein Gegenstand ist, desto schwerer ist er zu beschreiben; wir beschreiben deshalb das Haus des Banquiers Wienand auch nicht. Ein großer Theil der Leser wird gewiß selbst in ähnlich aufgethürmtem Mauerwerk wohnen und deshalb eine eingehende Beschreibung gähnend überschlagen. Gott segne sie für den guten Geschmack!

Im untern Theil des Hauses befanden sich die Geschäftszimmer des Banquiers, die Räume der Dienerschaft und so weiter, im ersten Stock die Gesellschaftszimmer und das Reich Helene's. Wir haben es nur mit dem ersten Stock zu thun. Hinter dem Hause befand sich ein reinlichgepflasterter Hof mit den Wagenschuppen, Pferdestall und so weiter. Ein zierliches eisernes Gitter trennte diesen Hof von einem kleinen Garten, mit welchem wir es im nächsten Frühling ebenfalls zu thun haben werden. Hohe Brandmauern umgaben diesen Hof und Garten von allen Seiten, so daß man glauben konnte, in letzterm vollkommen vor neugierigen Augen gesichert zu sein, was aber nicht der Fall war, wie wir ebenfalls im nächsten Frühling zu beweisen gedenken. Jetzt führen wir den Leser in den glänzend erleuchteten Salon durch eben so glänzend erleuchtete und ausgestattete Nebenzimmer, in welchen Spieltische aufgestellt waren.

Der Banquier gab eine große Soiree; — werfen wir einen Blick auf die Gesellschaft, aber einen vorsichtigen, daß wir uns nicht compromittiren. Mehrere Stunden waren verflossen, seit Robert Wolf von dem berichteten Unfall betroffen worden war; die Gesellschaft, welche sich bei dem Banquier Wienand versammelte, war ziemlich vollständig gegenwärtig. Zwei Diener reichten Thee umher; an den Spieltischen hörte man die gewöhnlichen Redensarten; es war ein Ueberfluß von ältern und jüngern Damen, von weißen Westen, bunten Uniformen, schwarzen Fracks vorhanden.

Ehe wir uns den Einzelheiten hingeben, können wir den Totaleindruck in der Sprache der Zeit, der Börsensprache, charakterisiren. Wir finden, daß die Stimmung der Gesellschaft im Allgemeinen eine feste war, und daß das Geschäft der Unterhaltung sich auf der soliden Bahn ruhigen Fortschritts bewegte. Complimente und Schmeicheleien fanden mit den bestehenden Gegencomplimenten Nehmer und Nehmerinnen. Nach Scandal vielseitige Nachfrage; Stadtklätschereien aber leider loco unverändert, fest — jedoch beliebt. Politik ziemlich schwankend, in Musik und Theater lebhaftes Geschäft, günstige Stimmung für den letzten Roman; wissenschaftliche Fragen und Wahrheit still und flau. Die ältern Damen befanden sich in sehr fester Haltung, die jüngern Damen zur Notiz schwimmend und flott. Die ältern Herren unverändert — Consumgeschäft. Die jüngern Herren in matter Haltung zur Notiz. Nach zwei Uhr sanken die Course der Unterhaltung; die Notirungen aus der letzten Stunde der Gesellschaft sind uns nicht zugegangen.

Wir können uns zu den Einzelheiten wenden.

Mit kindlichem Schauder haben wir in unserer Jugend in Raff's Naturgeschichte gelesen, wie in den Dschungeln, den Schilfwäldern Hinterindiens, der Elephant mit dem Rhinoceros in einen Kampf auf Leben und Tod geräth; wie das letztere Unthier das erstere unterläuft, ihm mit seinem Horn den Bauch aufschlitzt und zuletzt, seinen

zappelnden Gegner auf der Nase tragend, mit Triumphgeheul davonrennt, zum Ergötzen der frommen geduldigen Hindus und zum Erstaunen der langen leberkranken Engländer und der semmelblonden, langgelockten Rulebritannierinnen. In dem Salon des Banquiers Wienand stand der Elephant neben dem Ofen, wärmte als ein tropisches Thier seine Posteriora und war ein wolleerzeugender Grundbesitzer vom Lande. Das Nashorn aber trug auf der Spitze seiner Nase eine grüne Brille, welche ihm ein höchst lächerliches Ansehen gab, und wurde es Herr Commissionsrath titulirt. Sobald der Elephant das Nashorn erblickte, ließ er die Frackschöße vom linken Arm fallen, setzte die Theetasse in die Fensterbank, ließ ein dumpfes Schnauben hören und kam seinem Gegner aus dem Ofenwinkel halbwegs entgegen. Das Rhinoceros schnob gleichfalls, und es entstand ein merkwürdiger Kampf über die Preiswürdigkeit einer Wolllieferung; aber das Resultat dieses Kampfes war ein ganz anderes, als die Naturgeschichte angibt. Der Elephant besiegte das Nashorn ganz und gar; er vernichtete es vollständig, er trampelte es moralisch zu Boden, und wäre dem armen Hornträger nicht sein Hausfreund, ein besonnener Mann und Freund seiner Gattin, zu Hilfe gekommen, wer weiß, was daraus entstanden wäre. Dieser Hausfreund trug die Uniform eines Husarenrittmeisters, er schien sich vorzüglich und mit Glück auf die Cultur eines ungeheuern Schnurrbarts gelegt zu haben und sprach mit Bewußtsein, über dies haarige Ungethüm weg, durch die Nase. Sein Vetter, im Ministerium des Cultus angestellt, befand sich ebenfalls in der Gesellschaft und cultivirte mehr die weißen Halsbinden und die Frisur à la raie du cul. Ein wirklicher geheimer Rath von wohlthuender Fülle der Erscheinung unterhielt sich mit einem unwirklichen, welchen man recht gut als Lesezeichen hätte in ein Buch legen können. Es befanden sich überhaupt viele Juristen in dieser Gesellschaft; denn der Banquier hatte viel mit ihnen zu thun. Vollständig beherrschten sie jedoch das Gespräch nicht, obgleich sie es gern gemocht hätten.

Auch ein sehr wohlgekleideter Dichter war zugegen, wurde aber, obgleich er sich durch nichts Außergewöhnliches auszeichnete, von dem anständigen und gottlob größern männlichen Theil der Gesellschaft mit mitleidiger Verachtung vermieden; — omnes hi metuunt versus, odere poëtas. Dieser Dichter hatte ein anerkannt vortreffliches Trauerspiel verfaßt, aber einen von der Regierung zur Beförderung der dramatischen Kunst ausgesetzten Preis von tausend Thalern deshalb nicht erhalten, weil Shakspeare, Goethe und Schiller Besseres ihrerzeit geleistet hatten. Der Mann hatte an diesem Abend das Vergnügen, über die Billigkeit des Verfahrens und die Versunkenheit der Literatur Mancherlei zu hören von einem nichtssagenden Herrn, welcher gestern durch eine Speculation in Guano das Zwanzigfache des für das Drama ausgesetzten Preises verdient hatte. Harmlos und gelassen lächelnd trug der Poet sein Mißgeschick und diese Unterhaltung; höflich war er bereit, die Verbreitung der künstlichen Dungmittel sowie des Vogelmistes als den schlagendsten Beweis der fortschreitenden Intelligenz anzusehen.

Christliches Banquierthum mit jüdischer Legirung und jüdisches Banquierthum mit feudaler Betitelung war in der Wienand'schen Gesellschaft, wie sich das von selbst verstand, am stärksten vertreten. Drei bis vier Stockbureaukraten standen eben so weitbeinig über ihrer engen Welt wie Julius Cäsar in Shakspeare's Trauerspiel über der seinigen. Sie folgten jedoch zugleich äußerst ehrfurchtsvoll den Spuren einer Excellenz, die sich in der Soiree befand. Obgleich es nur eine außer Cours gesetzte war, so umgab sie doch ein achtungsvoller Kreis deutscher Männer auf Schritt und Tritt, und horchte den seltenen Worten, die ihr entfielen, mit dienstergebenster Entzücktheit. Und doch gibt es vielleicht im Volksbewußtsein keinen Titel, der unangenehmer berührt als das abgeschmackte Wort „Excellenz!“ Es klebt ihm etwas Lächerliches und zugleich Unheimliches an. Ich weiß nicht, ist das Theater oder etwas Anderes, Cabale und Liebe oder unsere vortreffliche Diplomatie Schuld daran? Selbst Wolfgang Goethe's hohe Göttergestalt läuft komisch schillernd an, wenn man auf das Piedestal: Excellenz! schreibt.

Die Jünglinge, welche in den Urwäldern Germaniens den Ur, das Elenn und den Römer jagten, trugen nicht einen Frack und nicht den Hut in der Hand; — auch meldet

Tacitus nicht, daß sie ein Stück Glas in die Augen kniffen und sich so unbeschreiblich langweilten, wie die Jünglinge im Salon des Banquiers Wienand.

Wir wollen uns zu den Damen wenden, und die heilige Zahl der Charitinnen möge uns dabei zur Seite stehen.

Ein hellglänzender Schein geht über mein graues Conceptpapier; mit Naivetät gepaarte holde Anmuth erscheint neben matronenhafter Würde. Vorblüthe und Nachblüthe schmiegen sich aneinander; Flittergold sucht echtes, treues, wahres Gold zu überfunkeln, und gelingt ihm das öfter, als man für möglich halten sollte. Alle Uebergangsformationen der weiblichen Welt, vom sechzehnten bis zum sechsundsechzigsten Jahre, kommen zur Erscheinung; der Liebhaber von Frühlingssonnenschein und Blüthenstaub wie der Antiquitätenliebhaber finden gleichmäßig nach Neigung und Geschmack den Stoff zur Begeisterung. Die ewige Sehnsucht des Menschen nach dem Schönen, wie die ironische Lust am Häßlichen können auf gleiche Weise befriedigt werden.

Aber sollen wir uns hier auch auf Einzelheiten einlassen?

Stille! stille! Das Auge, die Religion und die Frauen lassen nicht mit sich spaßen; das interessanteste Studium ist zugleich das mühsamste und gefährlichste, und weder leidenschaftliche Entzückung und rafaeleske Begeisterung noch cynisches Grinsen stehen uns dazu genügend zu Gebote. Hüten werden wir uns; was wir sagen, bedecken wir mit Rosen und besprengen es mit Kölnischem Wasser; für die Bemerkungen, welche späterhin andere Herren in diesem Capitel machen, nehmen wir die Verantwortung nicht auf uns. Laß die Leute selbst sehen, wie sie mit den Damen zurechtkommen!

Nach dem Thee und Spiel wurde bei dem Banquier Wienand gegessen, worauf das junge Volk mit den alten Empfindungen, nach hergebrachter Weise tanzte. Wir aber lassen die große Welt brausen und gleiten verstohlen in das Gemach Helene's, wo es am stillsten, und wo die Beleuchtung gedämpfter ist; denn die junge Bewohnerin dieses Raumes hatte sich noch immer nicht von ihrem Schrecken erholt, und nur die Kürze der Zeit hatte überhaupt ein Absagen der Gesellschaft verhindert.

Der Banquier Wienand war ein sehr reicher Mann, welcher sein einziges Kind fast abgöttisch liebte. Keinen Wunsch konnte Helene fassen, welchem er nicht auf halbem Wege entgegenkam; mit Allem, was ihr Herz verlangte, umgab er sie, und so war auch ihr Zimmer der Gegenstand des gerechten Neides mancher andern jungen Dame in der Stadt. Auf die beliebte Decorationsmalerei wollen wir uns jedoch auch an dieser günstigen Stelle nicht einlassen; wir beschränken uns darauf, mitzutheilen, daß Teppiche, Bilder, Geräthschaften, Vorhänge u. s. w. in vollster Harmonie miteinander waren, und daß Alles wiederum in Harmonie mit dem lieblichen, nur ganz wenig verzogenen Wesen war, welches in diesem duftenden Raume athmete. Die erste Regel des guten Geschmacks: nirgends zu viel, nirgends zu wenig! kam zur vollsten Geltung, in der Zimmerausstattung, wie in der jungfräulichen Gestalt Helene's selbst.

Zurückgelehnt in die Kissen eines Divans in der Nähe der Thür, welche in den Salon führte, saß Fräulein Wienand, noch recht bleich und angegriffen aussehend, umgeben von einigen nähern Freunden. Die Gesellschaft hatte den Unfall vernommen und besprochen; das junge Mädchen hatte dieselben Bedauerungsformeln, Glückwünsche mit den selbstverständlichen Variationen hundertfältig anhören und beantworten müssen; jetzt waren die Kräfte des armen Kindes vollständig zu Ende; das schmerzende Köpflein stützte es mit der weißen Hand, und der Sanitätsrath Pfingsten hatte auf Bitten des Banquiers mit ärgerlichem Gebrumm seine Karten — es waren sehr gute! — einem andern Herrn gegeben und saß jetzt wieder in einem Lehnstuhl neben der Tochter des Hausherrn. Auf der andern Seite derselben saß im Divan eine kleine hagere Dame, welche einmal den Fuß gebrochen und deshalb einen Krückstock neben sich hatte, in schwarze Seide gekleidet war, und auf dem grauen Haar ein winzig kleines Mützchen trug. Sie hatte trotz ihres Alters ein sehr weißes Gesicht, merkwürdig beweglich und ausdrucksvoll; ihre Augen waren schwarz und beweglich und ausdrucksvoll wie ihre Züge. Diese kleine Dame war das Freifräulein Juliane von Poppen, eine Hausfreundin des Banquiers Wienand und eine Person, welche eine

wichtige Rolle in dieser unwichtigen Geschichte spielt. Im folgenden Capitel werden wir mehr über sie sagen, in dem vorliegenden lauscht sie, höchlichst interessirt, dem Bericht, welchen der Polizeirath Tröster, der jetzt in Frack und weißer Weste sehr nobel aussieht, über Robert Wolf und den Polizeischreiber Fiebiger gibt. Das Freifräulein kannte den Schreiber sehr genau, — kannte mehr Menschen als sonst die Leute ihres Standes kennen.

Der Polizeirath, welcher ebenfalls vom Spieltisch abgerufen war, erzählte, was die hohe Polizei wußte, so kurz als möglich und mit manchem sehnsuchtsvollen Blick nach der Thür; mit einem Seufzer der Befriedigung ließ er sich von dem Freifräulein zum Whist zurückschicken.

Den Kopf schüttelte Juliane von Poppen, gleich allen andern Leuten, über die Idee des Schreibers; aber sie schien dabei zugleich innerlich recht zu lachen.

„Bitte, lieber Herr Doctor, erzählen Sie uns noch ein wenig von diesem wunderlichen Schreiber!“ bat Helene Wienand, und wenngleich das Freifräulein die Achseln zuckte, so that sie doch mündlich keinen Einspruch, sondern setzte sich nur bequemer zurecht in den Kissen des Divans mit einer Miene, welche deutlich sagte:

„Was kann der davon wissen? Nun gut, ich will Alles über mich ergehen lassen. Schwatzt zu.“

Der Sanitätsrath rieb in der Ermangelung eines Stockknopfes die Nase mit dem Knöchel des Zeigefingers und sagte:

„Meine Damen, von allen Menschen, die mir auf meinem Lebenswege entgegengetreten sind, beneide ich diesen am meisten!“

„Weshalb?“ fragte das Freifräulein.

„Er kennt die Menschen, so gut wie ich; aber — er ärgert sich nicht darüber wie ich,“ knurrte Pfingsten. Er horchte nach dem Salon und schüttelte die Faust nach derselben Richtung:

„Hören Sie, das war die Stimme des großen Kirchennachtlichts, des Consistorialraths Krokisius. Sollten Sie es für möglich halten, daß dieser treffliche Herr vorhin gegen die Baronin Silberstein behauptete: Goethe habe durch die Weinscene in Auerbach's Keller jedenfalls, unbedingt und unter allen Umständen das Wunder der Hochzeit zu Cana verspotten wollen?!“

„Sie wollten uns von dem alten Fiebiger erzählen, Doctor,“ sagte das Freifräulein; aber Pfingsten hielt horchend die Hand an das Ohr:

„Das war das silberne Gelächter — mehr doch Britannia- oder Christoffelgelächter — der reizenden Wittwe Everilde Strippelmann. Die Dame ist doch der wahre Pirat und Flibustier des Ballsaals! Wie sie mit aufgespannten Segeln einherstreicht! wie sie Breitseiten gibt! Fräulein Helene, wenn Sie etwas lernen wollen, so studiren Sie die kecken Handstreiche weiblicher Coketterie an dieser — diesem reizenden Motiv.“

„Kommen Sie auf den alten Fiebiger, Doctor!“ rief das Freifräulein, mechanisch nach ihrem Handstock greifend.

„Ich bitte Sie, Gnädigste, bin ich nicht dabei? Die Gelegenheit ist günstig. Hier sitze ich im Winkel und horche auf das Wortgeplätscher dort hinter der Thür, kann auch, wenn es mir beliebt, einen Blick durch die Ritze in das Gewühl der weitärmeligen Pierrots und Harlequins, der schwarzbemäntelten Pantaleons, der grämlichen Anstandsdamen, der allerliebsten flitterhaften Columbinen werfen. Ich ärgere mich darüber; Friedrich Fiebiger würde sich nicht darüber ärgern. Ich glaube, der Mann kann zu seinem Privatvergnügen den Staub im Sonnenstrahl in ein Universum der Narrheit verwandeln; weil ihm dieser Erdball mit Allem, was daran hängt, noch nicht ausgiebig genug ist.“

Das Freifräulein lächelte und nickte sinnend; der Arzt sprach weiter:

„Mir spiegelt sich die Welt am besten in einem Glase Rheinwein, dem Andern strahlt sie am vortheilhaftesten aus einem schönen Auge, einem Dritten aus einem klaren Waldquell, Ihr Herr Neffe, Fräulein von Poppen, sieht sie im besten Licht in dem Spiegel, welcher seine liebenswürdige Person in Lebensgröße zurückwirft, weil er nichts damit zu thun haben mag: dieser Schreiber aber legt sich so weit als möglich aus dem Fenster einer Wohnung, in der kein Student hausen möchte, raucht einen Knaster, den kein Schäfer vertragen kann, und lacht — lacht. Ich lache nicht, wenn ich mich aus dem Fenster lege! Wodurch hat sich dieser unverschämte alte Knabe in aller Welt den Göttern so beliebt gemacht? Unsereiner hat doch auch seine Verdienste, muß sich aber

allstündlich halb zu Tode ärgern und kriegt höchstens ein Ordenszeichen vierter Classe zum fünfzigjährigen Jubiläum."

„Woher kennen Sie diesen Herrn Fiebiger so genau?" fragte das Freifräulein.

„Die Polizei und die Medicin treffen wohl einander," brummte der Sanitätsrath. „Uebrigens haben wir auch die Jahre Dreizehn und Vierzehn zusammen durchgemacht."

Juliane von Poppen nickte:

„Sie stammen doch wohl aus ganz verschiedenen Lebenssphären?"

„Jene Zeit leimte die Menschen schon zusammen, heute ist der Leim längst wieder aufgeweicht; ja, wir bewegen uns in unsern verschiedenen Sphären, der Rath im Medicinalcollegium und der Schreiber in der Polizeistube."

In immer tieferes Nachdenken versank Juliane von Poppen, während Pfingsten der andächtig lauschenden Helene noch allerlei Einzelheiten über den alten Humoristen in der Musikantengasse mittheilte.

„Ihm zunächst setze ich auf der Leiter des Glücks," meinte er, „setze ich den großen Reisenden und Menschenfischer Faber. Der Eine in seiner Dachstube hockend und seine Tage in dem denkbar widerlichsten Amte verkritzelnd; der Andere, mit dem weitesten Spielraum für seine Beine, durch alle Völker und Länder streifend, sind einander verwandt wie zwei Dreiecke, und der Gesichtskreis des Einen ist nicht weiter, als der des Andern; — sie haben Beide gute Augen."

„Und jetzt will er diesen armen jungen Mann, welcher beinahe durch mich getödtet worden wäre, bei sich aufnehmen?"

„Tröster sagt's; so sind diese Glücklichen, wenn's ihnen zu wohl wird —"

„Sie sind ein alter Egoist, Pfingsten," sagte das kleine Freifräulein trocken. „Lassen Sie diesen Friedrich Fiebiger, Sie kennen doch blutwenig von ihm. Wen haben wir hier?"

„Lupus in fabula, der Hauptmann von Faber mit seinem jungen Yankee — der Papa Wienand," sagte der Doctor und seufzte im Geheimen: „Gottlob, so komme ich endlich doch noch zu meinem L'Hombre. Falsch ist Alles, die Menschen und die Karten; ich ziehe aber die letzteren vor."

Der Banquier Wienand konnte an diesem denkwürdigen Abend, von der Sorge für seine Gesellschaft in Anspruch genommen, immer nur einige Augenblicke in dem Zimmer seiner Tochter weilen. Höchstens durfte er dann und wann den Kopf hineinstecken und sich nach ihrem Befinden erkundigen. Jetzt erschien er — ein wohlbehäbiger Herr mit stahlgrauem Haar, etwas harten Gesichtslinien und einem Zug lächelnden Selbstbewußtseins um den Mund, gleich einem Sonnenstrahl, der um einen eisernen feuerfesten Geldschrank spielt. Er kam Arm in Arm mit Konrad von Faber und einem jungen stattlichen Herrn mit röthlichem Haar und Bart, der mit sicherm Anstand vor den Damen sich verneigte und von dem Hauptmann vorgestellt wurde als:

„Herr Friedrich Warner aus New-Orleans."

Der Sanitätsrath benutzte die gute Gelegenheit, dem Boudoir Helenens zu entschlüpfen. Während er zu den Spieltischen zurückschlüpfte, murmelte er aber: „Ein prachtvoller Menschentypus, dieser junge Deutsch-Amerikaner. Ich liebe diese breitschultrigen Gesellen mit diesen blonden Löwenmähnen und den vollen Bruststimmen. Man fühlt sich dabei in seiner Race noch für einige Zeit gesichert; 's ist ein Trost für einen Arzt heutiger Epoche."

Um diese Zeit stand der Polizeischreiber Fiebiger in der Musikantengasse mit untergeschlagenen Armen vor dem Lager seines Schützlings.

„So habe ich nun," sprach er, „den Griff in das volle Menschenleben gethan. Was hab' ich gepackt? Eine Hand voll Glück oder Unglück? Wir wollen sehen. Eins ist sicher; als William Shakspeare seine schönen Verse über den Mann, „der nicht Musik hat in sich selbst," dichtete, da verstand er unter Musik jedenfalls nicht solche Nasallaute, wie sie der Junge hier jetzt hervorbringt. Bah, es ist besser, zu schnarchen als zu schluchzen. Soll mich doch wundern, was Ulex dazu sagen wird."

Der Schreiber nahm die Lampe von dem Stuhl wieder auf und schlich auf den Zehen aus der Kammer. Seinen Oberrock zog er wieder an, setzte den Hut auf, schloß sorglich die Thür seiner Wohnung, versenkte den Schlüssel in seine Hosentasche und verließ das Haus.

Um die Ecke der Musikantengasse bog er, eine zweite Gasse schritt er hinab, bis in

einen Winkel, wo er vor einer niedrigen schwarzen Pforte stillstand. Diese Pforte führte auf einen umfangreichen Hof voll Gerümpel aller Art; der Schreiber trat hinein, und der schwere Thürflügel schlug sogleich hinter ihm zu. Ein Licht flimmerte aus der Höhe, es flimmerte in dem Giebel des Astronomen Heinrich Ulex. Es war derselbe Schein, welchen man auch aus der Kammer sah, in welcher jetzt Robert Wolf schlief. Tastend fand Friedrich Fiebiger seinen Weg über den Hof, in einer Ecke desselben stieg er eine Wendeltreppe empor. Sie führte empor zum Gemach des Sternsehers.

Sechstes Capitel.

Expectoration des Autors über die Einsamkeit; Lebensläufe aus vergangenen Tagen werden erzählt.

O Einsamkeit, Du starke Göttin, der königlich großbritannische und kurfürstlich hannoversche Leibarzt, Johann Georg Zimmermann hypochondrischen Angedenkens, hat vier dicke Bände über Deine Süßigkeiten und Deine Schrecknisse geschrieben; ich werde das nicht thun. Eine starke Göttin nenne ich Dich, o Einsamkeit, weil die Wirkungen Deiner Macht grenzenlos sind im Guten wie im Bösen. Je nachdem Du dem Menschen die lichtblaue oder die dunkelfarbige Seite Deines Schleiers über die Augen hängst, führst Du seine Seele in die stillsten Auen irdischen Friedens, irdischer Glückseligkeit; stürzest Du sein Ich in die gräßlichste Nacht der Verzweiflung und des Wahnsinns. Du bist eine gewaltige Zauberin, Einsamkeit; Mutter der Kunst, der Weisheit und des Heldenthums bist Du und bevölkerst doch die Welt mit Gespenstern, Fratzen, mit allem Gaukelspiel der Hölle. Mutter bist Du und doch eine Jungfrau: dem Einen Maria die Allbeseligende, dem Andern die eiserne Gestalt des Mittelalters, deren Arme zerfleischende Messer verbergen. Deine Arme breitest Du aus: Kommet her zu mir Alle, die Ihr betrübt, mühselig und beladen seid, ich will Euch Eurer Last entledigen, ich will Euch trösten! Deine Arme breitest Du aus: Kommet her zu mir, Ihr Verstockten, Ihr Fanatiker, Ihr Verbrecher, Ihr Unglücklichen jeder Art; das Bittere soll bitterer werden, härter das Harte, schlechter das Schlechte, giftiger jedes Gift! — Im Größten wie im Kleinsten wirkst Du, Einsamkeit; die Flammen der Sinnlichkeit löschst Du und schürst Du zum verzehrenden Brande; anders erscheinst Du jeglichem Menschen: dem Alter auf andere Art als der Jugend, dem Weibe anders als dem Manne, der Jungfrau anders als der Mutter. Mir bist Du bona Dea, o Einsamkeit, die gute Göttin des Lebens; ich bitte Dich, sei auch eine gute Göttin allen Denen, welche ihr Auge auf dieses Blatt werfen; ich bin ihnen gewogen, darum zeige ihnen Deine holdeste Gunst und Kraft!

Dicht am Dorfe Poppenhagen im Winzelwalde liegt das adelige Gut, der Poppenhof, welchem das Privilegium nobilitatis beigelegt war und damit die Vogtei und Untergerichtsbarkeit. Danach konnten die jedesmaligen Delinquenten „in solchen Delictis, so nicht in die peinliche Halsgerichtsordnung laufen, nach Beschaffenheit der Umstände ohngehindert mit einer Geldbuße beleget, incarceriret, auch mit Anschließung an das Halseisen, so auf dem Hofe befindlich, bestraffet werden.“

Am vierzehnten April 1803 sollte diesem Privilegio gemäß das Halseisen der Wittwe Ulex aus dem Dorfarmenhause umgelegt werden. Ihr Mann war, wie der Vater Robert Wolf's, Forstwart auf dem Eulenbruch gewesen und hatte als blutjunger Mensch die Annexionskriege des alten Fritz mitgemacht. Als Unterofficier des Regiments Pasewalk, invalid entlassen, heirathete er, indem er das erste junge weibliche Wesen aufgriff, welches ihm bei seiner Rückkehr aus dem Garnisonsdienst am Eingange des Dorfes Poppenhagen begegnete. Aus dieser Ehe entsproß Heinrich Ulex der Sternseher.

Um das Jahr Achtzehnhundertundeins starb der Forstwart an einer Wilddiebskugel, welche eine alte Wunde aus dem baierischen Erbfolgekriege von Neuem aufriß, und die Wittwe zog mit ihrem Jungen nach Poppenhagen hinab in das Siechenhaus. Sie war dem Trunk ergeben und nahm es nicht allzu genau mit dem Mein und Dein. In der Kunst, Hühner zu stehlen, hatte sie es zu einer wahren Virtuosität gebracht, und wir benutzen die Gelegenheit, unsern Leserinnen mitzutheilen, daß es nicht nur eine Kunst ist, Herzen, sondern auch eine Kunst, Hühner zu stehlen. Vergeblich suchte die fromme Wirthswittwe

Fiebiger, die ebenfalls mit ihrem Sohne Fritz ihre letzten Jahre in dem Siechenhause hinbrachte, moralisch auf die Sünderin einzuwirken; das Unterfangen war zu gefährlich und trug höchstens einige Kratzwunden ein. Die Fiebigerin war aber so still und demüthig, als die Wittwe des Forstwarts wild und rebellisch war; sie konnte daher am vierzehnten April 1803 nur in den Winkel kriechen und die schreckliche Aussetzung ihrer Mitgenossin im Hunger und Elend des Armenhauses, mit vor's Gesicht gehaltener Schürze bejammern.

So stand denn unter dem trüben Himmel des regenhaften Tages auf dem Gutshofe die Ulexin im Halseisen; während der Großvater Leon's von Poppen, der Rittmeister außer Dienst Gotthelf von Poppen, mit der Thonpfeife im Fenster lag und das diebische Weib mit den gräulichsten Flüchen und Schimpfwörtern überschüttete; während die Bauern, ihre Weiber und Kinder sammt den Gutsknechten mit abgezogenen Hüten, wenn auch angstvoll, so doch sehr befriedigt gafften. Ein zerlumpter, verwahrlost blickender Knabe wurde neben dem Halseisen von einem etwas jüngern wohlgekleideten Knaben geneckt und mißhandelt, und suchte sich schreiend an dem Lumpenrocke des gefesselten, beschimpften Weibes zu halten. Der eine Junge war Heinrich Ulex, der Sohn der Hühnerdiebin, der andere war Theodor von Poppen, der Vater Leon's. Zitternd, mit athemlosem Entsetzen sah Fritz Fiebiger von dem Düngerhaufen aus dem häßlichen Schauspiel zu, und dasselbe that ein kränklich blickendes Mädchen von der Thür aus, die in den Gutsgarten führte. Juliane von Poppen hieß die Kleine; ihre Mutter war todt, ihr Vater kümmerte sich wenig um sie, er zog bei Weitem seinen Sohn, der einige Jahre jünger als das Mädchen war, vor. Hübsch war die Kleine jedenfalls nicht zu nennen, sie war zu bleich dazu; aber sie war mitleidig und hatte jetzt Thränen in den großen schwarzen Augen. Es war ein für ihr Alter winziges, nervöses Ding, und als sich der heulende zerlumpte Betteljunge vor der Gerte ihres Bruders von der Schürze der Frau im Halseisen in ihre eigene Nähe flüchtete, machte sie sich von der Hand ihrer Bonne los und trat mit abwehrenden Armen und geballten Händen dem jugendlichen Tyrann und Dynasten vom Poppenhof entgegen.

Der Rittmeister oben im Fenster lachte darüber aus vollem Halse; aber Junker Theodor schien nun die größte Lust zu haben, seinen Stock gegen die Schwester zu gebrauchen. Nur des Vaters ernstliches: „Laß die kleine Katze!“ konnte seinem Zorn Halt gebieten, ohne ihm jedoch Einhalt zu thun. Seit den frühesten Kindertagen herrschte eine tiefe Abneigung zwischen den Geschwistern, was man leider viel häufiger findet, als man gewöhnlich annimmt.

In dem schwächlichen magern Körper des Mädchens steckte eine starke willenskräftige Seele, welche hielt, was sie erfaßt hatte, Kenntnisse, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß. Juliane von Poppen ward von dem Tage, wo seine Mutter am Halseisen stand, die erklärte Beschützerin von Heinrich Ulex, und der arme Knabe hing ihr dagegen mit der Ergebenheit eines Hundes an. Sie nahm das ganze Armenhaus unter ihre besondere Protection, aber vorzüglich, wie gesagt, den Sohn der Hühnerdiebin. Sie hatte noch öfters Gelegenheit, ihn gegen die Ungeschlachtheit des Vaters und die Rohheit des Bruders zu schützen, und wenn es ihr auch nicht gelang, jedes Ungewitter von ihm abzuwenden, so konnte sie doch manchen Blitz und Donner unschädlich seitwärts lenken.

Es entstand allmälig zwischen dem Fräulein von Poppen und dem Sohne der diebischen Bettlerin ein eigenthümliches Verhältniß. Das Mädchen hatte in der Gesellschaft ihres Vaters und Bruders traurige freudenlose Tage hingebracht; jetzt fand sie zum ersten Male auf ihrem Lebenswege ein Wesen, welches ihr Alles zu Liebe that, was sie nur irgend verlangen mochte. Unklare Gefühle, geschöpft aus einer Bibliothek sentimentaler Romane, dem einstigen Eigenthum der verstorbenen Mutter, durchspukten das phantastische Köpfchen; die junge Chatelaine gebrauchte den erworbenen Einfluß, um den Knaben aus dem Armenhause an sich zu fesseln, wie eine kleine geistreiche Fee einen blöden, dickköpfigen, ehrlichen Kobold. Da gab es für Heinrich Ulex Aufträge der verschiedensten Art. Seltene Blumen mußten gesucht werden in den Wäldern und auf den Bergen; auf glänzende Steine, zierliche Moose, Vogeleier und Federn mußte Jagd gemacht werden, zum phantastischen Schmuck des Zimmers des Fräuleins. Es verging kaum ein Tag, an

welchem die Kinder nicht miteinander verkehrten in Wald und Feld oder hinter den Gartenhecken von Poppenhagen. Und Niemand durfte etwas merken von der Vorliebe des Fräuleins für ihren Kobold, als Fritz Fiebiger, der Sohn der Wirthswittwe. Er wurde von Zeit zu Zeit in allerlei wichtige Geheimnisse der beiden Andern hineingezogen und ging dann und wann mit auf die Jagd nach Blumen, Steinen und Vogeleiern.

Juliane von Poppen, welche vor ihrem Vater sich fürchtete und ihren Bruder haßte, wurde in der Einsamkeit des Waldes, in der Gesellschaft der beiden Knaben zum fröhlichen, liebenswürdigen Kinde. Das altkluge Gesichtchen verlor die bleiche Farbe, der ernste Mund lernte allmälig das heitere Lachen, und die schwarzen Augen behielten wohl ihren Glanz, aber nicht ihre scheue Unstätigkeit.

Es rauscht und plätschert manch ein Bach durch den Winzelwald, und der große Forst, im Jahre 1803 noch viel wilder und dunkler als heute, bot manch ein geheimnißvolles Versteck, ganz gemacht, daselbst Märchen zu erzählen und auf Märchen zu horchen. An einem solchen Fleckchen, wo die Waldvögel in die Lectionen des Fräuleins vom Poppenhof hineinsangen, wo die Sonne zitternde Schattenbilder auf das Lesebuch im Schoß der kleinen eifrigen Lehrerin warf, lernten Heinrich Ulex und Fritz Fiebiger das Lesen und Schreiben. Hier füllte dem armen Heinrich das elfenhafte phantastische Mädchen das Herz mit den Gestalten und Bildern ihrer eigenen Lectüre, Ritter und Damen, Tyrannen, Henker, schuldlose Opfer, unglückliche Verliebte, Todtengerippe, Gespenster, Räuber, Riesen und Zwerge zogen vorüber, und in wonnigem Bangen lauschten die beiden Kinder geheimnißvollen Klängen in der Ferne, sahen Gestalten hinter den Stämmen in der Dämmerung des Waldes und drängten sich scheu aneinander vor den Geistern und Schauern, welche sie selbst beschworen hatten. Dem mit gefalteten Händen horchenden Heinrich war oft zu Muthe, als werde die Lehrerin mit ihrem Waldblumenkranz und den blitzenden schwarzen Augen sich gleich selbst in solch ein verschwebendes Bild auflösen und im Waldschatten, Vogelsang und Rauschen der Wasser verschwinden.

Wie aber schreckten die Kinder auf, wenn ein Laut des wirklichen Lebens sie in ihrer Einsamkeit störte; wenn die Axt des Holzhauers in der Nähe erklang, oder das Pfeifen des Hirten. Da schoß das Eine hierhin in's Versteck, das Andere dorthin. Und wenn dann gar der Rittmeister von Poppen mit seinen Hunden durch den Wald ritt, begegnete ihm wohl sein Töchterlein einsam auf einem verwachsenen Pfade, oder trat ihm aus dem Dickicht entgegen und ließ sich, stumm die Augen niederschlagend, anschnauzen über solch' albernes Umherstreifen; den Knaben gewann sie dadurch Zeit, tiefer in die Wildniß zu flüchten.

Zwei Jahre hindurch dauerte dieses Verhältniß, harmlos und unschuldig. In ihrer Einsamkeit waren Heinrich und Juliane wie die Erstgeborenen der Erde, als der Baum der Erkenntniß noch unberührt stand im Paradiese. „Sie schämeten sich nicht," wie das Buch der Erschaffung so unbeschreiblich lieblich sagt. Und so kamen sie, ohne es zu merken, der Grenze der Kindheit immer näher. Im Herbst des Jahres 1805 gelangte jedoch das süße Spiel der Einsamkeit zu einem plötzlichen jähen Ende, und der Sohn der Bettlerin und das adlige Fräulein erwachten wie aus einem hübschen Traume.

Am zwanzigsten September dieses Jahres, um die sechste Abendstunde, an einem düstern nebligen Tage, warf ein armes Weiblein, welches im Gehölz in der Nähe des Poppenhofes Reisig für ihren Küchenherd gesammelt hatte, ihren Tragkorb mit hellem Aufkreischen weit von sich, schleuderte ihre schweren Holzschuhe von den Füßen, um schneller laufen zu können, und stürzte halb sinnlos vor Angst und Schrecken dem Dorfe Poppenhagen zu. Das Weiblein hatte ein Gespenst gesehen. Unter den Tannen war eine lange, hagere, schwarze Gestalt, stocksteif aufgerichtet, langsam und unhörbar durch die Nebeldämmerung grad' auf die Holzleserin zugeschritten. Diese unheimliche Gestalt, dieses Gespenst war die Gouvernante, welche auf dem Poppenhofe angekommen war, um dem gnädigen Fräulein den Ton und die Wissenschaft der schönen Welt beizubringen.

Mademoiselle Amalie Schnubbe's Blüthenzeit war noch in die Blüthenzeit der Sentimentalität gefallen; aber diese Epoche lag weit zurück und — sauergewordene Mandelmilch ist ein sehr unangenehmes Getränk!

Mademoiselle Schnubbe nahm ihre Aufgabe sehr ernst, und ihre kalte knöcherne

Hand zerknickte erbarmungslos die wenigen Blumen, mit welchen die arme Juliane ihr einsames verlassenes Kinderleben schmücken konnte, eine nach der andern, würdevoll, methodisch und vornehm. Freilich versuchte das Mädchen anfangs gegen die Lehren und Pflichten des bon ton sich aufzulehnen; aber ihre Kräfte erlahmten für's Erste bald, wenn das Joch auch kein dauerndes sein konnte. In dem Eishauch, mit welchem die winterliche Amalie ihre Schülerin umgab, versank das Leben, welches die Natur in dieses junge Wesen gelegt hatte, in eine Art Winterschlaf. Die schreckliche Amalie besaß das Talent, unpassende Verhältnisse auszuspüren und zu Ende zu bringen, in einem eminenten Grade. Sie spürte auch das Waldmärchen aus, welches zwischen Heinrich, Fritz und Juliane gespielt hatte, und verfehlte nicht, pflichtgemäß den gestrengen Papa davon in Kenntniß zu setzen. In einen wahren Wuthanfall geriethen die beiden Poppen, Vater und Sohn, darüber; die Heftigkeit ihres Zorns übertraf jede Schilderung, welche davon gemacht werden könnte. Zum Glück für Heinrich Ulex und Fritz Fiebiger marschierten um diese Zeit die Franzosen in Deutschland ein, und das heilige römische Reich, in welchem schon so lange der Schwamm gesessen hatte, stürzte mit Gekrach zusammen vor dem Fußtritt des fremden Eroberers. In dem Wirrwarr, dem Kopfunter-kopfüber, welche die Folgen der Schlacht bei Jena waren, konnten sich Heinrich und Fritz leichter aus dem Staube machen und der kleinherrlichen Willkür und Rohheit sich entziehen, als es bei ruhigeren Zeitläuften möglich gewesen wäre. Sie nahmen kläglichen Abschied von ihren Müttern und gingen davon mit den winzigsten Bündeln, die sich vorstellen lassen. Die beiden Mütter hatten noch viel zu dulden, bis sich der Himmel ihrer erbarmte und sie Beide am Hungertyphus zu sich nahm; sie wurden auf Kosten der Gemeinde, wie es ihnen zukam, im Winkel begraben, und als nach Jahren ihre Söhne die Gräber suchten, wußte Niemand mehr ihre Stelle anzugeben.

Es fand auch eine letzte Zusammenkunft zwischen Juliane und Heinrich Ulex statt, und das Fräulein von Poppen gab dem Jugendgespielen zum Gedenkzeichen an die glücklichste Zeit ihres Lebens ein Medaillon, in welchem sich Haare ihrer seligen Mutter und eine kleine Locke von der eigenen Schläfe befanden. Als die Drei wieder zusammentrafen, wie war da Alles anders geworden in der Welt, wie war so manche Schwungfeder im Flügel der Seele geknickt; wie waren ihre Seelen matt vom Flug über die Welt, wie waren sie bedeckt mit dem Staub aus den Gassen und Märkten des Lebens!

Der November des blutigen Jahres 1806 fand Heinrich Ulex und Fritz Fiebiger, ohne Kenntniß der Welt, ohne Hilfsmittel, ohne Zweck, freundlos und verlassen auf der Heerstraße, welche von fremden Truppenzügen, Zügen von Gefangenen, Marodeurs und abenteuerndem Gesindel wimmelte. Die Fährlichkeiten waren groß; aber noch größer war doch das Glück der Jünglinge. Ein dunkler Trieb zog sie der Hauptstadt zu, und nach mancherlei Schicksalen langten sie vor den Thoren an in einer Equipage des Kaisers Napoleon, nämlich auf einem Bagagewagen der großen Armee. Eine Zeit lang bettelten und arbeiteten sie nach Gelegenheit, grade so heimathlos wie das ganze deutsche Volk, in den Gassen; dann liefen sie einem Mann vor die Füße, welcher fast noch übler daran war, als sie. Dieser Mann war ein untergeordneter Beamter der Polizei, Namens Meiners, welchen der Sturm der Zeit von seinem ziemlich bequemen Sitz im Staatsorganismus Friedrich's des Großen heruntergehoben und unsanft auf den harten nackten Erdboden niedergesetzt hatte. Den rothen Kragen hatte der Secretarius von dem preußischen blauen Rock trennen müssen; erst hatte er die Berloquen von der Uhr verkauft und dann die Uhr selbst.

Ein wohlbehäbiges Bäuchlein, welches er vor der Katastrophe von Jena besaß, schaffte er allmälig ab; seine Frau war kränklich, und sein einziger Sohn hatte vorläufig die gelehrten Bücher in den Winkel geworfen und die Philologie an den Nagel gehängt, um seine Eltern kräftiger unterstützen zu können. Meiners, der Exbeamte, arbeitete in dem Bureau eines Advocaten, und in demselben Bureau fand Fritz Fiebiger eine Stelle als Ausläufer. Rudolf Meiners hatte eine Stelle bei einem Buchhändler angenommen und ebendaselbst einen Platz für Heinrich Ulex ausgemacht. Nichts führt die Menschen mehr zusammen, als wenn sie in ihnen ungewohnte Zustände geworfen werden, nichts versteht das Gleichmachen

besser als dira necessitas, die harte Nothwendigkeit. Um seinem Berufe nicht ganz untreu zu werden, lehrte der frühere Philologe Rudolf die beiden Jünglinge Fritz und Heinrich. Aber nicht bloß Latein trieben die jungen Männer miteinander. Während die französischen Trommeln durch die Straßen wirbelten, saßen sie und forschten, wie es gekommen sei, daß diese fremden Trommeln so laut werden durften im Lande. Ein begeisterter Lehrer war der bleiche schwächliche Rudolf, wenn er vom Auf- und Untergang der Völker, ihren großen Helden, Weisen, Dichtern und Verbrechern redete; er hatte aber auch begeisterte Zuhörer, und vorzüglich der stille Heinrich Ulex trat ihm immer näher. So gingen die schweren Jahre hin, immer stolzer, höhnischer wirbelten die fremden Trommeln; immer eifriger dachten die drei Jünglinge darüber nach, was zu thun sei, diese frechen gehaßten Klänge zum Schweigen zu bringen. Sie waren viel früher darüber im Klaren, als die Zeit, Gedachtes zu Thaten zu machen, herankommen wollte; aber währenddem erwarb Heinrich Ulex mit Hilfe Rudolf's eine tüchtige Bildung. Sein Beruf zum Gelehrten trat immer deutlicher hervor. Er vermochte es, mit Rudolf Meiners ruhig zu sitzen und zu studiren, während andere haßerfüllte junge Seelen den schleichenden Tagen voranstürmten in die Zukunft und sich in qualvoller Ungeduld fast verzehrten. Nicht weniger als die andern jedoch jauchzten Rudolf und Heinrich, als endlich die im Verborgenen geschmiedeten und geschliffenen Klingen in's Sonnenlicht hinausfahren durften. — Es war eine große Stille, und es ward ein großer Sturm.

Auf einem der ersten Fuhrwerke in der langen, mit freiwilligen Kämpfern besetzten Wagenreihe, welche der bedenkliche König Friedrich Wilhelm der Dritte von den Fenstern des Schlosses zu Breslau ankommen sah, befanden sich Rudolf Meiners, Heinrich Ulex und Fritz Fiebiger.

Im Tempo maestoso ging jetzt die Weltgeschichte ihren Gang, und die drei Freunde thaten nach Kräften das Ihrige dazu, daß sie nicht wieder in's Stocken gerathe. Bei Leipzig knieten die hohen Alliirten in ihren weißen Caschmirbeinkleidern nieder und dankten Gott, daß das Geknalle, Hurrahgeschrei, Wuth- und Wehegeheul nun endlich einmal zu Ende komme. Das erboste Schicksal legte den großen Kaiser Napoleon über's Knie und bearbeitete ihm nach Kräften einen unnennbaren Körpertheil; während die allerhöchsten Herrschaften der heiligen Allianz sammt ihren Diplomaten von Ferne zusahen und der Lehre das entnahmen, was — sie gebrauchen konnten.

Manch ein weites Feld durch ganz Europa hatte der Krieg viel besser gedüngt als die rationellste Landwirthschaftslehre es vermocht hätte. Die Walkyrien machten sich mit dem Gedanken vertraut, sich pensioniren zu lassen; denn ihr Dienst, die Seelen der Gefallenen von den Wahlstätten abzuholen, war zu angreifend geworden.

Rudolf, Heinrich und Fritz fochten bis zum Ende mit; aber zu Paris starb Rudolf Meiners in den Armen Heinrich's. Ein Blutsturz, die Folge der übermäßigen Anstrengungen des Feldzuges, endigte sein junges Leben. Mit leuchtenden Augen starb er; die deutsche Trommel vernahm er in den letzten Stunden noch, wirbelnd durch die französische Hauptstadt: die Schmach des Vaterlandes war gesühnt.

Heim kehrten Heinrich und Fritz. Den Eltern Rudolf's brachte der Erstere die letzten Grüße des Sohnes und eine Locke seines Haupthaars; es war ein traurigstolzes Wiedersehen.

Unter den veränderten politischen Umständen hatte der alte Meiners natürlich seine Stelle wiedererhalten und trug wiederum den rothen Kragen auf dem blauen Rock; aber er war ein gebrochener Mann, saß am liebsten mit seiner weinenden Alten im Winkel und ließ sich durch Heinrich Ulex immer von Neuem von dem todten, tapfern, gelehrten Sohn erzählen. Zuletzt trat Heinrich in diesem trauernden Hause fast ganz in die Stelle, die Rudolf eingenommen hatte. Er wohnte in dessen Stube, er benutzte dessen Bücher — die Alten konnten ihn zu ihrer Existenz nicht mehr entbehren.

Dem Unterofficier der Freiwilligen Fiebiger verschaffte der Commissär Meiners dagegen eine Stelle bei seiner Behörde, und so wurden beide Kinder des Winzelwaldes in Stellungen hineingeführt, von welchen an ihren Wiegen nichts gesungen worden war.

Der zweite Pariser Friede war geschlossen; man richtete sich auf's Neue „auf alle Ewigkeit“ in dem zertrampelten blutbespritzten Europa ein. Ueber die Blutflecke fuhren die Diplomaten mit ihren Pinseln voll

blauer, grüner, gelber Farbe, zeichneten Grenzen und theilten Nationen im Namen der Einen und untheilbaren Dreieinigkeit, und forderten die Völker auf, demüthig Gott zu preisen und ihm Lob zu singen. Sie selbst freilich priesen nur ihre eigene Schlauheit und Gewandtheit; Gott aber sah, daß es nicht gut war.

Die Universität, welche in der Hauptstadt selbst gegründet war, besuchte Heinrich Ulex. Friedrich Fiebiger erhielt bald die Stelle, in welcher wir ihn zu Anfang dieser Erzählung noch gefunden haben. Er ward darin nicht ein stiller nach den Sternen sehender Weiser, wie Ulex, wohl aber der kaustische, humoristische Betrachter und Beobachter menschlicher Zustände, den wir bereits etwas kennen gelernt haben. Ein Bureaukrat, wie ihn die Welt haßt, verspottet und fürchtet, war er nicht, Keiner seiner Vorgesetzten, selbst Tröster, der Polizeirath, nicht, hielt ihn für das Ideal eines Beamten. Es verstanden ihn wenig Leute; aber noch weniger Leute verstanden Heinrich Ulex den Sternseher und — Juliane, Freifräulein von Poppen.

Ihres eigenen Weges war das Fräulein gegangen, bis sie mit den alten Jugendgenossen wieder in Verbindung trat. Mamsell Amalie Schnubbe hatte ihr Bestes gethan, den frischen Geist auf das gewöhnliche Niveau gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit herabzudrücken. Es war ihr nicht gelungen; und diese tyrannische Herrschaft hatte auch nur ihre Zeit, und wurde von dem beherrschten Fräulein abgeworfen bei der ersten günstigen Gelegenheit. Ueber den Poppenhof kamen mit der Schlacht bei Jena schwere Tage. Der alte Dragonerrittmeister war wie vor den Kopf geschlagen über dies schmähliche Ende der preußischen Heeresglorie. Immer war er grobkörnigstolz auf den eigenen Zopf und den der Armee, welcher er angehört hatte, gewesen, und der Gedanke, daß ein schlauer Feind das „erste Kriegsheer der Welt" bei diesem selbigen Zopfe nehmen könne, war ihm nimmer gekommen. Ostwärts zu den Polacken und Russen begab sich die Armee Friedrich's des Großen auf die große Retirade, und ließ den Herrn von Poppen auf dem Poppenhofe unter den feindlichen Fouragirern und Marodeuren rathlos zurück. Er wurde sehr liebenswürdig gegen seine Bauern, er war sehr höflich, ungemein höflich, fast zu höflich gegen die Fouragirer und Nachzügler. Vollständig zog er sein altes Wesen ab; aber er warf es nicht fort, sondern hing es sorgsam zu seiner alten Uniform in den Kleiderschrank, um es in bessern Zeiten wieder hervorzuholen. Sein Sohn Theodor ahmte dem Vater so gut wie möglich nach und saß still zu Hause bis zum zweiten Pariser Frieden, wo er aus dem Dunkel des Winzelwaldes hervorkroch und zur Hauptstadt kam, seine militärische Carriere zu beginnen. Im Laufe der Zeit wurde er Hauptmann in der Garde, heirathete ein Fräulein Victorine von Zieger, zeugte seinen Sohn Leon, ruinirte den Poppenhof gänzlich und starb, ohne daß durch seinen Tod der Staatsorganismus in's Stocken gerathen wäre, im Jahre 1835.

In den zwanziger Jahren hatte der Papa Gotthelf das Zeitliche gesegnet, ohne daß er der Tochter die sorgsame Pflege seiner letzten Tage Dank gewußt hätte. Auch Juliane kam nach der Hauptstadt; denn auf dem Poppenhofe unter der Regierung des Bruders war ihre Stelle nicht mehr. Sie besaß ein Vermögen von zehntausend Thalern, doch wurde die Hälfte desselben von dem Bruder zurückgehalten; sie mußte von der bleibenden Hälfte leben und einen Proceß gegen Herrn Theodor führen. Erst einige Jahre nach dem Tode des Bruders wurde dieser Rechtsstreit zu ihren Gunsten entschieden.

In der Hauptstadt lebte Juliane ganz zurückgezogen; sie liebte es, mit den niedern Volksschichten zu verkehren und ihnen nach Kräften mit Rath und That zu Hilfe zu kommen. Sie hatte das Unglück, an einem dunkeln Winterabend den Fuß auf einer Leiter, die in eine elende Dachkammer führte, zu brechen; aber ihr Lebensmuth konnte durch nichts gebrochen werden. Sie hinkte durch die Gassen, eine allbekannte und doch geheimnißvolle Persönlichkeit; sie wurde vielleicht am meisten von allen Einwohnern der volkreichen Stadt gegrüßt.

Aus dem Giebel des Nikolausklosters hatte Heinrich Ulex nach dem Tode des Meiners'schen Ehepaars sein Observatorium gemacht; in der Musikantengasse hatte sich Fritz Fiebiger eingerichtet; sie wurden allmälig ein Paar alte Junggesellen, und eine ältliche närrische Jungfer war Juliane von Poppen geworden.

In der großen Stadt kann man sich verstecken, wie in dem Winzelwalde; jene hat

ihre Schatten, ihre geheimnißvolle Luft und Schauer, wie dieser. Wie in dem Winzelwalde fanden sich die drei frühern Genossen zusammen. Sie waren im Leben arg hin- und hergeworfen; sie suchten die Einsamkeit und die Stille. Sie hatten Alle viel gelernt; aber Jeder sah die Welt auf seine Weise an; am kindlichsten war der Idealist Heinrich Ulex geblieben, am nüchternsten war Juliane von Poppen geworden; der Humorist Fritz Fiebiger bildete das verbindende Mittelglied. In dem Giebel des Sternsehers saßen sie nächtlicher Weile, sahen nach den Gestirnen und beredeten den Lauf der Welt; ihnen hing die Einsamkeit die lichtblaue Seite ihres Schleiers über die Augen. Ein neues junges Geschlecht war um sie her aufgewachsen; das Weib fühlte am ersten und innigsten das Bedürfniß, mit der Jugend in Verbindung zu bleiben; — Juliane hatte sich zur Pflegemutter Helene Wienand's gemacht.

Das war folgendermaßen gekommen. Um das Jahr 1827 betrat das Freifräulein zum ersten Male das Wienand'sche Haus. Sie kam in Geldgeschäften, vergaß aber das Comptoir über Dem, was sie in dem Hause selbst erblickte. Sie traf es in der allergrößten Verwirrung und Aufregung. Der Banquier war in Geschäften verreist; am frühen Morgen war Helene geboren, und die Mutter war eine halbe Stunde nach der Geburt gestorben. Hin und her lief die rathlose Dienerschaft. Verwandte besaß der Banquier in der Stadt nicht; der Doctor Pfingsten selbst war auf dem Punkte, den Kopf zu verlieren. Das Kind schrie in seiner Verlassenheit, die todte Mutter war die einzige Ruhige im Hause. In diesem Wirrwarr erschien das Freifräulein, wie ein Engel gesandt vom Himmel. Nachdem sie den Sachverhalt erkundet hatte, bemächtigte sie sich resolut der Leitung der Dinge, und zwar auf eine Art, welche die höchste Bewunderung verdiente. Ihren Proceß, ihre Geldnoth, ihre jungferliche Stellung, Alles vergaß das Fräulein um die unbekannte Todte und das unglückliche Kind. Sie war nur das tröstende, sorgliche, ordnende Weib; und als der Banquier Wienand zu seinem zerstörten Heimwesen zurückgeeilt war, fand er die tiefste Ruhe und Ordnung hergestellt, fand er sein Kind mit Amme und Wärterin auf's Beste versorgt, fand er sein Weib im geschmückten Sarge und das Freifräulein in schwarzer Seide, die Bibel auf den Knien feierlich ernst neben der Todten. Als der durch das plötzliche Unglück völlig betäubte Mann anfing, sich wieder zu besinnen und das Geschehene zu begreifen; als er dann von dem Doctor Pfingsten vernahm, was er der fremden Dame schuldete, da sah er ein, obgleich er von Herzen so egoistisch, wie irgend Jemand war, daß er dem Freifräulein auf keine Art jemals sich dankbar genug beweisen könne. Er betheuerte ihr das auch einmal über das andere, Juliane jedoch rümpfte die Nase, sagte: „Dummes Zeug, Albernheit!" strich ihr Kleid auseinander und glatt, und lud dem Banquier gleichmüthig die Beaufsichtigung des großen Processes Poppen contra Poppen auf. Das kleine mutterlose Mädchen aber hatte sie unendlich in ihr Herz geschlossen, und es und der Proceß bewirkten, daß kein Tag verging, ohne daß das Freifräulein in dem Hause des Banquiers erschien, die Leitung von beiden zu besprechen. Der Banquier nahm sich denn auch des Processes auf's Beste an, sorgte für die tüchtigsten Consulenten und Advocaten und hatte wirklich an der glücklichen Beendigung desselben einen nicht geringen Antheil.

Einen bessern Ersatz für die verlorene Mutter als Juliane von Poppen hätte der Banquier Wienand seinem Kinde durch all sein Gold nicht erkaufen können. Das Freifräulein wurde der Schutzengel, welcher das kleine Mädchen in die Höhe hob, von der es frei und gesichert in das Gewühl der armen Menschheit blicken konnte. So wuchs und gedieh Helene Wienand unter diesem guten Schutz und ward zu einem an Leib und Seele schönen Jungfräulein, und der Banquier wunderte sich oft instinktiv darüber, wie die „Gnädige" es anfing, alle löblichen Eigenschaften des Kindes zu finden, zu erwecken und zur Blüthe zu bringen. Der Banquier, der in ganz andern Anschauungen lebte, bekam zuletzt nicht nur Respect vor dem hinkenden Freifräulein — das verstand sich von selbst — sondern auch vor seinem Töchterlein. Auf diese Weise erreichte Helene Wienand ihr achtzehntes Jahr, und wir fanden sie auf dem Wege unserer Geschichte, wie wir sie im Anfange geschildert haben.

(Fortsetzung folgt.)

Tizian und Paolo Veronese. *)

Im Charakter der venetianischen Malerschule drückt sich, als Gegensatz zu den andern italienischen Richtungen, eine gewisse lebensfrohe Heiterkeit und Prachtliebe aus, welche jener realistischen Anschauung entspricht, die sich nicht in idealen Gefühlsschwärmereien ergeht, sondern aus dem Leben schöpft und in der Natur den Urquell alles Schönen sucht. Als Venedig auf der Höhe seiner Entwicklung stand, als hundert Inseln und der Saum des Festlandes von Ravenna bis Ragusa seinem Scepter sich beugten und der seither nach außen schweifende Sinn des Volkes dem Wunsche nach ruhigem Besitz, nach ungestörtem Genuß der gewonnenen Resultate das Feld räumte, wurde das Verlangen nach künstlerischem Schmuck und geistigem Glanze von Tag zu Tag immer stärker. Die selbständige Stellung Venedigs, die sich namentlich auch auf kirchlichem Gebiete der römischen Herrschaft gegenüber bewährte, verlieh dort der Kunst jenes eigenthümliche Gepräge, welches sich nicht minder als in den großartigen Palastbauten auch in den Werken der hervorragendsten Maler zu erkennen gab. Die Ausbildung des Colorits, die sich namentlich von der Zeit an entfaltete, als Antonelli da Messina die Farbentechnik der Gebrüder van Eyck nach Venedig brachte, macht einen entschiedenen Vorzug der venetianischen Schule aus.

Als die frühesten Meister werden die Brüder Bellini genannt, von denen namentlich Giovanni eine bedeutende Erscheinung in der Kunstgeschichte ist. Er kam von Padua nach Venedig. Seine Werke athmen eine kindlich stille Heiterkeit und lassen bereits die Farbenpracht der spätern Meister ahnen. Nach ihm ist Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione hauptsächlich als derjenige zu nennen, welcher diese neue Richtung der Kunst eröffnet, und zu großartiger Freiheit in der Auffassung, wie zu einer breiten, kühnen, malerischen Behandlung übergeht. Er war Schüler des Giovanni Bellini und erscheint in seinen frühern Bildern noch als ein entschiedener Nachfolger seines Meisters, während er in spätern Werken sich zu einer eigenthümlich glühenden, etwas herben Kraft entwickelt, welche den hohen venetianischen Lebenssinn noch wie eine nicht völlig erschlossene Blume in sich trägt.

Ein ganz vorzüglicher Nachfolger des Giorgione ist Jacopo Palma, il Vecchio genannt, der zwar etwas milder und weniger kräftig als Giorgione erscheint, aber sich demselben in Gluth der Farbe wie in Macht der Auffassung zu nähern weiß. Zwei seiner schönsten Bilder, welche sich in der Dresdener Galerie befinden, kennzeichnen vortrefflich die Darstellungsweise des Meisters. Es sind die drei Töchter des Palma Vecchio und eine heilige Familie.

Mit einer eingehenden Schilderung der Entwicklung der venetianischen Malerschule beginnt ein von A. Wolfgang Becker im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig herausgegebenes reich illustrirtes Werk, welches unter dem Titel „Die Kunst und die Künstler des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts“ sich die Aufgabe gestellt hat, in größerer Breite und mit näherem Bezug auf die Lebensschicksale der Hauptmeister, die drei Jahrhunderte der neuern Kunst- und Künstlergeschichte darzustellen. Da die Verlagshandlung uns einige der vorzüglich ausgeführten Holzschnitte zum Wiederabdruck zur Verfügung gestellt hat, so wählen wir solche, welche auf die venetianische Schule Bezug haben, und geben zugleich unsern Lesern in kürzern Zügen das Bild zweier großen Meister, deren ausführliche Charakteristik in dem erwähnten Werke zu finden ist.

Tiziano Vecellio, der im Jahre 1477 zu Cadore an der Grenze von Friaul geboren wurde, war ebenfalls in der Schule des Bellini gebildet worden, und das kühne Streben seines Mitschülers Giorgione blieb nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung. Während jedoch der talentvolle Giorgione, noch zu großen Hoffnungen berechtigend, in der Blüthe der Jahre hinstarb, war dem Hauptmeister der venetianischen Schule ein fast hundertjähriges Leben beschieden. Einer jener seltenen Menschen, deren Lebenskraft, weder durch äußere noch durch innere Stürme gebrochen, selbst im höchsten Alter sich frisch erweist, legte Tizian die Palette

*) Die Kunst und die Künstler des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, von A. Wolfgang Becker. Leipzig. E. A. Seemann.

erst aus der Hand, als er im neunundneunzigsten Jahre nicht der Schwäche des Alters, sondern der Pest, die Venedig heimsuchte, zum Opfer fiel. Ein hoher Gleichmuth, ein fester Sinn, der überall Maß zu halten weiß in Arbeit und Genuß, spricht aus den ruhigen, klaren Zügen des jugendlichen Greises. Treu und fest bei den Grundlagen beharrend, die er im Verein mit Giorgione in die venetianische Malerei eingeführt hatte, hielt er sich in seinen letzten, mit schon ermatteter Hand ausgeführten Bildern noch immer auf der Höhe der classischen Zeit Rafael's, während rings um ihn her die Malerschulen Italiens bereits Maß und Ziel verloren hatten.

Tizian's äußere Lebensschicksale bieten wenig von jenen Wechselfällen dar, welche, tief eingreifend in das Innere der Menschen, grade bei hochbegabten Naturen das menschliche Interesse lebhaft herausfordern.

In seinem zehnten Jahre kam er nach Venedig in das Haus seines Oheims, Antonio Vecellio, der ihn bei dem Mosaikmaler Sebastian Zuccato in die Lehre that. Da aber dieser einsichtige Mann die bedeutenden Anlagen seines Zöglings einer bessern Schule für würdig hielt, so rieth er dem Oheim, seinen Neffen der Leitung des Gentile Bellini anzuvertrauen, welcher damals in Gemeinschaft mit seinem Bruder Giovanni den Sitzungssaal des großen Rathes mit Gemälden auszuschmücken beauftragt war. Aber auch dieser Lehrer



Tizian Vecellio.

konnte den Forderungen des Genies nicht genügen, und da Tizian's heller Sinn gar bald herausfand, daß Giovanni's künstlerische Befähigung die des Bruders weit überragte, so zog er es vor, bei diesem Meister zu arbeiten, nachdem der langsam und ängstlich arbeitende Gentile ihm eines Tages erklärt hatte, er (Tizian) werde bei seiner flüchtigen und hastigen Handhabung des Pinsels es nie zu etwas Rechtem bringen. In Giovanni's Werkstatt fand er an dem jungen Giorgione einen mitstrebenden, höchst begabten Genossen, der gar bald den Meister Bellini im Colorit soweit übertraf, daß er der ganzen jüngern Malergeneration Venedigs zum Vorbilde wurde. Tizian war einer der ersten, welcher zu der Malweise Giorgione's überging, und wie dieser die Natur in ihrer vollen Wahrheit, aber in edler Auffassung, wiederzugeben strebte.

Tizian, zwar langsamer in seiner Entwicklung, überholte später den feurigen Altersgenossen, indem er zu einer feinern und zartern Technik und in der Durchbildung des Einzelnen zu glänzenderen Resultaten gelangte. Schon eins seiner frühesten Gemälde, von dem es heißt, daß er es deshalb so fein ausführte, um selbst Dürer, der damals (1506) in Venedig verweilte, an Genauigkeit zu übertreffen, der Christus, dem der Pharisäer das Geldstück zeigt (Christus mit dem Zinsgroschen, Cristo della moneta, jetzt in der Dresdener

Galerie, bekannt durch den Stich von Steinla), läßt die hohe Begabung des Meisters in der malerischen Behandlung des Fleisches bis in's Einzelne erkennen. Vortrefflich ist darin das Haupthaar ausgeführt, und an den fleischigen Theilen könnte man fast die Poren der Haut zählen. Indeß was höher steht als diese Neuheit der Wirkung, sondern durch die lautere Darstellung der Wahrheit hinreißt. Fügen wir hinzu, daß diese Wahrheit zugleich mit der Schönheit auf's Engste verbunden war, daß Tizian's künstlerische Vorwürfe im Wesentlichen darauf ausgehen, das menschliche Dasein in seinen glücklichsten Momenten zu treffen, ohne Beziehung auf



Christus mit dem Zinsgroschen.

Künstlichkeit, die sich bis auf den Widerschein der Gegenstände in den Augäpfeln erstreckt, das ist die wunderbar schöne Charakteristik des Heilands, der mild und streng zugleich, mit einer unbeschreibbaren Würde im Ausdruck, sich ruhig umwendend, auf die verfängliche Frage des schlauen Pharisäers die wohlbekannte Antwort ertheilt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!"

Allmälig bildete Tizian seinen eigenen Stil weiter aus, der, wie Lanzi sagt, der Weise Giorgione's an Kraft und Feuer nachstehend, den Beschauer nicht durch die kirchliche oder profane Geschichte, oder symbolische und allegorische Tiefsinnigkeiten, so haben wir den Hauptzug des Tizianischen Kunstcharakters, der eben die vollendetste Ausprägung des Charakters der venetianischen Malerei überhaupt ist. Uebrigens war Tizian unbestritten der vielseitigste Maler Venedigs, und nur insofern tritt seine Befähigung zur Composition bei der Ausführung historischer Gemälde zurück, als er hier von Rafael, Michelangelo und Andern überragt wurde.

Als der Meister bereits einen großen Ruf erworben hatte, bestellten die Mino-

riten für ihre Kirche ein großes Altarbild, eine Himmelfahrt Mariä. Dies war das erste Andachtsbild von größerer Bedeutung, welches Tizian malte, und bildet jetzt einen der schönsten Edelsteine der Akademie zu Venedig.

Als Giorgione 1511 gestorben war, gab es Niemanden mehr in Venedig, der sich Tizian vergleichen konnte, obwohl vielleicht mancher der sehr achtbaren jüngern Künstler mehr Neigung als Fähigkeit hatte, ihm den Rang streitig zu machen. Nicht nur in Venedig, wo er unter Andern den Palast Grimani mit Fresken ausmalte, sondern auch auswärts fand er reichliche Beschäftigung. Doch scheint er bis zu jener Zeit nicht weit über die Grenzen des venetianischen Gebietes gekommen zu sein. Er war vierunddreißig Jahre alt, als er sich mit einer jungen Venetianerin verheirathete. Die Frau starb jung, nachdem sie ihm drei Kinder geboren, von denen Horazio dem Berufe des Vaters folgte, ohne jedoch nur annähernd die künstlerische Bedeutung desselben zu gewinnen.

Als Hinterlassenschaft Giorgione's fiel ihm um diese Zeit die Vollendung der von diesem begonnenen Ausmalung des Saales im Dogenpalaste zu, in welchem der große Rath seine Sitzungen hielt. Vom Senat mit diesem Auftrage beehrt, soll er an Giorgione's Entwürfen Manches geändert und namentlich der Darstellung Friedrich Barbarossa's, der dem Papst Alexander III. den Fuß küßt, dadurch ein erhöhtes Interesse gegeben haben, daß er auf diesem Gemälde eine große Anzahl lebender Notabilitäten in Politik, Kunst und Wissenschaft einführte, so den ihm befreundeten Dichter, spätern Cardinal, Bembo, dann Ariosto, mit dem er ebenfalls bekannt geworden war, und viele Andere. Leider vernichteten die Brände vom Jahre 1574 und 1577 diese Malereien gänzlich. Dieselben hatten aber in so hohem Grade den Beifall der Senatoren gefunden, daß der Meister mit einer Sinecure belohnt wurde, die ihm jährlich 300 Scudi eintrug, gegen die einzige Verpflichtung, das Bildniß jedes neugewählten Dogen für nur 8 Scudi Entschädigung anzufertigen.

Es konnte nicht fehlen, daß nun auch fremde Municipalverwaltungen, Fürsten und Große Tizian's Dienste in Anspruch nahmen. Vor Allen bemühte sich Alphons von Este, Herzog von Ferrara, ihn an seinen Hof zu ziehen, wo Ariosto den Mittelpunkt eines gewählten Kreises geistig bedeutender Männer bildete. Tizian folgte der Einladung im Jahre 1514 und malte darauf für den Palast del Castello seine berühmten Bacchanalien. Wenn er schon vorher mit großem Eifer in der Darstellung schöner Sinnlichkeit seine hohe Meisterschaft bekundet hatte, so trat dieser Grundzug seines künstlerischen Wesens noch deutlicher und mit ungleich mächtigerem Reize hervor, als er das Gebiet der griechischen Fabelwelt betrat. Hier war ja die Darstellung des Naturschönen vollberechtigt, hier störte ihn nicht der Gegensatz, mit welchem die kirchliche Tradition den Neigungen des Künstlers gegenübertrat.

Wie einst Giotto und Dante in enger Freundschaft sich gegenseitig förderten und hoben, so war auch der freundschaftliche Umgang Ariosto's mit Tizian für Beide eine Quelle geistigen Genusses und geistiger Erhebung. Bei Beiden befruchteten verwandte Elemente den Boden ihrer schöpferischen Thätigkeit. Ariosto's Schilderungen der äußern Menschennatur sollen den Anregungen, welche Tizian's malerische Darstellung ihm gab, ihre lebhafte Farbe, ihre überzeugende Lebendigkeit verdanken, während die reiche Phantasie des Dichters erweiternd auf den Kreis der poetischen Motive des Malers einwirkte. Gewiß wird daher Tizian nicht ohne Schmerz Ferrara verlassen haben, zumal da er ein Freund geselligen Frohsinns war, den die schöne und geistreiche Lucrezia Borgia, so abschreckend und schwarz ihr Bild auch gewöhnlich gezeichnet wird, als Gemahlin des Herzogs, um sich her zu verbreiten wußte. Wenn man die Schandthaten dieser Frau auch nur zum kleinen Theile für wahr halten muß, so erscheint es fast wie Ironie, daß sie Tizian's Pinsel zur Darstellung einer heiligen Familie benutzte, auf welcher sie selbst sich, flehend und die Hände faltend, der Gottesmutter naht, gefolgt von dem Herzog, der, mit der Hand ihren Oberarm umfassend, sie vorwärts zu der Hochgebenedeiten hin zu drängen scheint. Dies prächtige Bild befindet sich nebst noch einer andern heiligen Familie mit dem heiligen Hieronymus, ebenfalls einem Präsentationsbilde, welches eine ähnliche Gruppirung, aber ganz andere Köpfe zeigt, in der Dresdener Galerie.

Obgleich vielfach angefeindet und verkleinert, kehrte Tizian als einer der gefeiertsten Männer seiner Zeit nach Venedig zurück. Die Stadt, stolz auf ihren großen



Meister, bemühte sich hinfort mehr noch als früher, denselben für immer an sich zu fesseln. Die angesehensten Familien der Republik überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen und ließen es an Aufträgen nicht fehlen; die Stadt gewährte ihm Steuerfreiheit, eine Gunst, um welche der in ungleich dürftigern Verhältnissen lebende Dürer bei den reichen Nürnberger Rathsherren ziemlich um dieselbe Zeit vergebens petitionirte. Da Tizian's Arbeiten schon hoch im Preise standen, so konnte das Verlan-

gen nach größerm Gewinne ihn unmöglich reizen, die Stadt zu verlassen, wo ein zahlreicher Freundeskreis sich um ihn schaarte, und glückliche Familienverhältnisse ihm das Leben erheiterten. So blieb denn auch Leo's X. Bemühung, den Künstler an den päpstlichen Hof zu ziehen, eben so vergeblich wie die Anerbietungen Franz' I. von Frankreich, als dieser König im Jahre 1515 in Italien verweilte. Nur zu Ausflügen in der Nähe auf kürzere Zeit ließ sich Tizian bewegen. So treffen wir ihn



Paul Veronese.

bald wieder in Ferrara, wo er für Alfonso von Este das Bildniß der schönen Laura Eustachio malte, welche nach dem Tode der Lucrezia des Herzogs Gattin wurde.

Von großen Gemälden, welche in dieser Zeit in Venedig entstanden, sind die bedeutendsten die Schlacht bei Cadore und die Ermordung des Peter Martyr. Die hohe Schätzung, welche diesem letztern Werke zu Theil wurde, veranlaßte den Senat der Republik, den Verkauf desselben bei Todesstrafe zu untersagen.

Gegen Ende der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, als Tizian im reifsten Mannesalter stand, entwickelte Venedig die höchste Blüthe seines geistigen Lebens. Ein Kreis ausgezeichneter Gelehrter sammelte sich um den berühmten Buchdrucker und Buchhändler Aldus Manutius, dem die Wissenschaft die Einführung der ersten correcten, klar gedruckten Ausgaben griechischer Classiker zu danken hat. Pietro Bembo, geachtet als Dichter und Geschichtschreiber, kehrte als Historiograph der Republik nach Venedig zurück und trat mit Aldus in enge Beziehung. Zu diesen gesellte sich der geistreiche Satiriker Pietro Aretino, damals aus Rom verwiesen, aber auch an keinem andern Orte Italiens vor Verfolgungen sicher; denn seine boshaften Episteln verfeindeten ihn mit aller Welt. So gefürchtet war seine Feder, daß die größten Machthaber, wie Franz I. und Karl V., sich durch Pensionen vor seinen Ausfällen zu sichern, für gut fanden. Auch Jacopo Sansovino, angesehen als Bildhauer und einer der ausgezeichnetsten Baumeister seiner Zeit, ließ sich damals in Venedig nieder und beschenkte die Stadt mit den edelsten Erzeugnissen seiner künstlerischen Thätigkeit. Es waren vornehmlich die beiden Letztgenannten, welche zu Tizian's täglichen Genossen zählten. Dieser selbst lebte damals wie ein Fürst, und die glänzende Schilderung, welche Priscianese, ein Gelehrter damaliger Zeit, von einem jener Feste gibt, die Tizian häufig zur Belustigung seiner Freunde auf seiner Villa am Ufer des Meeres, der Insel Murano gegenüber, zu veranstalten pflegte, eröffnet uns einen Einblick in das heitere Verkehrsleben, in welchem der große Künstler sich bewegte. Für einen Andern wäre der stete Umgang mit dem lockern, charakterlosen Aretino,

dessen Feder Jedem gefährlich aber auch Jedem käuflich war, eine Klippe geworden; aber an Tizian's männlichem und edlem Sinne scheint das tolle Treiben solcher Freunde nichts geändert zu haben. Ihn belustigte die ausgelassene Laune des Witzbolds, der mit vortrefflichen geselligen Vorzügen ausgestattet war. Ihm galt der Spruch unseres großen Dichters, mit dem er manchen Charakterzug gemein hat, als Richtschnur:

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste!

Im Jahre 1529 reiste der Meister auf Veranlassung des Cardinals Ippolito di Medici zur Kaiserkrönung nach Bologna, wo er Karl V. in spanischer Tracht zu Pferde sitzend abbildete. Die Schönheit des Bildes erwarb dem Künstler für immer die Zuneigung des großen Kaisers, der seine Dienste später noch bei mehrern Gelegenheiten in Anspruch nahm. Als Belohnung für das Kaiserbild empfing Tizian 1000 Scudi, die er jedoch mit dem Bildhauer Alphons Lombardi theilen mußte. Dieser hatte nämlich die Gelegenheit benutzt, um eine von ihm gefertigte Büste des Kaisers in dem Arbeitszimmer Tizian's aufzustellen, und wartete daselbst den Besuch des großen Potentaten ab, den er solcher Weise auch auf sich zu beziehen für gut fand.

Die zweite Begegnung unseres Meisters mit Karl V. fand im Jahre 1532 ebenfalls in Bologna statt, wo der Kaiser sich zu einer Besprechung mit dem Papste eingefunden hatte. Tizian wurde ebenfalls dahin beschieden, um ein zweites Porträt der kaiserlichen Majestät anzufertigen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, nach einer bekannten Anekdote, daß der Kaiser, der ein besonderes Vergnügen daran fand, Tizian in seinem Arbeitszimmer während des Malens zuzusehen, eigenhändig einen Pinsel aufhob, den der Meister zufällig hatte fallen lassen. Da dieser über die kaiserliche Dienstleistung betroffen schien, lehnte Karl, wie es heißt, den verlegenen Dank des Künstlers mit den Worten ab: „Ein Tizian ist es doch wohl werth, daß er von einem Kaiser bedient wird.“

Zum dritten Male sollte Tizian im Jahre 1538 vom Kaiser berufen werden, als dieser von seinem Kriegszuge gegen Tunis zurückkehrte und sich einige Zeit in Asti im Piemontesischen aufhielt. Endlich ließ Karl V. den Meister noch zweimal nach Augsburg kommen, nämlich im Jahre 1548 und 1550. Obschon ein Siebziger, machte sich Tizian auf den Weg und erschien am Hofe des Kaisers begleitet von einem fast fürstlichen Gefolge. Während seines ersten Aufenthalts in Augsburg fertigte er vermuthlich das vortreffliche Bildniß des kaiserlichen Prinzen, nachherigen Königs von Spanien, Philipps's II., welches sich im Palast Pitti in Florenz befindet. Es stellt den Prinzen in ganzer Figur dar. Ein anderes von Tizian gemaltes, ebenfalls höchst geistvoll aufgefaßtes Bildniß desselben Monarchen, in halber Figur, sieht man im Palast Corsini zu Rom.

Man hat Tizian oft den „König der Maler“ genannt, und in der That verdient wohl Keiner mit größerm Recht diesen Titel. Wohl mag in der Farbe selbst der letzte große Meister der venetianischen Schule, Paolo Veronese, noch großartigere, wahrhaft königliche Pracht entwickelt haben, aber kein Künstler hat bei seinen Lebzeiten solch ein fürstliches Ansehen genossen wie Tizian. Mit fast allen gekrönten Häuptern seiner Zeit, mit den größten weltlichen und geistlichen Würdenträgern stand Tizian in persönlichem und schriftlichem Verkehr. Sein äußeres Auftreten, sein feiner gesellschaftlicher Tact lassen ihn als den Weltmann erkennen, der alle Umgangsformen seiner Zeit beherrschte. Konnte er es doch sogar unternehmen, für seinen arg discreditirten Freund Aretino, wenn auch nicht mit dem gehofften Erfolg, wegen eines Cardinalhutes Unterhandlungen einzuleiten.

Außer der reichen Bezahlung, die Tizian für seine dem Kaiser geleisteten Dienste empfing, verlieh ihm dieser zwei Pensionen von je 200 Scudi aus den Kammern von Neapel und Mailand und erhob ihn, nachdem er 1553 die Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit, welcher von der allegorisch personificirten Kirche die Familie Karl's empfohlen wird, vollendet hatte, zum Reichsgrafen und seine Kinder in den erblichen Adelstand. Das letztgenannte Bild war für das Kloster St. Just bestimmt, wo Karl bekanntlich sein Leben beschloß. Der Entwurf dazu entstand schon fünf Jahre früher in Innspruck, bis wohin Ti-

zian den Kaiser auf seiner Reise begleitet hatte.

In der Wiedergabe des Zaubers weiblicher Schönheit ist Tizian's Größe unbestritten. Die unter dem Namen seiner Geliebten wie seiner Tochter Lavinia bekannten Bildnisse legen dafür Zeugniß ab. Berühmt ist auch seine Meisterschaft in der Darstellung der nackten weiblichen Körperformen. Das bekannteste Gemälde dieser Gattung ist die Venus in der Dresdener Galerie. Der Anklang, welchen diese Arbeiten fanden, veranlaßte Tizian denn auch zu vielen mythologischen Gemälden, von denen die im Palast Borghese befindliche Ausrüstung Amors eines der vorzüglichsten ist. Seine berühmte Danae malte Tizian 1545 in Rom. So lächerlich auch der Vorwurf erscheint, der dem Meister oft gemacht wurde, er habe die Antike nicht studirt, wenn man bedenkt, wie grade er der Sinnesweise wenigstens jener griechischen Meister am nächsten kam, die nicht den idealen oder heroischen, sondern den realistischen Ton anschlagen, so mochte er doch dem Wunsche, die Schätze der alten Kunst in Rom kennen zu lernen, wohl nicht länger Widerstand leisten, als ihn auf's Neue ein ehrenvoller Ruf zum Besuche der ewigen Stadt antrieb. Auf den Wunsch Paul's III. reiste er im Herbst 1545 von Venedig ab. In Urbino empfing ihn der Herzog mit den größten Ehren und gab ihm ein glänzendes Geleite zur Weiterreise nach Rom, wo für den Künstler im Belvedere eine fürstliche Wohnung eingerichtet ward. Hier malte er den Papst in ganzer Figur und zwar so sprechend ähnlich, daß nach der Erzählung Vasari's das Volk erfurchtsvoll das Bildniß grüßte, als Tizian, um in der Sonne den Firniß trocknen zu lassen, dasselbe auf der Terrasse aufgestellt hatte. Vasari, der auf Anordnung des Cardinals Farnese bei dem gefeierten Gaste die Dienste eines Cicerone versah, hat uns auch das Urtheil Michelangelo's aufbewahrt, welches dieser über die Kunst Tizian's fällte. Eines Tages, so berichtet der Biograph, war Michelangelo mit Vasari in's Belvedere gegangen, um Tizian zu besuchen, als sie in seinem Arbeitszimmer eine Danae bemerkten, über welche sie ihm Complimente machten, wie man in des Künstlers Gegenwart zu thun pflegt. Als sie Abschied genommen, lobte Michelangelo Tizian's Colorit und Darstellungsweise; „aber," sagte er, „es ist Schade, daß man in Venedig nicht von Grund aus zeichnen lernt und keine bessern Studien macht. Dieser Mann, der eine schöne Begabung und einen angenehmen Stil hat, würde seines Gleichen nicht haben, namentlich was die Wiedergabe des Lebens anlangt, wenn die Kunst so viel für ihn gethan hätte wie die Natur." Dieses Urtheil Michelangelo's ist seitdem viel nachgesprochen, ja man hat Tizian den Vorwurf gemacht, er sei ein Schnellmaler, wie später Tintoretto, gewesen und habe auf die Zeichnung so wenig gegeben, daß er ohne Cartons gleich mit dem Pinsel an's Werk gegangen sei. Dieser Vorwurf ist durch aufgefundene Handzeichnungen von ihm zur Genüge widerlegt. Allerdings konnte er sich in der Zeichnung mit Michelangelo nicht messen und kleine Verzeichnungen lassen sich bei seinen Figuren hier und dort auffinden, aber daß sie störend und auffällig wären, wird Niemand behaupten können.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier aller Reisen gedenken, welche Tizian meist in Folge von Aufträgen unternahm. So arbeitete er in Mantua, wo Giulio Romano den herzoglichen Palast bereits mit einer Menge von Gemälden ausgestattet hatte, dann in Urbino, in Spelimberg und in Cadore, wo er gewöhnlich im Sommer zu seinem Vergnügen eine Zeit lang sich aufzuhalten pflegte.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens begann allgemach die Abnahme der Kräfte schwächend auf die Schöpfungen des Meisters einzuwirken. Er arbeitete mühsamer, wenn auch immer mit Fleiß und Ausdauer. Er selbst merkte oder wollte das Zurückgehen seiner Kräfte nicht merken, und charakteristisch für den Greis, der sich seiner künstlerischen Bedeutung bewußt war, ist es, daß er einst, als die Echtheit einer Verkündigung, die er für S. Salvatore in Venedig gemalt hatte, bezweifelt wurde, im Unwillen darunter setzte: Tizianus fecit fecit. Bis in sein letztes Lebensjahr lehnte er selten eine Bestellung ab und malte in seinem siebenundneunzigsten Jahre noch den König Heinrich III. von Frankreich, der ihn zu diesem Zwecke bei seinem Aufenthalt in Venedig aufsuchte. Sein letztes Werk war eine Kreuzabnahme (in

der Akademie zu Venedig), an deren Vollendung ihn der schnelle Tod (1576) verhinderte. Wenn in diesem Bilde von ziemlich großen Dimensionen auch in den verschwommenen Formen und Linien die matte Hand des neunundneunzigjährigen Greises sich verräth, so ist doch wahrhaft staunenswerth die Wahrheit und frische Kraft des Affects und die Schönheit der glühenden Farben, die Tizian's letzte Pinselstriche hervorzubringen vermochten. Seine Leiche wurde in der Kirche S. Giovanni e Paolo beigesetzt, und seine Ruhestätte fünfundvierzig Jahre später mit einem Ehrendenkmal geschmückt.

Die bedeutendsten Nachfolger Tizian's sind Pordenone und Jacopo Robusti, der als der Sohn eines Färbers den Beinamen Tintoretto erhielt, unter welchem er berühmt geworden ist.

Mit Paolo Caliari, geboren 1528, nach seiner Vaterstadt Verona il Veronese genannt, erlebte die venetianische Schule ihre zweite Jugend. Er faßt die Natur mit voller, freier Unmittelbarkeit auf, aber getragen und gehoben von jener classischen Größe des Sinnes, welche durch die frühern Meister der Schule bereits begründet war. Seine Bilder stellen das Leben in glänzendem, festlichem Rausche dar, wie es bei den freudigsten Anlässen sich entwickelt; der volle Genuß des Daseins spricht aus ihnen zu uns.

In welchem Jahre Paolo Veronese in Venedig eintraf, darüber fehlen uns beglaubigte Nachrichten. Es dürfte indeß kaum vor seinem fünfundzwanzigsten Jahre der Fall gewesen sein; denn seine ersten mit Erfolg gekrönten Schöpfungen, die Malereien für das Kloster S. Sebastian, fallen in das Jahr 1555. Tizian, obwohl ein Greis von sechsundsiebzig Jahren, stand damals noch immer auf der Höhe seines Ruhmes, Tintoretto aber, im besten Mannesalter, beherrschte neben ihm das Kunstgebiet, indem er, zu allgemeiner Anerkennung gelangt, seinen Ruf benutzte, um, so viel möglich, alle bedeutenden Arbeiten an sich zu bringen. Neben diesem rüstigen Künstler, der durch fabrikmäßige Schnellmalerei, bei der zur Mode gewordenen Kunstpassion der venetianischen Nobili, die mehr noch auf rasche und wohlfeile, als auf sorgfältige Ausführung ihrer Aufträge gaben, seine Kundschaft leicht befriedigte, mußte der junge unbekannte Veroneser einen schweren Stand haben. Glücklicherweise fand Paolo aber einen Landsmann in Venedig, der ihm mit väterlicher Freundschaft zugethan und in jeder Weise behilflich war, den Pater Bernardo Torlioni im Kloster der Hieronymiten von S. Sebastian.

Der Verwendung und Empfehlung dieses trefflichen Mannes hatte es Paolo zu verdanken, daß ihn der geistliche Vorstand des genannten Klosters damit beauftragte, zunächst die Sacristei der Kirche auszumalen, sodann aber das Schiff mit großen Deckengemälden zu schmücken. Als Gegenstand der Darstellung waren Scenen aus der Geschichte der Esther gegeben, dieser Erzählung, die so überreich an poetischen Elementen ist und Gelegenheit bietet, den Prunk und die Herrlichkeit eines orientalischen Hoflebens mit aller Farbenpracht darzustellen.

Als das Gewölbe nach Vollendung der Arbeit enthüllt wurde, blieb Bewunderung und Beifall nicht aus. Der große Zulauf, welchen in Folge dessen die Kirche des Klosters hatte, übertraf alle Erwartungen der Klosterbrüder. Unverzüglich beschlossen sie, dem trefflichen Meister auch die weitere Ausschmückung der Kirche zu übertragen, nämlich die Bemalung des Chors, der Orgelflügel und der äußern Kirchenwände. Diese Malereien kamen indeß erst später, wie es scheint, mit Unterbrechungen, vom Jahre 1560—1565, zur Ausführung. In die Zwischenzeit fielen noch andere Arbeiten des Meisters, die ihn nach und nach immer höhere Stufen seines Künstlerruhms emporsteigen ließen.

Nach längerem Aufenthalte und ruhmreichem Wirken in seiner Vaterstadt Verona kehrte Paolo 1560 nach Venedig zurück, wo er auf's Neue eine große Thätigkeit entfaltete. Gastmäler, große Repräsentationsgemälde, wie die in Dresden befindliche Anbetung der drei Könige, und imposante Kirchenbilder erhöhten bald seinen Ruhm.

Je mehr Tizian's Kräfte abnahmen, desto mehr wurde Paolo der Mann der Mode. Die Zeiten hatten sich geändert. Der Kunstsinn der Großen war in eine Kunstsucht ausgeartet, und wer sich standesgemäß einrichten wollte, in dessen Palaste durfte es an Gemälden berühmter Meister nicht feh-

len; wer kein Original bezahlen konnte, behalf sich mit Copien und Kupferstichen. Durch diese Kunst der Vervielfältigung wurden auch Veronese's Gemälde in immer weitern Kreisen bekannt. Die Herzöge von Savoyen und Mantua, Kaiser Rudolf II. und Philipp II. von Spanien, welche noch kein Werk des Meisters besaßen, ließen ihn fast gleichzeitig um Anfertigung von Gemälden für ihre Paläste ersuchen. Paolo befriedigte den ersten mit einer **Königin von Saba bei Salomo** (in der Turiner Galerie), den zweiten mit einer **Findung Mosis**, den Kaiser mit einer mythologischen Darstellung, **Kephalos und Prokris**. Die Einladung Philipp's II.,



Die Anbetung der Weisen.

nach Spanien zu kommen, um die Zimmer im Escurial auszumalen, lehnte er ab, und überließ es dem schlimmsten Kunstverderber, Federigo Zuccaro, des Königs Wünsche zu befriedigen.

Es wird Paolo keine große Ueberwindung gekostet haben, die glänzenden Aussichten, welche ihm als königlich spanischem Hofmaler winkten, an sich vorüberziehen zu lassen. An Venedig hing sein ganzes Herz, und wenn der Ruhm ihn lockte, so harrte ihm nirgend ein glänzenderes Ziel als hier. Von allen den Schülern und Nachahmern Giorgione's und Tizian's war außer Tintoretto fast kein Einziger mehr thätig. Bordone, Bonifazio, Veneziano und Tizian's Sohn Horazio waren gestorben, Tizian selbst war hoch betagt und Tintoretto's Arbeiten begannen bereits die Schwäche des Alters zu verrathen. Von dem jüngern Palma aber und den Söhnen des Bassano brauchte der große Meister nicht zu fürchten, seinen Ruhm verdunkelt zu sehen. Dazu stieg der Preis seiner Malereien von Tag zu Tage mit der Zunahme der Ansprüche, welche von allen Seiten an seine Arbeitskraft gestellt wurden. Bald gab es Paläste und Villen mit ganzen Gemäldecyklen auszuschmücken, wie der Landsitz der Familie Grimani zu Orlago, die Villa der Medici zu Artemino und der Palast Pisani in Venedig, bald waren es Klöster und Kirchen, welche seiner kunstfertigen Hand bedurften, in Verona, Brescia, Montagnana, Treviso, Padua und vorzüglich in Venedig selbst, wo fast jede Kirche Zeugnisse seiner Thätigkeit aufzuweisen hat, so außer den schon früher erwähnten S. Zacharia, S. Silvestro, S. Sofia, d'Ogni-Santi und dell' Umiltà.

Wie Tizian und Tintoretto, so hatte auch Veronese niemals danach verlangt, das venetianische Gebiet zu verlassen, sei es des Erwerbs wegen, oder aus andern Gründen. In Folge einer Aufforderung seines Gönners Girolamo Grimani, Procurators von St. Marco, begleitete er diesen jedoch in jüngern Jahren auf seiner Gesandtschaftsreise nach Rom. Er benutzte zwar damals die Gelegenheit, die Werke antiker Sculptur und die Malereien der großen Meister des Cinque Cento zu studiren, ohne daß jedoch diese Studien ihn von der einmal eingeschlagenen Richtung irgendwie abgeleitet hätten. Er blieb zu seinem Glücke ganz Venetianer. Später fesselte ihn seine Familie noch mehr an die Stadt, der er den größten Theil seines Glückes und seiner Erfolge zu danken hatte.

In seinem häuslichen Leben erscheint Paolo als der grade Gegensatz zu Tizian. Er war haushälterisch und sparsam, und der einzige Luxus, den er trieb, bestand in seiner Sammlung von Kostbarkeiten aller Art, Edelsteinen, Geschmeide, Geräthschaften, kostbaren Kleiderstoffen, Draperien, kurz solcher Gegenstände, deren er als Apparat zur Herstellung seiner Gemälde bedurfte; ja man erzählt, daß er aus Geiz nur ungern das Ultramarin angewendet habe, weil ihm diese Farbe zu theuer war. In seinen spätern Jahren wurde er mehr und mehr Geschäftsmann, und unter dem Schutze seiner Firma mußte schon manches mittelmäßige, flüchtig angefertigte Bild mit durchgehen. Seine Rücksicht auf den Kundenkreis, den er sich verschafft, verführte ihn weiterhin zu Concessionen, die seinem künstlerischen Namen keine Ehre machen. Die edle Sinnlichkeit, welche die frühern Erzeugnisse der venetianischen Schule auszeichnet, verliert sich mehr und mehr bei der Darstellung weiblicher Schönheit. Die nackten und halbnackten Gestalten Paolo's, wie die Susanna im Bade (in der Dresdener Galerie), gehen offenbar auf Sinnenreiz aus, und die fette Ueppigkeit des Fleisches erscheint so absichtlich und aufdringlich, daß von einem bloßen Gefallen an der schönen Form nicht mehr die Rede sein kann. Hier zeigen sich die Spuren des Verfalls, denen auch die venetianische Kunst nach Paolo's Tode mit raschen Schritten entgegenging.

Paolo starb im Mai des Jahres 1588. Seine Leiche wurde in der Kirche Sanct Sebastian, dem bewunderungswürdigsten Schauplatz seiner Thätigkeit, beigesetzt. Seine beiden Söhne und sein Bruder ließen seine Büste in der Nähe der Orgel aufstellen und seine Grabstätte mit einer einfachen Inschrift kennzeichnen.

Meteorologisches und Astronomisches.

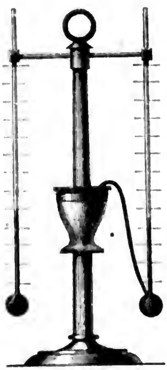
Von B. Ellner.

X. Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung.

Das Psychrometer, auch Thermohygrometer genannt, ist dasjenige meteorologische Instrument, das aus zwei sehr empfindlichen in Zehntelsgrade abgetheilten Quecksilberthermometern besteht, von welchen die Kugel des einen vor der Beobachtung mit klarem Wasser, am besten mit destillirtem Wasser, angefeuchtet wird, jedoch so, daß an der Thermometerkugel keine Wassertropfen hängen bleiben. Am vortheilhaftesten hängt man beide Thermometer an einem Stativ im Freien auf. Will man sich die Befeuchtung der Thermometerkugel bei jeder einzelnen Beobachtung ersparen, so kann man auch die zu befeuchtende Kugel mit einer leichten Bedeckung aus Baumwollenzeug umgeben, die man feucht erhält, oder man leitet mittelst eines Baumwollenfadens das Wasser aus einem mit Wasser gefüllten Gefäße, in der Nähe des Thermometers angebracht, stets zu und erhält auf diese Weise am bequemsten die baumwollenzeugene Bedeckung der Kugel fortan feucht. In unserer beigegebenen Zeichnung (Fig. 1) geschieht die Zuleitung des Wassers auf die letzterwähnte Weise.

Durch das Befeuchten der einen Thermometerkugel wird sofort das Quecksilber des Thermometers empfindlich berührt, das an der Kugel hangengebliebene Wasser verdunstet und es wird durch die Verdunstungskälte die Quecksilbersäule des nassen Thermometers herabgedrückt, oder wie man sagt, das Quecksilber sinkt. Das nachbarliche nicht an seiner Kugel befeuchtete, also trocken erhaltene Thermometer wird seinen Stand beibehalten und der Unterschied der Grade, beziehungsweise Zehntelsgrade des befeuchteten und trockenen Thermometers wird notirt und mittelst des gleichzeitigen Barometerstandes die Spannung und der Druck der Dämpfe in der Atmosphäre gefunden. In der hier beifolgenden Tabelle kann leicht durch Interpolation aus der Differenz des trockenen und befeuchteten

Fig. 1.



Psychrometer

Thermometers der Wassergehalt der Luft gefunden werden, z. B. das trockene Thermometer zeigte 9 Grad Celsius und das befeuchtete 6 Grad Celsius, mithin eine Differenz von 3 Grad, so ist der Wassergehalt der Luft gleich 5,7 oder mit Worten, jedes Cubikcentimeter Luft enthält 5,7 Gramm Wasserdampf.

Lufttemp. nach Cels.	Differenz des trockenen und befeuchteten Thermometers.												
Grade	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
— 15	2,1	1,4	0,6										
— 10	2,9	2,1	1,3	0,6									
— 5	4,0	3,1	2,3	1,5	0,7								
— 1	5,1	4,2	3,3	2,4	1,6	0,8							
+ 1	5,7	4,7	3,8	2,9	2,1	1,2	0,4						
5	7,3	6,2	5,1	4,1	3,1	2,1	1,2	0,3					
10	9,7	8,5	7,3	6,2	5,1	4,0	2,9	1,9	0,9				
15	13,0	11,6	10,3	9,0	7,7	6,5	5,3	4,1	3,0	1,9	0,8		
20	17,1	15,5	14,0	12,5	11,1	9,7	8,3	7,0	5,8	4,5	3,3	2,2	
25	22,5	20,6	18,9	17,1	15,5	13,8	12,3	10,8	9,3	7,9	6,5	5,2	3,9

Wird Wasser in einem unverschlossenen Gefäße längere Zeit der freien Luft ausgesetzt, so wird es bald weniger sein, ein Theil hat sich in elastisches Fluidum verwandelt, welches wir mit dem Namen Dampf oder Dunst bezeichnen. Ist die Wärme des Wassers nur eben so groß, als die der Atmosphäre oder doch nicht viel größer, so sind wir nicht im Stande, mit freiem Auge wahrzunehmen, ob sich über dem Wasser ein anderes Fluidum als atmosphärische Luft befinde, der entweichende Dampf ist unsichtbar. Sobald jedoch die Temperatur des Wassers viel höher ist, als die der Luft, dann bilden sich über dem Wasser Nebel, ein Theil des unsichtbaren Wasserdampfes hat sich niedergeschlagen, verstattet dem Lichte nicht den freien Durchgang und wird dadurch sichtbar. Man sagt daher auch bei solcher Erscheinung in der Atmosphäre, das Wetter sei dunstig.

Wir theilen den Dunst ein in elastischen und niedergeschlagenen.

Siedendes Wasser entwickelt in der Luft elastische Dämpfe, und werden dieselben aufgefangen und gepreßt, äußern sie eine mechanische Kraft, wie jede Locomotive zeigt.

Versinnlichend für den Zweck unsers Aufsatzes ist ein Versuch mit zwei Barometern, welche gleich richtig zeigen. Bringen wir in den einen dieser Barometer und zwar in den luftleeren Raum einige Tropfen reinen Wassers, so können wir aus den Ständen der beiden Barometer den Standunterschied beider erkennen, und bei Vergleichung derselben wird dasjenige niedriger stehen, das mit Wassertropfen versehen ist, denn in diesem entwickeln sich Dämpfe und pressen die Quecksilbersäule herab.

Wir haben bei dem Unterschiede beider Barometerstände die Spannkraft der Dämpfe bei gleichzeitig beobachteter Temperatur.

Von der atmosphärischen Aufnahmsfähigkeit der Dämpfe hängt die Reinheit und Klarheit der Atmosphäre selbst ab.

Zwar zeigen uns viele hygrometrische Gegenstände im Leben an, ob die Atmosphäre dem Anscheine nach trockener oder feuchter sei; Holz, Seile, Darmsaiten, Horngegenstände u. s. w. Jedermann weiß, daß Seile bei feuchter Luft straffer sich spannen als bei trockener, jeder Schiffsmann weiß, obgleich seine Taue dem Wasser ausgesetzt sind, daß bei trockenem Winde dieselben angezogen werden müssen, allein Beobachtungen der Art sind roh und treten erst dann in unsere Wahrnehmung, wenn bereits die Atmosphäre im Zustande der Sättigung oder Nichtsättigung dem Grade nach sehr weit vorgeschritten ist.

Um zu wissen, wann so zu sagen der Moment eintritt, daß die Atmosphäre anfängt mehr Dampf aufzunehmen, überhaupt wieviel die Atmosphäre Dampf aufzunehmen im Stande sei, wendet man das Psychrometer an, um mittelst desselben herzuleiten, ob die Atmosphäre dem Zustande der Sättigung mit Dämpfen näher oder entfernter ist.

Die Gemeinnützigkeit dieses Instruments hat überall Anerkennung gefunden, da alle übrigen Hygrometer aus Haaren, Fischbeinen, Federn u. dergl. nicht so verläßig

sind, als das vom Hauptdirector des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin, Herrn August, in Aufnahme gebrachte Psychrometer.

Um aber auch den Laien, für welche diese Zeilen geschrieben sind, mit Rücksicht auf die oben angeführten Beispiele und Tabelle verständlich zu werden, fassen wir kurz die Psychrometerbeobachtung dahin zusammen.

Je größer die Differenz des trockenen und befeuchteten Thermometers den Graden nach ist, desto trockener, reiner und heiterer ist die Luft, je kleiner diese ist, desto feuchter ist die Luft, und ist die Differenz gleich Null, d. h. stehen beide Thermometer dem Grade nach gleich, dann hat die Atmosphäre den Grad der Sättigung erstiegen, wir haben Nebel oder Regen.

Nach dem Vorausgeschickten wird zugegeben werden müssen, daß dies Instrument wirklich bei genauer Beobachtung mit dem Barometer und Winden ein Wetterverkündiger ist, denn die Witterungsverhältnisse, soweit sie die Menschen bezüglich der Frage: ob schön oder trüb, heiter oder regnerisch, ob kalt oder schneeicht, interessiren, hängen von dem Sättigungspunkte des Dampfgehaltes der Atmosphäre ab.

Um nun auf eine leichte und bequeme Weise die Expansivkraft der Dämpfe in der Luft zu finden, hat man Tafeln entworfen.

Wir geben hier zur Orientirung diese beiden Tafeln, so weit sie hinreichen für einen Barometerstand der Gegenden des mittleren Deutschlands.

Tafel I.

	0,°0	0,°1	0,°2	0,°3	0,°4	0,°5	0,°6	0,°7	0,°8	0,°9
+ 0 Cels.	2,'''03	2,'''04	2,'''06	2,'''07	2,'''09	2,'''10	2,'''12	2,'''13	2,'''15	2,'''16
1	2, 18	2, 19	2, 21	2, 22	2, 24	2, 26	2, 27	2, 29	2, 30	2, 32
3	2, 50	2, 52	2, 53	2, 55	2, 57	2, 59	2, 60	2, 62	2, 64	2, 66
5	2, 86	2, 88	2, 90	2, 92	2, 94	2, 96	2, 98	3, 00	3, 02	3, 04
7	3, 27	3, 29	3, 32	3, 34	3, 36	3, 38	3, 41	3, 43	3, 45	3, 47
9	3, 74	3, 76	3, 78	3, 81	3, 83	3, 86	3, 88	3, 91	3, 94	3, 96
11	4, 25	4, 28	4, 31	4, 34	4, 37	4, 39	4, 42	4, 45	4, 48	4, 51
13	4, 84	4, 87	4, 90	4, 93	4, 96	4, 99	5, 03	5, 06	5, 09	5, 12
15	5, 49	5, 52	5, 56	5, 60	5, 63	5, 67	5, 70	5, 74	5, 77	5, 81
17	6, 22	6, 26	6, 30	6, 34	6, 38	6, 41	6, 46	6, 50	6, 54	6, 58
19	7, 04	7, 08	7, 12	7, 17	7, 21	7, 25	7, 30	7, 34	7, 39	7, 43

Tafel II.

	320'''	325'''	330'''	335'''		320'''	325'''	330'''	335'''
0° 1	0,'''03	0,'''03	0,'''03	0,'''03	1,°0	0,'''26	0,'''26	0,'''27	0,'''27
2	0, 05	0, 05	0, 05	0, 05	2, 0	0, 51	0, 52	0, 53	0, 54
3	0, 08	0, 08	0, 08	0, 08	3, 0	0, 77	0, 78	0, 80	0, 81
4	0, 10	0, 10	0, 11	0, 11	4, 0	1, 03	1, 04	1, 06	1, 08
5	0, 13	0, 13	0, 13	0, 13	5, 0	1, 29	1, 31	1, 33	1, 35
6	0, 15	0, 16	0, 16	0, 16	6, 0	1, 54	1, 57	1, 59	1, 62
7	0, 18	0, 18	0, 19	0, 19	7, 0	1, 80	1, 83	1, 86	1, 88
8	0, 21	0, 21	0, 21	0, 22	8, 0	2, 06	2, 09	2, 12	2, 15
9	0, 23	0, 24	0, 24	0, 24	9, 0	2, 31	2, 35	2, 39	2, 42
					10, 0	2, 57	2, 61	2, 65	2, 69

Der Gebrauch dieser beiden Tafeln ist folgender. Wir wählen das Beispiel in Kämtz Meteorologie: Gesetzt, die Temperatur der Luft wäre 18° Celsius, der Barometerstand 330''' und das nasse Thermometer stände auf 15,°2, so wird die Spannung des Dampfes bei 15,°2 = 5,'''56 in der Tafel I. aufgesucht; die Differenz zwischen den Angaben beider Thermometer ist 18° — 15,°2 = 2,°8, man sucht daher in der

Tafel II. die beiden zu 0,°8 und 2,°0 gehörigen Größen, welche in der mit 330''' bezeichneten Verticalspalte stehen; wird ihre Summe, 0,'''21 + 0,'''53 = 0,'''74 von 5,'''56 subtrahirt, so gibt die Differenz 4,'''82 den Druck der Dampfatmosphäre zur Zeit der Beobachtung. Durch Interpolation wird man für jeden Temperaturgrad und jeden Barometerstand den Druck der Dampfatmosphäre berechnen können.

Wollte man nun auch wissen, welche relative Feuchtigkeit die Luft zur Zeit der Beobachtung hat, so werden die beiden Größen 5,'''56 und 4,'''82 dividirt und der Quotient gibt annäherungsweise die relative Luftfeuchtigkeit in Procenten der Sättigung. Wird dieses Verfahren täglich oder mehrmals des Tages zu bestimmten Beobachtungsstunden fortgesetzt, so erhält man eine Reihe solcher Beobachtungen, die, wie im Bilde 2 und 3 graphisch dargestellt, in Zahlen ausgedrückt Folgendes besagen:

Druck der Dampfatmosphäre in Pariser Linien Centesimalthermometer bei einem mittleren Jahresstand des Barometers von 328,'''50.

	6 U.	2 U.	10 U.	Mittel	der größte		der kleinste	
Januar	1,'''61	2,'''00	1,'''73	1,'''78	am 6. 2 U.	2,'''68	am 31. 6 U.	0,'''70
Februar	1, 41	1, 76	1, 37	1, 86	„ 15. 2 U.	3, 02	„ 10. 6 U.	0, 64
März	2, 00	3, 03	2, 36	2, 46	„ 30. 2 U.	5, 32	„ 11. 6 U.	1, 06
April	2, 71	3, 82	2, 91	3, 15	„ 10. 2 U.	5, 92	„ 25. 10 U.	1, 97
Mai	3, 69	5, 36	4, 14	4, 39	„ 30. 2 U.	7, 71	„ 7. 6 U.	2, 03
Juni	4, 08	6, 46	5, 02	5, 09	„ 20. 2 U.	8, 04	„ 2. 6 U.	2, 50

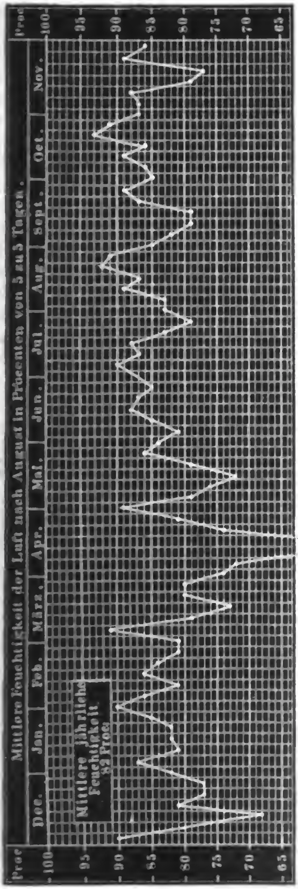
Spannkraft der Dünste in Pariser Linien Centesimalthermometer.

	6 U.	2 U.	10 U.	Mittel	die größte		die kleinste	
Juli	4,'''41	5,'''09	5,'''10	5,'''13	am 28. 2 U.	8,'''50	am 25. 6 U.	2,'''95
August	4, 46	5, 44	5, 38	5, 09	„ 22. 2 U.	7, 94	„ 29. 10 U.	3, 01
Septmbr.	3, 66	4, 90	4, 21	4, 25	„ 5. 2 U.	7, 13	„ 23. 10 U.	1, 29
October	3, 32	4, 18	3, 67	3, 72	„ 5. 2 U.	5, 97	„ 31. 10 U.	2, 30
November	2, 24	2, 55	2, 27	2, 36	„ 2. 2 U.	3, 86	„ 17. 10 U.	2, 01
December	2, 35	2, 87	2, 47	2, 56	„ 28. 2 U.	3, 14	„ 27. 6 U.	0, 48

	Luftfeuchtigkeit in Procenten der Sättigung nach Psychrometer von August.	Gleichzeitige Beobachtung mit einem Haarhygrometer.
Januar	0,94	0,88
Februar	0,71	0,80
März	0,81	0,82
April	0,83	0,82
Mai	0,61	0,68
Juni	0,60	0,63
Juli	0,58	0,63
August	0,60	0,65
September	0,63	0,86
October	0,85	0,82
November	0,90	0,86
December	0,95	0,87
Jahr	0,76	0,78

Von der Verdampfung hängt der stündliche und tägliche, der monatliche und jährliche Feuchtigkeitsgrad der Luft ab. Bei hoher Temperatur verbreitet sich mehr Wasserdampf in der Luft, als bei niedriger, und so läßt sich erwarten, daß je nach dem Sonnenstande, nach der Tages- und Jahreszeit der Feuchtigkeitszustand der Luft

bald im Zu-, bald im Abnehmen begriffen ist. Genaue tägliche Beobachtungen lassen sich graphisch darstellen und wir geben hier eine solche Darstellung in Figur 2, wie sich nach August's Psychrometer der



Figur 2.

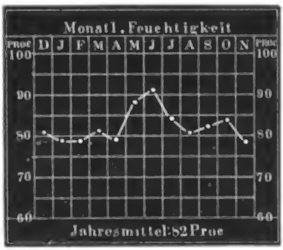
mittlere Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre in Procenten von 5 zu 5 Tagen im mittleren Deutschland gestaltet.

Die vorhandene Menge des Wasserdampfes ist, wie bereits bemerkt, während des Tages verschieden. Mit steigender Tageswärme vergrößert sich die Menge des Dampfes, bis endlich der Boden, durch den Sonnenstand gleichfalls erwärmt, einen in die Höhe steigenden Luftstrom erzeugt, welcher die Dämpfe aus den Niederungen mit in die höheren Regionen der Luft nimmt, wodurch sich die unteren Luftschichten mehr und mehr von Dämpfen reinigen, die Luft klarer werden lassen, obgleich bis zum Höhepunkt der Tagestemperatur, allenfalls bis Nachmittags 2 Uhr, die stete Bildung der Dämpfe fortdauern muß. Mit tieferem Sonnenstand nimmt der Feuchtigkeitszustand der unteren Schichten wieder zu, weil der nach oben ziehende Luftstrom aufhört, bis endlich die Temperatur so weit gesunken ist, daß die Dampfbildung cessirt.

Jeder warme Sommertag gibt hierüber einen Beleg.

Im Winter tritt der oben berührte Maximalpunkt früher als 2 Uhr ein und die Dampfbildung hört vor Sonnenuntergang nach vieljährigen aus eigener Wahrnehmung gemachten Beobachtungen auf. Wie das Maximum und Minimum der Dampfbildung nach den täglichen Beobach-

Figur 3.



tungen sich oben graphisch dargestellt zeigt, so zeigt sich auch ein monatlicher und jährlicher Feuchtigkeitsgrad. In Figur 3 ist der monatliche Feuchtigkeitszustand der Luft dargestellt.

Daß die Veränderungen im Dampfgehalte der Luft auf hohen Bergen anderer Art sein müssen, geht schon daraus hervor, weil der aufsteigende Luftstrom die Wasserdämpfe in die Höhe aus den Niederungen führt. Die Gipfel der Berge sind oft noch in Dünste gehüllt, während die Niederungen der heitersten Luft sich erfreuen.

Soweit uns die psychrometrischen Untersuchungen in den Gegenden interessiren, woselbst das Barometer im mittleren Stande

des Jahres zwischen 320‴ und 335‴ schwankt, fällt die größte und geringste Luftfeuchtigkeit mit den barometrischen = Wendestunden nahe zusammen, und die Abweichungen treten nur dadurch auf, weil das Barometer die Aenderungen im Gewichte der ganzen Luftsäule, der Feuchtigkeitsmesser aber nur den Feuchtigkeitszustand am Beobachtungsorte selbst angibt.

Wir untersuchen deshalb auch den Feuchtigkeitszustand nicht am täglichen Beobachtungsorte allein, sondern an verschiedenen Orten der Umgebung des Beobachtungsortes und zwar zu dem Zwecke, um die verschiedenen Veränderungen kennen zu lernen.

Zu solchen Zwecken dient uns vortrefflich der Beobachtungsort Bamberg nahe im Mittelpunkte Deutschlands durch seine örtliche Lage. Das ständige Observatorium befindet sich 728 Pariser Fuß über der Meeresfläche, ein Filialpunkt des Observatoriums ist der nahe Michelsberg, 1055 Pariser Fuß, und als ein dritter Punkt dient die Altenburg, 1224 Pariser Fuß über der Meeresfläche gelegen. Durch die psychrometrischen Beobachtungen an den drei Punkten gewinnen wir zu Gunsten der barometrischen Schwankungen sichere Anhaltspunkte für den Feuchtigkeitsgrad der Atmosphäre.

Aus den jährlichen Variationen des Wasserdampfgehaltes der Atmosphäre entziffert sich der Zustand der Trockenheit oder Feuchtigkeit der Luft einer Gegend nach ihrem mittleren Durchschnitte.

An unserm Observatorium fanden wir für die einzelnen Monate einen Jahresdurchschnitt der Feuchtigkeit in Procenten der Sättigung zu 0,81. Daß hierbei an verschiedenen Orten verschiedene Factoren erhöhend und erniedrigend beitragen, bedarf nur der einen Erwähnung, daß die Trockenheit der Luft mit der Entfernung vom Meere zunimmt, daß in einer wasserreichen Gegend und bei hoher Temperatur die Bildung des Wasserdampfes zunehmender ist, als in sterilen Gegenden, und daß in kälteren Ländern weniger Dampfbildung statthat, als in heißeren, ist eine gleichfalls bekannte Thatsache.

Wenn wir nun mit dem Psychrometer den Feuchtigkeitsgrad der Atmosphäre untersuchen können und hierbei den Punkt der Sättigung der Luft mit Dämpfen finden, so ist es dann bei gleichzeitiger Temperaturbeobachtung ermöglicht, den Punkt kennen zu lernen, wo die Luft so erkaltet ist, daß es zu einem Niederschlag — Regen oder Schnee kommen wird.

Die nähere Ausführung behalten wir uns bei der Abhandlung über Nebel, Wolken und atmosphärische Niederschläge bevor.

Wir schließen diesen Aufsatz mit dem Beifügen, daß wir bei dem bisher Vorgetragenen ein doppeltes Ziel uns vorgesteckt hatten; einmal allen Freunden meteorologischer Studien einige Anhaltspunkte über richtige Beobachtung anzugeben, dann aber hauptsächlich durch solche in verläßliger Weise ausgeführte Beobachtungen zu zeigen, daß allerdings durch genaue barometrische Beobachtungen, zusammengehalten mit der Drehung des Windes nach der Windrose, Beobachtungen der Temperatur und der Feuchtigkeitszustände der Luft, endlich durch die sorgfältige Beobachtung über Formation und Zug der Wolken mit hoher Wahrscheinlichkeit die künftige Witterung theilweise vorausbestimmt werden kann und daß der Mensch nicht an regel- und planlose Zufälligkeiten oder an unnütze, nichtssagende Kalenderwetterprophezeiungen gebunden ist.

Da wir mit diesem Aufsatze die Beobachtungen an den Instrumenten schließen, erübrigt uns noch, zu dem Aufsatze im Januarhefte dieses Jahrs Seite 458 eine Tabelle zu Reduction des Barometers auf Null Grad, für einen Barometerstand von 336 Linien in altfranzösischem Maße giltig, hier anzuhängen, welche, wenn sie für einen andern Barometerstand angewendet werden soll, durch eine kleine Veränderung der Zahlen gebraucht werden kann. Die Zahlen der Tafel sind nämlich in demselben Verhältniß zu vermehren oder zu vermindern, als der Stand selbst größer oder kleiner ist.

Bei + abzuziehen, bei — hinzuzuzählen.

1° R.	= 0,‴08	13° R.	= 1,‴00
3	= 0, 23	15	= 1, 15
5	= 0, 38	17	= 1, 31
7	= 0, 53	19	= 1, 46
9	= 0, 69	21	= 1, 61
11	= 0, 84	23	= 1, 77

Witterungsnotizen
für
October, November, December 1862.

(Schluß)

October.

Wenn ein heißer Sommer war, folgt in der Regel ein schöner, langandauernder und milder Herbst. Gegen die Zeit des Hochsommers (August) hat die Erde erst den Grad der höchsten Wärme aufgenommen, den sie in feuchten und kühlen Sommern nicht aufzunehmen im Stande ist. Die Septembersonne wärmt noch fort und deshalb wird die vorhandene Erdwärme noch lange und tief in den October hinein ihre Wirkung zeigen. Trotz der länger gewordenen Nächte im October und November gibt die Erde noch der Luft Wärme ab.

Fallen im October die Nebel nieder, so ist stets ein schöner Herbsttag zu erwarten, steigen sie aber erst, nachdem die Sonne bereits hoch über dem Horizonte steht, immer dichter in die Höhe, dann halten sie sich lange, und es wird erst wieder nach einem Regen heiteres Wetter. Tritt plötzlich bei solchen Nebeln, die lange in der Höhe der Atmosphäre sich halten, Nord- oder Nordwestwind ein, dann fällt Schnee, sobald es zu einem Niederschlage kommt.

November.

Im Monate November fallen gewöhnlich die Aequinoctialstürme ein, deren Entstehungsursache noch mancher Hypothese unterstellt ist. Diese Stürme kommen erst im November, statt daß sie zur Zeit der Nachtgleichen des Herbstes auftreten, oder im Frühjahre im April statt im März und zwar aus denselben Gründen, aus denen unser Hochsommer erst im August, unser tiefster Winter erst im Januar eintritt, wenn man nämlich bei beiden Phänomenen gleiche Ursache, nämlich die Zu- und Abnahme der Temperatur gelten lassen will. Die Aequinoctialstürme treten zunächst mit Südwestwinden auf, bis der Wind in West überspringt, wo dann das eigenthümliche tagelange Schwanken der Windfahne zwischen Südwest und West entsteht. In diesem Moment ist der Windstoß am heftigsten. In diesen Tagen begleiten diese Stürme heftige Regenschauer, mehr im Herbst als im Frühjahre.

Ein Hof um den Mond mit Südwind verkündet im November Regen für den folgenden Tag. Zeigt sich bald nach Sonnenaufgang ein Regenbogen, so folgt anhaltender Regen. Zeigen sich die Höfe um Sonne und Mond sehr regenbogenfarbig, so folgt bald Schnee, da sich bereits Eiskrystalle in der höhern Luftregion gebildet haben. Wenn solche Höfe bei Nordwest sich zeigen, ist sicher Schnee zu erwarten.

December.

Wie der November, so der December in der Witterung. Die Sonne hat ihren tiefsten Stand erreicht, die lange Nacht mit ihren Dünsten, Nebeln und Niederschlägen läßt selten heitere Tage auftauchen. Sollen im December heitere Tage vorherrschen, so müssen nördliche oder östliche Winde andauernd wehen und Frost eintreten, südliche oder westliche Winde bringen Regen, nordwestliche Schnee. Der eigentliche meteorologische Wintersanfang fällt in Deutschland in den Monat December. Seit einer Reihe von mindestens zehn Jahren zeichnete sich der Wintersanfang bei uns nicht durch Frost aus, sondern durch nebliges und regnerisches Wetter.

Morgenröthe im December läßt mit Bestimmtheit auf schlechtes Wetter rechnen, wogegen Abendroth in dieser Jahreszeit keine verläßige Hoffnung auf gutes Wetter gibt.



Neuestes aus der Ferne.

Columbia und Vancouver.

Zwei Engländer, Hauptmann Barrett-Leonard und Dr. Rattray, haben die englischen Besitzungen auf der Nordwestküste Amerika's unabhängig voneinander besucht und ihre Erfahrungen in zwei besondern Werken veröffentlicht. Beide stimmen darin überein, das Klima der Insel Vancouver wie Columbia's für besser und gesunder als das englische zu erklären. Der Frühling ist trocken, kurz und mild, der Sommer lang, warm und hell, wenn es auch gelegentlich regnet; der Herbst feucht; der Winter kalt und naß. Beide Gebiete liefern vorzügliche Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Thierreiche, besitzen ausgezeichnete Fischereien und finden an den Küsten des Weltmeeres eine Menge guter Märkte. Herrenlose Ländereien, die sich zum Ackerbau und zur Viehzucht eignen, sind im Ueberfluß vorhanden.

Die Insel Vancouver ist ein einziger dichter Urwald von Fichten, in dem durch die menschliche Hand hier und da Lichtungen entstanden sind. Selbst die englischen Ansiedler kennen mit Ausnahme des Küstenstrichs von der Insel wenig. Wie die Indianer behaupten, existiren im Innern große offene Striche und Wasserverbindungen mit dem Meer zu beiden Seiten. Die Jäger der Hudsonsbai-Gesellschaft sind in die Wildniß ohne Zweifel tief eingedrungen, aber sie schreiben keine Bücher und sprechen auch nicht über das, was sie gesehen haben, um sich ihren Tauschhandel mit den Indianern nicht verderben zu lassen.

In Britisch-Columbia siedelte sich erst 1806 der erste Europäer an. Er wählte sich eine Stelle am Fraser, der jetzt, weil er die goldhaltigen Felsen von Cariboo durchströmt, so berühmt geworden ist. Die alte Barbarei ist noch überall wahrzunehmen. Die ganze Küste ist wie besprenkelt mit Indianerhütten, deren bemalte Eigenthümer am Strande herumlungern, und an den Rändern der Wälder zeigen sich die grotesken hölzernen Monumente, mit denen die Indianer ihre Gräber schmücken. Man wird im höchsten Grade überrascht, wenn man die Wildniß durchreist hat und plötzlich die steinernen, mit Ziegeln gedeckten Häuser von Neu-Westminster vor sich aufsteigen sieht. Die Königin hat diesen Namen für die Hauptstadt von Columbia gewählt. Die Lage der Stadt ist vortrefflich, denn der schiffbare Fraser ist an dieser Stelle 2000 Ellen breit, und weithin erstrecken sich Wälder, aus denen die besten Masten der ganzen Welt geholt werden können. Ein Ansiedler, der wettete, daß er einen Stamm mit der Axt in drei Wochen quer durchschneiden wolle, verlor die Wette. Man hat aber Dampfschneidemühlen errichtet, und die Könige der Wälder werden gespalten, als ob sie Pappeln wären. So unangenehm und lästig die Indianer sind, tragen sie doch viel zum Handel bei. Aus dem Norden kommen in jedem Sommer Tausende von Wilden, die in ihren zerbrechlichen Kähnen Hunderte von englischen Meilen rudern, um den Ertrag ihrer Jagden gegen baares Geld, baumwollene Gewebe, Pulver, Blei und Branntwein auszutauschen. Daher kommt der blühende Pelzhandel, der in diesen Gegenden getrieben wird.

Der Baikalsee.

Die in neuester Zeit von dem Marinelieutenant Kononoff vorgenommenen Tiefenmessungen des Baikals haben allerdings die übertriebenen Annahmen ungeheurer Tiefen widerlegt, aber doch bewiesen, daß einzelne sehr bedeutende Tiefen vorkommen. An zwei Stellen fand das Senkblei erst bei 700 und bei 803 Faden Grund. Die größten Tiefen kommen immer in der Nähe hoher und steiler Geröllwände vor, bei denen Granit- und Porphyrstücke in einen festen quarzigen Kitt eingeschlossen sind. In der Höhe des Spiegels bemerkt man vom Anfang des Frühjahrs an bis zum Zufrieren des Sees eine Schwankung, die in manchem Jahre 4 Fuß beträgt. Im Sommer nimmt das Wasser am meisten zu, weil der Schnee in den angrenzenden Gebirgen allmälig schmilzt. Wenn im Herbst die hochgelegenen Quellen zu frieren anfangen, beginnt das Sinken des Sees. Eine Strömung ist von den neuesten Beobachtern nicht bemerkt worden. Wenn der Bergwind tagelang weht, ist der ganze See mit kurzen, 3 bis 4 Fuß hohen Wellen bedeckt und schäumt förmlich. Die Kraft dieser Wellen ist so groß, daß in der Uferbrandung kopfgroße Gerölle einige Fuß gehoben werden. Bis zum 20. Juli alten Stils herrschen auf dem Baikal Nebel, die seine nordöstliche Seite fast an jedem ruhigen Morgen bedecken. Sie sind gewöhnlich so dicht, daß die felsigen Umrisse der Küste in einer Entfernung von vierzig bis fünfzig Schritten unsichtbar werden. Das feste Land bleibt von diesen kalten Nebeln gewöhnlich verschont. Die niedrigste Temperatur des Wassers, die man von Mitte Juni bis Mitte August beobachtet hat, ist +3 Grad, die höchste etwas über 13 Grad. Der Baikal friert ohne Grundeis zu, wohl aber durch Vermittlung treibender Schollen.

Thierwanderungen am Amur.

In einem neuen Werke von Gustav Radde: Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien finden wir sehr interessante Angaben über die Wanderungen der Thiere in Centralasien. An den Grenzen der hohen Wüste Gobi ziehen sich die größern Thiere gegen den Winter nicht nach Süden, sondern nach Norden. Sie finden dort tiefere, also wärmere Gegenden und wissen immer die aufzusuchen, welche am schneefreiesten sind. Am Amur werden die Wanderungen nicht bloß durch wirklichen Nahrungsmangel, sondern auch durch gastronomische Gelüste hervorgerufen. Der Bär ist der größte Gastronom dieser Gegenden. Was er sucht, sind die Trauben der wilden Rebe und die zuckersüßen Alemaäpfel. Mit den Oertlichkeiten genau vertraut, zieht er von Rebe zu Rebe, von Apfelbaum zu Apfelbaum. Bei beiden Leckerbissen muß er mit andern Thieren theilen. Die Rabenkrähe liebt die Trauben so sehr, daß sie in der Zeit der Reife derselben ausschließlich von ihnen lebt. Den Trauben und besonders den Aepfeln stellen auch Wölfe, Dachse, Füchse und Wildschweine nach. Schon ehe die Aepfel fallen, sieht man den hohen Kräuterwuchs unter den Bäumen von diesen Thieren völlig niedergetreten. Von Mitte September an zieht sich der Bär von dem rechten auf das linke Amurufer, wo er von Eicheln und Nüssen lebt. Dann zieht er sich in den Flußthälern aufwärts zu den höhern Gegenden, wo er seinen Winterschlaf hält. Die Wanderungen des Rothwildes gehen zu dem steppenartigen Gebiet im Mündungslande der Dseja. Von allen Seiten, auch von Süden, eilen Hirsche und Rehe diesen Hügelebenen zu, weil sie wissen, daß der dortige Winter schneearm ist.

Ein besonderes Interesse erregen die Wanderungen der Eichhörnchen. Einzelne dieser Thiere sind schon im Frühling und Sommer in Bewegung. Schießt man sie in dieser Zeit, so nimmt man an ihnen sehr abgelaufene Sohlen und zuweilen sogar wunde Füße wahr. Diese einzelnen Reisenden sind Späher, die im Interesse der ganzen Genossenschaft die Wälder nußtragender Bäume, die an vielen Stellen zerstreut sind, untersuchen. Im Herbst, zur Zeit der Nußernte, machen sie die Führer zu den Punkten, wo sich die reichste Ernte halten läßt. Jetzt bemerkt man daher nicht mehr einzelne Reisende, sondern ganze Züge. Daß die Sommerwanderungen wirkliche Recognoscirungen sind und die ausgesandten Boten sehr zuverlässig berichten, beweist Radde durch selbsterlebte Beispiele. In ein und derselben Gegend, die im Sommer von einzelnen Eichhörnchen besucht wurde, stellten sich im Herbst 1857 Unmassen von Eichhörnchen und im Herbst 1858 gar keine ein. 1857 fiel die Nußernte hier sehr reichlich aus, und Radde konnte an einem ein-

zigen Tage 87 Stück Eichhörnchen erlegen. Er würde es auf 120 Stück gebracht haben, wenn ihm das Pulver nicht ausgegangen wäre. Im Sommer 1858 hatten anhaltende Regen die Wirkung, daß die Cedernüsse in dieser Gegend taub oder faul wurden, und die kleinen Thiere richteten ihre Wanderungen daher nach Gegenden, wo sie eine reiche Ernte halten konnten.

Das Einhorn.

William Balfour Baikie, dessen Name Allen, die mit der Literatur der Reisen und Entdeckungen in Afrika vertraut sind, ein wohlbekannter ist, hat dem englischen Athenäum einen aus Bida Nupe in Centralafrika datirten Brief geschrieben, in dem er die Frage der Existenz des fabelhaften Thiers behandelt, von dem schon die Alten erzählten, das die Phantasie des Mittelalters lebhaft beschäftigte und dessen Gestalt in unserm skeptischen Zeitalter fast schon in die Rumpelkammer zu andern Märchen verwiesen werden sollte, als Livingstone und andere Reisende auf Umstände aufmerksam machten, die vor einem völligen Abschluß der Frage warnen mußten. Baikie schreibt im Wesentlichen: „Als ich vor etwa fünf Jahren den Niger hinauffuhr, hörte ich häufig von einem Thier dieser Art sprechen, hielt aber die Erzählungen für nichts als Fabeln. Seitdem habe ich aber so viel vom Einhorn gehört und in allen Ländern, die ich besuchte, einen so allgemeinen Glauben an seine Existenz gefunden, daß meine Zweifel bedeutend abgenommen haben. In einer Stadt im Gebiet von Bonu soll ein Schädel des Einhorns aufbewahrt werden. Ich hoffe, diesen Ort in einigen Wochen besuchen zu können und werde dann alle erdenklichen Nachforschungen anstellen. Zwei meiner Gewährsmänner haben mir die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß sie Knochen von dem Thiere gesehen haben, und Beide erwähnen des langen und graden schwarzen Horns. In den Gegenden des Ostens und Südostens, wo wie in Margi und Bagirmi das einhörnige Rhinoceros vorkommt, unterscheiden die Jäger zwischen diesem und dem angeblichen Einhorn sorgfältig und geben ihnen verschiedene Namen. In den ungeheuren Wäldern und endlosen Wüsten, die in den Gebieten südlich und östlich vom Tsadsee besonders häufig sind und in ganz Centralafrika vorkommen, gibt es ohne Zweifel viele zoologische Merkwürdigkeiten, und unter diesen kann möglicher Weise das viel besprochene, sonderbare, einhörnige Thier sein, wenn es unserm typisch gewordenen englischen Einhorn auch nicht ganz entspricht.

Hier ist die Liste der Namen, mit denen das Einhorn in verschiedenen Landschaften vom See Tsad bis zum Golf von Guinea belegt wird:

Bornu: Bundiaru und Kamarami;
Haussa: Mariri;
Filaui im Sudan: Dilisu und Dakar kuleval;
Margi: Karafitu;
Nupe: Panlili;
Bonu: Agaba;
Yoruba: Swu;
Taztentsi: Tenesek.

Vielleicht werden wir auf den Bericht, was Baikie in der Stadt in Bonu, wo der Einhornschädel sein soll, gefunden hat, lange warten müssen. Wie er erzählt, sind die Verbindungen mit Europa in der Gegend, wo er sich befindet, so schlecht, daß er erst zu Anfang 1862 die Zeitungen von 1859 erhalten hat. Sein eigener Brief hat bis England sieben Monate gebraucht.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 74. November 1862.



Schein und Sein.

Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Gustav Pfarrius.

III.

Franz von Sickingen war mit neuntausend Mann zu Fuß und tausend zu Pferd in das Erzbisthum Trier eingefallen. Gegen Ende des Monats August hatte er das kur-trierische Städtchen St. Wendel nicht ohne Verlust nach dreitägigem Sturm eingenommen. Dort gewährte er jetzt seinen Truppen mehrere Ruhetage. Zum ersten Male hatten die friedsamen Bewohner dieser abgelegenen Grenzlandschaft des Westrich Kanonen gesehen und die erschütternde Stimme vernommen, die von jetzt an in den Kämpfen der Völker das Wort der Entscheidung sprechen sollte. Das Städtchen St. Wendel, für Sickingen vom Nahethal aus leicht erreichbar, war früher Saarbrückisch; durch Kurfürst Balduin von Trier dem Erzstift erworben, nahm es rasch an Wohlstand zu durch die von nun an gemehrten Schaaren der Wallfahrer, die zur Verehrung der Gebeine des dort ruhenden heiligen Wendelinus hinzogen. Es war nur schwach befestigt und durch eine geringe Mannschaft, die in der Eile von Trier hergesandt wurde, vertheidigt. Franz aber, der das Erzbisthum durch Ueberrumpelung zu erobern gedachte, dem es darauf ankam, mit dem ersten Schritt, den er that, weithin Angst und Schrecken zu verbreiten, ließ die neuen Hilfsmittel des Krieges ihre ganze Furchtbarkeit an den Tag legen und einen gewaltigern Kraftaufwand entwickeln, als an sich wohl nöthig gewesen wäre. Unförmliche Eisencylinder, in Holzblöcke eingefügt, Bombarden, Karthaunen, Schlangen und Hakenbüchsen donnerten und sprühten Tag und Nacht, als sollte Himmel und Erde in Flammen aufgehen, und die Belagerten, nachdem sie mit vergeblicher Hoffnung auf die Hilfe des heiligen Wendelinus, die ihnen prophezeit worden war, große Standhaftigkeit an den Tag gelegt, doch jetzt das Ende der Welt für angebrochen hielten, entschlossen sich am dritten Tage zur Uebergabe des Platzes.

Jetzt war Ruhe eingetreten. Im Hochgefühl des Sieges und unwiderstehlicher Obmacht, zugleich des herrlichsten Wetters sich erfreuend, lagerten die Truppen vor

dem Städtchen, wo sich das Lager ausdehnte, vom Ufer des Flüßchens Blies an über die Wiesengründe und Hügel, Zelt an Zelt, bis zum fernen Waldgebirge hin. Hier war ein buntes, reges Leben, ein Durcheinander und Halloh ohne Gleichen. Hellebardirer und Landsknechte, Büchsenträger und Armbrustschützen, Ritter und Knechte, Söldner und Heerpflichtige, die sich um die Fahne des mächtigen Ritters, des kaiserlichen Feldhauptmanns Franz von Sickingen, aus den verschiedensten Gauen Deutschlands gesammelt hatten, wogten hier durcheinander auf und ab, oder waren spielend, zechend und singend um die Zelte gelagert in seltsamster Gruppirung. Es gab nicht leicht einen Kriegszug, dessen einzelne Theilnehmer von verschiedenartigern Interessen mochten geleitet sein: die Einen hatte lediglich der gute Sold und die Aussicht auf herrliche Beute herangezogen, Andere, weil es galt, ein Pfaffenregiment zu stürzen und so der neuen Lehre, die von Wittenberg ausgegangen, indirect Bahn zu brechen, Andere und zwar die Ritter, die den Kern des Heeres bildeten, waren dem Unternehmen beigetreten als Verbündete, um das Ansehen und Interesse ihres Standes gegen die immer drückender gewordene Macht der Landesfürsten zu vertheidigen. Bei diesen, den Rittern, handelte es sich darum, durch einen einmüthig und kräftig geführten Schlag ihre noch vorhandene Stärke der Welt zu zeigen, neue Bundesgenossen dadurch zu gewinnen und eine Wendung der Dinge zu Gunsten des alten tief gesunkenen Reichsregimentes, zu Gunsten der Einheit und Einigkeit Deutschlands, herbeizuführen. Doch wie abweichend voneinander auch die Interessen waren, Alle waren einig in dem Vertrauen, welches sie in ihren ruhmreichen Führer setzten, und die Hingebung, womit sie ihm folgten, war jetzt nach der ersten glänzend vollbrachten Waffenthat bis zur Begeisterung gesteigert. Die Fahne des deutschen Reiches, die hoch über seinem in der Mitte des Lagers aufgeschlagenen Zelte flatterte, galt Manchem für ein Zeichen, als sollte hier eine allgemein vaterländische Sache ausgefochten werden, geeignet, auch das Interesse der unruhig gewordenen Reichsstädte, ja selbst des Bauernstandes, in welchem der Funke des bald nachher erfolgenden Aufstandes schon zu glimmen begann, auf sich zu lenken.

Franz Sickingen das edel Blut,
Das hat gar viel der Landsknecht gut u. s. w.

war das verbreitetste Volkslied und erscholl im Lager von St. Wendel mit immer neuem Schwung bald hier bald dort aus unermüdlichen Kehlen.

Hier finden wir auch jenen Mann wieder, der Eingangs unserer Erzählung als Führer Sickingenscher Reiter flüchtig erwähnt wurde, jenen, der unter dem Namen „Siderokrates“ die staubige Heerstraße weiterzog, während sein Begleiter „Sabellicus“ im kühlen Dunkel des Waldes verschwand. Er war nach manchen Kreuz- und Querzügen, die ihn der vorsichtige Feldherr ausführen ließ, um den Feind zu täuschen und über das nächste Ziel seiner Truppenbewegung in Ungewißheit zu erhalten, noch zur rechten Zeit mit seiner kleinen Schaar bei St. Wendel zum Hauptheer gestoßen. Eisenmenger — so lautete sein eigentlicher Name — war der Sohn eines Dienstmannes des Klosters Maulbronn und hatte dort gemeinschaftlich mit Georg Faust unter der Leitung des gelehrten Abtes Entenfuß das Studium der Theologie begonnen. Beide waren mehrere Jahre unzertrennliche Studien- und Schicksalsgenossen. In Heidelberg sagten sie der Theologie Valet und in Krakau, welches damals ein Sammelplatz von Naturforschern, Schwarzkünstlern und Abenteurern aller Nationen war, verlegten sie sich gemeinschaftlich auf Naturstudien, Astrologie und Magie. In jugendlichem Uebermuth hatten sie sich zu manchem tollen Streiche hinreißen lassen, bis Schicksal und Neigung sie in weit auseinander gehende Laufbahnen hineinwies und sie nach mehreren Jahrzehnten sich im Steger Thal, kaum einander noch erkennend, zum ersten Male wieder begegneten.

Eisenmenger, der in Franz von Sickingen, seinem Landsmann, eben so wie Faust einen Gönner besaß, hatte unterdessen von diesem über Faust's neuen Lebensplan und seine Verborgenheit im Guldenbacher Thal Näheres erfahren. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß sie sich das strengste Stillschweigen auferlegten über dessen Incognito, da sie voraussahen, daß bei einer Entdeckung der berüchtigte, heillose Schwarzkünstler selbst im Gebiet eines so aufgeklärten, freisinnigen Fürsten, wie des Herzogs Johann von Simmern, nicht unbehelligt bleiben würde.

Wir sehen den bärtigen, wettergebräunten Kriegsmann im Lager vor dem Feldherrnzelt Arm in Arm mit einem schlanken jungen Ritter, Beide in Helm und Harnisch, auf- und abwandeln, dann seitwärts im Schatten eines Baumes auf eine Bank sich niederlassen.

„Die Herren machen lange!" sagte Eisenmenger, den Helm abnehmend und den Schweiß von der Stirn wischend.

„Ihr könnt die Zeit nicht abwarten, um Eure Pulverbeklemmungen an den Mann zu bringen," gab mit leichtem Spott sein jugendlicher Gefährte zur Antwort; „laßt vorläufig diese Grillen, Freund, und gebt dafür noch einige Historchen von meinem großen, ruhmgekrönten Oheim zum Besten."

„Ihr wißt ja mehr davon, als ich selber," erwiederte Eisenmenger mürrisch; denn er hatte schon mehrere Mal, ohne verstanden worden zu sein, einer in mäßiger Entfernung gelagerten zechenden Soldatengruppe Winke zugesandt, und war von einer angestrengten dienstlichen Tour zu Roß, von welcher sie Beide eben erst zurückgekommen, etwas müde und abgespannt. „Hört, Junker Dieter," fuhr er dann fort, „wenn Eure Thaten in der Kriegskunst so rasch weitergetragen, vergrößert und verherrlicht werden, wie die Eures Oheims in der Schwarzkunst, so wird Euer Ruhm den des Ritters Roland bald übertreffen. Glaubt mir, die Streiche, die wir wenigstens miteinander ausführten, waren ganz geringfügig und harmlos. Freilich hatte es für ihn einen großen Reiz," setzte er hinzu, mit dem linken Auge schelmisch blinzelnd, „einen Narren zu foppen, Einem, der's ein wenig verdient hatte, einen Schabernack zu spielen, wobei dem Taugenichts dann seine Fingergewandtheit und Wissenschaft trefflich zu Statten kam, doch that er dabei, als wenn er nicht drei zählen könnte. Sein Sprichwort war:

Weißt Du was, so schweig,
Ist Dir wohl, so bleib;
Hast Du was, so behalt,
Unglück kommt bald." — —

Unterdessen hatte ein Landsknecht vor die Bank, worauf Beide saßen, einen kleinen Tisch und darauf einen großen Krug mit Wein gestellt. Eisenmenger that einen gründlichen Zug.

„Seht, Junker," erzählte er dann mit Behagen, „in Krakau bildeten wir zusammen mit andern Gesellen eine tolle Rotte, legten die Bibel eine Weile hinter die Thür und unter die Bank, gaben uns feine Namen, er hieß Sabellicus der Zauberer, ich Siderokrates, ein Anderer Hemideus u. s. w., nahmen die Miene an, im Besitz großer Geheimnisse zu sein und ließen nicht leicht Einen ungeschoren, dessen Dummheit, Hochmuth, Ueberklugheit, besonders wenn es ein Klerikus war, uns dazu herausforderte. Mit dem Teufel aber hatten wir, hol's der Teufel! nichts zu schaffen. Einmal, erinnere ich mich, kam zu Eurem Oheim ein Fremder, der ein etwas bleifarbenes Gesicht hatte und über die Maßen böse und finster drein sah, als hätte er Gift im Leibe, da sah er ihm scharf nach den Füßen und sagte: Ich glaubte, mein Schwager, der Teufel, hätte mir wieder seinen Besuch machen wollen; nun wollte ich sehen, ob nicht die langen krummen Klauen hervorguckten. Darüber gab's nachher einen gewaltigen Lärm, weil man es für Ernst nahm, was ihm wieder großen Spaß machte. Doch später erst, als wir längst getrennt waren, erfuhr ich, daß sein Bündniß mit dem Teufel für eine ausgemachte Sache gelte, und dachte mir, das hat der Schalk gewiß selbst die Leute wieder weiß gemacht."

„Wenn ich Euch noch lange zuhöre," sagte jetzt Dieter, eine Pause, während welcher Eisenmenger dem Krug zusprach, benutzend, „so schrumpft mir nach und nach mein Riesenoheim zu einem ganz gewöhnlichen Menschen zusammen. Wartet, da will ich Euch einmal erzählen, wie mir unser Franciscaner Gordianus die Sache mit dem Teufel als verbrieft und versiegelt übergeben hat. Es liegt ein Wald in der Nähe meiner Heimath, der heißt Canterich. Dahin begab sich Faust, es sind jetzt grade vierundzwanzig Jahre, des Abends zwischen neun und zehn Uhr, um den Teufel zu beschwören. Auf einem Kreuzwege zog er Zauberkreise um sich her und begann die Beschwörung. Da erhob sich ein mächtiges Getöse; die Bäume bogen sich bis zur Erde und es donnerte, als ob lauter Wagen durch den Wald führen: dann wurden Pfeile auf Faust zugeschossen und er hörte eine liebliche Musik von vielen Instrumenten, auch Gesänge, und sah die Teufel tanzen und mit Spießen und Schwertern turniren. Wie dies vorüber war, beschwor Faust den Teufel zum zweiten Male, und

es erschien ein Greif oder Drache über ihm; dann fiel ein feuriger Stern herab und verwandelte sich in eine feurige Kugel, und nachdem Faust diese dreimal hintereinander beschworen hatte, nahm sie die Gestalt eines feurigen Mannes an; der ging eine Viertelstunde um Faust's Zauberkreis, verwandelte sich in einen grauen Mönch und fragte Faust, was er begehre. Faust bestellte ihn für die folgende Nacht in sein Zimmer um zwölf Uhr. Zu Hause forderte Faust, daß ihm der Teufel bis an seinen Tod diene, alle seine Wünsche erfülle, unsichtbar in seinem Hause walte, und wenn er erscheine, die Gestalt annehme, die Faust ihm anzunehmen gebieten würde. Dagegen verlangt der Teufel, Faust solle sich ihm mit Blut verschreiben, den christlichen Glauben ableugnen, aller Christen Feind sein und sich nicht verführen lassen, wenn man ihn bekehren wolle. Faust stellt die Verschreibung aus. So lautet die Geschichte nach Gordianus, unserm Franciscaner; das hat einen andern Klang!"

„Gewiß, Junker Dieter," fiel Eisenmenger ein; „die Franciscaner haben auch das größte Verdienst um seine Berühmtheit; dagegen pflegte er zu sagen: „„Wenn ich den Teufel citiren könnte, so müßte er mir in Gestalt eines Franciscaners erscheinen."" Glaubt mir, es ist ihm böse mitgespielt worden von gelehrten und ungelehrten Herren. Jene beneideten, diese fürchteten und beide verleumdeten ihn. Wurde er nicht in Kreuznach dergestalt von seinen Neidern angeschwärzt und nicht bloß der Geisterbeschwörung, sondern der allerniedrigsten Laster angeklagt, so daß er des Landes verwiesen wurde? Da, in der äußersten Verbitterung und Noth, fing er erst an, aus seiner vermeintlichen Zauberkunst ein Gewerbe zu machen, da erst unternahm er die großen Reisen und trat vor Kaiser und König auf."

„Aber seine Liebschaften? Wie stand es damit?" fragte Dieter; „wollt Ihr die auch verleugnen? Wie war das mit den sieben Teufelinnen? mit der schönen Helena?"

Da blinzelte Eisenmenger wieder mit dem linken Auge und lächelte zur Seite. „Ein toller Fant war er, gebe ich ja zu; das waren wir Alle, Alle ohne Ausnahme!" bekräftigte er lebhaft und der Erinnerung sich freuend; „aber so viel versichere ich Euch: mögt Ihr mit Eurem schlanken Wuchs, Eurer Stirn, Augen und Manier, worin Ihr ihm etwas gleicht, auch schon manchem Weibsen den Kopf verrückt haben, mit dem Ohm, wie er in Eurem Alter war, könnt Ihr Euch nicht messen; da war es, als wenn wirklich der Teufel sie Alle für ihn behexte. Davon mögt Ihr wohl gern noch mehr hören, nicht wahr, Junker? Wird aber nichts gereicht! — Prosit! So thut mir doch einmal Bescheid!"

„Nicht eher," antwortete Dieter, „als bis Ihr mir getreu nach der Wahrheit die Geschichte von Innsbruck erzählt habt, wie er dort bei Hofe einem kaiserlichen Ritter, der ein schönes zugängliches Weib hatte, als er aus dem Fenster sah, ein Hirschgeweih an den Kopf zauberte, so daß er sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte —"

„Und der Kaiser und das Hofgesinde ihn auslachten?" fiel Eisenmenger ein; „nein, so war es eigentlich gar nicht — doch halt! da kommen die Herren! — Ein andermal mehr davon!"

„Sagt mir nur noch das Eine," verlangte Dieter, während Beide sich erhoben, die Helme aufstülpten und die abgelegten Schwerter zur Hand nahmen; „wo mag er sich jetzt herumtreiben?"

„Jetzt?" antwortete Eisenmenger blinzelnd und, um Zeit zu gewinnen, den Rest des Kruges langsam leerend; „jetzt soll er am Hof in Spanien sein; doch wer kann's verbürgen?"

„Eine andere Vorstellung habt Ihr mir von ihm beigebracht," sagte Dieter, mit der Hand über die Stirn fahrend; „das ist richtig — aber sein Umgang mit dem Bösen muß doch etwas mehr sein, als was Ihr daraus macht. Können Andere ihn beschwören, warum sollte er's nicht auch können? Verkehrt ein Frommer mit sichtbaren Heiligen, warum sollte ein Taugenichts nicht mit dem sichtbaren Teufel verkehren? Alle Vetterschaft in Ehren, aber ich kann nicht leugnen, es würde mir doch etwas schwül werden, wenn der Herr Oheim eines Tages an mich herankäme und mir mit einem „Guten Tag, lieber Neffe" verwandtschaftlich die Hand reichte."

„Ha, ha! das wäre prächtig!" lachte Eisenmenger; „einen Spaß würde er sich mit Euch machen, darauf könnt Ihr Euch verlassen!" —

Rings im Lager war Lärm und Bewe-

gung; die Soldaten ließen Karten und Würfel im Stich; Trommeln wirbelten und Trompeten schmetterten. „Vivat Franciscus!“ erscholl es von einem Ende bis zum andern.

Fünfundzwanzig kaiserliche Cürassirer, die Leibwache des Feldhauptmanns, ritten an der Spitze des Zuges. Dann folgte er selbst, umgeben von den Vornehmsten seiner Verbündeten, inmitten der Hauptleute, Grafen und Herren, die zu dem Ritter wie zu einem Fürsten emporsahen, und schritt seinem Zelte zu. Er kam von St. Wendel, hatte dort in der kurfürstlichen Burg einen Rath gehalten und über die Kriegsgefangenen, die von Trier dem Städtchen zu Hilfe gekommen waren, zu Gericht gesessen.

Eisenmenger und Dieter, die über das Ergebniß einer in der Gegend vorgenommenen Recognoscirung zu berichten hatten, traten ihm entgegen und wurden mit freundlichem Gruß und Handschlag empfangen. Nach kurzer Unterredung schlossen sie sich den Uebrigen an.

„Ein Weiteres nachher!“ rief er ihnen zu und wendete sich zu seinen Begleitern, die sich vor dem Zelt um ihn her gruppirten.

„Ihr hättet in der Stadt zugegen sein müssen!“ sagte einer derselben zu Dieter; „Fränzchen steuert direct auf den Kurfürstenhut los.“

„Wer sagt ihm das nach?“ fiel ein Anderer dazwischen.

„Hattet Ihr keine Ohren?“ entgegnete der Erstere; „wenn ich meinen Sitz unter den Sieben werde eingenommen haben,“ sagte er zu den gefangenen Edeln, „und Ihr folgt meiner Fahne, so werdet Ihr bessern Lohn empfangen als bisher.“

„So lauteten nicht seine Worte!“ riefen Andere dazwischen und ein Streit entspann sich.

„Gesagt oder nicht gesagt; es lebe Franciscus!“ rief Eisenmenger hinzutretend und den Streit schlichtend. — „Doch was gibt's denn da? Das ist ja ein Mordspectakel!“

„Sie bringen die Hexe! die Hexe!“ hörte man von allen Seiten rufen.

Eine tumultuarische Menschenmasse, Soldaten und Volk, Männer und Frauen, Kinder und Greise, wälzten sich vom Städtchen her durch's Lager vor Sickingen's Zelt. An der Spitze schritt, von zwei Gerichtsdienern geführt, mit Ketten belastet, ein junges Weib. Dicht hinter ihr folgten Notarius, Schöffe, Richter und Henker.

Sickingen und die Seinen bildeten einen Halbkreis, als sie sich näherten.

Da verließ der Schöffe den Haufen, trat vor Sickingen und sprach mit demuthvoller, unterwürfiger Geberde: „Ehrenfester Ritter, gnädigster Herr! Wir kommen, um uns von Euch die Erlaubniß zu erbitten, an einer Verbrecherin den Richterspruch zu vollziehen, der, bestätigt vom Landesherrn, schon gestern vollzogen worden wäre, hätte nicht die Beschießung der Stadt es verhindert. Das Weib, der Hexenkunst überführt und geständig, wurde neben andern Verbrechern, einem Mörder und zwei Straßenräubern, in dem Thurm der Stadtmauer, die jetzt darniederliegt, eingeschlossen. Als der Sturm gegen unser Städtlein losbrach und der Thurm zu wanken begann, hielten wir für heilige Pflicht, all' unser Augenmerk auf sie zu richten, und so gelang es unter Gottes Beistand, sie festzuhalten, während ihre drei Mitgefangenen in der Verwirrung entsprangen. Jetzt vergönnt, gnädigster Herr, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf an ihr nehme!“

„Führt sie näher und löst ihr die Bande!“ befahl Sickingen.

Es geschah.

Da stürzte die Entfesselte ihm zu Füßen.

„Herr, ich bin unschuldig!“ rief sie mit bebenden Lippen; „bei meiner Seelen Seligkeit, ich bin unschuldig!“

Er hieß sie aufstehen und verlangte nähern Aufschluß.

Da trat der Notarius vor, entfaltete eine Rolle und las, während rings die tiefste Stille herrschte, das Protocoll vor, welches wörtlich so lautete:

Nachdem Marianne, des Jakob Scharpfe Frau, aus St. Wendel, von etlichen zu St. Wendel des Zaubereilasters wegen hingerichteten Personen, insonderheit auch von Balsers Kathrine und Steffens Liese heftig angeklagt worden war, so ist gemeldete Marianne den 5. Augusti Anno 1522 gefänglich zu St. Wendel in's Schloß geführt, daselbst Morgens um die siebente Stunde mit Steffens Liese confrontirt worden, welche ihr, der Marianne, in's Gesicht gesagt, daß sie, die Marianne, in ihrer Gesellschaft auf der Bolterweiler Wiese des Nachts zum Tanz gewesen und ihr auch vor Jahren geholfen habe, Becker's Tochter

Jule zu bezaubern und umzubringen, mit Hinzufügen, sie, Marianne, wisse es ja noch besser, sie möge bekennen und ihre Seele nicht verdammen. Darauf wurde dieselbige Marianne mit allem Ernst in der Güte befragt, und als sie Argwohn erregende Geberden von sich gegeben, um sich gesehen und halsstarriger geworden, so wurde sie dem Nachrichter befohlen, angebunden und ein wenig der Folter unterworfen. Worauf sie sagte, sie wolle die Wahrheit bekennen, erbete sich aber Frist bis morgen. Folgenden Tages früh ist sie abermals vorgenommen worden, sagte aber, sie sei nicht verführt worden, es sei ihr auch dergleichen Zeit ihres Lebens nicht vorgekommen. Darauf ist die Beklagte dem Nachrichter nochmals befohlen, angebunden und der Tortur unterworfen, peinlich befragt und examinirt worden, hat aber nichts bekannt. Da ist sie sitzen geblieben bis zu 1. Septembris. Als sie da wieder angebunden und der Tortur stärker unterworfen wurde, da hat sie um sich gesehen und gesagt: Der Teufel sei eines Nachts in eines Jünglings Gestalt, mit schwarzen Kleidern bekleidet, an ihr Bett gekommen, habe sie getröstet und gesagt, wenn sie ihm folgen und von Gott abstehen wollte, so wolle er ihr aus aller Beschwerniß helfen und Geld und Gut genug geben; sie habe nun als eine schwache junge Frau demselbigen Teufel versprochen zu folgen. Alsbald hat derselbige Teufel ihr den Chrisam aus der Stirn gekratzt, sie wußte nicht, ob es blutete, und dann sein Wesen mit ihr gemacht und sich H ä ß l i ch genannt und sie S ch ö n ch e n geheißen. Ueber ein Tag oder vier ist er wiedergekommen und ist sie mit ihm auf einem Besen nach dem Bolterweiler Hag am Springborn zum Tanze gefahren, daselbst seien viele vornehme Leute und Frauen, auch viele aus Trier, gewesen; Alle haben links herum getanzt in des Teufels Namen in der Luft, jede mit ihrem Bulen. Nach dem Tanz hätten sie zusammen am Tisch gesessen, aus silbernen Geschirren gegessen und getrunken genug, außer Salz und Brot; woher Alles gekommen, kann sie nicht sagen. Endlich seien sie übereingekommen, Alles zu verderben, als Wein, Korn, Aecker und Obst; es ist ihnen aber nicht allemal gerathen, denn wenn eine „Gott" gesagt, war ihr Spiel gebrochen. Wenn die Glocken läuteten, konnten sie auch nichts ausrichten und sagten, wir arbeiten jetzt nicht, denn die Hunde bellen. Es hat ihr der Teufel auch einstens auf dem Tanzplatz schwarze Schmiere gegeben, sich damit zu schmieren, wenn sie zum Tanz oder Irrgang fahren oder etwas bezaubern wollte. Hat auch auf des Teufels Verführung etliche Mal das Hochwürdigste Sacrament des Altars verunehrt, es herausgenommen und in ihr Schmiertöpfchen in des Teufels Namen gesteckt. Ist nur drei Jahre dabei gewesen neben Steffens Liese, Balsers Kathrine und Werners Traud, und in Werners Haus haben sie zusammen des Nachts ein Herzchen von einem ungetauften Kindchen gesotten und gebraten und gegessen. Auch hat sie bei dem nächtlichen Tanz die in St. Wendel schon früher Hingerichteten gesehen.

Demnach wird in Criminalsachen gegen Marianne, des Jakob Scharpfe Frau, zu St. Wendel, auf vielfältige Anklage, Confrontation und übergebene Klagepunkte und dann von Amtswegen durch den Edeln Hans Wallbaum, Amtmann zu St. Wendel, gethane Anklage, und auf der Beklagten eigenes Bekenntniß — vermöge des heiligen römischen Reiches Halsgerichtsordnung durch dieses Hofgerichtes Schöffen und Geschworene zu Recht erkannt, daß gemeldete Marianne, so auf diesem Gericht steht, ihrer begangenen und bekannten Uebelthaten und Zauberei halber mit dem Feuer vom Leben zum Tod zu strafen und hinzurichten sei, dazu sie, Marianne, dann hiermit endlich verwiesen und verurtheilt wird, Gott dem Allmächtigen die Seele empfehlend. Nach Auslassung dieses Urtheils hat der Hochgerichtsmeier den Stab gebrochen und die Person dem Nachrichter befohlen.

Gegeben zu St. Wendel den 5. Octobris Anno 1522.

Bomfeld, Notarius.

Als der Notar geendet hatte, entstand ein leises, hundertstimmiges Gemurmel, bis Sickingen nach langem Kampfe mit sich selbst, wie man ihm anmerkte, das Wort ergriff und mit bewegter Stimme sagte: „Wir sind nicht gekommen, um in den Gang der Gerechtigkeit einzugreifen. Untersuchung und Urtheil sind in Form Rechtens und eine weitere Bestätigung unserer-

seits ist nicht vonnöthen. Doch auch Eure Meinung, edle Herren, wünsche ich zu hören!"

Mit diesen Worten wandte er sich an die ihn umstehenden Edeln.

Von Neuem und noch stärker als vorher erhob sich das Getöse der Volksmasse und man konnte einzelne Stimmen des Beifalls wie des Widerspruchs unterscheiden.

Eisenmenger und Dieter hatten bis jetzt still und mit der größten Aufmerksamkeit der Verhandlung zugehört. Jetzt aber schlug Ersterer mit der Rechten auf den Griff seines Schwertes: „Hölle und Teufel, das darf nicht geschehen," raunte er dem Freunde zu, „oder wir verdienen, mit Koth von den Pfaffenknechten aus dem Lande hinausbombardirt zu werden!"

„Stille!" sagte Dieter; „da sehe ich Einen vortreten, der Euren Empfindungen Ausdruck zu verleihen besser im Stande ist als Ihr. Seht, wie seine sonst so bleichen Wangen glühen, seine Augen blitzen!"

Aus der Umgebung Sickingen's trat ein Ritter vor, klein von Wuchs, schmächtig, ja krankhaft anzusehen, aber als er winkte, um Ruhe zu gebieten, mit der Miene und Stellung eines Recken, der zum Kampf auf Leben und Tod bereit ist, da schien er alle Umstehenden an Kraft und Größe zu überragen.

„Hutten! Hutten!" hörte man flüstern, und lautlose Stille trat wieder ein.

„Ihr habt uns aufgefordert zu sprechen," wandte er sich an Sickingen; „dank' Euch, edler Herr, für diese Stunde! Dank' Euch dafür im Namen der Sache, wofür wir fechten! Dank' Euch dafür, im Namen der Menschheit! Ein Segen des Himmels ist jeder Hieb Eures Heldenschwertes, so Ihr damit niederschmettert die Wächter dieser Mördergruben, so Ihr damit Bahn brecht in diese finstern Bollwerke des Trugs, der Sünde und der Schande!

Armes, unglückliches Weib, Du sollst nicht fallen als ihr Opfer! Sie sollen Dich nicht schleudern in die Flammen, die von Dummheit und Aberglauben, Habgier und Rachsucht aufgeschürt sind! Sei getrost, Dein Schutzengel schwebt über Dir!

Wir haben Anklage, Untersuchung und Urtheil gehört; Alles in optima forma, Alles hat seine Richtigkeit, kein Jota fehlt im System: Angeklagt ist sie von Hingerichteten; fragt sie nach den Beweisen; der Tod hält ihre Lippen verschlossen. Bekannt hat sie nach dreimaliger Folter; wohlan, ich will Euch zeigen, wie viele Zauberer es gibt! Ergreift die Mönche alle, wie sie da ziehen durch die Welt, zeiht sie der Zauberei, spannt sie auf die Folter und sie werden bekennen; sträuben sie sich, so kerkert sie ein, beschwört und foltert sie von Neuem — und sie werden bekennen; hilft ihnen ihre Kunst, stärkt sie ihr Teufel, so steigert die Peinigung — und sie werden bekennen! Wollt Ihr der Zauberer noch mehr, so ergreift die Prälaten der Kirche, die Stiftsherren und Doctoren — sie werden bekennen. Wollt Ihr deren noch mehr, so will Euch selbst ich foltern, dann Ihr mich, wir werden bekennen — und Alle sind wir Zauberer! — Und was hat sie bekannt? Etwas Anderes, als was das System von ihr fordert? als was Alle in gleichen Nöthen gesagt? etwas Anderes, als was ihr auf die zuckenden Lippen gelegt worden? Auch die früher Gerichteten muß sie gesehen haben als Theilnehmerinnen am nächtlichen Tanz, damit die Richter auch in Betreff jener ihren Spruch gerechtfertigt finden und ihr Gewissen beruhigen! Schmach über das Lügengewebe! Schmach über den Frevler auf höchster Stelle, der es sanctionirt hat! Schmach über seine Diener, die es handhaben! und dreimal Schmach über den Geist des Jahrhunderts, das es erträgt!

Hebe Dich auf vom Boden, jammervolle Dulderin! Franciscus von Sickingen, des Kaisers Feldhauptmann und Rath, der Kämpfer für Recht und Wahrheit, der Hort der Bedrängten und Verlassenen, hat Dich unter seinem Schirm, Du bist geborgen vor Deinen Feinden!

Und Ihr, Schöffen, Richter und Volk, gehet heim und verkündet: der Tag ist im Anbruch, der die Gespenster verscheucht und Eule und Uhu in ihre Löcher jagt. Rückt am Pfluge und hämmert die Sense, denn es gibt Arbeit, wenn die Sonne auf das Feld scheint. Hier steht der Mann, der Euch die Wege ebnet, die zum Acker führen! Heil Sickingen! Heil seinem ruhmreichen Banner!"

„Heil Sickingen!" erscholl es aus tausend Kehlen und pflanzte sich fort von Schaar zu Schaar durch den Wiesenplan bis zum fernen Gebirge.

Sickingen stand lange ruhig da, stumm, den Blick auf den Boden geheftet, die

Stirn gefaltet; dann sah er empor, drehte sich seitwärts und sprach: „Hat einer von meinen Bundesgenossen, Mitkämpfern und Freunden gegen Ritter Ulrich von Hutten einen Widerspruch, so trete er vor.“

Als sich Keiner rührte, trat er vor die Verurtheilte, die wieder auf den Knieen lag, hob sie auf und sprach: „Leben und Freiheit ist Dir geschenkt, kehre heim und preise Gott!“

Da stürzte sich ein Mann durch's Gewühl, zwei Kinder zarten Alters, einen Knaben und ein Mädchen nach sich ziehend, scheu und wirren Blickes umherforschend.

„Hier!“ rief ihm Sickingen zu und deutete auf die Freigegebene.

„Mein Mann! o meine Kinder!“ rief sie zitternd und preßte die Kleinen unter heißen Thränen an ihre Brust.

„Herr Dieter,“ sagte Eisenmenger, dem eine Thräne im Auge quoll, „kommt, laßt uns zurück an unsern Tisch; ich werde weich wie eine Memme.“

Jauchzend wogte die Menge hin und wieder. „O Sickingen, Du edel Blut!“ sangen die Krieger. Still zogen Vater, Mutter und Kinder durch ihre Reihen nach der Stadt, von einigen treugebliebenen Freunden begleitet.

Doch einstimmiges Lob ward der Freisprechung keineswegs zu Theil. Nicht Wenige schlugen scheu das Kreuz, als die kleine Schaar an ihnen vorüberging.

„Die,“ hörte man einen Bürger zu seinem Begleiter sagen, „hat sie Alle behext, erst den Hutten, das saht Ihr an dem Eifer, womit er sie vertheidigte, dann die Andern, dann den Sickingen. Gott sei bei uns! Seht Euch vor, es kommt eine böse Zeit!“ —

Nieder sank die Sonne hinter dem fernen Moselgebirge. Ruhe trat ein in Stadt und Lager. Auch Eisenmenger und sein Freund hatten ihre Humpen verlassen und müde ihre Schlummerstätte aufgesucht.

Früh am andern Morgen finden wir Erstern mit Sickingen vor dessen Zelt in eifrigem Zwiegespräch.

„Eure Sorgfalt in Ehren, doch Ihr seht zu schwarz,“ sagte Sickingen; „die Besatzung ist schwach und der Trierer Bürger des Waffenwerkes gänzlich entwöhnt.“

„Aber unser Pulvervorrath, wenn wir es dort machen wie hier, ist in acht Tagen zu Ende,“ antwortete Eisenmenger.

„Das wird sich finden.“

„Gnädiger Herr, hört meinen Vorschlag: Da haust Einer im Guldenbacher Thal, der weiß das Zeug zu verfertigen wie kein Anderer; fordert ihn dazu auf, er ist Euch verpflichtet. Der Transport von dort nach Trier ist leicht, und alle Verlegenheit hört auf.“

„Den Faust meint Ihr; hm, dann wäre er ja wirklich der Zauberer, wofür er verschrien ist.“

„Nein, nein! Er schafft es auf ehrlichem Wege. Aber Eile thut Noth, ihn zu gewinnen.“

„Gut, so steigt in den Sattel und schont die Mähre nicht, denn in zehn bis zwölf Tagen liegen wir vor Trier.“

„Gebt mir seinen Neffen Dieter mit, der kann dabei nützlich sein.“

„Er kennt ihn ja nicht, wie Ihr sagt, und soll ihn auch nicht kennen.“

„Trotzdem wird er uns von Nutzen sein.“

„Es sei! Macht ihm meinen Willen bekannt!“

Damit schloß Sickingen die Unterredung. Eisenmenger entfernte sich.

Es wurde ein Mann aus St. Wendel gemeldet, der Gehör wünschte.

„Ah, Ihr seid es, Scharpfe,“ rief ihm Sickingen entgegen, als er vortrat, „der Mann der freigesprochenen —“

„Frei gesprochen, gnädigster Herr,“ fiel der Angeredete mit einem schweren Seufzer ihm in die Rede, „aber, ach! nicht frei geworden. Wir hatten ein Haus und einen Acker, der uns ernährte, und Vieh und Geräthschaft — das Alles ist confiscirt und wir sind Bettler; wir hatten einen guten Namen — der ist verloren, denn sie deuten mit Fingern auf meine Frau und fliehen sie, und wenn Ihr fort seid, fällt sie zurück in die Hände ihrer Verfolger.“

„Wie hoch ist Euer Vermögen geschätzt?“ fragte Sickingen.

„Auf zweihundert rheinische Gulden.“

„Hier zu Land ein schönes Sümmchen!“

„Aber der Hauptgrund unserer Verfolgung.“

„Ihr sollt die Summe von mir ausgezahlt erhalten; Euer Fiscus soll sie mir zurückerstatten. Dann wandert Ihr hinüber in's Herzogthum Simmern unter unserm Geleit und mit einem Schreiben von uns an den Herzog; der wird Euch bei

Eurer dortigen Ansiedlung kein Hinderniß in den Weg legen."

Der Mann wollte danken, aber vermochte es nur durch Geberden, da die Freude seine Worte erstickte.

Eisenmenger und Dieter sprengten reisefertig auf den Platz. Sickingen ließ sie nicht lange warten.

„Hier auch noch einen Auftrag für Euch an den Herzog," wandte er sich an Dieter und übergab ihm ein Schreiben. „Und nun Gott befohlen! Vor Trier ein Weiteres!"

IV.

Unterdessen hatten sich die Dinge in der Guldenbacher Mühle friedlicher und freundlicher gestaltet. Faust-Berthold war in voller Bauthätigkeit begriffen; Zimmerleute hatte er sich von Bingen kommen lassen, Handlanger lieferte das nahe gelegene Dörfchen Dichtelbach, und so führte er mit großer Rührigkeit sein Werk der Vollendung entgegen. Doch, wie es beim Bauen zu gehen pflegt, eine Veränderung zog die andere nach sich. Berthold hatte sich bald überzeugt, daß auch das Innere der Mühle theils schadhaft, theils in einer Weise construirt war, die den um jene Zeit in der Mühleneinrichtung gemachten Fortschritten nicht mehr entsprach. Er hielt es daher für zweckmäßig, jetzt, wo ohnehin der Betrieb wegen des äußern Umbaues stockte, auch im Innern die erforderlichen Verbesserungen vorzunehmen. Es handelte sich darum, eine neue, erst kürzlich erfundene Methode einzuführen, nach welcher das Getreide, während es bisher durch's Mahlen bloß in Schrot gespalten, noch besonders gesiebt werden mußte, jetzt sofort durch die Mühle selbst in völlig enthülstes Mehl verwandelt wurde, eine Einrichtung, welche dem Müller Stumpf so wenig einleuchten wollte, daß er sich widersetzte, bis Frau Adelheid entscheidend dazwischen trat. Freilich hatte die Sache auch für sie anfangs ein Bedenken, aber aus einem ganz andern Grunde. Die Verwandlung des Korns in Mehl, ohne menschliches Hinzuthun im mysteriösen Schoß der Mühle vollzogen, hatte etwas so Auffallendes, daß es keiner Verhältnisse wie die zwischen der Frau Adelheid und ihrem Sohne bedurfte, um die heimliche oder vielmehr unheimliche Mitwirkung irgend eines Koboldes zu argwöhnen. Kurz, ein düsterer Schatten stieg wieder auf in der Seele der so viel Geängstigten, aber eben nur ein Schatten. Denn nachdem Berthold ihr die Art der Vorrichtung genau auseinandergesetzt hatte, was ihm bei ihrem klaren Verstande ein Leichtes war, wich ihr Verdacht nicht bloß, sondern ihr Vertrauen zu ihm fing an nach und nach so zu wachsen, daß schon Agnes nicht mehr nöthig hatte, bei ihr auf ihrem Zimmer zu schlafen. Ja, der Umgang mit ihm hatte bald etwas Tröstliches für sie, Anwandlungen der Angst hatte sie nur noch, wenn er etwas lange ausblieb oder überhaupt entfernt war; als eine wahre Stütze ihres Hauses fing sie an ihn zu betrachten. Agnes selbst hatte nicht wenig hierzu beigetragen. Es war auffallend, mit welch einem kindlichen, rückhaltslosen Vertrauen diese von Anfang an dem neuen Hausgenossen entgegentrat; es war, als hätte ein dunkles Gefühl sie den Verwandten in ihm ahnen lassen, als hätte sie bekannte Züge in ihm entdeckt, die die angenehmsten Erinnerungen in ihr erweckten.

Eine störende, widerwärtige Erscheinung war der Franciscaner Gordian, der in der letzten Zeit seine Besuche in der Mühle über die Gebühr vermehrt und Frau Adelheid in Aufregung zu erhalten gesucht hatte. Auf die Steigerung ihres Grams um den Sohn, auf die Furcht vor dem Fluche, der nach seiner Darstellung auf ihr und ihrem ganzen Hause ruhte, gründete er mehr als einen wohldurchdachten Plan. Berthold aber, der ihn völlig durchschaute, benutzte eine sich darbietende Gelegenheit, ihm die Rolle, die er spielte, etwas zu verleiden.

Schüchtern und verlegen trat nämlich eines Tages Agnes zu Berthold mit der Frage: ob denn auch er glaube, daß der Sohn der Base Adelheid sich jetzt schon in der Hölle befände und daß er durch Gebete noch aus derselben herausgerissen werden könnte? „Pater Gordian," sagte sie, „behauptet, die Nachricht von seiner Höllenfahrt wäre zwar noch nicht eingetroffen, aber man müsse sie als sicher annehmen, da seine Frist verstrichen sei, und man könne jetzt noch Manches zur Linderung für die arme Seele thun.

Kennt Ihr," fuhr sie etwas zögernd fort, „die kleine verfallene Capelle, die dort unten im Busche steht seitwärts vom Bach?"

Berthold bejahte es.

„Sie ist dem heiligen Gebhard geweiht, wird aber gar nicht mehr besucht, weil sie in Verfall gerathen und weil es nicht geheuer in der Gegend ist. Morgen haben wir St. Gebhardstag; nun soll ich am Abend, wenn es dunkel geworden wäre, allein einen Bittgang dahin machen, will Gordian, um dort bei dem Heiligen Gnade für die Seele meines Vetters, des in Verdammniß schmachtenden Dr. Faust, zu erflehen. Mein Gebet, sagte er, hätte mehr Kraft als hundert andere; auch werde er selbst zugegen sein, mich zu unterstützen. Ich will es gern thun, wenn's helfen kann, mag's noch so spät sein, denn vor Gespenstern fürchte ich mich nicht bei einem frommen Werk, aber — vor — — vor —"

„Vor Pater Gordian," fiel Berthold ein.

„Ja, vor ihm —" fuhr sie stotternd fort, „weil — weil er allein mit mir dort sein will!"

„Hast Du ihm versprochen hinzugehen?" fragte Berthold, eine Zornesaufwallung unterdrückend.

„Nein, aber er kommt heute wieder und wird von Neuem in mich dringen," antwortete Agnes.

Berthold ging längere Zeit in der Stube auf und nieder, über einem Plan brütend.

„Höre, Agnes," sagte er dann, „versprich ihm zu kommen; aber ich werde dann statt Deiner gehen."

Erstaunt sah ihn das Mädchen an. „Was sollte das für ein Ende nehmen?" fragte sie gespannt und zweifelnd; „wie wird er Euch anfahren und mich nachher schelten!"

„Vertraue mir, Agnes, und thue wie ich Dir sage! Er wird Dich nicht schelten; ich nehme Alles auf mich. — Aber der Base mußt Du nichts davon sagen; sie soll es später erfahren."

Agnes verließ ihn mit dem Versprechen, es zu machen wie er befohlen hatte. Sie fühlte sich erleichtert, weil sie des Bittgangs überhoben war, aber auch sehr geängstigt und gequält durch den Gedanken an den Zorn des Paters Gordianus.

Am andern Tage, als der Abend kam, hörte sie wohl von außen, wie Herr Berthold in seinem Zimmer an der großen Kiste beschäftigt war und sie auf- und zuschloß. Sie sah ihm mit klopfendem Herzen nach, als er endlich fortging nach der Capelle. Doch war sie froh darüber, denn sie hatte geglaubt, Berthold habe, beschäftigt mit andern Dingen, sein Versprechen ganz vergessen.

Berthold aber war nichts weniger als saumselig. Es galt ja noch einmal, vielleicht zum letzten Mal, einen auf Täuschung berechneten Gebrauch von seiner Kunst zu machen, wobei aber nicht zu leugnen, daß die ihm tief inwohnende, in seinem frühern Leben oft allzu leichtfertig befriedigte Neigung, Thoren zu foppen, Frevlern einen Streich zu spielen, besonders aber der verketzerten Intelligenz über die aufgeblasene Dummheit einen heimlichen Triumph zu verschaffen, noch einmal mit alter Lebhaftigkeit in ihm aufloderte.

Auf der Mühle ging Alles zur Ruhe, nur Agnes blieb unter einem Vorwand auf und harrte lange, lange Stunden, bis Berthold zurückkehrte.

„War er da?" fragte sie ihn in höchster Spannung.

„Er war da und ist wieder fort und wird wohl nicht mehr wiederkommen!" antwortete Berthold.

„Nicht mehr wiederkommen? Warum nicht?"

„Ich habe ihn zur Rede gestellt und ihm das Unrecht vorgehalten, daß er Dich und die Base so oft ängstigt. Da gelobte er mir, es nie wieder zu thun."

„Was tragt Ihr denn da unter dem Mantel?"

„Es ist ein Kasten mit einer Falle gegen Marder und Iltis, die ich draußen aufgestellt hatte. — Gute Nacht, Agnes!"

„Gute Nacht, Herr Berthold! — Thut leise, daß Ihr die Base nicht aufweckt!" —

Am folgenden Tage befand sich Berthold wieder auf dem Wege nach Stromberg, den er theils in den Angelegenheiten seines Baues, theils in andern gewerblichen Interessen gar oft zurücklegte. Dem Dominicaner Bruno war er allmälig näher getreten. Nicht bloß ihr gemeinschaftliches Streben, die Gesetze der Natur zu erforschen und aus ihnen, im Gegensatz zu der in starre Dogmen krankhaft versunkenen Menge, die Lebensregel für den Menschen herzuleiten, sondern auch der Umstand, daß sie Beide gezwungen waren, wenn auch aus sehr verschiedenen Ursachen, vor der Welt sich zu verhüllen, vor einander selbst aber die Hülle ablegen konnten, begründete zwi-

schen ihnen ein freundschaftliches Verhältniß. Gleichwohl waren es an sich zwei einander sehr unähnliche Naturen und dadurch auch in ihrer innersten Anschauung der Dinge auf sehr verschiedenen Standpunkten. Kam Berthold nach Stromberg, so pflegte ihn Bruno an schönen Abenden auf dem Rückwege zu begleiten. Der abendliche Reiz der herrlichen Landschaft, der Friede des stillen Thales, der plaudernde Bach, bald im Mondlicht schimmernd, bald von düstern Erlen überschattet, dies Alles war geeignet, das Gemüth zu erweichen, einen innigeren Verkehr zu befördern und von den Tagesinteressen hinweg zu tiefer liegenden Fragen zu leiten. Mönch und Jäger tauschten Gedanken aus, wie sie nicht leicht Einer bei Männern des Waidwerks oder des Klosterberufs vorausgesetzt haben würde.

Auch heute wanderten sie zusammen durch's Thal, nachdem es Abend geworden und Berthold seine Geschäfte in Stromberg beendet hatte. Bruno theilte ihm mit, daß Pater Gordianus heute in aller Frühe mit Sack und Pack von Stromberg abgereist sei, ohne daß sich Jemand diesen seinen plötzlichen Entschluß erklären könne. Es müsse etwas dahinter stecken, fügte er hinzu, wovor man wohl auf der Hut sein dürfe.

„Auf der Hut müssen wir immer sein," antwortete Berthold, „aber von Gordianus haben wir wohl in diesem Thale nichts mehr zu fürchten. Ich habe eine kleine Cur mit ihm versucht, die, wie ich merke, anschlug."

Berthold erzählte nun den Vorfall mit Agnes, so weit er auch uns bekannt ist.

„Ihr wißt," fuhr er dann lächelnd fort, „daß ich meinen Hauptruhm als Zauberer den Wirkungen der Laterna magica verdanke."

„Wohl weiß ich das," antwortete Bruno, „und bin längst überzeugt, daß Ihr nur mit ihrer Hilfe die trojanischen Helden den Gelehrten in Erfurt, sowie die verstorbene Gemahlin dem Kaiser Maximilian in Augsburg habt erscheinen lassen. Wie Ihr es damit zu dieser Vollkommenheit gebracht habt, weiß ich nicht. Doch was hat dies mit Pater Gordianus für einen Zusammenhang?"

„Geduld! — ich habe einen Rest meines Schwarzkünstlerapparates mit auf die Mühle gebracht, darunter auch die Zauberlaterne, und zwar nur als Zeichen der Erinnerung an frühere Zeiten und etwa zu Studien in müßigen Stunden. Und doch wurde ich versucht, noch einmal einen ernstlichen Gebrauch davon zu machen, und zwar nicht um Gelehrte zu äffen oder bei einem Kaiser zu imponiren, sondern um einen Bösewicht zu züchtigen. Hört, wie es ablief! — Also er hatte das Mädchen in die verfallene Gebhardscapelle bestellt. Der einsame Ort und die abendliche Stunde waren in hohem Grade zu seinem, aber auch nicht minder zu meinem Vorhaben geeignet. Rechts vom zerfallenen Eingange in der Capelle war eine noch ziemlich gut erhaltene Wand. Ihr gegenüber, in völliges Dunkel gehüllt, postirte ich mich mit meinem Apparate, nachdem ich den Tag über alles Erforderliche in Bereitschaft gesetzt hatte. Nach eingetretener Dunkelheit — ein feiner Regen rieselte vom Himmel herab — vernahm ich alsbald leise Tritte von Außen; Gordianus schlich in die Capelle und ließ sich auf einen Stein nieder. — Was nun geschah, könnt Ihr Euch ungefähr vorstellen."

„Ihr ließet ihm wohl die schöne Helena erscheinen, um ihn für Agnes schadlos zu halten?" sagte Bruno.

„Das grade nicht, aber einige andere minder anziehende Wesen aus dem Fabellande."

„Nun, heraus damit!"

„Aber versprecht mir, mit dem erforderlichen Ernst und der gebührenden Andacht zuzuhören."

„Ich verspreche es."

Berthold, in welchem jetzt bei der ausführlichen Darstellung des Abenteuers der alte, schelmische Dr. Faust ganz wieder zu erwachen schien, erzählte mit einer Lebhaftigkeit und in einer Ausdrucksweise, die in die Glanzperiode seiner tollen Streiche versetzte.

„Wie also der tugendsame Pater," sagte er, „in der düstern Capelle dasaß, lugend und lauschend, auf's Aeußerste gespannt, vielleicht auch in wehmüthiger Besorgniß, der fallende leise Regen könne ihm einen Strich durch die Rechnung machen — da zuckte plötzlich ein Lichtschimmer durch's Gemäuer hin; Gordianus stutzte — es zuckte ein zweiter und dritter Strahl mit gesteigertem Glanze und begleitet von einem heftigen Knall. Gordianus fuhr empor von seinem Sitz und sank nieder auf ein Knie.

Finsterniß trat wieder ein, schwärzer als zuvor, da aber stieg eine Gestalt in bläulichem Lichte aus der Erde, in ein Leichentuch gehüllt, eine Sense in der Hand; das Tuch fiel ihr ab — siehe, es war der Tod, ein furchtbares Gerippe mit grinsender Geberde. — Heiliger St. Gebhard, steh' mir bei! schrie Gordianus; sein liebeheißes Blut schien abgekühlt, er gab der Vernunft Gehör und bewegte sich seitwärts nach der Pforte, um zu entfliehen.

Da aber zischte ein feuriger Drache empor, als käme er von Außen, und spie ihm glühende Funken entgegen. Gott, sei mir Sünder gnädig! Gebhard, heiliger St. Gebhard! rief Gordianus, vom Schrecken überwältigt und sank zu Boden.

St. Gebhard blieb aus; es wurde abermals stockfinster und als Gordianus wieder sich regte, siehe, da stieg in blutrothem Lichte Satanas selbst in hocheigener Person vor ihm auf wie aus dem Pfuhle der Hölle, gehörnt, mit dem Pferdefuß, mit glühenden Augen, mit aufgesperrtem Rachen, als suche er, wen er verschlänge, und ein mephitischer Dunst erfüllte die Capelle. Das war für Gordianus zu viel: er überschlug sich, brüllte wie ein Löwe, stieß den Kopf auf die Steine und wälzte sich, Safran und Pfeffer von sich gebend, am Boden wie ein Besessener. Und dennoch verließ ihn die Klugheit nicht gänzlich, denn wie ihm Satan unerbittlich näher und näher rückte, rutschte er auf dem Bauche weiter und weiter rückwärts nach der Pforte, erreichte sie endlich, raffte sich taumelnd empor und stürzte in rasendem Lauf über Stock und Stein in's Weite.

Ich schlich mich vor die Capelle und hörte noch lange den Hall seines ununterbrochenen Trabes auf dem Wege nach Stromberg, dann raffte ich mein Geräth zusammen und begab mich wieder heim nach der Mühle."

Bruno konnte bei Berthold's Schilderung der tragikomischen Scene sich trotz seines Versprechens des Lachens nicht enthalten. Gleichwohl war die Heilmethode seinem System nicht entsprechend, was er sofort dem Freunde zu erkennen gab.

„Fauste, Fauste, bekehre Dich!" rief er aus mit drohend gehobenem Finger. „Da habt Ihr einmal wieder so ganz in Eurer Weise den Teufel durch den Teufel vertrieben und Euer eigenes höchstansehnliches Sündenregister um eine Nummer vermehrt! Das Guldenbacher Thal mag sich Glück wünschen, auf diese Weise den Halunken vielleicht auf immer los geworden zu sein, aber ich mißbillige das Mittel."

„Wußtet Ihr ein besseres?" fragte Berthold; „wißt Ihr ein erlaubteres als das, den Gegner mit seinen eigenen Waffen zu schlagen?"

„Dem Drachen des Aberglaubens, der Euch schon so manchen nahrhaften Bissen verdankt, diesem Erzeuger aller, aller unserer Schmach und Schande, habt Ihr einen neuen Brocken zugeworfen!" antwortete Bruno.

„Es handelte sich hier um Abwehr, um Hilfe in der Noth," entgegnete Berthold; „verargt Ihr es dem nächtlichen Wanderer, den ein Wolf bedroht, wenn er ihn durch die harmlosen Funken seines Feuerzeuges in die Flucht scheucht? Offene Wehr würde nichts fruchten, im Wahn des dummen Thieres findet er seine Hilfe."

„Omne simile claudicat!" sagte Bruno lächelnd; „nicht das Thier, aber der Mensch ist der Besserung fähig, der Besserung durch Erkenntniß. Reißt der umdüsterten Menschheit die Binde des Aberglaubens von den Augen, und Alles wird anders werden!"

„So glaubt Ihr an die Möglichkeit, den Aberglauben vernichten, den Glauben aber erhalten zu können? Habt Ihr die Linie gefunden, wo dieser aufhört und jener anfängt?"

„Ihr kommt mir zuvor, als hättet Ihr meine Gedanken errathen," antwortete Bruno. „Nein, jene Linie wird nie gefunden werden, denn sie existirt nicht. Darum gilt es, auszulöschen die ganze verderbliche Flamme bis auf den letzten Funken, von dem sie ausging!"

„Und mit ihm," fiel Berthold ein, „was dem Menschen Wärme schafft, wenn ihn friert, und Licht, wenn es dunkelt? Wie nie ein Volk physisch bestanden ohne das Element des Feuers, trotz des Schadens der Feuersbrunst, so hat nie ein Volk geistig bestanden ohne das Element des Glaubens, trotz des Schadens des Aberglaubens. Und zugegeben, Ihr hättet den Willen — woher nehmt Ihr denn die Macht, es auszurotten?"

Bruno schwieg eine Weile, langsam und gesenkten Hauptes neben dem Freunde dahinschreitend, dann legte er die Hand auf

dessen Schulter und sprach mit lebhafterer Geberde: „Weg mit dem Bilde, das den Blick verwirrt! Die Macht, die hier entscheidet, das ist die Macht der **Wahrheit** gegenüber der Macht des Wahns! Der Muth nur fehlt Euch, ihr zu vertrauen, und **wer den Muth der Wahrheit hat, der hat auch ihre Macht!** Auf, schließt Euch den Männern an, die jetzt den Schild erheben! Luther's Wort, Hutten's Feder, Sickingen's Schwert brechen Bahn einer bessern Zeit; die Schranken sind geöffnet, der Kampf beginnt an allen Orten und Enden, und Ihr wollt Euch in einen Winkel verkriechen? Habt Ihr nicht Eure erste Kraft gesogen aus dem antiken Boden der Humanität? Habt Ihr nicht, weiter dringend, die besten Stunden Eures sturmbewegten Lebens verwandt auf die Erforschung jener unerbittlichen, überall gebietenden Beherrscherin unseres Daseins, die wir **Natur** nennen, die jeden Irrthum bestraft, jeden Lug und Trug zu Schanden macht? Habt Ihr nicht tiefer als irgend Einer der Lebenden hineingeschaut in die geheimnißvolle Werkstätte ihres Waltens, und Ihr wollt scheu Euer Licht unter den Scheffel stellen?"

„Ich gebe zu," versetzte Berthold, durch einen ruhigen Ton das Feuer seines Begleiters mäßigend, „auf jenem Gebiet nach eifriger Bemühung Manches erforscht und entdeckt zu haben, was Andern noch unbekannt ist; auch bekenne ich, daß ich den Willen habe, es auch Andern nach Kräften zu gut kommen zu lassen. Aber ich bilde mir nicht ein, die Menschheit zu bessern und zu bekehren. Glaubt mit, das Beste, was wir wissen, das taugt für die Menge nicht; gegen Nichts mehr wehrt sich der verblendete Haufen, als gegen die Wahrheit und ihre Verkündiger."

„Und darum wollt Ihr den Wahn nicht bloß dulden, sondern auch fördern?"

„Mein vergangenes Leben zerfällt in zwei Perioden, in der ersten habe ich den Wahn bekämpft mit jugendlichem Eifer und unsäglichen Opfern, aber da ich ihn unüberwindlich fand, da habe ich ihm in der zweiten gedient zu meinem Schutz, zu meinem und meiner Freunde Vortheil. Doch verkennt mich nicht: mein Feind hat mich für meine kleinen Dienste über die Gebühr und über mein Erwarten belohnt; er hat mich als einen Helden auf seinen Schild gehoben, mich oft selbst wider meinen Willen von Triumph zu Triumph geführt; er hat mich geschmückt mit den Ruhmeskränzen meiner größten Vorgänger, mich zum Träger dessen, was seit Jahrhunderten der Aberglaube ausgeheckt, mich zum Sündenbock aller seiner Nichtswürdigkeiten gemacht; ja, er hat schließlich in mir das Fleisch gewordene Princip des Bösen erblickt, in mir des Teufels eingeborenen Sohn, der als Mensch unter den Menschen wandelt, um das Evangelium der Hölle auf Erden zu verkünden. So wuchs aus dem einfältigen Sohn dieses Thales, dem Georg Faust, der gewaltige Magister Johannes Georg Sabellicus Faustus, necromanticorum princeps, Hemideus, empor. Georg Faust indessen ist heimgekehrt und wandelt hier an Eurer Seite, jener Hemideus aber zieht draußen in der Welt umher, verrichtet Wunder und wirbt für das Böse, auch wird er sicherlich, sobald er nach der unumstößlichen Logik der Gläubigen sein Werk durch ein schauerliches Ende besiegelt, das heißt der Teufel in Person ihn abgeholt hat, seine Zeugen, Boten und Biographen finden, ja vielleicht noch nach Jahrhunderten die Geister, je nach der Höhe oder Eigenthümlichkeit ihres Standpunktes, im Glauben, Dichten oder Philosophiren in Schwung setzen und wer weiß wie lange darin erhalten."

„Ihr vergeßt," erwiederte hierauf Bruno, „daß eine neue Zeit im Anbruch ist, Ihr verschließt Eure Augen für ihre Zeichen, wollt nicht eingestehen, daß vor der wachsenden Gewalt der Erkenntniß und Wissenschaft der morsche Tempel des Götzenthums mit allen seinen Zierrathen zusammenbrechen muß."

„O weiser Freund," sagte Berthold bewegt, „gebt Euch keiner Täuschung hin! Luther's Ruf dringt in's Ohr der Schlafenden, nicht aber sie zu erwecken, sondern nur ihre Träume zu beleben und in eine neue Sphäre hinüberzuleiten; Hutten's scharfe Feder ritzt die Haut, der Schläfer regt sich unruhig und will sich erheben, sinkt aber zurück in den süßesten Traum und kleine Narben bleiben übrig als Wahrzeichen; Sickingen's Schwert — o laßt das aus dem Spiel! mit ihm fliegen tausend Schwerter aus den Scheiden; schlaftrunkenen Taumels würgt der Bruder den Bruder und weiß nicht, was er thut; Wetter durchbrausen die Luft, der Boden wird getränkt,

getränkt mit Blut, aber die Saat, die ihm entsprießt — wähnt Ihr, sie gleiche dem Bilde, das Eure Phantasie sich schafft? — — Besinnt Euch! Euer Ziel ist ein Phantom! Auch die Natur des Menschen hat ihr Gesetz, was könnt Ihr daran ändern? — Seht hier die Welle des Baches, wie sie am Steinblock aufschäumt und einen Augenblick hell leuchtet im Strahl des Mondes, dann wieder zurücksinkt in den dunkeln Schwall ihrer Genossen und mit ihnen dahinfließt! So wälzt die Menschheit durch Licht und Schatten ihren Strom in das Meer der Ewigkeit. Nicht die Tagessonne leuchtet ihm auf selbstgewählter Bahn, nur ein Schimmer, ein süßes Mondenlicht, streift traumhaft über seine Wellen. Und es ist — erlaubt mir den Ausdruck — ein heiliges Naturgesetz, jener Hang und Drang der Menschheit zum Idealen, der sie in Momenten hinaustreibt über sich selbst, weit hinaus über alles Wissen und Können, der sie zwingt, daß sie anfängt zu glauben, wo sie aufhört zu begreifen."

„Also die Scheiterhaufen," fiel Bruno unwillig ein, „die heute die Völker schänden, sollen fortlodern durch alle Zeiten?"

„Der Sturm," antwortete Berthold, „der, wie Ihr sagt, jetzt im Anbruch ist, wird sie nicht löschen; o, es könnte kommen, daß durch ihn und nach ihm ihre Flammen noch höher emporschlügen!"

„Der Kern Eurer Weisheit wäre demnach: laß Alles gehen auf Erden wie es geht!"

„Hört, wie ich's verstehe! Im Kleinen wirke der Mensch, ein Jeder nach seinen Kräften; er bessere an sich selbst, er schütze, nähre und belehre die Seinen und verwerthe sich auf's Beste nach seinen Gaben! Was Euch betrifft, so segne ich Euer Wirken in diesem Thale; die Folter, die Ihr dem Schuldlosen abwendet, sie ist ein sanftes Ruhekissen für Euer Haupt; die Kenntnisse, die Ihr gewonnen, sie schmücken und erquicken Euer eigenes Leben und kommen vielen Andern zu gut, die befähigt sind, sie zu fassen, aber tretet nicht hinaus damit vor die Welt, dringt ihr Eure Weisheit nicht auf, sie wird, sie kann, sie darf sie nicht vertragen! — Was mich betrifft," fuhr er nach einer Pause fort, „so bin ich jetzt im dritten Stadium meines Lebens, und habe mir mein Ziel gesteckt in den engen Grenzen dieses Thales; sie sind weit genug, ja, mehr als weit für meine Kraft und mein Streben. Ein fahrender Schüler zog ich durch die Welt, ein Meister bin ich nicht geworden, aber ein Werkmann, der den Handgriff kennt und mit dem Hammer nicht daneben schlägt; Irrwege habe ich viele durchwandert, doch endlich mich zurechtgefunden. Mich zu betheiligen an dem großen Werk, wie Ihr es nennt, fühle ich keinen Drang in mir; es geht die Welt doch nur, wie's Gott gefällt. Ist der Würfel, wie Euer Freund sagt, geworfen, so mag er rollen! seine Zeit und meine Zeit wird die Nummer nicht schauen, auf welcher er stehen bleibt, und Niemand weiß, welche Furien der Zwietracht sein Rollen erweckt. Ich aber hasse den Krieg als der Uebel größtes und sage mit Jenem, den Ihr auch unter Eure Freunde zählt: es ist besser, einen Theil der Wahrheit dahinten zu lassen, als durch die Behauptung der ganzen den Frieden der Welt zu stören."

„Es gehen hier unsere Wege auseinander!" sagte Bruno jetzt mit halb unterdrücktem Unmuth, indem er stehen blieb, da sie auch grade zusammen an einer Stelle angekommen waren, wo das Thal eine Biegung machte und sich verengte; „ich kehre zurück nach der Stadt, Ihr wandert fort in die Einsamkeit Eurer Mühle. — Nein, Freund," fügte er hinzu, indem er ihm die Hand zum Abschied reichte, „Anderes, als Ihr, trag' ich im Herzen. Ihr seid mürbe geworden durch die Jahre und bittere Erfahrung. So steht es nicht mit mir. — Gute Nacht!"

Berthold drückte ihm lächelnd die Hand nicht ohne Absicht so kräftig, daß er, wiewohl vergebens, sie ihm zu entziehen suchte.

„Ihr fühlt gewiß," sagte er scherzend, „daß diese Hand noch nicht mürbe geworden; sie könnte Euch mit mir ziehen, trotz Eures Widerstrebens, bis in die Einsamkeit meiner Mühle. Doch es ist besser, Ihr bleibt noch in Eurer Welt; Ihr kommt vielleicht von selbst zu mir. — Gute Nacht!"

Berthold wanderte langsamen Schrittes der Mühle zu, je nach den Krümmungen des Thales bald im hellen Mondschein, bald im tiefen Schatten einer der waldbewachsenen Bergvorsprünge oder hochaufragenden nackten Felskolosse. Der oft in tiefen Schluchten verborgene, von Strauchwerk dicht überwobene Bach rauschte an seiner Seite hin, ein unablässig mahnender, ge-

sprächiger Lenker seiner Schritte, ein Begleiter, der unterhielt, ohne zu stören, der fesselte, ohne die Gedanken zu hindern in ihrem freisten Umherschweifen. Als er so, in sich selbst verloren, wie ein Träumender im Bereich der Mühle anlangte, da wurde er mit einem Male geweckt durch fremdartige, melodische Klänge, die von der Mühle herzukommen schienen und in ergreifendster Weise die feierliche Stille unterbrachen. Er blieb stehen und lauschte, ging weiter und lauschte; er unterschied Gesang und Zitherspiel, es war eine männliche Stimme, es waren ihm bekannte Weisen, aus längst vergangenen Zeiten herübertönend; selbst die Stimme glaubte er schon gehört zu haben, aber nicht hier, nicht in diesem Thale, sie erinnerte an fremde Lande, an andere Menschen und Umgebung.

Er bog vom Weg in's Gebüsch und schlich so nahe, als es, ohne bemerkt zu werden, möglich war, und siehe, da saßen auf der Bank unter der Eiche, von einem Streif des Mondlichtes beleuchtet, Agnes und ein junger Ritter, der ihre Hand in der seinen hielt, und etwas seitwärts von ihnen saß auf einem Steine der Sänger mit der Zither, aber so tief im Schatten, daß seine Gesichtszüge nicht unterschieden werden konnten.

Ueberrascht und seltsam bewegt blieb Berthold, verdeckt vom Gezweige, lange stehen, schauend und lauschend. Das junge Paar schien mehr als befreundet, schien mehr in vertraulichem Flüstern mit sich selbst beschäftigt, als den Eindrücken des Gesanges hingegeben. Der Sänger aber, darum unbekümmert, ließ laut und lauter seine Stimme erschallen und begann nach kurzer Pause ein neues Lied, das, wie das vorhergehende, in Berthold's Seele eine Welt von längst schlummernden Erinnerungen erweckte und ihn in eine Zeit versetzte, die er in strotzender Kraft, in übermüthig keckem Thatendrang als Jüngling verlebt hatte. Jede Strophe des Liedes schloß mit einem Refrain, und als die letzte Strophe erklang, ein Strahl des sich von Neuem entwölkenden Mondes in des Sängers Antlitz fiel, und er in ihm seinen alten Freund Siderokrates erkannte, da trat er aus dem Versteck hervor und fiel ein in den Gesang mit lauter Stimme, Melodie und Worte des Refrains wiederholend. Erschrocken fuhr Agnes von der Bank empor, Eisenmenger schüttelte dem Herantretenden lachend die Hand, schalt ihn wegen seines langen Ausbleibens und stellte ihm den Ritter als Junker Dieter Faust von Stromberg vor. Dieter verbeugte sich kaum bemerkbar, während Agnes schüchtern zu Boden sah.

„Schon lange warten wir auf Euch," sagte Eisenmenger; „die Sonne stand noch hoch, als wir hier eintrafen; wir vertrieben uns die Zeit, so gut es geht; unter Eurem Geräth entdeckte ich die Zither und Ihr wißt, ich that es einst fast Euch selber zuvor darauf."

Berthold hieß die beiden Gäste nochmals willkommen. Ein von Eisenmenger erhaltener Wink ließ ihn nicht in Ungewißheit darüber, daß sein Incognito aufrecht erhalten werden solle. Agnes war schon verschwunden und in's Haus gegangen; sie folgten ihr dahin nach, wo ein schon längst besorgter Abendimbiß ihrer wartete.

Am andern Tage schon in der Morgenstunde saßen Dieter, Eisenmenger und Berthold in der Mühle auf Berthold's Stube um einen Krug trefflichen Weines, den Letzterer durch einen noch Abends vorher entsandten Eilboten von Bacharach hatte kommen lassen, da ihm seines Jugendfreundes Liebe zum goldenen Saft der Reben aus alten Zeiten her noch wohl erinnerlich war.

„Wir haben uns nun vollständig unseres Auftrages gegen Euch entledigt, Herr Berthold," sagte Dieter, den Humpen leerend und ihn unwillig auf den Tisch stoßend. „Ich hoffe, daß Ihr jetzt keine weitern Ausflüchte mehr macht und unverzüglich Hand an's Werk legt!"

„Franz von Sickingen's Wunsch ist mir Befehl," antwortete Berthold; „ich werde thun, was ich kann. Aber dessen bin ich gewiß, ehe die erste Sendung an die Mosel kommt, ist Sickingen auf dem Rückzuge."

„Meint Ihr, für Richard werde St. Gereon mit seiner Schaar in die Schranken treten?" fiel Eisenmenger ein.

„Nein," versetzte Berthold, „aber Kurpfalz und Hessen und wer sonst seinen Fürstenhut durch Sickingen gefährdet sieht. Glaubt mir, sie lassen nicht auf sich warten!"

„Ihr thut ja, als hättet Ihr im Fürstencollegium mit zu Rath gesessen: doch macht die Sache mit meinem Gefährten aus!" sagte Dieter und verließ das Zimmer.

„Höre, alter Schnurrpfeifer," begann

jetzt Eisenmenger, als er sich mit Berthold allein befand, „nun laß den Firlefanz bei Seite, denn mir machst Du nichts weiß! Deine Einwendungen sind hohle Nüsse! In wenigen Tagen kannst Du Salpeter und Schwefel so viel von Mainz her haben, als Du bedarfst, denn der dortige Bischof — das weißt Du so gut wie ich — begünstigt Sickingen's Unternehmen; Kohlen sind hier in Dieter's Wäldern im Ueberfluß. Daß die Mühle jetzt wegen des Umbaues grade still steht und nicht benutzt werden kann, das ist Dir bloß ein willkommener Vorwand, denn Du verstehst das Pulver auch auf andere Weise herzustellen, durch Stampfen, Reiben oder wie Du willst. Kurz, heute über drei Wochen spätestens erwarten wir die erste Sendung vor Trier!"

„Es geht nicht," entgegnete Berthold. „Wohl pfundweise, aber nicht tonnenweise könnte ich's in dieser Zeit liefern bei dem gänzlichen Mangel an Vorrichtungen und eingeübten Leuten. Auch die nöthigen Vorkehrungen gegen eine Explosion —"

„Schweige mir hiervon, alter Kuckuck! Der Baum, von dem Du rufst, ist nie der, auf dem Du sitzest!" fiel ihm Eisenmenger zürnend in's Wort; „Du hast schon andere Dinge ausgeführt, wenn es Dir Ernst war! Aber siehe, ich habe Dich in der Hand," fügte er mit halb scherzhafter Drohung hinzu: „Gelobst Du jetzt nicht, das Pulver in der anberaumten Zeit und in der erforderlichen Quantität zu schaffen, so gehe ich hinaus und rufe den Leuten zu: Seht, dort sitzt der Dr. Faust, euer Unheil, euer Höllenbraten! er ist's, drauf los! und es gibt eine größere Explosion im Thale des Guldenbachs, als wenn Deine Pulverfabrik zehnfach in die Luft flöge!"

„Das hütest Du Dich wohl zu thun," sagte Berthold lächelnd, „denn Du weißt, wer von uns Beiden wohl am schlimmsten dabei wegkäme: Faust würde unter Donner und Blitz verschwinden, und Siderokrates, sein Freund, bliebe übrig, um die Zeche zu bezahlen. — Doch jetzt Scherz bei Seite! Ich will von der Sache nichts wissen; höre meine Gründe: Erstlich können meine Pulverkörner Euer Vorhaben nicht fördern, denn fällt Trier nicht in den ersten Tagen Eures Angriffs, so habt Ihr das Spiel verloren; zu einer längern Belagerung fehlt es Euch an Allem und Richard's Freunde kommen Euch über den Hals. Zweitens bin ich nicht hierher gekommen — und das ist mein Hauptgrund — um in diesem Thale eine Werkstätte des **wirklichen**, nicht **eingebildeten** Teufels anzulegen, jenes Teufels, der die Kriegsflamme unter den Menschen anschürt — bleibt mir weg mit Euren hohen Zwecken, denn sie können das schlechteste aller Mittel nicht heiligen! — jenes Kriegsteufels, sage ich, der darum der mächtigste ist, weil ihn die Mächtigen der Erde als ihren Heiligen verehren, und darum der gefährlichste, weil seine Gräuel im Schimmer des Ruhmes glänzen, und darum der verderblichste, weil er den Menschen auf die Stufe der Bestie, nein, unter dieselbe hinabdrückt!"

„Also höre es, liebe Welt, und merke Dir's," erwiederte Eisenmenger ironisch, „fortan wirst Du ewigen Frieden haben, denn Faust macht kein Schießpulver! Ich will den Gestank auf Erden nicht vermehren, sagte der Sperling und sch—ß in den Bach. — Du bist gegen den Krieg; gut, das bin ich auch, aber darum helfe ich seine Quellen verstopfen und der heutigen Wirthschaft, die ihn verewigt, ein Ende machen; Du bist gegen die Anwendung der mörderischen Waffe des Pulvers — ich aber sage: je mörderischer die Waffe, desto kürzer der Krieg. — Doch wozu der ganze Streit? — Was soll ich an Sickingen melden?"

„An Sickingen melde: Faust existirt nicht mehr, der pfalz-simmer'sche Bergprobirer und Förster Berthold aber ist außer Stande, seinem Wunsche zu willfahren. — Und nun noch Eins: es ist mir so gut wie gewiß, daß Du es warst, der Sickingen auf den Gedanken brachte, sich an mich wegen des Pulvers zu wenden; laß Dich das trotz meiner Weigerung nicht gereuen, denn einen andern und größern Dienst will ich ihm durch Dich erweisen. Sage ihm: die Mächtigsten seiner Freunde und Verbündeten sind falsch, und wenn er auf ihren Beistand seine Pläne gründet, ist er verloren. Hier — damit holte er ein versiegeltes Packet hervor — gib ihm dieses; es enthält die Beweise. Wie es in meine Hände gekommen, sollst Du nachher erfahren. Aber gib es ihm erst dann, wenn sein Angriff auf Trier, mag er gelingen oder fehlschlagen, vorüber ist, denn den gehobenen Arm soll es nicht lähmen. Und nun zu etwas Anderem!"

Eisenmenger nahm das Schreiben mit Kopfschütteln an. Er sah wohl ein, daß

ein weiterer Versuch, den störrigen Freund für seinen Plan zu gewinnen, verlorene Mühe wäre.

„Mag's drum sein! Ich habe das Meinige gethan!" sagte er mit der ihm eigenthümlichen Resignation und Leichtigkeit, sich in Unabänderliches zu finden. Nachdem er einen tüchtigen Schluck aus dem vor ihm stehenden Humpen gethan, fuhr er fort: „Du bist noch immer der Alte, und bist doch nicht mehr der Alte! Nein, eine Umwandlung ist in der That mit Dir vorgegangen. Ich aber bin noch immer der ich war und bleibe es bis an mein seliges Ende! Stoße mit an, es lebe Franciscus! — Doch halt, Eins nicht zu vergessen! Da haben wir zu St. Wendel eine Hexe dem Scheiterhaufen entrissen und sie mit Mann und Kindern auf Simmern'sches Gebiet gebracht. Der Herzog hat auf Sickingen's Empfehlung sie aufgenommen und gestattet ihnen, bei Rheinbellen nicht weit von hier sich anzusiedeln. Habe sie etwas im Auge, sollte man ihr etwa von anderer Seite her wieder zu Leibe wollen."

„Hier, unter dem Dominicaner Bruno und Herzog Johann, ist keine Gefahr," antwortete Berthold.

„Nun, sie sei Dir empfohlen! Marianne Scharpfe ist ihr Name. — Uns Beiden aber, dem Junker und mir, darfst Du einige Tage Herberge hier gewähren; wir haben etwas Ruhe verdient und sind bei St. Wendel entbehrlich. Wahrhaftig, es lebt sich hier nicht so ganz übel; wäre ich nicht Sickingen'scher Rüstmeister, so möchte ich hier Bergprobirer sein! Auch Deinem Herrn Neffen, glaube ich, wird hier die Zeit nicht lang."

Berthold, der, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, an der Ecke des Tisches dicht am Fenster saß und grade sah, wie Dieter mit Agnes aus dem Garten über den Hof ging, sagte, die Stirn runzelnd, vor sich hin: „Bei diesem," fürchte ich, „würde die Zauberlaterne nichts helfen!"

Auf Eisenmenger's Frage, was die Zauberlaterne hier solle, erzählte er ihm, zu dessen größter Erbauung, sein Abenteuer mit dem Franciscaner Gordianus, nebenbei auch, wie der Pater bei seinen wahnsinnigen Purzelbäumen in der Capelle jenes Packet mit den Documenten des Verraths, das er wahrscheinlich der größern Sicherheit halber bei sich auf dem Leibe getragen, verloren habe.

„Nein," sagte Eisenmenger nach einer Pause, „wir von Sickingen's Rotte haben vor Teufelserscheinungen nicht Respect genug; — hier müßten andere Mittel angewandt werden."

„Was hältst Du von dem Junker?" fragte Berthold; „wie kennst Du ihn?"

„Nun, er ist keck, tapfer, verschwenderisch —"

„Ist er treu?"

„Treu seinem Schwert, aber untreu seinem Liebchen, wie alle Seinesgleichen."

„Er hat das arglose Kind bereits in seinem Netz, nach Herzenslust mit ihm zu schalten —"

„Tändeleien!" brummte Eisenmenger.

„Tändeleien, die zum Schlimmsten führen!" sagte Berthold sehr ernst und nachdenkend. „Sie hat ein Recht auf meinen Schutz; — was ist zu thun?"

„Er wird in ihr die Verwandte achten," meinte Eisenmenger.

„Ich fürchte nicht für ihre Tugend," erwiederte Berthold; „von ihrem Herzen möchte ich die Gefahr abwenden und dazu, vermuthe ich, ist's schon zu spät!" —

Da trat Dieter in's Zimmer.

„Alles im Reinen?" fragte er im Ton und mit der Miene eines gänzlich Zerstreuten.

„Alles noch nicht!" antwortete Eisenmenger; „aber Pulver erhalten wir keins von hier, Herr Berthold beweist die Unmöglichkeit, es zu schaffen."

„Mag sein! Der Vorrath in Landstuhl wird, thut's noth, schon zur rechten Zeit bei uns eintreffen," warf er gleichgiltig hin; denn seine Gedanken waren nicht bei der Sache, von welcher er sprach.

Er hatte im Garten mit Agnes eine lange, ernsthafte Unterredung gehabt, deren Resultat nicht zu gegenseitiger Befriedigung ausfiel; sie waren sehr gedankenvoll auseinander gegangen. Schon bei seinen frühern Besuchen auf der Mühle ward durch Dieter unvermerkt der zarte Keim inniger Zuneigung in des Mädchens Herz gelegt; im Verborgenen wachsend und erstarkt, trieb er bei seinem jetzigen Besuche blühend in's Licht empor, unbedacht, vorzeitig, ganz wie die Blume im ersten warmen Strahl der trügerischen Frühlingssonne arglos sich erschließt, als hätte der Himmel nicht noch Schauer und Fröste. Dieter, der sich des lieblichen Kindes in der Mühle, der schönen,

zutraulichen Anverwandten, gern erinnerte, der überhaupt einem zärtlichen Abenteuer nicht leicht aus dem Wege ging, hatte sich sogleich nach seiner Ankunft, noch vor Berthold's Heimkehr von Stromberg, mit wachsender Vertraulichkeit ihr genaht; in ihrer unbefangenen, fast noch kindlichen Hingebung schien sie ihm anfangs so recht zur Spielpuppe geeignet, bald aber ward sie ihm noch weit mehr. Sie ihrerseits verstand von alledem nichts weiter, als daß sie sich unaussprechlich glücklich in seiner Nähe fühlte, und so hatte sich in kürzester Zeit ein vollständiges Liebesverhältniß zwischen Beiden entwickelt, eines jener harm- und planlosen, zaubervollen Liebesverhältnisse, wobei nichts in Betracht und Erwägung gezogen wird, als das Glück der Stunde. Doch als heute, in der einsamen, verwilderten Laube des Gärtchens, Dieter, leidenschaftlich hingerissen, mit den leichtfertig ausgesprochenen Worten sie umschlang: Agnes, willst Du meine Hausfrau werden? da fuhr sie mit einem Male empor, entwand sich erschrocken seinen Armen und sagte mit bebender Lippe: Deine Hausfrau? o, das kann nicht sein, das kann nicht sein!

Betroffen und gereizt durch das Unerwartete ihres Benehmens, fing Dieter an, die Frage ernstlicher zu nehmen, als sie gemeint war.

„Warum kann es nicht sein?“ fragte er lebhaft.

„Denkst Du nicht daran,“ sagte Agnes mit Selbstüberwindung und die Hände vor die Augen haltend, „denkst Du nicht daran, welches Unheil aus der Mißheirath Deines Großvaters für unser Haus, ja für die Welt entstanden ist?“

Dieter verstand genau, was sie meinte, zugleich aber auch ward er erschrocken inne, wie ihr ganzes Wesen sich plötzlich verändert hatte; alle Röthe war von ihrer Wange gewichen, wie verjagt von dem Frost, der ihr Herz durchbebte; ein entschlossener finsterer Ernst lag in ihrem Blick; sie schien mit einem Male der Sphäre der Kindheit entrissen und, wie aus einem Traum erwachend, ihrer Verirrung sich bewußt zu werden.

Dieter, der gewünscht hätte, das Wort nicht gesprochen zu haben, bemühte sich vergebens, in das frühere Gleis zurückzulenken.

„Agnes,“ sagte er im leichten Tone scherzender Unterhaltung, „was geht der Schwarzkünstler unsere Liebe an?“ und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber Agnes zog ihre Hand zurück und sah ihn an mit einem Blick so streng, so fremd, daß ihn selbst Stimmung und Muth verließ, in solcher Weise fortzufahren. — Sie war die Beute unauslöschlicher, aber hoffnungsloser Liebe.

Schweigend verließen Beide zusammen den Garten, er begab sich zu den Männern, sie zu Frau Adelheid.

V.

Am dritten der Tage, welche sich Eisenmenger und Junker Dieter auf der Mühle zur Rast gegönnt hatten, erschien plötzlich in Stromberg der hochangesehene Franciscaner-Guardian Dr. Klinge, unsern Lesern auch unter dem Namen Pater Vincenz bereits bekannt. In der Abtei zu Sponheim, wo er noch immer als Gast des ihm befreundeten Abtes verweilte, waren ihm über den Dr. Faust Nachrichten von solcher Wichtigkeit zugegangen, daß er es für seine Pflicht hielt, sie unverzüglich selbst in's Guldenbacher Thal zu tragen und Zeuge ihrer Wirkung zu sein. Zu seinem höchsten Erstaunen vernahm er in der Probstei, wo er zuerst eintrat, daß Gordianus, sein Ordensbruder, schon vor mehreren Tagen über Hals und Kopf abgereist und die Gemeinde seitdem ohne Seelsorger sei. Sofort begab er sich zu Bruno.

„Vor allen Dingen sagt mir,“ drang er in diesen, „was Gordian bewog, so plötzlich und ohne alle Vorkehrungen wie ein treuloser Hirte seine Heerde zu verlassen?“

Bruno zuckte die Achseln. „Vermuthungen habe ich,“ sagte er sodann, „die ich Euch später mittheilen will; auch habe ich heute ein Schreiben von Germersheim erhalten, worin der Prior mittheilt, daß Gordian's Stelle von dort aus durch einen andern Ordensbruder wieder sofort besetzt und dieser sein Nachfolger schon morgen hier eintreffen werde. Doch was führt Euch hierher?“

„Meine Mission ist eine traurige,“ antwortete Klinge; „ich bringe die Botschaft von einem schweren Gerichte Gottes: Faust's, des Zauberers, Schicksal ist vollzogen; er hat seine Erdenlaufbahn vollendet!“

„Habt Ihr darüber sichere Nachricht?“ fragte Bruno.

Klinge zog ein Schreiben aus der Tasche. „Hier lest!“ sagte er; „es kommt von Entenfuß selbst, dem Abte von Maulbronn, und bestätigt nun, was theils gerüchtweise, theils brieflich bereits zu meiner Kenntniß gekommen war.“

Bruno durchlas das Schreiben und gab's ihm mit den Worten zurück: „Entschuldigt, ehrwürdiger Bruder, ich setze trotz der Glaubwürdigkeit Eures Freundes Entenfuß, trotz dem Gewicht und Ansehen des auch mir befreundeten Mannes, noch einiges Mißtrauen in die Richtigkeit des Gemeldeten. Ereignisse dieser Art darf man nur glauben zum Ersten, wenn derjenige, welcher sie meldet, mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hat, zum Zweiten, wenn von ihm wieder ein Zweiter und Dritter bezeugt, daß sein Geist klar und seine Sinne nicht getrübt waren, und zum Dritten, wenn das Ereigniß in dem Zusammenhange mit andern unleugbaren Thatsachen seine Erklärung findet. Keine dieser Bedingungen ist hier erfüllt, daher erlaubt mir, daß ich zweifle.“

Dr. Klinge sah den Dominicaner mit einem strengen, ja finstern Blick an. „Habt Ihr,“ fragte er dann mit scharfer Betonung, „für irgend eine Ueberlieferung der Geschichte, habt Ihr für die unumstößlichsten, die heiligsten, mit dem Stempel ewiger Wahrheit bezeichneten Thatsachen vergangener Jahrhunderte ein Zeugniß, wie Ihr es fordert?“

„Laßt die Vergangenheit!“ ehrwürdiger Freund, „bleiben wir in der Gegenwart!“ antwortete Bruno. „Die Erfahrungen, die ich in der langjährigen Ausübung meines Berufes, in der Inquisitionspraxis, gemacht habe, haben mich gelehrt, wie schwer es ist, auf diesem Gebiete Thatsachen von Einbildungen zu unterscheiden. Die Inquisition selbst hat ja ihren Namen von der schweren Aufgabe, die uns hier gestellt ist. Darum erlaubt mir, ich wiederhole es, einen Zweifel!“

„Ich bin nicht hierher gekommen, um mit Euch zu streiten,“ sagte Klinge, indem er unwillig das Schreiben zusammenfaltete und einsteckte; was Ihr zu bezweifeln für gerathen findet, werden Euch in den nächsten Tagen die Steine auf den Straßen und die Ziegeln auf den Dächern erzählen, daher kann ich meine Worte sparen. — Ich richte jetzt bloß die Bitte an Euch, da Gordian nicht hier ist, mich nach der Mühle zur Mutter des Unseligen zu begleiten. Ich fühle die Pflicht, ihr selbst die Nachricht zu überbringen und ihr beizustehen in ihrem Elend, so weit es meine schwachen Kräfte vermögen.“

„Hierin bin ich Euch gern zu Diensten,“ antwortete Bruno.

Sie begaben sich unverzüglich auf den Weg. Eilig und einsilbig schritten sie nebeneinander hin. Klinge bereitete sich vor, die unglückliche Mutter je nach Bedürfniß zu stärken und zu trösten, oder zu ermahnen und zu züchtigen. Bruno überlegte, welche Folgen dieser Besuch für seinen Freund Berthold haben könnte, und vermied es gänzlich, den Zweck ihres Ganges zu berühren.

„Also Ihr habt eine Vermuthung über Gordian's plötzliches Verschwinden?“ fragte Klinge nach langem Schweigen; „wollt Ihr sie mir nicht mittheilen?“

„Vielleicht bei unserer Heimkehr,“ gab Bruno zur Antwort.

„Vielleicht? wovon macht Ihr es abhängig?“

„Von dem Eindruck, den Eure Nachricht in der Mühle hervorbringt,“ antwortete Bruno, und schweigend gingen sie weiter.

In der Mühle hatten die beiden Gäste bereits die nöthigen Vorkehrungen für ihre auf den folgenden Tag festgesetzte Abreise getroffen und saßen — es war Nachmittags — in der rechts vom Eingang in das Mühlenhaus gelegenen Stube, die zum gewöhnlichen Aufenthalt der Hausgenossen diente. Frau Adelheid und Agnes waren zugegen, Berthold hatte draußen an seinem Bau zu thun, Stumpf war auf dem Felde. Da traten plötzlich die beiden Mönche ein. Diese stutzten und waren, der Eine wie der Andere, betroffen, zwei ihnen unbekannte Männer hier zu finden. Doch Dr. Klinge, in dem, was er für seine Pflicht hielt, unerschütterlich und über kleinliche Rücksichten völlig erhaben, trug kein Bedenken, auch in Gegenwart der beiden Fremden, deren Namen und Stand ihm genannt wurden, seine Mission zu vollziehen.

„Ich habe Euch, Frau Adelheid,“ begann er, „bei meinen frühern Besuchen im Verein mit meinem Bruder Gordianus vorzubereiten gesucht auf ein längst vorher-

gesehenes, unausbleibliches Ereigniß. Nachdem Johann Georg Faust, genannt Doctor Faust, Euer Sohn, in letzterer Zeit in Spanien am Hofe des Kaisers noch verschiedene Zaubereien mit Hilfe des Bösen ausgeführt, von denen mir berichtet und als das Letzte und Hervorragendste angeführt wird, wie er bei einem Bankett im Saale des Kaisers Wolken heraufziehen ließ, die sich theilten, daß die Sterne hindurchleuchteten, dann nach einer Viertelstunde wieder neues Gewölk sich thürmte, die Sonne heftig zu blitzen begann, so daß alle Anwesenden sich bekreuzten, darauf ein Regenbogen sich vor der Tafel des Kaisers wölbte, bald aber wieder verschwand und Blitz, Donner, Hagel und Regen folgten, so daß die Gäste voll Angst und Grauen vor den höllischen Mächten auseinanderstoben — nachdem er Solches und Anderes, zu verherrlichen seinen Herrn und Meister auf Erden, mit unvergleichlicher Kühnheit ausgeführt, begab er sich wieder — durch die Luft, wie berichtet wird — nach Deutschland, zog gen Schwaben und umwanderte das Kloster von Maulbronn, wo er einst seine Jugendstudien gemacht hatte, voll Unruhe und Bedrängniß, denn seine Zeit war erfüllt."

Hier machte Klinge eine Pause, indem er das Schreiben hervorzog.

Agnes hatte zitternd die Hände gefaltet, Dieter sah ernst zu Boden, Eisenmenger blinzelte mit dem linken Auge und zuckte mit den Mundwinkeln, Frau Adelheid saß fest und stumm wie eine Bildsäule, ihr Auge unbeweglich auf den Mund des Sprechenden richtend.

„Vernehmt die Worte selbst, wie sie lauten in dem vom Abte des Klosters erstatteten, von Augenzeugen beglaubigten Berichte!" fuhr Klinge fort und las: „Die vierundzwanzig Jahre des Dr. Faust waren erschienen, und in der letzten Woche kam der Geist zu ihm, überantwortete ihm seinen Brief oder Verschreibung und zeigte ihm an, daß der Teufel in der Nacht auf den folgenden Tag seinen Leib holen werde, dessen solle er sich versehen. Dr. Faust klagte und weinte die ganze Nacht; am letzten Tage ging er mit einigen Freunden, Magistern, Baccalaureen und andern Studenten nach dem Dorfe Knittlingen, wo er sie wohl bewirthete und sie bat, die Nacht bei ihm zu bleiben. Nach dem Schlaftrunk aber machte er ihnen die Anzeige, daß der Teufel ihn in dieser Nacht holen werde, wobei er nicht unterließ, sie durch sein warnendes Beispiel zu einem frommen, gottseligen Leben zu ermahnen. Sie sollen ruhig zu Bett gehen, sich auch nicht stören lassen, wenn sie ein Gepolter im Hause vernähmen: seinen Leib aber sollten sie, wenn sie ihn fänden, zur Erde bestatten. Zwischen 12 und 1 Uhr erhob sich an dem Hause ein gewaltiger Sturmwind, welcher das Haus zu Boden reißen zu wollen schien. Der Wirth lief vor Angst in ein anderes Haus. Die Studenten lagen nahe bei der Stube, wo Dr. Faust war; sie hörten ein gräuliches Pfeifen und Zischen, als ob das Haus voller Schlangen, Ratten und anderer schädlicher Würmer wäre; da ging Dr. Faust's Thür auf in der Stube, er hub an um Hilfe und Mordio zu schreien, aber kaum mit halber Stimme, bald darauf hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag war, gingen die Studenten in die Stube, sie sahen aber keinen Dr. Faust mehr und nichts, denn die Stube voller Blut. Das Hirn klebte an der Wand, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und einige Zähne daselbst, ein gräßlicher, schrecklicher Anblick. Da huben die Studenten an, ihn zu beklagen und zu beweinen und suchten ihn allenthalben. Zuletzt aber fanden sie seinen Leib draußen bei dem Mist liegen, welcher gräulich anzusehen war, denn der Kopf und alle Glieder schlotterten. In dem Hause ist es seitdem so unheimlich, daß Niemand darin wohnen mag."

Als Klinge geendet hatte, Agnes betend auf die Knie gesunken war, Frau Adelheid aber ihre ruhige Haltung behauptete und nicht das geringste Zeichen einer Erschütterung blicken ließ, warf Klinge einen Befremden und Zorn ausdrückenden Blick ihr zu.

„Mutter des Verdammten," rief er mit furchtbarem Nachdruck, „ist Euer Herz von Stein, oder wiegt auch Euch schon Satan auf seinen Knieen?"

Frau Adelheid, die ihr bald von Unwillen und Zorn, bald von unaussprechlicher Freude durchwogtes Innere nicht länger mehr verhüllt zu halten im Stande war, antwortete in gleichwohl noch immer ruhiger Haltung: „Ist Alles, was Ihr mir,

Herr Guardian, bisher von meinem Sohne erzählt habt, so wahr wie das, was Ihr mir jetzt vorgetragen, so segne ich diese Stunde, danke dem allgütigen Gott und sehe mit Ruhe meiner Sterbestunde entgegen!"

Darauf aber erhob sie sich leidenschaftlich von ihrem Sitze, wie Jemand, der im Gefühle des Rechts und der Wahrheit entschlossen ist, alle Rücksicht bei Seite zu setzen und alle bisher eingehaltenen Schranken zu durchbrechen. Eine fast jugendliche Gluth flog über ihr Antlitz.

„Agnes," sagte sie, „rufe Herrn Bertbold!"

Eisenmenger und Bruno fuhren erschrocken auf, doch Keiner that Einsprache. Agnes gehorchte. Berthold trat in die Stube.

„Gott zum Gruß, Herr Doctor Klinge!" sagte er, auf diesen zugehend; „neun Jahre, glaube ich, sind es wohl her, daß wir uns in Erfurt zum letzten Male sahen!"

Klinge maß ihn von Kopf bis zu Fuß — die Farbe wich aus seinem Gesicht — rückwärts taumelte er auf einen Stuhl und verhüllte das Antlitz mit seinem Mantel.

Es entstand eine lange Pause. Die Umstehenden sahen bald auf Klinge, bald auf Berthold.

Frau Adelheid aber zog den Letztern an ihr Herz. „Mein Sohn," rief sie, „in dieser Stunde wirst Du mir von Neuem geboren!"

„Ihr Sohn!?" flüsterten Agnes und Dieter.

„Ja, ihr Sohn, Johann Georg Faust," sagte Eisenmenger mit lauter Stimme, „er, dessen gräuliches Ende wir soeben vernommen haben, hier steht er leibhaftig in unserer Mitte! Auf, Junker Dieter, begrüßt Euren Oheim!"

Dieter trat festen Schrittes zu ihm hin und schüttelte ihm stumm die Hand.

Agnes allein wußte sich nicht zu fassen; es war ihr unmöglich, die mit ihr aufgewachsene Vorstellung von dem Sohne der Base Adelheid als dem verruchtesten Knechte Satans fallen zu lassen, unmöglich, ihn in Berthold, dem freundlichen Hausgenossen, zu erblicken, dem sie so nahe getreten war, der ihr Vertrauen in so vollem Maße gewonnen hatte.

„Komme hierher, Kind!" sagte Frau Adelheid, die Hand nach ihr ausstreckend; „siehe Diesen hier, das ist der Sohn der Base Adelheid, nicht jener Verrufene, dem Teufel Verschriebene, zur Hölle Gefahrene, nicht jener Erlogene, den die Dummheit geboren, der Trug groß gezogen und die Bosheit zum Schreckbild erhoben hat! Siehe, das ist mein Sohn, dem Du selbst den Weg zurück zur Mutter, der Irregeleiteten, hast bahnen helfen! Dein richtiges Gefühl, Dein reines Herz, mein Kind, war zwischen ihm und mir wie eine Leuchte!"

Agnes küßte ihr die Hand und konnte sich der Thränen nicht erwehren. Aber diese Thränen mochten einem noch tiefern Boden entquellen, als dem der Theilnahme an der Base Adelheid und ihrem Sohne. Es dämmerte in ihre Nacht hinein ein leiser, rosiger Schimmer, wie ein erster Vorbote von Sonnenaufgang und Tageshelle.

Bruno trat zu Dr. Klinge, der, den Kopf auf den Arm stützend, in sich selbst verloren da saß und starr vor sich hin sah.

„Ich hatte Euch Vorsicht anempfohlen," sagte er, „bei der Aufnahme von Nachrichten, wie die, welche Ihr brachtet, aber Ihr verschmähtet meine Warnung. — Ich begleitete Euch hierher, nicht um einen Triumph zu feiern; ich begleitete Euch hierher, um Euch zu gewinnen für die Sache des Lichtes und der Wahrheit gegen die der Finsterniß und des Wahns. Ihr habt gesehen, wie ein auf letztern gegründetes Gebäude zusammenstürzt; Ihr werdet davon abstehen, es fortan noch stützen zu wollen; Ihr werdet, durch dieses Beispiel belehrt, Euch lossagen von dem ganzen Systeme, das auf keinen andern Zeugnissen beruht, als Eure Botschaft von Faust's Höllenfahrt!"

Auf diese Worte Bruno's gewann Dr. Klinge seine Fassung wieder. Mit der Würde eines Mannes, der sich eben so bewußt ist, seiner Pflicht gemäß und in bester Absicht gehandelt zu haben, wie er andererseits mit seiner ganzen Seele im Boden des Glaubens wurzelte, erhob er sich.

„Weiche von mir, Versucher!" sagte er abwehrend und von Bruno zurücktretend; „der Tempel, in dem ich knie, fällt durch den Hauch eines Lüftchens nicht zusammen! Einen Augenblick wollte ich zagen, es ist vorüber! Einen Irrthum habe ich gut zu machen, das ist Alles! — Falsche Propheten gab es von jeher neben den echten, aber jene dienten nur als Prüfsteine für diese. — Ein Irrlicht hat mich in einen Sumpf ge-

führt, ich begann zu straucheln, aber die Hand, die mich daraus emporzieht, fühle ich wieder in der meinigen."

Mit diesen Worten brach er auf.

„Scheidet nicht so aus diesem Kreise!" sagte Faust-Berthold, ihm entgegentretend. „Einst schiedet Ihr von mir mit den Worten: „„Ei, so fahre hin, Du verfluchtes Teufelskind, wenn Du Dir nicht willst helfen lassen!"" Heute schenkt mir einen andern Abschiedsgruß! Seht, ich bin nicht der, für den Ihr mich gehalten; einen Irrthum, wie Ihr sagt, einen Fehler, habt Ihr gut zu machen, nicht gegen ein Princip, sondern gegen eine Person, die Person bin ich. Wie wollt Ihr nun den Fehler gut machen? Etwa daß Ihr hinaustretet vor die Welt und predigt: Eure Lehre von Dr. Faust ist eitel Lug und Trug; sehet, im Thale des Guldenbachs lebt er harmlos und in Frieden! Sie werden mich aufsuchen, aufjagen und verfolgen, bis ich ihren Augen wieder entschwunden bin, dann aber werden sie mich von Neuem sterben lassen nach ihrem Glauben. — Darum laßt es bei meinem Tode bewenden, wie er verkündet ist! — Reicht mir die Hand zum Frieden und laßt mich in meinem Frieden! Soll aber Georg Faust in Frieden leben, so muß Johann Faust zur Hölle gefahren sein!"

Eisenmenger lächelte zustimmend, als Berthold geendet hatte. Bruno dagegen schüttelte den Kopf und wollte reden, doch Klinge kam ihm zuvor.

„Meinem Gefühl widerstrebt es," sagte er, „einen Irrthum aufrecht zu erhalten, doch es handelt sich hierbei nur um Eure Person; Ihr wollt es, und ein Opfer bin ich Euch schuldig, sowie ich hinwiederum der Welt schuldig bin, sie nicht durch Hinweisung auf eine Ausnahme irre zu machen an der Regel, die ein Gesetz ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, sie nicht durch Bekämpfung eines Fehlgriffes ihres Glaubens zu erschüttern in dem Glauben selbst, der ihr Heil begründet — um Eures Friedens willen gelobe ich Euch, über Alles, was ich hier erlebt habe, zu schweigen."

Er reichte Berthold die Hand und entfernte sich. Bruno folgte ihm.

„Nun holt einen frischen Krug Wein und die Zither!" wandte sich, freudig die Hände reibend, Eisenmenger an Berthold. „Fort sind sie wieder, wie sie gekommen! Aber einen Dienst haben sie mir geleistet, nämlich den, daß ich mich nicht mehr gegen Dich, Meister Berthold oder Faust — wie Du am liebsten willst — hier vor dieser ehrenwerthen Hausgenossenschaft zu verstellen brauche. — Junker Dieter, jetzt rathe ich Euch, auf Eurer Hut zu sein, denn Ihr wißt, mit wem Ihr's hier zu thun habt. Und Du, Agnes," fügte er mit drohend gehobenem Finger hinzu, „bedenke, daß Einer hier ist, der sich unsichtbar zu machen und durch die dickste Mauer hindurchzuschauen versteht!"

„Bei dem Namen und Charakter Berthold," fiel ihm Dieter in's Wort, „wollen wir es vor wie nach bewenden lassen; dann laufen wir auch nicht Gefahr, wenn Andere zugegen sind, uns zu versprechen."

Frau Adelheid hatte während der letzten Gespräche sich ganz still verhalten. Wie wehe es auch ihrem Herzen that, daß die Unschuld und Reinigung ihres Sohnes nicht laut vor der ganzen Welt verkündet werden sollte, so war das Gefühl der Freude in ihr doch so überwiegend, daß sie ihm nochmals um den Hals fiel, ihm Abbitte that und ihn des unerschütterlichsten Vertrauens bis an ihr Lebensende versicherte. Aber ihr Herz war zu voll, sie bedurfte der Ruhe und begab sich auf ihr Zimmer. Agnes begleitete sie. Es fing an, Abend zu werden.

„Einen Humpen und die Zither!" rief Eisenmenger; „morgen reiten wir drüben im Moselthal, übermorgen empfängt der Bischof unsern Gruß. Drum heute noch gesungen und getrunken!"

Das Verlangte wurde besorgt. Er leerte einen Becher, nahm die Zither und sang:

„Ich hab's Euch g'sagt, Ihr habt's gehört:
Wir seind gewesen lang bethört;
Daß Lug und Trug so breit sich macht,
Die Pfaffen haben's d'hin gebracht,
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.

Wo sich der Teufel steckt ein Ziel,
Da han die Pfaffen Hand im Spiel,
Und wo man ihn mit Spott und Hohn
Ersäuft, da laufen sie davon,
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.

Auf, Landsknecht gut und Reuters Muth,
Auf, haut entzwei die Pfaffenbrut!
Erst muß sie treffen göttlich Rach,
Soll oben stahn die gute Sach,
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.
Vivat Franciscus!"

„Meinen Hengst gäbe ich darum," sagte er dann, nachdem er nochmals einen tüchtigen Schluck genommen, „wenn Fränzchen und die Andern heute hier zugegen gewesen wären! Hutten hätte gewiß die herrliche Scene durch ein unsterbliches Lied auf die Nachwelt gebracht. — Sage mir, Sabellicus," wandte er sich an Berthold, „wird einmal eine Zeit kommen, in welcher keine Pfaffen mehr existiren?"

„Ja, Siderokrates," antwortete dieser.

„Sage mir, Sabellicus, wird einmal eine Zeit kommen, in welcher keine Ritter und Landsknechte mehr existiren?"

„Ja, Siderokrates."

„Also wird einmal eine Zeit kommen, in welcher es keine Religion und keinen Krieg mehr gibt?"

„Nein, Siderokrates."

„Wie, Du willst Religion ohne Pfaffen, Krieg ohne Ritter und Landsknechte? — Das geht mir über den Horizont!"

Er griff einige Accorde, worauf er fortfuhr: „Sage mir, Sabellicus, wenn wir uns nach dreihundert Jahren wieder in diesem Thale begegneten — wie wird es dann hier aussehen?"

„Ungefähr wie heute, Siderokrates; doch vielleicht etwas belebter, die Wege sind besser, die Mühlen schöner, die Anstalten zur Benutzung der Kräfte und Schätze der Natur vollkommener und die Menschen — friedlicher."

„Ich denke mir's anders!" sagte Eisenmenger, mit dem linken Auge in seiner Weise zwinkernd; „ich denke mir's folgendermaßen: Die Burg über Stromberg ragt höher und strahlender empor als jetzt; drin wohnt ein mächtiger Ritter, alle Bewohner des Thals sind seine Reisigen, und wenn er auf dem Thurme steht und in's Horn stößt, sammeln sie sich alle um ihn, gerüstet zum Kampfe —"

„Und wem gilt die Fehde?"

„Unterbrich mich nicht! — Aus tausend solcher Ritter mit ihren Reisigen besteht das deutsche Reich, in dessen Mitte thront der Kaiser, und wenn er in sein Horn stößt, versammeln sich um ihn alle tausend Ritter mit ihren Reisigen einmüthiglich, dann zittern die Throne Europa's, Asiens und Afrika's."

„Und die Bahn hierzu bricht Franciscus von Sickingen mit Siderokrates, seinem Rottenführer?"

„Du sagst es!"

„Das geht mir über den Horizont, Siderokrates."

„Thut nichts, thut nichts, Sabellicus; es hat ja Jeder seinen eigenen Horizont; laß uns darum Freunde bleiben nach wie vor! — Doch was geht uns die Nachwelt an?

Ich frage nicht nach morgen,
Hab' heute g'nug zu sorgen!"

Damit ließ er die Saiten der Zither von Neuem erklingen.

Unterdessen aber hatte auch Dieter, sonst ein Freund von lustigen Liedern, besonders von Eisenmenger's Schnurren, sich still davongeschlichen. Der Humor wollte heute bei ihm nicht Platz greifen.

Seit der Unterredung, die er mit Agnes im Garten gehabt hatte, war Dieter in eine seinem Wesen sonst ganz fremde, nachdenkliche Stimmung gerathen. Ihre mit unerbittlicher Strenge fortgesetzte Zurückhaltung, ja Eiseskälte, hatte auf ihn, den leichtfertigen Junker, der nach der Sitte jener Zeit es mit Liebeshändeln keineswegs sehr genau nahm und auf diesem Gebiet sich mancher Siege rühmen konnte, eine ganz andere Wirkung, als man hätte vermuthen sollen. Als wären ihm mit einem Male über Agnes die Augen aufgegangen, so kam's ihm vor, so erschien sie ihm in Allem, was sie that und sagte, bedeutender, inniger, anmuthsvoller. Auch entging ihm nicht, daß sie bemüht war, eine tiefe Schwermuth zu verbergen, und der Gedanke, daß an der gegen ihn festgehaltenen Kälte ihr Verstand einen größern Antheil habe als ihr Herz, beschäftigte und erfüllte ihn mit heimlicher Qual und Freude. Kurz, das flüchtige, ja frivole Wohlgefallen an ihr, hinreichend zum Zeitvertreib auf einige Tage, war übergegangen in Liebe. Das in der Laube mit leichtfertigem Scherz hingeworfene Wort, das ihm unwillkürlich immer wieder in den Sinn kam, hatte auch für ihn jetzt seine wahre Bedeutung gewonnen. Aber auch ihm war der Gedanke an eine Mißheirath, wie sie sein Großvater geschlossen hatte, die ihm von Jugend auf als eine beklagenswerthe Verirrung mit allen ihren abschreckenden Folgen war geschildert worden, etwas Widerwärtiges, nicht zu Bewältigendes, und der Sprößling jener Ehe, der verrufene Doctor Faust, stand

auch in seinen Augen zwischen ihm und Agnes wie ein warnendes Schreckbild. Sein freierer Standpunkt und die von Eisenmenger erhaltenen Mittheilungen vermochten ihn um so weniger zu beschwichtigen, als er sich nicht verhehlte, daß Agnes an seiner Seite sich betrachten werde als Eine, die unter einem Fluche stehe, ja, daß sie nie zu einer Einwilligung vermocht werden könne.

Jetzt war auf einmal Alles anders. Er hatte das Zimmer verlassen, um Agnes aufzusuchen. Er fand sie nicht; sie saß bei Frau Adelheid und ließ lange auf sich warten. Seine Unruhe trieb ihn hinaus durch die Pforte des Hofes auf jenen uns bekannten Vorplatz, wo er bald auf- und abwandelte, bald stehen blieb, bald für Augenblicke auf die Bank unter der Eiche sich niederließ. Die Nacht hatte bereits Alles unter ihren schwarzen Fittig genommen; um die Mühle herum herrschte tiefe, nur vom Plätschern des Baches unterbrochene Stille; die Arbeiter waren vom Bau heimgegangen, selbst in Stall und Scheune gab's kein Geräusch mehr, und auch Stumpf, der überhaupt nur seiner Arbeit lebte und an den sonstigen Vorgängen in der Mühle keinen Antheil nahm, schien sich zur Ruhe begeben zu haben. Desto lauter hörte man von der Stube her Eisenmenger mit Berthold sich unterhalten und bald durch Lachen, bald durch Gesang und Zitherklänge das lebhafte Gespräch unterbrechen. Dieter aber blickte nur nach dem nach hinten gehenden Fenster des Hauses empor, das zwar selbst ihm nicht sichtbar war, aber einen Lichtschimmer auf die Zweige der nahen Erlen des Baches warf und dadurch ihm andeutete, daß Frau Adelheid noch nicht zu Bett gegangen, daß Agnes noch bei ihr weile. Endlich schwand das Licht von den Erlen und bald darauf hörte Dieter das Knarren der Hausthür und Tritte im Hof. Agnes kam an die Pforte, um sie zu schließen. Er trat leise vor sie hin, faßte ihre Hand und zog sie zu sich hinaus.

„Agnes," sagte er mit gedämpfter, die tiefste Bewegung verrathender Stimme, „graut Dir noch vor dem Sohn der Base Adelheid?"

„O schweige," antwortete sie, „daß es Berthold nicht hört! Vor ihm hat mir niemals gegraut."

„Fürchtest Du noch den Schwarzkünstler? den bösen Dämon unseres Hauses?"

„Sprich leise, daß er es nicht hört! Er ist es ja, den ich als meinen Schutzengel betrachte!"

„Agnes," sagte er dann, jene Frage, die damals in der Gartenlaube von leichtfertigen Lippen, jetzt aus der Tiefe seines Herzens kam, mit festem Ton wiederholend: „willst Du meine Hausfrau werden?"

„Willst Du mich denn noch?" flüsterte sie, und sank in seine Arme.

Auf der Bank unter der Eiche saßen sie jetzt, glückselig, Ort und Stunde vergessend, wie einst Wohlfried und Adelheid hier saßen, und schwuren einander die Schwüre ewiger Treue.

„Sie ist noch immer draußen, und er bei ihr!" sagte in der Stube zu Eisenmenger Berthold, der ein doppelt wachsames Auge hatte auf Alles, was um Agnes vorging.

„Sicherlich und ohne allen Zweifel sitzen sie unter dem Baum und — beten ein Paternoster," antwortete Eisenmenger. „Bist wohl eifersüchtig, Sabellicus? Schäme Dich für Deine Jahre!"

„Wohl bin ich eifersüchtig, eifersüchtig wie ein Vater auf den Freier seiner Tochter," entgegnete Berthold; „das Kind hat mir's angethan; — es macht mir Sorge. Sie wichen einander aus in der letzten Zeit, als hätten sie ganz und gar miteinander gebrochen, aber der tiefe Gram im Blick des armen Mädchens bestätigte meine Vermuthung, daß sie ihr Herz an ihn verloren habe, ein treffliches Herz! — Wird er es zu schätzen wissen?"

„Das ist eine überaus schwierige Frage, Sabellicus."

„Bei den heute in Bezug auf mich stattgefundenen Aufklärungen," fuhr Berthold fort, „athmete sie auf wie neugeboren; ich ahne die Ursache. Und auch er schien ein Anderer. — Sie haben es Beide ernstlich vor und — sind miteinander im Reinen!"

„Also ist nichts mehr zu thun, als Amen zu sagen," erwiederte Eisenmenger mit seinem alten Gleichmuth; „was daraus wird, muß die Zeit lehren."

„Eine Prüfung durch die Zeit, ja!" sagte Berthold; „hinge nur nicht, je weiter sie sich hinausschiebt, um so gewisser ein ganzes Lebensglück ab von ihrem Ausfall!"

„Höre, Sabellicus!" nahm Eisenmenger nach einer Pause mit Lebhaftigkeit das Wort; „da habe ich einen überaus herrlichen, einen unübertrefflichen Gedanken!

Laß uns sofort eine gründliche Liebesprobe mit dem Pärchen anstellen! Herbei ohne Zögern und öffne Deine Zauberkiste! Du hast ja Alles noch in Bereitschaft. Während die draußen in die Studien der Liebe sich vertiefen, gewinnen wir hier so viel Zeit, als die nöthigen Anstalten erfordern. — Zögere nicht; wozu hast Du denn alle die Künste gelernt? — Höre, was geschehen muß: Also vertieft in die Studien der Liebe sitzt das Paar unter dem Baume — da erhebt sich plötzlich um sie her ein furchtbarer Sturm, Blitze erhellen die Nacht und wie in lichterlohen Flammen steht mit einem Mal die Mühle. „„Agnes! Agnes!““ rufst Du von Innen, „„rette Deine Base!““ Agnes reißt sich aus den Armen des Geliebten, stürzt heran, wird — so scheint es — ergriffen von dem Feuer und verschwindet in den Flammen. Was thut jetzt Junker Dieter? Eins von Beiden: entweder er bleibt zurück, fällt auf die Kniee, schlägt auf die Brust mit den Worten: „„Gott sei mir armen Sünder gnädig““ — und hat das Spiel verloren, der ganze Liebeshandel ist aufgehoben; oder er stürzt ihr mit Todesverachtung nach in die Flammen — und wir feiern noch heute Abend nach Verlachung des ganzen Spuks ein Verlobungsfest!“

„Edler Freund,“ sagte Berthold lachend und mit Kopfschütteln, wir sind hier weder in Krakau, noch am Hofe des Kaisers, noch in der Capelle des heiligen Gebhard!“

Eisenmenger aber drang in ihn mit vollem Ernst, ging an die Kiste und versuchte sie zu öffnen.

Da trat Dieter in's Zimmer.

Durch einen Sprung mit einer Art Harlekinschwenkung verließ Eisenmenger die Kiste und kehrte, seinen Verdruß kaum verbergend, auf seinen Sitz am Tische zurück.

„Ihr seid ja lange draußen bei den Pferden gewesen, lieber Junker,“ sagte er sodann mit zuckendem Mundwinkel zu Dieter; „Stumpf hat, hoffe ich, mit dem Hafer nicht zurückgehalten; denn morgen geht's wieder scharf drauf los!“

Berthold aber rief durch die geöffnete Stubenthür in den Hausflur: „Agnes, besorge noch einen kleinen Imbiß und den Schlaftrunk!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Buchbinderei in England.

Ein berühmter englischer Bücherliebhaber, Dr. Dibdin, hat eine Art Beschreibung dessen gegeben, was er als das Ideal der Bibliothek eines Bücherliebhabers betrachtet oder was er den Erholungssaal eines Gelehrten nennt. Die Wände sollen von Bücherschränken aus Tannenholz eingefaßt sein, auf welchen etruskische Vasen von keuschem und strengem Geschmack stehen, und den Fußboden soll ein hellblauer Teppich bedecken, der mit bräunlich schattirten Rosen besät ist; die Fenstervorhänge sollen mit diesen Farben in Einklang stehen; Alabasterlampen, marmorne Büsten und eine geringe Anzahl ausgewählter Bilder mögen die Ausschmückung des Heiligthums vervollständigen.

Wahrscheinlich ist das vollkommenste, oder wenigstens das berühmteste Gemach dieser Art das Aldinische Cabinet im Hotel Spencer am St. Jamesplatze in London, dem Stadtsitze des Grafen Spencer. Die Wände, deren Felder von vergoldeten Palmenblättern eingerahmt werden, tragen eine halbkreisförmige Decke, welche mit Gruppen gleichfalls vergoldeter Rosen geschmückt ist. Die mit dieser Ausstattung harmonirenden Möbel sind weder zu sehr in die Augen fallend, noch zu zahlreich; und dennoch schließen einige an den Wänden aufgestellte Fachschränke aus Mahagoniholz Schätze ein, deren Werth höher ist, als im Mittelalter das Lösegeld eines gefangenen Souveräns betrug. Einer dieser Schränke enthält nicht weniger als fünfzig Bände, welche aus der Presse des ersten englischen Buchdruckers, Caxton, hervorgegangen sind; ein anderer ist mit Büchern angefüllt, welche Wynkyn de Worde und Pynson im 15. Jahrhundert druckten. Man schätzt die Caxtons allein auf 12,000 Guineen; dennoch hat man sie nicht für wichtig genug angesehen, um diesem Zimmer ihren Namen zu geben; sie mußten gleichwie andere englische bibliographische Seltenheiten einer vollständigen, auf Velinpapier gedruckten Sammlung Aldinischer Ausgaben den Vorrang lassen. Diese Sammlung ist einzig auf der Welt, nie hat etwas Aehnliches existirt. Man kann auch anderwärts vollständige Reihen von Werken finden, die aus den Pressen der drei be-

rühmten Venetianer, die den Namen Aldus trugen, hervorgegangen sind, aber nicht sämmtlich auf Velin gedruckt. In den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst zog man eine sehr kleine Anzahl von Exemplaren jedes Werkes auf Velinpapier ab, welche die Bestimmung hatten, angesehenen Persönlichkeiten als Geschenk überreicht zu werden, oder dem Buche selbst eine längere Dauer zu sichern. Auch heute noch ist es in Ländern, wo die Liebhaber sich kennen, nicht selten, einige Exemplare eines neuen Werkes auf Velinpapier abziehen zu lassen, die ihren Platz in den Bibliotheken der Kenner finden, wo sie mit Sorgfalt vor der Berührung des profanen Haufens geschützt werden. Oefters auch druckt man zu einem ähnlichen Zwecke einige Exemplare auf Papier von größerem Format, als der übrige Theil der Ausgabe, mit Proben der Stiche, wenn es ein illustrirtes Werk ist, auf chinesischem Papier. Da nun eine nur geringe Anzahl der Aldinischen Ausgaben auf Velinpapier gedruckt ist, so konnte man nur vermittelst der unabhängigen Nachforschungen zahlreicher Büchersammler, welche durch eine lange Reihe von Jahren fortgesetzt werden mußten, dahin gelangen, eine vollständige Reihe zusammenzustellen. Der Geldwerth, den sie repräsentirt, ist ein erstaunlicher, und man wird sich nicht wundern, zu erfahren, daß die Pracht der Einbände dieser Bücher mit ihrem muthmaßlichen Werthe durchaus in Uebereinstimmung steht.

Die ersten Bücher der Alten bestanden einfach aus einzelnen Blättern, welche man cylinderförmig zusammenrollte. Später kam ein geistreicher Mann, dessen Namen die Geschichte uns nicht aufbewahrt hat, auf den genialen Gedanken, einen Riemen durch die Enden der Blätter zu ziehen, und endlich erhielt ein gewisser Phillatius, ein Athener, eine Statue seitens seiner dankbaren Mitbürger, weil er sie gelehrt hatte, die Ränder der Blätter zusammenzuleimen; wie viel Statuen sind seitdem für Dienste errichtet, welche weit unter dem Werthe dieser Erfindung stehen! Der Dichter Catull gibt uns eine gute Beschreibung der schönen Bücher seiner Zeit, indem er sich über einen gleichzeitigen Poeten lustig macht, welcher schlechte Verse verfaßte, wiewohl seine Bände elegant ausgestattet waren.

„. . . . Auf ein königliches Papier, mit neuen Deckeln, neuen Buckeln, rother Schnur, sorgfältig liniirt und mit Bimsstein Alles geglättet.“ *)

Das lorum war ein Band oder eine Schnur aus Haut; die umbilici waren verzierende Buckeln oder Kugeln aus Holz, Metall oder Elfenbein, welche sich an beiden Enden des Stabes befanden, um welchen das Buch gerollt wurde; der Bimsstein (pumex) diente dazu, den Blättern eine schöne Politur zu geben, und bildet noch jetzt einen Theil der Materialien des Buchbinders. Ein Epigramm Martial's belehrt uns auch, daß man die Bücher mit cedrium, einem flüchtigen Cedernöl, besprengte, um ihnen einen angenehmen Geruch zu ertheilen und sie vor Würmern und Insecten zu schützen. Der Titel war auf einen Streifen schönen Pergaments geschrieben, welcher in der Weise auf das äußere Blatt aufgeklebt wurde, daß er in die Augen fiel, wenn der Band zusammengerollt wurde. In diesem Zustande glich das ganze einer geographischen Karte unserer Zeit, welche um einen Stab gerollt ist, und in dieser Art erhielten sich die Schriften Virgil's und Cicero's in den Häusern von Rom und Pompeji.

Eine Verbesserung des hauptsächlichsten materiellen Bestandtheils der Bücher bezeichnete einen neuen Fortschritt in deren Herstellung. Das Schreibpergament, welches nach vollkommneren Methoden zubereitet wurde, konnte auf beiden Seiten beschrieben werden; früher konnte man nur eine Seite benutzen. Es wurde nun in Vierecke oder Parallelogramme zerschnitten und einfach oder doppelt gefaltet. Dies war der erste Schritt zu der modernen Form der Bücher und der modernen Buchbinderarbeit.

Das älteste Beispiel englischer Buchbinderarbeit, welches man kennt, ist ein sächsischer und lateinischer Psalter aus dem 9. Jahrhundert, welcher einen Bestandtheil der Stowe'schen Sammlung bildete. Er ist mit ledernen Riemen roh zusammengenäht und mit eichenen Deckeln versehen, deren Ecken mit Kupfer eingefaßt sind. Aber kurz nach dieser Epoche gab das Wiederaufleben der classischen Literatur, haupt-

*) . . . . Chartæ regiæ, novi libri,
Novi umbilici, lora rubra, membrana
Directa plumbo, et pumice omnia æquata.

sächlich in Folge der Bemühungen Lanfranc's, der Buchbinderei einen neuen Anstoß. Die eingebundenen Bücher wurden begehrt und in allen großen Klöstern fand man unter dem Namen scriptorium einen Saal, welcher ausschließlich dem Abschreiben und Einbinden von Büchern gewidmet war. Man sah nicht selten weltliche Patrone der Wissenschaften an das scriptorium Grundstücke schenken; das scriptorium im Kloster von Saint Edmund's Bury besaß zwei Mühlen und anderes Eigenthum. Die Mönche, welche sich mit der Verfertigung von Büchern beschäftigten, waren angesehener als ihre weniger thätigen Collegen; denn, sagt ein alter Autor, sie trugen nicht nur zum Fortschritt der Wissenschaften bei, sondern vermindern auch die Unthätigkeit, die Mutter der Sünde. Der Mönch Hermann, ein geschickter Buchbinder, welcher zur Zeit der Eroberung nach England kam, wurde alsbald zur Würde eines Bischofs von Salisbury erhoben.

Der geduldige Eifer der mönchischen Buchbinder erhob ihre Kunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Man erzählt von einem Buche unter der Regierung Eduard's III. mit einem Deckel von emaillirtem Gold und einem Rubin als Schloß, welches auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern eine Lilie trug, beide aus Diamanten; das Blattzeichen war mit Wassersaphiren geschmückt. Aber das interessanteste Beispiel von dem Geschmack und Talent der alten Copisten und Buchbinder in den Klöstern, welches man noch besitzt, ist das berühmte Meßbuch von Bedford, welches ausdrücklich für den Herzog Johann von Bedford gemacht war, den den Lesern Shakspeare's wohlbekannten Onkel Heinrich's VI. und Regenten von Frankreich. Es ist mit neunundfünfzig großen Miniaturgemälden verziert, von denen jedes fast eine Seite einnimmt, und mit tausend anderen kleineren, welche in prachtvolle Bordüren von goldenem, mit den verschiedensten Blumen vermischtem Laubwerk eingefaßt sind. Ein bibliographischer und antiquarischer Enthusiast hat über dies eine Meßbuch eine Abhandlung, die einen Band in Quart füllt, herausgegeben. Es existiren heutzutage nur wenig Bücher dieser Art. Die Verwüstungen der Zeit, die Angriffe der Würmer und der fanatische Eifer der ersten Reformatoren — ein Eifer, der von Begehrlichkeit nicht immer ganz rein war — haben nur eine geringe Zahl derselben übrig gelassen, welche heutzutage einen höhern Werth besitzen als ein ihnen gleiches Gewicht Gold und in den großen Bibliotheken Europa's mit Sorgfalt aufbewahrt werden.

Wir wollen ein merkwürdiges Beispiel anführen, durch welche Ursachen die Klosterbibliotheken bisweilen zerstreut worden sind. Im Jahre 1506 verkaufte Joyce Rowse, die Aebtissin von Rumsey, die Bücher ihres Klosters als Ausschußpapier, um für den Erlös Ale anschaffen zu können, ein Getränk, für welches sie und ihre Nonnen eine besondere Vorliebe gehabt haben müssen. Die Sache wurde ruchbar und erregte ein großes Aergerniß; da aber die Klostergemeinde hauptsächlich aus Damen von hoher Geburt bestand, konnte der Bischof der Diöcese nicht eher einschreiten, als bis das letzte Buch der Bibliothek verschwunden und die letzte Flasche dieses so theuer bezahlten Ale ausgetrunken war.

Der reichste aller existirenden Einbände ist vielleicht derjenige des Buches, welches den Alterthumsforschern unter dem Namen des „Goldenen Gebetbuches" bekannt ist und Eigenthum der Königin Elisabeth war. Er besteht aus massivem Golde; die eine Platte stellt den Urtheilsspruch Salomo's dar, die andere zeigt die Aufrichtung der ehernen Schlange durch Moses. Ein Ring an jeder der beiden Platten zeigt an, daß die Königin dieses Buch mit einer goldenen Kette am Gürtel hängend trug. Dieser Umstand erinnert uns daran, daß die Bücher, welche ehemals in den Kirchen zum Gebrauche des Publicums ausgelegt waren, ihrer Sicherheit wegen mit Ketten an die Pulte geschlossen waren. Uebrigens beschränkte sich diese Gewohnheit nicht auf die Kirche allein und es existirt noch ein Document, welches beweist, daß zu einer Zeit eintausend Bücherketten in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford in Anwendung waren.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hatte, sonderbar genug, anfangs einen nachtheiligen Einfluß auf den Fortschritt der Buchbinderei. Die reichen Bücherdeckel, auf welche man Genuesischen Sammt, Gold und Edelsteine verwendete, waren in gewisser Hinsicht die nothwendigen Begleiter der Handschriften, welche mit so viel Sorgfalt copirt und mit prächtigen Illustrationen verziert waren.

Aber indem die Buchdruckerkunst die Bücher viel mehr verbreitete, machte sie dieselben zugleich werthloser, und man glaubte nicht mehr denselben Luxus auf ihren Einband verwenden zu müssen. Auch finden wir, daß die ersten gedruckten Bücher in eichene Deckel und Kupferbeschläge gefaßt waren, fast eben so roh, wie der sächsische Psalter aus dem 9. Jahrhundert, von dem wir bereits gesprochen haben.

Die erste große Verbesserung, welche in der Geschichte der modernen Buchbinderarbeiten Epoche machte, war die Anwendung des Maroquins, und zwar hat die Welt diese Neuerung einem bücherliebenden Monarchen, Corvinus, König von Ungarn, zu verdanken. Die Bibliothek dieses Fürsten, welche aus 50,000 Bänden bestand, war der Neid und das Wunder Europa's. Eine kleine Armee von Künstlern war fortwährend damit beschäftigt, mit Vergoldungen, Malereien und Einbänden diese Bücher auszuschmücken, deren jedes zur Anspielung auf den Namen des königlichen Eigenthümers als Devise einen Raben trug, der einen Ring im Schnabel hielt. Corvinus starb 1490, und einige Jahre später, nach der Einnahme Ofens durch die Türken unter Soliman II., wurde seine herrliche Bibliothek zerstört und zerstreut. Von den zahlreichen Bänden, welche sie enthielt, existiren, wie man glaubt, heute nicht mehr dreihundert, welche sich größtentheils in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befinden. Eins dieser Bücher, welches jetzt in der Bibliothek von Brüssel aufbewahrt wird, ist ein lateinisches „Evangelistarium,“ mit goldenen Buchstaben auf das schönste Pergament geschrieben. Als dieses Buch in die Hände Philipp's II. von Spanien gefallen war, wurde es lange Zeit im Escurial wie eine heilige Reliquie aufbewahrt; man zeigte es den Fremden nur in Gegenwart von Geistlichen und Edelleuten von hohem Range, welche mit entblößten Häuptern und Kerzen in den Händen in respectvollem Schweigen das goldene Kästchen umstanden, in welchem es aufbewahrt wurde.

Corvinus also hatte das Verdienst, den Maroquin als Büchereinband eingeführt zu haben, jedoch war es Jean Grolier, Schatzmeister Franz' I. von Frankreich und großmüthiger Beschützer der Künste und Wissenschaften, welcher denselben in die Mode brachte. Das große Vermögen Grolier's und seine officielle Stellung als Gesandter an den Höfen von Rom und Wien, gaben ihm eine vorzügliche Gelegenheit, sich mit Büchern zu versorgen, welche er sehr geschmackvoll und mit großen Kosten einbinden ließ. Die Aufschrift: Grolieri et amicorum (Eigenthum Grolier's und seiner Freunde), welche er auf jeden Band setzen ließ, zeugt von der Liberalität ihres Besitzers. Ein gleichzeitiger Schriftsteller, welcher eine Beschreibung von einem Gastmahle Grolier's zu Rom gibt, an welchem Aldus, der berühmte Buchdrucker von Venedig, und verschiedene Männer der Wissenschaft Theil nahmen, sagt, daß Grolier beim Aufstehen von der Tafel jedem seiner Gäste ein Paar mit Goldducaten gefüllte Handschuhe überreichte. Die Bibliothek Grolier's wurde nach seinem Tode zerstreut, aber man findet in verschiedenen Sammlungen noch Bücher, welche einen Bestandtheil derselben gebildet haben und von großem Werthe sind. Ein Exemplar von Salvianus' Historia piscium (Geschichte der Fische) wurde vor nicht langer Zeit für 30 Pfd. Strl. nach England verkauft; das Buch ist keineswegs selten und besitzt keinen inneren Werth. Weshalb, wird man fragen, hat es dann einen so hohen Preis erzielt? Einfach darum, weil es ein schönes Beispiel der herrlichen Einbände Grolier's war. Der Geschichtschreiber de Thou und der Minister Colbert bewiesen sich hinsichtlich ihres Geschmacks für Einbände als würdige Nachfolger Grolier's und brachten den Maroquin in allgemeinen Gebrauch. Sie sind es auch, denen man die Einführung der nützlichen Einrichtung verdankt, den Titel des Buches auf dem Rücken desselben anzugeben.

Im 17. Jahrhundert standen die Buchbinder in England weit hinter denen in Frankreich zurück. Die besten englischen Bücher aus dieser Zeit sind in ein dunkles Kalbsleder gebunden und ihr Deckel und Rücken mit zahlreichen goldenen Verzierungen versehen. Anstatt sich einer Presse zu bedienen, schlug man die Blätter auf einem Steine mit einem schweren Hammer, um die Bücher compacter zu machen.

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts erblickte den Anfang der Harley'schen Aera. Harley, Graf von Oxford, der Freund Pope's und der Günstling der Königin

Anna, war ein berühmter Büchersammler. Aber seine Bücher, welche sauber und dauerhaft gebunden sind, zeigen nichts von dem verschwenderischen Geschmack, der den Ruf der französischen Buchbinder begründet hat. Die Art des Einbandes, welcher seine Bücher charakterisirte, war ein unveränderlich rother Maroquin mit breiten Netzen oder Streifen um die Ränder und mit einem Stern oder einer Raute in der Mitte jedes Deckels. Nach Harley's Tode machte die Kunst von Neuem Rückschritte; die Mode führte etwas ein, was man die Universitätseinbände nannte, in dunkelm Kalbsleder mit grauem Gitterwerk. Hollis jedoch hatte einen eigenthümlichen Geschmack und entfernte sich demgemäß von dem allgemeinen Stile jener Epoche. Er ließ durch den berühmten Künstler Pingo eine gewisse Anzahl emblematischer Sinnbilder graviren, wie die phrygische Mütze, den Vogel der Minerva, den Schlangenstab Mercur's, und den Stab Aeskulap's. War das Buch der Ausdruck eines patriotischen Geistes, so figurirte die Freiheitsmütze auf dem Deckel. War es Philosophie in Folio, so zeigte die majestätische Würde der Eule die Natur des Inhalts hinlänglich an. Der Schlangenstab Mercur's war für die Beredtsamkeit und Poesie reservirt und das Zeichen Aeskulap's für Werke der Medicin. An diese Launen von Hollis knüpfen sich tausend Sonderbarkeiten der Buchbinderkunst, indeß würde uns dieser Gegenstand zu weit führen. Wir begnügen uns mitzutheilen, daß Bücher über die Jagd in Damhirschleder gebunden wurden und daß ein Bewunderer von Fox (Fuchs) dessen „Geschichte" in Fuchsleder einbinden ließ. Ein Proceß, welcher im vorigen Jahrhundert zwischen dem berühmten Anatom Hunter und seinem Buchbinder geführt wurde, brachte die merkwürdige Thatsache an's Licht, daß der Letztere von dem Doctor angewiesen worden war, eine Abhandlung über Hautkrankheiten in Menschenhaut einzubinden!

Die bedeutendste praktische Verbesserung, welche die Buchbinderei im 18. Jahrhundert erhielt, war die Einführung einer Rinne oder eines Einschnittes, der mit einer Säge in den Rücken der Bogen gemacht wird, um das Band aufzunehmen, an welches sie angenäht werden. Auf diese Weise wird das Auge nicht mehr durch die widerwärtigen Hervorragungen beleidigt, welche man bei allen Einbänden von einem höheren Alter wahrnimmt. Die Buchbinder widersetzten sich anfangs mit Ungestüm dieser Neuerung, zuletzt aber siegte der gesunde Menschenverstand wie gewöhnlich über die Vorurtheile und Interessen der Werkstätte.

Es war erst im Jahre 1766, daß der Stern der englischen Buchbinderei mit hellem Scheine zu glänzen anfing, dank dem Talent und Geschmack Roger Payne's. Dieser merkwürdige Mann, geboren in Windsor, lernte sein Handwerk in Eton und etablirte sich zuletzt in London. Es gibt Millionen Menschen, die niemals von Roger Payne haben sprechen hören, und doch war er in seiner Art ein großer Mann. Flüstere einem Büchernarren den Namen Roger Payne in's Ohr — und seine Züge werden sich verklären und er wird ausrufen: „Ja, dieser Mann war ein Künstler!" Ein wahrer Kenner, der in eine Bibliothek tritt, wird einen Roger Payne sogleich unter tausend andern Bänden herauserkennen. Er wird das kostbare Exemplar mit eben so großer Zartheit von seinem Platze nehmen, als ob er ein neugeborenes Kind handhabte; er wird es mit den Augen hüten wie ein Geiziger seinen Schatz; er wird sich, wenn Du ihn anhören willst, stundenlang über die Schönheit und die eigenthümlichen Vorzüge der Arbeit verbreiten, und wird das Buch mit einem eben so tiefen Seufzer wieder an seinen Platz stellen, wie ihn der unglückliche Boabdil ausstieß, als er einen letzten Blick auf Granada und seine Alhambra warf.

Das Licht Payne's blieb nicht lange unter dem Scheffel. Sein ausgesuchter Geschmack in der Wahl und dem Anbringen der Verzierungen verschaffte ihm bald zahlreiche Gönner unter der hohen Aristokratie. Seine Lieblingsfarbe war ein olivenfarbener Maroquin, welchen er hartnäckig, in Folge einer eigenthümlichen Anschauung, venetianischen nannte. Vor Allem aber waren es seine Verzierungen, welche durch den reinen und classischen Geschmack, der ihre Wahl leitete, und durch die Nettigkeit ihrer Ausführung die hohe Schönheit seiner Einbände ausmachten. Sein Talent, ein altes Buch zu repariren und in schwarzen Buchstaben aufzufrischen, streifte an's Wunderbare. Sein Meisterwerk ist ein Aeschylus von Glasgow in der Bibliothek des Grafen Spencer; die Rechnung über diesen Einband

ist noch vorhanden und beläuft sich auf mehr als 10 Pfd. Strl. Einiges aus seinen Aufzeichnungen wird von den Sammlern sorgfältig aufbewahrt; es sind wahre Merkwürdigkeiten, welche eine in's Kleinste eingehende Beschreibung seiner Arbeit enthalten, mit einer gewissen Eigenliebe sein Buchbindertalent rühmen und mit Verachtung die Einbände anderer Meister herabwürdigen. Man hat auch das Rechnungsbuch der persönlichen Ausgaben Roger Payne's aufbewahrt, und folgende Notiz, welche die Ausgabe für einen Tag umfaßt, scheint nicht darzulegen, daß sein Ruf, so bedeutend er auch gewesen, ihm Reichthümer eingebracht habe: „Speck, für einen halben Penny; Branntwein, für einen Schilling." Es ist betrübend, hinzusetzen zu müssen, daß die Aufführung Roger Payne's mit seinem Talente nicht auf gleicher Höhe stand; denn statt sich zu der glänzenden Stellung zu erheben, zu welcher er berufen schien, überließ er sich einem unordentlichen Leben und starb in der äußersten Dürftigkeit. Aber er hatte doch nicht vergeblich gelebt; nicht nur führte er einen reinen und neuen Geschmack ein, sondern gab auch der Buchbinderei einen mächtigen Anstoß. Nach ihm verwarf man die nichtssagenden und geschmacklosen Verzierungen und nahm eine Reihe classischer Zeichnungen von der sorgfältigsten Ausführung an.

Wir wollen nicht weiter gehen, und sprechen daher nicht von den Buchbindern unserer Tage noch von denen, deren würdige Nachtreter sie sind. Die Buchbinderei hängt überhaupt weniger als früher von persönlichem Talente ab, seitdem sie die Arbeit der Maschinen zu Hilfe gerufen hat. Wenn die Deckel vorbereitet sind, so können manche Londoner Buchbinder tausend Bände mit vergoldeter Leinwand im Zeitraum von sechs Stunden einbinden.

Wir glauben noch einige Worte über eine in England öfter vorkommende interessante Art und Weise, womit man Bücher ausschmückt, sagen zu müssen, welche den Eingeweihten vorzugsweise unter dem Namen „Illustration" bekannt ist. Ein Werk in dieser Weise zu illustriren, d. h. durch kostbare Bilder, die man hineinklebt, zu schmücken, ist zuweilen die Arbeit eines ganzen Lebens und erfordert ein bedeutendes Vermögen, großen Eifer und unermüdliche Geduld. Unglücklicherweise ist die Mehrzahl derartiger mit so großer Sorgfalt aufgehäufter Schätze dazu bestimmt, unter den Hammer des gerichtlichen Taxators zu wandern. Wir können im Voraus davon überzeugt sein, daß gegen Ende des jetzigen Jahrhunderts in gewissen Auctionssälen, welche viel von Bücherfreunden besucht werden, große Aufregung herrschen und daß man in den Zeitschriften lesen wird, zu welchen enormen Preisen illustrirte Exemplare von Macaulay's „Geschichte von England" verkauft worden sind; denn dieses Werk ist es vorzüglich, auf welches die Illustratoren unserer Tage sich werfen. Um einen Begriff davon zu geben, wollen wir die Art und Weise mittheilen, in der man dabei verfährt. Da das Format der Macaulay'schen Geschichte nicht gestattet, Stiche von großer Ausdehnung anzubringen, und man so viel wie möglich vermeiden muß, solche umzufalzen, so kauft man zwei Exemplare des Werkes. Jede Seite wird einzeln aus dem Buche ausgeschnitten und darauf in die Mitte schöner weißer Blätter in Quart oder Folio geklebt. Man begreift leicht, weshalb zwei Exemplare nöthig sind: wenn man Seite 1 des ersten Exemplars aufgeklebt hat, so geht Seite 2 desselben nothwendig verloren; aber man hilft sich dadurch, daß man auf die Rückseite des weißen Blattes die Seite 2 des andern Exemplares aufklebt, von welchem nun Seite 1 gleichfalls verloren geht; auf diese Weise fährt man mit allen Seiten der beiden Exemplare bis zu Ende fort. Dies ist jedoch nur eine vorbereitende Arbeit; das Schwierigste bleibt noch zu thun. Um ein Geschichtsbuch zu illustriren, muß man sich die Porträts aller Personen verschaffen, deren Namen in dem Werke vorkommen und von denen Kupferstiche existiren; ebenso muß jede Oertlichkeit, von welcher die Rede ist, dargestellt werden: Schlachten, Medaillen, öffentliche Festlichkeiten, erdichtete Darstellungen historischer Vorfälle und andererUmstände, auf welche Macaulay Bezug nimmt — kurz, Alles, was an Kupferstichen existirt und zu dem Stoffe, über welchen Macaulay handelt, irgendwie in Bezug gesetzt werden kann, muß zu jedem beliebigen Preise gekauft und an der betreffenden Stelle zwischen den nach der angegebenen Weise aufgeklebten Seiten eingeschaltet werden. Auf einer halben Seite, im ersten Bande seiner Geschichte, führt Macaulay, indem

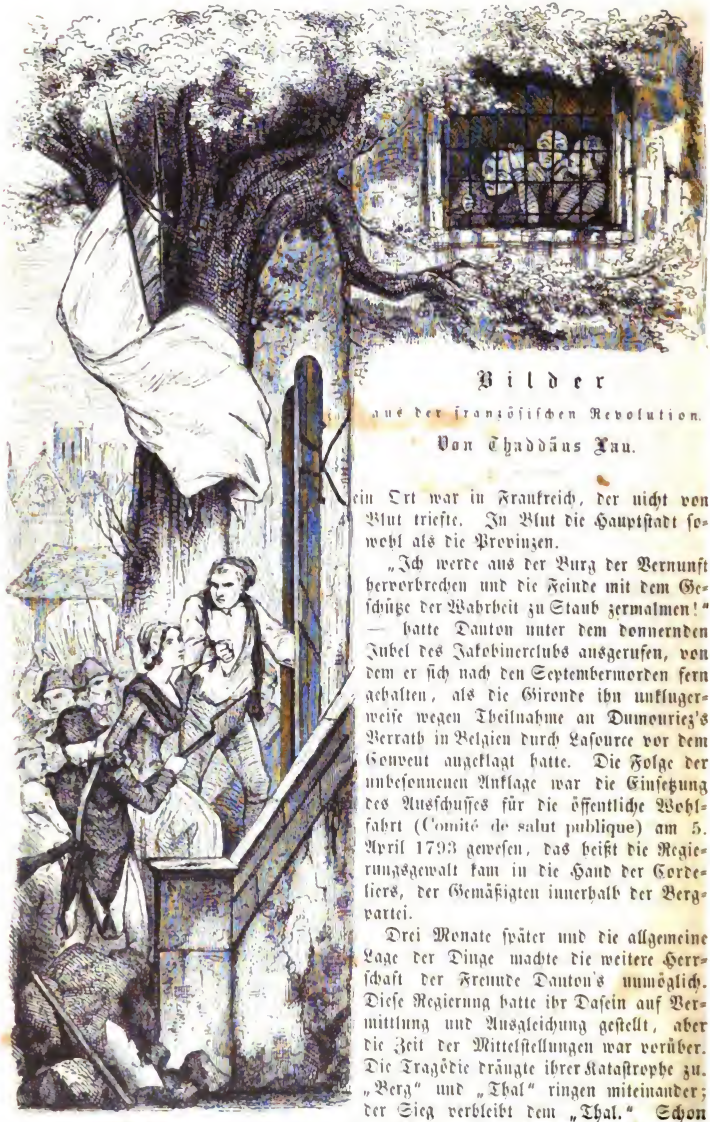
er von der englischen Geistlichkeit spricht, die Namen von 22 Würdenträgern der Kirche, von 12 Kirchen, von 2 Universitäten und von 2 Kathedralen an. Hier bedarf man also, um eine halbe Seite Text zu illustriren, die Kupferstiche von jedem dieser Männer und jedem der genannten Bauwerke, zusammen 38. Unabhängig von diesen directen Illustrationen kann man noch die Abbildung von Pfarrhäusern, Wappen, Grabmälern und selbst eigenhändige Briefe hinzufügen. Auf diese Weise würden die illustrirten fünf Bände der Macaulay'schen Geschichte, wenn sie gebunden werden sollen, mehr als hundert Bände bilden. Man läßt dann einen prachtvollen Bücherschrank anfertigen, der speciell dazu bestimmt ist, die kostbare Sammlung aufzunehmen, und der „illustrirte Macaulay" wird eines Tages eben so berühmt sein wie der „illustrirte Clarendon," das von Pennant illustrirte „London," die von Bowyer illustrirte „Bibel," oder irgend ein anderes der illustrirten Werke, welche den Liebhabern von Büchern eben so bekannt sind, als die Kathedrale von Saint Paul oder die Westminsterabtei. Jedoch sind die Illustratoren, im Ganzen und als Classe genommen, nicht sehr beliebt. Sie scheinen gänzlich von der Sucht, Bücher zu zerstören, besessen zu sein, und Tausende schöner alter Bände werden alltäglich, zum großen Aergerniß und Verdruß der Leser, ihrer Kupfer beraubt, um die unersättliche Begierde eines einzelnen Menschen zu befriedigen.

Sage von Knuflock,

der den Hodenberg verrieth. *)

Der edle Herr von Hodenberg hatte einen Diener, Namens Knuflock. Dieser war seinem Herrn nicht treu, sondern hielt vielfache Zwiesprache mit einem Dienstmanne des Grafen von der Hoya. Das wußte der Hodenberger nicht. Eines Tages kam Knuflock auf die Burg, als der Ritter sein Mahl fast beendet hatte, und stand vor dem Tische. Da sprach der Hodenberger: „Setz Dich und iß, dort steht eine gebratene Schulter für Dich." — „Nein, Herr," sprach Knuflock, „ich will die Schulter mit Eurem getreuen Thurmwart theilen." Und trat herzu, nahm das Fleisch, und dazu die Schlüssel zum Thurme, die auch auf dem Tische lagen. Er schloß den Thurm auf und sprach zu dem Thurmwart: „Sieh da für uns Beide. Geh jetzt und hol' uns dazu eine gute Kanne Bier." Der Thurmwart ging, und Knuflock schloß hinter ihm ab. Dann steckte er ein weißes Laken aus. Das flatterte vom Thurme herab weithin sichtbar über das Feld. Da zog der Graf von der Hoya heran mit den Hoyaern, und Knuflock eröffnete ihnen den Thurm. Er trat zum Hodenberger und sprach: „Herr, geht nun ab und von dannen, ich habe dem Grafen von Hoya dies Haus geöffnet." Der Hodenberger erwiederte: „Nicht also, thue das nicht. Ich will Dir auch meine Tochter geben." — „Die Ehre," sagte Knuflock, „hättet Ihr eher mir bieten sollen." Da das die Hoyaer hörten, riefen sie dem Knuflock zu: „Vollendet, Ihr biederer, frommer Ritter, und haltet Alles, was Ihr uns gelobt habt." Also folgte ihnen Knuflock, und der Hodenberger ging von der Burg. Da führte der Graf von der Hoya Herrn Knuflock mit sich nach Hause, und setzte ihn bei Tafel über sich an seine Schüssel. Nicht lange nachher setzten sie Herrn Knuflock zunächst unter den Grafen. Danach kam ein Ritter dazwischen. Und weiter mußte Herr Knuflock rücken bis zur Mitte der Tafel. Da schnitten sie das Tafeltuch vor ihm entzwei, wie einem Verräther das gebührt. Herr Knuflock sprach zu dem Grafen: „Herr, gebt mir mein Geld, es leidet mich nicht länger hier." Herr Knuflock ritt aus dem Lande. Dann fand ihn im Staderlande ein Mann aus der Herrschaft von der Hoya. Diesen Mann nahm Knuflock in Dienst und bat: er wolle doch Niemandem sagen, wie seines Herrn Name sei, und gab ihm reichlich und ließ es ihm an nichts gebrechen. Denn Knuflock war in dem Lande gewaltig geworden: die Verräther sind gern behende und listig. Also war auch Judas, der seinen Schöpfer verrieth. Nun weilte Knuflock unbekannt in dem neuen Lande, und Niemand wußte seinen Namen. Die Leute dort hätten es doch so gern gewußt, wie er hieße. Sie gingen seinen Diener an mit vielen Fragen, und ließen ihm keine Ruhe. Dem Diener wurde es zuletzt der Fragen über seinen Herrn zu viel, und er erwiederte: „Mein Herr war in unserm Lande ein frommer, biederer Mann, und hieß Knuflock." Da riefen sie Alle: „Knuflock? der Knuflock, der den Hodenberg verrieth?" — Und Einer sagte es dem Andern, und wohin er ging und stand, da sagte man: „Da geht der Verräther." Die Weisen sagen: das Böse kommt einmal an den Tag, und so war es auch mit Herrn Knuflock. Als das zum Vollen ausbrach, da ließ Knuflock das Staderland, und weiter zog er, immer weiter.

*) Nach den Annales Buccenses im Hodenberger Urkundenbuche S. 27.



Charlotte Corday.

Bilder

aus der französischen Revolution.

Von Thaddäus Lau.

Kein Ort war in Frankreich, der nicht von Blut triefte. In Blut die Hauptstadt sowohl als die Provinzen.

„Ich werde aus der Burg der Vernunft hervorbrechen und die Feinde mit dem Geschütze der Wahrheit zu Staub zermalmen!" — hatte Danton unter dem donnernden Jubel des Jakobinerclubs ausgerufen, von dem er sich nach den Septembermorden fern gehalten, als die Gironde ihn unklugerweise wegen Theilnahme an Dumouriez's Verrath in Belgien durch Lasource vor dem Convent angeklagt hatte. Die Folge der unbesonnenen Anklage war die Einsetzung des Ausschusses für die öffentliche Wohlfahrt (Comité de salut publique) am 5. April 1793 gewesen, das heißt die Regierungsgewalt kam in die Hand der Cordeliers, der Gemäßigten innerhalb der Bergpartei.

Drei Monate später und die allgemeine Lage der Dinge machte die weitere Herrschaft der Freunde Danton's unmöglich. Diese Regierung hatte ihr Dasein auf Vermittlung und Ausgleichung gestellt, aber die Zeit der Mittelstellungen war vorüber. Die Tragödie drängte ihrer Katastrophe zu. „Berg" und „Thal" ringen miteinander; der Sieg verbleibt dem „Thal." Schon der Ausgang des Kampfes vom 2. Juni

hatte gezeigt, nach welcher Seite die Wage der Entscheidung hinneigte. Am 1. Juni war Marat im Gemeinderath erschienen und hatte denselben im Namen des Jakobinerclubs aufgefordert, vom Convent Bestrafung der Girondisten zu verlangen. In der nächsten Nacht rufen Sturmglocken und Trommelwirbel die Patrioten der Sectionen zu den Waffen. Henriot und Santerre umringen in der Morgenfrühe des 2. mit 80,000 Bewaffneten die Tuilerien. Die Versammlung beruft Garat, den Minister des Innern, Pache, den Maire von Paris, und Lhuillier, den Präfecten des Departements, damit sie über die Gährung Bericht erstatten. Alle geben die beruhigendste Auskunft, ja der Letztere versichert, es wäre durchaus nichts zu befürchten, der Aufstand sei nur ein „moralischer Aufstand." Lanjuinais, ein muthiger Girondist, fordert, uneingeschüchtert durch das Murren und Toben der Linken, Bestrafung der Anstifter des Tumults und Hinrichtung des Commandanten, welcher die Majestät des Convents zu verletzen wage. Er wird von der Tribüne herabgerissen: „Herunter! herunter! er will den Bürgerkrieg! er will die Gegenrevolution! er verleumdet Paris! er höhnt das Volk!" Deputirte der Volkshaufen dringen in den Saal; die Mitglie-



Marat's Triumph.

der wollen sich entfernen. Henriot, angetrunken und kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, wehrt den Ausgang, auf die Kanonen weisend, deren Mündungen gegen das Gebäude gerichtet sind. Das Dröhnen der Volksmassen, das Klirren der Waffen, die Verwirrung und die Furcht hier, Entrüstung dort und Klagen und Verwünschungen machen die Debatte in der Versammlung unmöglich. Da eilt Marat, die vorgeschobene Puppe Robespierre's, auf die Tribüne und feiert einen Triumph, größer noch, wirksamer und nachhaltiger in seinen Folgen, als der Triumph es gewesen war, den der „Menschenfreund" am 24. April gefeiert hatte. An jenem Tage war Marat, gefolgt von den Clubisten und Robespierre's Strickerinnen, vor das Revolutionstribunal getreten, um sich gegen die Anklage zu vertheidigen, welche am 12. desselben Monats von den Girondisten gegen ihn decretirt war. Das Gericht hatte nach einer beinahe possenhaften Verhandlung den Angeklagten „mit inbrünstiger Hochachtung" freigesprochen, und im Triumph war Marat in den Convent zurückgetragen worden. Auch in diesem Moment erweist sich der Menschenfreund als den Herrn der Situation; ein wahrer Dictator der Versammlung entscheidet er unumschränkt über das Schicksal ihrer Mitglieder. In demüthigem Schweigen läßt der Convent die Befehle des Siegers über sich ergehen. Die Namen der Opfer werden von einer Liste verlesen. „Ich verlange," ruft Marat, „daß man Dussaulx, Lanthénas, Ducos fortstreiche und durch Valazé ersetze." Man streicht die Drei und fügt Valazé dem Verzeichniß bei. Einer nach dem Andern steigen die genannten Girondisten, Gensonné, Guadet, Brissot, Vergniaud, Salles, Barbaroux u. s. w. an die Schranke hinab, sich selber den Gensdarmen ausliefernd.

Der kecke Handstreich hatte die Jakobiner ihre Kraft kennen gelehrt. Den 10. Juli erfolgt der zweite Act des Staatsstreichs, den Robespierre am 2. Juni begonnen. Camille Desmoulins, früher Danton's nächster Freund, stellt in dem Convent den Antrag auf neue Wahlen der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. Die Neuwahl geht vor sich. Die Dantonisten werden völlig geschlagen. Ihr Führer selbst sieht sich von der Wahl ausgeschlossen. Der Ausschuß, der bis dahin, unter Danton's Leitung, das Centrum des von den Girondisten gereinigten Convents dargestellt hatte, wird nunmehr das Organ Robespierre's.

Die Schreckensregierung beginnt. Das Signal zu einem schrankenlosen Blutvergießen ist gegeben. Die Ermordung Marat's leiht den neuen Gewalthabern den Vorwand, die eigene Mordgier mit dem Titel gerechter Strafe zu verbrämen.

Charlotte Corday, die fünfundzwanzigjährige Tochter eines begüterten Edelmannes, vereinigte mit der Fülle kräftig gereifter Schönheit einen feingebildeten Geist und feuriges Gefühl, das seine Richtung auf die politischen Ideen genommen hatte, welche der Revolution zu Grunde lagen. Bekannt und vertraut mit der Geschichte des Alterthums, fühlte sie sich plötzlich zum Tyrannenmorde begeistert. Die Deputirten, welche aus Paris nach Caen geflüchtet waren, bezeichneten Marat als das gefährlichste Mitglied des Berges, eine Beurtheilung, die freilich entschieden falsch war. Marat war zwar der Liebling des Pariser Pöbels, aber auf die Leitung der Revolution hat er niemals den ersten Einfluß geübt. Mit der Macht des Pöbels emporgekommen, weil er in seiner grenzenlosen Selbstüberhebung die Fähigkeit besaß, Alles, was sonst für ruchlos gegolten, Mord der Gegner, Raub des fremden Eigenthums, Meuterei der Soldaten gegen die Officiere, mit voller Ehrlichkeit und Unbefangenheit als das gute Recht des Volkes zu fordern, konnte er immer nur das Werkzeug in den Händen kälterer und klügerer Führer bleiben. Diesen Menschen aus dem Wege zu räumen, war Charlotte Corday entschlossen. Zu dem Ende begab sie sich nach Paris, indem sie dem nichts ahnenden Vater vorgab, nach England auswandern zu wollen. Am Tage nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt kaufte sie im Palais Royal das Messer, dessen sie sich zu der That bedienen wollte. Ursprünglich hatte das kühne Mädchen die Absicht, ihr Opfer mitten im Convent, auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit, inmitten der Genossen, zu treffen, aber die Wache wies sie von dem Versammlungsorte zurück. Nun sollte ihr ein Brief, den sie an Marat richtete und in dem sie um Gehör bat, Zutritt in dessen Privatwohnung verschaffen. Auf Anrathen seiner Haushälterin, welche Argwohn schöpfte, verweigerte der Tribun die nachgesuchte Unterredung. Abends erhielt

er ein zweites Schreiben: „Marat, ich komme von Caen. Ich habe Ihnen Geheimnisse zu entdecken und bin überdies unglücklich und verfolgt. Dies reicht hin, mir ein Recht auf Ihren Schutz zu verschaffen.“ Am folgenden Tage, den 13. Juli, gegen 7 Uhr Nachmittags begehrte sie bei Marat Eintritt, den die Haushälterin abermals nicht gestatten wollte, indeß Jener, welcher die Worte hörte, befahl die Fremde einzulassen, obschon er eben badete. Er erkundigte sich sofort mit lebhafter Theilnahme nach der Lage der Dinge in Caen, wollte die Namen aller daselbst befindlichen Deputirten wissen, ließ sich dieselben vorsagen und schrieb, seinem krankhaften Zustande und seiner Lage zum Trotz, auf einem neben die Badewanne gerückten hölzernen Block eine Proscriptionsliste. „Und was wird das Schicksal dieser Geächteten sein?“ fragte die Besucherin. „Es sind Verschwörer,“ war die Antwort. „Alle erwartet der Lohn der Verschwörer.“ — „Da hast Du den Deinen,“ rief Charlotte, indem sie Marat das Messer tief in die Brust stieß. Auf das Geschrei des Getroffenen stürzte die Hausgenossenschaft herbei. Ruhig und gelassen blieb die Mörderin unter allen Schmähungen; sie hat nicht den geringsten Versuch zur Flucht gemacht. Ohne Widerstand läßt sie sich der herbeigerufenen Wache übergeben.

Am Abende vor Marat's Begräbniß ward Charlotte Corday hingerichtet. Als sie einstimmig zum Tode verurtheilt war, überreichte sie dem Präsidenten des Tribunals zwei Briefe nach Caen, den einen an den Volksvertreter Barbaroux, den andern an ihren Vater. Sie bat den Vater um Verzeihung, daß sie über ihr Leben ohne seine Erlaubniß verfügt habe. „Freue Dich jedoch meines Looses, eingedenk des Verses von Corneille:

„Verbrechen machet Schmach und nicht das Blutgerüst.“

Mit der edelsten Haltung machte sie am 17. Juli ihren Todesweg. Das rothe Hemde, welches man ihr anlegte, war für sie ein glänzender Purpur; von dem Karren, der sich ihr in einen Triumphwagen verwandelte, sah sie wie eine Königin, die ihr Volk befreit hat, auf die Menge nieder. Viele aus der Masse entblößten ehrerbietig das Haupt. Fest, ohne Zucken der Wimper, bestieg sie das Blutgerüst. Nur als der Henker ihr die Füße an das Brett band und das Halstuch abnahm, überzog jungfräuliche Röthe ihr Angesicht.

In der nämlichen Stunde, in welcher der Kopf von Charlotte Corday dem Nachrichter verfiel, tobte Robespierre im Club der Jakobiner: „Republikaner, setzet Euren Klagen um Marat ein Ziel. Seine große Seele, könnte sie wiedererstehen, würde zu Euch sprechen, Republikaner dürfen nur eine Thräne vergießen, und müssen sofort an das Vaterland denken. Nicht mich hat man meucheln wollen, sondern die Republik. Nicht mich soll man rächen, sondern die Republik, das Volk, Euch.“

Es bedurfte nicht erst solcher Aufstachelung der Leidenschaften. Hoch über das Land erhoben die Gewalthaber ihr bluttriefendes Banner. Der Tod war hinfort das einzige Regierungsmittel.

Marie Antoinette, die unglückliche Wittwe Ludwig's XVI., wurde auf das Blutgerüst geschickt; unter den Klängen der Marseiller Hymne verbluteten die Girondisten; es kam die Reihe an Orleans, an Bailly.

Die Provinzen durchzogen die Conventscommissäre. Das Elend und die Verbrechen in ihrem Gefolge zu schildern, ist unmöglich. „Nur die Todten kommen nicht wieder,“ sagte Barrère. „Je mehr der menschliche Körper ausdünstet,“ fügte Collot d'Herbois hinzu, „desto gesunder wird er.“

Außer Toulon war es vorzugsweise Lyon, in welcher Stadt bei den Bürgern der Entschluß zur Reife kam, lieber im ehrlichen Streite zu fallen, als sich wehrlos durch Henkershand schlachten zu lassen. Die Reste der Royalisten suchten die Stadt zum Mittelpunkte der Bewegungen des Südens zu machen. Lyon war der alten Ordnung der Dinge sehr ergeben. Seine Seidenmanufacturen, seine Gold- und Silberstickereien, sein Handel mit Luxusartikeln machte es von den höhern Classen abhängig. Es mußte sich daher frühzeitig gegen eine gesellschaftliche Veränderung erklären, welche die alten Verhältnisse verrückte und durch den Krieg gegen Adel und Geistlichkeit seine Manufacturen zu Grunde richtete. Auch hatte Lyon schon im Jahre 1790 unter der constituirenden Versammlung, als die emigrirten Prinzen in der Nähe, am Hofe zu Turin, sich befanden, insurrectionelle Versuche gemacht. Diese von den Priestern und den Adligen geleiteten Versuche waren unterdrückt worden, allein der Geist war

derselbe geblieben. Nach Robespierre's Sieg erschienen auch in Lyon Conventscommissäre, der Stadt zunächst eine Zwangsanleihe von 6 Millionen, die Aushebung eines Truppencorps für die Vendee und die entschuldigen; die Bürger wären von den Jakobinern in die Nothwendigkeit versetzt worden, diese zu bekämpfen. Der Wohlfahrtsausschuß decretirte die strengsten Maßregeln. Auf Couthon's Antrag erließ der



Greuelscenen in Lyon.

Bewaffnung von 5000 Proletariern als fester Garnison der Stadt auferlegend. Darüber kam es zum Ausbruch. Die republikanische Partei, welche sich unter Chalier, einem fanatischen Nachahmer Marat's, auf die niedern Classen stützte, wurde von der royalistischen Mittelclasse besiegt, Chalier selbst auf der Flucht ergriffen und hingerichtet. Darauf sandte die Stadt eine Deputation nach Paris, die Vorfälle zu Convent ein Decret, welches die Führer des Lyoner Aufstandes ächtete, die Güter aller Theilnehmer für Staatsgut erklärte und die Vertheilung derselben unter die Patrioten der Stadt und der Umgegend verfügte. Die Bewohner von Lyon erhoben als Antwort offen die Fahne des Aufruhrs gegen Convent und Wohlfahrtsausschuß. Sie setzten ihre Stadt in Vertheidigungszustand, errichteten Befestigungswerke, bildeten ein

Heer von 20,000 Mann, nahmen Emigranten in ihre Mitte auf, übertrugen den Befehl über ihre Streitkräfte dem Royalisten Précy und verhandelten über gemeinsame Operationen mit dem König von Sardinien. Daraufhin befahl Dubois-Crancé, Conventscommissär beim Alpenheer, dem General Kellermann, Lyon einzuschließen und zu belagern; ein Landsturm von 50,000 zu verwirklichen, schickte der Ausschuß Collot d'Herbois, seit Marat's Ermordung der Abgott des Pariser Pöbels, mit Fouché und Couthon nach der Stadt. Das Fallbeil arbeitete der Commission zu langsam; mit Kartätschen ließ Collot die Einwohner niederschießen und die Gebäude zerstören. In sieben solchen Metzelein wurden 484 Menschen umgebracht und daneben während des



Robespierre und Danton.

Bauern aus den benachbarten Departements wurde weiter gegen die Stadt aufgeboten. Bis zum 9. October dauerte die Belagerung. Die Politik des Wohlfahrtsausschusses gegen die eroberte Stadt war die Politik der Rache und des Schreckens. „Der Name Lyon," sagte Barrère, „darf nicht mehr existiren. Ihr werdet es Ville affranchie nennen, und auf den Trümmern dieser ehrlosen Stadt wird ein Denkmal errichtet werden, welches das Verbrechen und die Bestrafung der Feinde der Freiheit bezeugen wird. Dieses einzige Wort wird Allen sagen, Lyon bekriegte die Freiheit, Lyon ist nicht mehr." Um diesen schrecklichen Fluch Decembermonats in Lyon 101 Personen durch die Guillotine, im Departement aber nach der niedrigsten Angabe 1600, nach einer höhern 6000 Menschen hingerichtet. Von irgend einer Untersuchung war dabei keine Rede, persönliche und locale Leidenschaften spielten die Hauptrolle in der Auswahl der Opfer, und mit dem Morde ging die schamloseste Plünderung Hand in Hand. Mit immer lebhafterem Eifer setzte Collot Verhaftungen, Räubereien und Ermordungen fort. Auch das Heilige wurde auf das Frechste verhöhnt. Bei einem Feste, das zu Ehren des hingerichteten Chalier veranstaltet war, wurde ein Esel mit einer Bischofs-

mütze geschmückt, aus einem geweihten Kelche getränkt und ein Kreuz und eine Bibel an seinen Schweif gebunden. Collot selbst schwelgte mit einem Trosse von Lustigmachern und liederlichen Dirnen jeden Mittag, fertigte während des Mahls neue Todesurtheile aus und trank auf das Wohl der Republik. Unterdeß tönte der Donner der Mitrailladen dumpf von dem Platze der Hinrichtungen herüber. In Paris wurde an die Straßenecken mit voller Zustimmung des Wohlfahrtsausschusses ein Brief Ronsin's an Vincent angeschlagen, in welchem es hieß, Lyon habe 120,000 Einwohner, von welchen nur 1500 unschuldig wären. Binnen Kurzem würde die Rhone die blutigen Leichname aller Uebrigen aufnehmen.

Uebrigens wurden die zu Lyon verübten Gräuel die Veranlassung, wenigstens die äußere Veranlassung, zum Bruch unter den Jakobinern selber. Die furchtbare Sühne jener Frevel bestand darin, daß an dem Geschicke von Lyon sich der Hader unter den Machthabern selbst entzündete, welcher den Einen durch den Andern vernichten und das Land, das nach jeder Richtung durchgeplündert und in allen Theilen von Blut überströmt war, durch die gegenseitige Aufreibung der Tyrannen von dem unerträglichen Joche befreien sollte.

Robespierre dürstete nach der Alleinherrschaft. Zwei Männer standen seinem Ehrgeiz jetzt noch im Wege, Danton und Hebert. Um Jenen gruppirten sich alle gemäßigteren Elemente der Linken, Dieser stützte sich auf die äußersten Extreme, namentlich auf die Pariser Stadtbehörden. Philippeaux, Deputirter der Sarthe und intimer Freund Danton's, hatte als Commissär in der Vendee den verderblichen Unfug von Ronsin und Rossignol in der Nähe gesehen; nach Paris zurückgekehrt, klagte er sie und Collot der Willkür und Unterschlagung an. Das Regiment der Guillotine habe durch den Wahnsinn der Hebertisten seinen Schrecken verloren, eine Behauptung, deren Wahrheit man allerdings sogar in der Hauptstadt bemerken konnte. Ein Haufen Bettler, welche die Regierung mit 24 Sous des Tages bezahlte, klatschte dem Scharfrichter Beifall, sonst aber fand man, daß selbst in dem Proletariate der Fanatismus durch das Mitleiden erstickt und in diesen sonst unerschütterlichen Kreisen die Anhänglichkeit an die Republik in Grauen verwandelt war. Camille Desmoulins unterstützte die Anklage von Philippeaux im „Alten Cordelier," in welchem Journal er alle Abscheulichkeiten des Schreckensystems mit bewunderungswerther Beredtsamkeit schilderte. Aus Lyon erschien eine Deputation, welche nicht bloß die Menschlichkeit des Convents für die Opfer, sondern auch eine strafende Gerechtigkeit gegen die Würger in Anspruch nahm. Robespierre begriff, daß die Gelegenheit günstig, sich wenigstens des einen der verhaßten Rivalen zu entledigen. Durch Fabre d'Eglantine unterhandelte er mit Danton, der eben von seiner Hochzeitsreise nach Paris zurückgekommen war, über ein gemeinsames Auftreten gegen die Hebertisten; häufige Zusammenkünfte zwischen den beiden Männern, die sich seit dem 10. Juli völlig entfremdet waren und sich gegenseitig mit Haß und Argwohn beobachteten, fanden statt, in welchen die zu ergreifenden Maßregeln gegen die Partei Hebert festgestellt wurden. Bei den Jakobinern erhob sich Robespierre gegen die Gottlosigkeit und Kirchenschändung der Hebertisten, den Convent ging er an, Hebert oder doch dessen Freunde keineswegs bloß verblümt des Einverständnisses mit Pitt beschuldigend, „das schnödeste aller Verbrechen zu bestrafen, die Contrerevolution unter der Maske des Patriotismus, den Mord der Freiheit mit ihren eigenen Waffen." Am 4. December erließ der Convent eine Verfügung, welche die Hebertisten auf das Empfindlichste traf, daß in Paris die Revolutionsausschüsse der einzelnen Sectionen gar nicht mehr dem Gemeinderath, sondern unmittelbar dem Sicherheitsausschusse des Convents untergeben sein sollten. Eine Reihe anderer Bestimmungen hatte die nämliche Tendenz, die Selbständigkeit der Gemeinderäthe zu beschränken, ja zu vernichten. Am 12. desselben Monats decretirte der Convent auf Antrag des Dantonisten Merlin eine Untersuchung des Treibens der Commissäre zu Lyon.

Einige Tage später, den 21. December, trat Collot d'Herbois, das Haupt der Lyoner Mörder, völlig unerwartet vor den Jakobinerclub und wurde mit brausendem Jubel begrüßt. Von Entschlossenheit und Thatkraft, von Weite des Blicks und Schärfe, durchschaute er Robespierre; sein übermächtiger Einfluß bei dem Volke änderte die Situation mit einem Schlage. „Der

Riese erscheint," schrieb Hebert im „Père Duchesne," „und die Zwerge, welche die besten Patrioten verfolgen wollten, verkriechen sich hundert Fuß tief unter den Erdboden." Robespierre, nie in seinem Leben einen Augenblick in dem Vorsatz zweifelhaft, stets und um jeden Preis zu der siegenden Partei zu gehören, steigerte seine Feigheit bis zur schamlosen Niedertracht. Oeffentlich im Convent sagte er sich von Danton los, öffentlich im Convent verkündete er seine Umkehr zu den Hebertisten. Die siegende Partei hatte keinen heißern Wunsch, als Rache für die eben erlittenen Bedrängnisse, und die Dantonisten, eben noch der Hoffnung voll, den verhaßten Feinden den Untergang zu bereiten, sahen sich jetzt ihrerseits auf allen Punkten angegriffen. Der Kampf dauerte bis in den Februar 1794. Sein Ausgang verzögerte sich, weil Hebert, ein heißes Rachegefühl gegen Robespierre wegen dessen Anschluß an Danton hegend, zugleich mit diesem auch Robespierre verderben wollte. Am 12. Februar beantragte er bei den Cordeliers, mit den Gemäßigten auch das Geschlecht der schwülstigen Redner, Robespierre und Genossen zu beseitigen. Mit ihm drängten Collot und Vincent zu gewaltsamem Aufstande. Aber Dank den geschickten Intriguen von Robespierre und St. Just war ihren Händen die noch im December besessene Macht entschlüpft; das Proletariat war durch die in Aussicht gestellten neuen Güterconfiscationen für St. Just gewonnen, bei dem Mittelstande waren die Hebertisten von jeher ein Gegenstand des Abscheues gewesen, und dazu kam, daß ihr militärischer Führer Henriot im entscheidenden Augenblick zu Robespierre übertrat. So starb die Revolution der Hebertisten an Entkräftung im Augenblick ihrer Geburt.

Im Wohlfahrtsausschuß forderte Robespierre die Vernichtung der Hebertisten, Collot als compensirendes Aequivalent diejenige der Dantonisten. Binnen vierundzwanzig Stunden war der Ausschuß über das große Doppelopfer einig. Am 13. März wurden Hebert, Vincent, Ronsin, Dessieux mit sechzehn andern Parteigenossen verhaftet und dem Revolutionsgericht überliefert. Man rieth Danton zur Flucht. Er wiegte sich in eine falsche Sicherheit, trotzend, wie etwa einst Egmont Alba gegenüber, auf seinen Namen und seine Vergangenheit. Abends am 31. März erfolgte seine und seiner Freunde — Lacroix, Philippeaux, Westermann, Desmoulins — Verhaftung.

Die Angeklagten wurden vor das Revolutionstribunal geführt; sie betraten den Saal mit muthiger und stolzer Haltung. Außerordentlich war die Kühnheit ihrer Reden und ihre Verachtung gegen die Richter. Danton antwortete dem Präsidenten Dumas, der ihn dem Gebrauche gemäß nach seinem Namen, seinem Alter und seiner Wohnung fragte: „Ich bin Danton, wohlbekannt in der Revolution, sechsunddreißig Jahre alt. Meine Wohnung wird bald das Nichts sein und mein Namen in dem Pantheon der Geschichte leben." Seine höhnischen und heftigen Antworten, um so wirksamer durch das weithinschallende, dem Donner gleiche Organ des Sprechenden, Lacroix's kalte und gemessene Erörterungen, Philippeaux's Strenge, Desmoulins' schwunghaftes Pathos fingen an, das Volk auf den dichtgedrängten Zuhörertribünen aufzuregen. Auf Robespierre's Befehl wurden die Angeklagten unter dem Vorwande, daß sie die Achtung vor dem Gericht verletzten, des Rechts der weitern Vertheidigung durch Schließung des Verhörs beraubt, und ihnen das Todesurtheil sofort angekündigt. „Man opfert uns," schrie Danton, „dem Ehrgeiz niederträchtiger Räuber, allein diese werden die Früchte ihres Sieges nicht lange genießen. Ich reiße Robespierre mir nach." Sie wurden nach der Conciergerie und von da auf das Blutgerüst geführt.

Die Verurtheilten gingen mit der in dieser Epoche gewöhnlichen Unerschrockenheit auf den Richtplatz. Man hatte viele Truppen auf die Beine gebracht; die Bedeckung war sehr zahlreich, da ein Befreiungsversuch befürchtet wurde. Die Menge verhielt sich lautlos still. Camille Desmoulins wunderte sich noch auf dem verhängnißvollen Karren über seine Verurtheilung und konnte sie nicht begreifen. „Dies also," meinte er, „ist die dem ersten Apostel zugedachte Belohnung!" Danton trug den Kopf hoch und blickte ruhig und stolz um sich. Am Fuße des Blutgerüstes wurde er auf einen Moment weich: „O meine Frau, ich werde Dich also nicht mehr sehen!" Plötzlich unterbrach er sich: „Danton, keine Schwäche!"

So starben die späten, letzten Vertheidiger der Menschlichkeit und der Mäßigung, die Letzten, welche Frieden unter den Sie-

gern der Revolution, Mitleid für die Besiegten wollten.

Nach dem Sturze der Dantonisten behauptete Robespierre vier Monate seine Herrschaft. Von den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses waren St. Just und Couthon seine unbedingten Anhänger; die übrigen Mitglieder gehorchten stumm und schweigend dem allmächtigen Triumvirat. Die Geschichte kennt kaum ein zweites Beispiel, daß unter Verhöhnung jedes Rechts und jedes menschlichen Gefühls, unter dem furchtsamen Zittern des Landes mit der nackten Brutalität der rohen Gewalt ein ähnlicher Mißbrauch getrieben wäre. Die Ausrottungen in Masse der Feinde des demokratischen Terrorismus, die Collot schon in Lyon durch Kartätschensalven ausgeübt hatte, wurden noch schrecklicher durch die Ersäufungen von Nantes, die Schaffotte von Arras, von Paris, von Orange. „Die Republik regiert das Land nach dem Eroberungsrecht!" — mit der Maxime schlug St. Just jeden Einwand, jedes Bedenken nieder. Das Gesetz gegen die Verdächtigen vom 22. Prärial leerte die Kerker, welche wahnsinnige Blutgier gefüllt hatte. „Es bedarf keiner langsamen Formen mehr," erklärte Couthon. „Das Gesetz bewilligt in Zukunft den Verschworenen keine Geschworene. Für sie genügt der öffentliche Ankläger." Vergebens antwortete im Convent Ruamps: „Wenn dieses Gesetz durchgeht, bleibt uns Nichts übrig, als eine Kugel vor den Kopf." und selbst Collot d'Herbois fragte bei der Discussion: „Was wollt Ihr thun, wenn Ihr die Todesstrafe außer Achtung gesetzt habt?" Durch Robespierre's Zürnen eingeschüchtert, decretirte der Convent das Gesetz.

In den meisten Darstellungen von dem Untergange Robespierre's kehrt ein Moment wieder, das von Mignet zuerst betont, seitdem von den verschiedenen Bearbeitern nicht bloß endlos variirt worden ist, man hat dasselbe sogar von mehreren Seiten benutzt, um Robespierre in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. Mignet vergleicht mehr kühn als wahr Robespierre und St. Just mit den Millenariern in der englischen Revolution; er spricht von dem Fanatismus gewisser gesellschaftlichen Theorien, die beide Männer im höchsten Grade besessen. Mit Bezug auf die Thatsache wird dann wohl behauptet, Robespierre habe die sinnlosen Gewaltthätigkeiten und blutigen Frevel seiner Genossen nicht länger dulden wollen, sein Ziel wäre gewesen, eine bleibende Herrschaft auf geordneten, sichern Grundlagen zu errichten, und deshalb habe er die neue Purification in den herrschenden Kreisen beabsichtigt, welche zu der Katastrophe des



Der 9. Thermidor. Tallien im Convent.

9. Thermidor führte. Die Auffassung entbehrt der Begründung, wie dies neuerdings namentlich von Sybel erwiesen ist. Die verbrecherische Nichtswürdigkeit, das wüste revolutionäre Treiben der einzelnen Conventscommissäre, welche jeder Autorität spotteten, oft auch der Autorität Robespierre's, war dem Letztern allerdings zuwider, aber nicht allein deshalb, weil Robespierre bei seiner Neigung zur systematischen Pedanterie die mechanische Ordnung des Grabes und des Kirchhofs in Verwaltung und Regierung wünschte, vorzugsweise deshalb, weil seine eigene Autorität, sein Despotismus unter dem Treiben litt. Das fürchterliche „l'état c'est moi!" Ludwig's XIV. ist auch der erste und letzte Grundsatz Robespierre's. Mehr Ordnung, mehr Einheit dachte Robespierre, als er den Schlag im Thermidor vorbereitete, der Republik allerdings zu verleihen, aber nicht durch Beseitigung, sondern durch Steigerung des Schreckens. Weil diese seine Absicht durchschaut und erkannt war, daher das stillschweigende Bündniß der Reste aller Parteien gegen ihn, daher gegen ihn das offene Bündniß zwischen Bourdon von der Oise, der die äußerste Linke repräsentirt, und Durand-Maillane von der gemäßigten Rechten.

Am 8. Thermidor hatte Robespierre, gedrängt von St. Just, der ihn energisch antrieb: „Wage! das ist das ganze Geheimniß der Revolutionen," in einem sehr geschickten Vortrage seine Pläne, „alle Feinde des Volkes mit raschem Griff zu zerdrücken," vor dem Convent enthüllt. Seine Anträge stießen auf eine erste, eine ihm völlig unerwartete Opposition. „Es ist Zeit, die Wahrheit zu sagen," rief Cambon. „Ein einziger Mensch lähmt den Willen des Nationalconvents, und dieser Mensch ist — Robespierre!" Die Sitzung wurde auf den 9. vertagt. Um die Mittagsstunde besteigt St. Just die Tribune. Er wird heftig von Tallien unterbrochen. Robespierre schwingt sich auf die Rednerbühne. Sogleich erschallt das Geschrei: „Herunter mit dem Tyrannen, herunter!" Tallien stellt seine Anträge: „Ich verlangte soeben, man solle den Vorhang zerreißen; ich bemerke mit Vergnügen, daß er gänzlich zerrissen ist. Die Verschworenen sind entlarvt; bald werden sie vernichtet sein und die Freiheit wird triumphiren. Ich sah gestern die Sitzung der Jakobiner und schauderte für das Vaterland. Ich sah die Armee des neuen Cromwell sich bilden und bewaffnete mich mit einem Dolche, um ihm die Brust zu durchstoßen, wenn der Nationalconvent nicht die Kraft hätte, ihn in Anklagestand zu decretiren." Er zieht seinen Dolch hervor, schwingt ihn vor dem mit Unwillen erfüllten Convent, verlangt die Verhaftung Henriot's, die Permanenz der Versammlung und erlangt Beides. Billaud bewirkt das Verhaftungsdecret weiterer Anhänger und Werkzeuge Robespierre's. „Zum letzten Male," kreischt dieser mit heiserer Stimme, „zum letzten Male, wirst Du mir das Wort geben, Präsident von Mördern?" Er spricht einige Worte mehr, der Mund schäumt und die Glieder beben im convulsivischen Zucken. „Danton's Blut erstickt ihn!" ruft Jemand vom Berge. Die Versammlung decretirt einstimmig die Verhaftung der beiden Robespierre, von Couthon, St. Just und Lebas. Als die Gensdarmen die Gefangenen fortführen, flucht Robespierre: „Die Republik ist verloren. Die Mörder siegen!"

Der Versuch, den Henriot zur gewaltsamen Befreiung Robespierre's unternahm, scheiterte. Am 10. Thermidor bestiegen gegen 5 Uhr Abends die außer dem Gesetz Erklärten den Todeskarren. Robespierre bestieg als der Letzte das Blutgerüst. Das Volk klatschte mehrere Minuten Beifall, als sein Haupt unter der Guillotine gefallen war.

Literarisches.

Als ein eigenthümliches Werk, gehaltvoll, aber von so barocker Art der Ausführung, daß es ermüdet, den Kern von der wenig anziehenden Schale zu sondern, erscheint der fünfbändige Roman von Alexander Jung „Rosmarin oder die Schule des Lebens" (Leipzig, Brockhaus). Unter einer ganz absonderlichen Form werden darin Zustände und Erscheinungen der Wirklichkeit geschildert, die der Verfasser mit fremdartigem, oft herzlich geschmacklosem Flitterkram behangen hat. Ein gesinnungstüchtiger Ernst adelt das Ganze, aber man sieht nicht ein, weshalb einzelne leicht erkennbare Persönlichkeiten maskirt auftreten und warum der Verfasser diese gesuchte Originalität höher stellt als einfache Natürlichkeit.



Die dramatische Dichtung der Chinesen.

Von

Rudolph Gottschall.

Nachdem der kunstsinnige Kaiser Hiuen-thong die chinesische Schaubühne begründet, mußte auch die Literatur der Chinesen mit dramatischen Schöpfungen bereichert werden. Die ersten Dramatiker waren ohne Zweifel Musiker, welche eine dürftige dramatische Handlung nur erfanden, damit sie ihren Liedern zur Grundlage diene. Aus dieser ersten Epoche der dramatischen Literatur unter der Dynastie der Thang (617 bis 907) ist uns kein Drama erhalten. Wir erfahren nur, daß man die Theaterstücke damals „Tschuen-khi" oder auch „Li-yuen-yo" nannte, „Musik des Birnengartens." Die Zwischenzeit zwischen der Herrschaft der „Thang" und der „Song" war eine Zeit der Unruhen und Bürgerkriege, in welcher die Feste des Friedens und die scenischen Spiele nicht zur Geltung kommen konnten. Mit der Dynastie der Song (960 bis 1119) beginnt die zweite Epoche des chinesischen Dramas, in welcher man die Dramen „Hi-khio" nannte, oder auch „Hoa-lin-hi," Vergnügungen der blühenden Wälder." Das Drama verleugnete in dieser Zeit noch nicht seinen musikalischen Ursprung, indem die Lyrik, das liederartige Element, bedeutend überwog und die dramatische Handlung des energischen Fortganges und der spannenden Entwicklung entbehrte. Die Dramatiker der Songdynastie pflegten nie mehr als fünf handelnde Personen in ihren Dramen auftreten zu lassen. Der poetische Werth dieser Dramen war indeß oft, wie der uns erhaltene „Si-siang-ki" (Geschichte des westlichen Pavillons), das Werk des hochgefeierten Wang-schi-fu, beweist, ein bedeutender: Wang-schi-fu lebte unter den Song, wie unter den Yu-en, und bildet gleichsam die Vermittlung zwischen der zweiten und dritten Epoche, deren Dramatiker in vieler Hinsicht für seine Nachahmer gelten können. Diese dritte Epoche wird durch die Stücke vertreten, welche unter der Dynastie der Kin und Yu-en (1123 bis 1341) erschienen und in der großen Sammlung: „Yuen-jin-pe-tschong" für die Nachwelt aufbewahrt wurden. Die hundert Stücke dieser Sammlung bilden gleichsam das „classische Repertoire" der Chinesen, insofern man die Classicität nicht von der dichterischen Bedeutung der Genius, sondern von der regelrechten Musterhaftigkeit der Schöpfungen abhängig macht. Die chinesische Dramatik war mit dem „Yuen-jin-pe-tschong" zu einem festen Abschluß gekommen; die Herausgeber und Erläuterer gaben ihm durch ihre Noten und Glossen das Gewicht der gelehrten Würde, wie ja das „Classische" bei sehr vielen Völkern etwas künstlich Fixirtes ist. Hierzu kam, daß die Dramatiker dieser Epoche sehr zahlreich, productiv und bühnenkundig und in Bezug auf Gedrungenheit der Form und auf Gewandtheit in Fortführung des dramatischen Fadens ihren Vorgängern überlegen waren, deren Vorarbeiten, die lyrischen Gesänge, sie sich überdies mit großer Ungeniertheit aneigneten. Durch ihr Zu-

sammenarbeiten im Conversatorium der Musik gelang es ihnen, eine Gleichmäßigkeit und Stätigkeit der Kunstform zu bewahren, welche für die chinesische Bühne alsbald ein gesetzliches Ansehen in Anspruch nehmen durfte. Merkwürdigerweise baute die vierte Epoche, welche von 1341 bis zur Gegenwart reicht und die Dramen unter den Dynastien der „Ming“ und „Tsing“ umfaßt, nicht auf dieser classischen Grundlage weiter, sondern kehrte zu der freiern und bequemern Form des dialogisirten Romans zurück, wie er unter den Songs üblich war. Doch lastete der Druck des einmal anerkannten classischen Gesetzes so schwer auf dem ästhetischen Gewissen der Nation, daß, wie wir oben gesehen, der geniale Autor des „Pi-pa-ki,“ des Hauptwerkes dieser letzten Epoche, für seine regellosere Schöpfung bei Lebzeiten keine Anerkennung finden konnte, bis nach Jahrhunderten auch die chinesische Aesthetik eine freiere Richtung einschlug. Die chinesischen Kritiker der stricten Observanz hatten den „Pi-pa-ki“ mit seinen zweiundvierzig Tableaux zu lang gefunden. „Was,“ ruft nun einer der kritischen Freidenker aus, „abkürzen wollt Ihr das Stück? Würde ein Storch nicht sterben, dessen Hals man zu lang finden und deshalb verstümmeln wollte? Was kommt es bei einem solchen Werke darauf an, ob es lang oder kurz ist? Darin kann sein Verdienst nicht liegen!“

Mit Ausnahme des „Pi-pa-ki“ gehören alle in Europa bekannt gewordenen Stücke dem classischen Repertoire der Yuen-Dramatiker an, welches wir daher auch hauptsächlich den Untersuchungen über das chinesische Drama zu Grunde legen müssen.*)

Der Zweck des Schauspiels, „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“, wird durch das chinesische Drama keineswegs verfehlt, dessen durchgängiger „nationaler Charakter“ ihm ein originelles Gepräge verleiht. Jenseits des „Reiches der Mitte“ gibt es für die Träger seiner hohen Civilisation nur Barbaren; keines Dramatikers Muse würde sich so weit herablassen, nach Stoffen außerhalb der Grenzen des Reiches zu suchen. Bieten doch die Geschicke seiner Kaiser und Feldherren, die Systeme und Träumereien seiner Philosophen, die Verwicklungen des bürgerlichen Lebens, die Eigenthümlichkeit seiner Stände und Volksclassen, die Chronik der Liebesabenteuer wie der Verbrechen einen so naheliegenden und doch unerschöpflichen Stoff. In der That entrollt uns das dramatische Repertoire der Chinesen ein großes Sittengemälde ihres Reiches, welches, ganz abgesehen von seinem ästhetischen Interesse, für den Culturhistoriker von unschätzbarer Bedeutung ist.

Unter den „Stoffquellen“ der Dramatiker steht natürlich die Geschichte obenan. Wollten sie dieselbe nicht aus den „Annalen“ oder aus dem Sse-ki „Sse-ma-thsien's“ schöpfen, welchem der Verfasser der „Waise der Familie Tschao“ zum Theil seinen Stoff verdankt, so konnten sie sich an die berühmten geschichtlichen und culturgeschichtlichen Romane halten, deren phantasievolle Einkleidung und lebendige Schilderung ihnen fruchtbringende Anregungen geben mußte. Da lag das Werk des ersten Thaitseu, der San-kun-tschi (Geschichte der drei Königreiche) vor ihnen aufgeschlagen, eine jener romanhaften Historien, wie sie in alten und neuen Zeiten gäng und gäbe sind, Zwitter von Geschichte und Dichtung, ohne den Werth der erstern und den Zauber der letztern, und in der That sind die Stoffe zweier hervorragender Dramen des Repertoires aus diesem vielgelesenen Buche geschöpft; da bot der „Schui-hu-tschuen“ (Geschichte der Ufer des Flusses), ein umfangreicher Roman auf geschichtlicher Grundlage, der nicht weniger als 140 verschiedene Verwicklungen enthält, eine Art von Räuber- und Bonzenroman mit Sittenschilderungen aus der Zeit der „Song,“ die Fülle seiner Abenteuer der dramatischen Ausbeutung dar. Ja, auch das Literaturdrama, welches in China nicht unbekannt

*) Die hundert Stücke des Repertoirs der Yuendynasten hat ein gelehrter französischer Sinologe Bazin im Journal Asiatique, quatrième Série, Tome XVII et XVIII analysirt. Derselbe hat im Théâtre Chinois vier chinesische Dramen mit den Gesangsstücken übersetzt. Außerdem sind dem europäischen Publicum durch Uebersetzungen zugänglich geworden: „Die kleine Waise der Familie Tschao,“ übersetzt von Stanislaus Julien: L'Orphelin de la Chine 1834. Das Gerichtsdrama: „Der Kreidezirkel,“ ebenfalls von Stanislaus Julien übersetzt als Histoire du cercle de craie 1832. Das Trauerspiel: „Die Leiden im Palast des Kaisers Han,“ von Davis in's Englische übertragen; The sorrows of Han (1829), ebenso „Der Greis, der einen Sohn erhält,“ von Davis (1817); Pi-pa-ki, übersetzt von Bazin 1841.

ist, konnte aus biographischen und literargeschichtlichen Werken schöpfen. So gab der „Thang-thsai-tseu-tschuen“ (Geschichte der berühmten Schriftsteller unter der Dynastie der Thang) den Stoff zu dem Literaturdrama „das Liebespfand“ her, in welchem drei berühmte Dichter, darunter der große Li-thai-pe, mit auftreten und dessen Held Han-fei-king sich durch eine geniale Liederlichkeit und durch seine Vorliebe für den Trunk als chinesischer Savage, Sheridan und Grabbe legitimirt, trotz dessen aber, auf Befehl des Kaisers, die Tochter eines seiner ersten Machthaber zur Frau erhält. Wenn aber der dramatische Dichter auf ungewöhnliche und erschütternde Ereignisse ausging: so bot sich ihm als Quelle die „Sammlung der Urtheilssprüche des Pao-tsching“ dar, eine Art chinesischer Pitaval voll spannender Criminalfälle mit oft spitzfindigen Rechtssprüchen, eine Fundgrube für effectvolle Theatercoups. Die Philosophie der Taosse und Buddhisten war die Hauptquelle für die Verspottungen der „Zauberposse,“ sowie die erstere „Feenoperette“ in ihren Legenden reichhaltigen Stoff fand.

Natürlich schöpfte die freischaffende Phantasie der Dichter eben so oft nur aus sich selbst, indem sie vielleicht auf Anregungen aus dem wirklichen Leben hin den Stoff und seine Verwicklungen erfand. So besonders in den Intriguenlustspielen, deren Situationswitz nur die Frucht einer eigenthümlichen Begabung und geschickten Berechnung der Wirkungen sein konnte. Auch glaube man nicht, daß die chinesischen Dramaturgen die Frage in Betreff der Stoffquellen als gleichgiltig bei Seite liegen ließen. In seitenlangen Excursen stritten sie darüber, ob Kia-tong-kia seinen „Pipa-ki“ aus dem Leben geschöpft und mit Benutzung eigener Erlebnisse geschrieben habe, um seinen Freund Wang-sse zu bessern, oder ob ihm, bei der Abfassung seines Werkes, ein historisches Ereigniß aus der Zeit der Thangdynastie vorgeschwebt habe. Daß in Bezug auf das geistige Eigenthum eine gewisse Freibeuterei im Schwung, daß die Umarbeitung älterer Dramen, die Benutzung ihrer Intriguen, das Abschreiben einzelner Scenen statthaft gewesen: dafür fehlt es nicht an Beispielen, und es braucht bloß des bekanntesten chinesischen Dramas: der Waise aus dem Hause Tschao, Erwähnung zu geschehen, welches nichts ist als eine Bearbeitung eines ältern Schauspiels: die geheimnißvolle Kiste, dessen Hauptscenen oft wörtlich benutzt sind. Ki-kiun-tsiang schmückte sich ohne Scheu mit den Federn ihres anonymen Verfassers. Eben so finden sich häufig Aehnlichkeiten zwischen einzelnen Dramen, wie zwischen dem „Kreidezirkel“ und einem andern Gerichtsdrama: „Der Affe.“

Die Freiheit und selbständige Schönheit der Kunst konnte bei einem so auf den Nutzen bedachten, in dem Staatsmechanismus eingezwängten Volke, wie die Chinesen, nicht zur Geltung kommen. Auch die chinesische Bühne soll nicht bloß ein unnützes Vergnügen, sie soll nützlich sein und der Staatsraison dienen. Es ist die einzige Bühne der Welt, deren ästhetische Grundzüge — im Strafgesetzbuche zu finden sind. Der Zweck der theatralischen Aufführungen wird von den Criminalisten dahin bestimmt, „daß die Lebensgemälde, welche sie den Zuschauern vorführen, fähig sein sollen, sie zur Uebung der Tugend anzuleiten.“ Das Moralprincip ist also die Seele des chinesischen Dramas; diese Moral selbst aber ist eine durch das peinliche Gesetz festgestellte Staatsmoral. Unsittlichkeit ist ein Verbrechen, und die Schriftsteller, welche verwerfliche Leidenschaften nähren oder vertheidigen, werden mit strenger Strafe bedroht. Der Volksglaube läßt die Paragraphen des Strafgesetzbuches auch noch im Jenseits gelten, und die unsittlichen Autoren so lange unter der Wucht grausamer Strafe schmachten, so lange ihre Stücke auf Erden existiren. Doch sind die Ansichten über Sittlichkeit und Unsittlichkeit keineswegs übereinstimmend. Während die Einen den Si-siang-ki für ein obscönes Werk erklären, dessen Verfasser unzweifelhaft in die Tiefen der Hölle gestürzt werde, wo ihm die Dämonen die Zunge ausreißen, behaupten die Andern, nur von Unsittlichen werde dies Werk unsittlich gefunden; es sei ein Meisterwerk, zu dem nicht Jeder den Schlüssel besitze. In der That kommt man, wenn man das chinesische Repertoire durchblättert und das Treiben der leichtsinnigen Göttinnen in „der Anachoret Tschang,“ die frivolen Unterhaltungen der beiden Schüler in „das Liebespfand,“ die Thaten des chinesischen Don Juan, Lu-tschai-lang, manche Aben-

teuer der geschminkten Courtisanen in's Auge faßt, zur Ueberzeugung, daß die chinesische Praxis gegenüber der Theorie hierin sehr lax sei, oder daß mindestens der „sittliche Zweck das unsittliche Mittel heilige." Geht es doch manchen andern Verordnungen des Strafgesetzbuches nicht besser, wie zum Beispiel dem Verbot, die Kaiser, Kaiserinnen und Prinzen, Minister und berühmten Generäle aus alter Zeit auf die Bühne zu bringen, indem grade die beliebtesten historischen Stücke, die überall gegeben werden, gegen das Verbot ganz rücksichtslos verstoßen.

Ein jedes chinesische Stück soll einen Zweck, einen moralischen Sinn und Nutzen haben — sonst erscheint es den Dramaturgen verfehlt und lächerlich. Wenn auch in roher Form, liegt hier doch ein Motiv zu Grunde, welches für die innere Einheit der Handlung nur förderlich sein kann; wenn auch in äußerlicher Fassung, ist hier doch die Unentbehrlichkeit eines leitenden Gedankens ausgesprochen, durch den ein gewisser Zusammenhalt der Composition bedingt wird. Um wie viel tiefer auch die poetische Auffassung der Hindu sein mag — — in Bezug auf diese Erfassung eines dramatischen Zweckes stehen sie hinter den Chinesen zurück. Denn durch solche Beschränkung werden die Wirkungen dramatischer Kunst verstärkt und die romantische Fessellosigkeit abgewehrt, für welche die Bühne ein ungeeigneter Tummelplatz ist. Die historischen Dramen werden von den Dramaturgen, freilich sehr äußerlich, als eine Art von Geschichtscursus aufgefaßt, welcher den Schulunterricht ergänzen und besonders denen, die nicht lesen können, zu Gute kommen soll. Doch die Moral der andern Dramen läßt sich meistens in eine bestimmtere Formel fassen. So ist die Moral des Dramas „die Befreiung Thsienkiaos," daß man sich dankbar beweisen und den Unterdrückten zu Hilfe kommen muß; die Moral des Lustspiels „die Intriguen einer Soubrette," daß die Gebräuche in Bezug auf das heirathsfähige Alter der Töchter beobachtet werden müssen; „der Greis, dem ein Sohn geboren wird" erkennt in dieser Wohlthat des Himmels eine Belohnung für die Almosen, die er ausgetheilt hat. Aus dem phantastischen Gerichtsdrama „der feindliche Gläubiger," in welchem ein Buddhist Klagen gegen die Dämonen der Unterwelt führt, ersehen wir, daß diese Gottheiten alle Uebelthaten notiren und die Höllenstrafen mit größter Gewissenhaftigkeit verhängen. Ohne dies Gefühl einer gerechten Beruhigung wagt kein chinesischer Dramatiker sein Publicum nach Hause zu entlassen, und der Satz: Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch, findet hier die ausgedehnteste Anwendung. Vielen Dramen ist die moralische Etikette freilich in sehr äußerlicher Weise angeheftet! Dagegen gibt es andere, deren tieferer Sinn sich nicht durch einen Gemeinplatz landläufiger Moral ausdrücken läßt, wie zum Beispiel alle diejenigen Dramen, in welchen philosophische Wahrheiten oder Glaubensartikel einzelner Secten verspottet werden und welche ohne Frage die genialsten Productionen der chinesischen Muse sind. Uebrigens ist die Moralphilosophie der Chinesen, so einfach die Grundlagen der Pietät sind, auf denen sie beruht, mit einer so sorgfältigen Casuistik in's Einzelne durchgearbeitet, daß die Dramatiker niemals um leitende Ideen für ihre Dramen verlegen zu sein brauchen.

Die **Composition** der chinesischen Dramen stimmt in ihren Hauptzügen mit den Regeln der europäischen Dramaturgie überein und hält die einzelnen Theile des Dramas mit scharfer Sonderung auseinander. Viele Dramen besitzen einen besondern „Prolog," eine Art Vorspiel, welches die Exposition enthält. Unter den „Thang" wurde, so lange die Kunstform weniger ausgebildet war, dieser Prolog, wie die Prologe der antiken Tragödie, von einem Schauspieler vorgetragen; er war ein Declamationsstück, welches die Voraussetzungen des Dramas erzählend auseinandersetzte und welches erst, als der kunstmäßige Fortschritt durch die „Thsa-ki," die Dramen der Mongolen, bezeichnet wurde, selbst eine dramatische Form gewann. Bei denjenigen Stücken, denen ein solches Vorspiel („Sie-tse" oder „Pforte") fehlt, enthält, wie bei uns, der erste Act die Exposition. In diesen beginnt mit dem zweiten, in jenen mit dem ersten Act die eigentliche Intrigue, welche bis zum Schluß des dritten Actes fortläuft. Das regelrechte Drama der Chinesen enthält vier Acte („Tsche"). Der vierte Act aber ist wie ein Tisch, welcher für die Moral des Stückes besonders gedeckt wird. Er ist von den frühern Auf-

zügen durch eine Kluft geschieden, welche auch äußerlich durch die neuauftretenden Personen merklich hervortritt: er ist der Act der Enthüllungen, der Belohnungen und Bestrafungen, der maßgebenden Entschließungen und Entscheidungen; hohe Mandarinen, kaiserliche Befehle vertreten das Schicksal, welches den geschürzten Knoten löst oder zerhaut. Die einzelnen Scenen der „Acte“ sind nicht, wie bei uns, voneinander geschieden; doch wird das Auftreten jeder neuen Person durch das Wort „Schang,“ ihr Abgang durch das Wort „Hia“ bezeichnet, während „Pei-yun“ (wörtlich: sprechen, indem man den Rücken kehrt) unser „beiseite“ ausdrückt. Von Einheit der Zeit und des Ortes ist in den chinesischen Dramen keine Rede, wenn auch die Intriguenstücke etwas mehr Zusammenhalt haben, als die historischen und phantastischen Schauspiele, für welche Platen's „romantischer Oedipus“ als Muster gelten kann. In „die Waise der Familie Tschao“ ist im ersten Acte der Held des Stückes noch nicht geboren, in „Ho-han-schan“ und in vielen andern Stücken spielen nachgeborene Söhne und Enkel eine Hauptrolle in den letzten Acten. Die Personen, denen der Dichter das mißliebige Amt auferlegt, die verstrichene Zeitfrist dem Publicum anzuzeigen, pflegen, wie Tsching-yng in „die Waise der Familie Tschao“ (Act 4, Scene 2) in der Regel mit einem Gemeinplatze die Licenz des Dichters zu entschuldigen: „die Zeit geht sehr rasch vorüber“ und dergleichen mehr. Da die Bühne der Chinesen keine Verwandlung kennt und auch nicht, wie die altenglische, durch einen Zettel den Sinn anzeigt, so wird die Bekanntmachung des Ortwechsels den Personen selbst in den Mund gelegt. Wenn Tschao-schi und Tschang-i in „Ho-han-schan“ ihren entflohenen Kindern nachsetzen, so sieht man sie mehrmals, sprechend und singend, über die Scene eilen, bis Tschang-i erklärt: „Jetzt sind wir angekommen an den steilen Ufern des gelben Flusses, von wo man eine unzählige Menge von Schiffen entdeckt.“

Diese Charakteristik der äußern dramatischen Form paßt indeß nur für die Stücke des Yuen-Repertoires, von denen die dialogisirten Romane aus der Zeit der Thang und Song, wie aus der Epoche der Thsing und Ming wesentlich abweichen. So hat „Si-siang-ki“ nicht weniger als sechzehn Acte und der „Pi-pa-ki“ gar zweiundvierzig Tableaux! Auch ist dies moderne Drama, welches unter der Herrschaft der jetzigen Dynastie zur Aufführung gekommen, wieder zu der ältesten, unreifen Form des Prologs zurückgekehrt, während die im Stücke selbst enthaltene Exposition allerdings an Ausführlichkeit und Durchsichtigkeit der Motivirung die Dramen des Yuen-Repertoires übertrifft.

So marionettenhaft die Fortführung der dramatischen Handlung in Bezug auf Zeit und Ort und die Herbeiführung der Katastrophe durch Machtgebote der Staatsautorität ist: so entbehrt die **Intrigue** der chinesischen Dramen selbst doch keineswegs der Spannung und versteht, die Hebel des Effectes oft mit Geschicklichkeit anzusetzen. Die kleinen Hilfsmittel und Kunstgriffe, deren unsere Bühnenschriftsteller sich bedienen, sind den Chinesen durchaus nicht fremd. In „die geheimnißvolle Kiste“ hat zum Beispiel die Kaiserin einer Zofe Befehl ertheilt, das Kind einer Nebenfrau umzubringen. Die Zofe wird indeß von Gewissensbissen befallen, offenbart sich dem dazukommenden Chef der Eunuchen, Tschin-lin, welcher das Kind in seiner Toilettenkiste, einem Geschenke des Kaisers, versteckt. Als er mit der Kiste durch den Garten geht, begegnet er der Kaiserin. Große Spannung. Sie redet ihn an; sie fragt ihn, wohin er geht; sie erkundigt sich nach Neuigkeiten, und erlaubt ihm dann, seines Weges zu gehen. Wie erleichtert fühlt sich jedes Herz, da die Gefahr der Entdeckung vorüber ist! Tschin-lin nimmt seine Kiste unter den Arm und eilt raschen Schrittes von dannen. Da plötzlich ertönt von den Lippen der Kaiserin das Schreckenswort: „Tschin-lin, kommt noch einmal her!“ Tschin-lin kommt langsam wieder, setzt seine Kiste hin und läßt sich vor der Kaiserin auf die Knie nieder. Neue Spannung. „Tschin-lin,“ sagt die Fürstin, als ich Euch gehen hieß, flogt Ihr durch die Lüfte wie der Pfeil vom Bogen; als ich Euch zurückrief, kamt Ihr so langsam, als könntet Ihr kaum Eure Glieder bewegen.“ So geht es in der Scene fort, deren Bewegung und Gegenbewegung echt dramatisch ist und die Spannung des Publicums in Athem hält.

Die Lustspielintrigue in „Tschao-mei-hang“ erinnert ganz an die im modernen Lustspiele üblichen Liebesintriguen mit ihren

Billetdoux, Einladungen und gestörten Rendez-vous. In „das Liebespfand" hat der berühmte, aber dem Trunk ergebene Dichter Han-fei-king bei einem Feste das Herz der schönen Li-u-mei erobert, welche ihm ihr goldenes Halsband zum Andenken schenkt. Liu-mei ist die Tochter eines hohen Beamten, in dessen Haus Han-fei-king als Erzieher aufgenommen wird. Der Besuch des Beamten wird dem melancholischen, höchst verliebten Poeten angemeldet, der in das Anschauen des Liebespfandes schwärmerisch versunken ist. In aller Eile verbirgt er das Halsband in das nächstliegende Buch, den Y-king. Der Gouverneur erscheint, fragt den Poeten, was er treibe. „Ich lese den Y-king." „Wohl, so wollen wir ihn zusammen lesen." Der Gouverneur öffnet das Buch, findet — das Halsband und entdeckt die geheime Liebe des Poeten und seiner Tochter. Wenn die Schürzung des Knotens oft mit befriedigender Geschicklichkeit bewirkt wird: so verstimmt dagegen stets die endliche Lösung durch einen deus ex machina, durch das Belieben des Kaisers und der Mandarinen, wie es auch in den beiden zuletzt erwähnten Lustspielen der Fall ist. Dies beständige Uebergreifen des Staates in die Familie ist eben so charakteristisch für das chinesische Staatswesen, wie empfindlich für das künstlerische Behagen, dem jeder angesponnene Faden dadurch immer wieder gewaltsam zerrissen wird.

Wenn wahrhaft tragische Conflicte, die auf dem Kampfe sittlich berechtigter Mächte beruhen, nur in wenigen Tragödien, und zwar in verkümmerter Gestalt, zum Ausdruck kommen: so sucht das chinesische Drama desto mehr durch den ergreifenden Wechsel des Menschenschicksals zu wirken, der uns in lebendigen Bildern, wenn auch oft in greller sprunghafter Weise, vorgeführt wird. Der Glückswechsel in Bezug auf Armuth und Reichthum, Hoheit und Niedrigkeit muß die Gemüther erschüttern, welche alle mehr oder weniger die Wandelbarkeit des Menschenloses empfunden haben! Wen würde es nicht rühren, wenn über den braven „Tschang-i" im „Ho-han-schan" das Mißgeschick hereinbricht, wenn die Flammen sein stattliches Haus verzehren — so unberechtigt eine zufällige Feuersbrunst auch als dramatisches Motiv sein mag —, wenn der alte Mann mit seiner Frau bettelnd von Haus zu Haus, von Kloster zu Kloster irrt? Oder wenn „Sie-jin-kuei," der Held des gleichnamigen Dramas, von einem armen Bauernsohne zum Gipfel des Ruhmes und der Ehre erhoben wird, wenn seine Eltern der bittersten Noth entrissen werden, seine zurückgebliebene edle Gattin den Titel einer Prinzessin von Liao erhält? Oder wenn Su-thsin, der mit Lumpen bedeckte, vor Kälte klappernde Philosoph, den der eigene Vater aus dem Hause jagt, der eigene Stiefbruder mit Demüthigungen überhäuft, plötzlich mit gestickten Gewändern, das goldene Petschaft am Gürtel, in die Heimath zurückkehrt, wie Joseph in Egypten, die an ihm gefrevelt, vor sich geneigt im Staube sieht und nach strenger Rüge ihnen verzeiht? Die Motivirung dieser Glückswandlungen macht den chinesischen Dichtern wenig Sorge — einige rohe Striche genügen ihnen vollkommen. Die Rührung, welche durch das unerwartete Elend der Glücklichen, die Ueberraschung, welche durch das plötzliche Glück der Unglücklichen hervorgerufen wird, sind stets erzielte Wirkungen, wie schwach auch die ursächliche Begründung des Glückswechsels sein mag!

In dies Bereich der Peripetie gehörte schon nach der Ansicht des griechischen Kunstlehrers die „Wiedererkennung" und sie spielt in der Composition der chinesischen Dramen eine große Rolle, wie in Sie-jin-kuei, in Su-thsin und andern mehr. Oft sind äußere Kennzeichen bei derselben mit im Spiele, wie jene Tunica, welche dem Ho-han-schan den Namen gibt, deren zusammenhängende Stücke den alten Tschang-i seine Kinder und Enkel wiederfinden lassen. Man kann sagen, daß die Wiedererkennung mit zur Schablone des chinesischen Rührstückes gehört und daß fast alle Dramatiker von ihr den ausgedehntesten Gebrauch machen.

Die **Charaktere** der chinesischen Dramen sind ebenfalls, wie die Situationen, oft mit oberflächlichen, oft mit grellen Strichen gezeichnet und lassen nur zu sehr die Drähte, an denen sie tanzen, in der Hand des Autors erblicken. Im Allgemeinen lernen wir aus den oben erwähnten Rollenfächern ihre hauptsächlichsten Typen kennen. Eigentliche Helden von Mark und Kraft und Kern des Charakters hat die chinesische Bühne nicht, die Haupt-

gestalten der Tragödien haben einen schwächlichen Zug, wie denn große Leidenschaften überhaupt dem Reiche der Mitte fremd, und nur die sanfteren Empfindungen des Familienkreises dem Geschmacke der Menge genehm sind. Die Götter und Göttinnen, welche in zahlreichen Stücken mitauftreten, erinnern mehr an die höhern Mächte unserer Wiener Zauberpossen, als an die Bewohner des classischen Olympes. Die Staatswürdenträger, welche die unvermeidlichen Hauptfiguren der letzten Acte sind, die Vertreter des chinesischen Schicksals, gehören wegen ihrer steifen Förmlichkeit zu den undankbarsten Rollen des Repertoires, wogegen die Anachoreten des Zauberdramas, die philosophischen Schüler des Lao-tseu, die Anhänger des Buddha — meistens köstlich gezeichnete Gestalten sind. Die Chinesen haben auch Dramen, in denen die Ausmalung der Charaktere als solcher, die Darstellung des Geizigen, des Wüstlings und anderer Typen in den Vordergrund treten. Die große Rolle, welche die Frauen in den Dramen der Yuen-Epoche spielen, läßt mit Recht die unwandelbare Stetigkeit chinesischer Sitte bezweifeln, und annehmen, daß unter der Herrschaft der Mongolen dem weiblichen Geschlechte eine freiere Bewegung gestattet war, als gegenwärtig unter dem Regiment der Tartaren. Die echte Heldin des chinesischen Dramas ist die Soubrette, und die vortrefflich gezeichnete „Fan-su" könnte ohne Bedenken auf einem französischen Boulevardtheater auftreten, da sie an unternehmender Keckheit, listiger Gewandtheit, an Schalkhaftigkeit und Redefertigkeit den Vergleich mit jenen Heldinnen nicht zu scheuen braucht, deren Darstellung den Ruf einer Déjazet begründete. Nur durch ihre wissenschaftliche Bildung unterscheidet sich Fan-su von den Soubretten des Westens; sie hat zusammen mit ihrer Herrin die Bücher der Weisheit studirt und ihre Rede an den verliebten Schüler Pe-min-tschong, in welcher sie ihn vor den Verirrungen der Leidenschaft schalkhaft warnt, ist so reich mit Citaten aus allen Philosophen versehen, wie eine europäische Doctordissertation. „Kennst Du nicht," ruft sie ihm zu, „den Ausspruch der Buddhisten: Der Schein ist das Leere und das Leere ist nur Schein? Kennst Du nicht jenen Gedanken des Lao-tseu: Die fünf Farben bewirken, daß die Menschen Augen haben und nicht sehen; die fünf Töne, daß die Menschen Ohren haben und nicht hören? Hat nicht Confucius selbst gesagt: Hütet Euch vor den Verlockungen der Sinnlichkeit?" Natürlich steht die Dienerin in Bezug auf Gelehrsamkeit noch hinter ihrer Herrin, der reizenden Siao-men, zurück, welche von sich selbst bekennt, daß das Herz ihr aufgeht, wenn sie ein Buch öffnet, daß sie den ganzen Tag studiren kann, ohne die geringste Ermüdung zu fühlen, welche die Geschichte der sechs canonischen Bücher der Chinesen ihrer Gesellschafterin wie eine Lection hersagt und dabei nicht vergißt, mit Abscheu des Tyrannen Tsin-schi-hoan zu gedenken, der wie der Kalif Omar die Bücher verbrennen ließ und die Gelehrten dem Untergang weihte. Diese eben so gelehrte wie verliebte Tochter eines Staatsministers ist zugleich ein Beispiel dafür, daß die chinesischen Autoren die Frauencharaktere und selbst die ersten Liebhaberinnen nicht über eine Schablone zeichnen, sondern zu individualisiren suchen.

Bei dieser Gelehrsamkeit der anständigen Frauen in China scheint den vorzugsweise gebildeten „Courtisanen," welche ein besonderes Rollenfach des chinesischen Repertoires vertreten, das Hauptvorrecht zu fehlen, welchem grade die Hetären Griechenlands den Glanz ihrer Stellung verdankten. Dennoch werden wir uns an diese Hetären erinnern müssen, um uns ein klares Bild von den „freien Weibern" China's zu machen. Ein chinesischer Perikles, der seine Aspasia besuchen wollte, würde freilich dafür den strafrechtlich verordneten Bambushieben verfallen, seine Ehe mit ihr aber für nichtig erklärt werden. Indeß besteht eine große Kluft zwischen dem Strafgesetzbuche und der üblichen Sitte, welche sich grade in den dramatischen Lebensbildern spiegelt. Das chinesische Schauspiel gibt hierin für den tiefern Forscher die willkommensten Ergänzungen. Der begabteste Dramatiker Ma-tschi-yuen schildert uns in seinem Lustspiel: die Liebe Pe-lo-thiens, wie ein hochgestellter Beamter, nach Ueberwindung vieler Hindernisse, die schöne Courtisane Hing-nu heirathet, und wie der Kaiser Hien-tsong selbst bei der Hochzeit zugegen ist. Kuan-han-king läßt in seinem Lustspiel „die kluge Buhlerin" ebenfalls einen hohen Beamten T h s i e n

eine talentvolle Schöne aus dieser Classe, Sin-thien-hiang, heirathen, welche durch ihren Geist und ihre Reize zuletzt sein kaltes Herz besiegt. Ehen zwischen Courtisanen und jungen Gelehrten, Baccalaureen, gehören zu den ganz gebräuchlichen Schlußwendungen des chinesischen Lustspiels.

So heirathet in einem andern Stücke des zuletzt erwähnten Autors, welches zugleich ein lebendiges und ziemlich freies Gemälde des Courtisanenlebens entrollt, der Baccalaureus Ngan die schöne Song-yin-tschang, und der junge Wei-kao vermählt sich in dem phantastischen Lustspiele: Wei-kao's Doppelheirath" nicht nur einmal, sondern zweimal mit der achtzehnjährigen Hetäre Yu-siao, welche nach ihrem Tode wie ein Phönix aus der Asche in gleicher Jugendschöne ersteht. In einem andern Lustspiele „die rothe Birnbaumblüthe" reist ein junger Baccalaureus ausdrücklich nach der Hauptstadt, um die berühmte Courtisane Sie-kin-lien kennen zu lernen und zu heirathen, und in dem Stücke „die erzwungene Heirath" verschmäht sogar die derselben Classe angehörige Heldin die Liebe des gelehrten Han-fu-tschin und muß zur Ehe, die sie ihm bereits versprochen hat, vor dem Tribunal durch Bambushiebe gezwungen werden. Allerdings scheinen die Courtisanen, wie man aus dem Drama „der Pavillon" ersieht, zu solchen Ehen einer gerichtlichen Autorisation bedurft zu haben.

Die üppigen Hetären China's darf man keineswegs mit jenen gemeinen Schönheiten verwechseln, welche, wie die chinesischen Dichter sagen, „öffentlich ihr Lächeln zur Schau stellen und der Wollust nachgehen;" eben so wenig mit den umherziehenden Sängerinnen und Musikantinnen, welche in China einer besondern Verachtung ausgesetzt sind und sich überdies weder durch Jugend noch durch Schönheit auszuzeichnen pflegen. In dem Schauspiele „die Sängerin" sieht sich die alte Amme Tschang-san-ku zuletzt durch bittere Noth gezwungen, singend durch das Land zu ziehen; sie trifft ihren frühern Herrn, der, aus glänzenden Verhältnissen ebenfalls in's Elend gestürzt, die Heerden eines reichen Mannes hütet, dennoch aber außer sich ist über die Schmach, die ihm sogar die alte Amme anthut, indem sie ein so schmachvolles Gewerbe treibt. Auf solche Musikantinnen und keineswegs auf die höherstehenden Hetären muß die Intrigue des Lustspiels „der verliebte Akademiker" bezogen werden, wenn man sie recht verstehen will. Der Held des Stückes berauscht sich an einigen Tassen Wein mit einem Studiengenossen, der eine Bande von Musikantinnen hereinruft und mit Schadenfreude sieht, wie sich sein Freund in die eine derselben verliebt. Er läßt Beide allein, und der Akademiker macht im Rausche der Guitarrenspielerin ein Eheversprechen, für welches dieselbe nach der Landessitte ein Pfand verlangt. Unser Held dichtet rasch ein Madrigal und überreicht es der Schönen. Als er seinen Rausch verschlafen, geräth er über die Keckheit der vagabondirenden Künstlerin, welche die Erfüllung des gegebenen Versprechens verlangt, in nicht geringen Zorn, bis sie ihm das Gedicht vorzeigt, das er in der Trunkenheit abgefaßt. Er erkennt seine Handschrift und heirathet die Musikantin.

Die Hetären bilden in China eine große Schwesterschaft, „den grünen und rothen Kreis," in welche ein junges Mädchen nur dann Zutritt erhält, wenn es sich vor andern Frauen durch Schönheit und durch feine, umfassende Geistesbildung auszeichnet, wenn es Gesang und Tanz, Flöten- und Guitarrenspiel, Geschichte und Philosophie versteht. Auch muß es alle Buchstaben des Tao-te-king, des schwierigsten und dunkelsten chinesischen Werkes, welches das System des Lao-tseu enthält, schreiben können. Der „Hundert-Blumen-Pavillon," den uns ein chinesisches Lustspiel schildert, ist gleichsam die Akademie der Hetären, auf welcher sie mehrere Monate hindurch den Tanz zu den Klängen des Seng-hoang und einen halblauten Gesang zum Castagnettengeklapper lernen. Haben sie diesen Bildungscursus durchgemacht: so treten sie als „freie Weiber" auf, welche unabhängig in der Welt dastehen! Sie haben nicht wie die jungen Mädchen einem Vater, wie die Ehefrauen einem Gatten, wie die Concubinen einem Herrn und die Wittwen einem Sohn zu gehorchen. Frei gehen sie durch das Leben, ohne die Last der Pflicht zu tragen, nur von den Genüssen der Welt erfreut; denn sie lieben üppige Tänze, Musik, köstliche Wohlgerüche und Speisen, und vor allen Dingen das Geld.

Trotz ihrer literarischen Bildung, trotz der hohen Achtung, in welcher grade diese im Reiche der Mitte steht, bleibt doch ihr Stand von Sitte und Gesetz gebrandmarkt; denn wer außerhalb der Familie steht und ihre Pflichten nicht erfüllt, kann im Staate der Familie auch auf keine Rechte Anspruch machen. Freilich, es sind liebenswürdige Gestalten, diese schönen, geistig beweglichen Buhlerinnen, wie sie uns die mit Vorliebe gepflegte, aber vom Staate und der ernsten Gelehrsamkeit mit gleicher Geringschätzung behandelte chinesische Bühne vorführt. Dennoch spricht sich die Verachtung, welche besonders die anständigen Hausfrauen gegen diese zweideutigen Schönen hegen, auch in manchen Dramen mit aller Stärke aus. In „die Sängerin“ *) will Li-yen-ho die Buhlerin Tschang-ju-ngo zu seiner Nebenfrau machen. Die eifersüchtige Gattin ergeht sich bei dieser Veranlassung in den heftigsten Schmähungen auf dies gemeine Geschöpf, welches alle Männer reize, um sie zu täuschen, und mit seinen Reizen Handel treibe, welches in seinem Zorn einem weiblichen Scorpion gleichen und so unersättlich in seinen Wünschen sein werde, daß alle Seidenstoffe, alle Felder von Lo-yang, alle Früchte von Ping-yang, alles Gold und Silber ihr nicht genügen würden. In der That zeigt sich die geschmähte Tschang-ju-ngo in dem Fortgang des Dramas selbst als eine gemeine Verbrecherin. Ganz im Gegensatz hierzu wird eine andere Hetäre „Lien,“ die sich von einem berühmten Frommen zum Glauben der Tao-sse bekehren läßt, nach ihrer Bekehrung in die Reihe der unsterblichen Gottheiten aufgenommen.

Zu den eigenthümlichen Frauengestalten der chinesischen Bühne gehören außerdem die Heirathsagentinnen, welche in den Novellen eine noch größere Rolle spielen. Sie werden in der Regel von den Eltern des Bräutigams an die Braut gesendet und bemühen sich, die Vorzüge ihres Schützlings mit unermüdlicher Geschwätzigkeit in das günstigste Licht zu setzen. Sie gelten für treulos, und nach dem Sprichworte sind von zehn Worten, welche sie sprechen, immer neun falsch. Doch bringen sie manche Hochzeit zu Stande. So heißt es im Schi-king: *)

Wie wird das Holz gefällt?
Ohn' ein geschliff'nes Beil kann man's nicht fällen.
Die Hochzeit wie bestellt?
Die Unterhändlerin muß sie bestellen.
Und wenn nur wohl ist geschliffen Dein Beil,
So fällt wohl der Baum auch in kurzer Weil.

Daß das glänzende weibliche Laster im Drama eine so große Rolle spielt, muß um so mehr auffallen, als die glänzende weibliche Tugend ihm so wenig das Gegengewicht hält. Trotz der zurückgezogenen Stellung der Frauen gibt es doch in jeder Provinz, ja in jedem Districte des Reiches eine nicht unbeträchtliche Zahl, welche des officiellen Nachruhms würdig befunden ist. „Der berühmten Frau“ wird ein Ehrendenkmal aus vier Säulen von Holz, Ziegeln oder Steinen errichtet, welche ein Mittelthor und zwei schmälere Seitenpforten bilden und ein Dach oder einen über dem Mittelthor ansteigenden Dachgiebel tragen. Diese Ehrenbogen haben eine Höhe von 20 bis 25 Fuß und sind mit phantastischen Gestalten, mit Blumen, Vögeln bemalt, überdies reich vergoldet. Eine Tafel über der Mittelpforte zeigt Namen und Verdienst der gefeierten Berühmtheit an. **) Welche Aufforderung für die Dramatiker des Reiches der Mitte, auch ihrerseits der weiblichen Tugend auf der Bühne Ehrenbogen zu errichten! Mögen sich immerhin einzelne Verdienste, welche zu dieser monumentalen Verherrlichung berechtigen, wie zum Beispiel ein sehr hohes, durch mäßiges Leben erreichtes Alter oder die Tugend der Wittwe, welche die zweite Heirath ausschlägt, der dichterischen Behandlung entziehen — — es fehlt auch nicht an Acten kindlicher Aufopferung, an Thaten des Heldenmuthes, welche nicht minder die dramatische, als die officielle Verklärung herausfordern. Offenbar hat der chinesische Staat überhaupt die Bedeutung der dramatischen Kunst nicht erfaßt und es verschmäht, sie in den Kreis seiner Centralisation mit hereinzuziehen, indem er das Theater als bloße Vergnügungsanstalt betrachtet. Sonst würde er es den Dramatikern nicht erlassen haben, die durch seine Ehrenbogen gefeierten Män-

*) Dieses Melodrama wurde in einer getreuen Uebersetzung von K. F. Neumann in München im 3. Bande S. 482 ff. dieser Monatshefte veröffentlicht.

*) Dem Deutschen angeeignet von Rückert, S. 111.

**) Vgl. Klemm, „die Frauen,“ Bd. I S. 322.

ner und Frauen auch in ihren Werken zu feiern und auf der Bühne die Decrete des Staates gleichsam zu erläutern. Aus der Statistik China's erfahren wir, daß im Departement Ming-kue-fu nahe bei der Stadt King fünf jungen Mädchen ein Tempel errichtet worden ist, welche, zur Zeit der Thang, lieber sterben wollten, als in die Gewalt von Räubern fallen, in deren Hände damals die Stadt gerathen war. Kein Dramatiker hat, soweit unsere Kenntniß der chinesischen Bühne reicht, diese Heldinnen aus der Familie Hung-tsching zu Heldinnen eines Dramas gemacht! Das Repertoire der Yuendynastie enthält überhaupt nur ein einziges Drama, in welchem eine Amazone von heroischem Charakter auftritt: die Heirath des Lieu-hiuen-te, welcher Sun-kien's kühne Schwester heimführt. Diese Prinzessin glich, wie schon die Geschichte berichtet, ihren Brüdern an Tapferkeit und besaß eben so die größte Unerschrockenheit, wie eine außerordentliche Stärke. Sie erschien stets mit einem Gefolge von hundert Dienerinnen, welche vor ihren Gemächern, mit dem Säbel in der Hand, Wache hielten. Man nahte ihr nur mit Zittern. Hervorragend dagegen durch ihre Tugend ist Meng-ku-ang, deren Geschichte sich in zahlreichen Anekdotensammlungen befindet, und die in China für das Muster der Tugend, echt weiblicher Demuth und Unterwürfigkeit gilt! In dem Drama, dessen Heldin sie ist, findet sich eine große Zahl edler Gedanken neben trivialen Lebensregeln. Die Hauptrolle selbst ist prächtig! In welcher Situation sich Meng-ku-ang befinden mag — sie befolgt stets mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Regeln des Wohlstandes und die Vorschriften der Sitte. Es ist dies die einzige Tugendheldin, welche die Dramatiker der Mongolendynastie verherrlicht haben.

Unter den Rollenfächern befindet sich eins: Hoen, welches die Geister, die Gespenster bezeichnet. Ganz abgesehen von den Göttern, Göttinnen und Feen treten diese Schatten der Verstorbenen häufig in den chinesischen Dramen auf. Nicht nur daß sie den Lebenden erscheinen — es gibt Scenen, in denen die Todten selbst miteinander sich unterhalten. So besprechen sich in „die himmlische Pagode" der bereits der Schattenwelt angehörige Vater und Bruder des Festungscommandanten Yang-ling, ehe sie demselben erscheinen. Der Schatten der Heldin in „die Rache der Teu-ngo" aber spielt die Rolle der Lebenden so harmlos fort, daß man sich oft erst auf ihren gespenstigen Charakter besinnen muß. Freilich, ihr erstes Auftreten entbehrt nicht jener unheimlichen Beleuchtung, welche die Gemüther mit Grauen zu erfüllen vermag. Einem Justizmord zum Opfer gefallen, erscheint sie ihrem eigenen Vater, der als Richter höherer Instanz die Provinz bereist, um die Urtheilssprüche zu revidiren. Er hatte sie vor zehn Jahren bei einer alten Wittwe zurückgelassen, während er selbst zum Examen reiste, um die höhere Staatscarriere einzuschlagen. Inzwischen hatte die Tochter einen andern Namen angenommen. Der Vater sitzt bei den Acten, blättert grade diesen Proceß auf, erkennt aber in Folge der Namensveränderung nicht, daß es sich um seine Tochter handle. Das schwere Verbrechen, welches Teu-ngo begangen haben soll, die Ermordung des Schwiegervaters, scheint ihm erwiesen — — er legt die Acten beiseite und schläft vor Müdigkeit ein. Da erscheint ihm zuerst Teu-ngo im Traume — — er erwacht und greift wieder zu den Acten. Der Schatten der Tochter aber schwebt um das Licht der Lampe, so daß diese sich plötzlich verdunkelt. Während er das Licht putzt, blättert der Geist stets die Acten wieder um — — und das Auge des Vaters fällt immer von Neuem auf den Proceß der Teu-ngo. Dies Schattenspiel, welches gewiß von großer theatralischer Wirkung ist, wiederholt sich mehrere Male, bis der Geist endlich in sichtbarer Gestalt erscheint und dem Vater, der anfangs mit dem Degen auf ihn losgeht, in einer langen Vertheidigungsrede von durchsichtigster juristischer Klarheit seine Unschuld und den wahren Zusammenhang der im falschen Lichte dargestellten Ereignisse auseinandersetzt. Nicht alle Richter höherer Instanz sind so glücklich, durch einen „Geist" aufgeklärt zu werden. Doch der Schatten der Teu-ngo begnügt sich nicht mit diesen Enthüllungen; er erscheint selbst in offener Gerichtssitzung und legt Zeugniß ab wider den wahren Mörder; er wird von dem Präsidenten, dem Vater, wie ein anderer Zeuge behandelt und erhält die Erlaubniß „abzutreten." Gewiß, an Handgreiflichkeit und Ungenirtheit lassen,

wie diese Scene beweist, die chinesischen „Hoen“ alle andern Gespenster weit hinter sich zurück!

Die Zeichnung der chinesischen Charaktere, von denen wir jetzt einige Haupttypen betrachtet, läßt durchaus nicht einzelne scharfe und feine Züge vermissen, wenn sie sich auch in der Regel nach Art und Weise der Puppenkomödie ankündigen und ihrem Namen Rang und Titel und ihre Haupteigenschaften beifügen. Wer erinnert sich nicht jener Puppen, denen ein Zettel aus dem Munde hängt, wenn in „die Leiden im Palast des Kaisers Han“ der Staatsminister sich mit folgenden Versen einführt:

Die Massen gelben Gold's will ich im Schrein verschließen —
Umstürz' ich das Gesetz, mag Blut in Strömen fließen!
So lang ich lebe, will ich Gold zu sammeln suchen,
Mag immer nach dem Tod die Menschheit mich verfluchen!

Auch in der Entwicklung der Charaktere selbst finden sich so viele gewaltsame Sprünge, so viele marionettenhafte Rohheiten, daß es schwer hält, damit die zahlreichen Züge sinniger Welt- und Menschenbeobachtung in Einklang zu bringen. Diese Mischung des Unreifen und Bedeutenden läßt sich überhaupt nur aus dem Charakter des „Reiches der Mitte“ erklären, welches mit größter Zähigkeit und Hartnäckigkeit einen Zustand der „Unreife,“ als Zustand höchster Vollkommenheit festhält und, indem es alle innerhalb desselben möglichen glänzenden Leistungen, die als Stufen des Fortschrittes von hoher Berechtigung wären, nur als Belege für das erreichte Ziel „höchster Civilisation“ betrachtet, durch das Gewicht so einseitiger Ueberzeugung die schönsten, der Entwicklung' fähigen Keime erdrückt. Wie daher viele Institutionen des Reiches den Eindruck von Pflanzen machen, welche, bei herrlichem Ansatze, durch die niedrige Decke des Treibhauses verhindert, frei in die Höhe zu wachsen, zu breiten Büschen verwildern oder ganz verkrüppeln: so zeigen auch die Charaktere des Dramas nur hin und wieder einen kräftigen Schoß, nur vereinzelte schöne Blüthen; aber der schlanke Menschenwuchs schrumpft zwerghaft unter dem Drucke der Convenienz zusammen, und die „Etikette“ muß oft die unkenntliche Gestalt erläutern.

Wo die chinesischen Dramatiker ihre Charaktere zu vertiefen suchen, wo sie dem Affect und der Leidenschaft einen getragenern Ausdruck, dem Gedanken eine schärfer hervorgehobene Form geben wollen: da unterbrechen sie den Dialog durch Gesang. Diese Gesangstücke absorbiren das höhere poetische Element des Dramas. Der Dialog dient eigentlich nur zur Erläuterung, womit sich ebenfalls manche Plattheiten und manche Reminiscenzen an den Theaterzettel erklären. Wie wir gesehen, ist das chinesische Drama aus der Liederpoesie herausgewachsen; diese Liederpoesie selbst aber stammt schon aus der grauesten Vorzeit. „Die Lieder,“ heißt es in der Literaturgeschichte der Dynastie Suen, „haben den Zweck, das Gemüth der Menschen auf den rechten Weg zu führen und zu erleuchten. Gesänge stellen die Gesinnung der Menschen dar; man sagt deshalb mit Recht: was in der Seele lebt, ist Gesinnung, und diese in Worte gekleidet, heißt Lied oder Gedicht.“ Auch der Zusammenhang zwischen der Lyrik und Musik ist ein alter. Schon in dem Annalenbuche spricht der Kaiser Schun zu Kuey folgende Worte: „Kuey, ich befehle Euch, über die Tonkunst zu wachen. Lehret die Söhne der Vornehmen: sie seien redlich, aber mild, sanft, aber fest, streng ohne Grausamkeit, einsichtsvoll ohne Hochmuth. In Liedern verkündet Eure Gedanken, in Gesänge kleidet Eure Worte, nach den Sangweisen und Gesetzen der Tonkunst, damit die Musik harmonisch klinge. So lange die acht Tonweisen übereinstimmen und ihre Norm gegenseitig nicht überschreiten, herrscht Harmonie zwischen Menschen und Geistern.“ — Das musikalisch begleitete, gesungene „Lied“ war nun der ursprüngliche Keim des Dramas und ist auch später seine belebende Seele geblieben. Zu den Liedern eine Handlung zu erfinden, zu einem bereits feststehenden Liederrepertoire ein neues Dramenrepertoire hinzuzuschaffen, war die Aufgabe der Yuendramatiker. Unsere Kenntniß des chinesischen Dramas mußte unvollkommen bleiben, so lange den Sinologen die schwierige Entzifferung dieser Gesangtexte nicht gelungen war, so lange die ersten Uebersetzer, Pereire und Davis, sich nicht an die Uebertragung derselben gewagt hatten. Erst seit es den Bemühungen der neuen französischen Sinologen

Julien und Bazin gelang, diese Schwierigkeiten zu überwinden und uns auch mit diesen, oft roh gefaßten Perlen und Edelsteinen der chinesischen Thalia bekannt zu machen, ist ein durchgreifendes Verständniß und eine gerechte Schätzung der chinesischen Dramas ermöglicht worden. Der Held und die Heldin des Dramas sind in der Regel die Hauptträger des gesanglichen Elementes, die singenden Personen *κατ' ἐξοχήν*, obgleich es irrthümlich ist, auf sie den Gesang beschränken zu wollen. Auch Nebenfiguren „singen," wenn es die Bedeutung der Scene verlangt. Die singende Person der Chinesen ist wesentlich vom griechischen Chor verschieden, welcher, ohne in die Handlung einzugreifen, seine lyrisch-didaktischen Gesänge nur an dieselbe anknüpft; jene ist selbst handelnd und bringt nur ihre Empfindungen in einer bestimmten Situation, ihre Affecte und Leidenschaften in einem gehobenen, dichterisch geadelten Stil zum Ausdrucke. Obgleich auch Organ der selbständigen Lyrik, welche wie ein schöner Schmuck das Drama aus der gemeinen Alltäglichkeit heraushebt und deren Unerläßlichkeit für jedes Drama von poetischer Bedeutung in allen Zeiten nur eine einseitige, den großen Mustern gegenüber ungründliche Aesthetik leugnet, ist sie doch ebenso die Hauptträgerin des dramatischen Elements und seiner großen durchgreifenden Wirkungen. Eine genauere Würdigung der Gesangstücke erschließt uns sowohl das Verständniß, wie auch die Hauptschönheiten chinesischer Dramatik.*)

Die selbständige Lyrik des Dramas wuchert in Naturschilderungen, welche oft von großer Pracht und Lieblichkeit sind. Der Duft, der über der Balconscene in „Romeo und Julie" schwebt, athmet uns aus den Gartenscenen des „Tschao-mei-hiang" entgegen. Wenn die gelehrte Siao-man den Verlockungen der schalkhaften Fan-su folgt, und in den Garten geht, in dessen Pavillon der Guitarre spielende Liebhaber nach ihr schmachtet: da tönt herüber und hinüber, von Fan-su's und Pe-min-tschong's Lippen ein Wechselgesang, der Frühling und Liebe feiert. Da singt Fan-su:

Wir nahn — die Blumen lächeln,
Die Weiden nicken d'rein,
Und sanft're Winde fächeln
Verliebt den Mondenschein!
Wie schimmernd bunte Lichter
Im Spiel vorüberfliehn!
Hier schwelgte jeder Dichter
In sel'gen Melodie'n.
Kein Han-lin*) kann ihn schildern,
Den Reiz der Frühlingsnacht,
Kein Maler malt in Bildern
Die farbenreiche Pracht!
Wie dort den Kelch erschlossen
Die Blüthe Hai-thang;**)
Wie nebelduftumflossen
Die Blumen hier am Gang!
Das Prachtgewand von Seide
Die nächt'ge Feuchte tränkt,
Indeß auf's Perlgeschmeide
Des Himmels Thau sich senkt.
Wie friedlich anzuschauen
Ist uns'rer Lampe Schein,
Die aus dem Flor, dem blauen,
Strahlt in die Nacht hinein!
Es wallt wie grüne Seide
Dort um die Trauerweide!
Vom flüsternden Bewegen,
Da fällt der Thau sogleich,
Und wie ein Sternenregen
Tropft's in den Silberteich!
Das ist in klare Welle
So lichter Tropfen Fall,
Wie von Nephrit***) die Bälle
In's Becken von Krystall!
Am Himmel unerreichbar
Schwebt sanft des Mondes Flug,
Dem Drachen nur vergleichbar,
Der Hoang-ti's Spiegel trug.

Und wie eine Antistrophe tönt in derselben Scene Pe-min-tschong's Gesang zur Guitarre:

Wie strahlt des Mondes Leuchten,
Wie hell und klar die Nacht,
Erquickt vom Thau, dem feuchten,
Vom Wind, der flüsternd wacht!
Doch ach! dem schönsten Sterne
Seufz' ich vergebens nach —
Die Liebste ruht so ferne
Im einsamen Gemach!
Kein Vogel bringt ihr Grüßen
Im Wanderflug zu mir;
Kein Bote will versüßen
Das Weh im Herzen hier.
Nach ihr in Klagen wendet
Sich banger Sehnsucht Gluth,
Mein Lied noch unbeendet
Erstickt der Thränen Fluth.
Wohl tausend Meilen sind es,
Wo meine Wiege stand;
Ein Blatt im Spiel des Windes
Irr' einsam ich durch's Land.

*) Dieselben sind hier zum ersten Male nach der französischen Prosaübersetzung von Bazin im „Théâtre Chinois" von mir in deutsche Verse übertragen. R. G.

*) Akademiker.

**) Pyrus japonica.

***) Nephrit Yu, das beliebteste chinesische Mineral, aus dem oft prächtige Gefäße geformt werden.

Nach ihr geht mein Verlangen,
Mein Glück ist sie, nur sie!
Wann wird mein Arm umfangen
Die schöne Ju-fe-i? *)

Wie die Schönheiten des Frühlings, werden auch die Schönheiten des Winters in diesen Gesängen gefeiert, z. B. der erste Schneefall, der für die Chinesen ein köstliches Schauspiel zu sein scheint. Der alte Tschang-i in „Ho-han-schan,“ begeistert von einigen Tassen Wein, begrüßt die wehenden Flocken, und erhitzt sich zu einem dithyrambischen, in oft allzu kühnen Bildern schwelgenden Entzücken:

Wie röthlich Gewölk am Himmelszelt
Von allen Seiten sich wechselnd gesellt!
Wie wirbelt's von großen Flocken so dicht —
Ein Netz, das der Sturm des Nordens flicht!
Die Ferne versilbert vom wirbelnden Flug —
Wer hätte jetzt ruhigen Sinn genug,
Zu sinnen, zu träumen, nach Dichtermanier,
Wie Mang-hao-jen **) auf seinem Thier?
Ihr sagt, es ziehe der Winter ein —
Mir aber scheint es der Lenz zu sein!
Wie würden wohl sonst vom Birnbaum fallen
Die silbernen Blüthen im wehenden Tanz?
Wie würden wohl sonst durch die Lüfte wallen
Die Blüthen der Weide mit röthlichem Glanz?
Wie Herrliches jetzt mein Aug' erblickt,
Vorhänge von Seide reich gestickt
Vor mir in den Lüften aufgehangen,
Zu Füßen des Blumenteppichs Prangen,
Auf goldenen Schüsseln ein köstliches Mahl
Und köstlichen Wein im Silberpocal!
Wer ist's, der mich plötzlich verwandelt hat,
Den schlichten Bürger der Phönixstadt, ***)
Als wär' ich mit reichen Schätzen beglückt,
Mein Kleid mit der Zier der Drachen geschmückt?

In demselben Drama erlebt und schildert der singende Held noch ein anderes, minder entzückendes Schauspiel, das Schauspiel einer „Feuersbrunst,“ welche auch sein eigenes Haus verzehrt:

Wie der brausende Wind die Flammen erfaßt,
Die sich wälzen in wilder, wirbelnder Hast,
Ergießen den glühenden Feuerbach
Durch der Straßen Reihen von Dach zu Dach! — —
Die Nachbarn erheben ein Jammergeschrei,
Es drängt sich die helfende Menge herbei,
Mit Wassereimern, mit Eisenketten,
Mit hanf'nen Stricken bemüht zu retten!
Die höchsten Bauten, sie stürzen zusammen —
Man reißt sie ein, zu hemmen die Flammen!
O prahle Niemand mit reicher Pracht —
Denn sie verweht, wie ein Traum der Nacht!
Vereinte Kraft und vereinter Muth,
Sie bänd'gen nimmer der Flamme Wuth!
O Strafe des Himmels für alle die Stolzen,
Die mich verletzt mit des Spottes Bolzen,
Und doch ist mein Zorn in Erbarmen geschmolzen!
Das Haus von Tschang war blühend vor allen
Und ist jetzt in Schutt und Trümmer gefallen.
Es bleibt von ihm nur ein Häufchen Staub —
Mein Herz ist der bittersten Sorgen Raub!

Wir sehen in diesen lyrischen Ergüssen Schilderung und Empfindung miteinander verschmolzen. In der That vertritt der Gesang im Schauspiel der Chinesen nicht bloß den innigen Ausdruck des Gefühls, sondern auch das decorative Element. Je dürftiger die Scenerie und Ausstattung des chinesischen Dramas: mit desto reichern Farben muß die Schilderung ausgestattet sein, welche die Phantasie des Zuschauers befähigen soll, von innen heraus die fehlende Aeußerlichkeit zu ersetzen. Je weniger die chinesische Bühne die Mittel hat, die Blumenpracht eines monderhellten Gartens, den winterlichen Schneeflockenfall, die grelle Feuersbrunst und das Getümmel der rettenden Menge scenisch auch nur anzudeuten, einer desto größern dichterischen Energie bedarf es, um diese Bilder lebendig vor die Seele der Zuschauer zu zaubern. So dient der gehobene Ton der Gesangstücke auch dazu, die Exposition aus dem Bereiche trockener Auseinandersetzung in das Element lyrischer „Stimmung“ zu erheben und von Haus aus nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gefühle in den Kreisen einzubürgern, in denen sich die Handlung des Dramas bewegt. So fühlen wir uns augenblicklich in das Nomadenleben der „Tartaren“ versetzt, wenn der „Khan“ in „die Leiden im Palast des Kaisers Han“ das Vorspiel mit folgendem Gesang beginnt:

Wie stürmt der Herbstwind wild
Durch's weite Grasgefild
Um unsre Wollgezelte!
Der Pfeife Klageton
Belauscht von ihrem Thron
Die Nacht, die monderhellte!
Durch's grüne Steppenmeer
Führ' ich ein zahllos Heer,
Bewehrt mit krummen Bogen!
Dem Herrscherstamm der Han
Sind Alle zugethan
Und treuen Sinn's gewogen.

Außer dem streng lyrischen Element vertritt aber die „singende Person“ auch das didaktische, welches sich allerdings, wie nicht nur der Schi-king, sondern die ganze Poesie des Orients beweist, von der morgenländischen Lyrik nur schwer sondern läßt.

*) Mädchen von hervorragender Schönheit.

**) Ein chinesischer Dichter, der, auf seinem Esel reitend, Verse machte.

***) Si-an-fu, Hauptstadt der Provinz Schan-si.

Selbständige Reflexionen und Betrachtungen kommen indeß nur selten vor, höchstens als Ouvertüre des bürgerlichen Schauspiels, um uns in die Gemüthsstimmung einer Hauptperson einzuweihen. So singt Frau Tsai am Anfang des „Teu-ngo-yuen:“

Neu blüht an jedem Tag der Blume Zier —
Der Mensch wird nimmer wieder jung gleich ihr!
Wozu nach Ehren und nach Schätzen jagen?
Der Götter Glück ist ruhiges Behagen!

Auch die phantastische Weisheit der Tao-sse wird in Versen verkündet:

Auf dem Berge Kuen-lun
Pflückt die Sterne unsre Hand;
Auf dem Berge Tai-schan
Wandelt sie in Gold den Sand;
Wer das Haupt dort grade trägt,
Stößt den nahen Himmel ein,
Und es scheint die Erde nicht
Größer als ein Fisch zu sein.
Wird der Mensch eins mit dem Tao,
Winkt ihm ew'ger Jugend Glück,
Wahrheit ist ihm offenbar,
Drachen, Tiger zähmt sein Blick.

In der Regel aber gewinnt das „Didaktische“ eine bestimmtere Beziehung auf die dramatische Situation. In demselben Stücke will sich die Wittwe Tsai wiederverheirathen, was zwar nach chinesischen Gesetzen statthaft ist, aber doch für minder lobenswerth gilt. Denn Wittwen, welche eine zweite Ehe verschmähten, erhalten oft zur Belohnung die Auszeichnung der oben erwähnten Ehrensäulen. Teu-ngo ermahnt nun die bejahrte Wittwe, von ihrem Vorhaben abzustehen. Der griechische Chor hätte an den Entschluß der Tsai allgemeine Betrachtungen angeknüpft, die sich als selbständige Verherrlichung des Sittengesetzes von der bestimmten Handlung loslösen; die „singende Person“ der Chinesen bleibt innerhalb des Rahmens der Handlung, indem sie ihre Reflexionen an eine andere richtet, um auf sie bestimmend einzuwirken; sie sind nur ein, wegen seiner *sittlichen Bedeutung* hervorgehobener Theil des Dialogs:

Um böser Geister Macht zu fliehn, sorgt man für guter Tage Wahl —
Um treu dem heil'gen Brauch zu sein, bringt Opfer man im Ahnensaal!
Doch Du, zur Zier des schönen Haar's, das weißer als des Schnees Glanz,
Du brauchst um Deine Stirne nicht rothseid'ner Bänder schmucken Kranz,
Wie sich um's wandelnde Gestirn ein Diadem von Strahlen flicht!
Ein junges Mädchen denk' an's Frei'n — mit sechzig Jahren freit man nicht!
O frage nur die Nachbarn rings — Entsagung ist des Alters Pflicht!
Und wer in der Erinn'rung Buch der alten Liebe heil'ge Schrift
Auslöscht mit einem Pinselstrich, der sorgt, daß Spott und Hohn ihn trifft!

Wir haben gesehen, wie der hervorhebende Gesang das *Lyrische* und *Didaktische* im Drama vertritt; aber seine Bedeutung ist da am größten, wo er die Wucht des *dramatischen Pathos* selbst zum Ausdrucke bringt, wo er der Sprache der *Leidenschaft* und des *Affectes* seine getragenen Klänge leiht! Wo es sich um die Höhenpunkte der dramatischen Entwicklung handelt, wo der chinesische Dramatiker sein Publicum rühren oder erschüttern will: da läßt er seine Helden und Heldinnen zum Gesange übergehen; da greift er zur poetisch schwunghaften Form des Ausdruckes. So schüttet die eifersüchtige Gattin Lieu-schi in Versen ihre Schmähungen über die Buhlerin aus, welche ihr Gatte als Nebenfrau heimführen will:

Du liebst den Blick, klar, wie im Herbst die Wogen,
Auf denen sanft ein Weidenblatt sich wiegt;
Du liebst den schwarzgemalten Augenbogen,
Der um die Stirn sich zartgezeichnet schmiegt.
Doch merkst Du nicht, daß in den Schlamm gezogen
Dein guter Ruf und Dein Verdienst erliegt?
Mag ihre Stirn der Blume Fu-yong*) gleichen —
Flieh' ihren Glanz — sonst wird Dein Glück erbleichen!
O glaub's, daß ihres Mundes Pfirsichröthe
Mit böser Gluth der Menschen Seele tödte!
Ihr Odem hauche würz'ger Nelken Duft,
Doch mög' er nimmer Deinen Sinn bethören!
Ein Wirbel — und zerstoben in der Luft
Wird all' die Blüthenpracht dem Wind gehören!

Wenn der verarmte Tschang-i von Haus zu Haus, von Kloster zu Kloster betteln geht: so ergreifen seine Klagen, in der Form rührender Gesänge, die Gemüther mit doppelter Gewalt. Und wer würde nicht erschüttert, wenn die unschuldig verurtheilte Teu-ngo das Grauen des Todes malt und die Wittwe Tsai bittet, ihrer Leiche die sühnenden Ehren zu erweisen:

Bedenkt, es war Teu-ngo's freie Wahl,
Zu dulden ungerechten Todes Qual;
Bedenkt, daß bald vom Rumpf getrennt ihr Haupt;
Bedenkt, daß sie, des Vaters längst beraubt,
Auch auf der Mutter Anblick muß verzichten,
Daß sie gewohnt war, Eures Hauses Pflichten
Mit eifrig treuem Dienste zu verrichten —

*) Eine im Herbst an Flußufern blühende Blume, welche dreimal an einem Tage ihre Farbe wechselt.

Bedenkt's, damit Ihr zu gewohnter Zeit
Am Grab die Tasse kalten Reis ihr weiht,
Dem Leichnam, den des Henkers Hand geschändet,
Brandopfer goldpapier'ner Münzen spendet,
Bedenkt's und opfert Eurem armen Kinde,
Daß es im Grab der Seele Frieden finde!

Wie der Gesang dem getragenen Pathos, dem Affect und der Leidenschaft dient, wie er das Lyrische und Didaktische zum Ausdrucke bringt, so gibt er auch der auf der Bühne vor sich gehenden dramatischen Handlung, der That selbst, ein poetisches Relief. So packt in der „Himmlischen Pagode“ der heilige Mann den Führer der Tartaren Han-yen-theu „singend“ an der Gurgel und erwürgt ihn unter dramatischem Gesange. Wenn Tschang-i und seine Frau dem Fliehenden über die Bühne nacheilen, so tragen sie singend die Erlebnisse ihrer Wanderschaft und die wechselnden Reisebilder vor. Bisweilen bedienen sich die Chinesen in den leichtern Dramen auch eines raschen Wechsels gesungener und gesprochener Sätze, ähnlich wie dies in unsern Vaudevilles und Zauberpossen geschieht, um eine heitere Wirkung hervorzurufen. Das vaudevilleartige Soubrettenstück: „Tschao-mei-hiang“ bietet hierfür zahlreiche Beispiele.

Wie die Chorgesänge den freiesten Bildungsstand der griechischen Lyrik bezeichnen: so hat auch die chinesische Lyrik im dramatischen Gesang ihre freieste Form gefunden und sich von den starren Regeln, welche die Lyrik des Schi-king beherrschen, emancipirt! Das strenge Gesetz, nach welchem jede Verszeile nur aus vier Silben bestehen durfte und einen abgeschlossenen Sinn enthalten mußte, nach welchem kein Hinüberziehen des Satzes aus einer Zeile in die andere gestattet war, verlor seine Alleingiltigkeit. Während die regelmäßige Strophe nur noch für den feierlichen Pomp des Gedankens und der Schilderung in Anwendung kam: verschmähte die unregelmäßige Strophe des dramatischen Gesanges das Doppeljoch der Cäsur und Alliteration und schmiegte sich in freiester Bewegung des Rhythmus, im reichsten Figuren- und Bilderschmucke, den phantasievollen Schwingungen dichterischer Eingebung an. So ist namentlich die oben mitgetheilte Schilderung des ersten Schneefalles ein Muster dieser tiefer empfundenen Angemessenheit, mit welcher die spätere dramatische Lyrik der Chinesen die Form dem wechselnden Inhalte anzupassen wußte. Auch die Metapher macht sich in ihr frei von der stereotypen Bildlichkeit, welcher der Polarstern, die heiligen Berge, die vier Weltgegenden, die fünf Elemente, das auf dem Wasser schwimmende Weidenblatt und so fort zu unumgänglichen poetischen Formeln geworden; sie wählt sich einen freiern bildlichen Schmuck, bei welcher Wahl sie allerdings oft in unverständlichen Schwulst verfällt. Doch muß man hierbei, wie bei der Kritik derjenigen Gesänge, welche weder dem Charakter noch der Situation angemessen scheinen, stets auf die Entstehungsweise des chinesischen Dramas, der Yuendynastie zurückgehen und auf das höhere Gewicht, welches die Chinesen bei Gesangstücken auf die Musik selbst, als auf den gedanklichen Sinn legen. Der große Sinologe Abel Rémusat behauptete, er habe sich von einem Chinesen zur Probe ein Lied vorsingen lassen und dieser habe nicht anzugeben gewußt, ob es ein Liebes-, ein Tafel- oder ein patriotisches Lied sei, und in der Vorrede zur dramatischen Sammlung aus der Zeit der Yuen heißt es gradezu:

„Wenn auch die Worte der Gesänge nicht passen mögen, so hat dies doch nichts zu sagen, wenn man sich nur nicht gegen die Tongesetze vergeht. Man beachte zuvor das Musikalische und dann erst den Charakter der handelnden Personen.“ Dennoch sind dies wohl nur Ausnahmen, da Vieles, was bisher für unpassend, dunkel oder unverständlich galt, durch die fortschreitende Wissenschaft der chinesischen Sprachforscher in ein günstigeres Licht gerückt ist. Außer dem Schmucke des bildlichen Ausdruckes ziert den dramatischen Gesang auch noch der Schmuck gelehrter Anspielungen aus der Geschichte, der Mythologie und den ältern Dichtungen, ein Schmuck, den die Dramatiker an einzelnen Stellen bis zur Ueberladung häufen.

Der eigentliche Dialog des Dramas ist, wenn man diese lyrischen und dramatischen Glanzstellen des Gesanges von ihm ausscheidet, ohne poetischen Schwung, der verständige Träger des dramatischen Zusammenhanges. Doch fehlt es ihm keineswegs an Leichtigkeit des Conversationstones, an Beweglichkeit des Ausdruckes, an Schlagkraft der Rede und Gegenrede; ja in einzelnen Zauberpossen ergeht er sich in

Wortspielen, welche an das Witz haschende Ringelstechen der altbritischen Bühne erinnern, während der leichte, zwischen Ernst und Scherz hin- und herspringende Ton der Soubrette Fan-su uns fortwährend an die Pariser Bühne gemahnt. Auch fehlt es der Diction nicht an charakteristischer Angemessenheit, indem die Ausdrucksweise der handelnden Personen durch ihren Stand und durch ihr Alter bestimmt wird. Die durchgängige Sprache des Conversationstones ist der „Kuan-hoa" oder die „gewöhnliche Sprache," welche grade durch die Dramen der Yuenepoche in die Literatur eingeführt worden ist und seitdem in den Dramen und Romanen der Thai-tseu, welche die Kataloge der kaiserlichen Bibliotheken von Peking nicht kennen, — fortlebt. So bezeichnet dies dramatische Repertoire auch eine Entwicklungsstufe der chinesischen Sprache. Der „Hiang-than" oder Provinzdialekt wird überhaupt nur in modernen oder niedrig komischen Stücken angewendet, dann aber, im Gegensatze zu dem indischen, durch das Kastenwesen bestimmten Drama, ohne Unterschied der Haupt- und Nebenrollen, der höhern und niedern Kasten.

Der chinesischen dramatischen Dichtung, die wir jetzt in allgemeinen Umrissen charakterisirt, fehlt weder die freie Selbstbestimmung der Helden, noch die Darstellung menschlicher Sitte, Leidenschaft und Affecte, noch eine originelle Form, welche sich auch für das Dichterische besondere Organe geschaffen; aber dem dichtenden Volksgeist selbst fehlt die höhere Autonomie des Selbstbewußtseins, welches in einen festgewordenen Staatsmechanismus verknöchert ist, so daß das chinesische Schicksal nicht „die Politik," aber die Willkür der höhern Staatsgewalt, der „officielle Bambus" ist; der menschlichen Sitte in ihrer Starrheit fehlt alle sie in Fluß bringende Dialektik; die dramatische Form aber schwankt zwischen marionettenhafter Aeußerlichkeit mit ihren unwahrscheinlichen Motivirungen und einer eben so verständigen wie dichterischen Angemessenheit hin und her. Der Kampf der Gegensätze läuft episch nebeneinander her, statt sich mit dramatischer Schärfe gegenüberzutreten. Nirgends wird die That aus den Tiefen der Seele hervorgeholt, sondern stets als etwas Fertiges, als Thatsache roh hingestellt. Die Begebenheit erhebt sich nirgends zur Würde echt dramatischer Handlung. So bezeichnet das Zwerghafte des Inhaltes, die festgewordene Unreife, neben dem Marionettenhaften der Form, dem handgreiflichen Spiele der Drähte, an denen das Ganze hängt, die Schranken der chinesischen dramatischen Dichtung, womit nicht in Abrede gestellt werden soll, daß sich innerhalb dieser allgemeinen Schranken vieles Einzelne findet, das über dieselben hinausgreift. Ja, das Gleichheitsprincip des chinesischen socialen Lebens, die von allem Kastenwesen freie Herrschaft des Verdienstes lassen das chinesische Drama dem „modernen" verwandter erscheinen als das indische, und es ist nicht zu leugnen, daß wir grade in den leichtern Gattungen, in denen eine feine Verständigkeit sich in niedlicher dramatischer Porcellanmalerei und trefflichem scenischen Schnitzwerk auszeichnet, Stücke finden, welche an die französische Boulevardsdramatik, an unsere Vaudevilles und Melodramen ganz auffallend erinnern. Und wie sollten die Chinesen, welche so viele Gesichter in einen Pflaumenkern schneiden oder in eine Kugel mit unglaublicher Fertigkeit mehrere Dutzend andere hineinarbeiten, nicht in der Kunst und Künstelei des Details hervorragen? Sie sind überhaupt die „Franzosen," wie die tiefern Hindus die Deutschen des Orients!

Literarisches.

Wesen und Geschichte des Lustspiels. Vorlesungen von Dr. J. Mähly. Leipzig, J. J. Weber. Die wenigen Bogen, aus denen sich das kleine Schriftchen zusammensetzt, behandeln ein sehr umfassendes Thema, natürlich nur andeutend, nur sehr fragmentarisch. Irgend neue oder auch nur bemerkenswerthe Gesichtspunkte haben wir in der Auseinandersetzung nicht aufzufinden vermocht; der Verfasser hält sich wesentlich an A. W. Schlegel. Für seinen Zweck, scheint uns, wäre ihm die Lectüre der ästhetischen Untersuchungen über das moderne Drama von Hermann Hettner von Vortheil gewesen, wenigstens würden wir, wenn er diese gehaltvolle Arbeit gekannt und benutzt hätte, schwerlich auf ein so verkehrtes Urtheil gestoßen sein, wie es Seite 141 über den zerbrochenen Krug von Kleist gefällt wird.



Ueber

Pflanzenbastarde und Pflanzenarten.

Von H. Hoffmann.

Gegenüber der großen Zahl von Pflanzenbastarden, welche durch künstliche Befruchtung in unsern Gärten erzeugt und — gewöhnlich auf dem Wege ungeschlechtlicher Vermehrung — ganz nach Belieben vervielfältigt werden, hat die Seltenheit des Vorkommens spontaner Bastarde in der freien Natur etwas Auffallendes. Zwar, wenn man manchen Beobachtern folgen will, wie Wirtgen und F. Schultz, so sind dergleichen Formen auch im wilden Zustande nichts weniger als selten; und daß diese Auffassungsweise ihre Anhänger hat und deren von Tage zu Tage mehr zählt, das zeigt die Zeitschriftenliteratur der letzten zwanzig Jahre auf jeder Seite. Ja schon im Jahre 1818 glaubte Tauscher sich durch seine Beobachtungen berechtigt, dieser spontanen Bastardbildung ein solches Gewicht beilegen zu dürfen, daß durch dieselbe fortwährend und ganz unmerklich stabile neue Species gebildet würden; eine Ansicht, welche in neuester Zeit bei Darwin wiederkehrt. Aber dieser Auffassungsweise stehen andere in extremster Weise gegenüber; so aus älterer Zeit Linné, aus neuester Koch, Decaisne u. A., nach welchen solche Formen nur in äußerst beschränkter und keinenfalls zunehmender Anzahl (etwa 20 Species-Bastarde im Ganzen) vorkommen würden. Diejenigen, welche der Hybridität eine größere Häufigkeit vindiciren, werden bei ihren Beobachtungen dadurch geleitet, daß sie inmitten zweier in großer Zahl auftretender Pflanzenformen, welche sie für echte Species halten, Mittelformen in einzelnen Exemplaren auftreten sehen, welche durch ihre Aehnlichkeit nach der einen wie nach der andern Seite einen solchen Ursprung deutlich zu verrathen scheinen; auf directe Beobachtung, auf den Versuch, solche Formen künstlich zu erzeugen und nachzubilden, hat man sich in der Regel nicht eingelassen.

Bei den Weiden jedoch, welche in Folge ihrer Eingeschlechtigkeit in der That für die Erzeugung von Hybriden wie gemacht scheinen, hat sich die Sache in einer Weise gestaltet, welche bei oberflächlicher Betrachtung sehr zu Gunsten der letztern Auffassungsweise zu sprechen schien. Nicht nur die auffallende Aehnlichkeit, welche z. B. die Salix hippophaëfolia theils mit der triandra, theils mit der viminalis zur Schau trägt, sondern auch ihr gewöhnlich ganz vereinzeltes Vorkommen inmitten zahlloser Exemplare der beiden genannten Arten regte schon vor langer Zeit den Gedanken an, daß man hier einen echten, spontanen und weitverbreiteten Bastard vor sich habe; und so bei andern sogenannten Arten von Weiden. Diese Ansicht, aus einer genauen Beobachtung in der freien Natur hervorgegangen, fand eine merkwürdige und für die Ungläubigen überraschende Bestätigung in den schönen Versuchen Wimmer's und Krause's, indem es diesen gelang, durch künstliche Befruchtung diese intermediären Formen in der That künstlich hervorzubringen und fortzupflanzen. Wenn nun freilich

hier, in Betracht der Leichtigkeit, mit welcher sich die Weiden durch Ausschlag u. s. w. auf ungeschlechtlichem Wege vermehren, das nicht mehr zu leugnende Auftreten, die Erhaltung und Vervielfältigung von Bastarden viel von dem Auffallenden verliert, so ist immerhin dadurch nicht nur die Möglichkeit des Factums auch für noch viele andere Fälle nachgewiesen, sondern auch eine dringende Mahnung für uns gegeben, der Sache eine größere Aufmerksamkeit, eine unparteiische Würdigung angedeihen zu lassen.

Man sollte glauben, daß auf dem Wege künstlicher Befruchtung diese Frage leicht und definitiv entschieden werden könnte. (Denn der Umstand, daß viele Botaniker keine oder nur sehr vereinzelte Bastarde auf ihren Excursionen finden, kommt kaum in Betracht, wenn man erwägt, wie selten man Dinge findet, die man nicht ganz eigentlich sucht, die man nicht absichtlich finden will; und dies selbst dann, wenn dieselben nichts weniger als selten sind. Jeder Laie staunt über die Menge Pilze, Käfer oder Raupen, welche ein darauf Eingeübter auf Schritt und Tritt antrifft, wo er selbst nichts dergleichen bemerken wird.) Es fehlt nun keineswegs an solchen Versuchen. Schon im vorigen Jahrhundert sind von Kölreuter, dann von W. Herbert in England, in neuerer Zeit von C. F. Gärtner, von Klotzsch, Regel u. A. eine äußerst große Zahl derartiger Experimente ausgeführt worden, welche an Consequenz in der Durchführung, an Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung durchaus nichts zu wünschen übrig lassen. Aber auffallenderweise, so scheint es, sind diese Forscher zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt. Denn während z. B. Kölreuter (und eben so Knight) ausdrücklich angibt, daß Bastarde zwischen zwei verschiedenen Species niemals fruchtbar und auf die Dauer fortpflanzungsfähig seien, so kommt Herbert zu dem Ergebniß, daß eine ganze Anzahl von Bastarden existire, welche sich mit derselben Leichtigkeit durch Selbstbefruchtung und durch Samenbildung fortpflanzen wie ihre Stammeltern. So z. B. von Calceolaria integrifolia und plantaginea u. a.

Klotzsch ist neuerdings ganz in Uebereinstimmung mit Kölreuter; er erklärt alle **fruchtbaren** Bastarde für Mischlinge, d. h. für Descendenten nicht verschiedener Species, sondern bloß verschiedener Formen oder Varietäten einer und derselben Species. Regel gibt dagegen wieder Fälle an, welche unzweifelhaft das Gegentheil zu beweisen scheinen. Er beobachtete fruchtbare Bastarde von Matthiola maderensis und incana, Calceolaria crenatiflora und rugosa; Cuphea purpurea ist ein fruchtbarer Bastard zwischen Cuph. miniata und silenoides; Begonia xanthina marmorea ein solcher zwischen Beg. rubrovenia und xanthina. Derselbe Beobachter, so wie Wichura haben ferner gezeigt, daß derartige Bastarde nicht nur mit den Stammeltern, sondern auch mit andern verwandten Pflanzen befruchtet werden können; ja selbst Bastard A mit Bastard B. Aegilops triticoides, der berühmt gewordene Bastard aus Aegilops ovata und Triticum vulgare, ist einigermaßen fruchtbar durch eine Reihe von Generationen (nach Godron, Grönland, Fabre). Endlich führt, um noch einen zu erwähnen, Darwin die Erfahrungen von Noble an, wonach Rhododendron ponticum mit dem einem ganz andern Erdtheile angehörigen Rh. catawbiense auf's Leichteste fruchtbaren Samen hervorbringt, dessen Progenies sich eben so leicht durch Selbstbefruchtung fortpflanzt als die Stammeltern.

Wie nun aus diesen Widersprüchen herauskommen? Durch neue Hybridationsversuche jedenfalls nicht. Es ist klar, es kommt hier Alles darauf an, was man eben unter verschiedenen Species versteht. Wir wollen die Kriterien hierfür ein wenig näher betrachten; zuvor aber einen Blick in das Thierreich werfen.

Buffon hat bereits im vorigen Jahrhundert mitgetheilt, daß zwischen Wolf und Hund, zwei von allen Zoologen als verschieden betrachteten Thierspecies, fruchtbare Bastarde (durch vier Generationen) erzielt werden können. Isidore Geoffroi St. Hilaire, welcher unter den Neuern wohl unstreitig die meisten derartigen Versuche ausgeführt hat, findet, daß zwischen Hund und Wolf oder Hund und Schakal mitunter — nicht immer gelingt es — Bastarde erzielt werden können, welche durch eine ganze Reihe von Generationen unter sich fortgepflanzt werden können. Schott hat im Thiergarten zu Schönbrunn Versuche mit Ziegen und Steinböcken ausgeführt, welche zu demselben Resultate führ-

ten; die neu gebildete Form pflanzte sich durch mehrere Geschlechter fort, allein die Descendenten schlugen in diesem Falle zuletzt (in der vierten Generation) in die eine Stammart, die Ziege, zurück. Ziege und Gemse bringen nach Tschudi gleichfalls eine fruchtbare Bastardform hervor. Das Schaf wird trotz seiner mannigfaltig wechselnden Formen in verschiedenen Racen und Ländern von den Zoologen fast allgemein für eine von der Ziege verschiedene Species angesehen; sie unterscheiden sich unter Andern durch das constante Vorkommen einer Klauendrüse bei der Ziege. Aber diese zwei Thiere vermischen sich unter Umständen vollkommen fruchtbar. Zwar sind die betreffenden Versuche sowohl in Paris als auch in neuester Zeit in Eldena (von Dr. Fürstenberg angestellt) total mißlungen, allein wir wissen, daß im Alterthum in Italien eine Mittelform zwischen beiden Thieren sehr allgemein gezüchtet wurde; und noch jetzt wird ein derartiger Bastard, wegen seiner zarten, seidigen Behaarung besonders geschätzt, nach authentischen Beobachtern in Peru häufig gezogen. Merkwürdigerweise tritt aber auch hier wieder der Fall ein, daß nach einer Reihe von Generationen der Bastard allmälig ausartet, d. h. in die Form einer der beiden Stammeltern zurückschlägt, so daß die Race durch neue Befruchtung mit Ziege oder Schaf wieder verjüngt und in die gewünschte Richtung zurückgeleitet werden muß. An die Menschenracen mag hier nur im Vorbeigehen erinnert werden, da es namentlich in Nordamerika — offenbar mit Rücksicht auf die Sclavereifrage — üblich geworden ist, auch diese als wirklich verschiedene Species zu betrachten. Zwischen Weißen und Negern wird ein Zwischenproduct erzeugt, welches in der Farbe und Gestalt zwischen beiden in der Regel in der Mitte steht. Allein es kommen auch Fälle vor, wo die Erbschaft nichts weniger als gleich vertheilt erscheint, indem der Descendent halb weiß, halb schwarz, ja wohl gescheckt und fleckig ist. — Ein wärmeres Klima scheint für die Fruchtbarkeit solcher Bastarde weit günstiger zu sein als das unsrige. Während bei uns das Product zwischen Esel und Pferd stets unfruchtbar ist, in Folge mangelhafter Ausbildung der Spermatozoen, eine Erscheinung, welche sich auch in verschiedenen Abstufungen bei den Bastarden der Gattung Fringilla, Columba u. s. w. unter den Vögeln wiederholt, und an das in der Regel unvollkommen ausgebildete und deshalb zur Befruchtung nicht taugliche Pollen (Blüthenstaub) der echten Pflanzenbastarde erinnert; so werden nach neuern zuverlässigen Nachrichten an einzelnen Orten Spaniens die Maulesel in besondern Gestüten seit lange unter sich fruchtbar fortgepflanzt. Zwischen dem Hasen und Kaninchen (Lepus timidus und cuniculus) ist vor nicht langer Zeit in Südfrankreich ein Bastard erzielt worden, welcher wegen der eigenthümlich zarten Beschaffenheit seines Fleisches besondern Beifall gefunden hat und ohne alle Schwierigkeit unter sich geschlechtlich fortgepflanzt werden kann. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei den Vögeln; so ist aus Anas cygnoides und Anser ein fruchtbarer Bastard erzielt worden. So (nach Bechstein) vom Stieglitz und Zeisig. Aehnlich bei Schmetterlingen. Bombyx cynthia und arrindia erzeugten nach Guérin-Méneville Bastarde, welche fruchtbar sich begatteten und Eier legten, aus welchen Raupen sich entwickelten. — Wie man sieht, sind es in der Regel nahe miteinander v e r w a n d t e Thiere, welche überhaupt Bastarde hervorbringen. Doch ist dieser Grundsatz keineswegs ein allgemein giltiger; und eben so wenig ist die Reciprocität in der Befruchtungsfähigkeit nach beiden Seiten hin gleich. Sageret hat einen Bastard vom Kohl und schwarzen Rettig (Brassica und Raphanus) gezogen; also aus zwei anscheinend sehr verschiedenen Gattungen, wenigstens nach der Form zu urtheilen, wie wir zu thun gewohnt sind. Es fragt sich freilich, ob diese Auffassung von verwandt oder fremd die einzig richtige ist; grade solche Beobachtungen berechtigen zu Zweifeln. Der Frosch scheint nach Allem der Kröte sehr nahe verwandt, eben so einzelne Arten der Gattung Cyprinus; aber sie begatten sich nicht mit fruchtbarem Erfolg, während Lota vulgaris nach Fraas mit Salmo fario, also einem Fisch sogar aus einer andern Gattung, Bastarde zu erzeugen vermögen. Gärtner zog Jahre lang eine Zwergform des Mais mit gelben Samen neben einer großen mit rothen Samen, ohne daß jemals Kreuzung vorgekommen wäre. Als er nun dreizehn Blüthen der einen Form mit dem Pollen der andern

Form künstlich befruchtete, gab es nur auf einem Kolben Samen (fünf Stück). Die hieraus erzogenen Mischlinge waren vollkommen fruchtbar. Hier also selbst innerhalb derselben Species schwierige Kreuzung und keine spontane Hybridation. — Kölreuter fand, daß Mirabilis jalapa leicht mit dem Pollen der longiflora befruchtet werden kann und ziemlich fruchtbare Bastarde liefert; aber zweihundert Versuche, durch acht Jahre fortgesetzt, waren außer Stande, die Mir. longiflora nun umgekehrt mit dem Pollen der Mir. jalapa zu befruchten. Nach der Auffassungsweise von Kölreuter müßte im obigen Falle das Schaf nicht als eine von der Ziege verschiedene Species betrachtet werden, sondern als eine bloße Varietät, und in der That haben einige namhafte Naturforscher geglaubt, sich diesem Schlusse nicht entziehen zu können. Kölreuter verfährt nämlich so: er paart zwei verschiedene Pflanzen, ohne danach zu fragen, ob die Botaniker sie auf Grund des bekannten natürlichen „Tactes" für Varietäten oder für wirkliche Arten ansehen; in dem Falle, wo die Descendenz bleibend fruchtbar sich fortpflanzt, erklärt er dieselben für Varietäten, im entgegengesetzten aber für Species.

Wir bewegen uns hier offenbar in einem Zirkelschluß, aus welchem herauszukommen bei erster Betrachtung ganz unmöglich scheint.

Wie verfahren die Botaniker bei der Aufstellung einer Species? —

Gesetzt, die gelbe Rose und die scharlachfarbige seien noch nicht entdeckt. Ein Botaniker findet an einer Stelle die gelbe, an einer andern, weit entfernt, die rothe. Er besucht im günstigen Falle Jahr für Jahr die beiden Pflanzenstöcke, findet sie in der Farbe der Blüthe constant und verschieden, während sie in jeder andern Beziehung völlig übereinstimmen; aber die Farbeverschiedenheit ist hier offenbar ein genügender Grund, sie zu trennen, er stellt demnach eine Rosa lutea und eine R. punicea auf. Ein Anderer findet dieselben Pflanzen wieder; er verpflanzt den Stock mit rothen Blüthen in seinen Garten; aus der gelegentlichen und oberflächlichen Beobachtung wird nun eine consequente und zuverlässige Ueberwachung. Jahre lang bleibt Alles beim Alten; aber plötzlich findet er an einem Zweige mit zahlreichen rothen Rosen eine einzelne **gelbe** Blume — und hiermit ist die angebliche Verschiedenheit der beiden „Species" in nichts zerfallen, und die Pflanze wird nun als Rosa lutea mit zwei durch wechselnde Blüthenfarbe ausgezeichneten „Varietäten" aufgeführt. Man hat gut sagen, der Botaniker solle sich nur an **wesentliche** Kennzeichen halten; wir wissen fast niemals, ob und inwiefern diese oder jene Form oder Bildung eines Organs für irgend welche Function einer Pflanze wirklich wesentlich ist oder nicht. Ob die Blätter verschiedener Eichenarten behaart oder kahl, ganzrandig oder gelappt sind, ist für unser Verständniß bezüglich der wesentlichen Bedeutung des Einen oder des Andern für das Gesammtleben dieser Pflanzen völlig gleichgiltig und gleich unergründlich auf dem jetzigen Stande unseres Wissens. Daher denn das willkürliche Verfahren der verschiedenen Botaniker. Für Einige ist es sogar genügend, wenn zwei sonst ganz identische Pflanzen in zwei weit getrennten Erdtheilen ohne Zwischenstationen vorkommen, dieselben bloß aus diesem rein geographischen Grunde für verschiedene Species zu halten. Nun gar bei den Brombeeren! Während Koch und neuerdings wieder der viel erfahrene Döll, welcher selbst früher eine große Anzahl von Species annahm, nur einige wenige Arten gelten lassen wollen, sind von Andern, Nees und Weihe, Wirtgen, Müller in Weißenburg, ferner in England und anderwärts dieselben in eine Masse von Arten zerspalten worden, deren Zahl sich jetzt wohl auf 200 belaufen mag; und das Uebelste ist, daß in der Regel jeder dieser Beobachter ganz und gar seinen eigenen Weg geht, unbekümmert darum, ob und wie seine Ansichten mit denen der andern harmoniren, oder in welcher Weise mindestens ein Theil seiner Species mit jenen seiner Vorgänger etwa zusammenfalle. Von zweckmäßigen Culturversuchen ist nirgends die Rede; und in der That können Culturversuche, wie wir bei dem in dieser Beziehung unermüdlich thätigen Jordan und bei F. Schultz sehen, hier auch in hundert Fällen gar nicht zu einem andern Resultate führen, wenn sie nicht auf eine ganz andere Weise, als bisher üblich war, ausgeführt werden. Man muß nämlich, das ist einleuchtend, die Zucht nicht ausführen mit der Absicht der **Erhaltung**, sondern mit der der **Zerstö-**

rung einer bestimmten Form; oder mit andern Worten, es muß an die Stelle einer Cultur im Groben eine reducirende Zucht mit Auswahl, natürlich aus Samen, treten. Es ist bekannt, daß die gefüllte Levkoje, der monströse Mohn, eine Capsella mit zehn statt sechs Staubgefäßen in den Gärten Jahr für Jahr aus Samen gezogen werden. Ist deshalb die gefüllte Levkoje, der monströse Mohn eine eigene, besondere Species? Consequenterweise sollte man dieses denken; aber man thut es nicht, und zwar aus guten Gründen. Man weiß nämlich, daß unter den Sämlingen stets eine gewisse Anzahl sich befindet, welche in die Normart zurückschlägt; und man erzielt keine constant gefüllte Levkoje trotz aller Bemühung, man erhält dieselbe nur dadurch am Leben, daß man die neu zu säenden Samen vorzugsweise von solchen Exemplaren der einfach blühenden Pflanze entnimmt, welche, inmitten zahlreicher gefüllter wachsend, durch besonders geformte oder gestellte Schoten ausgezeichnet oder mit einer gewissen allgemeinen Schwächlichkeit behaftet sind (s. Frauendorfer's Blätter 1862, Nr. 1, p. 2 und 18); und selbst diese Samen liefern neben den gefüllten immer eine gewisse Anzahl einfacher Pflanzen, zum großen Leidwesen der Blumisten. Würde man umgekehrt verfahren, wie dies denn für das vorliegende Problem ganz unerläßlich ist, würde man von den Samenpflanzen einer angeblichen Species dieses Ranges ausschließlich diejenigen Samen zur Weiterzucht auswählen, welche von den am meisten zum Rückschlagen in die Normart hinneigenden Exemplaren oder Zweigen entnommen sind; man würde im Verlaufe weniger Generationen die „neue Species" spurlos verschwinden sehen.

Aber auch der umgekehrte Fall kommt vor, und auch dieser kann nur mittelst der Zucht mit Auswahl im Sinne der Reduction geprüft und entschieden werden; nämlich die Aufstellung zu weniger und demnach allzu umfassender Species. Wir sehen diesen Fall bei den Gartenbohnen. Während zwar Martens über 100 Species unserer Gartenbohnen unterschieden hat, ist doch die große Mehrzahl der Botaniker darüber einstimmig, daß nur zwei fundamentale, genuine Arten, Phaseolus vulgaris und multiflorus anzunehmen seien. Nicht als ob man behaupten wollte, daß die relative Länge der Blüthentraube im Vergleich zur Größe des Blattes, welche bekanntlich zur Unterscheidung beider genannten Arten benutzt wird, deshalb den von Martens in den Vordergrund gestellten Unterschieden in der Farbe und Form der Samen vorzuziehen sei, weil etwa dies Kennzeichen ein wesentliches, jenes ein unwesentliches sei; denn darüber wissen wir nichts. Legen wir ja doch selbst dem Winden oder Nichtwinden des Stengels (bei der Buschbohne) keinen wesentlichen Werth bei, obgleich es scheinen möchte, daß es sich hier um einen für das Gesammtleben der Pflanze ungleich wichtigern Charakter handelte, als bezüglich der größern oder geringern Länge des Blüthenstieles. Nein, man hält dieses Kennzeichen für constant, jenes für inconstant, und dies gibt den Ausschlag. Nun finden wir aber bei einer ganz willkürlich ausgewählten Form von buntsamigen Bohnen (Phas. vulgaris L; Phas. sphaericus haematocarpus Savi, Martens), daß dieselbe wenigstens durch eine Reihe von sieben Generationen trotz einer aufmerksamen Zucht mit Auswahl in dem Sinne der Reduction, trotz der Anwendung der verschiedensten Bodenarten, Insolation, Standorte durchaus constant bleibt; und wir stehen danach nicht an, diese sogenannte Form vorbehaltlich weiterer Versuche für eine echte Species zu erklären. Eine Species nämlich ist in unserm Sinne ein Complex von einander ähnlichen Individuen, welche, von andern ähnlichen und allen übrigen durch irgend ein Kennzeichen constant unterscheidbar, bei fortgesetzter Zeugung diesen Charakter nicht verlieren, auch unter den verschiedensten Verhältnissen, Standorten, Klimaten, Culturmethoden dieses Kennzeichen nicht ablegen und darin keinen allmäligen Uebergang zu einer andern, wenn auch noch so ähnlichen, Form aufweisen. Von dieser Auffassungsweise ausgehend, ist es möglich, da, wo bisher subjective Willkür war, ein objectives Maß anzulegen und damit in die Bahn einer exacten Wissenschaft einzulenken. Will man aber (mit Alefeld) mit einem solchen Kennzeichen von beliebigem physiologischem Werthe sich nicht begnügen, verlangt man eine gewisse unbestimmbare Summe, oder ein gewisses unbestimmbares Gewicht derartiger Charaktere zur Bezeichnung und

Abgrenzung einer Species, so sind wir mit einem Sprunge wieder inmitten des willkürlichen individuellen Gutdünkens, aus welchem herauszutreten grade unsere Aufgabe war. — Leider stehen grade wir Deutsche in Bezug auf die Speciesbegriffe in recht üblem Rufe; und Harvey (der Algologe) scheut sich nicht, bei einer Gelegenheit bezüglich eines Landsmannes von uns zu sagen, seine Ansichten in dieser Hinsicht seien wonderfully sound for a German. — Eigentlich liegt eine derartige Grundansicht, nämlich der Charakter der Erblichkeit neben jenem der Unterscheidbarkeit, jedem Naturbeobachter schon im Gefühle; und bereits die jüdische Tradition spricht dieses deutlich genug aus, indem sie die jetzt lebenden, zueinandergehörigen Formen der Einzelwesen von gemeinsamen Eltern, von einem Paare u. s. w. ableitet, dieselben also ganz eigentlich für blutsverwandt erklärt. Blutsverwandtschaft, und zwar vorausgesetzte (denn an Beweisen durch Versuche fehlt es zur Zeit noch gar sehr), ist es demnach, welche im Hintergrunde liegt bei der Aufstellung des Begriffes Species in jedem einzelnen Falle. Es ist klar, daß hiermit der Weg angedeutet ist, in welchem weiterhin die Speciesfrage verfolgt und rein auf dem Wege des Versuchs, einschließlich einer vergleichenden Entwicklungsgeschichte, ihrer Lösung nähergeführt werden muß. Und diese Zeit wird kommen. Vor der Hand aber und in Ermanglung solcher Versuche (namentlich bezüglich der Pflanzen) mögen wir uns berechtigt halten, jede auffallend abweichende Form, zumal wenn das Vaterland ein wesentlich verschiedenes ist, einstweilen für eine Species zu erklären.

Ueberall, wo wir genauer mit den Objecten bekannt geworden sind, werden wir zu der Ueberzeugung gedrängt, daß es in der Natur wirklich und unzweifelhaft fest umschriebene Formenkreise oder Species gibt, welche ohne Uebergänge (wie sie Darwin vergeblich nachzuweisen suchte) durch ganze Erdperioden hindurch dauernd sich fortpflanzen. (Es mag hierbei an die so eminent constanten Hausthiere: Katze, Esel, Gans, Pfau, Perlhuhn erinnert werden, an denen alle Cultur keine bleibende Aenderung oder gar einen Uebergang hervorgebracht hat.) Die Dauer dieser specifisch unveränderten Existenz erstreckt sich jetzt bereits bei gewissen Korallen südlich von Florida nach den Berechnungen von Agassiz auf 30,000 Jahre. — Aber ein Anderes sind die Species unserer Bücher; und es wäre ein merkwürdiger Zufall in Betracht der bisherigen ganz willkürlichen Methode bei deren Aufstellung, welche eben nur den Werth eines Nothbehelfs, aber durchaus keine innere Berechtigung hat, wenn unsere Bücherspecies und die Naturspecies in einer größern Anzahl von Fällen zusammenträfen. Jetzt, wo die Speciesmacherei auf den höchsten Punkt der Uebertreibung gekommen ist, hat sie sich selbst ihr Grab gegraben; die Arbeit der nächsten Generationen wird diese einseitig überwucherte Richtung über die Seite schieben und ihre Documente als „schätzbares Material“ unbenutzt zu den Acten legen.

In der That hat die ganze Frage, so wichtig die Aufstellung echter Species für die Systematik sein mag, für alle andern Fragen der Botanik nur einen ganz untergeordneten Werth; und Laien und Anfänger irren sehr, wenn sie meinen, in Betracht der unerquicklichen und resultatlosen Debatten einiger Botaniker bezüglich dieses Punktes, über diese ganze Wissenschaft den Stab brechen zu dürfen. Für uns genügt es, eine beschriebene Pflanzenform nur sicher wiederkennen zu können, um daran alle Hauptprobleme des Pflanzenlebens, nämlich alle physiologischen Vorgänge, die anatomische Structur u. s. w. u. s. w. nach allen Richtungen und auf das Gründlichste zu behandeln und zu erschöpfen. Selbst wenn alle Namen der Pflanzen rein conventionelle wären, über welche sich eine Anzahl von Menschen verständigt hätten (was sie in diesem Sinne in der Regel aber keineswegs sind oder sein wollen); wenn wir dieselben bloß mit Nummern, anstatt nach Analogie der bürgerlichen Gesellschaft mit Namen bezeichneten, so würde dies auf den wesentlichsten Theil des botanischen Gesammtwissens nicht den mindesten Einfluß haben. Ja selbst für die statistische Pflanzengeographie würde dies ganz gleichgiltig sein, wenn nur die einzelnen aufgestellten Formen irgendwie immer sicher wiedererkannt werden können. Diejenigen allerdings, welche die Systematik für die Hauptaufgabe der botanischen Forschung halten, werden auch weiterhin danach streben müssen, die einzelnen Steine zu ihrem Gebäude wohl zu

prüfen und sorgfältig herzustellen, wenn das Gebäude nicht sehr bald lückenhaft werden und zusammenfallen soll. Und es scheint, als wenn in den hierdurch unabweisbar gebotenen Culturversuchen die Arbeiter auf diesem Gebiete eine weit erfolg- und segensreichere Aufgabe und Beschäftigung finden dürften, als in der endlos fortgesetzten Spaltung alter Species in ganz willkürliche neue in einer Ausdehnung, daß ihnen Niemand mehr folgen kann oder mag, und auf einem Gebiete, das, wie Mitteleuropa, wenigstens bezüglich der Phanerogamen im Großen und Ganzen gründlich durchforscht, ja erschöpft scheint; eine Arbeit, welche für viele Generationen den reichsten Stoff zu ergiebiger Thätigkeit liefern wird. Was gewisse Abtheilungen der Kryptogamen betrifft, so ist hier allerdings für jetzt und wohl für immer die Cultur mit Züchtung ausgeschlossen; oder wer möchte es unternehmen, die holzbewohnenden Sphärien und ähnliche kleine Schwämme solchen Experimenten zu unterwerfen? Hier tritt denn als Surrogat die (immer nur gelegentliche) Beobachtung in der freien Natur und an möglichst vielen verschiedenen Standorten in den Vordergrund, indem sie den — freilich nur negativen — Beweis zu liefern hat, daß Uebergänge einer präsumtiven Species in eine ähnlich scheinende nicht gefunden werden oder bisher wenigstens nicht gefunden worden sind. Und hiermit ist zugleich unsern Fortschritten in der systematischen Kenntniß dieser „niedern Gewächse“ eine unüberschreitbare Grenzlinie gesteckt; wie man sich denn überhaupt nicht oft genug sagen kann, daß unsere Classification immer nur von ganz vorübergehendem Werthe ist und stets nur als der ephemere Ausdruck einer beschränkten Zeitauffassung angesehen werden kann. Anders verhält es sich mit der Species; und wer eine solche erkennt und fest begründet, der hat einen Baustein für alle Zeit geliefert, einen Stein, welcher bei jedem neuen Umbau seine Stelle wieder einnehmen wird. Classis et ordo est sapientiae, species naturae opus, sagt Linné in seiner lapidaren Ausdrucksweise. —

Nach dem oben aufgestellten Kriterium können wir nicht umhin, das Schaf wie die Ziege, den Stieglitz und den Zeisig, jedes für eine besondere und genuine Species zu erklären. Und diese zwei Species sind, wie wir gesehen haben, im Stande, unter günstigen Umständen (unter der abwehrenden Obhut des Menschen) durch einige Generationen hindurch fruchtbare Bastarde zu liefern. Soweit wir bis jetzt wissen — an Culturversuchen fehlt es hier nicht — sind die Matthiola maderensis und incana, Calceolaria plantaginea und integrifolia und mehrere andere der erwähnten Pflanzen ebenfalls als echte, constante Species aufzufassen, welche, wie bei Zeisig und Stieglitz, ohne gegenseitige Befruchtung keine Annäherung, keine Mittelformen, keine wahren Uebergänge zueinander zeigen; und doch haben wir gesehen, daß auch diese ausnahmsweise fruchtbare Bastarde erzeugen können, allerdings nur unter den günstigsten Verhältnissen, nämlich unter der schützenden und bewachenden Aufsicht des Menschen. — Eine bloße Varietät dagegen ist wesentlich unconstant, bei Pflanzen wie bei Thieren. Die weißen Schafe der andalusischen Race werden in Spanien alle getödtet; doch erscheinen jährlich immer einige weiße unter den schwarzen Lämmern wieder. Die Varietät der Seidenraupe mit weißen Cocons liefert immer einige Exemplare, welche gelbe Cocons bilden. Racen aber sind eben Varietäten, welche mit einiger Sicherheit wenigstens unter Einhaltung eines ganz bestimmten Verfahrens und unter ganz beschränkten Verhältnissen fortgepflanzt werden können, während dieselben bei einem Reductionsversuche im oben angedeuteten Sinne, oder sich selbst überlassen und verwildernd (was dasselbe Resultat hat), sehr bald abzuschwanken und zurückzuschlagen anfangen. In diesem Falle befinden sich unter unsern Culturpflanzen unter Anderm der Winterweizen, die gelbe Rübe, die Kohlarten u. s. w.

In manchen Fällen scheint allerdings der Proceß des Rückschlagens der Racen nur langsam vor sich zu gehen. Verwilderte Pfirsiche sind noch mit oder ohne anhaftendem Fleisch (am Stein), wie die in den Gärten, und schmecken süß (in den Cevennen); während die wilden sauer und herb sind. Die Rebensorte Gutedel (Chasselas) ist auch verwildernd und durch Selbstaussaat constant; aber durch wie viele Generationen, darüber ist nichts be-

kannt, und bei der Langlebigkeit dieser Pflanze sind derartige Versuche, durch halbe Jahrhunderte fortzusetzen, nicht sehr einladend. Dasselbe gilt bezüglich mancher anderer Obstsorten (Racen). Nach Sageret sind bei Selbstaussaat (relativ) constant: die Reine claude, Perdrigon blanc, Sainte Cathérine, Damas rouge, die Pfirsiche Passégres des Cevennes, Tullins du Dauphiné. Verwilderte Schweine werden in der Descendenz allmälig ganz schwarz, sonst den wilden ähnlich. Wilde Hunde (in Südamerika) lassen noch Spuren ihrer Ahnenrace erkennen.

Wenden wir uns hiernach zu der Frage, warum in der freien Natur die Bastarde echter Arten trotz der so ganz passiven Natur der Pflanzen und trotz dem höchst activen Eingreifen des Windes, der Bienen und anderer Insecten bei der Befruchtung, nicht häufiger sind, warum dieselben auf dem Wege geschlechtlicher Fortpflanzung sich nicht zahlreicher vermehren und allmälig Platz greifen, so liegt in Obigem schon zum Theil der Schlüssel zur Beantwortung.

Die Ursachen nämlich, weshalb die Bastarde nicht stabil werden und Platz greifend sich eindrängen, trotzdem, daß manche derselben durch sechs bis zehn Generationen (nach Gärtner) künstlich fortgepflanzt werden können, wenn auch mit abnehmender Fruchtbarkeit, liegen in Folgendem. Erstlich sind, wie erwähnt, in der großen Mehrzahl der Fälle die Bastarde zweier Species ohne Weiteres unfruchtbar, indem gewöhnlich der Blüthenstaub, bisweilen auch die Narbe nicht in normaler Weise ausgebildet sind. Es erinnert dies an die Erfahrungen, welche man bezüglich der Froscheier nach der Befruchtung mit dem Sperma der Kröten, sowie bei verschiedenen Fischen gemacht hat. Man fand, daß zwar die ersten Anfänge einer Embryobildung eintraten, daß aber die Weiterbildung schon auf einer niedern, übrigens verschieden entfernten Stufe stehen blieb; zum Zeichen, daß der Impuls zwar gewirkt hatte, aber nicht kräftig genug, um die ganze typische Richtung in der Organisation durch alle Stufen bis zu Ende durchzuführen. Ferner schlagen die Bastarde, im Falle sie fruchtbar sind, in vielen Fällen ganz von selbst in eine oder die andere Stammart zurück. Ein Beispiel mag hier genügen. Naudin zog fruchtbare Bastarde aus Datura Stramonium (mit stachliger Kapsel) und Datura laevis (mit glatter Kapsel). In der Regel sind diese der Stramonium ähnlicher als der laevis. Einige Stöcke aber wichen hiervon ab, indem sie weiterhin Früchte zu bilden anfingen, welche halb oder dreiviertel Stramonium, der Rest laevis waren (ohne Stacheln); noch später kamen an denselben Stöcken Früchte zum Vorschein, welche rein laevis waren. (Er erinnert dabei an den räthselhaften Oranger bizarrerie, welcher bald Citronen, bald Orangen hervorbringe.) Der Descendent aus Datura Tatula und Stramonium befruchtete sich selbst, fiel aber schon in der zweiten Generation in Tatula zurück. Naudin beobachtete bei einer hybriden Primel, daß dieselbe schon nach der zweiten Generation zurückschlug, und zwar in zwei Verzweigungen, die eine nach der väterlichen Seite, die andere nach der mütterlichen.

Ein weiterer Grund des Ausgehens der Bastarde liegt in der beschränkten Inzucht (close interbreeding). Alle Thierzüchter haben bemerkt, daß eine künstlich erzeugte Form um so leichter wieder verschwindet, als man bei der Zucht auf wenigere Exemplare sich beschränkt. Finden wir doch beim Menschen dieselbe Erscheinung, wie bei den bekannten übeln Folgen der Vermischung in beschränktem Kreise, zum Beispiel bei Blutsverwandten, sich stets gezeigt hat. Die Progenies wird decrepid, die Individuen werden schwächlich, wenn nicht durch Herbeiziehung von kräftigern Individuen, wozu ein größerer Kreis natürlich mehr Gelegenheit gibt, von Zeit zu Zeit die „Rasse aufgefrischt" wird. Genau dasselbe wiederholt sich im Pflanzenreiche.

Endlich und hauptsächlich wirkt nichts so nachtheilig auf die Vermehrung fruchtbarer Bastarde, als der Umstand, daß dieselben, sich selbst überlassen und ohne die abwehrende Obhut des Menschen, von Anfang an stets in der Minorität sind, so daß also die Wahrscheinlichkeit einer Seitenbefruchtung mit dem einen oder dem andern der Elternstämme außerordentlich groß und zunehmend in der Steigerung begriffen ist. Alle Versuche aber, von Kölreuter bis auf den heutigen Tag, haben übereinstimmend gezeigt, daß jeder fruchtbare Bastard, sei es nun zwischen zwei verschiedenen Species oder auch nur Varietäten, durch mehrmals wiederholte Kreuzung mit einer der beiden Stammarten innerhalb ganz weniger Gene-

rationen jedesmal und sicher in diese zurückgeführt wird.

In diesen einfachen Gesetzen erkennen wir demnach den Grund, warum nicht im Laufe der Zeiten alle Formen der Pflanzenwelt chaotisch und wirr durcheinanderlaufen und verschmelzen; das Fundament, auf welchem der reichgegliederte Bau der lebendigen Natur ruht; wir finden in ihnen den Schlüssel der Reinerhaltung der Species, welche schon deshalb nur rein und formbegrenzt gedacht werden können, weil eine jede Species der zu Fleisch gewordene Ausdruck einer bestimmten und genau abgegrenzten Summe von äußern Existenzbedingungen ist. Denn es ist einleuchtend, daß ohne eine solche scharfe Abgrenzung ein fortwährendes nicht nur, sondern auch ein erfolgreiches Uebergreifen stattfinden würde, welches an der Stelle einer lebendigen, beweglichen Harmonie, eines reichen Nebeneinanderlebens zahlreicher Geschöpfe, in einen Vertilgungskrieg umschlagen würde, welcher in kurzer Zeit das Verschwinden unzähliger Lebensformen herbeiführen müßte.

Was aber schließlich die angebliche Entdeckung und Beschreibung der zahllosen spontanen Hybriden in den letzten Jahrzehnten betrifft, so haben dieselben, so lange sie nicht aus den Stammeltern künstlich erzeugt, also durch den Culturversuch nachgewiesen sind, grade so wenig oder grade so viel Werth, als die zahlreichen angeblichen neuen Species einiger Autoren, das heißt, sie gehören bis dahin in den Bereich des individuellen Gutdünkens.

Aus den Urwäldern Borneo's.

Von Fr. Steger.

II.

Der Herrscher von Bruni nennt sich Sultan und fürchtet sich trotz dieses stolzen Titels gewaltig vor dem Stamm der Kajans. Bei Spenser's Besuch herrschte große Freude über einen Sieg, den man gegen diese Feinde erfochten hatte. Ein malayisches „Heer“ war auf einen Schwarm Kajans gestoßen. In seinen Reihen war eine bedenkliche Stimmung eingetreten und schon laut davon die Rede gewesen, daß ein schleuniger Rückzug von der Klugheit geboten sei, als der Anführer den glücklichen Gedanken gehabt hatte, seine einzige Drehbasse richten und abfeuern zu lassen. Der Schuß geht los und trifft zufälliger Weise, worauf die Kajans insgesammt die Flucht ergreifen.

Wo sie kein grobes Geschütz gegen sich haben, beweisen die Kajans eine größere Ausdauer. Einst hatten sie es auf ein Dorf abgesehen, das ausnahmsweise von einem starken Pfahlwerk umgeben war. In diesen Ort flüchten drei Männer, von Kajans gefolgt, und finden gastliche Aufnahme. Man bietet ihnen eine Wohnung in einem der großen Häuser an, aber auf ihre Bitten erlaubt man ihnen, sich an der einen Seite der Schanzpfähle eine Hütte zu erbauen. Nach längerer Zeit bleibt einer von ihnen auffallend lange im Walde. Das erregt Verdacht und man stellt ihn zur Rede, allein er entschuldigt sich damit, daß er sich auf der Jagd verirrt habe. In der nächsten Nacht erwachen die Einwohner von einem lauten Kriegsgeschrei. Die Kajans sind mitten im Pfahlwerke, in das sie durch die Hütte der drei Flüchtlinge Eingang gefunden haben. Diese waren mit ihnen im Einverständniß und hatten die Pfähle der Verschanzung heimlich durchgesägt. Das Dorf wurde erstürmt, und unter den Todten waren auch die drei Verräther. Die Kajans hatten beim Ueberzählen der feindlichen Köpfe die erwartete Zahl nicht gefunden, und da jene drei zu einem andern Stamme gehörten, so mußten ihre Köpfe die Beute vermehren helfen.

Die Landdajaks sind friedlicherer Natur. Sie unterliegen vielen Erpressungen der Malayenhäuptlinge, deren Herrschaft sie sich unterworfen haben. Einer dieser Häuptlinge hatte die Gewohnheit angenommen, einem Stamm Waaren aufzuzwingen, deren Preise er selbst bestimmte. Hörte er, daß seine Kunden einmal mit Privaten gehandelt hatten, so schickte er ihnen mehr Waaren und vervierfachte die Preise. Diesen Erpressungen, welche die Dajaks nie zu irgend einem Wohlstande kommen ließen, hat Sir James Brooke ein Ende gemacht, so weit sein Einfluß reicht. Eine traurige Folge des frühern Zustandes erkennt man daran, daß man in den Dörfern wenig junge Mädchen im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren sieht. Vor Brooke's Herr-

schaft über Savarak wurden alle irgend hübschen Kinder weiblichen Geschlechts geraubt und an die Malayen verkauft. Seit Jahren ist Sicherheit eingetreten, und die Dörfer wimmeln nun von Mädchen unter zehn Jahren.

Die Tracht dieser Dajaks ist eine äußerst einfache. Die Männer tragen nichts als einen Streifen baumwollenen Zeugs rings um die Schenkel, eine Jacke und eine Kopfbedeckung, die zuweilen aus Rinde verfertigt wird und etwas phantastisch aussieht. Ihr Schmuck besteht in kupfernen Ringen, Halsbändern von Perlen oder auch von Zähnen der Tigerkatze und in sehr hübsch geflochtenen und schwarz gefärbten Rattanringen. Die Frauen tragen einen kurzen Rock, der von den Hüften bis zu den Knien reicht, eine Jacke und ringsum den Leib einen eng anschließenden Gürtel von Rinde oder Bambus, der oft 10 Zoll breit ist und durch Kupferdraht oder Rattans zusammengehalten wird. In der Regel sind die Männer höflicher als die Frauen, welche Letztere sich durch eine größere Lebhaftigkeit, einen kräftigeren Bau und einen kühneren Gesichtsausdruck auszeichnen. Sie heirathen sehr jung und haben gewöhnlich eine für Asiatinnen starke Familie, fünf bis sechs Kinder. Die Jahre von sechs bis sechzehn sind ihre besten, später beginnen sie zu welken. Auffallend ist der melancholische Zug, den man bei allen Ständen und bei beiden Geschlechtern wahrnimmt.

Eigenthümlich ist die Weise, wie unter den Dajaks Verlobungen entstehen. Hat ein junger Mann einem jungen Mädchen Aufmerksamkeiten bewiesen, das heißt hat er ihr im Felde geholfen, ihr Lasten Holz nach Hause getragen und ihr kleine Geschenke gemacht, so glaubt er sich berechtigt, eines Abends, wenn die Familie schläft, den Riegel der Hausthür leise wegzuschieben und auf den Zehen in's Zimmer der Geliebten zu schleichen. Steht sie auf, nachdem er sie durch eine sanfte Berührung geweckt hat, und setzt sie sich neben ihn, um mit ihm eine tüchtige Portion Siribblätter und Betelnüsse, die er mitgebracht hat, zu verzehren, so ist seine Werbung angenommen. Sagt sie aber: „Sei so gut und zünde die Lampe an!“ so hat er einen Korb in bester Form bekommen. Sind die beiden jungen Leute einig, so darf der Liebhaber seine Besuche fortsetzen, und die Eltern stellen sich, als merkten sie nichts. Billigen sie aber die Wahl ihrer Tochter nicht, so machen sie dieser so lange Vorstellungen, bis sie das verhängnißvolle Wort spricht: „Zünde die Lampe an!“ womit die Liebschaft ihr Ende erreicht hat.

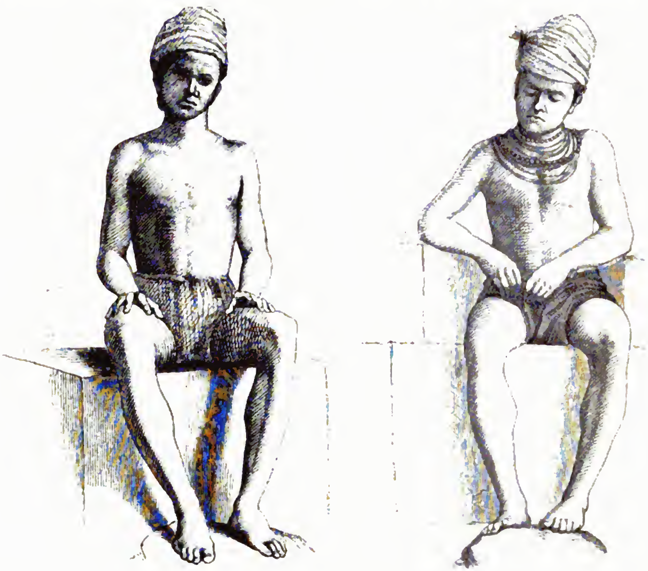
Die Landdajaks gehen eben so leicht und häufig auf Ehescheidungen ein wie die Seedajaks. Sie sehen in der Ehe ein bloßes Geschäft, von dem man zurücktritt, sobald es aufhört vortheilhaft zu sein. Diese geschäftliche Auffassung verräth sich auch darin, daß der betrogene Ehemann seiner Frau häufig vergibt, wenn der Liebhaber ihm eine Geldstrafe erlegt. Zwölf Rupien sind der festgesetzte Preis. Begeht der Ehemann eine Untreue, so ist die beleidigte Frau berechtigt, von ihrer Nebenbuhlerin acht Rupien zu fordern. Viele Ehescheidungen kommen auch aus Gründen vor, in denen keine Schuld eines der beiden Theile liegt. Hört ein eben verheirathetes Paar in der Nähe des Hauses Nachts einen Hirsch oder eine Gazelle schreien, so muß es sich sofort trennen, wenn nicht der Mann oder die Frau sterben soll. Große Schmerzen pflegen bei solchen Scheidungen, die aus Aberglauben erfolgen, nicht zu entstehen. Ein Glaubensbote besuchte einmal einen Mann, der sich vor drei Tagen verheirathet hatte, und fand ihn in einer neuen Hütte allein. „Was machst Du hier und wo ist Deine junge Frau?“ fragte er. „Ich habe keine Frau, wir haben uns heute Morgen getrennt, weil gestern Nacht der Hirsch geschrien hat.“ — „Empfindest Du keinen Kummer darüber?“ — „Großen Kummer.“ — „Aber was machst Du mit dem Kupferdraht dort?“ — „Einen Gürtel für ein junges Mädchen, das ich gern heirathen möchte.“

Diese Furcht vor bösen Geistern, die das Glück der Menschen zu stören suchen, scheint die Hauptgrundlage des Glaubens der Dajaks zu sein. Außer ihr nimmt man an ihnen nichts Religiöses wahr, als die Beobachtung vieler Gebräuche. Spenser glaubt jedoch Beweise gefunden zu haben, daß sie an Gott und die Unsterblichkeit glauben. Nach seiner Darstellung scheint eine Volksreligion bestanden zu haben, die durch Berührungen mit Hindus und Buddhisten Veränderungen erlitten hat. An die Götterlehre der Hindus erinnert der Abschen der Dajaks vor dem Fleisch von Kühen und Ochsen, die am Ganges bekannt-

lich heilig sind. Rein buddhistisch ist die Vorstellung der Dajaks von einer Seelenwanderung, die mit einem Zustande so hoher Seligkeit endet, daß der Fromme ganz in sie aufgeht. Aus der ursprünglichen Volksreligion stammt der Gebrauch des Tabus, dem man auf allen Südseeinseln begegnet. Was für Tabu erklärt ist, sei es ein Ort oder eine Sache, darf von Niemand betreten oder berührt werden.

vom Meere entfernen?" fragte er. „Ihr Engländer wohnt auch weit von uns und doch sehen wir Euch hier."

Reist man zu Lande, so muß man die Ströme auf Hängebrücken überschreiten. Diese bestehen aus Bambusstämmen, die man fest miteinander verbindet und auf beiden Ufern an Bäumen befestigt. Um dem Ganzen etwas mehr Halt zu geben, verbindet man die Brücke durch kleinere Bambusstämme mit



Landdajaks.

Unter den Landdajaks zu reisen, hat seine Beschwerden und seine Gefahren. Fährt man auf den Flüssen, so hat man mit Stromschnellen zu kämpfen, von denen manches Bot umgeworfen wird. In einem solchen Falle kann man von Haifischen gefressen werden, die ziemlich tief im Innern und weit oberhalb der Schnellen vorkommen. Wenigstens behaupten das die Eingeborenen und die Sache scheint ihre Richtigkeit zu haben, obgleich der Haifisch sonst nicht weiter geht, als bis zu dem letzten Punkte, wohin die Fluth reicht. Ein Eingeborener erklärte diese Ausnahme von der Regel auf eine etwas boshafte Weise. „Weshalb soll sich der Haifisch nicht weit

den am weitesten hervortretenden Zweigen der Bäume und gibt ihr auf beiden Seiten ein Geländer. Ein solcher Uebergang, der nicht selten hoch über dem Strome schwebt, sieht sehr luftig aus, und weiß man, daß die Eingeborenen um Ausbesserungen sich wenig kümmern, so wird man diese Brücken immer mit einiger Besorgniß betreten.

Unter den Landschaften des Innern und eben so der Küste, wo die Berge dicht an dieselbe herantreten, gibt es wahrhaft prächtige. Der Kalkstein, welcher vorherrscht, bildet viele senkrechte Felsabhänge und ausgezackte Klippen. Um diese pittoresken Berge schlingt der reichste Pflanzenwuchs seine Kränze und selbst die schroffsten Klip-



Landschaft im Gebiete der Landdajaks

pen sind selten kahl, da in jeder noch so kleinen Spalte ein Baum seine Wurzeln treibt. Wilde Bergströme mit krystallhellem Wasser und vielen Fällen vermehren die landschaftlichen Reize, und selbst das Innere der Erde bietet dem Reisenden durch prachtvolle Höhlen mit schneeweißen Wänden und interessanten Tropfsteinbildungen

Entschädigung für seine Mühe. In diesen Höhlen nisten Tausende der Schwalben, deren eßbare Nester auf dem chinesischen Markte begierige Käufer finden.

Eine der Gegenden des Dajaklandes stellt vorstehendes Bild dar. Es ist von einem Punkte in der Nähe eines Landhauses aufgenommen, welches Brooke bei Sirahanbau besitzt. Der Berg im Mittelpunkte des Bildes ist der Santubong, die Berge in der Ferne gehören zu der Matangkette. In dieser Gegend wachsen die größten Durianbäume, welche auf der Insel vorkommen. Sie erreichen einen Umfang von 10 Fuß im Durchmesser und eine Höhe von 120 Fuß. Die Früchte, die eine stachelige Schale gleich der Kastanie haben, sind oft 1 Fuß lang und haben einen Durchmesser von 8 Zoll. Wenn sie reif geworden sind, darf man bei starkem Winde nicht unter die Bäume gehen, weil die niederfallenden Früchte schwere Verletzungen erzeugen. Hinsichtlich ihres Geschmacks gehen die Meinungen auf eine unerklärliche Weise auseinander. Das weiße oder gelbe Fleisch, welches im Innern die fünf bis sechs Reihen von Samenkörnern umschließt, gilt Vielen für das Wohlschmeckendste, was es auf Erden gibt, während Andere den Geruch und Geschmack mit Rahm vergleichen, der stark mit Zwiebelsaft vermischt ist.

Wenn der Europäer in Borneo vor diesen und überhaupt vor allen Früchten sich hüten muß, so soll er eine andere Erfrischung, das Flußbad, um so eifriger aufsuchen. Kann man nach einem Marsche, bei dem man bis auf die Haut naß geworden ist, ein kaltes Bad nehmen und hinterher trockene Kleider anlegen, so ist man vor Krankheiten sicher. Spenser vernachlässigte diese Vorsichtsmaßregeln einige Male, und stets war ein starker Fieberanfall die Folge. Er erklärt die köstlichen Bäder, welche die kalten Gebirgsflüsse gewähren, allein der Mühe werth, eine Reise im Innern zu unternehmen; man glaube nicht, wie man sich erfrischt und gekräftigt fühle, wenn man sich in die krystallhelle Fluth getaucht habe. Von einer natürlichen Grotte, in der er längere Zeit badete, war er entzückt, bis sich plötzlich ein unangenehmer Gast einstellte, nämlich ein 15 Zoll langer Blutegel.

Das große Ziel, dem Spenser in Borneo zustrebte, war die Ersteigung des Berges Kina Balu. Er gilt für den höchsten nicht bloß auf Borneo, sondern auf dieser ganzen asiatischen Inselwelt. Vorher hatte bloß ein Europäer den Gipfel erreicht, der englische Beamte Low, der übrigens nicht bis auf die höchste Klippenspitze gelangt war. Den bequemsten Zugang zum Berge gewährt der Fluß Tampasuck, an dessen Mündung Bajus wohnen. Sie sind ein eingeborener Stamm, der besonders Fischerei treibt, und von der Nipapalme noch größern Nutzen zieht. Von diesem Baume ist fast Alles zu benutzen: aus der Asche der Wurzel bereitet man Salz, aus den Blattstengeln wird ein grober Zucker gekocht, das Blatt liefert die Bedachung der Häuser und die Matten, die man in die Zimmer legt, in das feinere innere Blatt rollt man Cigarren, und so ließen sich noch ein Dutzend andere Verwendungen der Nipapalme nennen. Wo sie wächst, findet man immer tiefes Wasser, während Mangelbäume auf Untiefen aufmerksam machen. Das Nipasalz, das sie gewinnen, tauschen die Bajus gegen Taback und Reis an die weiter landeinwärts wohnenden Stämme aus, jenen Taback und ihre eigenen Fische verhandeln sie an die Malayen. Sie sind Mohamedaner und verrathen in der Beobachtung der äußern Gebräuche, in der ihre ganze Religion besteht, einen großen Eifer. An sie grenzen die Idran an, deren Land man durchreisen muß, wenn man den Kina Balu besuchen will.

Den ersten Anblick des berühmten Berges hatte Spenser schon vom untern Tampasuck, und diese Ansicht ist es, welche auf nachstehendem Bilde wiedergegeben wird.

Vorboten des Gebirges begegnet man bereits in der Nähe des Meeres. Es sind Granitblöcke, die vom Kina Balu heruntergestürzt und vom Wasser nach und nach fortgeschwemmt worden sind. Der Regen spielt in Borneo unter den Naturkräften die wichtigste Rolle. Nach einem schweren Gewitter schwellen die Bergströme an manchen Punkten in wenigen Stunden um 50 Fuß an und erlangen eine so furchtbare Gewalt, daß sie schwere Felsblöcke spielend mit sich nehmen.

Die Bajus und die Idran haben vom Kina Balu eine Menge Sagen. Auf seinem Gipfel wächst der Lagundibaum, dessen Frucht dem, welcher sie ißt, eine ewige Jugend und ein unendlich langes Leben ver-

leiht. Auf demselben Gipfel findet man einen großen Diamant, der leider von einem wilden Drachen bewacht wird. Wenn die Sonne scheint, glänzen einige Theile des Berges, an denen der Granit bloßliegt, und funkeln fast. Nach den Eingeborenen liegen dort Haufen von Diamanten, die aber von bösen Geistern fortgetragen werden, wenn ein Mensch näher kommt. Die Todten der Idran haben alle den Kina Balu zum Wohnsitz und nähren sich von einer Moosart, die zwischen den Klippen und Felsspalten wächst. Ihre Büffel folgen ihnen nach und diesen dient eine besondere Grasart des Berges zur Nahrung. In jeder Spur, die eine Bergziege oder ein Hirsch hinterläßt, erkennen die Idran den Auftritt eines gespenstischen Büffels.

Wenn ein Europäer einen solchen Berg ersteigen will, so kann er bloß Gold oder Edelsteine holen wollen. Von dieser Ansicht geleitet, stellten die Idran, die sich als Führer anboten, den englischen Reisenden unverschämte Forderungen. Sie schienen sogar zur Gewalt geneigt zu sein, aber als sie sahen, daß die Engländer verschiedene Büchsen und Revolver hatten, begnügten sie sich mit einem Führerlohn von 40 Ellen grauem Shirting.

Ein Wasserfall von mehr denn 15 Fuß Höhe, ein zweiter Staubbach, dessen Wasser unten in lauter Nebel sich auflöst, kündigte die Wunder des Berges an. Das Steigen wurde von vorn herein schwer, da es immer steil auf- und abwärts geht und der Weg, der an den Hängen hinläuft, oft nur einen Fuß breit ist. Man konnte nur eine kurze Tagereise machen, und zwar um so mehr, als die Führer Abends eine Hütte bauen und mit einem erhöhten Fußboden versehen mußten, damit die feuchte moosige Erde Niemand schade. Am Tage hatte der Thermometer 15 Grad Reaumur angezeigt, in der Nacht fiel er auf 13 Grad. Am andern Morgen zeigte sich eine neue und eigenthümliche Erschwerung des Marsches. Der Wald, dessen Bäume mit Moos förmlich beladen sind, hat auf dieser Stelle keinen Schutz vor dem Südwestmonsun. Dieser Wind weht mit so furchtbarer Gewalt, daß er die Bäume fast ganz zu Boden drückt und zuweilen kaum so viel Platz bleibt, daß man unter ihnen durchkriechen kann. Unter den Pflanzen sind die Nepenthen oder Krugpflanzen die schönsten und merkwürdigsten. Die große, prächtige und wohlriechende Blüthe hat bald die Form eines Kruges, bald gleicht sie einem Wiener Meerschaumkopfe. Rhododendren mit weißen, rothen und fleischfarbenen Blumen bilden ganze Dickichte.

Wolken, die vom Berggipfel niederrollten, zwangen Spenser, an diesem zweiten Tage früh Nachtlager zu machen. Eine Höhle in einem großen Granitblocke nahm ihn und seine Gefährten auf, schützte aber gegen den kalten Wind nur wenig. In der Nacht fiel das Thermometer fast bis auf + 1 Grad Reaumur und alle Büsche und Bäume in der Nähe waren mit Reif bekleidet. Der Weg führte von der Höhle zuerst durch ein Rhododendrongebüsch, auf das dichtes Krüppelholz folgte, welches den selten benutzten Pfad fast unsichtbar machte. Zwischen den Felsen wuchs noch hie und da Gebüsch, aber auch dieses verschwand größtentheils und machte dem nackten Granit Platz. Ein Blick nach oben bot eine nicht grade ermuthigende Ansicht: ein steiler Granitberg stieg bis zu 3000 Fuß an und endete in einer Klippenreihe, über die eine runde Masse, die Südspitze des Kina Balu, hinwegblickte. An einigen Stellen rieselten kleine Bäche über den Granit und an besonders geschützten Stellen zeigten sich Gebüsche. Nicht selten waren die Felsen in einem Winkel von fast 40 Grad geneigt, so daß Spenser die Schuhe nicht anzubehalten wagte. Er machte den Weg in wollenen Strümpfen und als diese zerrissen, barfuß.

Der Gipfel des Berges ist eine schöne Terrasse von einer halben englischen Meile Länge, deren Abhänge auf beiden Seiten einen Winkel von 30 Grad haben. Die Endpunkte werden von der Südspitze und von einer mächtigen Cyklopenmauer gebildet. Diese Südspitze läßt sich nur kriechend erreichen und hat oben bloß einen Umfang von 3 Fuß. Als Spenser auf dieser höchsten Fläche sich niedersetzte, war die Kurzathmigkeit, an der er den ganzen Tag gelitten hatte, plötzlich verschwunden. Es war ihm, als ob er schwimme, und er glaubte fliegen zu können. Die Aussicht war nicht so ungeheuer, als Spenser sie erwartet hatte, denn mehrere 1000 Fuß unter ihm zogen endlose Wolkenmassen, die nur zuweilen zerrissen und ein Stück Meer, einen Fluß, Thäler und Berge sichtbar



Der Kina Balu, vom Tampasuk gesehen.

werden ließen. Unter den Bergspitzen, die über das Wolkenmeer hervorragten, war eine, die noch höher als der Kina Balu zu sein schien. Weit im Osten dämmerte der Gipfel des Tilongs, der von Manchen für den höchsten Berg auf Borneo gehalt[illegible] wird.

Nach diesem ersten Besuche erstieg Spe[illegible]ser den Kina Balu noch einmal. Er ka[illegible] jetzt von der Seite des Pinokokthales [illegible]



Der Kina Balu, vom Pinokokthal aus.

hatte also eine andere Ansicht des Berges, als bei der ersten Reise.

Eine weiße Wolke in Form eines Turbans, deren Ränder die Sonne vergoldete, hüllte die meisten der höchsten Spitzen ein, während die untergehende Sonne jeden andern Theil des Berges deutlich sichtbar machte. Eine Ausnahme bildeten die dunkeln Seitenthäler, in denen der Dahombang und der Pinokok entspringen, und

selbst in diesen strahlte eine Reihe von Wasserfällen die Strahlen der Sonne mitten aus einem schattigen Dunkel heraus zurück. Der große Abgrund des Kina Balu, an dem eine Bergwand fast 5000 Fuß tief senkrecht niedergeht, war vollständig zu überblicken. Als Spenser diese überraschend schöne Aussicht noch bewunderte, erschien ein doppelter Regenbogen und bildete, indem er sich über dem Berge scheinbar wölbte, einen glänzenden Rahmen des Gemäldes. Dann erhob sich der Wind und trieb Wolken am Himmel empor, welche vor den Berg und den Regenbogen einen Vorhang zogen.

Die Ersteigung des Berges erfolgte auf demselben Wege, wie beim ersten Besuche. Hatten damals Wolken die Aussicht vom Gipfel verhüllt, so war jetzt das schönste Wetter, und nur hie und da zogen Rauchwolken, die von gefällten und in Brand gesteckten Wäldern herrührten, einen Schleier über einzelne Theile der Landschaft. Auf der einen Seite ließ sich der südliche und der südöstliche Theil von Borneo weit überblicken. Im Vordergrunde zeigten sich Grasebenen, mit vielen Dörfern besetzt, auf welche Bergketten und hohe Gipfel folgten. Unter den Flüssen, die sich in den Thälern zeigten, war einer, der sich in den See Kina Balu ergießen soll. Dieser See scheint wirklich zu existiren, aber nicht oben auf dem Berge, sondern unten im Lande. Alle Eingeborenen sprachen von ihm und mehrere erboten sich zu Führern. Spenser konnte jedoch die Reise nicht unternehmen, weil er sonst die zweite, Besteigung des Berges Kina Balu hätte aufgeben müssen. Der See wird als groß geschildert, so daß man, wenn man an dem einen Ufer stehe, das entgegengesetzte Ufer nicht sehen könne. Auf der andern Seite umfaßte die Aussicht die ganze Küstenlinie bis zur Insel Labuan, die sich in duftiger Ferne undeutlich zeigte. Die einzelnen Buchten zeichneten sich vollkommen deutlich ab, und einige von ihnen, die von Bergen umgeben sind, sahen in dieser Entfernung wie Landseen aus.

Unglücklicherweise trat ein Unwetter ein, welches genaue Beobachtungen mit Hilfe der mitgenommenen Instrumente verhinderte. Spenser hat daher die eigentliche Höhe des Berges nicht feststellen können, und wir sind noch immer auf Sir Edward Belchers trigonometrische Messung angewiesen, nach welcher der Kina Balu 13,698 Fuß hoch ist. Der Gipfel besteht aus Syenit-Granit, der an vielen Stellen so aussieht, als ob er geschichtet sei. Höchste Spitzen gibt es zehn, die in einer Linie von Osten nach Westen laufen, worauf eine Terrasse folgt, deren Ende die Südspitze einnimmt. An einigen dieser Spitzen kann man wahrnehmen, wie sehr sie durch atmosphärische Einflüsse zersetzt sind. Ueberall sieht man Trümmerhaufen, die durch heruntergestürzte Felsblöcke entstanden sind, und an einem Punkte hat man den Anblick einer Cyklopenmauer, deren Steine wie von Menschenhand ineinander gefügt sind. Die Natur hat hier aber gearbeitet und das Gefüge durch Zersetzung der weichern Theile der Felsen hervorgerufen. 3000 Fuß unter dem Gipfel hört der Pflanzenwuchs auf, doch ist dies nicht dem Einfluß der Kälte, sondern dem des Windes zuzuschreiben. An Stellen, die vor dem Winde Schutz haben, wachsen blühende Sträucher bis zu der Basis der höchsten Spitzen aufwärts. Daß es oben in der kalten Jahreszeit friert, unterliegt keinem Zweifel. Reif, nassen Schnee und Schlossen erlebte Spenser auf dem Berge.

Das Hinabsteigen war dieses Mal höchst mühsam und gefährlich. Der Wind warf dem Reisenden Hagel und Schnee in's Gesicht, und Bäche, die im Augenblick entstanden waren, strömten in jeder Richtung über die glatte Oberfläche des Granits. Durch diese Bäche zu gehen, erforderte die höchste Vorsicht, denn der Boden war hier so glatt wie geschliffenes Glas. Einer der gefährlichsten Bäche hätte gar nicht überschritten werden können, wenn es nicht einem der Führer gelungen wäre, eine rauhere Vertiefung zu finden, in die man die Füße setzen konnte. Mehrere Leute stürzten, aber ein Unglück kam nicht vor. So lange das Unwetter dauerte, waren die Eingeborenen höchst niedergeschlagen, doch kaum hatte es nachgelassen, so suchten sie in den Höhlungen des Granits nach Stücken von durchsichtigem Quarz, welche hier vorkommen. Die Malayendamen kaufen diese Stücke gern und lassen sie in Ringe einfassen. Wahrscheinlich hat der durchsichtige Quarz zu der Sage Veranlassung gegeben, daß der Kina Balu an Diamanten reich sei.

Der schönste Schmuck der Abhänge des

Berges sind die verschiedenen Arten der Krugpflanzen oder Nepenthen. Einige derselben wachsen auf Bäumen, andere sind Wasserpflanzen. Ihre krugförmigen Blüthen kommen in den verschiedensten Farben vor und haben zum Theil eine bedeutende Größe. Einer der Eingeborenen benutzte eine solche Blume als Wasserkrug, und es fand sich, daß sie vier Pinten faßte. Sie hatte 19 Zoll im Umfange. Die schönste Nepenthe, die nach Brooke benannt worden ist, hat Blätter von 18 Zoll Länge und Blattstiele, die so dick wie ein Daumen und 8 Zoll breit sind. Die Oeffnung ihrer Blüthe hat 2 Zoll im Durchmesser und die Blume selbst ist 1 englischen Fuß lang. Bei andern Arten sind die Größenverhältnisse noch bedeutender, wie schon daraus hervorgeht, daß man in einer Blume eine ertrunkene Ratte fand. Es war eine Bergratte, die von den Eingeborenen für einen Leckerbissen gehalten und eifrig gejagt wird, während die Hausratte für sie keinen Werth hat.

Wenn die Arbeiten Brooke's so weit beendet sind, daß England von diesem Theil der Insel Besitz ergreifen kann, so werden am Kina Balu Gesundheitsstationen entstehen. Die Luft ist hier kühl und gesund, fruchtbare Ländereien finden sich in genügender Menge, und die völlige Unterwerfung der Eingeborenen kann keine Schwierigkeiten machen. Alle Stämme dieser Gegenden gebieten zusammen über 5000 waffenfähige Männer, und eine solche Streitmacht ist für Europäer um so weniger zu fürchten, als diese Stämme im Gebrauch der Waffen nicht sehr erfahren sind und keinen großen Muth zu besitzen scheinen. Auch ihre Neigung, sich jeder Autorität blindlings zu unterwerfen, ist ein günstiges Moment. Spenser erzählt ein Beispiel, wie weit dieser Gehorsam geht. Ein malayischer Fürst floh vor seinen Feinden in der Hauptstadt und begab sich auf eine Besitzung, die er auf diesem Theil der Küste hatte. Der Aelteste des Dorfs war ihm als Vasall Gehorsam schuldig und versprach ihm noch ausdrücklich, daß er ihn beschützen werde. Nach einigen Tagen kam aber ein Befehl des Sultans, den Fürsten hinzurichten, und dieser höhern Weisung den Gehorsam zu verweigern, kam dem Aeltesten nicht in den Sinn. Er theilte sein Geheimniß drei Verwandten mit und warb sie als Gehilfen an. Es war keine leichte Aufgabe, den Fürsten zu verhaften, da er ein starker und tapferer Mann war und stets seinen Bruder bei sich hatte. Badete oder schlief der Eine, so hielt der Andere mit gezogenem Kris Wache. Geduldig wartete der Dorfälteste auf eine günstige Gelegenheit und leistete inzwischen dem Fürsten Vasallendienste, indem er ihm Nahrung brachte, Gänge für ihn verrichtete und ihm die Kleider hielt, wenn er badete. Die drei Verwandten waren immer in nächster Nähe und saßen in der ehrfurchtsvollsten Haltung auf Matten. Am zehnten Tage stand der Fürst am Ufer und sah seinem Bruder zu, der im Meere badete. Er rief nach Feuer, und der Dorfälteste brachte ihm ein großes Scheit Holz, an dem nur ein kleines Stückchen glühender Kohle war, an der der Fürst seine Cigarre anstecken sollte. Da ihm das nicht gelang, so legte er den Kris nieder und nahm das Scheit selbst in die Hand. In demselben Augenblicke schlang der Dorfälteste seine Arme um ihn und warf ihn zu Boden, während die drei Verwandten den badenden Bruder verhinderten, zu seinen Waffen zu eilen. Wenige Minuten später war der verrathene Fürst hinter dem Hause des Aeltesten enthauptet und begraben.

An dieser Küste haben früher blutige Tragödien gespielt. Die Seeräuber unternahmen hier häufige Landungen und raubten Alles, dessen sie habhaft werden konnten, namentlich die jungen Mädchen. Die gemeinschaftlichen Anstrengungen der Spanier, Holländer und Engländer haben diesem Unwesen ziemlich ein Ziel gesetzt. Die Engländer pflegen gegen ihre Verbündeten ungerecht zu sein, doch ist es darum nicht weniger gewiß, daß sie von denselben eine sehr werthvolle Beihilfe erhalten und daß selbst die Spanier, denen man früher allerdings eine grobe Nachlässigkeit vorwerfen konnte, in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht haben. Die Spanier sind es, welche die Seeräuber von den Inseln Tongkil und Babiguini im Suluarchipel vertrieben haben. Diese Inseln sind niedrig und rings von Mangelsümpfen umgeben, aber hinter diesen waren furchtbare Pfahlwerke errichtet, in denen die Seeräuber einen verzweifelten Widerstand leisteten. Bei dem Angriff auf eine dieser Inseln verloren die Spanier 150 Mann

und wurden dreimal zurückgeschlagen. Erst als die Officiere beim vierten Sturm sich an die Spitze stellten, gelangte man in das Innere des Pfahlwerks und hatte nun einen fürchterlichen Anblick. Die Seeräuber stachen ihre Frauen und Kinder nieder, damit keiner ihrer Angehörigen sie überlebe. Als man ihnen Quartier versprach, ergaben sie sich.

Die Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt hat den Europäern eine solche Ueberlegenheit verschafft, daß die Seeräuberei als besiegt, wenn auch noch nicht als ausgerottet zu betrachten ist. In diesem Theil von Borneo wirkt Labuan als Vogelscheuche. Die Seeräuber, die noch existiren, machen einen weiten Bogen um die Insel herum, da sie nie sicher sein können, ob nicht englische Kriegsschiffe dort ankern.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Körper und Geist. Betrachtungen über den menschlichen Organismus und sein Verhältniß zur Welt in physiologischer, pathologischer und kosmologischer Beziehung. Von Dr. Hermann Scheffler. Braunschweig, George Westermann.

Ein originelles Buch, auf welches wir die Aufmerksamkeit des Publicums lenken müssen. Dasselbe betrachtet zunächst den menschlichen Organismus in Bezug auf seine physiologischen Functionen vom allgemeinen Standpunkte der Naturforschung und führt uns die Grundgesetze vor, auf welchen die wesentlichen materiellen und geistigen Thätigkeiten beruhen. Es finden sich darin eigenthümliche Betrachtungen und Ideen, unter Anderem über die verschiedenen Functionen des Gehirns und die begleitenden Processe, über den Schlaf, den Traum und mehreres Andere. Namentlich dürften aber die Anschauungen über das Wesen und die Gesetze der Reaction von besonderer Wichtigkeit sein, da sie namentlich im dritten Abschnitte eine beachtenswerthe Anwendung auf die Principien der Heilkunde, besonders der Homöopathie, finden. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem Wesen der Krankheit, den verschiedenen Krankheitserscheinungen und den Krankheit erzeugenden Agentien. Im dritten Abschnitte spricht der Verfasser seine Ansichten über die Principien der Heilung und die Erhaltung der Gesundheit aus. Mediciner und Naturforscher werden diesen Abschnitt mit gleichem Interesse lesen wie jeder wissenschaftlich Gebildete. Auf die allgemeinen Betrachtungen über die Heilkraft der Natur und die Aufgabe der Medicin folgt eine Discussion der Principien der beiden wichtigsten medicinischen Schulen. Die Principien der Homöopathie erhalten eine, wie uns dünkt, neue und beachtenswerthe naturwissenschaftliche Begründung, welche sich auf das vorerwähnte Gesetz der Reaction stützt. Daneben werden die Irrthümer dieser Schule präcisirt und nachgewiesen. Wichtig für die Wissenschaft wie für das Leben dürfte das Resultat sein, daß Allopathie und Homöopathie keineswegs wie unversöhnliche feindliche Brüder erscheinen, vielmehr eine Vereinigung nicht bloß zulassen, sondern sogar erfordern. Die diätetischen Regeln dieses Abschnittes werden einen großen Leserkreis, sowohl Gesunde wie Kranke, namentlich Schwache interessiren. Der vierte Abschnitt geht auf das Verhältniß des Menschen zur Welt ein. Derselbe beginnt mit den Grundkräften und Grundgesetzen der Materie, und mit den einfachen Erscheinungen, welche sich daraus ergeben, erhebt sich sodann zu den zusammengesetzten Erscheinungen in den drei Naturreichen und den höheren Entwicklungen, insbesondere zu dem Wesen und den Eigenschaften des menschlichen Geistes, charakterisirt die wichtigsten Acte des Naturlebens, die Schöpfungs- und Entwicklungsperioden, und gelangt endlich zu den obersten Aufgaben der Naturforschung, der Philosophie und der Theologie. Insbesondere sind die letzten Betrachtungen dem Wesen von Gott und der Welt, den Vorstellungen von Ewigkeit, Unendlichkeit und Unsterblichkeit, von Weltzweck und Bestimmung und ähnlichen kosmologischen Ideen gewidmet. Die Auffassung ist in mehrfacher Hinsicht eine eigenthümliche. Sie verdient Beachtung eben so sehr vom Naturforscher wie vom Philosophen, der gelegentlich manche philosophische Ideen, z. B. die kosmologischen Betrachtungen von Kant bekämpft findet, wie endlich vom Theologen, welcher bei unparteiischer Beurtheilung die Versöhnung des Gefühls mit dem Verstande mit lebhafter Freude begrüßen wird, wiewohl die Orthodoxie vergeblich nach einer Stütze für ihre Nebelbilder suchen wird. — Das Buch ist angehaucht vom Odem der Freiheit; es wird getragen vom Zeitgeiste und kann demnach der rationellen Denker angelegentlich empfohlen werden.



Die Leute aus dem Walde,

ihre Sterne, Wege und Schicksale.

Ein Roman von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

Siebentes Capitel.

Auf dem Observatorium des Sternsehers Heinrich Ulex. Fräulein Juliane von Poppen hat eine Entdeckung gemacht.

An die Thür des Astronomen Heinrich Ulex klopfte Friedrich Fiebiger, der Polizeischreiber. Trotzdem es nicht leicht denkbar war, daß ein irgend Unbekannter zu dieser Zeit der Nacht sich hierher störend verlieren könne, war die Pforte doch doppelt und dreifach verriegelt und öffnete sich auch nicht so leicht, wie die Thür zum Polizeibureau Nummer Dreizehn, oder irgend eine andere vielgebrauchte Thür. Sie öffnete sich mit Gekreisch und schloß sich mit Geknarr. Der Mann, welcher den Riegel weggeschoben hatte, sah fast aus wie der Zauberer im Märchen, — ein echter Gelehrter im langen grauen Schlafrock, graubärtig und grauhaarig. Er nickte dem Eintretenden freundlich, aber kurz zu und schritt schnell zu einem Teleskop zurück, welches gegen den Nachthimmel, der allmälig ziemlich klar geworden war, und an dem nur noch dann und wann eine schnelle Wolke hinjagte, gerichtet war. Unbekümmert darum, ließ sich der Schreiber in der Nähe des kleinen Kachelofens in einem Lehnstuhl nieder und sah dem Forscher gleichmüthig zu; ein Fremder würde sich jedenfalls verwundert in dem Gemach umgesehen haben. Mit Büchern und Instrumenten war es vollgestopft, wie das Studirzimmer des Faust. Merkwürdigkeiten aus allen Naturreichen, Globen, astronomische Geräthschaften waren überall hingestopft, wo Raum war und auch nicht war, und schienen es darauf abgesehen zu haben, den Unvorsichtigen überall zum Stolpern zu bringen. Auf dem grünbehangenen schwerfälligen Tische neben der Lampe, unter ungeheuern Haufen beschriebenen Papieres stand ein zierliches Kunstwerk des achtzehnten Jahrhunderts, eine sogenannte Sphära armillaris, das Copernicanische Weltsystem kunstreich und ganz vortrefflich darstellend. An der Wand hing eine genaue Abbildung der mensa Isiaca neben einem schönen Bildnisse Kepler's. Des Jesuiten Kaspar Schott's Magia naturalis von 1657 lag auf einem Seitentischchen neben Hegel's Naturphilosophie, und Vanini's de admirandis Naturae Reginae, Deaeque Mortalium arcanis libri IV neben Kant's Kritik der reinen Vernunft, Jordani Bruno's Spaccio della bestia trionfante neben Schelling's Buch über die Weltseele.

Eine geraume Zeit blickte der Sternseher, der Erdenwelt vollständig entzogen, durch

sein Rohr, bis er sich endlich mit einem befriedigten Seufzer gegen den späten Besucher umwandte.

„Eine sehr schöne Constellation, Fritz. Beinahe hätte die Wolke, die jetzt dort zieht, mich ihren Gipfelpunkt verlieren lassen. O die Wolken und die Mauern! Es ist ein Leiden, da hat mir dort südwärts wieder ein Mensch ein Stockwerk auf sein Haus gesetzt und mir meinen herrlichen Fomahand geraubt, der Barbar, — grad am Maul des mittägigen Fisches. Der Globus aerostaticus ist auch schon fort mit den Schenkeln des Wassermanns. Wie lange wird's dauern, so verliere ich auch den Scheat, den Markab, den Algenib — den ganzen Pegasus. Sie rammen die Gerüste schon ein. Wahrlich, da möchte man wohl Bellerophon sein, um dieses Ungeheuer von aufschwellender Stadt, dieses chimärische Unthier von Mörtel, Ziegel, Elend und Essenqualm niederzureiten in den Schmutz, aus dem es entstanden ist. Das ganze Firmament noch wird es mir dunkel und gierig verdecken. Ach, meine schönen Sterne! Immer höher muß man steigen, je mehr das Irdische andringt. Uebrigens freue ich mich, Fritz, daß Du noch gekommen bist; in jetziger Jahreszeit muß man auf jeden klaren Augenblick achten und ihn benutzen. Sieh her, ich will — o weh — da sind die Wolken wieder! Ach meine schönen Sterne!"

„Laß die Sterne, sie werden in einer andern Nacht um so heller scheinen: ich habe Dir etwas Anderes mitzutheilen, welches auch Dich angeht; denn auf Dich habe ich in mehr als einer Hinsicht dabei gerechnet!"

„Nun?"

„Ich will mich verändern!"

Der Sternseher sah den Schreiber höchst verwundert an:

„Du — Du — willst Dich verändern — jetzt noch? — heirathen, Du — o Fritz, Fritz!"

Lachend schlug Fiebiger mit beiden Händen auf die Kniee:

„Sehr gut! ausgezeichnet! Na, beruhige Dich, mein Alter; ganz so schlimm habe ich es doch nicht mit mir im Sinn. In anderer Art will ich mich verändern —"

„Ausziehen?!"

Der Schreiber schüttelte den Kopf:

„Auch das nicht; ich liebe die Musikantengasse und die hintere Aussicht auf diesen wackligen närrischen Giebel und diesen Tubus, Heinz. Ich bin mit der Laterne umhergegangen, habe gesucht und endlich den jungen Taugenichts gefunden, den ich adoptiren will. 'S ist ein Landsmann aus dem Winzelwalde, Heinrich Ulex; 's ist ein Poppenhagener."

„Also das ist's; gottlob!" seufzte der Astronom. „Erzähle mir mehr davon. Es ist ein wichtiger Schritt; hast Du vorher auch nach den Sternen gesehen, Fritz?"

Der Schreiber zuckte die Achseln:

„So gut wie möglich. Wer kann ihnen aber völlig trauen? Sicherlich nicht ein Polizeischreiber, der bald sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiert."

„Erzähle!" sagte Ulex.

Friedrich Fiebiger gab nun Bericht über Robert Wolf; gab an, wie er zuerst mit dem Knaben in Berührung gekommen sei; wie er sich bemüht habe, den Charakter desselben bis in die kleinsten Einzelheiten zu erkunden, und was er gefunden. Dann erzählte er von den Vorgängen im Centralpolizeihause, und wie er zuletzt in das Geschick Robert's eingegriffen habe.

Während der ausführlichen Mittheilungen des Freundes schüttelte der Astronom öfters den Kopf; noch öfters neigte er ihn aber auch billigend, und als Fiebiger endlich seine Erzählung beendet hatte, sagte er:

„Hundertundfünfzig Jahre früher wäre ich statt eines Sternguckers ein Sterndeuter gewesen, und Du, Fritz, wärest zu mir gekommen, um das Horoskop Deines Schützlings stellen zu lassen. Wir Beide hätten dann der großen Kunst im Guten wie im Bösen vertraut, und Alles wäre in Ordnung gewesen. Heute liest man nicht mehr der Menschen Fatum aus den Sternen. Die gehen droben ruhig ihren ewigen Weg: wir irren unruhig hinieden, hin- und hergetrieben wie Blätter im Winde, unsern kurzen Pfad. Wahrlich, man sehnt sich oft nach der Zeit der Astrologie zurück, man wagt nur nicht, es sich und Andern zu gestehen. Uebrigens will ich Dich nicht tadeln, Fritz, weil Du handeltest, wie Dein Herz und Wunsch Dich trieb. Der Eine schiebt, je älter er wird, desto mehr Riegel zwischen sich und die Welt; der Andere öffnet ihr, je älter er wird, desto weiter Thür und Thor. Jeder sieht und empfindet den Sonnenuntergang auf verschiedene Weise;

denn Jeder hat den Morgen, Mittag und Nachmittag auf eine andere Art hingebracht, hat andere Freuden, hat andere Leiden genossen und erduldet, und trägt deshalb eine andere Stimmung in die letzte Stunde des Tages. Du hast vielleicht ein kluges Werk gethan, Fritz; ich will Dir das beste Glück dazu wünschen. Morgen magst Du mir Deinen Schützling zeigen; wir wollen sehen, was daraus zu machen ist."

„Du willst mir also helfen, ihn zu einem echten tüchtigen Menschen zu bilden?" fragte der Schreiber.

Der Sternseher seufzte lächelnd:

„Da haben wir es! Was helfen mir nun wieder alle meine Riegel? Ach, meine stillen Sterne!"

„Willst Du mir helfen, den Knaben zu erziehen?"

„Kann ich das schöne Mädchen ihm aus Sinn und Seele jagen? Latein und Griechisch will ich ihm beibringen; aber die Leidenschaft aus ihm zu treiben, ist Eure Sache, Ihr Kinder dieser Welt. Mit den Leidenschaften habe ich nichts mehr zu thun, seit ich mich den Sternen ergeben habe."

„Bah, es würde ein hübsches Leben in der Welt werden, wenn wir die Leidenschaft hinauspeitschten, Ulex. Es ist doch besser, wir verstecken uns nicht Alle in einem solchen Giebel, wie Du, Heinrich. Was würde aus diesem Erdball werden? Ein vergessener Käse, der im Küchenschrank zerfließt. Was für eine vita aequivoca würde daraus entstehen — brr! Vivant homunculi — quanti sunt! Ich hoffe, der Weltgeist braucht noch lange nicht auf ein Sparendchen gesteckt zu werden."

Es klopfte wieder an der Thür, und Heinrich Ulex fuhr empor; ein heller Schein fuhr über sein Gesicht, als er ungemein schnell öffnete. Der Schreiber rieb die Hände, nickte grinsend und murmelte:

„O Philosophie der Entsagung; armer Heinrich."

In das Erkerzimmer des Sternsehers trat Juliane von Poppen; eine merkwürdige Gruppe bildeten die drei alten Leute in dem merkwürdigen Gemache.

Das Freifräulein trat ziemlich erregt ein, sie brachte aus der Gesellschaft des Banquiers Wienand eine Entdeckung mit, welche für den Polizeischreiber und dessen Schützling von der größten Wichtigkeit sein mußte. Gleich von Anfang an hatte der junge Deutschamerikaner, welchen der Hauptmann von Faber einführte, ihr höchstes Interesse erregt, und dieses Interesse schien auf der andern Seite ebenfalls vorhanden zu sein; denn Herr Warner wandte sich im Verlauf der Unterhaltung bei Weitem am meisten an das Freifräulein, und so konnte es nicht fehlen, daß das Gespräch sich bald ziemlich zwischen ihnen abspann, und die Andern zu Zuhörern wurden, welche nur dann und wann ein Wort einfließen ließen.

Wie es ebenfalls nicht anders sein konnte, kreuzte das Gespräch bald die „große Pfütze," das Atlantische Meer, wobei jedoch mehr die Poesie der See, ihr Leuchten, ihre wilden und milden Stimmungen, als der Jammer der Seekrankheit berührt wurden. Vom Meere glitt die Unterhaltung hin und her über das unermeßliche Gebiet der großen Republik, und Fredy Warner zeigte sich wohlbewandert in den Antinomien derselben, und sprach über Sclavenhalter und Abolitionisten, über Natives, Knownothings, Teatotaller, Locofocos, Republikaner und Demokraten mit dem kühlen Blick des philosophischen Beobachters, der sowohl Sam Slick wie Martin Chuzzlewit gelesen hatte. Aus dem Congreßsaal zu Washington glitt das Gespräch leicht durch einen Quadronenball zu New-Orleans, um sich in die feierlichen Schatten des jungfräulichen Urwaldes zu verlieren, und was man so oft in mehr oder weniger gelungenen Schilderungen, in Sealsfield oder Cooper gelesen hatte, mußte erblassen vor dem lebendigen Wort. Der Erzähler hatte selbst Alles durchgemacht, war von Indianern verfolgt, von Mosquitos zerstochen worden und brachte auf das große Theater zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean so viel individuelle Züge, daß das Freifräulein und Helene Wienand lauschten, wie einst die Damen von Venedig dem unsträflichen Aethiopier, dem rodomontirenden wollhaarigen Feldherrn. Wie aber war es gekommen, daß die Unterhaltung sich aus den Urwäldern der Republik in den von einer hohen königlichen Forstverwaltung löblich cultivirten Winzelwald versetzt fand? Daran hatte das Fräulein von Poppen allein Schuld. Das alte Fräulein, immer noch beschäftigt mit der Geschichte Robert Wolf's, heftete immer schärfere, forschendere Augen auf den jungen Amerikaner. Es waren demselben einzelne Andeutungen ent-

fallen, welche vermuthen ließen, daß der Winzelwald ihm gar nicht unbekannt sei, und hoch hatte Juliane aufgehorcht. Sonst gegen Fremde nicht sehr zur Mittheilung ihrer Gefühle geneigt, wurde sie mit einem Mal ganz lebendig; ließ sich zuerst in eine Charakterschilderung der Berge und Wälder ihrer Heimath ein; sprach dann eingehend über das Dorf Poppenhagen und den Poppenhof und erwähnte zuletzt, aus dem Dunkel ihrer Divanecke scharf nach dem Amerikaner hinüberlugend, die Forsthütte zum Eulenbruch. Immer nachdenklicher und träumerischer war Mr. Fredy Warner geworden; als aber das Freifräulein den Eulenbruch und die Familie Wolf erwähnte, schien er mit seiner Yankeeselbstbeherrschung zu Ende zu sein, und es war die höchste Zeit, daß Juliane von Poppen diesen Gesprächsstoff fallen ließ. Freundlich nickte sie dem Amerikaner zu und erhob sich, um Helene Wienand zu Bett zu schicken und selbst die Gesellschaft des Banquiers zu verlassen. Man nahm Abschied voneinander, und auch der Amerikaner nahm Hut und Mantel und begleitete das Freifräulein die Treppe hinunter. Sie traten zusammen vor die Thür, und hier beugte sich der junge Fremde auf die Hand der alten Dame, küßte sie und sagte:

„Sie kennen meinen Namen, — Sie wissen, was meinem armen Bruder geschehen ist. Darf ich Sie bitten, das Geheimniß Fredy Warner's zu bewahren?"

Das Freifräulein lächelte gutmüthig:

„Ich bin keine Plaudertasche, seien Sie unbesorgt, Herr — Herr Warner."

In diesem Augenblick wollte ein junger Herr in einem Pelzüberrock vor der Thür des Banquiers vorbeischreiten, hielt aber an und rief mit etwas näselnder Stimme:

„Ah, ma tante, — und auch Herr Warner! Gnädige Tante, ich habe das Vergnügen, Ihnen den angenehmsten Abend zu wünschen."

„Kennen Sie meinen Neffen, Herr Warner?" fragte das Freifräulein verwundert.

„Ich habe die Ehre," sagte der Amerikaner, sich verbeugend.

„Nehmen Sie sich in Acht; er besitzt das Talent, sich und Andere lächerlich zu machen. Bösherzig ist er nicht, aber albern. Wir sind ein Geschlecht im Niedergang, Herr Warner."

Der Amerikaner verbeugte sich, Leon von Poppen lachte.

Das Freifräulein stieß ihren Krückstock auf den Boden und rief:

„Sie lachen, Leon; aber andere Leute lachen noch lauter. Es ist nicht angenehm, Herr Warner, unter dem Gelächter einer ganzen Nation zu Grabe zu gehen."

Damit ließ sie die beiden jungen Leute stehen und humpelte in die Nacht hinein. Sie bedurfte nie eines Wagens; überall boten sich ihr hilfreiche Hände bei Tag und Nacht, auf allen ihren Wegen. Sie brachte ihre Entdeckung zu dem Giebel des Sternsehers; noch einmal ließ sie sich daselbst von dem Polizeischreiber genau die Geschichte Robert Wolf's erzählen; dann sagte sie:

„Gut gemacht, Friedrich Fiebiger. Haltet Euch an die Jugend, so werdet Ihr selbst jung bleiben. Uebrigens beginnen die Verwicklungen für Sie bereits, Fiebiger!"

„Wie so, Fräulein Juliane?"

„Ihr Schützling hat einen Bruder, welcher vor Jahren in die weite Welt ging. Er ist zurückgekommen — dem Anschein nach ganz ein Gentleman. Heute Abend habe ich ihn bei dem Banquier Wienand getroffen. Er nennt sich Warner — ein hübscher Mann."

Der Schreiber faltete kläglich-komisch die Hände und rief:

„Und die Polizei, ohne deren Wissen kein Haar vom Kopfe fallen darf, weiß nichts davon! Der Bursch hat unter andern Bürgerpflichten auch seine Militärpflicht versäumt — vier Jahre Einsperrung. Aber das ist in der That eine merkwürdige Nachricht! Es lebe die Caprice des Schicksals!"

„Was willst Du nun thun, Fritz?" fragte der Astronom.

„Das Vernünftigste," antwortete der Schreiber, „den morgenden Tag abwarten."

Keiner von den drei Leuten auf dem Observatorium des Sternsehers ahnte, daß in diesem Augenblick bereits diese Verwicklung sich ohne ihr Zuthun löste. Keiner von ihnen hatte an den Lebensfäden, die sich hier verschlangen, mitgesponnen.

Die Freunde trennten sich bald. Der Schreiber begleitete das Fräulein von Poppen zu ihrer Wohnung, kehrte dann nach der Musikantengasse zurück und fand Robert Wolf noch immer im unruhigen Schlummer. Als er mit der Lampe vor sein Lager trat, fuhr der Knabe erschreckt

auf und starrte seinen Beschützer wild an. Der Schreiber drückte ihn sanft wieder nieder und sagte:

„Liege still, mein Junge, wir wollen schon darüber wegkommen.“

Achtes Capitel.

Herr Leon von Poppen wundert sich ganz ungemein.

„Wundern Sie sich nicht zu sehr über das, was Sie eben vernahmen, cher ami,“ sagte vor der Thür des Banquiers Wienand Leon von Poppen zu dem Amerikaner, nachdem das Freifräulein sich entfernt hatte. „Meine Mama und meine gnädige Tante leben auf dem Kriegsfuße, wie zwei Ihrer indianischen Stämme. Scalpiren werden Sie sich freilich nicht, denn Sie tragen Beide falsche Locken — von meiner Mama weiß ich es genau und von ma tante glaube ich es sicher. Zwischen einer wohlbeleibten Douairiere und dieser dürren alten Jungfer tänzele ich mit gestopfter Friedenspfeife hin und her, kann sie aber durchaus nicht anbringen — ungeheuer gute Schule für einen angehenden Diplomaten, eh?! Freut mich übrigens ungemein, Sie getroffen zu haben, cher. Soll ich Sie jetzt der Krone der Schöpfung, meiner schönen Herrin, meinem wilden Waldvogel vorstellen? Parbleu, kommen Sie, ich will Ihnen meine jungfräuliche Teufelin zeigen, und Sie sollen mir als Unparteiischer sagen, ob ich nicht Recht habe, mich für solch ein Wesen dem Gespött und Gelächter des ganzen diplomatischen Corps, der ganzen Garde — messieurs von der Linie nicht erwähnt — auszusetzen. Kommen Sie, wir werden noch grade rechtzeitig zum Dessert kommen, und Sie werden das schönste Mädchen der Stadt, Eva Dornbluth, sehen.

„Führen Sie mich,“ sagte der Amerikaner, und der Baron konnte den Ausdruck seines Gesichtes für Lächeln nehmen, obgleich Friedrich Warner nicht lächelte. „Sie sollen mir ein guter Führer sein,“ sagte Fredy ein wenig grimmig.

Hell waren die Fenster Eva Dornbluth's erleuchtet, und schon auf der Treppe, welche in das dritte Stockwerk des Hauses in der Lilienstraße Nummer Zwölf führte, vernahmen die späten Besucher Lachen und fröhliche Stimmen in lautester Unterhaltung, und der Baron von Poppen sagte mit komisch-ärgerlichem Achselzucken:

„Hören Sie, Liebster, es ist unglaublich, mit welcher rapiden Schnelligkeit und Sicherheit sich jedes beliebige Weib auf die höchsten Spitzen der Cultur erhebt. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Schönheit, welche ich Ihnen jetzt zeigen werde, vor kaum nennenswerther Zeit ein linkisches Bauermädchen in einem kleinen Waldnest, dem abscheulichsten Aufenthaltsort unter der Sonne, war. Wir besitzen daselbst ein Gut, wenn die Last der Hypothekenschulden es nicht in diesem Augenblick bereits in den Sumpf, aus welchem es aufgeschossen ist, wieder herabgedrückt hat. Mir gebührt wohl zumeist der Ruhm, diese holde Blüthe, Eva Dornbluth, in ihr rechtes Erdreich versetzt zu haben. Diable, wenn ich nur auch die Schmetterlinge und Hummeln von ihr fernhalten könnte. Hören Sie nur, welch ein Gesumm! Wie viele Insecten mögen meine Centifolie jetzt wieder mit gespitzten Saugrüsseln umschnurren. Bah — entrons. Ich bin's, cara mia; Du wirst auch immer hübscher, Kleine.“

Die letzten Worte waren an eine junge rothbäckige Magd, welche den beiden Herren entgegenkam, gerichtet; sie knixte, aber die Schmeichelworte des Barons schienen nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen, und einer thätlichen Liebkosung entzog sie sich auf gar nicht duldsame Weise. Durch ein Vorzimmer traten der Baron und der Amerikaner in das Gemach, aus welchem der Lärm der Unterhaltung ihnen so heiter entgegenschallte. Fredy Warner hatte die Oberzähne auf die Unterlippe gesetzt; aber der sorglose junge Diplomat Leon von Poppen glaubte ihn in der gemüthlichsten Stimmung von der Welt. Eine Fluth von Licht schlug ihnen hinter den dunkelblauen Portieren entgegen. An einer Tafel, welche mit den Trümmern eines reichen Nachtisches bedeckt war, saß inmitten einer ziemlich exaltirten Gesellschaft junger Herren der höhern Stände und junger Damen vom Theater und der Oper die schöne Eva, die Herrin des Festes. Mehrere der männlichen Gäste hatten ebenfalls erst vor Kurzem den Salon des Banquiers Wienand mit dem Eva's vertauscht, und schienen sich hier bedeutend weniger zu langweilen.

„Schöne Seelen treffen sich,“ rief der

Eine derselben lachend dem Amerikaner entgegen, indem er den Kork einer Champagnerflasche gegen die Decke fliegen ließ. Allgemeiner Jubel begrüßte den Baron von Poppen, und dieser faßte den Amerikaner am Arm, führte ihn gegen die sich erhebende Eva, stellte ihn vor und empfahl ihn mit einigen Scherzworten ihrer Gunst und Gnade. Niemals in seinem Leben hatten sich die Geisteskräfte Fredy Warner's in solcher Verwirrung befunden, wie in diesem Augenblicke, wo die hohe Gestalt sich aus dem Durcheinander der aufgeregten Gesellschaft vor ihm erhob, und die Augen gegen ihn aufschlug. Es war ein Glück für den Fremden, daß die allgemeine Heiterkeit schon einen solchen Grad erreicht hatte, daß alle feinere Beobachtung zu einer Unmöglichkeit geworden war.

Einen kurzen Augenblick sahen sich Eva und Friedrich an; ein Schatten zwischen Schreck, Staunen, Zweifel und — Beruhigung glitt über das stolze, kluge, schöne Gesicht des Mädchens.

„Seien Sie willkommen, Herr; — dort ist noch ein leerer Platz!" sagte sie, und der Amerikaner griff nach der Lehne des Sessels:

„Ein leerer Sessel mitten im Fest! Störe ich auch keinen Geist von ihm auf? Ist's nicht der Stuhl Banquo's im Saal zu Fores?"

Wieder fuhr der Schatten über die Stirn der Herrin des Festes; aber siegreich brach das stolze Lächeln hervor:

„Wir haben nicht den Schlaf ermordet und fürchten die Geister nicht. Setzen Sie sich, Herr!"

Man ließ sich wieder nieder an der Tafel, und Warner nahm seinen Platz Eva gegenüber ein. Seine hübschen und etwas albernen Nachbarinnen bemächtigten sich sogleich seiner und zogen ihn in ein lebendiges Geschwätz, während welchem er seiner Aufregung vollständig Herr ward und kalt und klar in das Gewirr der Dinge und Personen um ihn her blicken konnte.

Seine ganze Seele haftete aber nichtsdestoweniger einzig und allein an seinem Gegenüber. Da war wirklich die Schönheit, die hervorbricht gleich Heeresspitzen. Grade so mußte Kleopatra den Becher erhoben und über den goldenen Rand den Triumvir Marcus Antonius angeblickt haben. In die dunkelste Seele mußte sich dieses Auge senken, wie der Blitz der Sonne in das tiefe Meer. Und diese Locken; nicht zu bändigen waren sie; in schwarzen Fluthen und Wellen wehrten sie sich mit unbesiegbarem phantastischen Eigenwillen gegen die Goldbänder, welche sie zusammenhalten sollten; triumphirend rollten sie nach anmuthvollem Siege über die weißen Schultern. Und diese Stimme! So bekannt und doch so verändert voll und tief! Trotz seiner Selbstbeherrschung stand der Bürger der amerikanischen Republik auf dem Punkte, sich ungeheuer lächerlich zu machen. Er griff nach dem silbernen Desertmesser wie nach einem mexikanischen Dolch. Aber wieder gelang es ihm, das Zähneknirschen in ein sorgloses, heiteres Lachen zu verwandeln und dem Witz mit Witz zu begegnen.

„Ah, clear the wrack," stöhnte er dabei in der Tiefe seiner Seele. „Es ist Alles aus, aber es wird sich finden — die Falsche, Schamlose!"

Seine beiden holden Nachbarinnen wollten allerlei über die Theaterwelt jenseits des Atlantischen Meeres wissen, und mit komischer Kraft vertiefte sich Fredy in dies inhaltvolle Thema; gleich einem Eingeweihten, gleich dem großen Barnum selber, redete er über managers, über actors und actresses und gestand zuletzt unter lautem und allgemeinem Bravoruf, er selbst habe eine Zeit lang als Sänger money gemacht und großen Beifall errungen auf mehr als einem deutschen Theater unter dem Sternenbanner.

„Originell!" lachte der Baron von Poppen, und die übrige Gesellschaft verlangte fast einstimmig den Beweis der Wahrheit.

Eine kleine Ballettänzerin pirouettirte zu dem Pianino und öffnete es; eine Sängerin bot dem sich gleich erhebenden Amerikaner den Arm; einen langen Blick warf Fredy Warner auf die Wirthin. Diese hatte die letzte Zeit nicht mehr den gewohnten glänzenden Antheil an der Unterhaltung genommen; ernst und stumm saß sie da, stützte das schöne Haupt mit der Hand und blickte starr vor sich hin. In den Lichterglanz ihres Festes, in die heiße Atmosphäre ihrer Gemächer war ein reinerer Schein gefallen, hatte sich ein berauschenderer Wohlduft gemischt. Den nämlichen Glanz sah sie leuchten, welchen der arme Robert sah, als er auf dem schmutzigen

Straßenpflaster lag, und Helene Wienand sich über ihn beugte. Entrückt war Eva Dornbluth ihrer Umgebung; in ihrer Heimath befand sie sich, sie sah die Morgensonne durch das niedere Fenster der Hütte strahlen, den Kuckuck der alten Schwarzwälderin am Ofen hörte sie und den Kuckuck draußen am Saume des Waldes, das frische Wehen, das aus dem Winzelwalde herüberhauchte, athmete sie — und dazu klang ein Lied auf dem steilen Pfade, der von den Bergen niederführte in's Dorf. Die Träumerin fuhr empor; Fredy Warner hatte sich am Clavier niedergelassen, und, nachdem er einige wilde Accorde angeschlagen, folgendes Lied begonnen:

„Es war ein Schiff aus Portugal,
Das südwärts, immer südwärts fuhr,
Und durch der Tropenmeere Schwall
Zog leuchtend seine Feuerspur.

Die Nacht war heiß und düftevoll,
Und dunkel war's, ja dunkel war's;
Im glüh'nden Wind das Segel schwoll,
Der Schwinge gleich des Meeresaars.

Es drängt sich der Matrosen Schaar:
O blickt empor, o schaut empor,
Wie Sternenbilder wunderbar
Sich heben aus der Fluth hervor!

Welch' nördlich Auge blickte je
Auf solchen Schimmer, solche Pracht;
O wundersame fremde See!
O glänzend' Wunder fremder Nacht!

Ein stolz' und glückhaft Schiff es war,
Und glücklich war der kühne Mann,
Der, muthig trotzend der Gefahr,
Zuerst die Linie gewann.

Ob fremd die See, ob fremd die Nacht,
An seinem Steuer stand er da;
Trauend der fremden Sterne Macht,
Im Herzen jauchzend: India!"

Die Gesellschaft war außer sich vor Vergnügen und gab das durch die gewöhnlichen Zeichen und Worte zu erkennen; Eva Dornbluth aber hatte die Augen noch mehr mit der Hand beschattet, hatte die Stirn noch tiefer gesenkt; der Sänger begann ein Zwischenspiel, während welchem er halb über die Schulter zu der Gesellschaft sprach:

„Well, ladies and gentlemen, ist das nicht ein Narr, mein armer Capitän? Armer Capitano; wer glaubt, daß es sich verlohnt, nach den Sternen auszusehen vom Stern des Schiffes? Ein guter Compaß und eine gute Seekarte sind besser und treuer, als alle Leiern, Löwen, Kreuze und Jungfrauen am Firmament! go ahead!"

Und wieder begann er mit voller Stimme:

„Dem kühnen Seemann gleich ich bin,
Steuernd mein Herz durch wonn'ge Nacht,
Hoffend auf seligsten Gewinn,
Trauend auf neuer Sterne Macht.

In fremder Lichter fremden Lauf,
Sternbild der Liebe himmlisch hehr,
Stieg mir zu Häupten glänzend auf,
Zieht seine Bahnen vor mir her.

Nun schwebt mein Herz in Wonnen hin,
Durch fremde, niegeahnte Pracht;
Ob ich im Traum, im Wachen bin,
Wer sagt mir das in solcher Nacht?

Wie ist mein Himmel sternenvoll,
Wie ist mein Leben überreich;
Und wenn ich morgen scheitern soll,
Den ew'gen Göttern bin ich gleich!"

Abermals sprach während dem Zwischenspiel Fredy Warner zu der Gesellschaft:

„Sollte man es für möglich halten, daß ein Thor sich dergestalt seiner Thorheit rühmen könne? Ich bitte Sie! Es ist nur gut, daß der Ocean nicht mit sich spielen läßt, und Träumer hinunterreißt zu den Nixen, Sirenen und andern Wasserweibern. Hier ist eine andere Weise:

In sonniger Jugend fuhr ich aus,
Wie blitzte das Meer, wie flammte der Muth!
Viel gute Gesellen führt' ich hinaus,
Die hielten das Schiff mir in wackerer Huth.

Die Flagge der Liebe wehte vom Mast,
Es lenkte die Hoffnung das Steuer recht;
Im Raume barg sich manch köstliche Last,
Zu gut war kein Wind, und kein Wind war zu schlecht.

Fein blank war das Schifflein, die Segel stark,
Furchtlos war das Herz, das Auge war klar;
An jeglicher Küste flaggte die Bark',
Gefeit war sie gegen jede Gefahr."

Der Sänger griff immer wilder in die Tasten; die Stimmung der Gesellschaft hatte sich ganz und gar geändert; man war verwundert, man sah sich an; nur Leon von Poppen konnte sich gelangweiltlächelnd zu Eva Dornbluth beugen und fragen:

„Was hat meine Königin? Eh, eigenthümlich hinterwäldlerisches Gebahren dieses Fremdlings, — was? Originell, urwäldlerisch, urthümlich — eh?!"

Mit der Handbewegung einer Königin wies Eva den Schwätzer zurück, und mit derselben Handbewegung schien sie alle die andern Herren und Damen in eine unend-

liche Entfernung zurückzuweisen; ihre Augen flammten, ihre Lippen waren zusammengepreßt; wieder klang wild trotzig des Amerikaners Stimme:

„Nun hab' ich geschlafen beim wilden Ocean,
Und Mondscheinnächte in Sorgen durchwacht,
Und Freuden, und Leiden, und Kampf bot die Bahn,
Doch gut hab' mein Fahrzeug ich durch gebracht.

Jetzt breiten die Nebel sich über dem Meer,
Herab sanken Flagge und Segel zerfetzt;
Zerbrochen das Steuer! so treib' ich einher
Und sinke im lustigen Tanze zuletzt.

Viel besser, zu sinken im lustigen Wehn,
Als liegen, und faulen, und modern am Strand;
Viel besser, im Sturme zu Grunde zu gehn,
Als langsam verkommen, versinken im Sand!"

Den Sessel stieß Fredy Warner aufspringend zurück; durch den Beifallsruf der Gesellschaft klang ein heller Schrei aus dem Munde Eva Dornbluth's:

„Fritz! Fritz! Du bist es! O höre mich, ehe Du gehst!"

Die Anwesenden standen sprachlos, mit Händen, die eben noch bereit waren, ineinander zu klatschen; dem Baron von Poppen fiel das Glas aus dem Auge und die Unterlippe herab, als seine chère amie seinem cher Americain die Hände entgegenstreckte, verlangend, fordernd und bittend.

Das Handgelenk Eva's faßte der Fremde mit eisernem Griff:

„So hast Du mich zuletzt doch kennen müssen?!"

„Ich bitte die anwesenden Damen und Herren, die nöthige Ruhe zu bewahren," lispelte Leon. „Mademoiselle Eva, wer ist dieser amerikanische Herr? Bitte, Coralie, lassen Sie meinen Arm los."

Und der unglückliche junge Mann versuchte vergeblich, von Neuem das Glasstück vor das schwimmende Auge zu klemmen.

„Lieber Baron," wandte sich der Amerikaner an den Verblüfften, „verzeihen Sie, daß ich außer dem von Ihnen gekannten Namen noch einen zweiten trage. Meine Herren und Damen, meine harmlose Persönlichkeit soll Ihnen kein Räthsel sein. Ich habe die Ehre, mich Ihnen hiermit von Neuem vorzustellen: Friedrich Wolf aus Poppenhagen im Winzelwalde, alias Frederick Warner, Adoptivsohn von weiland Josua Jedidjah Warner von Jubilee Farm, Staat Louisiana; — Komödiant, Pedlar, Pelzjäger, Farmer, Reisender in Washington Irving's Manier und so weiter, und so weiter. Ich bitte die Gesellschaft, sich durch das kleine Intermezzo nicht stören zu lassen."

Er warf die schmerzende Hand Eva's von sich und flüsterte ihr finster drohend zu:

„Nachher!"

Leon von Poppen gab es auf, das Glas vor dem Auge zu befestigen, und sein geistiger Blick war nicht heller als sein körperlicher. Matt sank er auf einen Stuhl und hauchte:

„Das schlägt Alles! Noch ein Wolf aus Poppenhagen? Recht patriarchalisches Verhältniß, alle meine Vasallen sammeln sich kindlich um meine Kniee. Fräulein Eva, ich lege meine theuersten Prätensionen nieder zu Ihren himmlischen Füßen, — gegen das Schicksal kann Niemand. Mille remercîments, Coralie; hier, nehmen Sie Ihr Riechfläschchen zurück. Der Himmel segne Ihre künftigen Schritte, Eva, und mache Sie so glücklich, wie — Sie mich gemacht haben. Es ist zum Rasendwerden! Coralie, wenn Ihr Busen das winzigste Fünkchen Mitleid hegt, so nehmen Sie mich mit nach Hause. Ich fühle mich zu angegriffen, um an dem Jubel über dieses interessante, dieses überraschende — glückliche Wiedersehen ferner theilnehmen zu können. Meine Complimente an den Herrn Bruder, Mister Warner oder Wolf oder Josua oder — ah diable, Ihren Arm, Coralie!"

Ironisch nahm der Amerikaner ein Licht von der Tafel und leuchtete dem abziehenden Baron zur Thür. Mit einer Verbeugung sagte er:

„Mit Vergnügen zu Ihrem Dienst bereit, Herr von Poppen! Hôtel des Princes, wie Sie wissen."

„Merci, ich schieße mich nicht für ein Weib."

„All right!" sagte der Amerikaner kalt, „ganz meine Ansicht, — gute Nacht, lieber Baron, — nehmen Sie sich auf der Treppe in Acht. Schlafen Sie wohl, Coralie!"

Die Tänzerin drohte schalkhaft über die Schulter mit dem Fächer: „Verräther!"

„Blamirt! Incommensurabel blamirt!" seufzte auf der Treppe in der Tiefe seiner Seele Leon, Freiherr von Poppen. Seine Seele war aber nicht tief genug, daß der Seufzer nicht an die Oberfläche aufstieg, wie eine Blase aus dem Teiche, zerplatzte

und der mitleidigen Coralie ein erbarmungsvolles Achselzucken ablockte.

Fredy Warner, oder wie wir ihn jetzt nennen können, Fritz Wolf trat zu der Gesellschaft zurück; doch in dieser war die Lebendigkeit auf den Nullpunkt herabgesunken. Einer nach dem Andern nahm Abschied von der stummen Eva, und bald fanden sich die beiden Leute aus dem Winzelwalde allein neben der Tafel, auf welcher die Lichter tief herabgebrannt waren; allein inmitten der unbehaglichen Unordnung, die in einem Gemach nach dem Aufbruch einer größern lustigen Gesellschaft herrscht.

Neuntes Capitel.

Die Sterne Eva Dornbluth's. Was sie sagten, wie man ihnen folgte, und wozu sie führten.

Mit untergeschlagenen Armen stand Friedrich Wolf inmitten dieser Verwirrung, im Duft von feinen Wohlgerüchen, Speisen, Wein und Havannahcigarren. Vollständig war das Lächeln jetzt aus seinen Zügen verschwunden, schmerzhafter Bitterkeit hatte es Platz gemacht, und Eva Dornbluth blickte nicht scheu, aber doch angsthaft zu dem so traurigen, männlichen Gesicht von ihrem Sessel auf. Aber vergeblich wartete sie, daß der Mann zuerst das bedrückende Schweigen breche.

Sie konnte endlich die Stille nicht mehr ertragen und erhob sich zuletzt, trat auf den Amerikaner zu, legte ihm sanft die Hand auf den Arm und bat mit zitternder Stimme:

„O sprechen Sie zu mir, Fritz! Ich werde anfangen, mich zu fürchten, wenn Sie dieses Schweigen nicht brechen."

„Was soll ich sagen, Eva?" seufzte endlich Friedrich Wolf. „Ich könnte um Verzeihung bitten wegen meines unberufenen Eindringens in Ihren jetzigen Lebenskreis. Ich sehe nicht ab, welches Recht mir gegeben wäre, mit Ihnen zu hadern. Ich habe kein Recht mehr an Sie, Eva Dornbluth. Ich habe nicht einmal mehr das Recht, Schmerz zu empfinden über das, was ich gefunden habe."

„Sie sind sehr hart, Fritz. O, es liegt eine grausame Kränkung in Ihren Worten. In ein Wort fassen Sie tausend Vorwürfe zusammen."

„Ja, ich bin toll! ein Wahnsinniger bin ich!" rief der Amerikaner wild. „O, das Geschick, das Geschick! Ich habe mein Schicksal gehabt, Ihnen ist das Ihrige zu Theil geworden. Die Leute sagen, mir sei das Glück recht günstig gewesen; — ach, in welchen Abgrund stürzt mich diese Stunde. Weh uns Beiden, Eva, daß wir den dunkeln Heimathswald verließen — verlassen mußten. Falsch sind die Sterne gewesen, die uns lockten und verlockten. Wie arm und enttäuscht findet uns die heutige Stunde."

„Wollen Sie mein Geschick hören, Fritz?" fragte demüthig bittend Eva Dornbluth. Ihre Augen hatten ganz und gar die herausfordernde Siegesgewißheit verloren; schnell und bang schlug das stolze Herz und suchte sich nur zu rechtfertigen vor diesem Mann, der so plötzlich, einem Richter gleich, in den Festsaal des Lebens getreten war.

Friedrich Wolf neigte das Haupt der Frage.

„Ich will hören," sagte er, und wollte sich eben niederlassen, als Eva seinen Arm faßte und, wie erschreckt, rief:

„Nicht hier, nicht hier! Kommen Sie, Fritz. Was ich zu sagen habe, will und kann ich nicht in diesem Raume erzählen."

„Sie zog ihn mit sich fort durch ein eben so glänzend, wie das Speisezimmer ausgestattetes Gemach. Eine verschlossene Thür öffnete sie, ließ ihn eintreten in einen kalten, dunkeln Raum und schloß die Thür sogleich wieder.

„Stehen Sie still, Fritz; es soll sogleich Licht werden!" rief sie schluchzend, und Friedrich stand verwundert, wartend in der kalten Finsterniß. Er vernahm, wie Eva umhertastete; dann hörte er Stahl auf den Feuerstein schlagen, sah die Funken springen und bei dem rothen, schnellen Licht der Funken das schöne Gesicht der Jugendfreundin aus der Nacht auftauchen und wieder versinken; bis ein Schwefelfaden fing, und eine kleine schlechte Lampe von Blech das Gemach erhellte.

Hoch hob Eva Dornbluth diese Lampe und beleuchtete die vier nackten Wände dieser Kammer, ein ärmliches Bett, ein Tischchen von schlechtem Holz und die beiden eben so einfachen Stühle. Ein größerer Contrast gegen den Luxus der übrigen Räume ließ sich nicht leicht vorstellen. Un-

bewußt hatte das Mädchen aus dem Walde jenem Canzler nachgeahmt, welcher in einem verborgenen Gemach das Bettlergewand und den Bettelsack und Stab seiner Jugend aufbewahrte.

„Sie sind der erste Mann, welcher diesen Raum betritt,“ sagte Eva, die Blechlampe wieder niedersetzend. „Hier in dieser Armuth darf ich zu Ihnen reden, wie unter den Tannen unseres Waldes, wie unter dem armen Dache meines Vaters. Hier bin ich die wahre Eva Dornbluth, und hinter jener Thür liegt Alles, was Sie an mir glauben verachten zu dürfen. Hier darf ich Ihnen die Hand bieten und, ohne die Augen niederschlagen zu müssen, sagen: Sei willkommen, Fritz Wolf; in Schmerzen habe ich auf Dich gewartet; Gott grüß' Dich, Fritz; ich wußte wohl, daß Du endlich doch kommen würdest.“

„Eva!“ rief Friedrich Wolf mächtig bewegt; aber das Mädchen winkte ihm mit der königlichen Hand, zu schweigen, und sprach selbst weiter:

„In den Räumen hinter jener Thür hattest Du das Recht, nach meinem Leben zu fragen; in diesem Raume antworte ich Dir darauf; hier in dieser armen Kammer mußt aber auch Du mir Rechenschaft geben über Dich, wie Deinem Gewissen. In jenen Räumen kämpfe ich mit der Welt, und dieser Raum gibt mir Kraft, sie zu besiegen und zu beherrschen. Es sind böse Gewalten, mit denen ich hinter jener Thür zu thun habe; aber ich habe muthig den Kampf mit ihnen aufgenommen und bis jetzt glücklich durchgeführt. Sie sollen Eva Dornbluth nicht zu sich herabziehen, zu stark ist sie ihnen! O, Fritz, auch unser Heimathswald, die Dunkelheit, die Armuth und die Unwissenheit haben ihre geisttödtende Macht, und der Armuth, dem Mangel und der Unwissenheit wäre ich erlegen; während ich hier Siegerin bleiben konnte und immer bleiben werde.“

„Rede weiter!“ sagte Friedrich. Seine Stimme war nicht mehr hart, wie vorhin; sie rang sich mühsam aus tiefster Brust hervor. Der winzige Raum um ihn her dehnte sich zu einer weiten, feierlichen Tempelhalle aus, und die Jugendfreundin stand darin, wie die schöne, stolze und doch demüthige Priesterin der weiblichen Ehre.

„Was ich zu sagen habe, ist nicht in kurze Worte zu fassen,“ fuhr Eva Dornbluth fort. „Setze Dich dort auf den Stuhl, Lieber, und höre.“

Friedrich Wolf nickte wie im Traum und zog einen Stuhl an den kleinen Tisch, auf welchem die Lampe stand. Eva ließ sich auf dem Rande ihres Lagers nieder und begann:

„Du warst ein häßlicher, verwilderter Knabe, Fritz vom Eulenbruch, der Schlimmste der rothen Wölfe, — rothhaarig, zerlumpt, sonnverbrannt und schmutzig! Wenn ein Kind, schwächer als Du, oder ein armes Thier in Deine Hand fiel, so hattest Du Deine Lust daran, das eine bis auf's Blut zu peinigen, das andere zu Tode zu quälen. Du warst selber zu einem verwahrlosten, boshaften Thier in dem Walde geworden, und ich, viel jünger wie Du, traf auf Dich, und wie Du es mit den Andern gemacht hattest, so wolltest Du es auch mit mir machen. Du necktest, schimpftest, höhntest, schlugst mich, wo Du mir begegnetest, wo Du mich fassen konntest; aber ich war so wild und trotzig wie Du, weinte nicht wie die Andern und vergalt nach Kräften Böses mit Bösem. O, ich übersah Dich bald; — denn Du glaubst nicht, Fritz, wie schnell das innere Auge des Weibes sich schärft. Ich kannte Deine Leidenschaften und die Art, wie sie sich Bahn brachen. Ich wußte immer im Voraus, was Du sagen und thun, wie Du Dich gebehrden würdest in jedem gegebenen Augenblicke. Darin lag meine Macht über Dich, und schlau benutzte ich dieses geistige Uebergewicht, und Du fielst in manches Unheil, manche Strafe, ohne daß Du hättest sagen können, wie das kam. Zugleich hatte ich aber doch einen gewissen Respect vor Deiner rohen Körperkraft, Deiner tollkühnen Verwegenheit, welche Dich kopfüber in jede Gefahr stürzte. Ich habe immer den Muth und die Kraft geliebt, und wärest Du nicht so stark und tapfer gewesen, ich hätte nicht so leidenschaftlich gestrebt, Dich zu überlisten. Wir waren zwei Gegner, die sich jedesmal verbündeten und fest zusammenhielten, wenn Dritte zwischen sie, oder ihnen entgegen treten wollten. Weißt Du wohl noch, Fritz, auf welche Weise sich endlich der kindische Haß in das Gegentheil verwandelte? Ich stieß Dich in der hellen Wuth vom Steg den Kaiserstein hinab, und Du wurdest halbtodt, mit zerschlagenen Gliedern, blutrünstig,

mitten im Walde gefunden. Auf den Tod lagst Du, aber keine Macht konnte Dich zwingen, zu gestehen, wie das Unglück gekommen war. Du logst selbst in Deinen Fieberphantasien, und ich horchte am Fenster und an der Thür, und mein junges Herz wurde von Qualen zerrissen, wie nimmer nachher. Wie eine Verrückte war ich, und wenn sie mich aus Deiner Nähe fortjagten, lief ich in den Wald hinaus und schrie mit heller, jammervoller Stimme unter den Tannen: Ich war's! Ich bin's gewesen! Schlagt mir den Kopf ab; ich hab' ihn vom Fels gestürzt! — Endlich kamst Du bleich und mager in das Leben zurück. Man trug Dich zum erstenmal wieder in die Sonne, und ich stand verweint von ferne —"

„Und ich sah Dich," rief der Amerikaner in höchster Bewegung. „Im Fieber hatte ich nur Dich gesehen; doch nicht so wie die wilde Katze, welche Du in der Wirklichkeit warst. Ganz anders sah ich Dich, und so sah ich Dich auch, als ich in der Sonne saß, und starrte nach Dir hinüber und —"

„Ich kroch geduckt, schluchzend, daß es mir fast das Herz abstieß, heran. Wie schlug das Herz mir, als ich den größten Schatz, den ich damals auf Erden besaß, eine alte zerzauste Puppe, welche sich vom Poppenhofe zu mir verloren hatte, Dir vor die Füße warf. Wie schnell entfloh ich dann wieder, um von Neuem aus einem Versteck nach Dir herüberzusehen! Als die Sonne entwich, trug man Dich in das Pastorenhaus, wo Du seit dem Unglück Dein Krankenlager gehabt hattest, zurück, und die Puppe blieb neben der Bank liegen. In der Nacht stahl ich mich aus dem Bett, holte sie und trug sie auf die Schwelle des Pfarrhauses. Fest schloß ich das Ding in den Arm und schlief nach langem bitterlichen Weinen auf den Stufen ein."

„Der Nachtwächter fand Dich auf dem kalten Lager, wie Du im Traum ängstlich meinen Namen riefst," sagte der Amerikaner. „Er weckte verwundert Deinen Vater, und da gestandest Du mitten in der Nacht Deine Schuld an meinem verbundenen Kopf."

„Und am folgenden Morgen wurde ich vor Dein Bett gebracht vom Vater, und wenig hätte gefehlt, daß der alte Stolz von Neuem wach geworden wäre in meiner Seele; aber die Kraft war gebrochen, der Trotz verwandelte sich wiederum in Weinen, und als Du mir aus den Kissen die magere Hand reichtest, da, da —"

„Da war aus der wilden Eva Dornbluth eine gar sanfte Eva geworden!"

„Nur gegen Dich, Fritz vom Eulenbruch! Nur gegen Dich! Gegen alle Andern blieb ich dieselbe. Ja, grade weil ich Dich liebte, war ich nun um so trotziger gegen alle die Uebrigen."

„Von nun an theilten wir das Leben, das uns im Walde gegeben war, miteinander und hingen zusammen, wie die Kletten. Wir waren das tollste Paar Rangen, welches jemals einer Gemeinde zur Last wurde. Gott segne den guten alten Pastor Tanne, den philanthropischen Weisen. Er hatte es gut mit uns im Sinn; wenn auch seine Marotte, überall große Talente zu entdecken, ihre bedenklichen Seiten hatte. Talente entdeckte er in mir und in Dir, Eva —"

„Und zuletzt in Deinem Bruder Robert."

„Davon später. Du weißt, wie der Alte sich unserer annahm, seine Bücher vor uns aufschlug."

„Ich habe mancherlei Seltsames gelernt und die Nase in Dinge gesteckt, die sonst auch höher geborenen Mädchen verborgen bleiben, Latein und Mathematik —"

„Ich habe nur gelernt, daß die Welt erst hinter dem Walde, jenseits der Berge beginne, und daß man in unserm Thal nicht lebe, sondern nur vegetire. Doch erzähle weiter; meine Stirn brennt; — nachher ist die Reihe an mir."

Eva Dornbluth seufzte tief und fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Du hieltest es bei dem Pastor nicht aus, wie der arme Robert. Zu Deinem Vater gingest Du, zu Deiner Büchse und Axt. Dann entliefst Du ganz, und ich wußte darum. Du versprachest, auch für mich mit das Zauberland, welches jenseits unserer Berge lag, zu erkunden, und mächtig und reich heimzukehren, mich zu holen und mit Dir genießen zu lassen. Ich wartete und lernte. Der Vater lehrte mich die Musik, das Spiel der Orgel. Ich begleitete an seiner Stelle den Gesang der Dorfleute in der Kirche, denn er wurde allmälig zu schwach dazu. In der Studirstube des Pfarrers saß ich dann mit Robert zusammen. An dem hatte der Alte wiederum ein Talent entdeckt, und diesmal war es ein wirkliches. Ich mußte ihm nun mit

Lehrerin sein; denn der Alte ward auch allmälig müde vom Leben und saß am liebsten Stunden lang auf dem Kirchhofe neben den Gräbern seiner Frau und seiner Kinder. Ich mußte mit Deinem Bruder dasselbe Lexikon und dieselbe Grammatik gebrauchen; doch der Schüler übertraf bald die Lehrerin; aber die Lehrerin war eine Jungfrau geworden und, vertieft in ein anderes Sehnen, merkte sie nicht, daß der Knabe über die Bücher weg die Studiengenossin mit Blicken ansah, welche sie nicht hätte dulden sollen. Als mir klar wurde, was in Robert vorging, da war das Unglück bereits geschehen und demselben in keiner Weise mehr zu wehren. Vergeblich war's nun, daß ich die Stunden bei dem Alten ganz aufgab und nicht mehr unter die Esche kam. Vergeblich war Alles gesprochen, was ich Deinem Bruder sagte. Er war verblendet bis zum Aeußersten, und ich konnte mir und ihm auf keine Weise helfen. Obgleich ganz Dein Gegentheil, Fritz, so hat Dein Bruder doch ein gut Stück Deiner Hartnäckigkeit zum Erbtheil mitbekommen. Weder durch Vorstellungen, noch durch Drohungen, noch durch geheuchelte Verachtung konnte ich ihn von mir treiben. Ach, und dazu lag die Sorge um Dich so schwer auf mir! Ich war älter geworden, verständiger und klüger. Mit Schrecken sah ich ein, was Du in jugendlicher Unwissenheit und jugendlichem Leichtsinn gewagt hattest. So wie wir sie uns kinderhaft geträumt hatten, war die Welt jenseits der Berge nicht beschaffen. Nun war es lange zu spät, Dich zurückzurufen. O, was habe ich gelitten in dem Gedanken, Du seiest untergegangen und verloren in der weiten Welt. Wie konnte es anders sein? Das falsche, harte Leben mußte Dich, den Knaben, verschlingen und zerbrechen. Wie manche Nacht habe ich bitter durchwacht und durchweint, wenn der Sturm an meinen Fensterladen rüttelte, oder zwischen den Bergen heulte, und den Schnee umwirbelte, und häuserhoch die Wege verschüttete. Durch den Sturm glaubte ich dann klagende Rufe zu vernehmen; Du schriest nach mir, und ich fuhr in die Höhe und schrie selber in grausamster Angst. Und dann wieder — wie oft habe ich auf der Höhe des Weges in der heißen Sonne gestanden und im thörichten Hoffen auf Dich gewartet. Dann hatte ich wohl unterwegs ein Körbchen oder ein Klettenblatt voll Erdbeeren gepflückt, die hielt ich dann in der Hand, und die andere Hand hielt ich über die Augen und blickte die staubige Straße entlang und dachte und träumte: O, wenn er jetzt käme; durstig und bestaubt, müde und traurig! O, wie sollte er ausruhen an meinem Herzen! Das Körbchen mit den rothen duftenden Früchten und mein Herz hielt sich für Dich bereit; aber Du kamst nicht, wie lange ich auch ausschauen mochte von der Höhe, den Windungen der Straße nach, bis in die weiteste Ferne. Du kamst nicht! Und wie ich mein Herz keinem Andern gönnte, so gönnte ich auch die Beeren Niemandem; in das Wildwasser warf ich sie und sah weinend zu, wie sie lustig bergab von dannen tanzten, und zum Tode beängstigt schritt ich durch den Wald. Der Pastor Tanne starb, und mein Vater starb auch. Ich nähte für die Bauernweiber; aber ich war ganz verlassen und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Es war mir immer, als müsse ich hinter Dir her, Du verlorener Freund, in die Welt ziehen. Da brachte die Baronin von Poppen einmal wieder einen Sommer auf dem Poppenhof zu, und ihr Sohn Leon kam ebenfalls dahin. Ich sah da ein Mittel, mich zu befreien aus der Einsamkeit, aus diesem engen Thale, dessen Luft mir jetzt so erstickend schien. Den jungen Baron achtete ich nicht eines Hauches; aber ich wehrte mich nicht, als seine Mutter Gefallen an mir fand und mir vorschlug, mit ihr meine Heimath zu verlassen. Auch die Dame gefiel mir wenig; aber ich war in einer Art stumpfer Verzweiflung, einer fieberhaften Unruhe, welche mir jede Hilfe zu einem Segen Gottes machte. Ich ging mit der Baronin Victorine, und sie behandelte mich etwas besser als ihre Kammerfrau. Du scheinst den Herrn Leon zu kennen, Friedrich; er ist keine gefährliche Persönlichkeit; ich machte ihn vollständig zu meinem Diener und benutzte ihn, die apathische Tyrannei seiner Mutter so bald als möglich abzuwerfen; mein Weg, der Weg eines armen, schutzlosen Mädchens, ging durch Wildnisse, die viel gefahrvoller waren und mehr Mühen und Sorgen verbargen, als je eine Deiner amerikanischen Wüsten, Fritz Wolf. Aber ich sah nach den Sternen, dachte an Dich, schürzte mein Gewand und schritt muthig in das Leben

hinein, Dir nach, Fritz Wolf. Die schmutzigen Wasser mußten meinen Saum beflecken; aber meine Seele und mein Leib sind rein geblieben. Dem Schein des Bösen konnte ich nicht entgehen; aber das Böse durfte mich selbst nicht berühren. Ich bin ich selbst geblieben in allen Verhältnissen, welche meine Laufbahn mit sich brachte. Durch den Baron ward es mir leicht gemacht, mein Glück auf den Brettern zu versuchen; ich gefiel halbwegs; aber ich weiß es recht gut, daß nur mein Aeußeres Schuld daran hat. Recht einsam und verlassen war ich mitten im Lärm der Welt, und dann am traurigsten, wenn ich am ausgelassensten zu sein schien. Sieh, Friedrich Wolf, ich bin doch ein tapferes Mädchen, und habe nicht an meinem Stern gezweifelt, obgleich ich nie eine Nachricht von Dir erhielt. Ich wußte, daß Du lebtest. Ach, ich hätte es gewiß gefühlt, wenn Du gestorben wärest. Ich habe auch viel Glück gehabt, und es ist mir gut gegangen; ich habe so selten als möglich geweint, sondern habe immer die Locken aus der Stirn gestrichen, nach den Sternen gesehen, und mich nicht von dem abbringen lassen, was gut, recht und ehrlich ist. Gelernt habe ich nach Kräften und dabei gedacht: wenn er kommt, soll er mit mir zufrieden sein, soll er finden, daß ich an Bildung keinem Weibe auf Erden nachstehe. Aber wärst Du zurückgekommen, treu und roh, wie Du gingst, so würde ich auch Bildung, Wissen und Alles das von mir geworfen haben Deinetwegen, wie einst die rothen Beeren in das Wildwasser. Alles, was mein ist, habe ich nur Dir erworben und für Dich aufgehoben. Sei ein milder Richter meines Lebens! — Der größte Schmerz ist mir zu Theil geworden, als Dein Bruder neulich mir nachkam und plötzlich vor mir erschien. Auch ihn täuschte der Schein, auch ihm erschien ich, wie so manchem Andern, als eine Verlorene. Er war gar wild und unbändig — ganz wie Du, Fritz, in früherer Zeit. Die Begegnung hätte mir fast den Tod gebracht. Der arme Junge! Sein Schicksal hat mir schwer auf der Seele gelastet, obgleich der Baron mich auf seine Ehre versicherte, es sei auf's Beste für ihn gesorgt, und er sei nach der Heimath zurückgekehrt. Ich habe dahin an den Pastor geschrieben und Geld geschickt, aber noch keine Nachricht erhalten."

„Gelogen hat der Baron von Poppen," rief Fritz Wolf. „Der arme Robert ist arg mißhandelt worden; heute erst habe ich erfahren, daß er in dieser Stadt ist, und was er dulden mußte."

„Was ist ihm geschehen, was hat man ihm gethan?" rief Eva mit zornig flammenden Augen.

„Sie haben den armen Teufel eingesteckt. Ich kann mir ganz und gar vorstellen, wie verloren er gewesen ist in diesem Gewirr. Hab' ich doch Aehnliches durchgemacht. Jetzt scheint er in guten Händen zu sein. O Eva, liebe, liebe Eva, auch er hat den harten Kampf mit dem Leben, den wir gekämpft haben, jetzt begonnen."

Der Amerikaner faßte die Hand der Jugendfreundin und drückte sie an die heißen Lippen:

„Sei gesegnet für Alles, was Du mir gesagt hast, sei gesegnet, meine Süße, meine Stolze, Du einzige Eva Dornbluth. Ja, Du hast den härtesten Kampf gekämpft und den stolzesten Sieg erstritten, und vertauscht sind die Rollen zwischen uns — ich muß mich vertheidigen, und Du mußt richten, meine tapfere, treue Liebe."

„Du sagst liebe Eva!" rief das Mädchen, wie außer sich. „Dank Gott, o habe Dank, Fritz! Du willst mir glauben, daß ich Deiner noch immer würdig bin? O, Fritz, sag' es mir; nimm mich an Dein Herz, laß mich nicht mehr allein in der Welt, es ist so schrecklich, allein zu sein. Es ist so schwer, die rechten Sterne zu erkennen, wenn man kein helfendes Herz zur Seite hat. O, Fritz, weshalb hast Du mich so lange, lange allein gelassen; Du bist mir viel Liebe schuldig. Sei gesegnet, daß Du endlich doch gekommen bist. Ich habe in machtlosem Schweigen und mit lächelndem Munde so viel lauten und verborgenen Hohn und so viel Demüthigungen ertragen müssen. O, Fritz, gedenke immer daran, wenn Du einmal zornig über mich werden willst. Sei willkommen und gib mir Liebe und Schutz, Friedrich Wolf."

Die kleine Lampe war dem Ausgehen nahe, man konnte also die Thränen in Friedrich's Augen nicht sehen. Stumm hielt er die Geliebte an seiner Brust. Die Sterne Eva Dornbluth's hatten doch guten Schein gegeben.

Zehntes Capitel.

Die Sterne Friedrich Wolf's aus Poppenhagen. Ein Stein des Anstoßes wird aus dem Wege geräumt. Westward ho!

Die Lampe flammte noch einmal auf und erlosch. Friedrich Wolf aus Poppenhagen rief:

„Wie Du zitterst, Mädchen! Es ist so kalt hier. Komm fort aus dieser Dunkelheit; komm wieder in Dein hübsches, heiteres Reich; dort wie hier bleibst Du meine süße, meine tapfere Eva. Ich bitte Dich, stoße mich nicht von Dir, Du bist viel besser als ich. Weh' mir, daß ich es wagte, Rechenschaft von Dir zu fordern. Willst Du mir verzeihen?"

„Was wäre ich ohne Dich?" flüsterte Eva, das Gesicht an die Brust des Freundes verbergend. „Nimm mich. Ich bin ganz Dein und ohne Dich nichts."

Sie ließ sich von dem Freunde in das warme Gemach zurückführen. Hier hatte die junge Magd aufgeräumt, die Unordnung und der Dunst waren verschwunden, eine schöne Lampe mit mattgeschliffener Krystallkuppel brannte auf dem runden Tisch vor dem Divan. Die Magd machte sich noch zu schaffen im Zimmer und sah verstohlen neugierig auf den Fremden. Eva nahm sie an der Hand und führte sie zu Fritz:

„Sieh, das ist meine gute Marie. Ich habe ihr viel zu danken. Sie ist mir die treueste Freundin gewesen."

Die Kleine warf ihr keckes Stumpfnäschen in die Höhe:

„Also Sie sind der vortreffliche Herr, welcher uns so viel Sorgen und schlaflose Nächte gemacht hat? Angenehme Bekanntschaft. Sind Sie endlich doch noch gekommen? Wenn ich an der Stelle meines Fräuleins wäre —"

„O, Marie, sprich nicht so," sagte Eva. „Du freust Dich doch mit mir!"

„Das ist es ja eben, was mich ärgert," rief die Kleine; das muthige Näschen senkte sich, die hübsche Schürze fuhr nach den noch hübschern Augen; dann drehte sich Marie auf den Hacken, fuhr blitzschnell aus der Thür, brach draußen in ein helles Weinen aus und lachte noch heller dazwischen. So saß sie den ganzen Abend im Winkel und erschien erst ganz spät wieder mit überaus buntgefärbtem Gesichtchen; weshalb hielt die Schürze auch nicht Farbe?

„Das Kind war eben so verlassen wie ich; wir haben uns treu aneinandergeschlossen," sagte Eva. „Doch nun komm, komm. Die Reihe, zu erzählen, ist jetzt an Dir, Fritz. Sage nun, wie Du das Leben überwunden und Dich zu dieser glücklichen Stunde durchgerungen hast."

Sie zog ihn zu dem Divan, strich ihm lächelnd die Locken von der Stirn, küßte ihn und sagte:

„Ich horche mit ganzer Seele."

Traurig begann der Amerikaner seinen Bericht:

„Du hast ganz Recht; ich habe mehr Anlage, ein Taugenichts zu werden, auf den Weg mitbekommen, als irgend Einer unserer Poppenhagener Altersgenossen. Einen tollen, eigensinnigen Kopf trage ich auf den Schultern, und mein Sinn ist von Eisen, wie mein Körper. Ueber Alles das hast Du, Eva, einzig und allein Gewalt erlangt. Du bist das einzige Wesen gewesen, welches ich fürchte und deshalb mit knabenhafter Rohheit mißhandelte. Du hast mich zu Deinem Sclaven gemacht, Dich habe ich geliebt, Dich liebe ich. Von unserer Jugend brauche ich nicht mehr zu sprechen, denn Du hast das singende, klingende Märchen derselben erzählt. Oft hab' ich in der fremden Wildniß, auf dem Meer, in dem Lärm der großen transatlantischen Städte Gelegenheit und ein stilles Fleckchen gesucht, um die Augen zuzudrücken und den Winzelwald, die Hütten von Poppenhagen sammt ihren Bewohnern und die Königin von Allen, das kleine Mädchen Eva Dornbluth, aufsteigen zu lassen. In der Nacht, in welcher ich in die weite Welt hinauslief, beginnt meine Erzählung. Auf der Bergspitze, von welcher man den letzten Blick in das Thal von Poppenhagen werfen kann, stand ich. Die Straße, der Wald und die Höhen leuchteten im weißen Mondlicht, unten aus der Tiefe, wo das Dorf lag, funkelte ein einzelnes Licht; ich wußte, es leuchtete von dem Sarge des Schulzensohnes, der zwei Tage vorher gestorben war. Obgleich ich mit dem Verstorbenen gar nicht gut gestanden hatte, so peinigte dieses Licht mich doch sehr und verwilderte mir das Herz, welches schon so schmerzhaft um Dich, Eva, schlug, noch viel mehr. Es machte mich unendlich trau-

rig und fast muthlos, so daß meine Kniee zitterten, und ich beinahe umgekehrt wäre. Aber der Gedanke an das Gelächter des folgenden Tages trieb mir das Blut in die Wangen; im vollen Lauf stürzte ich fort, bergunter; — die Heimath lag hinter mir, das Loos war geworfen. Ich war endlich in der weiten Welt; aber erst als der Morgen anbrach, merkte ich, wie weit sie war, wie wüst und verworren. Die ganze Nacht lief ich durch, bis die Sterne verblichen, der graue Schein über die Berge sich legte, und in der Ferne die Hähne ihn ankrähten. Mit Aufgang der Sonne stand ich auf der letzten Höhe des Gebirges, vor mir dehnte sich die Ebene mit ihren Städten und Dörfern, die Ebene, welche ich bis dahin noch nicht gesehen, von welcher ich keinen Begriff hatte. Ich setzte mich stumpfsinnig auf einen Steinhaufen, legte mein kleines Bündel neben mich und starrte rathlos in die unbekannte Weite. Ich war hungrig und durstig, ein blöd-wildes Thier. Nach kurzer Ruhe schlich ich die letzte Höhe hernieder und ein in das flache Land. Das wenige Geld, was ich besaß, war in den nächsten Tagen verthan; ich schlief unter freiem Himmel, Schuppen, oder in Ställen, wie es kam. In einer leeren Ziegelhütte, wo ich vor einem Sturm und der Nacht Schutz suchte, traf ich auf die Leute, welche meine nächsten Schritte in der Welt lenken sollten. Als ich in die Hütte kroch, fand ich den unbehaglichen Raum bereits besetzt. Ein Hund fiel mich mit wüthendem Gebell an, und ein Weib kam ihm mit Hand und Mund bei dem abwehrenden Angriff zu Hilfe. Aus der Tiefe der Dunkelheit declamirte eine äußerst helle Mannesstimme mit hohem Pathos dem Vorgang ganz unangemessene Herzensergüsse Thekla's von Friedland. Ich war müde, hungrig und zornig, so daß ich weder Hund noch Weib achtete, sie überwältigte und in das Innere der Hütte, an welcher ich gewiß ein eben so gutes Recht hatte, wie die zeitweiligen Occupanten, eindrang. In einer Ecke glimmten einige Kohlen, und darauf zischte ein Suppentopf. In einer andern Ecke stand ein Pierrotkasten; der Declamator war der Puppentheaterdirector Joseph Leppel; die Dame war Julie Leppel, seine Gemahlin, der Hund hieß Zampa und konnte mehr als bellen; er war ein Künstler, und wir wurden später die besten Freunde. Nachdem ich den Eintritt in den schützenden Raum erzwungen hatte, während der Regen draußen niederrauschte, kam es zwischen mir und der Familie Leppel zu einer Auseinandersetzung, und Signora Julia zeigte sich als eine verständige Dame, welche Vernunft annehmen konnte. Signor Joseph lud mich zu der Suppe ein, und mein Appetit ergötzte die beiden guten Leute mehr als den Hund, der an seinem Theil von der Mahlzeit beträchtlich durch den neuen Mitesser verkürzt wurde. Nach der Mahlzeit, während ich im Halbschlaf in einem Winkel mich zusammenrollte, fand eine lange flüsternde Berathung zwischen dem Ehepaar statt, und nachdem man am folgenden Morgen genau meine Lebensverhältnisse erkundet hatte, legte man mir das Resultat der Berathung vor. Der Director schien ein wenig schwachbrüstig durch seine schwierige Stellung als Dirigent und Actor geworden und dazu sehr schlecht auf den Füßen zu sein. Er bedurfte, um den schweren Puppenkasten zu befördern, eines jüngern, kräftigern Gehilfen. Einen solchen hatte er gehabt; aber am vergangenen Tage war ein Streit um die Gage ausgebrochen, und der Helfer hatte in Haß und Zorn seinen Abschied von der Gesellschaft genommen. Der Director verachtete ihn zwar, befand sich aber doch in der allergrößten Verlegenheit, und ich erschien ihm, wie vom Himmel gesendet. Mit Pathos hielt er mir eine Rede, in welcher er mir auseinandersetzte, wie die Götter mich begünstigten, indem sie mir durch seine — Joseph Leppel's — Hand das glänzende Reich der Kunst erschlossen. Ich solle nicht zaudern und die Götter erzürnen — sprach er — ein Paar Stelzen, auf welchen der Vorgänger ein dankbares Publicum entzückt habe, sei vorhanden, und seine — des Redners — Frau werde mich mit Vergnügen die hohe Kunst lehren, hoch über den Köpfen der Leute zu schreiten. Ich starrte den Mann eine geraume Zeit an; die Signora malte mir gräßlich die Schrecklichkeit des Hungertodes und die Fürchterlichkeit der Polizei vor: ich nahm das Anerbieten an, und war ein Gaukler und Puppenspieler geworden, fast ohne zu wissen, wie das gekommen war. Die Kunst, auf Stelzen zu tanzen, lernte ich leicht und bald, und brachte sie binnen Kurzem zu einer gewissen Vollkommenheit; es gefiel

mir bald gar nicht übel, so von der Höhe auf die staunenden Gesichter des Volks herabzusehen. Der Puppenkasten war eine leichte Bürde für meine Schultern; mit Bequemlichkeit trug ich ihn durch das Land und lernte ein gutes Stück Leben kennen. Mein Principal war ein merkwürdiger Mensch, ein Drittel gutmüthiger Vagabund, ein Drittel Spitzbube und ein Drittel Phantast. Ein eigenthümliches Leben hatte er hinter sich; von begüterten Eltern geboren, hatte er gelehrte Schulen besucht; aber ein bodenloser Leichtsinn hatte ihn zuletzt zu seiner jetzigen Lebensstellung herabgebracht. Er hatte die fixe Idee, daß er noch einmal Director eines wirklichen Theaters werden müsse, und er ist mir immer ein leuchtendes Beispiel gewesen von der Macht solcher fixen Ideen und dem, was der Mensch dadurch erreichen kann. Signor Leppel hat durchgesetzt, was er wollte, ist jetzt zu New-York manager eines vielbesuchten Vorstadttheaters und auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden. Schon als ich mit ihm zusammentraf, trug er sich mit Auswanderungsideen und machte von Zeit zu Zeit den Versuch, das Geld zur Ueberfahrt zu ersparen. Das hielt aber bei der Ungebundenheit seines Lebenswandels äußerst schwer, und ohne die Frau hätten wir es nicht fertig gebracht. Sie zeigte Charakter — in mancher Hinsicht sogar zu viel Charakter; hier aber war es gut, daß sie durchgriff. In kurzen zwei Jahren hatten wir das Geld zur Ueberfahrt zusammen und schifften uns in Bremen ein. Die See übte einen eigenthümlichen Einfluß auf die Principalin; das Stampfen, Schaukeln und Rollen, das Kopfüber-aus-den-Cojen-poltern, das Salzwasser, die Erbsen und das Pökelfleisch machten sie — zärtlich; sie klammerte sich nicht nur bei Sturm und schlechtem Wetter, sondern auch bei totaler Windstille mit großer Zuthunlichkeit an mich, und der Principal sah das mit stillem Grimm. Auf dem Meere wurde der Signor zu sehr von Seekrankheit niedergehalten, um seinen Gefühlen Luft machen zu können; aber sowie wir den Fuß auf das feste Land setzten, brach sein Zorn gegen mich los, und es half mir gar nichts, daß ich ihm versicherte, seine Gemahlin habe nicht die geringste Anziehungskraft für mich, und die Zuneigung herrsche allein auf ihrer Seite. Die Eifersucht hatte ihre blutige Saat gesät, und in einer Strandschenke auf Longisland brach der alte ewige Kampf um das Weib auch zwischen Joseph Leppel und Fritz Wolf los, und Jeder von Beiden verlor Haare, trug blaue Flecke und zerrissene Jacken davon. Wir trennten uns, indem der Eine dem Andern das böseste Loos wünschte und die gräßlichsten Segenswünsche nachschrie. Ich begann das Leben auf eigene Faust. Nur noch eine kurze Zeit ging ich vor den Bürgern der großen Republik auf Stelzen; aber da es ihnen kein Vergnügen machte, so hörte auch für mich der Spaß dabei auf; ich gab das Geschäft auf, wurde Zeitungsverkäufer und schrie den Broadway auf und ab die New-Yorker Tribüne aus. Dann wurde ich Sänger bei einer Gesellschaft nachgemachter Tiroler, und dann — ich hatte bei dem Signor Leppel doch viel gelernt — dann betrat ich die Bühne bei mehr als einer herumziehenden Truppe. Dabei hatte ich das wenigste Glück, wurde furchtbar ausgezischt und legte mich auf den Hausirhandel, der mich weit in das Innere des Landes führte, tief in die großen Wälder. In dem Walde fühlte ich mich seit Jahren zum erstenmal wieder so recht an meinem Platze. In den großen Wald gehörte der Knabe vom Eulenbruch. Den Hausirkasten ließ ich, wie ich den Puppenkasten gelassen hatte; nach der Büchse griff ich, und fand mich nun endlich auf der Bahn, für welche die Natur mein ganzes Wesen bestimmt hatte. Ein wildes, freies, stolzes Leben führte ich jetzt, einsam oder im Kreise gleichgesinnter Genossen. Die Lust des Abenteurerthums schlürfte ich in vollen Zügen, und dann wirkte der Zauber des einsamen Lebens, wie ich sagen darf, veredelnd auf mich. Was das tolle, haltlose Treiben der letzten Jahre mir an Gemeinheit aufgedrückt hatte, das streifte ich jetzt allmälig wieder von mir ab; ich wurde ein ganz anderer Mensch und schämte mich mancher Stunde der Vergangenheit. Und wie mein Geist freier wurde, so sah ich jetzt auch die Zeit meiner Jugend, die Verhältnisse meiner Heimath mit andern Augen an. Dein Bild, Eva Dornbluth, tauchte zuerst aus dem wüsten Nebel wieder auf, und immer klarer, immer glänzender ward es wieder, — in so weiter Ferne wurdest Du von Neuem zum Stern meines Lebens. Bei Allem, was ich that,

dachte ich, von dieser Zeit an, an Dich. Du warst zu jeder Stunde mein holder Schutzgeist. Ich war arm, aber unbeschreiblich glücklich, als das Ereigniß kam, welches mich zum reichen Manne machte, und welches mir den Namen gab, unter dem ich in dieser Stadt aufgetreten bin. — Wir lagerten in der Wildniß zwischen dem Arkansas und dem Canadian, unserer Vier, ein alter Mann mit weißem Haar, Josua Warner, ein Mann vom Stamm der Chactasindianer, ein Neger und ich selbst. Der alte Warner war trotz seines Reichthums ein geschlagener Mann. Er hatte seine einzige Tochter wider ihren Willen an den Sohn eines verstorbenen Freundes verheirathet. Durch Verschwendung, leichtsinnige Speculationen und Unachtsamkeit hatte Frank Saint Coeur das eigene Vermögen eingebüßt und den Schwiegervater beinahe mit in das Verderben gezogen. Dann hatte er sich mit der Justiz überworfen, einen Mann im Streit erschossen und war entflohen nach dem fernen Westen, nach Texas. Seine arme Frau hatte er mit sich geführt, gleichsam als Geißel für den Vater, den er dadurch zu fernern Unterstützungen zwingen wollte. Nun folgte der verzweifelnde Alte der Spur seines Kindes, welches er selbst in das Verderben gestürzt hatte, indem er es in die Gewalt eines so rohen, harten Mannes, wie Frank Saint Coeur war, gab. Westward ho! Niemand hier im alten Lande begreift, was für ein Zauber in diesem Worte liegt. Legionen sind auf dem Wege nach dem Westen. Sie verlieren sich in der Unermeßlichkeit des Raumes. Hier und da wird ein Feuerherd gebaut, und aus dem Schornstein eines rohen Blockhauses kräuselt der Rauch durch die Blätternacht des Urwaldes, oder steigt auf von dem Lagerfeuer inmitten der weiten Prairie. Haben die Ansiedler im Walde, die Jäger, die Emigranten auf der Ebene den Westen gefunden? Nein, nein! Immer weiter mit Büchse und Axt, mit Karren und Wagen, mit Weib und Kind, zu Pferd und zu Fuß, immer weiter gen Westen — westward ho! Wo die Axt klingt, wo die Büchse knallt, ist nicht mehr der wilde Westen; die vorschreitende Cultur hat nur ihre Grenzen ein wenig hinausgerückt, und der wilde Westen ist ein wenig weiter vor ihr zurückgewichen. Das Zauberland, über welchem allabendlich die Sonne untergeht, wo unbekannte majestätische Ströme durch unbekannte Thäler rollen, wo unendliche Schätze offen und doch unerreichbar daliegen, bleibt immer in derselben Ferne; das Sehnen nach ihm bleibt immer dasselbe. Weiter, weiter, ihr Pioniere! Sie sind Alle auf dem Marsche, Angelsachsen, Deutsche, Romanen und Kelten; ein Jeder hört den Athem des Folgenden im Nacken und sputet sich auf seinem pfadlosen Wege. Es soll da ein Goldland liegen — alte Sagen reden davon; spanische Missionäre wollen den Fuß darauf gesetzt haben; — wo ist das Land? Westward ho! westward ho! Am Missouri liegt's nicht, nicht am Arkansas, am Rothen Fluß nicht, nicht am Rio Brave, nicht am Colorado. Wo liegt's, wo liegt's? Immer weiter rückt's hinaus, wer kann's sagen, ob es nicht die Fluthen des Großen Oceans umspülen? Wer kann aber, mit solchem goldenen Glanz vor den Augen, den Fußtritt der nachfolgenden Schaaren hinter sich ohne Ungeduld hören? Weiter, weiter — wer wird zuerst jauchzend Besitz von dem dorado, dem Goldland ergreifen, wie es Pizarro, wie es Ferdinand Cortez vergönnt war? Jedermann darf hoffen, der Glückliche zu werden, vielleicht ist auch uns Beiden, Eva Dornbluth, unser Theil daran aufgehoben. Westward ho!"

„Ich folge Dir, wohin Du mich führst, Friedrich!" rief Eva mit leuchtenden Augen. „Geh' voran, ich folge Deinen Schritten überall."

„Du bist lang genug gegangen, armes Herz; in meinen Armen will ich Dich durch das Leben tragen, so wahr Gott mir helfe. Doch nun höre weiter. Wir waren dem flüchtigen Frank Saint Coeur auf der Spur, nachdem wir ihn schon Wochen lang verfolgt und gesucht hatten. Einer nach dem Andern in unserer Schaar war zurückgeblieben, sei's, daß dem Einen das Roß stürzte, sei's, daß den Andern die übergroße Ermattung zu Boden warf. So waren wir, wie gesagt, zuletzt nur noch unserer Vier und lagerten in der Wildniß. Es war eine Nacht im Junius, und während der Neger und der Indianer schliefen, saß ich wachend neben dem wachenden, trostlosen Vater. Kein Windhauch regte die Blätter der Bäume; ein kleiner Strom rauschte in der Ferne, hier und da sahen wir seinen Spiegel durch die Büsche blitzen.

Es war hellster Mondenschein. Tagelang waren wir bereits geritten, ohne einen Menschen zu erblicken; eine tiefere Einsamkeit konnte man sich nicht vorstellen. An dieser Stelle sollte ich nun etwas erleben, welches mich heute noch in der Erinnerung mit Geisterhand in tiefster Seele berührt. In meine Decke gehüllt, saß ich, die Büchse griffrecht neben mir, das Messer in der Scheide gelockert, und wieder einmal dachte ich sehnsüchtig Deiner, Eva Dornbluth, und meiner Jugend; wie ein Traum war es mir; wenn ich die halbgeschlossenen Augen ganz öffnete, und der Blick über das verglimmende Feuer und die schlafenden wunderlichen Gefährten glitt. Neben mir seufzte der alte Warner und murmelte: Vorwärts, vorwärts, da sind sie – o Lizzie! liebe, liebe Lizzie! — Seit wir uns diesem, unserm jetzigen Rastplatze näherten, war eine mächtige Veränderung mit dem Greise vorgegangen; eine Art verzweiflungsvoller Zuversicht auf das Gelingen unserer Jagd hatte sich seiner bemächtigt. Er stammte von schottischen Eltern; war etwas von dem second sight, dem geisterhaften „zweiten Gesicht" seiner frühern Landsleute über ihn gekommen? — Hinter uns standen die Pferde angebunden, und eins hatte den Kopf über den Hals des andern gelegt; ein anderes wieherte im Traum. Auch Pompey, der Nigger, murmelte im Schlaf, ihm träumte von der Rakoonjagd; nur der Indianer lag ganz still, und sein Roß stand eben so still abseits den andern drei. Allmälig verloren unter dem Rauschen des Flüßchens meine Gedanken ihre Bestimmtheit; wie es zu geschehen pflegt, verfiel auch ich, trotzdem ich die Wacht hatte, in einen Halbschlummer, dessen Dauer ich nicht bestimmen kann. Ein Schrei Josua Warner's jagte mich empor und mit Büchse und Messer auf die Füße. Der Greis stand aufgerichtet, voll vom Mond beschienen, in unserer Mitte, und starrte auf eine Lichtung, die hinaus auf die weißleuchtende Prairie jenseits des Stromes führte. Der Chactas und der Neger hatten auch ihre Waffen ergriffen, die Pferde zogen angstvoll an ihren Halftern. Nirgends war das Geringste, was Grund des Schreies und Schreckens hätte sein können, zu erblicken. Dem alten Vater war der Hut entfallen, seine Locken schimmerten silberweiß, starr war sein Blick, dem eines Schlafwandlers ähnlich, gradeaus gerichtet, und die Augen Aller folgten den seinigen. Ich wollte den Träumenden beim Arm fassen, um ihn zu erwecken; aber er winkte mir und deutete auf die Lichtung:

„Still — da ist sie — seht Ihr sie? Lizzie! Lizzie! Da schwebt sie fort! Lizzie! liebe Lizzie! warte, warte, wir kommen!"

Nichts zu sehen, — kein Ton zu hören außer dem Rauschen des Wassers; in tiefster nächtlicher Ruhe lag die Natur. Ich fürchtete, das Unglück habe die Sinne des armen Vaters verwirrt; aber vergeblich suchte ich in seinen Augen nach dem irren Flackerlicht des Wahnsinns. Josua Warner war ein harter Mann, ein eisenherziger Sclavenhalter, und wie ein solcher sah er auch jetzt wieder aus. „Kommt, Fred," sagte er, „wir sind am Ziel; sie hat mich gerufen, ich habe sie gesehen, Gott segne ihr süßes Gesicht, kommt mit den Pferden." — Die Büchse hing er über die Schulter, sein Roß band er los und nahm es beim Zügel. Gegen den Fluß führte er es; wir Andern folgten seinem Beispiel; ich in leisem Grauen, der Neger kopfnickend und die glänzenden Augen rollend, Chimapatawe, der Indianer, gravitätisch und bedachtsam. Ich wollte die Büchse schußbereit in den Arm werfen; aber der Greis schüttelte das Haupt: „Nicht nöthig, Fred, arme Lizzie!" — Wir schritten auf die Lichtung zu und zogen durch den seichten Strom fast trockenen Fußes. Eine kurze Zeit zogen wir im Mondenlicht; dann nahm uns der Wald wieder auf, und wir schritten weiter, nach indianischem Brauch in einer Linie, der Alte voran, dann ich, dann Pompey, zuletzt der Chactas, Jeder sein Pferd am Zügel führend. Eine gute halbe Stunde blieben wir nun im tiefsten Dunkel; dann hielt der Greis plötzlich an und wies auf den Boden. Der Indianer stieß den Verwunderungsruf seines Volkes aus, der Neger glotzte; wir standen vor einer Feuerstelle, um welche Alles auf den längern Aufenthalt eines Reitertrupps hindeutete. Kaum acht Tage alt konnten diese Spuren sein.

„Arme Lizzie!" murmelte der Vater. „Wie Deine kleinen Füße so wund waren! Wie Du so müde geworden bist! Schläfst Du, schläfst Du sanft? Still, still, daß wir sie nicht wecken."

Der Indianer hielt ein weißes Tuch in die Höhe; ich nahm es aus seiner Hand,

es waren Blutflecke darauf bemerkbar. Es war ein feines Damentaschentuch, und an der einen Ecke trug es die gestickten Buchstaben E und W; es konnte kein Zweifel herrschen, wir waren der unglücklichen jungen Frau auf der Spur. Diese Buchstaben bedeuteten Eliza Warner; aber das Blut, das Blut?! — Ich wollte das Tuch den Blicken des Vaters verbergen; er nahm es mir jedoch ganz ruhig aus der Hand und sagte:

„Sie schläft — ihre Brust that ihr so weh. Es ist Blut aus ihrer kranken Brust, Fred. Ich wußte es wohl, sie konnte den langen Ritt nicht ertragen, es mußte so kommen.“

Er verbarg das traurige Zeichen in seinem Busen, nachdem er es geküßt hatte; dann führte er sein Roß weiter, ohne aufzuschauen, als wandele er auf vollständig bekanntem Wege. Der Boden senkte sich nunmehr; die Bäume standen nicht mehr so dicht gedrängt; wir traten endlich hervor aus dem Walde auf die große Prairie, hinaus in das vollste Mondenlicht, und geriethen sogleich in brusthohes Gras. War dieses Gras einst von menschlichen Füßen und Rosseshufen niedergetreten worden, so hatte es sich längst wieder aufgerichtet, und keine Spur der frühern Wanderer war mehr zu erblicken. Das Haupt vorgebeugt, mit tiefathmender Brust, schritt Josua Warner dahin. Ein Rudel Hirsche jagte kaum fünfzig Schritte von uns zur linken Seite über einen Hügelrücken gegen Süden. Wir waren immer noch auf dem Wege gegen Westen, den fernen, wilden, gloriosen Westen; doch nach einer Viertelstunde hielten wir an in der unermeßlichen Ebene, ohne ihn gefunden zu haben. Wir hatten nur gefunden, was wir suchten. In dem wogenden Gras, inmitten der Unendlichkeit von Himmel und Wiese, trafen wir auf einen winzigen Erdhügel, auf ein ganz frisches Grab, das Grab der unglücklichen Elisabeth Warner. Eine rohe Holztafel verkündete ihren Namen und den Tag ihres Todes; die Stimme, welche den Vater von seinem Lagerplatz im Walde emporjagte, war nicht Täuschung gewesen; er hatte sein Kind wiedergefunden. Bewußtlos lag er, den Hügel mit seinen Armen umfassend; stumm standen wir Andern auf unsere Büchsen gelehnt, und der rothe und der schwarze Mann begriffen das Geheimnißvolle, das Erschütternde grade so gut wie der Deutsche. — Wir verfolgten den schlechten Burschen, welcher die arme Lizzie in dieses einsame Grab gestoßen, welcher diesen Hügel über ihrem Leibe aufgehäuft hatte, nicht weiter; — was für eine Rache hätten wir an ihm nehmen sollen? Den langen traurigen Heimweg zum Mississippi traten wir bereits am folgenden Tage an; — vielleicht traf niemals wieder ein Anderer auf dieses trostlose Grab in der Prairie. Die Hirsche und Büffel mochten um es her ruhig weiden, die Geier darüber ihre Kreise ziehen; ein menschliches Auge fiel vielleicht nie wieder auf diese Holztafel und den Namen Elisabeth Saint Coeur. Ich lebte mit dem Vater bis zu seinem Tode; ich war der Einzige, mit welchem er über das ferne Grab sprechen konnte, und ich durfte mich kaum von seiner Seite entfernen. Er gab mir seinen Namen und setzte mich, als er starb, zum Erben seines Vermögens ein. Für das Leben in den Sclavenstaaten war ich jedoch durchaus nicht gemacht. Für die Baumwollenpflanzung fand ich bald einen Käufer, meine Herren Sclaven führte ich nach den Neuenglandstaaten und ließ sie laufen; bis auf Einige, welche durchaus nicht laufen wollten, sondern sich mit großem Geschrei an mich festklammerten und behaupteten, ich sei verpflichtet, sie, Pompey, Cäsar und Agrippina, gewöhnlich Grippy genannt — zu behalten. Zu Theil war mir jetzt Alles geworden, was ich mir im Winzelwalde als das höchste Glück der Welt vorgestellt und gewünscht. Seefahrer, Krieger, Jäger war ich gewesen, blutige Abenteuer hatte ich glücklich bestanden; bei mehr als einer Gelegenheit sah ich dem Tode ohne Augenzwinkern in's Gesicht. Reich war ich jetzt, der freieste Mann auf Gottes Erdboden; aber nun fehlte mir doch wieder Alles; zurück in die Heimath trieb der glühende Wunsch; Alles, was ich in der Weite gesucht und gefunden hatte, verblaßte jetzt gegen das, was die einst so gering geachtete Heimath zu bieten hatte. Nach Dir, Eva Dornbluth, sehnte ich mich, und nicht eher hatte ich Ruhe, bis ich wieder auf dem blauen Meere schwamm. Den Hauptmann Konrad von Faber hatte ich zu New-York kennen gelernt; er machte mit mir die Ueberfahrt nach Europa. Wir schlossen uns ziemlich eng aneinander, ohne daß er jedoch meinen wahren Namen erfuhr;

er hat mich auch in die hiesige Gesellschaft eingeführt. In Hamburg trennten wir uns für's Erste; ich suchte Dich, Du Theure, zuerst natürlich im Winzelwalde. Ich war in Poppenhagen und vernahm alle die Veränderungen, welche sich dort zugetragen hatten. Man erkannte mich natürlich nicht, und ich gab mich auch nicht zu erkennen. Das war vor acht Tagen. Mein Bruder Robert war eben davongegangen, wie ich, wie Du. Ueber Dich schüttelte man die Köpfe; denn dunkle, verworrene Gerüchte waren über Dich in das vergessene Thal gedrungen. In toller Angst und Hast kam ich hierher — ich vernahm, was unserm Robert geschehen war; aber ich hatte gelernt, mich zu beherrschen. Mit lächelnder Miene ging ich umher, ließ mich von dem Hauptmann Faber überall vorstellen; der junge reiche Amerikaner war überall ein gerngesehener Gast. Für manche Sünde meines Lebens habe ich durch die innere Qual dieser letzten acht Tage reichlichst gebüßt; — nun verzeihe mir, Eva Dornbluth, meine Geliebte, meine Braut, mein Alles. Zu Deinen Füßen knie ich hier, verzeihe mir, verzeihe Alles, was der wilde Fritz vom Eulenbruch durch Vergessen, Zweifel und Mißtrauen gesündigt hat; ich liebe Dich, und habe Dich immer geliebt, und nie an ein anderes Weib gedacht!"

Weinend hob Eva den Freund auf:

„Sei ruhig, Herz. Ich lasse Dich nicht. Die Sterne haben uns auseinander geführt, die Sterne haben uns von Neuem vereinigt. Nicht wahr, nun soll uns nur der Tod scheiden?"

„Nur der Tod!" rief Friedrich Wolf. „Sag' es noch einmal, sag' es mir wieder, daß Du mit mir gehen willst, daß Du mir immer zur Seite stehen willst!"

„Immer, immer! Deine Sterne sind die meinigen."

„So laß uns gehen! Morgen, heute, in dieser Nacht!"

„Und Dein Bruder?"

„Dürfen wir ihm jetzt entgegentreten? Wir wollen schon für ihn sorgen. In der rechten Stunde wollen wir ihn dann zu uns rufen."

„Du sollst entscheiden."

„Er hat auch seine Sterne. Mögen sie ihn gut und sicher führen, wie sie uns geführt haben. Fürchtest Du Dich aber auch nicht vor dem Meere, Du Süße, Liebe?"

Eva Dornbluth schüttelte den Kopf:

„Hab' ich mich vor der Welt gefürchtet? Die ist ein noch ganz anderes, viel wilderes Meer."

Der rothe Wolf zog von Neuem das Mädchen aus dem Winzelwalde an seine Brust; dann warf er jubelnd und triumphirend die Hand empor:

„Westward ho! Gesegnet seien unsere Sterne!"

Elftes Capitel.

Das Hinterhaus von Nummer Zwölf in der Musikantengasse erfährt eher etwas Merkwürdiges, als das Vorderhaus.

Es war spät in der Nacht, und doch war noch Licht in der Werkstatt des Schreiners Tellering, im Hinterhaus von Nummer Zwölf in der Musikantengasse. Der Kanarienvogel im Bauer hatte sein Köpfchen unter die Flügel gezogen und schlief sanft; aber Hobel und Hammer in den Händen von Johannes und Ludwig Tellering, Vater und Sohn, waren noch nicht zu Ruhe gekommen, obgleich sie bereits ein saures Tagewerk hinter sich hatten. Der alte und der junge Handwerksmann waren beschäftigt, einen Sarg zu zimmern; und ein Sarg ist ein curioses Stück Arbeit, welches keinen Aufschub duldet. Für die Wiege darf der Mensch als Mensch und Hausvater lange vorher, ehe sie gebraucht wird, sorgen, und die junge Braut und Frau darf sie in erröthender Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, unter ihrer Aussteuer in das Haus des Mannes bringen; wenn aber Jemand bei Lebzeiten seinen Sarg bestellen wollte, so würde das mit Recht die Verwunderung der Nachbarn und Mitlebenden erregen, und das Exempel des Kaisers Karl des Fünften würde zur Rechtfertigung solcher Schrulle durchaus nicht ausreichen. In Gedanken zimmert der fromme Christ leider freilich oft genug einen hübschen, festen, bequemen Sarg im Voraus für geliebte Anverwandte, die sehr reich, oder andere, welche zu mürrisch und alt sind; aber hat man jemals wohl davon gehört, daß ein liebender Neffe einem alten Erbonkel solch ein schwarzes, solides, mit Silber beschlagenes Ruhebett zum Geburtstag oder bei einer andern festlichen Gelegen-

heit als Zeichen seiner Verehrung und Liebe dargebracht habe? Weder die alten noch die neuen Schriftsteller, weder die Classiker noch die Epigonen melden von einem solchen Factum.

Uebrigens ist es immer eine traurige Arbeit, einen Sarg zu machen, in Gedanken sowohl, wie in der Wirklichkeit; man kann in keiner fröhlichen Stimmung dabei sein; und so arbeiteten auch in dieser Mitternacht Vater und Sohn ernst und eifrig neben einander fort und sahen kaum von ihrer Arbeit auf. Jeder dachte dabei das Seinige, und ob die Gedanken aus einem grauhaarigen oder braungelockten Kopfe entsprangen, einerlei, sie waren gleich melancholisch gefärbt; obgleich weder Meister Johannes noch Ludwig viel von dem Schläfer wußten, welchem sie das letzte Ruhebett bauten.

Neben der Werkstatt befand sich die Schlafkammer der Frauen der Familie. Die hübsche, lustige Louise schlief so sanft und friedlich, wie der kleine Vogel im Bauer; sie lächelte im Traum und vernahm nicht das Mindeste von Hobel, Hammer und Säge. Wachend lag aber die Mutter Anna, sie horchte schlaflos der fortschreitenden Arbeit des Mannes und Sohnes. Solch eine alte Frau hat mehr Sorgen, als ein junges Ding von sechzehn Jahren; die Jungen und Gedankenlosen wissen gar nicht, wie glücklich sie sind.

Die beiden Fenster der Werkstatt gingen auf den Hof; das einzige Fenster der Kammer der Frauen sah in die enge schwarze Gasse, durch welche man gehen mußte, um zu dem Klosterhof von Sanct Nikolaus, um zu dem Giebel des Sternsehers Heinrich Ulex zu gelangen. Wir kennen den Weg bereits. An das Fenster der Schlafkammer klopfte plötzlich Jemand ganz leise und erschreckte die Mutter Anna dadurch ungemein. Hochauf fuhr sie und horchte, ob sie sich auch nicht getäuscht und das Spiel des Windes für das Anpochen einer menschlichen Hand genommen habe. War der Todte, für welchen der Ehemann und der Sohn sich quälten, ungeduldig geworden? Kam er, um sich nach seinem letzten Hause zu erkundigen? Frau Anna warf einen Blick nach dem Lager ihrer Tochter; das junge Mädchen schlief ruhig weiter; auch Hammer und Hobel in der Werkstatt ließen sich in ihrem Werke nicht stören. Aufrecht saß die Frau im Bett; eben wollte sie sich wieder niederlegen, als sich das Anpochen wiederholte. Eine klare Stimme rief dicht vor dem Fenster:

„Ich bin's. Erschreckt nicht. Ich bin's, — Marie Heil!"

„Mein Jesus!" rief die Frau. „Johannes! Ludwig! Da ist Jemand draußen. Marie Heil ist draußen. Oeffnet ihr doch! Louise, Kind, wach' auf."

Louise erwachte und fragte, was es gäbe. In der Werkstatt hörte das Hämmern und Pochen auf. Auf den Ruf seiner Mutter hatte sich Ludwig Tellering blitzschnell von der Arbeit emporgerichtet. Als er den Namen Marie Heil vernahm, lief er, im höchsten Grade betroffen, eiligst der späten Besucherin die Thür zu öffnen. Die Frauen kleideten sich schnell an.

Mit zitternder Hand schob Ludwig den Riegel der Hausthür zurück. Der Wind blies ihm die Lampe aus, und er mußte die Hand der kleinen Familienfreundin ergreifen, um sie zu der Hofwohnung zu geleiten.

„Was ist denn geschehen, Fräulein Marie?" fragte er ängstlich. „Um Gotteswillen, es ist doch kein Unglück geschehen?"

Die Stimme Marie's kämpfte zwischen Weinen und Lachen, als sie antwortete:

„Ein Unglück? Nein, nein! Aber ich muß fort — ich gehe fort — weit — weit — o so weit, Herr Ludwig!"

Herr Ludwig faßte die kleine Hand noch viel fester, als vorher; er ließ sie auch nicht eher los, bis die Hofwohnung erreicht war. Das Wort des Mädchens hatte den jungen Mann so erschreckt, daß ihm jedes Wort, jede Frage im Munde stecken blieb; desto lauter und vielfältiger aber drängten sich die Fragen der übrigen Familie Tellering, deren Glieder jetzt sämmtlich in der gerümpelvollen, verräucherten Werkstatt, zwischen Hobelspänen, Brettern, Werkzeug aller Art und neben dem Sarge versammelt waren.

Der scharfe Wind, die Gemüthsbewegung und der eilige Lauf durch die Gassen hatten die Wangen der kleinen Marie noch viel röther gemacht, als sie schon im gewöhnlichen Zustande waren. Eine geraume Zeit stand sie inmitten der verwunderten, erschreckten Freunde, ehe sie sich so weit gesammelt hatte, um Bericht zu geben über das, was sie zu so ungewohnter Stunde hertrieb. Ludwig Tellering hatte die Faust

auf den halbfertigen Sarg gelegt, wiederholte im Innersten seiner Seele: ich gehe fort, weit, weit fort, — starrte das junge Mädchen mit weit offenen Augen an und sah ungefähr aus, wie Jemand, welcher aus einem schönen Traum vermittelst eines Waschnapfes voll kalten Wassers geweckt worden ist.

„Setzen Sie sich doch, Marie,“ sagte der Meister Johannes, eine Bank mit der Handwerksschürze abstäubend; aber das junge Mädchen schüttelte energisch den Kopf:

„Ich danke sehr, Meister. Ach, Du lieber Gott, für's Erste werde ich wohl nicht wieder zum Sitzen kommen und noch weniger zum Liegen. Wir gehen fort, o so weit, — bis an der Welt Ende; — erst nach Italien, dann nach Paris, dann nach Amerika.“

„Nach Amerika?!“ rief die Familie Tellering in den verschiedensten Tonarten, und Ludwig fuhr abermals zusammen, wie vom Blitz getroffen, faßte sich aber als ein Mann sogleich wieder und stellte sich fest auf den Füßen, als wolle er im Boden Wurzeln schlagen und Blätter und Blüthen treiben, gleich einer von einem allzu persönlichen Gott verfolgten griechischen jungen Dame aus der Zeit der Metamorphosen.

„Na nu?“ rief der Alte.

„Ach Du mein Himmel!“ rief Louise.

„Nach Amerika?!“ rief die Mutter Anna, auf einen Holzschemel sinkend.

Ludwig Tellering sagte gar nichts; er nahm mechanisch seine Mütze vom Tisch und setzte sie fest auf den Kopf.

„Das ist wirklich eine merkwürdige Nachricht,“ rief der Meister. „Und wann soll die Reise vor sich gehen?“

„In dieser Nacht — gleich! Ich komme, zu fragen, meine Herren, ob Sie uns helfen wollen beim Einpacken. Wir wollen mit fremden Leuten nichts zu thun haben. Viel nehmen wir nicht mit. Seht mich nur nicht so erschreckt an, Ihr Leutchen; es geht Alles mit rechten Dingen zu. Wir überlegen es uns erst recht reiflich, ehe wir uns entführen lassen.“

Die Aufregung der Familie Tellering stieg immer höher.

Louise schloß die kleine Freundin in die Arme und rief schluchzend:

„Es ist Dein Ernst nicht, daß Du weggehst! O, Marie, was soll das nur? Was soll das heißen?“

„Es ist mein völliger Ernst,“ schluchzte dagegen Marie Heil. „Ich kann nicht anders, so große Angst ich auch habe. Es ist eine merkwürdige Geschichte, und ich hätte nie gedacht, daß ich so etwas erleben sollte. Ich kann meine Herrin nicht verlassen.“

Die Dienerin Eva Dornbluth's erzählte nun, was vorgegangen war, wie Herr Friedrich Wolf, der Bräutigam ihres Fräuleins, als ein reicher Mann heimgekehrt sei aus den fernen Mohren- und Indianerländern, und wie er seine Braut sogleich mit sich fortführen wolle, und wie man keinen Augenblick versäumen dürfe.

„Wir entschlossen uns kurz,“ fuhr sie fort, „denn wir haben uns nie lange besonnen, das Leben ist nicht lang genug dazu. Mein Fräulein fragte mich, ob ich weiter mit ihr gehen, oder ob ich hier bleiben wolle. Ich fragte sie, was sie von mir dächte, ob sie mich für ein Ding hielte, das sich vor einem Mohren oder einem Indianer oder sonst einem wilden Mann fürchte? Ich sagte, ob sie sich nicht erinnere, was sie Alles an mir gethan habe, und wie sie mich fast wie eine Schwester behandelt habe. Sie sagte, das sei Alles recht gut; aber der Weg sei so weit, und die Welt sei so weit, und man könne nicht wissen, ob man jemals wieder zurückkomme. Der Herr sagte, er wolle auch hier gut für mich sorgen; aber ich antwortete ihm, wie er es verdiente: was er von mir dächte, ich wolle mein Fräulein doch nicht mit ihm allein zu allen Hottentotten und Russen, Chinesen und Menschenfressern ziehen lassen — dazu kenne ich ihn doch noch nicht lange genug. Und um die Sache zu einem schnellen Ende zu bringen und nicht laut heraus zu weinen, sprang ich weg nach meinem Mantel und Hut, und wenn die Herren uns nun helfen wollen, unsere Koffer zur Eisenbahn zu schaffen, so soll uns das sehr angenehm und lieb sein. Was wir nicht tragen können, lassen wir zurück und kümmern uns nicht drum. Die Armen sollen es haben; denn wir sind selbst arm gewesen, und mögen es überall besser wiederfinden.“

Die Aufregung der Familie Tellering war nicht zu schildern, sie hatte den äußersten Grad erreicht. Das Plötzliche und Unerwartete that das Seinige, Jedermann in die höchste Verwirrung zu bringen.

Selbst der Canarienvogel erwachte, zog den Kopf unter dem Flügel hervor, schaute verwundert umher und rieth mit hellem Gezwitscher der kleinen Marie, Vernunft anzunehmen und im Lande zu bleiben. Louise weinte laut, es weinte die Mutter Anna, der Alte schüttelte betrübt den Kopf, und Ludwig — Ludwig schien den Kopf vollständig verloren zu haben. Dann kam ein Augenblick, während welchem Marie und Louise einander schluchzend in den Armen lagen, und beiderseitig nicht an die plötzliche Trennung glauben konnten und wollten; dann kam ein Augenblick, wo Marie Heil sich wieder zusammenraffte und eine kleine thränenerstickte Rede hielt über die Flüchtigkeit der Zeit, und wie man nie wisse, ob man nicht recht bald wieder zusammenkommen werde. Nun hatte der Meister Johannes Tellering Mütze, Jacke und Rock gefunden, und die Mutter Anna hatte weinend dem jungen Mädchen, welches so weit in die Welt gehen wollte, ihren Segen gegeben. Ludwig Tellering quälte sich vergeblich ab, mit dem linken Arm durch den rechten Aermel in den Rock zu gelangen; es bedurfte der vereinigten Hilfe von Vater und Mutter, um seine Ausrüstung zu vollenden.

Nun ein Thüröffnen und ein Thürschließen: auf ihren Betten — allein in ihrer Kammer — saßen die Frau Anna und Louise; sie weinten Beide und machten ihrem Kummer in abgebrochenen Ausrufen Luft. Gegangen war die kleine Freundin, und der Canarienvogel in der Werkstatt, jetzt vollständig wach und munter, sang ihr sein lustigstes Leibstückchen nach. — — — —

Mitten im unbehaglichen nächtlichen Getümmel am Bahnhof! Wie pfiff und heulte der kalte Wind durch die dunkle hohe Halle! Jede Laterne diente nur dazu, die Nacht noch finsterer zu machen; ungeduldig keuchte die Locomotive und sah mit feurigen Augen in die Dunkelheit. Vor der Wagenreihe drängte sich das fröstelnde, vermummte, bepelzte Gewimmel der Reisenden; Beruf und Pflicht, Glück und Unglück kümmern sich nicht um Jahreszeit, Wetter und Stunde; sie jagen die Menschen auf und treiben sie, und die armen Menschen denken gar noch, sie seien auf der Wanderung, weil sie es wollen, weil sie es reiflich überlegt und beschlossen haben.

Eva Dornbluth saß bereits im Coupee; Friedrich Wolf drückte dem alten Meister Tellering die Hand zum Abschied; Ludwig aber zögerte mit der kleinen Marie noch immer vor dem Wagen, so betäubt wie je. Krampfhaft hielt er den Arm des jungen Mädchens.

„O Marie, Marie, weshalb gehen Sie fort? Bleiben Sie hier!"

„Ich darf nicht, Herr Ludwig."

„Wollen Sie meiner Schwester immer schreiben, wo Sie sind und wie es Ihnen geht?"

„Gewiß! Ach machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer."

„Sie wollen uns nicht vergessen?"

„O Herr Ludwig!"

„So leben Sie wohl, Marie. Wir sehen uns wieder!" Er riß die Kleine in den Arm und küßte sie. Er that es. Dann schob er sie in wilder Hast in den Wagen und stürzte aus der Bahnhofshalle, ohne sich umzusehen. Ihm nach klang ein leiser Ruf: „Ludwig!" aber er vernahm ihn nicht mehr; wie konnte er hören und sehen? Friedrich Wolf gab dem Meister Johannes noch einen Brief für einen Mitbewohner des Hauses Zwölf in der Musikantengasse, über welchen er mit ihm viel auf dem Wege zum Bahnhof gesprochen, von welchem er viel sich hatte erzählen lassen.

Nun schrillte die Pfeife des Zugführers. Laut auf schrie die Locomotive, einem wilden Thier gleich, das losgelassen wird von der Kette. Der heiße Athem füllte mit dichten Wolken die hohe Halle; in Bewegung setzte sich der Zug. Hinaus, hinaus, schnell und immer schneller hinaus in die Nacht, die Zukunft; südwärts soll es Länder geben, wo es nicht schneit, wo die Sonne keinen Winter duldet. Südwärts fuhren Fritz und Eva. Noch einmal winkte Marie Heil aus dem Coupee; kopfschüttelnd, traurig sah den Reisenden der Meister Johannes nach. Dann schritt er ebenfalls aus dem Bahngebäude, und fand an der nächsten Straßenecke seinen armen Jungen.

Sie gingen nach Haus, und der Alte legte sich erschöpft zu Bett. Ludwig Tellering aber machte sich mit fieberhafter Hast von Neuem an die Arbeit; den Sarg vollendete er allein. Mit grimmiger Energie schlug er Nagel auf Nagel ein. Es war ein trauriges Werk; aber Todesgedanken hatte der Jüngling nicht dabei. Wir können ihm nur Glück wünschen zu seinem

Gedanken; es waren muthige Gedanken, und der Muth ist ein edel Ding in dieser Welt.

Zwölftes Capitel.

Julius Schminkert für immer! Schlaue Bemerkungen des Autors über die Damen im Kartenspiel.

Am folgenden Morgen schien freundlich die Sonne in das Zimmer des Polizeischreibers; nach vier Uhr hatte sich der Himmel geklärt; wenn auch der kalte schneidende Wind immer noch anhielt. Es war ein Sonntag, und Friedrich Fiebiger war ein freier Mann, welcher sich den Teufel um das Büreau Nummer Dreizehn kümmerte und es dem Staube und den Gespenstern der Registerbücher gern und willig überließ. In dem Büreau Nummer Dreizehn mochten die unheimlichen Geister so viel Tänze und Sprünge machen, wie sie wollten, ruhig saß der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger mit Robert Wolf beim Frühstück und betrachtete durch die Wolken seiner Tabackspfeife still und unbemerkt seinen Schützling zum ersten Mal beim hellsten Tageslicht, und was er sah, konnte ihm nicht mißfallen.

Der Schmerz verleiht oft der gewöhnlichsten Physiognomie einen Reiz, von welchem sonst keine Spur in ihr zu finden ist; denn der wahre Schmerz erhebt über das Alltägliche und hat, wie die wahre Freude, eine verklärende Macht, die selbst im Körperlichen zur Erscheinung kommt. Hier aber hatte der Schmerz sein Siegel auf ein schon von Natur schönes und geistvolles Gesicht gedrückt, und so war der energische Zauber unbeschreiblich.

„Sieh mich an, Robert," unterbrach endlich der Schreiber sein stummes Studium, dem er sich fast mit Gewalt entreißen mußte. „Hätten wir gestern wohl gedacht, daß wir heute die Sonne so klar sehen würden? Es ist kaum noch eine Wolke zu erblicken. Sieh auf, Robert Wolf."

Der Knabe erhob matt das Gesicht; die Thränen traten ihm immer von Neuem in die Augen.

„Ich werde es nie überwinden," murmelte er.

„Das wirst Du doch, mein Junge. Kind, Du hast noch nicht erfahren, wie viel der Mensch überwinden kann und muß. Du hast erst den Kelch des Lebens an die Lippen gesetzt; jetzt betäubt Dich der erste Schauder vor der Bitterkeit des Trankes; — herunter damit, — die Betäubung wird weichen. Es setzt doch Niemand das Glas ab, ehe die Neige geleert ist; wer es vorher im Lebensüberdruß an die Wand geworfen hat, der ist nur in etwas hastigeren Zügen damit fertig geworden. Man erschießt sich nur, wenn der Topf leer ist."

„Ich wollte, ich könnte Sie verstehen, aber ich kann es nicht. Mein Kopf schmerzt zu sehr, mein Hirn ist zu wüst. O bitte, schicken Sie mich in den Wald zurück, lassen Sie mich fort; ich kann mit ihr nicht dieselbe Luft in dieser Stadt athmen. Was soll ich hier? Aus dem Hause darf ich nicht gehen; ich könnte ihr begegnen in den Gassen, — o schicken sie mich heim, schicken Sie mich zurück in den Wald!"

„Armes Kind, Du weißt nicht, in welcher Einsamkeit Du Dich hier in diesem Menschengewimmel befindest. Glaube mir, Deine heimathliche Wildniß wird Dich und Deinen Kummer nicht so gut vor den Menschen schützen und verbergen, als diese Wildniß von aufgethürmten Mauersteinen. Was willst Du den Leuten zu Poppenhagen sagen, wenn Du heimkehrst? Wie willst Du ihnen entgegentreten, wenn sie Dir mit Geschrei und aufgehobenen Händen entgegenlaufen: Petz ist wieder da!? Werden sie Dich in Ruhe lassen? Werden sie Dir gestatten, ein Einsiedlerleben im Winzelwalde zu führen? Rufe Dir im Geist all Deine Bekannten vor die Seele, die Alten wie die Jungen, das ganze Nest; dann denke darüber nach, was das Völklein sagen wird, wie es lachen, wie es Dir Nasen drehen wird. Dein alter Freund, der Pastor, ist todt, Du kannst Dich nicht in sein stilles Studirstübchen, nicht hinter seine Bücher flüchten und verstecken."

Der Knabe ließ das Gesicht in die Hände fallen und zog die Schultern zusammen. Er fühlte, wie sehr der Alte Recht habe.

„Bleibe bei mir, Robert," fuhr der Schreiber fort. „Ich kann Dich besser verstecken, und will es auch. Eine Tarnkappe sollst Du über die Ohren ziehen; Deine Seele will ich heilen, und hoffe, daß es mir gelingen wird. In Poppenhagen wirst Du sitzen wie ein Uhu auf der Stange und Jedermann zum Gaudium und Aufstoß dienen."

Seine Pfeife stellte der Alte fort und

ging schnellen Schrittes in seinem langen Zimmer auf und ab. Noch Mancherlei sagte er dem Knaben; aber dabei war er doch innerlich in großer Angst über die Frage, auf welche Weise er ihn über die erste Zeit einer so sehr veränderten Existenz hinwegheben sollte.

Da ließ sich auf der Treppe ein dumpfer Gesang hören; wohlbekannte Töne, bei welchen der Polizeischreiber sonst die Achseln zuckte, die ihn aber jetzt ärgerlich auffahren ließen. Er machte eine schnelle Bewegung gegen die Thür, um den Riegel vorzuschieben, kam jedoch zu spät; die Thür öffnete sich, und auf der Schwelle erschien Julius Schminkert, zerzaust und übernächtig, mit einem lieblichen Gedüft von allerlei Spirituosen und Tabackssorten in den Kleidern und den verwilderten Haaren.

„Sie hätten erst anklopfen sollen, Schminkert," brummte der Alte ärgerlich.

„Unangemeldet tritt der Geist herein!" sprach pathetisch der Schauspieler.

„Wohl wieder einmal die ganze Nacht nicht im Bett gewesen?"

„Richtig, edler Greis," antwortete Julius mit beneidenswerthem Gleichmuth. „Würde auch sehr schwer gehalten haben in Anbetracht der Verhältnisse. Wäre eine recht schöne und löbliche Einrichtung, wenn die Herren vom Leihhause gestatteten, daß man daselbst — in jenen heiligen Hallen — mit den versetzten Sachen sein Quartier aufschlagen könnte."

„Julius! Julius!" rief der Schreiber; aber der Tollkopf lachte.

„Sie reden immer von verschleuderter, verlorener Zeit, Mann der Ordnung. Wenn ich aber einmal einige Stunden der süßen Bewußtlosigkeit des Schlafes abgewinne, ist's Ihnen wieder nicht Recht. O Ihr Moralisten, was soll man mit Euch anfangen? Uebrigens habe ich Ihnen etwas mitzutheilen, würdiges Haupt. Eine Neuigkeit, eine schicksalhafte Neuigkeit will ich austauschen gegen eine Tasse Ihres mokkaähnlichen Gebräues, edler Römer. Gilt's?"

„Sie dauern mich, Julius. Es soll gelten; — was haben Sie zu sagen?"

Schminkert warf einen Seitenblick auf Robert Wolf, griff nach dem Kaffeetopf und sprach:

„Die schöne Waldfee — Fräulein Eva Dornbluth — oh, noch etwas Zucker, wenn ich bitten darf — hat die Welt, die Stadt und eine hochlöbliche Theaterintendanz hinter's Licht geführt. Sie ist — durchgebrannt."

Der Schreiber ließ die Arme sinken. Robert Wolf, der bis jetzt theilnahmlos das Gesicht abgewendet hatte, sprang mit einem Schrei empor, starrte den liederlichen Julius einen Augenblick an und faßte dann mit eisernem Griff die Schulter desselben.

„Noch einmal! was sagten Sie?"

Julius Schminkert befreite seine schmerzende Schulter von der kräftigen Hand.

„Donnerwetter! Los die Pfote, schwärzlicher junger Kymmerier. Ich will Euch Alles sagen; gebt mir aber eine Cigarre, ehrwürdigstes Ueberwachungsinstitut."

Fiebiger deutete kraftlos auf die Cigarrenkiste im Bücherbrett; Schminkert fühlte sich als Mann der Ereignisse und benutzte das Uebergewicht, welches ihm seine Nachricht verlieh. Er machte es sich bequem in dem Sessel des Polizeischreibers, setzte den erlangten Glimmstengel in Brand, stieß einige behagliche Seufzer aus und gab den Bericht, dem die beiden Andern mit krampfhafter Aufregung entgegensahen, so langsam als möglich von sich:

„Im trauten Freundeskreise hatte ich einen Theil der Nacht verbracht. Auch einige Freundinnen verschönten den Kranz als himmlische Blüthen; reizende Jungfrauen — Priesterinnen der Sonne, Hofdamen aller Höfe der bekannten und unbekannten Welt, Nymphen, Elfinnen, Göttinnen, — o Angelika, Du warst nicht zugegen! Wäre nur das Getränk nicht so verteufelt billig gewesen! 'S ist eine Schande; je größer der Genius, desto erbärmlicher gewöhnlich der Spiritus, wodurch die heilige Flamme entzündet und genährt wird!"

„Ich bitte Sie um Alles in der Welt, Schminkert; seien Sie verständig, seien Sie barmherzig, kommen Sie zur Sache!" rief der Schreiber in halber Verzweiflung.

„Bin ich nicht dabei?" fragte der Erzähler würdevoll. „Unterbrechen Sie mich nur nicht, altes Haus, und Sie werden allgemach eine vollkommen klare Einsicht in die Dinge gewinnen. Gut; wir haben einen Punsch angesetzt, und allgemeine Heiterkeit ist die Losung. Mit Rosen

Ist jede Stirn bekränzt, athen'scher Geist
Und heit'rer Witz verschönt die schönsten Augen.

Ein wahres Symposion, meine Herren! Aristophanes, Sokrates, Xenophon, Aspasia,

Lais, Diotima, Griechen und Griechinnen, Griechenlands edelste Geister waren zugegen. O Angelika Stibbe, Du warst nicht da; auf weichem Pfuhl der Nacht wiegtest Du die zarten Glieder, o Angelika. Hellenisch ist der Punsch, hellenisch die Stimmung; da erscheint ein Mann aus späterer Zeit, Mäcenas = Schwebemeier, ein Regenschirmfabrikant, jetzt Rentier und Hausbesitzer, — schöne Seele — ausgezeichnet guter Magen — anerkennungswerthes Vermögen. Trararabumbum!"

Nachdem der Nachtschwärmer so weit gekommen war, brach er ab, blickte eine geraume Zeit wehmüthig in den leeren Kaffeetopf und sagte dann:

„In seinem Hause wohnt — wohnt die schöne Eva. Drittes Stockwerk."

„Weiter! weiter!" rief der Schreiber.

„Hinter den Coulissen heißt unsere Gesellschaft; ihr Versammlungsort ist in der weißen Lilie. Wir empfangen den Mäcen in der Lilie hinter den Coulissen mit Wonne und Jubel, und die jungen Damen gehen ihm mit Grazie um den Backenbart. Schwebemeier muß eine frische Bowle stellen, Schwebemeier stellt die Bowle; von Neuem flammt das heilige Feuer, auch das Capital hat untergeheizt. Wir trinken, wir singen, wir tanzen, und der holde Wahnsinn hält Jedermann und jedes Fräulein mit Rosenketten gefangen. Auch die Möbeln fangen an, an unserer Lust Theil zu nehmen. Zweimal steckt die hochlöbliche Polizei unter der Visage eines bärtigen Myrmidonen ihr warnendes Medusenhaupt in die Thür und schnüffelt in die Lilie. Wir lassen uns aber nicht versteinern; wir lachen der Polizei unter die Nase. Wir kennen die Herren von der Sicherheitsbehörde, nicht wahr, Alterchen?"

Der Erzähler machte abermals eine Kunstpause. Der Schreiber lief hinundher.

„Das ist unerträglich!" schrie er. „Julius, bei meinem Zorn —"

Sehr unvermuthet und plötzlich hatte sich Julius aber an den athemlosen, zähneknirschenden Robert gewandt, mit der dringend ausgesprochenen Warnung:

„Jüngling, opfere den Grazien, es gibt sonst Augenblicke in Deinem Leben, Augenblicke, wo sich vor Deinen Augen und im Innersten Deiner Seele Alles dreht; wo Du nicht gewiß bist, ob Du auf dem Stuhle sitzest, oder ob der Stuhl auf Dir Platz genommen hat; Augenblicke, in welchen es Dir zweifelhaft ist, ob Du die Götter verlassen hast, oder ob die Götter Dich aufgegeben haben; Augenblicke, in welchen Du Dich an Allem halten willst, aber mit Schrecken merkst, daß alle andern Gegenstände eben so schwankend sind, wie Du selber. Hüte Dich, Jüngling, und achte das Wort eines erfahrenen Mannes; die Erde dreht sich; aber der Mensch dreht sich auch manchmal. O wie betrunken war Mäcenas atavis! was war aus den Damen geworden! Wir brechen auf, und wer allzu unselbständig geworden ist, bleibt und deckt den Wahlplatz schnarchend mit seinem Leibe. Wir aber, in denen das göttliche Licht der Vernunft nie ganz erlischt, stellen uns fest auf unsern Beinen, fassen den Bonhomme Schwebemeier unter die Arme und bringen — die Damen nach Haus. Wer den ersten überwältigenden Eindruck der frischen Nachtluft übersteht, ist gerettet aus den Banden der Unterirdischen; wir überstehen ihn Alle und finden unsern Weg durch Sturm und Regen. Das bejammernswertheste Bild menschlicher Hinfälligkeit bietet Mäcenas dar. Anfangs bezeigt er einige Lust, eine Laterne einzuwerfen; kann sich jedoch trotz aller moralischer Ermuthigung, die ihm unsererseits zu Theil wird, nicht auf die Höhe solch einer männlichen That erheben. Dagegen tritt bei ihm das Stadium unzurechnungsfähiger Krakeelsucht ein; aber noch ehe sich dasselbe unangenehm entwickeln kann, packt ihn die Reaction mit kalter Faust, — der Rentier wird weich! Meine Herren, ein betrunkener Hausbesitzer, der sich mit dem Theater, mit der Kunst in Verbindung gebracht hat und weich wird, ist ein merkwürdiges Schauspiel. Schwebemeier edite regibus zerfließt in Thränen, er beruft die Manen seines verstorbenen Weibes und beschwört die erregten Gefühle seiner gegenwärtigen Ehehälfte; er heult in allen Tonarten über die eigene Schlechtigkeit, Unsolidität, Immoralität; er macht den ihn geleitenden Damen vielen Spaß. Aber die Damen werden nach Hause gebracht; die übrigen Herren der heitern Gesellschaft verlieren sich gleichfalls in der Nacht, oder vielmehr in dem grauenden Morgen; — dem gutmüthigen Julius liegt der zerfließende Particulier zuletzt allein auf den Schultern; — meine Herren, sollten Sie es für möglich halten, daß es mir selbst

jetzt in solchem Augenblicke unmöglich war, der zugeknöpften Hartnäckigkeit des Philisters ein kleines Darlehn auf die beste Sicherheit zu entlocken? Sollte man nicht an der Welt verzweifeln, wenn dem fühlenden Manne der brutale Instinkt dieser Thiermenschen selbst in den rührendsten Augenblicken entgegenfletscht? Ich schleppe den Regenschirmfabrikanten, wie weiland Atlas die Welt; wir langen nach Ueberwindung übermenschlicher Schwierigkeiten vor der Thür des Mannes in der Lilienstraße Nummer Zwölf an und finden sie offen. Es ist vollständig Dämmerung, und die ersten Spuren wiederkehrender Menschenwürde werden an dem Rentier sichtbar. Er findet es unerklärlich, als er seine Halsbinde nicht mehr findet, und bedenkt nicht, daß er sich mehrmals in den Canal stürzen wollte, und jedesmal an der Cravatte zurückgehalten wurde. Ich schiebe ihn die Stufen seiner Hausthür hinauf, und auf der Hausflur erschreckt uns eine Gespenstererscheinung. Beleuchtet vom Schein einer Küchenlampe taucht dicht vor uns eine Person auf — die Erd hat Blasen wie das Meer sie hat — eine Person, welche in sich alle Vorzüge der drei Macbeth'schen Hexen vereinigt. Schwebemeier's Gattin ist's, und die Gräßlichkeit der Erscheinung vernichtet den Gemahl sofort vollständig und macht auch auf mich trotz meiner männlichen Gelassenheit einen überwältigenden Eindruck. Sie stürzte sich auf uns, und der holde Strom ihrer Rede überfloß uns, alle Dämme der Rhetorik durchbrechend; schreckensbleich duckten wir die Köpfe, als sie zufaßte und den Mann ihres Herzens beim Kragen nahm. Ich wich ihr, nachdem ich aus ihrem höllischen Gezeter noch vernommen hatte, was ich Euch entgegenrief, Ihr Herren: Fräulein Eva Dornbluth, der Stern des Waldes, die Fee aus der Wildniß, das große und schöne Räthsel der Stadt, hat in dieser ewig denkwürdigen Nacht in der Begleitung und unter dem Schutze eines hochgewachsenen Herrn mit rothblondem Backenbart ihre Wohnung und das Haus des Particulier Schwebemeier verlassen und sich in einem himmelblauen, sterngestickten Zauberschleier den Augen der trauernden Menschheit entzogen; — warum, wozu und wofür, habe ich noch nicht erfahren können, doch

Im schnellen Fluge folgen sich die Stunden,
Der Tag ist da, die Wahrheit wird gefunden." —

Seinen Rock knöpfte Robert Wolf zu; nach seiner Mütze sah er sich um, als wolle er auf der Stelle der flüchtigen Geliebten nachlaufen. Der Polizeischreiber aber hatte ein scharfes Auge auf ihn, stellte sich mit dem Rücken an die Thür und rief im Innern alle Götter an, flehend, das Vernommene möge Wahrheit sein. Als der Knabe aus dem Walde die Hand auf den Thürgriff legte, legte er seine Hand auf die des Knaben und rief mit spöttischem Lachen:

„Wohin willst Du, Robert Wolf? Willst Du Dich noch einmal von der Dame auslachen lassen? Ich dächte, jeder ordentliche Mann hätte an einem Male genug."

Der Jüngling ließ unter der kalten Hand des Alten den Thürgriff los und schlich zu seinem Stuhl zurück. Ein Männertritt ließ sich auf der Treppe vernehmen; Ludwig Tellering trat ein. Er trug den Brief in der Hand, welchen Friedrich Wolf in der vergangenen Nacht seinem Vater gegeben hatte. An die Ueberreichung desselben knüpfte er zugleich die Bitte, der Herr Polizeischreiber möge ihm — Ludwig Tellering — einen Atlas und ein Geographiebuch mit „recht viel über Italien, Paris und Amerika drin" leihen. Er erhielt das Verlangte und empfahl sich mit höflichem Gruße, um den ganzen Sonntag über eifrigst sich dem Studium der Länder zu widmen, der Länder, nach welchen Marie Heil gegangen war.

Zweifelnd wog der Polizeischreiber das versiegelte Schreiben in der Hand, dann befahl er in so ernstlicher Weise dem gemüthlichen Julius, sich zu packen, daß dieser der Bitte unverzüglich nachkam. Nun erbrach der Alte den Brief, ein kleines Billet, gerichtet an Robert Wolf, fiel heraus; der Schreiber behielt es für's Erste noch in der Hand und vertiefte sich ganz und gar in die Lectüre des an ihn selbst gerichteten Briefes.

Das Schreiben lautete:

„Geehrter Herr!

Die Geschicke der Menschen, welche weit voneinander ihre Bahnen geführt werden, können sich kreuzen, und Verpflichtungen können entstehen, während die Betheiligten körperlich vielleicht niemals sich nahe treten. Der letztere Fall ist zwischen uns Beiden eingetreten, und der Bruder Robert Wolf's weiß nicht, wie er seinen Dank aussprechen

soll für das, was Sie an jenem armen Knaben gethan haben. Ich habe Alles erkundet, was die Geschichte meines Bruders betrifft; ich bin ihm in den letzteren Tagen näher gewesen, als er sich träumen ließ. Ich habe überlegt und bin zu dem Resultate gekommen, daß ich nicht vor ihm, und somit auch nicht vor Ihnen, theurer Mann, erscheinen darf. Der Knabe wird mich für den Zerstörer seines Glücks, für seinen Feind ansehen; ich will ihm ersparen, daß er einst die Stunde eines unzeitgemäßen Wiedersehens verwünsche. Die Jahre werden ihn beruhigen, und ihm alles Das, was er jetzt durch solch ein häßliches Medium sieht, in dem wahren Lichte zeigen; dann wird der Bruder dem Bruder freudig die Arme öffnen können. Eva Dornbluth, meine Braut, die unschuldige Ursache seines Schmerzes führe ich mit mir fort, sie gehört mir an und wird nicht mehr dem armen Robert in den Weg treten. Auch sie sagt Ihnen ihren tiefgefühltesten Dank und küßt Ihnen die Hand, die Sie so barmherzig, so schutzreich über Robert Wolf ausgestreckt haben. Wenn Sie, geehrter Herr, diesen Brief durch den Schreiner Tellering empfangen, sind wir weit von hier entfernt; wir werden den Winter in Italien zubringen, und im Frühling die See kreuzen. Von New-Orleans werde ich Ihnen weitere Mittheilungen machen.

Ich habe vernommen, daß mein Bruder Talente gezeigt und Kenntnisse erworben hat, ich will das Meinige dazu thun, daß ihm in Zukunft alle Wege zu letzteren offen stehen sollen. Nach hiesigen Begriffen bin ich ein reicher Mann; aber wie arm fühle ich mich, wenn ich bedenke, was Sie einem unglücklichen fremden Knaben, was Sie meinem Bruder geben. Einige Wechsel auf das Haus Wienand schließe ich bei und bitte, die Summen zur Erziehung und Ausbildung Robert's nach Belieben und bester Einsicht zu verwenden.

Eva schreibt einige Worte an Robert; ich kann mir lebendig vorstellen, wie der Knabe den Brief der Armen behandeln wird.

Leben Sie wohl; Sie sollen immer einen dankbaren treuen Freund finden an

Frederick Warner
alias Friedrich Wolf
aus Poppenhagen im Winzelwalde."

Der Polizeischreiber Fritz Fiebiger nickte fünf Minuten lang mit dem Kopfe; dann schloß er vorsichtig die Wechsel in seinen Schreibtisch. Dann nickte er wieder fünf Minuten hindurch mit dem Kopf, stopfte eine Pfeife, zündete sie an, betrachtete das Billet Eva Dornbluth's, betrachtete den brütenden Robert Wolf und sagte zuletzt:

„Dein Bruder Friedrich hat mir soeben geschrieben. Hast Du gewußt, daß Fräulein Eva Dornbluth und er längst Verlobte waren, als Du Dich in das Mädchen verliebtest?"

Der Knabe zitterte an allen Gliedern und stammelte einige ziemlich unverständliche Worte.

„Sprich deutlich," sagte der Schreiber.

„Ich habe es ihr nie geglaubt; sie waren ja noch Kinder, als sie zusammenlebten," flüsterte Robert.

Der Schreiber zuckte komisch die Achseln:

„Und was bist Du denn eigentlich, mein Junge, — wenn ich fragen darf?! Hier, da hast Du einen Brief von der Dame; ich hoffe, Du beträgst Dich verständig und vernünftig."

Robert Wolf griff nach dem Billet; aber schon als er die hastige und doch zierliche Handschrift erblickte, betrug er sich nicht anständig und vernünftig. Mit zitternder Hand zerriß er den Umschlag und las. Roth und bleich wurde er, zwischen den Zähnen murmelte er. „Mein Bruder — sie — unschuldig — Freundschaft — Fluch ihnen!"

In Stücke zerriß er den Abschiedsbrief Eva Dornbluth's. Er weinte aber nicht mehr: — jetzt war er das unbestrittene Eigenthum des Polizeischreibers Friedrich Fiebiger geworden; auf wie lange, das war freilich eine andere Frage. Pique-Dame war aus dem Spiel; aber es gibt noch mehrere Kronenträgerinnen zwischen den Karten; glücklich Die, welchen Herz-Dame herausfällt, und welche damit das Spiel gewinnen!

(Fortsetzung folgt.)

Volkssagen aus der Schweiz.

Mitgetheilt von B. Runge.

II. Die Einnahme von Wyssenau.

(Canton Bern.)

In Bödeli vor Interlaken, unweit der Stelle, wo noch vor vierhundert Jahren der jetzt spurlos verschwundene Marktflecken Wyden lag, stand vor langer Zeit auf einer

Insel der Aare ein festes und mächtiges Schloß, welches von den Herren von Wyssenburg aus dem Simmenthal erbaut worden war. Es hieß Wyssenau und hatte gewaltige Mauern und Thürme, deren Reste noch heute über das Gebüsch von Erlen und Hollunder weit emporragen und wahrscheinlich noch viele Jahre dem Zahn der Zeit trotzen werden. Vielleicht befand sich schon zur Zeit der Römer und Burgunder dort ein fester Thurm zum Schutz der nahen Landstraße und des Landungsplatzes am Thuner See. Als die Herren von Wyssenburg die Wasserburg mit großen Kosten erbauten, wählten sie, wie die Volkssage erzählt, den Platz ebenfalls mit Rücksicht auf die hier anlegenden Schiffe und die vorbeiziehenden Wanderer, nicht aber, um sie zu schirmen, sondern um sie einem Zoll zu unterwerfen und im Weigerungsfalle sogar auszuplündern. Sie sahen sich indeß arg getäuscht; Bern war bereits mächtig geworden und drohte mit einem Angriff auf Wyssenau, sobald seine reichen und thätigen Handelsleute belästigt werden würden. Es blieb daher den Freiherren nichts Anderes übrig, als sich ruhig zu verhalten und die großen Kosten des Baues in anderer Weise aufzubringen. Die armen Unterthanen, die bereits genug hatten frohnen müssen, sollten jetzt auch die von ihren Herren gemachten Schulden bezahlen und jeder Monat brachte ihnen eine neue und immer größere Forderung. Einige Zeit trugen sie auch ihr Schicksal geduldig; bald aber fingen sie an zu murren und ernste Vorstellungen zu machen; als aber der Freiherr ihre Wortführer verhaften und in die Gefängnisse von Wyssenau einsperren ließ, beschlossen sie einstimmig, dem Unrecht gewaltsamen Widerstand entgegenzusetzen und die drohende Zwingburg zu brechen.

Der Führer der Bauern war ein entschlossener, aber auch eben so vorsichtiger Greis und es entging ihm nicht, daß nur List zum Ziele führen könne. Als er seinen Plan den Genossen mittheilte, stimmten sie freudig bei und der Aermste wie der Reichste steuerte seinen letzten Batzen in die gemeinsame Casse. Der Freiherr hatte nämlich die Gewohnheit, jeden Sonntag in der Kirche von Unterseen die Messe zu hören; er sowohl als seine Lehnsmänner ritten dabei stets auf schönen Schimmeln zum Städtchen. Darauf baute der Greis seinen Plan. Mit vieler Mühe gelang es den Bauern, sich eine Anzahl weißer Rosse und ähnliche Rüstungen zu verschaffen. Als nun der Freiherr am nächsten Sonntag wieder zu Unterseen war, stürmten plötzlich Ritter auf Schimmeln auf die Burg zu, verfolgt von einer großen Menge Bauern mit Spießen, Morgensternen und langen Schwertern. Da man einen ähnlichen Auftritt schon lange befürchtet hatte, so ließ der Burgwart, welcher seinen Herrn angegriffen glaubte, sogleich die Brücke herab und öffnete den Verfolgten das Thor; diese aber waren kaum eingeritten, als sie sich gegen ihn und die wachehaltenden Knechte wandten, sie niederhieben und den Nachstürmenden das Thor offen hielten. Wenige Minuten später brannte die Burg an allen Enden und Ecken. Als der Freiherr in der Kirche von dem gelungenen Ueberfall Nachricht bekam, flüchtete er sich mit seinem Gefolge schnell in's Habkernthal und von da über den Grünenberg in's Entlibuch; später soll er in's Ausland gegangen sein. Seine Rechte und seine Besitzungen im Bödeli aber verkaufte er an das Kloster Interlaken, womit die Bauern zufrieden waren, da sie nunmehr keine Rache zu fürchten hatten und die Mönche ihre Unterthanen nicht bedrückten. Natürlich wurde die Wyssenau nicht mehr aufgebaut; sie sank vielmehr alljährlich mehr zusammen und nur die von prächtigem Epheu umrankten Trümmer zeugen noch von ihrer Größe und Festigkeit.

Aber obschon die Burg bis auf den Grund gebrochen ist; ihre Ruine flößt noch immer manchen der Anwohner Furcht und Schrecken ein. Man erzählt nämlich, ein Gespenst, eine weiße Frau, pflege sich dort von Zeit zu Zeit zu zeigen und es sei nicht gerathen, sich ihr zu nähern, wenn man nicht wisse, wie sie erlöst werden könne, und wenn man nicht zugleich entschlossen sei, die Bedingungen vollständig zu erfüllen. Freilich soll der glückliche Erlöser einen großen Schatz erhalten, den zwei fürchterliche Hunde mit tellergroßen Augen bewachen, aber er ist dafür auch dem Tode verfallen, wenn sein Unternehmen mißlingt.

Meteorologisches und Astronomisches.

Von B. Ellner.

XI. Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung.

Wind und Wolken.

Dem aufmerksamen Beobachter entgeht nicht, daß das Quecksilber im Barometer mit der Drehung des Windes im Zusammenhange steht, wie es noch keinem Beobachter entgangen ist, daß die Wolken nicht stets der Windrichtung folgen, welche die Windfahne anzeigt.

Durch das Gesetz der barometrischen Windrose läßt sich mit einiger Sicherheit ein Schluß auf das künftige Wetter machen, namentlich durch die gleichzeitig mit dem Barometer angestellten Messungen. Der Einfluß der verschiedenen Winde ist unbezweifelt maßgebend für den Barometerstand und wurde schon von Otto von Guerike, von Mariotte, später von Halley, Mairan, Gursten und Saussure erkannt und erörtert, durch Dove jedoch in der Neuzeit die Windrichtung mit dem Barometerstande auf das Sorgfältigste verglichen und eine barometrische Windrose für beide Hemisphären hergestellt. (Siehe Januar 1862 Nro. 64 S. 459 und 460.)

Es ist selbstverständlich, daß die erste Ursache von Wetterveränderungen die Wärme ist, welche durch die Sonne in verschiedenen Theilen der Erdoberfläche und der auf ihr ruhenden Atmosphäre bedingt ist. Die Wärme aber äußert ihre Wirkungen sehr verschieden. In den warmen Gegenden werden Wassermassen in die Atmosphäre übergetragen; die Luft wird ausgedehnt, weniger dicht und steigt daher höher. Hierdurch entstehen, wie Buys Ballot in seinen Beiträgen zur Vorhersage von Witterungserscheinungen anführt, Hauptströme von dem Aequator nach den Polen und umgekehrt; diese werden nun durch die Rotation der Erde, so wie durch die Unebenheit des Erdkörpers selbst von ihrem Wege abgelenkt (siehe Januar 1862 Nro. 64 S. 456), und lassen Wasserdampf in Form von Regen, Schnee und Hagel niederfallen; dazwischen kommen Gewitter, und die Wolken, die gebildet werden, sind ebenfalls Ursachen von Störungen, da sie die Sonnenstrahlen mitunter über einer weitausgedehnten Bodenfläche auffangen und somit ein Hinderniß sind, daß sie bis auf die Erdoberfläche strahlend fortwirken können.

Da wir uns über Temperaturverhältnisse in früheren Aufsätzen ausgesprochen haben, so wird hier nur noch nöthig sein, als Beitrag zur Ermittelung künftiger Witterung die Art und Weise zu bezeichnen, wie Wind und Wolken zu beobachten sind.

Zur Beobachtung des Windes dient in erster Linie die Windfahne, in zweiter der Zug der Wolken. Von vielen Meteorologen wird die Beobachtung nicht auf beide Erscheinungen gleichzeitig ausgedehnt, sondern nur die Windfahne und ihr täglicher oder stündlicher Stand notirt und in der Regel dadurch, daß man die Himmelsgegenden in sechzehn gleiche Theile abtheilt.

N nno no ono O oso so sso
S ssw sw wsw W wnw nw nnw

Eine genauere Beobachtung erheischt aber, daß auch gleichzeitig mit der Windfahne der Zug der Wolken notirt werden muß, um dadurch einestheils die verschiedenen Strömungen in den höhern atmosphärischen Gegenden kennen zu lernen, anderntheils um die Windfahne rectificiren zu können, da der Mechanismus der Windfahnen öfters viel zu wünschen übrig läßt.

Sollen die Windfahnen ihren Zweck erfüllen, so ist es erforderlich, daß sie frei stehen. Deshalb eignen sich in Städten die auf der Spitze von Kirchthürmen angebrachten am besten zu meteorologischen Beobachtungen; sind dieselben aber auf gewöhnlichen Wohnhäusern befestigt, so wird die wahre Richtung des Windes oft sehr bedeutend von der Angabe der Windfahne abweichen, hauptsächlich dadurch, daß in den Straßen, durch welche die Luft gezwängt wird, Strömungen entstehen, welche ebenfalls auf die Windfahne wirken; daher findet man nicht selten in den Angaben von mehreren sonst sehr beweglichen Fahnen, die auf demselben Gebäude stehen, bedeutende Differenzen.

Die besten Windfahnen sind unstreitig lange schmale seidene Bänder von 2 bis 3 Zoll Breite, welche, wie auf dem Observa-

torium zu Kremsmünster, frei an einer hohen Stange dem Winde ausgesetzt sind. Windfahnen, welche durch Mechanismus die Drehung der Fahne im Zimmer, zum Beispiel an der Decke des Zimmers, durch einen Zeiger andeuten, sind selten wegen der Reibung verlässig.

Neben der Richtung des Windes durch die Fahne ist die Bewegung der Wolken von Belang, namentlich ist es von hohem Interesse zu bemerken, wie lange oft der Gegensatz der untern und der obern Luftschichten gedauert. Die Geschwindigkeit des Windes bildet neben der Windrichtung gleichfalls einen Factor meteorologischer Beobachtungen. Die Stärke des Windes wird in der Regel dadurch gemessen, daß man die Kraft aufsucht, mit welcher der Wind auf eine ihm entgegenstehende Fläche drückt.

Aus solchen Beobachtungen, längere Zeit fortgesetzt, erhält man Reihen, aus denen die Häufigkeit ein und desselben Windes im Jahre oder in längeren Perioden zu erkennen ist.

Durch solche fortgesetzte Beobachtungen fand man, daß der vorherrschende Wind für Deutschland Südwest oder West ist. Die folgenden Zahlen drücken die Häufigkeit der Winde in einem Ländergebiete aus, welches aus Frankreich, den Niederlanden, Deutschland, Großbritannien und Dänemark besteht:

Nord 89.	Süd 104.
Nordost 112.	Südwest 200.
Ost 101.	West 172.
Südost 93.	Nordwest 129.

Das Vorherrschen der südwestlichen und westlichen Strömungen ist unverkennbar; unter den entgegengesetzten Winden ist aber der Nordost entschieden vorherrschend. Es sind zwar diese Winde in verschiedenen Jahreszeiten ungleich vertheilt, im Allgemeinen aber haben die Nordoste und Südweste die meiste Dauer, die anderen Winde können als Uebergangsstufen gelten, und das einfache Gesetz, welches, wie oben bemerkt, Dove's Namen führt, spricht die Art aus, wie der eine dieser Hauptwinde in den andern übergeht. Darnach dreht sich auf der nördlichen Halbkugel der Südwest über West, Nordwest und Nord nach Nordost; und wenn dieser Wind auf's Neue einem Südwest weicht, so geschieht es auf eine Drehung über Ost, Südost und Süd. Zahlreiche Beobachtungen haben gezeigt, daß auf der südlichen Erdhälfte hauptsächlich die Nordwest- und Südostströme miteinander wechseln und daß ihre Drehung im umgekehrten Sinne über West nach Süd und von Südost über Ost nach Nord und Nordwest erfolgt.

Namentlich im Winter haben wir Gelegenheit, die Regelmäßigkeit der Drehung durch die ganze Windrose zu beobachten.

Um nun mit einiger Sicherheit hier zu verfahren, ist es geeignet, die Windströmung nach ihrer Richtung mit dem jeweilig eingetretenen Barometerstande graphisch darzustellen, und es wird durch die zu erhaltenden Linien und Curven ersichtlich, daß das Barometer von dem zur Zeit der Beobachtung herrschenden Winde so abhängt, daß es als eine Function des letzteren angesehen werden kann. In dieser Beziehung führt Dr. Prestel in den kleinen Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Emden (1860) an, daß ein Blick auf so eine hergestellte barometrische Windrose zeigt, daß sie zwei Pole des Druckes hat, das heißt, daß es zwei einander nahe gegenüberliegende Punkte in derselben gibt, an deren einem das Barometer am höchsten steht, an deren anderm aber es seinen niedigsten Stand erreicht. Von dem Maximum des Druckes zum Minimum desselben nehmen die barometrischen Windmittel ununterbrochen ab. Der erste Punkt fällt in die Nähe von Nordost, der andere in die Nähe von Südwest. Verfolgt man, von Südwest ausgehend, die Barometerstände über West, Nordwest, Nord bis Nordost, so sieht man, daß die mittleren Barometerstände wachsen; geht man noch weiter, so findet man, daß in der Reihe von Nordost aus über Ost, Südost nach Südwest zurück die mittleren Barometerstände wieder abnehmen. Was sich hier bei den barometrischen Windmitteln zeigt, muß auch bei den Uebergängen derselben ineinander, das heißt in den mittleren barometrischen Veränderungen hervortreten, man mag nun vier gleichbleibende oder eine veränderliche Drehungsgeschwindigkeit voraussetzen. Aehnlich verhält es sich mit der durch die Veränderung des Windes herbeigeführten Veränderung der Temperatur, nur ist bei der thermischen Windrose das Verhältniß der Wärme zur Windrichtung das Umgekehrte von dem des Druckes. An dem Punkte der Windrose nämlich, wo das Barometer am höchsten steht, hat das Thermometer seinen tiefsten

Stand; es ist bei Nordostwind am kältesten. Am gegenüberliegenden Pole, der nahe bei Südwest fällt, wo das Barometer am niedrigsten steht, erreicht das Thermometer seinen höchsten Stand.

Die hier nur in allgemeinen Zügen angedeuteten Witterungserscheinungen im Einzelnen behalten wir uns für das Decemberheft bevor; hier seien nur noch die Eigenthümlichkeiten angedeutet, welche die Winde in Deutschland zeigen. Die westlichen Winde sind feucht und mit veränderlicher Temperatur begleitet, daher sie im Sommer kühl, im Winter lau auf unser Gefühl wirken. Sie streichen über den Atlantischen Ocean und bringen uns Feuchtigkeit. Die nördlichen Winde sind in jeder Jahreszeit kalt, vorzugsweise der Nordostwind.

Die Nordwestwinde führen Regen, im Spätherbste Graupeln und im Winter Schnee nach sich; der Nordwind hat in der Regel langandauernden Schnee.

Die Ostnordost- und Ostwinde sind von heiterem Wetter und großer Trockenheit begleitet. Die größte Wärme bringen uns die südlichen Strömungen, meisteus aber auch Regen, namentlich wenn dem Südwinde einige Zeit Südostwind vorausgegangen war.

Stürme und langandauernde Regenschauer bringt uns der Westwind. Am anschaulichsten hat Dove den Verlauf der Witterung nach der Windrose geschildert: „Wenn der Südwest immer heftiger wehend endlich vollkommen durchgedrungen ist, erhöht er die Temperatur bis über den Thaupunkt; es kann daher nicht mehr schneien, sondern regnet, während das Barometer seinen niedrigsten Stand hat. Nun neigt sich der Wind nach West, und der dichte Flockenschnee beweist eben so gut den einfallenden kühleren Wind, als das raschsteigende Barometer, die Windfahne und das Thermometer. Mit Nord heitert sich der Himmel auf und mit Nordost tritt das Maximum der Kälte und des Barometers ein. Aber allmälig beginnt dieses zu fallen, und feine Cirri zeigen durch die Richtung der Streifen bei ihrem Entstehen den oben eingetretenen südlichen Wind, den das Barometer schon bemerkt, wenn auch die Windfahne noch nichts davon weiß und noch ruhig Ost zeigt. Doch immer bestimmter verdrängt der südliche Wind den Ost von oben herab, bei entschiedenem Fallen des Quecksilbers wird die Windfahne Südost zeigen, der Himmel überzieht sich allmälig immer mehr, und mit steigender Wärme verwandelt sich der Schnee in Regen mit Südost und Süd bei Südwest. Nun geht es wieder von Neuem an und höchst charakteristisch ist der Niederschlag auf der Ostseite von dem auf der Westseite durch eine kurze Aufhellung getrennt."

Daß der Meteorolog auf die neblichten Gebilde, welche in den höheren Luftkreisen schweben, und die wir **Wolken** nennen, sein Augenmerk zu richten hat, ist selbstverständlich. Schon um die höhere Windströmung observiren zu können, sind uns die Wolken die besten Windfahnen, namentlich die feinsten Cirri, welche uns am auffälligsten die Richtung des Windes in der höheren und höchsten Atmosphäre anzeigen. Wie die Wolke in der höheren Luftregion auftritt, eben so tritt sie als auf dem Boden ruhende Wolke in Form von Nebel auf. In beiden Beziehungen ist sie Gegenstand der Beobachtung zur Bestimmung künftiger Witterung. Daß das Psychrometer den Punkt der Sättigung der Luft anzeigt, wenn Nebel unsere Fernsicht trübt, ist bei der Abhandlung über Psychrometer bereits S. 111 erwähnt; das trockene und befeuchtete Thermometer zeigen gleiche Temperaturgrade. Die Wolken beurtheilt man nach ihren äußeren Formen, je nachdem sie höher oder tiefer schweben, und mehr oder weniger Glanz haben.

Howard hat folgende Eintheilung beliebt: 1. Die Federwolke, cirrus, besteht aus sehr zarten, bald mehr streifigen, bald mehr lockeren oder federartigen Fasern. 2. Die Haufenwolke, cumulus, bildet große halbkugelförmige Massen, welche auf horizontaler Basis zu ruhen scheinen. 3. Die Schichtwolke, stratus, besteht aus horizontalen Wolkenstreifen. 4. Die fedrige Haufenwolke, cirro-cumulus, ist der Uebergang der Federwolke zur Haufenwolke und besteht aus kleinen runden Wölkchen, allgemein die **Schäfchen** geheißen. 5. Die fedrige Schichtwolke, cirro-stratus, streifenartige Federwolke überzieht in langen Streifen und Schichten oft den ganzen Horizont. 6. Die streifige Haufenwolke, cumulo-stratus, ist die dichter werdende Haufenwolke. 7. Die Regenwolke, nimbus, ist das Wolkengebilde, welches aus der streifigen Haufenwolke allmälig entsteht und den ganzen

sichtbaren Himmel überzieht. Cirro-cumulus, cirro-stratus, cumulo-stratus und nimbus sind Unterarten der drei Hauptgebilde: cirrus, cumulus und stratus. Wollte man noch die gethürmte Haufenwolke hier erwähnen, so ist diese jene imposante Wolke, welche oft vor oder nach Gewittern und sehr heftigen Schneegestöbern strom wieder nachgelassen hat. In den tieferen Regionen lösen sich dann die Wolken wegen der höheren Temperatur wieder auf, wenn die Luft nicht mit Dünsten gesättigt ist. Wenn aber der Südwestwind Wasserdämpfe herbeigeführt hat, wenn die Luft mit Dämpfen gesättigt ist, so können sich die sinkenden Wolken nicht wieder auf-



Wolkenbild.

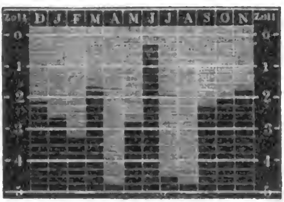
wie ein riesiger Gebirgszug sich am Himmel in stahlblauer, oft tief dunkler Färbung zeigt. Unter allen Wolken sind die Federwolken die höchsten. Kämtz bestimmt ihre Höhe annähernd zu 20,000 Fuß. Wenn durch den aufsteigenden Luftstrom die Wasserdämpfe in die höheren atmosphärischen Regionen geführt werden, bilden sich die Haufenwolken wegen der dort geringeren Temperatur. Daher kommt es oft, daß sich gegen Mittag Wolken bilden, wenn der Himmel ganz heiter war, als die Sonne aufging; daher kommt es aber auch, daß beim Sonnenuntergang der Himmel wieder wolkenfrei erscheint, weil die Wolken sich wieder senkten, wenn der aufsteigende Luft- lösen, sie werden dichter, während oft hoch über den unteren Wolken eine Schicht von Federwolken zu erblicken ist. Die unteren Haufwolken gehen dann mehr und mehr in cumulo-stratus über und es steht Regen bevor.

Die größeren Regenmassen, welche auf den Boden niederfallen, sind Gegenstand der meteorologischen Beobachtungen nicht minder, als die Menge des gefallenen Schnees, der Graupeln und des Hagels, so wie auch die Menge des entstandenen Thaues nicht uninteressant ist bei Witterungsbeobachtungen. Von der größeren oder kleineren Menge des atmosphärisch-tropfbarflüssigen oder gefrorenen Niederschlages hängt die Erhaltung der Feuchtigkeit und damit die

Fruchtbarkeit der Länder ab. Die Abwägung des gefallenen Regens geschieht durch Maße nach Zollen und Linien, und es fragt sich einfach, wie viel ist innerhalb einer gegebenen Zeit Regen auf einen Cubik- oder Quadratfuß Landes gefallen, wodurch dann leicht ermittelt werden kann, wie viel Regen auf der ganzen beregneten Bodenfläche gefallen ist. Gleiches Verfahren beobachtet man zur Bestimmung der Quantität Schnees oder Graupeln, nachdem man diesen gefrorenen atmosphärischen Niederschlag in Wasser verwandelt hat. Das Messen des Thaues geschieht am einfachsten mittelst Wägen, indem man die eine der Wagschalen mit Roßhaaren bedeckt oder eine spiegelglatte Fläche mit Thau beschlagen läßt.

Die durch tägliche, monatliche und jährliche Aufsammlung des Niederschlages gefundenen Verzeichnisse geben das Resultat, wie viel ein bestimmter Landstrich im Jahre Niederschlag hatte, wie folgende graphische Darstellung zeigt.

Jahreshöhe: 30 Zoll 10 Linien.



Monatliche Regenhöhe.

Nachdem wir in unseren Beiträgen zur Ermittelung der künftigen Witterung uns über die Beobachtungen am Barometer, am Thermometer und Psychrometer, so wie über das Drehungsgesetz der Winde, die Ursache vieler großartiger Erscheinungen im Luftkreise ausgesprochen haben, erübrigt nur noch, Andeutungen darüber zu liefern, ob mit einiger Wahrscheinlichkeit die künftige Witterung an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit vorhergesagt werden kann. Obwohl diese Frage von Vielen verneint werden wird, so geben wir uns doch Mühe, diesen Anforderungen zu genügen und zur Lösung des großen Räthsels zu gelangen; sobald wir nur die Gesetze genauer werden kennen gelernt haben, werden wir diesem Ziele wohl auch immer näher kommen. Nach den Fortschritten und dem Stande der Wissenschaft ist dieses Ziel erreichbar. Die Vergleichung an Beobachtungsorten, die so viele hundert Meilen voneinander entfernt liegen, wird entscheiden, ob zum Beispiel ein gleicher Ostwind von der wüsten Hochebene Gobi bis in das Innere von Rußland wehe, oder ob die Richtung des Luftstromes erst mitten in der Stationskette, durch Herabsenkung der Luft aus den höheren Regionen, ihren Anfang genommen hat. Man wird dann im eigentlichsten Sinne des Wortes lernen, w o h e r d e r W i n d k o m m e.

Das Tallium.

In der Sitzung der französischen Akademie am 23. Juni 1862 trug ein junger Chemiker aus Lille, Herr Lamy, dem auf Verwendung des Herrn Dumon von dem Präsidenten die Erlaubniß dazu ertheilt worden war, einen Aufsatz über ein neu entdecktes Metall vor, mit dem man sich seit einiger Zeit in England beschäftigt und das den Namen Tallium erhalten hat. Der Erste, der sich damit beschäftigte, ist der Chemiker Crooks. Dieses Metall hat nach den Angaben Lamy's folgende Eigenschaften. Es nähert sich dem Blei, hat eine bläulich graue Farbe beinahe wie das Aluminium, färbt gelb ab, ist weich, streckbar, läßt sich leicht durchritzen, zerschmilzt bei einer Hitze von beinahe 300 Grad, verflüchtigt sich, wenn es glühend roth ist, und gibt der weißen Farbe eine schöne grüne Färbung. Seine alkalinische metallische Halbsäure hat einen potasche-ähnlichen Geschmack.

Lamy legte ein kleines Stück Tallium von 14 Gramm auf dem Büreau der Akademie nieder, das sehr aufmerksam untersucht wurde. Er glaubt daß man aus 65 Kilogramm des Rohstoffs, der in dem Rückbleibsel bei der Fabrication der Vitriolsäure besteht, 300 bis 400 Gramm Tal'ium herausziehen kann, doch nur vermittelst eines langen und schwierigen Verfahrens.

Bis jetzt sind erst vorläufige Versuche gemacht. Lamy hat sich vorgenommen, seine Studien fortzusetzen und wird die Erfolge später bekannt machen.



Neuestes aus der Ferne.

Der Sarapiqui.

Die Panamaeisenbahn hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens fast den ganzen Ueberlandverkehr an sich gerissen. Völlig verödet ist der Weg auf dem San Juan, der vor wenigen Jahren noch die glänzendsten Resultate ergab. Walker's Einfall in Nicaragua versetzte der nordamerikanischen Transitgesellschaft den Todesstoß, und die centralamerikanischen Regierungen und Bevölkerungen waren viel zu träg und gleichgiltig, um durch eigene Bemühungen zu ersetzen, was sie verloren hatten. Diese Gleichgiltigkeit geht so weit, daß selbst heute, nachdem sogar Europa das lebhafteste Interesse am San Juan genommen hat, im Lande selbst ein großer Theil des Gebiets, welches dem so wichtigen Flusse seine Gewässer zusendet, völlig unbekannt ist. Costarica ist bei dem San-Juan-Wege eben so betheiligt wie Nicaragua. Der Sarapiqui, der auf eine nicht unbedeutende Strecke schiffbar ist und in den San Juan mündet, bildet den einzigen bis jetzt befahrenen Weg des kleinen Staates nach Norden. Zur Ausfuhr wurde derselbe aber fast nicht benutzt, und die Einfuhren, die man auf ihm empfing, beschränkten sich auf theure Luxusartikel, welche die Kosten des Transports zuerst auf kleinen Boten und dann auf dem Rücken von Maulthieren und Lastträgern vertragen konnten. Im Jahre 1854 erreichte der Verkehr auf dem Sarapiqui seinen Höhenpunkt und es wurden für 9133 Dollars Eingangszölle hier erhoben, 1855 aber war dieser Ertrag schon auf 3321, 1856 auf 871 Dollars gefallen, und seitdem ist der Rechnungsführer der Republik nicht mehr in die Lage gekommen, auf dem Sarapiqui erhobene Zölle zu verbuchen. Nicht bloß die Waaren, sondern auch die Briefe haben sich der Isthmuseisenbahn zugewendet und werden von Panama mit Packetboten nach Puntarenas befördert. Die Wichtigkeit der Aufgabe, bis zu dem Punkte, wo der Sarapiqui schiffbar wird, eine Fahrstraße zu bauen, wird in Costarica nicht verkannt. Man scheut aber die Kosten, die allerdings nicht unbedeutend sein werden, da viele der in den Sarapiqui mündenden Flüsse in tief eingeschnittenen Felsenbetten strömen und schwierige Brückenbauten erfordern. Auch an eine Besiedlung des Sarapiquigebiets denkt man, und in der That würden die höher gelegenen Theile desselben sowohl hinsichtlich des Klimas als der Fruchtbarkeit des Bodens sich dazu eignen. Das Hinderniß der Anbauung dieser schönen Gegenden liegt in den bestehenden Monopolen, welche die Pflege grade der beiden einträglichsten Pflanzen, des Tabacks und des Zuckerrohrs, unmöglich machen. An dem ganzen Sarapiquiwege existiren bloß etwa sechs Niederlassungen, und ist in den amtlichen Berichten von dortigen Einwohnern die Rede, so hat man immer Moskitos- und Guatugosindianer zu verstehen.

Die Resultate der Novarareise.

Der nun mit dem dritten Bande vollendete beschreibende Theil der österreichischen Fregatte Novara um die Erde bringt eine Uebersicht dessen, was in wissenschaftlicher Beziehung geleistet worden ist. Es sind sehr werthvolle Studien in allen den Fä-

chern gemacht worden, welche Vertreter an Bord hatten. Die verschiedenen Fachmänner der Novara werden demnächst einzelne Werke über ihre astronomisch-geodätischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen und über ihre Arbeiten auf dem Gebiete der Geologie, Zoologie, Botanik, Ethnographie und Anthropologie, der Heilwissenschaft, der Statistik und des Handels veröffentlichen. Diese verschiedenen Werke werden von größeren Karten wie von Abbildungen aller Art begleitet sein und die Kosten dürften über hunderttausend Gulden betragen. Von den mitgebrachten Sammlungen umfassen die zoologischen über 26,000 Individuen, nämlich 320 Säugethiere, 1500 Vögel, 950 Amphibien, 2000 Fische, 6550 Conchylien, 13,000 Insecten, 950 Crustaceen, 500 Strahlthiere, 60 Skelette, 100 Schädel, 120 Nester und 250 Eier. Die botanische Ausbeute besteht aus werthvollen Herbarien und Sämereien, aus conservirten Früchten und Blumen tropischer Pflanzen in großer Anzahl, aus indischen, chinesischen und chilenischen Arzneipflanzen, endlich aus Proben von Zier- und Nutzhölzern. Die dem Steinreich entnommenen Sammlungen umschließen mehrere tausend Stück Mineralien und Versteinerungen, unter denen namentlich die neuseeländischen stark vertreten sind, in der ethnographischen Sammlung findet man 376 Gegenstände, namentlich Waffen, Haus- und Arbeitsgeräthe, Ornamente, Schnitzereien, Kleidungsstücke, Musikinstrumente u. s. w., in der anthropologischen unter andern 100 Schädel der verschiedenen Menschenstämme. Alle diese Sammlungen sollen von dem Gebäude des Augartens, wo sie gegenwärtig aufgestellt sind, in die naturgeschichtlichen Museen der österreichischen Hauptstadt übergehen.

Aus Westindien.

In Schmarda's schönem Werke über seine Reise um die Erde ist eins der interessantesten Capitel dasjenige, welches die Zustände im englischen Westindien bespricht. Alle Angaben des berühmten deutschen Naturforschers erhalten durch ein neues englisches Werk von Edward Bean Underhill ihre volle Bestätigung. Wie Schmarda findet auch der englische Schriftsteller die Ursachen des Verfalls von Jamaika hauptsächlich in den Fehlern der dortigen Weißen. Statt sich selbst zu helfen, finden diese Leute es bequemer, ihre Lage in den dunkelsten Farben zu malen und gradezu als hoffnungslos darzustellen. Auf Trinidad, wo man arbeitet, statt zu klagen, haben sich die Verhältnisse sehr verbessert. Auch dort hatte man nach der Emancipation von 1838 eine böse Zeit durchzumachen. Die ehemaligen Sclaven verließen fast alle die Pflanzungen, um entweder auf herrenlosem Lande kleine Gärten anzulegen oder sich vagabundirend umherzutreiben. Diese letztere Gewohnheit hatte so überhand genommen, daß keine Volkszählung vorgenommen werden konnte, und führte zu einer Menge von Verbrechen. Durch ein Gesetz gegen das Vagabundiren wurde zunächst Ordnung hergestellt, worauf man ostindische Kulis einführte. Seitdem haben die Pflanzer zuverlässige Arbeiter und können die freien Neger sich selbst überlassen. Die Kulis befinden sich auf der Insel so wohl, daß sie von der ihnen bewilligten freien Rückfahrt in ihr Vaterland nach Ablauf der Verträge selten Gebrauch machen. Viele ziehen es vor, ihre Familie nachkommen zu lassen und sich auf immer anzusiedeln. Mit Hilfe der Kulis hat Trinidad seinen alten Rang im Handel wieder eingenommen. Seine Zuckerausfuhr hat sich verdoppelt, und was die Gewinnung von Cacao betrifft, so beträgt sie gegenwärtig jährlich zwei Millionen Pfund mehr als in der Zeit der Sclaverei.

Ein neuer Weg nach Australien.

Als die Verletzung der englischen Neutralität durch den amerikanischen Capitän Wilkes die Gefahr eines englisch-amerikanischen Krieges heraufbeschwor, gerieth man in Australien in große Unruhe. Man befürchtete, daß man durch den Angriff eines Capergeschwaders aus San Francisco die erste Nachricht, daß der Krieg wirklich erklärt worden sei, erhalten werde. Die Kunde eines solchen Ereignisses im Lande selbst zu verbreiten, war man im Stande. Von Brisbane, der Hauptstadt der rasch aufblühenden Colonie Queensland, läuft ein Telegraphendraht der Küste entlang bis Adelaide. Diese elektrische Verbindung, von der alle Theile Australiens berührt werden, ist am 20. Februar fertig geworden. Es handelt sich also bloß um die Ermöglichung schnellerer Mittheilungen aus England. Der Weg dorthin ist für Depeschen

und Briefe immer noch der alte über Egypten und Southampton (die Ueberlandstraße). Bisher brauchte eine Nachricht, um von England nach Australien zu gelangen, auf dieser Linie mindestens fünfundfünfzig Tage. Um diese Zeitdauer abzukürzen, schlug Capitän Bedford Pim einen andern Weg vor. Die Dampfer sollen von Sidney über Tahiti nach San Juan del Sur in Centralamerika fahren und dort mit den transatlantischen Posten in Verbindung treten. Briefe und Depeschen würden dann in vierundvierzig Tagen nach England gelangen und ebenso umgekehrt. Berthold Seemann schlägt einen andern Weg vor, der noch kürzer ist. Statt über Tahiti, das zu weit südlich liegt, sollen die Schiffe über Neucaledonien, die Fidschis und die Marquesas gehen und ihren australischen Ausgangspunkt nicht in Sidney, sondern in Brisbane nehmen. Auf diese Weise werden fünf Breitengrade gespart und die Dauer der Fahrt wahrscheinlich um noch zwei Tage herabgesetzt. Die Zeitersparniß würde, wenn dieser Plan durchginge, übrigens nicht so groß sein, als man sie darstellt. Allerdings brauchten die Nachrichten früher auf der Ueberlandstraße mindestens fünfundfünfzig Tage, aber seit dem November 1860 ist es gelungen, sie weit rascher zu befördern. In drei Fällen wurde die ungeheure Entfernung zwischen London und Sidney in dreiundvierzig Tagen zurückgelegt und die gewöhnliche Dauer der Fahrt beträgt nicht mehr als fünfundvierzig Tage.

Die Insel Sardinien.

Die Gerüchte, daß der Kaiser der Franzosen an neue Gebietserwerbungen auf Kosten Italiens denke, erhalten sich mit solcher Hartnäckigkeit, daß es wohl der Mühe verlohnt, die Insel Sardinien, welche für das Ziel seiner Wünsche gilt, näher zu betrachten. Man braucht bloß einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu gewahren, daß der englische Besitz im Mittelmeere, Gibraltar, Corfu und Malta, durch Sardinien in französischen Händen mehr als aufgehoben werden würde. Durch Sardinien würde der Plan des Kaisers, das Mittelmeer in einen französischen See zu verwandeln, der Verwirklichung sehr nahe geführt werden. Nicht die Größe entscheidet hier, obgleich Sardinien mit seinen 436 deutschen Geviertmeilen schon ein hübsches Reich darstellt, sondern die geographische Lage. Die Insel schiebt sich nämlich mit Corsica so weit in das westliche Becken des Mittelmeers vor, daß sie die ganze italienische Küste flankirt und die Straße bedroht, die in den östlichen Theil des Mittelmeers führt. Die Bevölkerung Sardiniens kann kaum als italienisch betrachtet werden und hat sich auch bei allen Bewegungen stets abseits gehalten. Sie ist bis auf die neueste Zeit von der Regierung vernachlässigt worden und selbst die Regierungen von Karl Albert und Victor Emanuel haben im Ganzen wenig für sie gethan. Man hat sich bemüht, die Blutrache auszurotten und einige Ordnung und Sicherheit zu schaffen — das ist Alles. Die materiellen Zustände liegen noch eben so im Argen, wie vor 200 Jahren. Der Grundbesitz ist mit Lasten überhäuft, namentlich erhebt die Geistlichkeit einen sehr drückenden Zehnten. Bauern gibt es fast gar nicht, der Adel theilt seine Güter an kleine Pächter aus und der Staat läßt die seinigen größtentheils unbenutzt. Da man von Alters her alles Gewicht auf die Viehzucht gelegt hat, so ist es zum Gesetz geworden, daß die meisten Güter sich ein Hutungsrecht gefallen lassen müssen. Da man Weiden im Ueberfluß besitzt, so hat man keine Wiesen angelegt und gibt auch den wandernden Viehheerden so wenig Heu wie man ihnen Ställe baut. Mit den Heerden wandern natürlich die Hirten und bilden eine halbwilde Bevölkerung, unter der das Banditenwesen tausend Wurzeln schlägt. Bewaffnet sind diese Hirten alle, denn das sehr zahlreiche Wild, welches als Gemeingut betrachtet wird, muß ihnen einen großen Theil ihrer Nahrung liefern. Neben den Weiden treten besonders die Wälder hervor, mit denen etwa der sechste Theil der Insel bewachsen ist. In den Ebenen gibt es so viele Sümpfe, daß das flache Land in der Regel ungesund ist. Die ungesunde Luft würde sich leichter beseitigen lassen, als die wilden Sitten der Einwohner. Man brauchte die Sümpfe nur zu entwässern, um die Ebenen wieder zu den Vorrathskammern zu machen, welche sie unter den Römern waren. Der Boden ist noch eben so fruchtbar wie früher und man erntet in einigen Gegenden noch immer die hundertfache Aussaat. Sardinien erzeugt den schwersten Weizen und außerdem Gerste,

Mais, Hülsenfrüchte, Wein, Oel, Orangen, Quitten, Feigen, Mandeln, Taback und Mastix. Wo man Versuche mit Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo gemacht hat, sind sie immer gelungen. Unter der Erde findet man vorzügliches Eisen, Silber, Kupfer, Zink, Steinkohlen, Salz, Alaun und mehrere Marmorarten. Das vor den Küsten liegende Meer ist außerordentlich fischreich und enthält auch viele Korallen. Den größten Werth für Frankreich erhält Sardinien aber durch seine zwölf Häfen, unter denen vier sind, die zu den besten und sichersten im Mittelmeer gehören.

Hall's arktische Reise.

Die Berichte über die letzte arktische Reise sind bis jetzt erst stückweise zu uns gelangt. Ein neues und interessantes Bruchstück von Erzählung erhalten wir durch eine der neuesten Nummern der „Montreal-Gazette." Wir erfahren dadurch, daß Hall an verschiedenen Punkten, wo er landete, Reliquien von Frobischer's Reisen (1576 bis 1578) entdeckt hat. Es befinden sich darunter Kohlen, Ziegel, Holz und ein Theil einer eisernen Stückkugel, die wahrscheinlich als Ballast diente. Die Kohlen waren mit Moos und kleinen dunkelfarbigen Pflanzen bewachsen, die Ziegel sahen wie neu aus und auch das Holz hatte sich, da es in Kohlenstaub lag, wohl erhalten, während das Bruchstück der eisernen Kugel vom Rost fast zerfressen war. Auf einer der Inseln fand Hall einen Graben von 20 Fuß Tiefe und 100 Fuß Länge, der zum Meere führte. Einige von Frobischer's Leuten, die von den Eskimos gefangen genommen waren, hatten hier mit Beihilfe ihrer bisherigen Feinde ein Bot gebaut, in dem sie nach England zurückkehren wollten. Von dem Schicksal dieser Matrosen wissen die heutigen Eskimos nach Ueberlieferungen zu erzählen. Die Engländer erreichten glücklich das offene Meer, aber hier trat so schlechtes Wetter ein, daß sie zur Rückkehr gezwungen wurden. Obgleich alle von Frost gelitten hatten, lebten sie doch noch viele Jahre unter den Eskimos, von denen sie freundlich behandelt wurden. Dieselben Innuit-Eskimos, von denen Hall diese Geschichte hörte, hatten vor einigen Jahren auf einer der Untern Inseln der Wilden auf der Nordseite der Hudsonsstraße zwei Bote von Weißen gesehen, bei denen „weiche Steine" lagen. Einer der Wilden, der von der Hudsonsbaigesellschaft mit einer Flinte und Schießbedarf versehen worden war, erkannte in den weichen Steinen Flintenkugeln. Aus dieser Mittheilung will Hall den Schluß ziehen, daß ein Theil von Franklin's Leuten sich nach jenen Inseln gerettet habe und bei dem Versuch, durch die Hudsonsstraße nach Labrador zu gelangen, verunglückt sei. Er unterstützt diese Ansicht durch die Thatsache, daß Franklin viel Schießbedarf mitgenommen habe! Aber jeder Walfischfänger nimmt Pulver und Blei mit und jene Kugeln können hundertmal eher von der Mannschaft eines solchen verunglückten Schiffes weggeworfen worden sein, als von Franklin's Leuten, die sich bekanntlich auf der entgegengesetzten Seite, nach dem nordamerikanischen Festlande hin, zu retten versuchten. Hall hält es sogar für möglich, daß noch einige von Franklin's Gefährten leben. „Die Hütten der Eskimos," sagt er, „seien dicht und warm, Fleischnahrung gebe es genug, und sei sie auch nicht wohlschmeckend, so sei sie doch nahrhaft." Die Innuits sind nach seiner Schilderung einer der vorgeschrittensten Stämme. Sie schneiden aus Knochen und Walroßzähnen ganz hübsche Figuren von Eisbären, Seehunden, Enten und anderen Thieren.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 75. December 1862.



Schein und Sein.

Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von
Gustav Pfarrius.

VI.

Zehn Tage später, an einem Vormittage, wandert Berthold rüstigen Schrittes auf einem Fußpfad zwischen dem Dörfchen Dichtelbach und der von uns Eingangs unserer Erzählung bezeichneten Landstraße, die von Bacharach über Simmern nach Trier führte.

Es ist ein prächtiger Septembermorgen, eine klare, stärkende Luft, frisch und kühl, wo der Schatten noch waltet, heiß, wo die Sonne ihre Herrschaft schon ausbreitet. Ueber den Stoppelfeldern hin und dem dünnen Heidegras glitzern Millionen Silberfäden, ein unübersehbares Kunstgewebe, von geheimnißvollen Werkmeistern über Flur und Anger gebreitet. Aber wo an einem Busch oder überhangenden Ast der Wanderer hinstreift, wird er benetzt vom kühlenden Thau, der der Sonne noch trotzt. Von einem Theil der Felder ist das Getreide verschwunden, ja manche Stücke, vom Pfluge schon umgeworfen, liegen bereit zum Empfang neuer Saat und bilden zu den übrigen einen scharfen Gegensatz. Das trauliche Thal des von Erlen überschatteten Guldenbaches hat sich hier an seinem Ausgange rasch erweitert, der Boden steigt allmälig an und bietet dem Ackerbau ansehnliche, von sanften Hügeln unterbrochene Flächen. Gern weilt der Blick hier, wo man sich im Hunsrücker Hügelland befindet, auf den gesegneten, freundlichen Spuren menschlichen Fleißes; doch ist die Landschaft an Milde nicht zu vergleichen mit dem nur wenige Stunden entfernten Rhein- oder Nahegebiet; die hohe Lage, der steinige, herbere Boden, die dunkeln Forsten, die mit urwäldlicher Undurchdringlichkeit den Horizont begrenzen, ja verfinstern, verleihen ihr einen eigenthümlichen Ernst und einen dem Landmann gegenüber zwar keineswegs unerbittlichen, aber doch mitunter recht strengen Charakter.

„Wer bewirthschaftet das kleine Hofgut da drüben an der Halde?“ fragte Berthold einen neben dem Wege arbeitenden Hüber oder sogenannten „armen Mann“ aus Dichtelbach.

„Es sind Ausländische, seit Kurzem erst eingezogen; aus dem Trier'schen, heißt es, wären sie," antwortete der Befragte.

Berthold bog seitwärts querfeldein und näherte sich dem kleinen, anspruchslosen Gehöfte, dessen Gebäulichkeiten aus einem niedrigen, mit Stroh gedeckten Wohnhäuschen und einiger Stallung nebst Scheune bestanden; an ein spärlich bepflanztes Gärtchen stießen ziemlich weitgedehnte Haferfelder, die leise aufsteigend sich in eine von Quellen durchrieselte Heide verloren; von der Heide aus bildeten Ginster und Hagedorn den Uebergang in ein dichtes Buchengehölz. Das Ganze war nur hier und da von einem zerfallenen Pfahlzaun umgeben. Ein Mann stand da, damit beschäftigt, den Zaun auszubessern. Zwei Kinder spielten in seiner Nähe, mit langen Stöcken bewaffnet, um Kuh und Rind, die da unter ihrer Obhut weideten, von Grenzüberschreitungen abzuhalten. In einiger Entfernung sah man eine Frau im weißen Kopftuch an einem Bohnenbeet beschäftigt.

Nachdem sich Berthold Alles dort und da ziemlich genau angesehen, trat er auf den Mann zu, ein Gespräch mit ihm anknüpfend.

„Der Hafer muß bald ab, so dünn er auch steht," sagte er, nach dem Felde deutend; „das Stück ist nicht besonders gebaut, auch sind die Wasserfurchen schlecht gezogen, denn oben an der Heide ist ein Theil ganz vertrocknet und hier ein Theil vom Wasser beinahe weggespült."

„Der Acker ist von mir nicht bestellt worden; ich habe vor Kurzem erst das Gut übernommen," erhielt er zur Antwort.

„Wie ist denn Euer Name? und wo kommt Ihr her?"

„Ich heiße Kronwich, bin von der Mosel und hierher übergesiedelt, um dem Kriegsgetümmel zu entgehen."

„Ihr seid Jakob Scharpfe aus St. Wendel," sagte Berthold, „und unter Sickingen's Schutz hierher geflüchtet, um von Eurer Frau, Marianne, den Tod auf dem Scheiterhaufen abzuwenden."

Der Mann richtete sich auf von der Arbeit, das Beil über die Schulter legend; sein Gesicht hatte sich entfärbt.

„Wer hat Euch das gesagt? Wer seid Ihr?" fragte er im höchsten Grade betroffen.

„Fahrt ruhig fort in Eurer Arbeit! Von mir habt Ihr keine Störung zu befürchten," antwortete Berthold, nannte ihm seinen Namen und seinen Stand und reichte ihm die Hand wie zum Willkomm auf Pfalz-Simmern'schem Boden.

Auf diese Worte, als schäme er sich seiner thörichten Furcht, nahm Scharpfe — denn er war es — sein Werkzeug wieder von der Schulter, um die angefangene Abglättung des Pfahls zu vollenden, doch ließ er es beim Vorsatz bewenden.

„Verzeiht, Herr," sagte er; „wenn man in meinen Schuhen steckt, ist man immer in der Angst, wie ein aufgejagtes und verfolgtes Wild. Und doch kann ich mir's jetzt nicht besser wünschen, als ich's habe. Der Herzog, mein neuer gnädiger Herr, hat mich als Unterthan an- und aufgenommen. Dem Amtskeller von Simmern hat er befohlen, mir diesen Hof, der bisher von der Amtskellerei verpachtet war, für einen mäßigen Preis als Freigut zu überlassen. Ich habe keine andern Lasten zu tragen, als die jährliche Steuer dem Landesherrn und den Zehnten der Kirche zu entrichten. Es sind freilich nur einige Huben Landes und davon ist ein Theil noch nicht urbar, aber es reicht aus, uns zu ernähren. Auf die Arbeit verstehen wir uns, denn im St. Wendel'schen ist der Boden auch nicht viel besser. Auch blieb mir noch so viel Geld übrig, um Haus- und Ackergeräth und einige Stück Vieh von meinem Vorgänger zu übernehmen. — Lieschen," wandte er sich an das ältere der Kinder, „rufe einmal die Mutter! — Sie hat sich noch nicht ganz erholt, ist aber auf dem besten Wege. Sprecht nicht mit ihr von der Geschichte, Herr Förster, wenn es Euch beliebt; sie schreckt noch immer zusammen, wenn man davon anfängt; denn das läßt sich mit hundert Zungen nicht sagen, was die Frau ausgestanden hat."

Berthold, nachdem er durch weitere Unterredung das Vertrauen des anfangs sehr erschrockenen, im Uebrigen aber besonnenen Mannes völlig gewonnen hatte, fragte ihn, ob er wohl in wichtigen Angelegenheiten eine Reise auf einige Tage übernehmen könne.

Scharpfe sah ihn zweifelhaft an.

Da kam Marianne, seine Frau.

„Ich habe einen Auftrag für Euren Mann!" sagte Berthold, mit innigster Theilnahme die bleiche junge Frau betrachtend,

die schüchternen Trittes, das kleine Mädchen an der Hand, einen Korb unter dem Arm, mit einem Gruße sich näherte.

„Der Herr ist uns zugethan, ein Vertrauter und im Dienste des Herzogs," sagte Scharpfe, als Marianne den Fremden scheu und unsicher ansah.

„Es handelt sich darum," fuhr Berthold fort, „schleunigst ein Schreiben dem Ritter Franz von Sickingen in's Feldlager bei Trier zu überbringen. Euer Mann ist der dortigen Gegend und Verhältnisse kundig; die Botschaft ist wichtig und muß auf's Zuverlässigste bestellt werden, denn es gilt, den Ritter mit seinen Verbündeten aus großer Gefahr zu retten."

Marianne, die bei den ersten Worten Berthold's von Unruhe und Bangigkeit ergriffen schien, sagte jetzt mit fester Stimme: „Das soll geschehen, Herr! Dem Ritter Franz von Sickingen sind wir mit Leib und Leben verpflichtet. — Hast Du ein Bedenken?" richtete sie sich fragend an ihren Mann.

„Gefahr ist keine dabei," fiel Berthold ein, „denn Weg und Steg, Land und Leute, steht Alles unter Sickingen's Gewalt. Aber Eile thut Noth und Treue in der Besorgung."

Scharpfe nickte mit der Miene eines völlig Einverstandenen.

„Ich will gehen und sorgen, daß er sogleich reisefertig ist und aufbrechen kann," sagte Marianne, sich nach dem Hause wendend.

„So ist's recht!" rief ihr Berthold nach; „während seiner Abwesenheit soll hier auf dem Hofe Alles in guter Ordnung bleiben und nichts versäumt werden. Ihr geht mit Euren Kindern so lange auf die Guldenbacher Mühle; ein der Mühle verpflichteter Hüber aus Dichtelbach soll hier wohnen bis zu Eures Mannes Rückkehr und für Euer Vieh und die nöthige Feldarbeit sorgen. Von der Mühle wird noch heute Jemand hierherkommen, um Euch abzuholen; sie ist von hier kaum etwas über eine halbe Stunde entfernt."

Scharpfe zog, die Arbeit einstellend, sein Wamms an. Berthold übergab ihm nach mancherlei Mittheilungen und Rathschlägen in Betreff seiner Sendung das Schreiben, empfahl ihm, sich Alles dort recht genau anzusehen, um Auskunft darüber geben zu können, und begab sich auf den Rückweg nach dem Guldenbacher Thal.

Als er im Dörfchen Dichtelbach ankam, das neben dem Wege lag, der von Scharpfe's Gehöfte in's Guldenbacher Thal führte, traf er mit dem Dominicaner Bruno zusammen, der hier auf ihn gewartet hatte und es eigentlich war, auf dessen Betreiben Scharpfe an Franz von Sickingen entsendet wurde.

Bruno hatte nämlich, bald nachdem Dieter und Eisenmenger die Mühle verlassen hatten, durch seine Freunde in Mainz nicht nur sichere Kunde erhalten, daß der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst Ludwig von der Pfalz zum Entsatze Triers die umfassendsten Rüstungen vornahmen, sondern daß auch ein bedeutender für Sickingen bestimmter Transport von Lebensmitteln und Kriegsmaterial durch die Hessen weggenommen worden sei, und daß eine ganz beträchtliche Schaar kurpfälzischer Truppen bereits den Marsch nach der Mosel angetreten habe und jeden Tag vor Trier erscheinen könnte. Bruno hielt es für höchst wichtig, Sickingen hiervon auf's Schnellste in Kenntniß zu setzen. Zur Uebernahme dieses Geschäftes schien ihm Niemand geeigneter, als Jakob Scharpfe, dessen Schicksale und Lage ihm bereits genau bekannt geworden waren. Da er indessen mehr als einen Grund hatte, in dieser Sache nicht unmittelbar selbst mit Scharpfe zu verkehren, so wandte er sich an Berthold, der gern die Vermittlung übernahm. Denn wenn auch dieser, der dem Unternehmen Sickingen's gegen Trier überhaupt kein günstiges Prognostikon gestellt hatte, für seine Person selbst von der glücklichsten Ausführung desselben sich keine Besserung der Zeiten versprach und gegen jede Art von Betheiligung an Kriegsoperationen die entschiedenste Abneigung hatte, so stand er dem Ritter Franz und dessen Freunden doch viel zu nahe, fühlte in seiner eigenen Stellung und Lebensweise mit dem Fortbestand der Partei Sickingen's sich zu enge verknüpft, um nicht auf's Eifrigste da behilflich zu sein, wo es galt, von diesem eine Gefahr abzuwenden. Wir erinnern daran, daß er auch in diesem Sinne handelte, als er seinem Freunde Eisenmenger das Document, welches Gordian in der Capelle verloren hatte, zur Warnung für Sickingen mitgab.

Nachdem Berthold mit einem der Dichtelbacher Hüber, die der Guldenbacher Mühle größtentheils zu Frohndiensten verpflichtet und als zum Mühlbann gehörig ihm be-

kannt waren, zur Besorgung der Wirthschaft auf Scharpfe's Gehöfte das Nöthigste festgesetzt hatte, begab er sich zu Bruno und Beide wanderten gemeinsam dem Thale und der Mühle zu.

„Ich glaube nicht," sagte Berthold, „daß wir auf dem ganzen Hunsrücken einen eifrigern und zuverlässigern Boten hätten auffinden können, als diesen Scharpfe. Ueberhaupt erweckt die ganze Familie in ihrer jetzigen Sicherheit und Freude nach so unaussprechlicher Gefahr und Drangsal große Theilnahme. Wie wunderbar hat es sich gefügt, welche eigenthümliche, nicht zu erwartende Umstände mußten zusammentreffen, daß dieses schon festlich geschmückte Opfer dem Aberglauben und der Bosheit nicht gefallen ist! Ihr wißt, ich stimme nicht mit Euch überein in Betreff der aufrührerischen Bewegungen dieser Zeit, ich verspreche mir nicht die Wendung der Dinge davon, die Ihr Euch versprecht, insbesondere habe ich diesen Angriff auf Trier von Haus aus mißbilligt, aber — das kann ich nicht leugnen — wenn auch Sickingen's Feldzug gar keinen weitern Erfolg hat, wenn auch die Mauern des alten Fürstensitzes dem ritterlichen Sturm und Drange Trotz bieten, das bleibt immerhin ein Ergebniß, daß dieses arme, unschuldige Weib den Krallen der Henker entrissen wurde!"

„Es freut mich, aus Eurem Munde diese Anerkennung zu vernehmen, die Anerkennung eines Schrittes zum Bessern! Freilich, eine Schwalbe macht den Sommer nicht, aber sie verkündet ihn wenigstens. Möge dieser einzelne Fall Eurem zweifelnden Blick das Ziel klar vorhalten, welchem der eingeschlagene Weg entgegenführt!"

Berthold sah nachdenkend und düster zu Boden.

„Vor meinem Blick," sagte er nach einer Pause, „entfaltet sich ein anderes Bild: Ich sehe, wie die großen, starkgläubigen Eiferer der neuen Lehre, ich sehe, wie auch sie Holz herbeitragen zu den Scheiterhaufen, um damit die Luft zu reinigen zur Aufnahme ihres untrüglichen Wortes! Solcher Eifer treibt zum Hochmuth und der Hochmuth zur Gewaltthat! — Darum lobe ich die Frömmigkeit Dr. Klinge's, weil sie auf Liebe ruht und frei von Hochmuth ist."

„Und," setzte Bruno gereizt hinzu, „keinen Anstand nimmt, offenbarem Betrug in majorem dei gloriam das Wort zu reden. Als ich ihm neulich, nach Eurer Rehabilitation in der Mühle, bei unserer Rückkehr nach Stromberg die wahre Ursache von Gordian's plötzlichem Verschwinden mittheilte und ihm den ganzen Hergang erzählte, wie Ihr ihn mir erzählt hattet, richtete sich zuerst sein Zorn gegen Gordian, den räuberischen Wolf im Schafspelze, dann gegen Euch, der Ihr Euch durch Mißbrauch Eurer Wissenschaft des Frevels an den heiligsten Ueberlieferungen der Kirche schuldig machtet, zum Dritten gegen mich, der ich Solches geschehen ließe. Ich versicherte ihn, daß ich Euch mein Mißfallen darüber ausgesprochen; ich machte ihm begreiflich, daß ich meinen Beruf darin sähe, nur da eine Anklage zu erheben, wo ich mich von der Schuld wahrhaftigen Einverständnisses mit höllischen Geistern völlig überzeugt hätte. Aber meinen Vorschlag, er möge zu den Franciscanern nach Germersheim gehen und das über Gordian ergangene vermeintliche Gericht Gottes als das, was es war, als das Kunststück eines Gauklers, unwiderleglich darstellen, diesen Vorschlag wies er zurück mit den Worten: Gott wählt die Mittel seiner Zucht nach seinem Wohlgefallen; Niemand soll ihm vorgreifen!"

„Darin höre ich nur die Stimme frommer Unterwerfung," erwiederte Berthold; „ja, noch etwas Anderes von tieferer Bedeutung, das etwa so lautet: Störe nicht, wo Einer durch Glauben besser wird; nicht die Sache an sich, nur die Vorstellung davon ist das Wirkende, denn was der Mensch glaubt, ist für ihn da."

„Wunderliche Behauptung!" entgegnete Bruno mit Lachen. „Als wir eben den Hügel herabgingen und den Wiesenpfad vor uns überblicken konnten, da glaubte ich, Eure Agnes zwischen den Weiden uns entgegenkommen zu sehen und ich hätte darauf geschworen, daß sie jetzt, nachdem wir um das Gebüsch bogen, vor uns stehen werde, aber seht, sie ist nicht da, obgleich ich es glaubte; ich habe mich eben geirrt."

„Ah," fiel Berthold ein, „Ihr schobt Eure unschön zurückgeschlagene Capuze trotz der Hitze anständig über's Haupt und zogt den schiefhängenden Mantel in die richtigen Falten; Ihr würdet nichts ihr Anstößiges vorgenommen haben; kurz, Ihr habt Euch für sie eingerichtet und sie war für Euch da, weil Ihr es glaubtet und so lange Ihr es glaubtet. — Aber da ist ja Agnes!"

Agnes trat von der Seite aus dem Gebüsch, daß Bruno fast erschrocken zurückfuhr.

„Du schon da, Agnes!“ sagte Berthold; „gewiß hat die Neugierde Dich so bald auf den Weg getrieben.“

„Ihr sagtet ja,“ antwortete sie nicht ohne einige Verlegenheit, „wenn Alles im Hause zur Aufnahme der neuen Gäste bereit wäre, sollte ich mich auf den Weg machen. Ist der Mann schon fort, den Ihr auf Reisen schickt?“ fragte sie, wiederum etwas verlegen und zögernd.

„Wenn Du Dich sputest, kannst Du ihn vielleicht noch treffen,“ antwortete Berthold.

Wir lassen die zwei streitenden Politiker und Philosophen längs dem Bache nach der Mühle weiter ziehen und folgen der lieblichen, muntern Agnes zurück nach Scharpfe's Gehöfte. Anlockend genug sieht sie aus, reiner und feiner als die gewöhnlichen Bäuerinnen der dortigen Gegend; ja, ihr niedlicher Fuß ist sogar mit Schuhen bekleidet, was sie, nach der Sitte jener Zeit, fast auf die Stufe einer Dame emporhebt; nicht minder zeichnet sie sich aus durch ihre übrige Kleidung, deren genaue Beschreibung wir nur darum weglassen, weil sie zu sehr von dem heutigen Geschmack abweicht und dadurch das Bild des schönen Kindes ganz ohne sein Verschulden vielleicht beeinträchtigt würde — kurz, ihr leinenes Unterkleid mit dem faltigen Ueberwurf ist nach Stoff und Schnitt besser, als man es dort bei den Landleuten zu sehen gewohnt war. Aber wir haben darauf zu achten, daß sie unsern Blicken nicht entflieht, denn sie eilt, obgleich es bergan geht, über die Maßen; wie beflügelt sind ihre Schritte und schillernd flattert ihr Kopftuch im Winde. Ohne Jemanden nach dem Wege zu fragen, findet sie den Hof.

„Ich bin wohl recht hier?“ sagte sie, als sie, schnell athmend mit wogendem Busen eintrat in die kleine Stube zur Familie Scharpfe. „Von Herrn Förster Berthold bin ich gesandt,“ wandte sie sich an Marianne, „Euch mit Euren Kindern auf die Guldenbacher Mühle abzuholen.“

Mit freundlichen, dankbaren Mienen wurde sie empfangen. Scharpfe saß vor einer ansehnlichen Schüssel mit Haferbrei, um sich für den Marsch noch ordentlich zu stärken, und während Marianne, um der gefälligen Abgesandten desto schneller folgen zu können, im Hause Allerlei besorgte, benutzte Agnes die Gelegenheit zu einer Unterredung mit ihm.

„Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe es, daß Ihr in Sickingen's Lager geschickt werdet,“ sagte sie leise. „Wenn Ihr dahin kommt und findet dort vielleicht den Junker Dieter Faust von Stromberg — ich kenne ihn, er ist der Stiefenkel meiner Base Adelheid von der Mühle — so vermeldet ihm — meinen — Gruß!“ Darauf athmete sie tief auf und setzte sich, als dürfe sie jetzt erst, nachdem sie so Wichtiges vom Herzen losgeworden, sich Ruhe gönnen.

„Wohin ich gehe,“ antwortete Scharpfe, „darf Niemand wissen; finde ich aber den Junker, den Ihr mir da nennt, so will ich gern Euren Auftrag bestens bestellen.“ Damit erhob er sich, nahm von Frau und Kindern Abschied und schritt von dannen.

Der Dichtelbacher Hüber war eingetroffen; Marianne gab ihm die nöthige Auskunft und Anweisung; Agnes begleitete sie durch die kleinen Räume des Hauses, durch Scheuer, Stall und Gärtchen, im Stillen erstaunt über die Sorgfalt und Umsicht, die Marianne hierbei an den Tag legte; eine so zweckmäßige wirthschaftliche Einrichtung, eine solche Ordnung und Reinlichkeit, wohin man sah, hatte sie noch bei keinem der dortigen Umwohner getroffen. Vom ersten Augenblick an fühlte sie sich zu Marianne hingezogen und mußte sich gestehen, daß dieses auch der Fall gewesen wäre, wenn sie von ihren Schicksalen gar nichts gewußt hätte.

Bald wanderten Beide, Agnes und Marianne, dem Thale zu, die beiden Kinder fröhlich vor ihnen her. Es entspann sich auch zwischen ihnen alsbald ein Zwiegespräch, freilich sehr verschieden von dem der beiden Männer, die wir vorher auf derselben Strecke begleiteten.

„Ihr vertrautet auch meinem Mann, ehe er ging, noch etwas an, merkte ich vom Hofe aus,“ sagte Marianne mehr aus freimüthiger Offenheit, als aus Neugierde.

Agnes zögerte mit der Antwort, dann faßte sie einen raschen Entschluß.

„Ich bin seine Verlobte,“ sagte sie, „aber auf der Mühle wissen sie's noch nicht.“

Marianne, als fühle sie sich im Verdacht der Zudringlichkeit, sah sie fast beschämt und zweifelnd an.

„Die Verlobte des Junker Dieter, der mit Sickingen im Feldlager vor Trier steht

und für den ich Eurem Mann den Gruß mitgegeben habe," vervollständigte Agnes ihre undeutlichen Worte.

Beim Namen Sickingen fuhr es wie ein Lichtstrahl über Marianne's bleiches Antlitz, aber bald kehrte der Schatten des Ernstes noch düsterer wieder zurück. Doch sie überwand den Schauer, der sie befiel, und kam gerührt und freundlich dem Vertrauen entgegen, welches Agnes ihr schenkte.

Diese erzählte nun, wie Dieter, dem eigentlich die Guldenbacher Mühle mit dem dazu gehörigen Freigut gehöre, oft dahin gekommen, ihr Herz gewonnen und ihr bei seiner letzten Anwesenheit kurz vor Beginn des Feldzuges seine Hand angetragen habe. Ihrem vollem Herzen war es Bedürfniß, Jemanden zu haben, dem sie sich aussprechen konnte, und nun war sie ja so schnell zum Besitz einer Vertrauten gelangt!

Da blickte schon die Mühle aus dem Erlengebüsch, zu früh für Agnes. Sie trat ein mit den neuen Gästen, die mit großem Wohlgefallen von Frau Adelheid und Berthold empfangen wurden.

„O wie schrecklich, wie schrecklich!" hörte Berthold am folgenden Tage Agnes leise vor sich hin sagen mit dem Ausdruck der tiefsten Gemüthserschütterung.

„Was hast Du denn?" fragte er betroffen.

„Als ich Mariannen gestern beim Auskleiden half," antwortete sie, sich scheu umsehend, „da nahm ich's wahr: ihr ganzer Körper ist voll furchtbarer Narben von der Folter, die sie hat ausstehen müssen!"

„Befrage sie nicht darüber, Agnes," sagte Berthold; „denn wie die Wunden ihres Körpers müssen auch die ihrer Seele durch die Zeit vernarben, und dürfen nicht viel berührt werden. Du verstehst mich wohl?"

„Ich will ihr recht beistehen und sie aufrichten, daß vielleicht der düstere Zug des Grams aus ihrem sanften Antlitz verschwindet. Sie ist so verständig, theilnehmend und umgänglich, als wäre sie feiner auferzogen, als die gewöhnlichen Leute."

„Das gab vielleicht die erste Veranlassung zu ihrer Verfolgung bei ihren Landsleuten," bemerkte Berthold. „Ihr Mann wird hoffentlich bald und unversehrt von der Mosel zurückkehren!" —

Und so war es. Am Tage vor Kreuzeserhöhung, den 14. September, trat Scharpfe nach angestrengtem Marsche noch bei guter Tageszeit in die Mühle.

„Haltet es mir nicht nach," sagte er, den Schweiß von der Stirn wischend, „daß ich ein Ueberbringer von Hiobsposten bin! Heute hebt Franz von Sickingen die Belagerung von Trier auf und tritt unverrichteter Sache mit Sack und Pack den Rückzug an."

„Setzt Euch und erzählt ruhig!" sagte Berthold; „ich war auf solche Nachricht gefaßt."

„Als ich ihm das von Euch empfangene Schreiben einhändigte," berichtete nun Scharpfe weiter, „sagte er mir — denn er erkannte mich sogleich wieder — noch ehe er es erbrochen hatte: Ihr seid der dritte Rabe, der heute angeflogen kommt; wahrscheinlich kenne ich bereits Eure Botschaft. Doch als er den Brief las, stampfte er mit dem Fuß und rief einen von den Hauptleuten, den ich nicht kannte, und sagte: Nun sind wir hier fertig! Mynkwitz mit seinem Haufen ist abgeschnitten; die erwartete Zufuhr in Feindeshänden! — Das entfuhr ihm so, während ich noch da stand. Darauf sah er mich an und, den Finger auf den Mund legend, entließ er mich bis auf Weiteres. Ich blieb nun zwei Tage dort. Sogleich bemerkte ich, daß im ganzen Lager eine große Bewegung entstand. Noch ein Hauptsturm wurde auf den andern Tag festgesetzt; den habe ich mit angesehen; das war noch ein anderes Trommeln und Trompeten, Donnern und Blitzen, als beim Bombardement von St. Wendel; aber Alles vergeblich. Erst waren die benachbarten Berge gegen Osten der Stadt besetzt; hernach ging es mehr an der Nordseite von St. Maximin aus auf die Stadtmauern los. Aber die Trierer wehrten sich, wie es Keiner hätte denken sollen. Alles half, die ganze Bürgerschaft, Zünfte und Gilden, Mönche und Nonnen, Frauen und Mädchen; allein über fünfhundert Geistliche hatten sich behelmt und geharnischt, der Landsknechte und Söldner nicht zu gedenken, die vor der Sickingen'schen Ankunft noch schnell in die Stadt gezogen waren. Auch schossen sie mit großem Geschütz schwere Kugeln aus der St. Simeons- und der Domkirche und der Erzbischof selbst leitete die ganze Vertheidigung von Anfang bis zu Ende in eigener Person. Als nun noch einmal ein Sturm zurückgeworfen war, da hatte es mit dem Pulver ein Ende, denn zwanzig Tonnen waren umsonst verschossen worden;

auch die Lebensmittel im Lager waren ausgegangen und neue konnten nicht mehr herbeigeschafft werden. Sickingen hielt mit den Hauptleuten und Edeln einen langen Rath und — der Abzug wurde beschlossen."

„Gab's auf Seiten der Belagerer auch große Verluste an Menschen?" fragte Berthold.

„Nein, nur Einzelne wurden getödtet oder verwundet."

„Und sonst habt Ihr nichts zu berichten?"

„Doch, ich habe Grüße zu vermelden von Junker Dieter Faust von Stromberg an Euch und an Frau Adelheid und an ihr Bäschen Agnes. Er wäre selbst noch frisch und gesund, sollte ich Euch sagen; aber es sähe im Ganzen schlecht aus und würde jetzt viel zu thun geben, auch dann, wenn sie aus dieser Patsche wieder heraus wären; sobald werde er schwerlich hierher auf die Mühle kommen können, denn er müßte Franz von Sickingen begleiten, um ihm seine Burgen und Schlösser festmachen zu helfen. Auch habe ich noch," fuhr Scharpfe nach einer Pause zögernd fort, „von Einem zu vermelden, der Eisenmenger heißt und Euch bekannt ist. Der hatte — es war am zweiten Tage der Belagerung — einen Theil des schweren Geschützes, das gegen die Korentzport weit vorgerückt war, in Bewachung, als die Trier'schen früh Morgens einen Ausfall machten. Seine Kameraden liefen davon, er aber legte sich auf den Boden hinter einen Gartenzaun, vermuthend, daß er ungesehen bliebe. Die Trier'schen aber, nachdem sie schnell eine Karthaune und zwei Feldschlangen, so gut sie konnten, vernagelt hatten, bemerkten ihn und nahmen ihn gefangen. Sie wollten ihn mit in die Stadt schleppen und unversehrt lassen, wenn er auf ihre Seite zu treten gelobte. Da rief er laut aus: Ich will lieber sterben in Franzens, meines Herrn Gnad' und Gunst, als am Leben bleiben im Joch der Trierer! Da sprang Einer der Umstehenden hervor, zog das Schwert und hieb ihn zusammen. So ist es geschehen und so sollte ich's Euch hinterbringen, trug mir der Junker Dieter Faust von Stromberg auf."

Auf Berthold machte diese Nachricht einen tiefern und schmerzlichern Eindruck, als alles Uebrige. Eisenmenger war sein treuester Freund und der einzige ihm noch übrige Genosse seiner Jugend, den er nach langer Trennung so zufällig hier wiedergefunden hatte. Ohne ein Wort zu sprechen, verließ er das Haus, um draußen in der Natur, in ungestörter Einsamkeit, die er stets aufzusuchen pflegte, wenn sein Inneres heftig erschüttert war, sich seinen Gedanken zu überlassen. Man sah ihn langsam hinschreiten über den Wiesenpfad, bis er zwischen dem Gebüsch sich verlor.

Jetzt erst begrüßte Scharpfe ordentlicher Weise die Seinen und wurde von diesen, sowie von Agnes und Frau Adelheid noch über Manches ausgefragt. Er schilderte ihnen einzelne Vorfälle: Den furchtbaren Brand von St. Maximin, den Sturz der Mauer am Schellenthor und all' den sonstigen ungeheuren Schaden, den die Stadt Trier und auch die Umgegend erlitten. „Desto größer," schloß er, „ist der Verdruß unter den Rittern und Knechten, daß dies Alles umsonst war. Aber bei alledem ist Keiner im Heer, der trotz der mißlichen Lage nicht bereit wäre, für Franz von Sickingen Gut und Blut hinzugeben!"

Ihrerseits wußten seine Frau und seine Kinder ihm nicht genug zu erzählen, wie gut sie es auf der Mühle während seiner Abwesenheit gehabt hätten; auch sei draußen auf dem Gehöfte, wo sie einige Mal gewesen, Alles in guter Ordnung.

Mit Agnes sprach Scharpfe einige Worte unter vier Augen und übergab ihr ein kleines Packetchen; es enthielt ein schön gearbeitetes goldenes Kreuz. „Dies sollte ich Euch," sagte er, „von Junker Dieter Faust zum Geschenk überbringen; es wäre noch von seiner verstorbenen Mutter her und er hätte es immer bei sich gehabt; Ihr möchtet es aber von jetzt an tragen ihm zu Liebe." Agnes verbarg es erröthend unter ihrem Mieder.

Jetzt war es Zeit für die Familie Scharpfe, wieder heimzukehren auf ihren Hof.

„Sprecht nur recht oft auf der Mühle zu; wenn Ihr einen guten Rath oder sonst was bedürft, so wißt Ihr, wo wir zu finden sind," sagte beim Abschied Frau Adelheid. Agnes begleitete sie noch eine weite Strecke.

„Du hast durch Scharpfe noch eine besondere Botschaft erhalten, Agnes!" sagte Frau Adelheid nach ihrer Rückkehr.

Agnes schlug die Augen nieder.

„Und auch ein Geschenk? — Du brauchst es nicht mehr zu verschweigen, Kind; wir

wissen Alles, Georg und ich; — was könnte auch seinem Blicke entgehen? — Wir hätten es gern verhüten mögen, denn es ist gegen Brauch und Regel und darum zu widerrathen. Du gehst einem schweren Stand entgegen, davon kann ich selbst am besten erzählen, und doch waren damals die Zeiten noch anders als heute; die Herren hielten damals mehr auf Zucht und Ehre und fester an ihrem Wort. Aber wo es nun nicht mehr zu ändern ist, wollen wir es als Gottes Fügung ansehen; er gebe seinen Segen dazu!"

„Das hat er mir geschenkt," sagte Agnes, hingerissen durch die freundlichen Worte, unter Thränen und zog das Kreuz hervor. „Es stamme noch her von seiner verstorbenen Mutter; von jetzt an sollte ich's tragen ihm zu Lieb'."

Frau Adelheid ging an einen Schrein, holte aus verschiedenen Schmucksachen eine Capsel hervor und öffnete sie. Ein dunkelroth funkelndes Granatband lag darin. „Siehe, diese Schnur," sagte sie, „schenkte mir sein Großvater Wohlfried Faust, als ich seine Braut war. Du solltest sie haben, wenn ich todt wäre; nimm sie jetzt und trage sie mir zu Lieb'!"

Mit diesen Worten band sie das Kreuz an die Schnur und hing sie dem von Dank und Rührung sprachlos vor ihr auf die Kniee sinkenden Mädchen um den Hals.

Der Winter, in jener Gegend früher sich einstellend, rückte heran. Franz von Sickingen hatte seinen Rückmarsch von Trier auf dem rechten Moselufer ohne weitern Verlust, in bester Ordnung und ungebrochenen Muthes, vollführt. Jenes Schriftstück, welches schlagende Beweise von dem Wankelmuth mancher Ritter und Herren, die für seine entschiedensten Anhänger galten, enthielt, war in seine Hände gekommen, aber wie bereits umwunden von den Schlingen seines Verhängnisses, schob er es bei Seite, ohne das Gewicht darauf zu legen, das es verdiente. Seine Hauptsorge war jetzt darauf gerichtet, seine Burgen in Vertheidigungszustand zu setzen, Werbungen für neue Kriegsmannschaft auf's kommende Jahr anzuordnen und neue Bündnisse zu schließen, um nicht nur jedem Angriff, woher er auch komme, Trotz zu bieten, sondern auch mit Benutzung der Unruhen, die im Bauernstande bereits auszubrechen begannen und im Anschluß an die reichen, den Landesherren grollenden Städte, mit nächstem Frühjahr gegen die Fürsten wieder die Offensive zu ergreifen. Dieter Faust war ihm überall zur Hand und wurde vielfach auch bei den Unterhandlungen mit den verschiedensten kleinen und großen Höfen des deutschen Reiches als Abgesandter von ihm gebraucht.

Um so stiller und friedlicher hatte sich unterdessen das Leben auf der Guldenbacher Mühle gestaltet. Der Umbau war vollendet, der Arbeiterhaufen entlassen. Die neue Einrichtung entsprach vollkommen den Erwartungen. Die Umwohner, darüber erstaunt, drängten sich herbei, um noch möglichst ihren Wintervorrath von dem neuen, von allen Hülsen befreiten Mehl zu erhalten, denn der Frost kam heran und langsam begannen Schnee und Eis die Zugänge zur Mühle zu versperren, ja zuletzt das Guldenbacher Thal gänzlich von der Außenwelt abzuschließen. Glückliche Zeit der Ruhe und Erholung für den Landmann, besonders für den armen Hüber jener Gegend, vorausgesetzt, daß ihm von dem geschmälerten Ertrag des während der übrigen Jahresabschnitte vergossenen Schweißes so viel übrig blieb, um den unerläßlichsten Forderungen seines anspruchslosen Lebens zu genügen! Die Feldarbeit ist gethan, die Frohndienste ruhen, die hundertfältigen Plagen, womit die Herren des Bodens ihn heimsuchen, hören einmal auf. Durch die starre Faust des Winters gegen sie vertheidigt, weilt er sicher unter dem niedrigen, mit Schnee bedeckten Strohdach, athmet einmal auf und durchlebt Stunden eines stillen, gemüthlichen Daseins, wenn auch der Wolf des Soonwaldes des Nachts bis an seinen Hof streift. Die Tagesarbeit ist nur unterhaltende Beschäftigung; an den langen Abenden sitzt die Familie in der warmen Stube bei der Fackel des Kienspans; die Nachbarn kommen zusammen, um durch trauliche Gespräche die Zeit zu kürzen.

Seit einer langen Reihe von Jahren hatte sich um Frau Adelheid, die mit dem Sohn den ganzen Frieden ihrer Seele wiedergefunden, kein so gemüthliches Leben gestaltet, wie in diesem Winter. Berthold machte sich's zur Aufgabe, diese Stimmung in jeder Weise zu befördern, obgleich ihn auch noch manches Andere in rastloser Thätigkeit erhielt. Fast so oft es die Wit-

terung erlaubte, reiste er nach Simmern, um dort mit dem Herzog über die Mittel zu berathen, wodurch der Gewerbfleiß und mit ihm der Wohlstand der armen Bewohner des Landes in nachhaltiger Weise gehoben werden konnte. Die Einführung eines ordentlichen Bergbaues und Hüttenwesens zur Gewinnung von Eisen in einer Gegend, wo die überall zu Tage liegenden Erze dazu aufforderten und die vortrefflichen Wasserkräfte des Guldenbaches, sowie die Holzmassen des Soonwaldes alle erforderlichen Hilfsmittel an die Hand gaben, war es, was er sogleich bei der Rückkehr in sein Thal in's Auge gefaßt hatte und jetzt mit dem größten Interesse verfolgte.

Nämlich auch dieser Zweig menschlicher Bestrebung hatte im Anfang des Jahrhunderts, in welches unsere Erzählung uns versetzt, mit den Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft einen neuen Aufschwung genommen und auch hier ging die Anregung von Italien aus. Berthold war von jeher diesen Studien zugethan, hatte auch Manches auf seinen Wanderungen durch eigene Anschauung kennen gelernt. Jetzt galt es, darüber zu sinnen, inwieweit von seinen Erfahrungen, besonders inwieweit von den Entdeckungen und Anweisungen der berühmten italienischen Forscher, deren Werke über Metallurgie dieser Wissenschaft damals eine neue Bahn brachen, hier Gebrauch gemacht werden könnte. Unter Anderm war das nasse Pochen des Erzes, um es von dem tauben Gestein zu scheiden, mittelst des Wassers und der Daumwelle, bisher gänzlich unbekannt. Berthold hatte einen Plan zur Anlage eines nassen Pochwerkes und einer Schmelzhütte im Guldenbacher Thale nicht nur entworfen, sondern auch schon gleich nach seiner Ankunft alle Vorbereitungen zur Ausführung getroffen.

Zwischen der Familie Scharpfe und den Bewohnern der Guldenbacher Mühle hatte sich, trotz der Entfernung der Wohnungen voneinander, ein nachbarliches, freundliches Verhältniß erhalten; wenn der Schnee nicht unüberwindlich war, kamen sie zusammen. Agnes fand in Mariannen einen Umgang, wie er ihr bisher gefehlt; sie konnte ja ihr Herz bei ihr erleichtern über Dieter, der gar nichts, auch gar nichts mehr von sich hören ließ. Berthold aber, der im Einverständniß mit dem Landesfürsten überall darauf bedacht war, bessere Kenntnisse der Bodencultur in der Gegend zu verbreiten, und bei Scharpfe eine größere Empfänglichkeit dafür fand, als bei vielen Andern, ließ es sich angelegen sein, ihm Rathschläge und Anweisungen zu ertheilen. Insbesondere gewann er ihn für den Anbau des Roggens, einer bis dahin hier völlig unbekannten Getreideart. Berthold hatte ihm den Samen verschafft und ein großes Stück Feld war noch vor Beginn des Frostes damit besäet worden: die Saat war prächtig aufgegangen. Jetzt harrte sie unter tiefem Schnee dem kommenden Frühling entgegen und Scharpfe sah im Geiste schon, wie seine Scheuer mit den Garben der seltenen Frucht sich füllte. — Folgte der Hoffnung auch die Erfüllung? — —

Ehe wir uns jedoch gänzlich in der Mühle einschneien und vom Verkehr mit der Außenwelt abschneiden lassen, halten wir es für unsere Pflicht, uns noch einmal nach Dr. Klinge umzusehen. Der ehrenwerthe, strenggläubige Franciscaner-Guardian, der eine der mächtigsten und consequentesten Parteien seiner in politischen wie kirchlichen Dingen so weit auseinandergehenden Zeitgenossen vertrat, hatte seit seiner Niederlage in der Guldenbacher Mühle schwere innere Kämpfe durchgemacht. Allerdings war sein Glaubenssystem nicht im Mindesten dadurch erschüttert worden, aber mit der Frage, wie er den gegebenen Fall unterzubringen, wie er sich überhaupt in der Faustsache, sowohl dem wirklichen als dem eingebildeten Dr. Faust gegenüber, zu verhalten habe, zumal da das Gerücht von dem schauerlichen Ende des Letztern bereits in Palästen und Hütten sich befestigt hatte, damit war so leicht nicht in's Reine zu kommen. Auf der einen Seite forderte die Wahrheit des Thatsächlichen ihr gebieterisches Recht, auf der andern Seite band ihn sein vielleicht allzurasch gegebenes Wort, über Alles schweigen und die Welt in ihrem Irrthum bestärken zu wollen, wobei schwer in die Wagschale fiel, daß durch den erhaltenen unumstößlichen Beweis der Nichtigkeit von Faust's Höllenfahrt, sowie durch die ihm gewordene Aufklärung in Betreff der Teufelserscheinung in der St. Gebhardscapelle, seine eigene Ueberzeugung von der Verbindung dieses Faust mit übernatürlichen Gewalten in's Schwanken gerathen mußte. Einem Irrthum wissentlich Vorschub zu leisten, widersprach seiner Ach-

tung vor der Wahrheit: — aber sollte er sein gegebenes Wort brechen? sollte er — was seinem Gefühl noch mehr widersprach — hinaustreten vor das Volk mit dem in seinem Munde gewichtigen Worte: Seht, Faust's Teufelsbund und Höllenfahrt ist ein Märchen; der vermeintliche Hexenmeister lebt im Thale des Guldenbaches harmlos und in Frieden? Sollte er durch einen solchen Angriff auf das verbürgteste, wirksamste Beispiel dämonischer Gewalt und heimgesuchten Frevels, durch einen solchen Riß in den Zusammenhang von Schuld und Strafe, wie er im Volksbewußtsein mit den heilsamsten Folgen sich geltend machte, bei dem schwachen, die nackte Wahrheit ja ohnehin nicht vertragenden Volke das ganze Gebäude seines festen Glaubens erschüttern und dadurch den verderblichen Aufklärern, den häretischen Humanisten in die Hände arbeiten? Eine Sünde beging er, wenn er schwieg, eine Sünde, wenn er redete.

Dazu kam noch ein ganz besonderer Umstand. Dr. Klinge, seit Jahren die Wege des Dr. Faust, wenn auch oft nur aus ziemlich weiter Ferne, beobachtend, hatte die Fahrten und Abenteuer des höllischen Schwarzkünstlers gesammelt, zu einem Ganzen geordnet und niedergeschrieben. Freilich verfuhr er hierbei nicht kritisch und mit jener Vorsicht, die in solchen Dingen beobachtet werden muß, wenn es gilt, Gerüchte von Thatsachen zu unterscheiden. Auf letztere kam es ihm zunächst auch nicht an; sein Zweck war, durch ein Beispiel, wie es in der berüchtigten Person des Dr. Faust dargeboten wurde und für jene Zeit nicht schlagender gewählt werden konnte, die Macht des Widersachers in seinem sichtbaren Verkehr mit den Menschen „männiglich zur Lehr' und Warnung" darzustellen. Seine anfangs nur hingeworfenen Notizen gestalteten sich allmälig zu einer vollständigen Biographie, wobei Abkunft, Geburt und Jugendjahre des Helden ebenfalls nicht fehlen durften. Von den verschiedenen über diesen Punkt verbreiteten unsichern Nachrichten hatte er bereits diejenigen aufgenommen, die ihm die verbürgtesten schienen. Als er nun bei seinem Aufenthalt in der Nahegegend als unbestrittene Thatsache erfuhr, daß die Wiege seines Helden, die er an einen ganz andern Ort verlegt hatte, im Guldenbacher Thal gestanden, ja daß seine Mutter hier noch am Leben war, als er durch persönliche Anschauung, wie unsern Lesern bekannt ist, sich hiervon überzeugt hatte, stand sein Entschluß fest, in dieser Hinsicht sein Manuscript zu verbessern. Jetzt aber schuf ihm der Auftritt mit Faust-Berthold in der Mühle ganz andere und größere Schwierigkeiten. Faust's Ende hatte er, wie es ihm berichtet worden war und er es in der Mühle vorgetragen, seinem Werke als nothwendigen Schluß schon einverleibt. Was sollte er jetzt thun?

Dr. Klinge war eigentlich ein Gefühlsmensch, dabei aber von der größten Einbildungskraft; die Idee beherrschte ihn; sie behauptete auch hier das Feld und half ihm über die Schwierigkeiten. Die Idee, wie sie in ihm lebte, wie sie im gläubigen Volke längst angeregt war, mußte ausgesprochen werden. Die Person des Dr. Faust war ihre Trägerin geworden, durch ihn symbolisirte sich nach seiner Auffassung die tiefere, ewige Wahrheit, worauf das Heil der Menschheit beruht. Die unmittelbaren Eingriffe des Teufels in Gottes schöne Weltordnung, sein leibhaftes Erscheinen unter den Menschen, deren Selbstsucht, Hoffahrt und Sinnenlust die Stricke sind, womit er sie einfängt, der kurze Freudentaumel und die ewige Qual der ihm anheimgefallenen Seelen, das waren die Grundanschauungen, die seit Jahrhunderten flüchtig und in losem Zusammenhange sich geltend gemacht hatten, jetzt aber in dem Leben und den Schicksalen des Dr. Faust gleichsam verdichtet und auch für den Stumpfsinnigsten fühl- und greifbar geworden, der wankelmüthigen, fester Stützen bedürfenden Welt zu unumstößlicher Ueberzeugung gebracht werden sollten. Zeit, Ort, Namen der Person sind hierbei an sich Nebendinge und vom Zufall abhängig; sie müssen angegeben werden, ihre Angabe braucht nicht richtig, sondern nur bestimmt zu sein. Die Achtung vor der historischen Wahrheit wird unterdrückt durch das Interesse für das Zweckmäßige, Heilsame, von den Umständen Gebotene; wie bei der Mutter, die dem Kinde, damit es nicht den Rand des Teiches betritt, vom bösen Wassermann erzählt, und diese Vorstellung so lange bei ihm aufrecht erhält, bis es durch eigenen Verstand die Gefahr einsieht; wie bei dem Dichter, der durch die Entdeckung, in einem seine Ideale verkörpernden Kunstwerke hier oder dort von der Geschichte abgewichen zu

sein, sich nicht stören läßt; wie bei den hervorragendsten Herrschern, Gesetzgebern und Religionslehrern des Alterthums, die zur Mehrung ihrer Macht und ihres Ansehens, zur Verstärkung der Eindringlichkeit ihrer Lehre den wundergläubigen Hang des Volkes zu Hilfe nahmen und einen sogenannten „frommen Betrug" nicht scheuten, weil sie außer Stande waren, auf anderm Wege eine tieferer Einsicht entsprungene, dem Ganzen heilsame Einrichtung in's Leben zu rufen.

Also sich hinwegsetzend über reale Widerstände, folgte Dr. Klinge dem Drange der Idee. Diese forderte jenes Ende des Faust als den allein befriedigenden, nothwendigen Schlußaccord der vorhergegangenen Dissonanzen.

In der Benedictinerabtei zu Sponheim, wo er nach seinem Besuch in der Mühle noch mehrere Wochen verweilte, vollendete er sein Manuscript. Vor seinem Scheiden aus der Gegend hatte er zu Stromberg noch eine Zusammenkunft mit dem Dominicaner Bruno.

„So geht denn hin," sagte dieser am Schluß ihrer kurzen, heftigen Unterredung, „und ergötzt die Welt mit Eurer Teufelsepopöe! Sie wird stürmischen Beifall ernten! Sie wird Rhapsoden finden, die sie dem hingerissenen Pöbel auf den Straßen vorleiern; sie wird mit frischem Thau die welkende Pflanze des Aberglaubens besprengen und Früchte hervorbringen, die Eure eigene Erwartung noch übertreffen!"

„Ohne Aberglaube kein Glaube, ohne Teufel kein Gott!" antwortete Klinge und ging seines Weges.

VII.

Das Jahr 1523, verhängnißvoll für die innere Gestaltung des deutschen Reiches auf Jahrhunderte, eröffnete der Kampflust und dem Kriegstumult ein weites Feld. Besonders aber wurden die Rhein- und Nahegegenden von seinen Stürmen heimgesucht. Schon im März fing es an, allenthalben sich zu regen, Gebietsverletzungen, Räubereien und einzelne blutige Gefechte zwischen den Parteigenossen der einzelnen Führer fanden statt. Während die drei großen Verbündeten, Trier, Pfalz und Hessen, die sich die Triumvirn zur Wiederherstellung des Reiches nennen ließen, in der That aber der zersplitternden landesfürstlichen Obergewalt nach Kräften vorzuarbeiten suchten, über einen umfassenden Plan zur Unterdrückung der aufständigen Ritter, Bauern und Städte brüteten, benutzten ihre Untergebenen die Gelegenheit, alte Scharten auszuwetzen und durch feindliche Ueberfälle Rache nach allen Seiten zu üben.

Unter den Trierern war seit ihrer Erhebung gegen Sickingen's Angriff ein ungewöhnlich kriegerischer Geist erwacht, den sie durch fortgesetzte Waffenübungen zu erhalten suchten. Schon vor dem Winter war das Städtchen St. Wendel durch Gerlach von Isenburg und zwei Cohorten Trier'schen Fußvolkes den Sickingen'schen wieder entrissen worden. Jetzt aber unternahmen sie kecke Streifzüge in die angrenzenden Gebietstheile des mächtigen Ritters, über den des Reiches Acht und Aberacht ausgesprochen war, sowie in die seiner Freunde, und suchten sich durch Raub und Plünderung für die erlittene Unbill, so viel sie konnten, schadlos zu halten.

Zwischen dem Kurfürsten von Trier und dem Herzog Johann von Simmern hatte bereits ein Schriftenwechsel stattgefunden wegen Herausgabe aller während der Sickingen'schen Invasion aus dem Trier'schen auf Simmern'sches Gebiet geflüchteter Personen, insbesondere aber wurde mit Nachdruck die Auslieferung der rechtskräftig zum Tode verurtheilten Marianne Scharpfe nebst Rückgabe ihres dem Fiscus von St. Wendel verfallenen Vermögens verlangt. Der friedliebende Herzog gab nach, so weit er irgend konnte; was aber die Familie Scharpfe betraf, so weigerte er sich, trotz ernstlicher Drohungen, auf das Verlangen einzugehen. Jedoch war die Sache innerhalb der Grenzen diplomatischer Unterhandlungen geblieben und drüber hinaus nichts davon ruchbar geworden.

Zu Anfang des Monats April, als eben der Tag zu dämmern begann, aber noch ein dichter Morgennebel auf den Feldern lag, hielt auf der oben erwähnten, von Bacharach über Simmern nach Trier führenden Landstraße, da wo sie an Scharpfe's Grundbesitz hinstreifte, ein Haufe Gewappneter zu Pferde, neben denen ein Bauer stand, der nach Scharpfe's Gehöfte hindeutete. Es waren ihrer zwölf von der

Besatzung St. Wendels; der Meier des dortigen Hochgerichts ritt an ihrer Spitze.

„Zwei begleiten mich! die Uebrigen verbergen sich hinter den Buchen da bis auf ein gegebenes Zeichen!“ sagte der Meier und ritt mit den Erlesenen auf Scharpfe's Wohnung zu.

Hier befand sich Alles noch im tiefsten Frieden, wie es zu sein pflegt in der letzten Stunde der scheidenden Nacht. Scharpfe und die Seinen lagen im festen Schlafe.

Der Meier stieg vom Pferde und pochte mit starken Schlägen an der Hausthür. Nach einer Weile erst erschien Scharpfe mit der Frage: „Was soll's hier?“ am geöffneten Fenster.

„Oeffnet die Thür, weckt die Eurigen und macht Euch reisefertig!“ erhielt er zur Antwort.

Sofort aber erkannte er den Mann, der da sprach, und ein Todesschreck durchschauerte seine Glieder.

„Ich öffne nicht!“ rief er hinaus; „ich stehe unter dem Schutze des Herzogs von Simmern, meines Herrn, und habe Euch in keiner Sache Folge zu leisten!“

Der Meier hieß die beiden Reisigen absitzen und nach wenigen mit Streitkolben gegen die Thür geführten Stößen fuhr sie auf. Da stand Scharpfe, mit grimmiger Geberde ein Beil über seinem Haupte schwingend.

„Kommt und holt mich!“ schrie er, außer sich vor Wuth und Entsetzen; „lebendig kommt mir Keiner über diese Schwelle!“

„Gebt der Vernunft Gehör!“ sagte der Meier, „zunächst handelt es sich nur um die Person Eurer Frau, die durch Urtel und Recht unserm Gericht verfallen ist; sodann um deren Gut. Legt Euch nicht auf Widerstand; er hilft Euch nichts!“

Scharpfe blieb unbeweglich in der drohenden Stellung.

Marianne in der Stube, unterdessen über Alles, was da vorging, völlig im Klaren, hatte das Bett verlassen, riß mit convulsivischer Hast ihr ältestes Kind aus dem Schlafe, warf ihm ein Kleidungsstück um und hob es an der Rückseite des Hauses zu einem hier vorhandenen engen Fenster hinaus auf's Feld.

„Lauf' nach Dichtelbach!“ raunte sie ihm in's Ohr; „wecke die Leute! Mordbrenner wären da, sie sollen zu Hilfe kommen! Dann lauf' nach der Mühle und rufe Herrn Berthold; — sie wären gekommen, Deine Mutter zu rauben!“

Das Mädchen, doppelt angespornt, durch die Mutter und durch das Getöse auf dem Hofe, huschte dahin und verschwand im Nebel.

Dies geschah, während die Thür des Hauses eingeschlagen wurde. Jetzt kleidete sich Marianne an, weckte den Knaben und nahm ihn zitternd in ihren Arm.

Unterdessen waren die übrigen Reisigen auf das gegebene Zeichen zum Hause herangesprengt.

„Ihr da umstellt rings das Haus!“ befahl der Meier; „und Ihr dringt hinein, sucht sie auf und zieht sie an's Tageslicht hervor, in welchem Schlupfwinkel sie sich auch verbirgt!“

Die Vordersten drangen mit Streitkolben und Stoßwaffen auf Scharpfe ein. Tapferer, grimmiger, als er sich wehrte, wehren sich Löwen und Tiger nicht für ihre Jungen. Da erhielt er einen Stich in die Brust und sank wie leblos zu Boden. Sie stürzten über ihn weg in die Wohnung, fanden Marianne, schleuderten den Knaben von ihrer Seite und umwanden sie mit Stricken.

„Haben wir Dich nun, Hexenbalg!“ schrien sie triumphirend und schleppten sie hinaus nach dem Hofe.

Als sie, sich selbst für verloren haltend, auch ihren Mann im Blute daliegen sah, blickte sie zum Himmel, krampfhaft die umwundenen Hände erhebend. „Gott,“ rief sie, in herzzerreißendem Tone, „der Du da droben über uns waltest, habe Barmherzigkeit und schaue herab auf unser Elend!“

„Rufe den Teufel, Deinen Herzliebsten an, und siehe zu, ob er Dir hilft!“ schrie lachend einer der Bewaffneten und riß sie weiter.

„Nun nicht mehr gezögert!“ befahl der Meier.

Die Männer schwangen sich in die Sättel. Ohnmächtig wurde Marianne von einem derselben auf's Pferd gehoben und fest gebunden, und in schärfstem Trabe ritten sie davon. —

„Was steht Ihr da und gafft, statt zu Hilfe zu eilen?“ rief Berthold, der athemlos an Dichtelbach vorüber rannte, einem vor dem Dorfe versammelten Haufen Bauern zu, die, Jung und Alt, da stan-

den und nach Scharpfe's Gehöfte hinsahen mit scheuen, staunenden Blicken. „Auf, und mir nach, wenn es nicht schon zu spät ist!"

„Mit Verlaub, Herr Förster," antwortete einer der Männer, „Ihr wißt nicht, was dort vorgeht, sonst würdet Ihr Euch gewiß auch aus dem Spiele lassen. Gott ist's, der dort Gericht hält! Andern Falls hätten die dort Einem aus unserer Gegend einmal ein Haar krümmen sollen! Wir waren schon im Begriff hinzurennen, sind aber noch zeitig genug von dem Wegweiser der Berittenen in Kenntniß gesetzt worden. Eine Hexe haben sie abgeführt! Marianne, die Frau des Scharpfe, war — Gott, schütze uns — eine Hexe, die schon längst dem Hochgerichte verfallen ist!"

„Feige Narren!" rief Berthold; „mir nach, wer ein gutes Gewissen hat!" und verdoppelte seine Eile.

Einige der Bauern folgten ihm vorsichtig und zaghaft; andere, die das Beispiel nachahmen wollten, wurden durch ihre Frauen und Kinder daran verhindert. Scharpfe's Mädchen war auf der Mühle zurückgehalten worden.

Auf dem Gehöfte angekommen, überschaute mit einem Blicke Berthold die Lage der Dinge. Und was er nicht sah, das schilderte ihm, sowie wir es berichteten, nachher ein Augenzeuge der That, jener von den Reitern als Führer mitgeschleppte Bauer.

Scharpfe lag auf der Thürschwelle seines Hauses, neben ihm saß der Knabe.

„Die Mutter haben sie mitgenommen und den Vater todtgestochen und mir arg weh gethan," sagte der Knabe, auf seine Hüfte deutend.

Berthold beugte sich nieder zu dem Verwundeten.

Er lebte noch und machte einen vergeblichen Versuch, sich aufzurichten.

Berthold untersuchte die Wunde.

„Laßt mich!" sagte Scharpfe, alle Kraft zusammennehmend; „laßt mich und eilt den Räubern nach!" Hierbei machte er eine zweite krampfhafte Bewegung, um aufzuspringen, aber ebenfalls fruchtlos.

Mit Hilfe einiger jetzt hervorschleichender Dichtelbacher wurde er in die Stube und auf's Bett getragen. Mit großer Geschicklichkeit, aber eben so großer Eile wusch Berthold die tiefe Wunde aus und verband sie, empfahl den Unglücklichen der Pflege der jetzt theilnehmend ihn umstehenden Bauern und eilte davon.

In dem bald erreichten Flecken Rheinböllen gelang es ihm, ein Pferd zu erhalten. Man wollte hier die Schaar der Reiter vor Tagesanbruch haben durchkommen, aber nicht wieder zurückkehren sehen. Er jagte auf der Landstraße weiter, so schnell das Pferd laufen konnte, nach Simmern. Ohne alle Verzögerung wurde er hier bei dem Herzog vorgelassen; er stellte ihm mit der größten Kraft seiner Beredtsamkeit den Vorfall dar, nicht bloß als eine unmenschliche Grausamkeit, sondern auch als eine Verhöhnung aller Rechte und Gesetze, da nach ältestem Herkommen ein einsamgelegener Hof, wie ein Gotteshaus, auch den größten Verbrechern eine Freistätte gewähre, deren Schwelle nur mit Beobachtung vorgeschriebener Regeln überschritten werden dürfe. Doch dieser Hinweisung bedurfte es nicht bei dem Herzog Johann, der, ein eben so warmer Menschenfreund als ein tapferer Streiter gegen die wahnwitzigen Verirrungen seines Zeitalters, mit der höchsten Entrüstung die Kunde vernahm. Augenblicklich ließ er fünfzig Gewappnete aufsitzen, um die Flüchtigen zu verfolgen, und zwar auf Berthold's Rath in zwei Abtheilungen, wovon die eine die Richtung nach der Mosel, die andere die Richtung nach St. Wendel hin einschlagen sollte. Zugleich fertigte er einen reitenden Boten an den damals in Regensburg weilenden Trierischen Kurfürsten ab.

Darauf ritt Berthold in möglichster Eile zurück nach dem Guldenbach. Er stieg ab auf dem Hofe Scharpfe's; — dieser war unterdessen verschieden.

Ohne sich aufzuhalten eilte er weiter und erreichte noch an demselben Tage Stromberg, woselbst er den Dominicaner von Allem in Kenntniß setzte.

Wenn es den Reisigen des Herzogs nicht gelang, die räuberische Schaar einzuholen und ihnen die Beute zu entreißen, so war eine Rettung für Marianne nur noch von dem schleunigsten Einschreiten Bruno's zu hoffen, der durch seine amtliche Stellung, durch seine vielfachen Verbindungen im Trierischen und sein gewichtiges Ansehen allein im Stande sein durfte, die augenblickliche Vollziehung eines furchtbaren Richterspruchs von der Verurtheilten abzuwenden.

Nach kurzer Berathung übernahm es Bruno, mit Sonnenaufgang des nächstfolgenden Tages aufzubrechen, und auf den kürzesten Wegen sich zunächst nach St. Wendel, und von da nöthigenfalls nach Trier zu begeben.

Drei Tage hatte man bereits auf der Guldenbacher Mühle in der äußersten Spannung auf irgend eine Nachricht vergeblich gewartet. Scharpfe war unterdessen beerdigt worden; seine Kinder erhielten einstweilen eine Aufnahme in der Mühle — da wurde von Simmern her gemeldet, daß es dem herzoglichen Streifcorps nicht geglückt war, die Flüchtigen einzuholen, die auf verborgenen Wegen, von kundigen Führern geleitet, das Trier'sche Gebiet erreicht hatten.

Erst am sechsten Tage nach seiner Abreise erschien Bruno in der Mühle.

Müde und matt trat er in die Stube, wo sich Berthold mit den Hausgenossen befand, und ließ sich nieder auf der ihm zunächst stehenden Bank. Das sonst so lebhafte Feuer seines Blickes war wie erloschen.

„Was habt Ihr ausgerichtet?“ fragte Berthold.

„Ich kam zu spät!“ antwortete Bruno.

Eine Pause trat ein, denn Niemand wagte weiter zu fragen.

„Den Bericht bin ich Euch schuldig,“ sagte endlich der völlig erschöpfte und nur mühsam sich zum Sprechen zusammennehmende Freund; „er ist kurz. Als ich hinabritt in das Thal der Blies — Roß und Reiter hatten das Ihrige gethan — und St. Wendel vor mir lag — da sah ich jenseits des Städtchens eine dunkle Gruppe, die sich immermehr entfaltete und weiter ausdehnte. Was ist dort? fragte ich den Ersten, der mir begegnete. Sie verbrennen eine Hexe! lautete die Antwort; Ihr seht ja das Feuer! — Ich sah eine Rauchwolke. — Wer ist es? wie heißt sie? fragte ich. Marianne Scharpfe; sie ist noch vom vorigen Jahr! antwortete der Befragte und ging seines Weges.“

Agnes war todtenbleich geworden. Frau Adelheid, die Hände faltend, brach in die Worte aus! „O Gott, konntest Du das geschehen lassen?“

Berthold starrte vor sich hin, die Bewegung seines Innern gewaltsam niederkämpfend.

„Die Wege Gottes sind unerforschlich,“ sagte er; „wolle nicht nachgrübeln, Dein Auge wird trübe und Dein Geist verwirrt sich! Thue das Deine und erhalte Dir Deinen Frieden!“

In Bruno aber begann jetzt die verborgene Gluth zu sprühen; die plötzlich über sein Antlitz fliegende Röthe verkündete ihren Ausbruch und sein Auge fing an in seinem frühern Glanze, nur mit größerer Lebendigkeit, wieder zu strahlen.

„Unschuldige Seele,“ rief er mit leidenschaftlicher Geberde, „die Flammen, die Deinen reinen Leib verzehrten, sind nicht erloschen mit Deinem Leben! Sie leuchten Deinen Rächern, die da erwacht sind, auf ihren Wegen, und zünden Denen die Fackeln an, die noch schlaftrunken im Finstern tappen! Fürchterlich entbrennen wird der Kampf, und mit dem Siege muß er enden! — Mit welcher Scham, mit welchem Schmerz werden kommende Geschlechter ihre Blicke abwenden von diesen Gräuelscenen unserer Tage! — Auf, ihr Ritter, ihr heiligen Kämpen! Es gilt einen neuen Kreuzzug! nicht gegen Barbaren und Ungläubige — es gilt den Kampf gegen ein Ungeheuer, gegen das scheußlichste, das die Erde geboren, gegen den Drachen des Aberglaubens! Auf und taucht in seinen giftgeschwollenen Leib die gefeiten Schwerter!“

Damit erhob er sich, wie mit neuer Kraft gerüstet, um weiterzugehen.

Berthold faßte seine Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Mit der Zeit reift die Frucht am friedlich gepflegten Baume, die stürmende Faust aber schüttelt sie ab und verloren geht die Ernte!“

Bruno machte eine verneinende Bewegung mit der Hand und entfernte sich.

Berthold aber war tiefer erschüttert, als man aus seinen besänftigenden Worten hätte schließen sollen; mit Mühe hatte er seinen Gleichmuth, der ihn fast nimmer verließ, behauptet; Schmerz, Zorn und Niedergeschlagenheit drängten sich in seinem Innern und wogten gegeneinander; die Stürme des Herzens wollten seinen klaren Geist umdüstern. Er verließ die Hausgenossen und begab sich auf seine Stube.

Hier öffnete er das Fenster und sah hinaus in's Freie mit einem Blick, dessen finsterer Ernst mit der Heiterkeit des erwachenden Frühlings, wie er jetzt aus Wald und Wiese lächelte, im schärfsten

Contraste stand. Die Worte, die er eben zur Mutter gesagt: „Die Wege Gottes sind unerforschlich; wolle nicht nachgrübeln!“ murmelte er leise vor sich hin in einem Tone, als mißtraue er seiner eigenen Lehre. „Nicht nachgrübeln!“ fuhr er nach einer Pause fort, indem er die Rechte an die gefaltete Stirn hielt. „Also das, und das allein, ist der letzte Trost? — Schaue die Irrung und Verwirrung um Dich her, fühle den Schmerz, empfinde das Elend, aber forsche nicht nach seiner Quelle, denn Du versinkst in einen gähnenden Abgrund! — Euch, ihr Kinder der Natur, ihr Thiere des Waldes, ihr Vögel in den Lüften, euch beneide der Mensch, denn ihr habt noch den Frieden des Paradieses, der für ihn verloren ist, weil er vom Baume der Erkenntniß gegessen! — Erkenntniß, dunkles Wort, zweischneidiges Schwert, wie viel gibst Du, wie viel nimmst Du dem Menschen? Was ist der Glaube ohne Dich? — eine Brandfackel in der Hand des Wahnsinnigen! Was bist Du ohne den Glauben? — eine hagere Bettlerin vor der Thür des Reichen, der da schwelgt, wo Du hungerst, und seine Orgien beginnt, wo Du hilflos verendest!“

So stand er, in quälende Gedanken versunken, und legte die Hand auf's Herz, als wollte er damit dessen Unruhe beschwichtigen. Sein Schmerz, vom Einzelnen auf's Allgemeine übergehend, verwandelte sich in eine tiefe, unaussprechliche Wehmuth, die allmälig milderen, ja zuletzt erhebenden Empfindungen Raum gab.

Agnes war zu den auf dem Hofe spielenden Kindern Marianne's getreten. Selbst unbeachtet, sah er, wie sie dieselben unter einem Strome von Thränen an ihr Herz drückte, küßte und liebkoste. Es war, als hätte sie bei den nichtsahnenden, unschuldigen Kinderherzen, die der Schlag, obgleich sie ihn nicht fühlten, doch am härtesten traf, sich selber Trost in ihrem Schmerze holen wollen; dann war es wieder, indem sie sie von Neuem an sich drückte, als wolle sie ihnen Trost zusprechen und sagen: „O ich will Euch beistehen, Euch ersetzen, was in meinen Kräften steht.“

„Kommt denn die Mutter bald wieder? Hat es der Pater Bruno gesagt?“ fragte das Mädchen.

„Sie kommt noch nicht wieder, aber Ihr bleibt hier bei uns, bis sie wiederkommt,“ antwortete Agnes, nahm die Kleinen, ein Jedes an eine Hand, und ging mit ihnen hinaus in's Grüne an den rauschenden Bach, als hätte ihr Herz Trost und Erleichterung gefunden in sich selbst, in dem Gefühl seiner Liebe zu den hilflosen Waisen.

Berthold sah ihnen nach mit einem innigen, fast freudigen Blick. „Hier,“ rief er endlich aus, indem er die Hand fester auf sein Herz drückte, „ja hier, nicht da draußen, liegt unser Hort! Hier liegt der Schlüssel zu den Dingen, liegt der Urquell aller Erkenntniß! Hier, ja hier ist die letzte Instanz, die, wenn alle Acten gelesen, alle Verhandlungen geschlossen sind, den endgiltigen Ausspruch thut, auf alle Fragen die letzte, einzige Antwort gibt; — sie lautet: Habe Vertrauen!“

Mit diesem Worte richtete er sich empor und sein Antlitz gewann wieder den alten Ausdruck heiterer Ruhe.

„Wunderliches Menschenkind!“ endete er lächelnd sein Selbstgespräch, „was willst Du mehr? Was kannst Du mehr wollen in den Schranken, die Dich umgeben? — Darum: Grübele nicht nach! Thue das Deine, und hast Du's gethan, so blicke nach oben, die Hände faltend mit Vertrauen!“

VIII.

Der auf Sickingen's mißglücktes Unternehmen gegen Trier erfolgte Rückschlag war durch Marianne's Schicksal nur im Kleinen angedeutet. In demselben Maße, wie das Bestreben des kühnen Ritters sich herausstellte als gerichtet gegen ein herrschendes, von den ersten geistlichen und weltlichen Mächten vertheidigtes System in Staat und Kirche, zeigte sich jetzt auch der Ingrimm seiner von der Gefahr augenblicklich befreiten Gegner energisch und schonungslos, da es galt, ein warnendes Beispiel aufzustellen, verderbendrohende Principien mit der Wurzel auszurotten. Aus den Stürmen, die den kirchlichen Horizont umzogen, wetterleuchtete ein Demokratismus, dessen Widerglanz auf dem politischen Gebiet die Bewegungen des von Sickingen vertretenen Ritterthums, gegenüber den Landesfürsten, in einem besonders gefährlichen Lichte erscheinen ließ, ein Demokratismus, der einige Jahre nach der Zeit, in welche die von uns erzählten Begebenheiten fallen, die verheeren-

den Flammen des Bauernkrieges entzündete. Gewiß waren auch hier, wie dies gewöhnlich bei ähnlichen Erhebungen der Fall ist, in einer Art von idealistischer Verklärung die selbstsüchtigsten Interessen wirksam und mit dem Motto: Förderung des allgemeinen Wohles, setzten sich Eigennutz und Habgier in stürmische Thätigkeit. Die Ritter hatten zu ihrem Kampf mit dem fürstlichen Absolutismus bereits in den Bewohnern der Städte Verbündete gefunden; ob sie auch den schon aufgeregten Bauernstand zu Hilfe zu nehmen ernstlich gesonnen waren, wie weit sie den Forderungen desselben, im Falle des Sieges, Rechnung zu tragen beabsichtigten, diese Frage läßt die Geschichte unbeantwortet. Wenn wir auch geneigt wären, Franz von Sickingen selbst die edelsten Motive unterzulegen, ihm eine über kleinliche Selbstsucht erhabene Richtung zuzutrauen, so ist es doch gewiß, daß ein großer Theil seiner Anhänger nur aus Privatinteressen, nur um dem lange gehegten Groll gegen die sie beeinträchtigenden Landesherren Luft zu machen, ihm folgte. Die Landesherren aber, die geistlichen wie die weltlichen, hatten in Sickingen's Schilderhebung jene ewige Feindin des fürstlichen Absolutismus, nämlich die Auflehnung einer hervorragenden Körperschaft, zu bekämpfen. Es war ihnen im Lauf der Jahre gelungen, für ihre separatistischen Herrschergelüste, dem Kaiser und Reich gegenüber, einen festen Boden zu gewinnen, jetzt galt es, den kecken Trotz des Ritterstandes, der mit seinen Verbündeten als das letzte Bollwerk eines einheitlichen deutschen Reiches ihnen entgegenstand, für immer zu brechen. Sie hatten zu Bundesgenossen Alle, die der zur Zeit bestehenden Ordnung in Staat und Kirche anhingen und vor Neuerungen jeder Art zurückbebten. So war ein Kampf eingetreten, dessen Ausgang über Deutschlands Geschicke auf Jahrhunderte entschied, eine Krisis von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Ueber Franz von Sickingen war nach seinem Angriff auf Trier des Reiches Acht und Aberacht ausgesprochen worden; ein Theil seiner Verbündeten hatte ihn verlassen, die Macht seiner Feinde dadurch um ein Beträchtliches vermehrt, seinen Muth aber nicht wankend gemacht. Er selbst war es wiederum, der, dem Feinde zuvorkommend, mit dem Beginn des Frühlings den Feldzug eröffnete. Nach einzelnen vom Glück nicht begünstigten Streifzügen warf er sich in seine mit neuen Gräben und Wällen versehene Veste Landstuhl, leitete von hier aus die weitern Unternehmungen und wartete auf Hilfe, die ihm theils von seinen bisherigen Verbündeten versprochen war, theils durch Sendboten, welche Franken und Schwaben, ja selbst Baiern, Oesterreich und Böhmen durchreisten, geworben werden sollte.

Mit seltener Einhelligkeit und Eile hatten die drei mächtigen Reichsfürsten, Trier, Pfalz und Hessen, ihre Streitkräfte gesammelt. Gegen Ende des Monats April standen sie mit einer eben so gewaltigen Macht zu Roß und zu Fuß, als furchtbaren Masse von Belagerungsgeschützen vor Landstuhl und ließen aus Hauptstücken, Scharfmetzen, Karthaunen und Rothschlangen ein bis dahin unerhörtes mörderisches Feuer gegen die Veste beginnen.

Durch einen kühnen Ausfall gelang es dem nun gänzlich umzingelten Ritter, noch einen zur Vertheidigung der Burg nicht verwendbaren Theil seiner Reisigen, denen er Aufträge an die Verbündeten und seine wichtigsten Papiere mitgab, zu entlassen. Unter diesen befand sich auch Junker Dieter Faust von Stromberg. Er hatte den Auftrag, ein versiegeltes Packet von Schriftstücken an den Herzog Johann von Simmern abzugeben, sodann dem Ritter Schenk von Schmidtburg eine Botschaft zu überbringen und mit dessen Hilfe im Nahethal neue Truppenwerbungen zu betreiben.

Auf Umwegen war es ihm gelungen, den Hunsrück und Simmern zu erreichen.

„Wenn man Euch hört," sagte der Herzog in Gegenwart seines Amtmanns Kaspar's Kratz von Scharfenstein zu dem Junker, der ihm bei Uebergabe der Papiere von Sickingen über den Stand der Dinge weitläufig berichtet hatte — „wenn man Euch hört, sollte man glauben, Franciscus säße so sicher auf Landstuhl, wie damals Jupiter auf dem Olymp, als die Giganten ihn erstürmen wollten."

„Noch sicherer, gnädigster Herr, noch weit sicherer!" antwortete Dieter; „denn obgleich ich nicht mehr weiß aus meinen Schulstudien, wie viel Karthaunen dem Jupiter damals zu Gebot gestanden haben, so kann ich das doch dreist behaupten: Franz ist dergestalt verschanzt und vermauert, mit Pulver und Mundvorrath versehen, daß er

es dort mit Leichtigkeit aushalten wird, bis das letzte Fähnlein der Eidgenossen zu seinem Entsatz herangerückt ist."

„Wie steht's mit seiner Gesundheit?"

„Ein bischen Podagra abgerechnet, ganz vortrefflich, ja, nach seiner guten Laune zu urtheilen, kann man sagen, daß er sich nie wohler befand. Sie hätten neue Geschütze, er neue Mauern, ließ er ihnen sagen, als sie ihn zur Uebergabe aufforderten. Auch wolle er ihnen von seiner Armuth Brot und Wein mit auf den Weg geben, wenn die Zeit gekommen, daß sie wieder abzögen. Als sie darauf ihre Feldschlangen reden ließen, antwortete er mit einem Nachdruck, daß reihenweise ihre Söldner niederstürzten. Wahrlich, Herr, man muß erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Umsicht und Rührigkeit er Alles leitet! Wird an den Mauern irgendwo ein Schaden sichtbar, so ist er da und legt sozusagen eigenhändig ein Pflaster drauf, seinem alten Glück mit alter Kühnheit hingegeben."

„Sind die Grafen Fürstenberg und Zollern im Anmarsch?" fragte der Herzog weiter.

„Ich bin entsandt, sie an ihr Versprechen zu mahnen."

„Also einige Besorgniß ist doch vorhanden?"

„Ja, gnädiger Herr; die Besorgniß, daß die Fürsten, wenn sie, ehe der Entsatz kommt, an der Veste von Landstuhl sich müde gerannt haben, ihr Heer wieder auseinanderlassen und dadurch einem Hauptschlage entgehen!"

Nach diesen Worten empfahl sich der zuversichtliche Junker.

Herzog Johann von Simmern befand sich in einer schwierigen Lage; Freundschaft und innere Hinneigung zum freiheitlichen Princip knüpften ihn an Sickingen, verwandtschaftliche Rücksichten aber und seine fürstliche Stellung an Kurpfalz. Ein Feind der herrschenden Mißbräuche, der Heuchelei und des Aberglaubens, aber eben so ein Feind des Krieges und gewaltsamer Katastrophen, suchte er während des ausgebrochenen Kampfes die strengste Neutralität zu behaupten und vor Allem von seinem Land und Volk das unheilvolle Kriegsgetümmel fernzuhalten. Sickingen selber hatte ihn in Betracht seiner eigenthümlichen Stellung in jenem Fehdebrief, den er vor Ausbruch des Krieges an den Kurfürsten von der Pfalz erließ, ausdrücklich als einen nicht mit ihm in Fehde Begriffenen ausgenommen, selbst für den Fall, daß er „aus schuldiger Pflicht oder andern unausweichlichen Rücksichten" dem Kurfürsten Zuzug geschickt hätte: gleichwohl war er durch das bei der damaligen Kriegführung herrschende Raubsystem einer fortwährenden Gefahr, sowie andererseits auch in Behauptung seines politischen Standpunktes den schärfsten Collisionen ausgesetzt. Herzog Johann bildete eine höchst bemerkenswerthe Ausnahme unter den Fürsten seiner Zeit, ja man könnte sagen, unter der Mehrzahl der Fürsten aller Zeiten; er war einer jener seltenen Männer, die nach einem andern Ruhm trachten, als der ist, den die Fama verbreitet; sogenannte Großthaten, die so oft den kleinsten, selbstsüchtigsten Beweggründen entspringen, hat die Geschichte nicht von ihm verzeichnet; seine Thaten dürften in einem andern Verzeichniß, das unabhängig vom Weltlärm und dessen Chronisten geführt wird, aufgeschrieben sein. Auf der Höhe der Bildung seiner Zeit, den eingehendsten Studien der Gelehrsamkeit hingegeben, im innigsten Verkehr mit den damaligen Förderern der Wissenschaft und geistigen Bewegung — Hutten selbst hatte ihm mehrere seiner Briefe gewidmet — blieb er doch Fürst und zwar im edelsten Sinne des Wortes, indem er neben seinen gelehrten Forschungen auch dem Kleinsten, was mit dem Wohl seiner Unterthanen zusammenhing, die Sorgfalt nicht entzog und mit seltenem Geschick es verstand, die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien augenblicklich für's Leben nutzbar zu machen. Wie er für die Hebung des Ackerbaues und Gewerbfleißes sorgte, haben wir bei einer frühern Gelegenheit bereits erwähnt; wie er aber nach andern Richtungen hin der wahren Civilisation vorarbeitete, wie er die Bewohner seiner Residenz Simmern von der noch auf ihnen lastenden Leibeigenschaft und den drückenden Frohndiensten befreite, durch Zusammenlegung der Pfarrstellen die Zahl unthätiger Geistlichen verminderte, den Gelehrten, die sich in Simmern um ihn sammelten, eine Druckerpresse errichtete, die Stadt durch prächtige Bauten verschönerte, dies Alles und vieles Andere aufzusuchen und zusammenzustellen, liegt außer unserer Aufgabe, dürfte aber für den Forscher in vaterländischen Geschichten eine eben so anziehende als dankeinerntende Arbeit sein.

Die Bedeutsamkeit des jetzt eröffneten Kampfes für die Lösung der großen drängenden Zeitfragen verkannte der Herzog keinen Augenblick, aber mehr in Besorgniß, als in Hoffnung verfolgte er den Gang der Ereignisse und mit der äußersten Spannung war sein Blick auf Landstuhl gerichtet.

„Seht Ihr, Kaspar," sagte er, als Junker Dieter das Gemach verlassen hatte, lächelnd und mit lauter Stimme nach dem Amtmann gewandt, „wie übertrieben wieder Eure Vorsicht ist. Während dort Alles, wie Ihr soeben aus dem Munde des Junkers selbst vernommen habt, zu den besten Hoffnungen berechtigt, seht Ihr den Franz schon unter den Füßen seiner Feinde und in Folge dessen eine solche Noth und Drangsal, daß Ihr die beiden Hände über die Casse halten zu müssen glaubt."

„Mit Verlaub, gnädigster Herr, es handelt sich nicht um die paar Gulden für den Berthold; — aber wozu dient Pochwerk, Eisenschmelz, Eisenhammer und was er sonst noch anzulegen im Kopfe hat, wozu dient es anders, als die Raubgier und Zerstörungswuth der übermüthigen Sieger anzulocken, wenn Sickingen erliegt, was trotz des Junkers Versicherungen schwerlich ausbleibt? Handel und Gewerb geräth in Stocken; Alles geht rückwärts; das ist keine Zeit zu weitschweifigen Unternehmungen!"

Auf des Fürsten Antlitz kehrte der frühere Ernst zurück. „Was der Junker sagt," antwortete er, „bethört mich nicht; Ihr aber, lieber Kaspar, seid hierdurch ermächtigt, dem Berthold das verlangte Geld und noch mehr, wenn er es bedarf, zu übersenden mit der Ermunterung, bei seinem Werke fleißig fortzufahren."

„Eure Durchlaucht haben zu befehlen," sagte Kratz mürrisch und ging. An der Thür wandte er sich um und sagte: „Ich hätte fast vergessen zu vermelden, daß der Dominicaner Bruno von Stromberg draußen auf ein gnädiges Gehör wartet."

Der Herzog machte eine bejahende Bewegung. Bruno trat ein.

„Habe das Schreiben empfangen," sagte der Herzog, ihm entgegentretend, „kann Eurer Meinung aber in diesem Punkte nicht beitreten. Was sollen die dogmatischen Zänkereien und Aufwiegelungen unter den armen Leuten des Hunsrücks? Was würden sie anders bringen, als höchstens Zwiespalt, Sittenlosigkeit und am Ende einen Bundschuh? Laßt unsere Hüber noch im Glauben und Gehorsam; oben muß man anfangen, dann dringt's nach unten von selbst, aber nicht umgekehrt!"

„Was oben geschieht, das wissen Eure fürstlichen Gnaden und halten zur Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit," antwortete Bruno fest; „aber wird nicht auch unten angefangen, so wird's ewig beim Alten bleiben."

„Ja, auch unten muß angefangen werden, aber nicht auf diese Manier!" fiel der Herzog mit strengem Ton ein. „Ich würdige Euren Eifer und Euer Verdienst," fuhr er dann sanfter fort; „Ihr habt bisher nicht ohne Muth und Gefahr manches Uebel verhütet, einer, so Gott will, bessern Richtung der Zeit folgend und sie benutzend, aber ihr vorgreifen, auch das bringt Schaden; ihr Wagen rollt heute schnell genug; — bei Landstuhl könnt Ihr sehen, wie seine Räder Funken sprühen; darum geduldet Euch!"

„Aus diesem Grunde, gnädigster Herr, gilt es jetzt, sich zu spuden, um nicht zurückzubleiben! Vorwärts mit dem Ritter, denn seine Fahne wird bald über Deutschland wehen!"

„Ihr seht wohl schon, wie er im kaiserlichen Purpur seine Getreuen belohnt?" sagte der Herzog lächelnd und als Bruno darauf nicht antwortete, fuhr er fort: „Es bleibt bei meinem Bescheide; haben in Rheinböllen jene beiden Apostel der neuen Lehre — hessische Ueberläufer, schreibt Ihr, wären es, von den Truppen des Landgrafen — sich in den Augen der dortigen Geistlichen der Verbreitung von Ketzereien verdächtig gemacht und sind sie dem weltlichen Arm überwiesen, so ist mein Wille, daß sie, ohne Beschädigung an Leib und Habe, unverzüglich über die Grenze transportirt werden!"

Die Unterredung war beendigt. Bruno trat ab. Jetzt überlief der Herzog noch einmal den mit den eingesiegelten Papieren erhaltenen Brief Sickingen's. „Ja, noch immer," sagte er vor sich hin, „die alte Zuversicht, der alte Trotz! — Und doch diese Vorsichtsmaßregeln! „„Meine wichtigsten Schriftstücke habe ich aus der Burg hinausbringen lassen an verschiedene Orte; die beikommenden Documente — sie betreffen größtentheils meine Kinder — möget Ihr mir bis auf Weiteres aufbewahren."" —

Nun, wie Gott will, alter Recke! Er hat die Entscheidung! Deine Sache ist keine schlechte Sache, gehe es, wie es gehe!" Damit verschloß er das Packet in einen Schrank.

In dem Vorzimmer hatte Bruno den Amtmann Kratz noch getroffen.

„Der Herr ist heute nicht in der besten Laune," sagte er, mit der Miene zurückgehaltenen Unwillens nach dem fürstlichen Cabinet deutend.

„In der vortrefflichsten!" erwiederte Kratz sarkastisch; „er bewilligt Gelder, so viel man haben will."

„Ich verstehe wohl; Euch kritelt, was er bewilligt, mich, was er versagt; doch ein Fürst muß einen Willen haben. Bei Euch handelte es sich gewiß um die neue Anlage im Guldenbacher Thal? — Da könnt Ihr unbesorgt sein; der Meister Berthold versteht seine Sache!"

„Je schöner er baut, desto eher sitzt der rothe Hahn auf seinem Dache!" antwortete Kratz.

„Hört, Herr Amtmann," versetzte Bruno darauf mit Ekstase: „Was der Meister Berthold dort einrichtet, dürfte noch bestehen, wenn längst dieses Schloß mit seiner Herrlichkeit in Trümmern liegt! — Wo ist Junker Dieter?"

„Längst über alle Berge!" erhielt er zur Antwort.

Bruno begab sich auf den Rückweg. Obgleich getäuscht in der Hoffnung, den Herzog zu mildern Maßregeln gegen die verfolgten Eindringlinge zu stimmen, schritt er doch wohlgemuth dahin in dem Gedanken: Es wird bald anders werden! —

Berthold's Bauthätigkeit war nie größer, als grade in diesen Tagen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht befand er sich an der Baustelle, die nur etwa zehn Minuten unterhalb der Mühle lag, da wo ein gewaltiger Fall des durch ein Seitenbächlein verstärkten Guldenbaches zu einer Anlage, wie er sie vorhatte, einlud, und unter den Händen zahlreicher Arbeiter auf dem zu dem neuen Hüttenwerk längst gelegten Fundamente sich die Mauern schon zu ansehnlicher Höhe über den Boden erhoben. Die Bewohner der Gegend staunten eben so über den ihnen unerklärlichen Plan des ganzen Baues, wie über die Verwendung einzelner Materialien, die ihnen bisher ganz fremd gewesen waren. Vollends aber schien ihnen die Schnelligkeit, womit Alles ausgeführt wurde, an's Wunderbare zu grenzen.

„Man meint, das könnte nicht mit rechten Dingen zugehen!" hörte man einen Vorübergehenden sagen.

„Die Alte dort hat einen guten Gehilfen," erwiederte ein Anderer, indem er mit geheimnißvollem Blick nach der Mühle deutete.

„Ihr meint wohl den Jäger?"

„Ja, den Jäger mit dem Pferdefuß und der Hahnenfeder."

„Wie, den Berthold?"

„Was Berthold! Der Berthold ist ihr Knecht, steht unter ihrer Leitung und thut nur, was sie ihm befiehlt. So hat er ihr auch die Mühle hergerichtet. Ich mag von dem Brot nicht essen, was aus dem Mehl gebacken wird! Wer hat in der Welt erlebt, daß das Mehl fein und fertig unter dem Mühlstein hervorkommt?"

„Sprecht leise! Dort steht sie vor ihrer Hofthür! Da könnte man leicht zu Schaden kommen."

„Kommt bei Seite, daß sie uns nicht sieht! Mir graut, wenn ich Abends allein hier vorbei muß, und ich vermeide es, wie ich kann. Freilich, sie treibt's schon lange, aber seit ihr Sohn in die Hölle gefahren ist, wird es täglich schlimmer, statt besser. Es ist eine Schande für die ganze Gegend, daß das so hingeht."

Es sollte aber nicht so hingehen. Während die Blicke der Welt auf die Veste von Landstuhl gerichtet waren und dort der Held des Jahrhunderts, von übermächtigen Feinden eingeschlossen, allen Gefahren trotzend, das Schicksal herausforderte, das ihm von Stunde zu Stunde bedrohlicher entgegentrat, zog sich auch über der Guldenbacher Mühle, wo der größte Hexenmeister aller Zeiten unter fremdem Namen schaltete und sich für sicher hielt, ein Wetter zusammen, das zu unausweichbarem Verderben sich entladen zu wollen schien.

Schon vor Berthold's Ankunft im Guldenbacher Thale war Frau Adelheid, als Mutter des Dr. Faust, Vielen ein Gegenstand des Argwohns und des Mißtrauens. Unter dem Volk ging mancherlei Gerede über die kluge, seltsame Frau und ihr abgesondertes Leben, aber das Ansehen der Faust'schen Sippschaft, ihre eigene Zerknirschung über den ruchlosen Sohn und besonders die schützende Hand Bruno's bewahrten sie bis dahin vor jeder ernstlichen

Verfolgung. Jetzt, nachdem die Kunde über Faust's klägliches Ende sich allenthalben verbreitet hatte, nachdem sein Verhältniß zum Fürsten der Finsterniß durch schriftliche Documente, wie durch die bereits im Druck erschienenen Aufzeichnungen Dr. Klinge's, unwiderleglich festgestellt war, Frau Adelheid aber nichts weniger als betrübt und bußfertig schien, ja vielmehr sich hartnäckig weigerte, die von ihrem neuen Seelsorger, dem Nachfolger Gordian's, ihr vorgeschriebenen Bußübungen vorzunehmen, jetzt wurde auch in weitern Kreisen und an höhern Stellen der Argwohn gegen sie rege und es bedurfte nur einzelner Angaben bestimmter Thatsachen, um sie auf das Hexenregister zu bringen. Solcher Angaben nun fanden sich genug und wurden eifrig gesammelt. Zunächst folgende: Um jene Stunde, als Berthold den Pater Gordianus züchtigte, also in der Nacht, in welcher Faust zur Hölle fuhr, waren zwei Männer aus Warmsroth des Weges gekommen, der an der St. Gebhardscapelle vorbeiführte. Sie erklärten, durch einen Eid bekräftigen zu können, daß sie gesehen, wie das alte Gemäuer von einem seltsamen Feuer erleuchtet und rings die Luft von Schwefeldunst angefüllt gewesen wäre, und daß sie, nachdem sie voll Grauen ihre Schritte beschleunigt, auf dem Felde vor der Thür des Mühlenhofes ein Weib einsam im nächtlichen Regen hätten stehen sehen. Der Zusammenhang dieser Spukgeschichte mit dem Ereigniß in Maulbronn war außer Zweifel; der Jubel der bösen Geister über die Empfangnahme des Sohnes mußte ja auch der Mutter sich kundgeben, ja von ihr mitgefeiert werden. Warum dies grade in der St. Gebhardscapelle geschah, war ein Gegenstand weiterer Nachforschung. Die damals in der Gegend ausgebrochene Viehseuche hatte hierin jedenfalls ihren Grund. Was aber von Allem das schlimmste Licht auf Frau Adelheid warf, war, daß sie sich taub zeigte gegen alle Ermahnungen, durch Buße, Gebete und Opfer irgend etwas zu thun, um den auf ihrem Hause lastenden Zorn Gottes zu mildern, ja sich mit beispielloser Widerspenstigkeit weigerte, zur Linderung der Qualen ihres Sohnes auch nur eine Seelenmesse lesen zu lassen, wozu sie durch den Nachfolger Gordian's so oft und so nachdrücklich aufgefordert wurde. Hierdurch lud sie neben dem Verdacht der Hexerei auch den der Ketzerei auf sich, jener Ketzerei, die, durch die neue Lehre verbreitet, von der Messe nichts wissen wollte und hier und da auch in dieser Gegend aufzutauchen anfing.

Der Dominicaner Bruno, der schon früher dadurch, daß er sie in Schutz nahm, einer Verfolgung vorbeugte, hatte jetzt all' sein Ansehen und das ganze Gewicht seiner Stellung geltend zu machen, um ein gerichtliches Vorschreiten gegen sie zu hemmen. Er stand auf den Höhen des Hunsrücks wie ein Blitzableiter, wenn eine vom Dunst des Aberglaubens erzeugte Wolke sich über der Gegend entladen wollte. Aber wurden nicht auch schon Blitzableiter vom Sturm weggeschleudert?

Auffallend war es, wie Berthold, dem diese Dinge keineswegs entgingen, sich sorglos und gleichgiltig dagegen verhielt. Eine andere, ihn mehr beunruhigende Wolke sah er am fernen Horizont aufsteigen.

Junker Dieter nämlich, den sein Weg nach der Unterredung mit dem Herzog zu Simmern durch's Guldenbacher Thal führte, hatte sich, wie eilig er auch war, in der Mühle bei der Verlobten einen Augenblick Rast gegönnt; auch hatte er an Berthold etwas abzugeben. Es war dies die Abschrift einer Urkunde, die sich unter den von Sickingen dem Herzog übersandten Papieren befand, von Sickingen auf den Wunsch Berthold's ausgefertigt war und über die Identität Berthold's mit Johann Georg Faust, dem verschrieenen Schwarzkünstler, einen beglaubigten Nachweis enthielt. Kaum hatte sein Pferd das ihm vorgeworfene Futter aufgezehrt, als er sich wieder in den Sattel schwang und davonsprengte. Agnes mußte ihn, noch fast ehe sie von der Ueberraschung seines Besuches recht zu sich gekommen war, schon zwischen den Erlen wieder verschwinden sehen.

„Agnes," sagte Berthold — sie hatte, um eine Thräne zu verbergen, sich seitwärts zu Marianne's Kindern gebückt — „er hat sich nach so langer Trennung doch allzu rasch mit uns abgefunden."

„O die Eile, die Aufregung, die Sorge," antwortete sie, ihn entschuldigend, „das Alles erfüllte und drängte ihn zu sehr; wie sollte er sich da noch mit andern Dingen aufhalten? Habt Ihr nicht selbst oft wiederholt, wie viel auch für ihn jetzt auf dem Spiele stehe?"

„Du hast Recht," sagte Berthold; „es

steht für ihn Alles auf dem Spiele; geht es mit Sickingen schief, so ist Stumpf. Dein Vater, ein reicher Mann gegen ihn, denn die racheschnaubenden Sieger werden ihm auch nicht lassen, wo er sein Roß unterstellen kann. Arme Agnes, die Du Dich bisher in die schönen Gemächer von Goldenfels träumtest, wirst Du dann noch sein Loos theilen wollen, wenn er, aller seiner Habe beraubt, als geächteter, verfolgter Buschklepper umherirrt und vom Stegreife leben muß? Hast Du hierüber schon nachgedacht?"

„Wie könnt Ihr so reden?" antwortete Agnes verletzt; „wäret Ihr nicht sonst so gut, so würde ich Euch gar keine Antwort geben. Ob im Schloß oder in der Hütte, nur an seiner Seite bin ich glücklich, und mein Leben gebe ich hin, kann ich ein Uebel von ihm abwenden!"

Berthold sah sie an mit einer fast wehmüthigen Theilnahme und drängte in sich zurück, was ihm auf den Lippen schwebte. Warum sollte er dem harmlosen Kinde sein Mißtrauen kundgeben und vor der Zeit dessen Ruhe stören? Hing doch auch hier noch so Manches ab vom Gang der Dinge auf Landstuhl!

„Ich gehe zum Bau," sagte er; „laß Dich bald dort sehen mit den Kindern; Ihr werdet Euch wundern, wie das Wasser durch den neuen Canal schießt."

(Schluß folgt.)

Die Kirchenbaukunst.*)

Das Studium der Geschichte der Baukunst gewährt vorzugsweise ein allgemeines historisches Interesse, weil die großen architektonischen Denkmäler nicht als die Werke einzelner genialer Männer, sondern vielmehr als der monumentale Ausdruck ganzer Zeitperioden und Nationalitäten erscheinen. Die ewig heiteren Tempel Griechenlands, die kolossalen Prachtbauten Roms rufen in ihren Resten noch heute den Geist jener antiken Völker bei uns wach, welche Jahrhunderte lang an der Spitze der Cultur standen. Gern versenkt sich unsre Phantasie beim Anblick der erhabenen christlichen Kirchenbauten in die Entwicklungsgeschichte der neueren Welt. Eingehend in die Einzelheiten solcher Bauwerke erkennen wir in der Umwandlung der einzelnen Theile derselben den Fortschritt im Geiste der Jahrhunderte. Da steigt in irgend einem entfernten Theile eines selbständigen Reiches ein Bauwerk auf, dessen Stil vielleicht den Zeitpunkt im Gedächtniß des Beschauers zurückruft, wo jenes Reich unter fremder Herrschaft schmachtete. Mit einem einzigen Blick sehen wir das Bild all jener Kämpfe sich entrollen, die der Unterjochung vorhergingen und später die Befreiung bewirkten. Welch eine Fülle großer Erinnerungen knüpft sich alsdann an die Betrachtung eines solchen Kunstwerks, dessen Anblick an sich schon zu ernsten und bedeutenden Gedanken anregt.

Mit lebhaftem Interesse verfolgen wir in dem bei Seemann in Leipzig erschienenen Werke „die Meisterwerke der Kirchenbaukunst" von K. von Lützow die Beschreibung einzelner hervorragender Denkmäler der christlichen Architektur. Es finden sich darin die berühmtesten Dome und Kathedralen geschildert. Die Abhandlungen geben ein treues Bild der äußeren Erscheinung und der historischen Fortbildung dieser Bauten. Ueberraschend wirkt bei einem flüchtigen Durchblättern ein Blick auf die Abbildung der Kathedrale zu Burgos in Spanien, deren Façade sogleich den deutschen Ursprung verräth. Machen wir uns mit der anziehenden Schilderung dieser Kathedrale näher bekannt, so erfahren wir, daß sie nicht das Denkmal einer fremden Herrschaft ist, sondern zum Erinnerungszeichen einer liebevollen Aufmerksamkeit und frommen Dankes von einem Könige gegründet wurde, der eine schöne deutsche Fürstentochter als Gattin hier empfing.

Die Stadt Burgos hat ihren Ursprung und den alten Glanz ihres Namens nicht kirchlicher Ansiedlung, sondern vorzugsweise der militärischen Bedeutung ihrer Lage zu verdanken. Hier steigt an den Ufern des Arlanzon der von Asturien abgezweigte nordspanische Gebirgszug noch einmal zu beträchtlicher Höhe empor. Von hier schaute die äußerste Vorhut der altcastilischen Ritterschaft in die den Mauren unterworfene Duero-Ebene hinab. Unter den Wällen

*) Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst von Dr. Karl F. A. von Lützow. Leipzig E. A. Seemann.

des Castells von Burgos erblickte der Cid Campeador das Licht der Welt. Als die Macht der Araber gebrochen und Castilien zu Anfang des elften Jahrhunderts ein mächtiges Königreich geworden war, schlugen dessen Herrscher bald in Burgos, bald in Leon den Sitz ihrer kriegerischen Hofhaltung auf.

Als Bischofssitz wird Burgos erst gegen Ende desselben Jahrhunderts erwähnt. König Alphons VI. verlegte im Jahre 1075 den bischöflichen Stuhl von Oca nach der altcastilianischen Hauptstadt und ordnete auf dem Gebiete des Königspalastes den Bau einer Kathedrale an. Mit glänzenden Schenkungen ausgestattet und von den Päpsten wie vom König begünstigt, schritten die Arbeiten ungewöhnlich schnell vorwärts, so daß wir das Gebäude im Jahre 1096 bereits vollendet finden.

Unzweifelhaft steht die jetzige Kathedrale auf dem Platze dieser ihrer Vorgängerin. Ein deutscher Gelehrter, E. Guhl, dem wir die erste gründliche Specialuntersuchung des Monuments verdanken, will sogar einen Ueberrest des von König Alphons gegründeten Baues in dem Portal, welches aus dem rechten Seitenschiff der heutigen Kirche in die sogenannte Capilla del S. Christo führt, wieder aufgefunden haben. Dasselbe zeigt den romanischen Stil und zwar in besonders reicher zierlicher Durchbildung, was wohl in der Bestimmung des Portales, als Zugang von dem auf dieser Seite liegenden königlichen Palaste zur Kirche zu dienen, seine Erklärung findet. Auf den baulichen Charakter der alten Kathedrale überhaupt sind uns nur allgemeine Rückschlüsse aus den sonstigen Resten jener Epoche gestattet. Hiernach wird man sich die erste Anlage möglichst einfach und massenhaft, den frühsten romanischen Bauten des Nordens verwandt, vorzustellen haben. Eine belebtere, mit französischen und maurischen Elementen gemischte Gestalt nahm der romanische Stil Spaniens erst im weiteren Verlaufe des zwölften Jahrhunderts an.

Bald vermochte jedoch auch diese dem Aufschwunge des nationalen Geistes, mit welchem eine durchgreifende Aenderung des architektonischen Sinnes in Europa überhaupt Hand in Hand ging, nicht mehr zu genügen. Im Jahre 1212 versetzte König Alphons VII. bei las Navas de Tolosa den spanischen Mauren den ersten tödtlichen Schlag. Hieran reihte sich, 1214 — 1252, die glückliche Epoche Ferdinand's III., welcher sich eben so sehr durch eine weise, volksfreundliche Regierung, als durch seinen kriegerischen Glaubensmuth und seine Sorge für die Neubegründung des Christenthums in Spanien, den Beinamen des Heiligen erworben hat. Mit der Befestigung des Friedens entwickelte sich damals in den Städten ein reges, kernhaftes Bürgerthum; alle Kräfte des von der Natur gesegneten Landes gediehen zur üppigsten Blüthe. Wir können es bei dieser großartigen Erhebung des Volkes nur erklärlich finden, wenn König Ferdinand, ohne daß etwa ein besonders ruinöser Zustand der Kathedrale dazu Veranlassung geboten hätte, aus freien Stücken, um dem Drange der Zeit nach einem künstlerischen Ausdruck der allgemeinen Begeisterung Genüge zu thun, die romanische Hauptkirche seiner Residenz abreißen und eine neue gothische Kathedrale an ihre Stelle setzen ließ. Er traf dabei alle Anstalten, um den Bau so groß und prächtig wie möglich zu machen. Der alte Königspalast, der bisher neben der Kirche Platz gefunden hatte, mußte fallen, und dazu erwarb der König das in der Nähe stehende Kloster S. Lazaro, indem er den Mönchen andere Grundstücke der Diöcese als Entschädigung darbot. Aber mehr noch bestimmten persönliche Motive den König zu dem Unternehmen. Er hatte den Bischof von Burgos, D. Maurizio, nach Deutschland gesandt, um für sich die Hand der schönen Beatrix, der Tochter Philipp's von Schwaben, zu gewinnen, und D. Maurizio's Werbung war von glücklichem Erfolge gewesen. Im Jahre 1219 wurde das Paar in Burgos vermählt. So sagt denn der König in der Gründungsurkunde der neuen Kathedrale, daß die Dotation geschehen sei „zum Danke für die beschwerliche Reise und für die Bemühungen D. Maurizio's um seine geliebte Gattin Donna Beatrix.“ Er legte auch selbst, im Beisein des Infanten D. Antonio de Molina und des Bischofs Maurizio, am 20. Juli 1221 den Grundstein des Gebäudes.

Der weitere Ausbau der Kathedrale zeigt die Spuren von sechs Jahrhunderten und ein näheres Eingehen auf die Details würde zugleich eine kurze Geschichte der gesammten Baukunst in Spanien bilden. Werfen wir jedoch nur einen Blick auf die äußere Erscheinung dieses Prachtbaues.

Von allen Seiten drängen sich die Nebengebäude und die Häuser der Stadt so nahe an die Mauern heran, daß eine Gesammtübersicht nicht so bald zu gewinnen ist. Der am Einzelnen haftende Blick fällt zunächst auf die südliche Querhausfaçade, deren Ausgang die puerta del Sarmental bildet. Die Anlage stammt noch aus frühgothischer Zeit. Ihren besonderen Reiz bilden die zahlreichen Portalsculpturen. Den Mittelpfeiler der Thür schmückt die Statue eines Bischofs; an den Seiten stehen Petrus, Paulus, Moses und Aaron; die Bogenlaibungen zeigen Engel und Heilige nebst einzelnen Figuren des alten Testamentes unter zierlichen Baldachinen. Darüber prangt ein Rundfenster und eine kleine Galerie von höchst anmuthiger, ebenfalls reich sculptirter Durchbildung. Das Ganze macht zwischen den hohen Mauern des Kreuzgangs und des gegenüberliegenden erzbischöflichen Palastes trotz der Beschränktheit der Lage die reizvollste Wirkung.

Achtundzwanzig Stufen führen von der Schwelle des Portales auf den Platz an der Südseite der Kathedrale hinab. Wir müssen weit vorschreiten, um die Silhouette des Gebäudes in allen ihren Haupttheilen überblicken zu können. Links, im Westen von den Thurmriesen der Hauptfronte flankirt, breitet sich die entschiedene Horizontallinie des Langhausdaches aus; eine durchbrochene Galerie mit kleinen Fialen dient ihr als Zierde. In der Mitte über der Kreuzung steigt der Kuppelthurm mit seinen minaretartig aufschießenden Spitzen empor. Den Abschluß zur Rechten bilden die mit schlanken Fialen bekrönten Oberwände der Capilla del Condestable. Obwohl auch in diesen erhöhten Theilen überall die Horizontale vorherrscht, kommen doch auch die zahlreichen Spitzchen und Giebelchen zur entsprechenden Wirkung, und aus dem eigenthümlichen Verein dieser beiden Elemente erwächst jener phantastisch-romantische Zauber, den das Aeußere der Kathedrale von Burgos auf den Beschauer ausübt. Der Höhenpunkt des Ganzen liegt übrigens in der Westfaçade. Wir umgehen den Capellenkranz des Chores, werfen einen flüchtigen Blick auf das nördliche Querhausportal mit seinen prächtigen Seitensculpturen, seiner oberen Galerie und den kräftigen, mit Spitzthürmen bekrönten Strebepfeilern an beiden Ecken, und betreten jetzt die auf unserer Abbildung veranschaulichte Plateform, um den Prachtbau von hier aus in Augenschein zu nehmen.

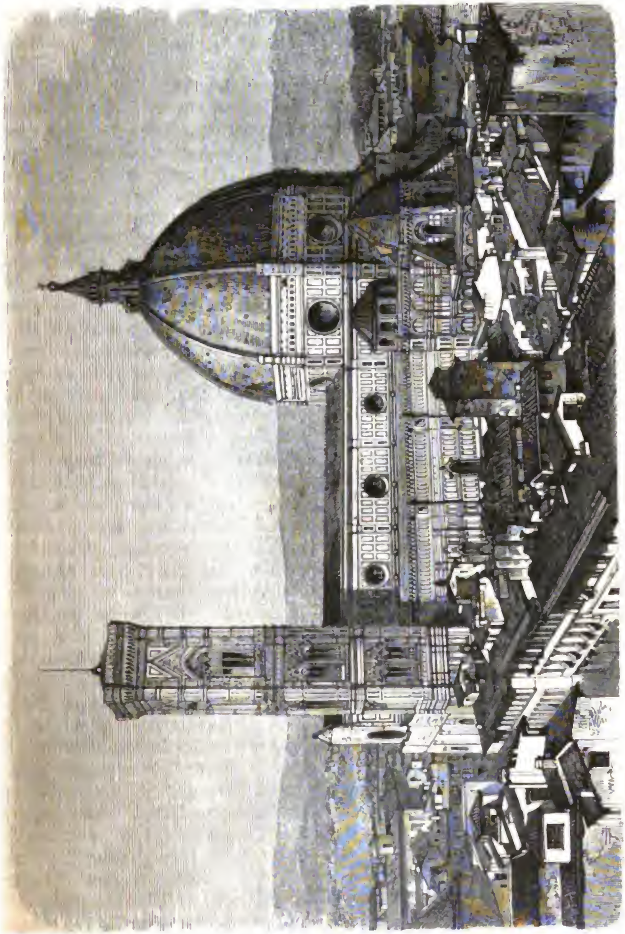
Die Gesammtdisposition der Façade verräth auf den ersten Blick ihren deutschen Ursprung, vornehmlich durch den Oberbau der von Meister Wilhelm von Köln ausgeführten Thürme, das einzige Beispiel dieser Gattung in Spanien. Der einfache Unterbau, mit seinen drei tief einspringenden Portalen und einer Art offener Galerie darüber, bildet in seiner jetzigen Gestalt einen entschiedenen Contrast gegen die glänzend geschmückten, in mannigfacher Verticalgliederung aufstrebenden oberen Theile. Doch soll ursprünglich auch das Untergeschoß, wie die Querhausfaçaden, mit Statuen und Reliefs überkleidet gewesen sein. Von letzteren haben sich nur drei Madonnenbilder in den Bogenfeldern und vier Statuen der Gründer und Stifter der Kathedrale in den Nischen zwischen den Bögen der Portale erhalten. Das Uebrige wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Capitelbeschluß entfernt. Schon in der Gliederung des zweiten Geschosses spricht sich dann der Einfluß der deutschen Gothik aus. Vier kräftig vorspringende Strebepfeiler theilen das Ganze in drei verticale Streifen. Der mittlere zeigt das große Rundfenster in spitzbogiger Einfassung. Die seitlichen Felder öffnen sich in schlanken gothischen Fenstern, von denen jedoch das nördliche neuerdings theilweise vermauert und mit einem großen Zifferblatt ausgefüllt worden ist. Darüber erhebt sich das reichverzierte dritte Geschoß. Hier sind alle Mauerflächen in schlanke spitzbogige Fenster aufgelöst. Die Statuenreihe, welche zwischen die Stäbe des mittleren Fensterpaares eingefügt ist, erinnert von fern an die Sculpturengalerie französischer Kathedralen. Auch an den Strebepfeilern stehen Statuen unter Baldachinen. Eine seltsame decorative Zuthat bilden die auf Christus, Johannes und Maria bezüglichen Inschriften, welche in großen lateinischen Buchstaben dem durchbrochenen Stabwerk der Brüstungen eingeflochten sind. Die Entwicklung der Thürme ist keine streng organische. Der achteckige Helm setzt unmittelbar auf den viereckigen Thurmkörper auf. Das Maßwerk der Spitzen ist zwar von höchst eleganter, leicht und luftig behandelter Zeichnung; dem aufstrebenden Zuge des Helmes wird

jedoch bedeutender Abbruch gethan durch die schweren Galerien, welche sich unter den Kreuzblumen der Spitze um die Verticalrippen herumlegen. Ueberhaupt fehlt es den oberen Theilen auch in decorativer Hinsicht an jener edlen organischen Schönheit, welche die Meisterwerke der französischen und deutschen Gothik auszeichnet. Der unbeschreibliche Eindruck, den die Façade macht, beruht somit wohl ebenfalls weniger auf rein architektonischen Vorzügen als auf dem pittoresken Reiz einer phantastischen Combination zahlloser, in dem leuchtenden Stein von Ontoria ausgeführter Einzelformen, welche den Geist in romantische Träume verstricken, aber das feinere künstlerische Gefühl nicht völlig befriedigen können.



Die Kathedrale zu Burgos

Um nun noch ein Bauwerk von ganz anderem Charakter in's Auge zu fassen, folgen wir der trefflichen Schilderung von Lützow's nun auch nach Italien.


Der Dom zu Florenz.

Es gibt auf der Welt nur zwei Städte, in deren Bereiche wir den ganzen Entwicklungsgang des Schönen vom Keime bis zur Frucht verfolgen können, Athen und Florenz. Schwerlich war die Saat, welche hier ausgestreut wurde, von höherer Natur als anderswo. Auch hier bieten sich in den Anfängen manche Berührungspunkte mit andern voraufgegangenen und gleichzeitig entstandenen Erscheinungen dar. Das Gehen lernt sich nirgends ganz von selbst. Aber während es den meisten Orten, — wir erinnern an Aegina im Alterthum — für immer versagt gewesen zu sein scheint,

über die Anfänge höherer Kunstentwicklung selbstkräftig hinauszuschreiten, und während andere Städte, wie Rom in der modernen Zeit, sich nur zur Pflege des von anderswo Ueberkommenen geschickt erweisen, vereinigten sich in jenen beiden Orten sämmtliche Bedingungen, welche sowohl frisches Wachsthum als nachhaltige Dauer des künstlerischen Lebens zu verbürgen im Stande sind. Attische und florentinische Kunst gilt in aller Welt als der Inbegriff großartiger und zugleich feinentwickelter Schönheit. Beide Städte sind deshalb auch gleich anziehend für den Forscher, der sich mit Vorliebe in Zeiten der noch unentwickelten, im Ringen begriffenen Kunst vertieft, wie für den gebildeten Freund des Schönen, dessen Augen in der Regel nur an dem relativ Vollkommenen, an den letzten Resultaten der Entwicklung eine rechte Freude haben.

In Florenz findet diese Betrachtung auf alle drei bildenden Künste ihre Anwendung, um so mehr als dieselben hier, wie überhaupt in Italien, häufig in einer und derselben Persönlichkeit vereinigt waren. In Florenz stand die Wiege Cimabue's und Michel Angelo's; von den Tagen eines Arnolfo bis zu den Zeiten der Ghiberti, Sansovino und Buonarroti führt eine fast ununterbrochene Kette florentinischer Sculptoren: und mehrere der bedeutendsten Namen, welche uns als Glieder derselben begegnen, Arnolfo, Giotto, Brunelleschi, bezeichnen zugleich die gewaltigen Fortschritte, welche wir Florenz auf dem Felde der Architektur zu danken haben.

Die drei letzterwähnten Künstler haben an dem Dome von Florenz ihr gemeinsames Meisterstück gemacht. Es konnte keine durchaus harmonische Leistung sein, welche diesem Verein entsprang. Zwischen dem Schaffen Arnolfo's und dem Brunelleschi's lagen mehr als zwölf Decennien. Und in dieser Zwischenzeit bereitete sich der ungeheure Umschwung vor, den wir die Renaissance des classischen Alterthums zu nennen pflegen. Brunelleschi selbst war einer der Bahnbrecher der neuen Zeit. Arnolfo dagegen steht ganz innerhalb der gothischen Epoche und muß den originellsten Vertretern der eigenthümlich italienischen Gothik beigezählt werden. Aber eben darin liegt die architekturhistorische Bedeutung des Florentiner Domes, daß er mit dem Janusgesicht in jene beiden großen Epochen der modernen Geschichte hinausblickt, und daß sich beide in ihm mit völliger Klarheit wiederspiegeln.

Der gothische Stil war in Toscana bereits durch manches glänzende Werk repräsentirt, als die Florentinische Bürgerschaft an der Stelle der alten unscheinbaren Santa Reparata einen neuen Dom zu errichten beschloß. Aber, der Stil jener Bauten war einerseits noch in romanischer Tradition befangen, andererseits von überwiegend decorativem Charakter. Den Gesammtorganismus des gothischen Kirchenbaues im Sinne der italienischen Kunstanschauung umzubilden, blieb dem Schöpfer der Florentinischen Kathedrale vorbehalten. Der Wortlaut des berühmten Decretes, in welchem der Florentiner Senat Meister Arnolfo mit der Führung des Dombaues betraut, zeugt von dem hohen Sinn der städtischen Gemeinde und von den stolzen Erwartungen, welche man an das Unternehmen knüpfte. „Dieweil, so heißt es dort, die höchste Klugheit eines Volkes von edler Abkunft darin besteht, in seinen Angelegenheiten so zu verfahren, daß aus seinen öffentlichen Unternehmungen eben so sehr sein weises wie sein hochherziges Handeln offenbar werde, wird dem Arnolfo, dem Baumeister unserer Gemeinde, aufgegeben, ein Modell oder eine Zeichnung für den Neubau der Kirche der h. Reparata zu machen, von einer so hohen und erhabenen Großartigkeit, daß weder Kunst und Gewalt der Menschen sie größer oder schöner erdenken könne." Die Republik hatte damals (1294) durch Befestigung ihrer Verfassung und glückliche Kriege eine hohe Stufe von Macht und Ansehen errungen. Eine Reihe benachbarter Städte war ihrer Botmäßigkeit unterthan. Das kühne Bauunternehmen war ohne Zweifel eine Frucht dieser glücklichen Zustände und fand in ihnen eine ergiebige Quelle seines Gedeihens. Abgesehen von den päpstlichen und bischöflichen Ablaßbewilligungen steuerten reiche Privatleute nambafte Summen bei, und dazu kam hauptsächlich von Seiten der Commune die außerordentliche, und im damaligen Florenz besonders seltene, Steuer von zwei Soldi für jeden Einwohner nebst einem fortwährenden Abzug von vier Denaren auf die Lira von allen Geldern, welche von der Stadtkämmerei ausgezahlt wurden.

Die Beschreibung dieses an herrlichen Bildhauerarbeiten und Meisterwerken der Malerei reichen Domes gibt die wichtigsten Beiträge zur italienischen Kunstgeschichte und ist außerdem durch die Geschichte der Erbauer u. s. w. von vielseitigem Interesse.

Herzog Philipp von Burgund
und
Prinz Humfried von England.

Von Franz Löher.

Die schöne und geistvolle Jakobäa, geborene Herzogin von Baiern und Erbin von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, war in ihrem siebzehnten Jahre zur Verbindung mit dem noch jüngern Herzog Johann von Brabant genöthigt. Das erste Jahr ihrer Ehe war erfüllt von blutigen Schlachten und Belagerungen, in welchen sie selbst ihren Heeren das Banner vortrug. Es bekämpften sich nämlich in Holland die Hoeks und Kabeljaus, jene die altritterliche feudale Partei, diese die Partei der städtisch Liberalen. Jakobäa lebte und athmete nur in den ritterlichen Ideen der Hoeks und merkte nicht, daß diese nicht mehr recht in die Zeit paßten. Die Kabeljaus hatten ihr einen Gegner in ihrem Oheim gestellt, Johann von Baiern, einem gehärteten Staatsmann. Verrathen und verlassen von ihrem Gemahl, mußte Jakobäa dem verhaßten Oheim einen schönen Theil von Holland abtreten, und den Rest erwarb er durch einen schnöden Kauf, den er heimlich mit dem Brabanter abschloß. Denn dieser war ein Schwächling von Geist und Gestalt, ein Spielwerk seiner Günstlinge, welche ihn immer tiefer in wüstes Leben verstrickten.

Jakobäa folgte ihm, nachdem sie aus Holland verdrängt war, mit Gram und Bitterkeit im Herzen nach Brüssel. Bald gab es dort am Hofe schreckliche Scenen, die Herzogin flüchtete aus ihren Gemächern. Klagend und weinend ging sie durch die Straßen und begab sich nach ihrem letzten Erblande, dem Hennegau. Blutige Gräuel rächten in Brüssel die Mißhandlung der Fürstin. Das wüthende Volk fiel über die Günstlinge des Herzogs her und schlug ihnen auf offenem Markte die Köpfe ab. Lange Monate dauerte der Aufruhr. In der Einsamkeit reifte indessen in Jakobäa der Entschluß, sich für immer von ihrem Gemahl zu trennen. In ihrer Seele drängte es nach ritterlichen Thaten; sie wußte auch, daß schöner als sie kein Weib auf Erden, und nun sollte sie ihre ganze Jugend vertrauern in einer Ehe voll Oede und Schande? Nein, in der Blüthe ihrer Kraft und Schönheit gönnte sie sich einem besseren Manne als jenem niemals Mündigen, von dem jede neue Nachricht nur sagte, daß er sich mit neuer Schande bedeckte und allem Volke zum Gespötte geworden.

Zu dem Abscheu gegen ihn gesellte sich eine ernste Gewissensfrage. Jakobäa hatte inzwischen Alles erfahren, wie Papst und Prälaten um ihr Eheband gewürfelt hatten. Sie war mit ihrem Gemahl Geschwisterkind, außerdem hatte ihre Mutter ihn aus der Taufe gehoben. Das waren strenge kanonische Hindernisse der Ehe. Dispensation war gegeben und widerrufen, ehe die Heirath gefeiert wurde, und als dies geschehen, widerrief der Papst seinen Widerruf und versprach neue Untersuchung der Sache. Das Alles ergab in einer gläubigen Zeit, wo man das Kirchenrecht als das Realste auf der Welt ansah, für eine junge Fürstin Fragen, welche ihr in's Leben schnitten: denn ihr Seelenheil, ihre Ehre, ihr ganzes Dasein waren mit einem furchtbaren Ernste dabei betheiligt. Man erzählte sich Jakobäa's Worte: „sie habe immer gezittert wie ein Espenblatt, wenn ihr Gemahl in ihre Kammer getreten, aus Furcht vor solcher Todsünde.“ Jakobäa holte sich Rath bei gelehrten Geistlichen und Doctoren des Kirchenrechts. Die Antwort war beunruhigend; auch diejenigen, welche die Ehe nicht gradezu für nichtig erklärten, konnten doch ihre Bedenken nicht unterdrücken. Die alten Kriegsgenossen aber, die Hoeks, fanden täglich neue Mittel und Wege, Angst und Abscheu in die Seele der jungen Frau zu werfen. Und dann schwellten sie ihr den Busen wieder mit Hinweisung auf den Fürsten, den vor allen andern sie eben so lebhaft sich zum Führer wünschten, als er Jakobäa als Gemahl willkommen sein mußte.

Herzog Humfried von Glocester, der Bruder des Königs Heinrich IV. von England, verdiente die Bewunderung, welche Krieger und Frauen ihm widmeten. Ein

Löwe in der Schlacht war er und in der Gesellschaft der gefeiertste Ritter. Erregte der Glanz seines Geistes und seiner männlichen Schönheit Aufsehen, so fühlte man auch innerlich sich ihm geneigt, wenn er seinen Witz und frohen leichten Sinn flattern ließ. Besonders die Frauen und das Volk hatten sich ihn zum Liebling erkoren: sie erzählten sich hundert Geschichten von seiner Kühnheit, von seinen Siegen und seinem Edelmuth. Für Frauenhuld hatte er eine große Schwäche. Auch ließ er sich wohl von jäher Leidenschaft hinreißen. Doch diese Fehler, welche man bei einem Staatsmann bedenklich finden konnte, überglänzte in Jakobäa's Augen ein Vorzug, welcher für sie so neu als verlockend war. Es flogen damals durch die Welt die ersten entzückenden Schimmer einer neuen geistigen Morgenröthe. An allen Höfen zeigten sich Griechen und andere Jünger der antiken Literatur und Kunst, und aus den Werken, welche sie eröffneten, strömte ein so frischer köstlicher Born des Lebens und Wissens, daß wer davon gekostet, sich für den Meister hielt aller Dinge auf der Erde. Auch Glocester, dessen Seele für das Große und Schöne leicht empfänglich war, begeisterte sich für die Philosophie und Dichtkunst der Alten. Stets war er umringt von Gelehrten und Bücherhändlern, und sie widmeten ihm ihre Werke als ihrem Hauptbeschützer in England. Jakobäa mit ihrem feinen und sprühenden Geiste, mit ihrem durstigen Herzen für Alles, was edel und herrlich, ihr mußte es ja als ein himmlisches Glück erscheinen, an der Seite eines Gemahls zu weilen, der noch einen andern Lebenshort sein nannte, als der „Johann ohne Gnade," ihr bairischer Oheim, der „Johann ohne Furcht," ihr burgunder Oheim, der „Johann von Brabant," ihr Gemahl, aus deren Umgebung sie von nichts Anderm hörte, als von Schwertthaten, politischen Ränken und rohen Liebeshändeln. Oder konnte sich die lebhafte junge Fürstin an den hochgelehrten Prälaten und Doctoren erbauen, deren haarspaltende Scholastik sich an der Giltigkeit ihrer Ehe abmühte?

Als Jakobäa den Mißhandlungen am Brüsseler Hofe entfloh, dachte ihre Umgebung sehr bald an den Herzog von Glocester. Schon damals sprach sie selbst es entschieden aus, daß ihr Gemahl eine neue vollgiltige Dispensation vom Papste schaffen müsse, oder es nöthige sie ihrer Seele Heil, sich von ihm zu scheiden. Zu gleicher Zeit trat sie in Unterhandlungen mit dem Londoner Hofe. Mit Begierde ergriff der König von England die schöne Gelegenheit, in den Niederlanden festen Fuß zu fassen und aus Jakobäa's reichen Erblanden sichere Kriegshilfe gegen Frankreich zu schaffen. Sein Bruder Humfried aber dachte an Nichts mehr, als an die schöne Jakobäa, von deren Geist und kriegerischer Kühnheit weit und breit die Ritter und die Knappen erzählten. Konnte es denn ein Abenteuer geben, das ein Ritterherz köstlicher reizte, als die junge vielverfolgte Frau an ihren Feinden zu rächen? Und dabei ließ sich ein schönes unabhängiges Reich verdienen, man konnte deutscher Reichsfürst werden, statt in England ewig der Dritte oder Zweite zu bleiben. Grade auf diese persönliche Stimmung und Stellung Humfried's bauten die Hoeks ihre Rechnung. Kein Mann konnte besser für ihre Pläne passen. Der englische Herzog war unabhängig, ein guter Kriegsführer und als Bruder des mächtigen Königs von England mußte er Hilfe bringen, Schiffe und Ritter, und ganz besonders schätzte man die englischen Bogenschützen. Diese hatten sich in den Franzosenschlachten einen so furchtbaren Namen gemacht, daß Leute von Rittersart es sich zur Ehre schätzten, in ihren Reihen zu kämpfen.

Jakobäa dachte noch weiter. Sie hatte jetzt genug unter ehrgeizigen und habsüchtigen Männern gelebt, um den Gefährlichsten unter ihren Feinden zu erkennen. Nur Humfried, mit dem er längst in Spannung lebte, konnte sie vor ihm dauernd beschützen. Dieser gefährlichste Feind war ihr nächster Vetter, der junge Herzog Philipp von Burgund.

Niemals gab es zwei junge Prinzen, die einander so ähnlich erschienen und innerlich doch so verschieden waren, als Humfried und Philipp. In Beiden sah man glänzende Erscheinungen, in Beider Herzen glühte Ruhmliebe, wie in ihren Adern Genußsucht, Beide trugen die Artikel der Ritterehre stets auf ihren Schwertspitzen. Es bestand jedoch der Unterschied, daß der Eine eine offne, edle Natur war, die in Leidenschaft maßlos aufschäumte, und sich leicht von neuen Eindrücken hinreißen ließ, — der Andere ein berechnender Kopf, der seine Kraft nie völlig

ausgab. Philipp's Phantasie erhob sich nicht zu den erhabenen Schönheiten der Philosophie und Dichtkunst, andere Reize dieser Welt verschmähte er so wenig wie Glocester, jedoch niemals verlor er den festen Grund unter den Füßen, auf welchem sein weltliches Dasein breit einwurzeln sollte. Humfried liebte es ebenfalls, sich glänzend zu kleiden und in herrlichen Festen zu schwärmen; wenn es ihm aber nicht bequem war, konnte er sich statt dessen Stunden und Tage lang in ein geistvolles Buch oder Gespräch vertiefen. Vielleicht hatte man ihn auch irgendwo als verirrten zärtlichen Schäfer bei einem hübschen Landmädchen zu suchen. Philipp dagegen machte ein förmliches Studium daraus, jene prunkvollen Aufzüge und Feste zu veranstalten, für welche die damalige Ritterwelt so viele Gedanken und Gelder vergeudete. Immer erschien er in gewählter Kleidung, sein Mantel blitzte von Edelsteinen und auf seinem Hute wogte ein Strauß der allerkostbarsten Federn. Die erbliche Prachtliebe seines Hauses trieb er auf's Höchste. Zog er in die Städte ein, ließ er sich ein bloßes Schwert vortragen und ritt einher im strahlenden Geleite von Edelleuten und reichgeschmückten Dienern. Man wußte, daß Nichts ihm lieber war als strahlende Feste und Turniere, und eilte, sie ihm zu veranstalten. Und während dabei Alles in Glanz und Fröhlichkeit ihn umwogte, entzückte er die Frauen durch feinste Höflichkeit und entfaltete für alles Volk ein leutseliges, gewinnendes Benehmen. Dem Humfried schlug das Herz des Volkes entgegen, weil es sein eigenes fröhliches Herz in ihm erkannte und fühlte, daß er aus natürlichem Edelmuth den Bedrängten beispringe und helfe mit Rath und That; allein auch Philipp's sanft eindringendem Wesen konnten Wenige widerstehen. Er ging an keiner Kirche vorbei, ohne einzutreten und Almosen zu geben; Glocester dagegen, der ein starker Freigeist war, machte sich bei den Prälaten, diesen vorzüglichen Helfern in der Politik, nur verhaßt; seinem scharfen Witze entschlüpfte keine Blöße, welche sich die Geistlichkeit gab. Der ritterliche Engländer stürmte gleich mit hochgeschwungenem Degen auf sein Ziel los, aber er sprang auch oft weit daran vorbei und in's Leere: der Burgunder umgarnte sein Opfer erst und dann faßte er es plötzlich mit leisem, aber eisernem Griffe.

Es war merkwürdig, wie schon bei dem ersten Begegnen Beider Naturen sich abstießen. Es war vor drei Jahren, als der damals zwanzigjährige Philipp im Namen seines Vaters, der mit England unterhandelte, den englischen Prinzen in St. Omer mit großer Pracht empfing. Als er mit seinen Edelleuten zu Humfried in's Zimmer trat, drehte dieser sich kaum nach ihm um, rief ihm einen kühlen „Guten Morgen" zu und that und sprach, als wenn der Erbe von Burgund nicht zugegen wäre. Philipp wußte schon damals seinen Groll zu verbergen, vergessen aber hatte er den Schimpf niemals. Jakobäa sollte Ursache werden, daß beide Männer näher miteinander in's Gefecht kamen.

Noch waren sie eng verbündet. Des Burgunders Vater, der immer nach der Herrschaft in Frankreich griff, weil dessen König schwachsinnig, war meuchlings von der Gegenpartei erschlagen. Dieser gräuliche Mord hatte seinen Sohn tief erschüttert. Gegen die Pflicht der Blutrache trat alles Andere zurück: so erkannte der Familienrath, den Philipp zu Mecheln mit seinem und Jakobäa's Oheim, Herzog Johann von Holland, mit Jakobäa's Mutter und ihrem Schwager, dem Herzog von Cleve, abgehalten hatte. Die Rache zu vollziehen, schloß sich Burgund an England, und mit diesen Landesfeinden verbündete sich auf's Engste die eine der beiden großen Parteien, in welche das gesammte französische Volk zerspalten war. An der Spitze aber dieser Partei stand die grimme Königin Isabeau, an der Spitze der andern Partei ihr Sohn, der Dauphin, welchem man des Burgunders Mord Schuld gab. So maßlos, so ganz wider Ehre und Natur zerfleischte der Parteihaß in Frankreich die Familien. Ein Vertrag wurde geschlossen zu Troyes, der von allem Volke beschworen werden mußte, soweit die Verbündeten Gewalt bekamen. In diesem Vertrage erklärte der alte blödsinnige König den englischen zu seinem Schwiegersohn, Regenten und Nachfolger und enterbte des Reiches den eigenen Sohn, den Letzten, der von so vielen vergifteten Brüdern übrig. Da ergossen sich alle Furien des Krieges über das unglückliche Frankreich. Es war ein Krieg, in welchem sich die ausgehungerten Bauern in die Wälder warfen und vom Raube lebten; denn wenn sie in ihren Häusern blieben, litten sie Gefahr, daß

man sie aufschnappte, bloß um Lösegeld zu erpressen, und sie am Halse zwischen die Bäume hing, wenn sie es nicht mehr bezahlen konnten. Die englischen und burgundischen Fahnen rückten siegreich vor auf allen Wegen, des Dauphins Heer verlor Stadt auf Stadt, Treffen auf Treffen und mußte dem englischen Könige Paris und den besten Theil Frankreichs lassen.

Herzog Philipp hatte sich zu Troyes von des Dauphins Erbe nur einige wenige Grenzstriche vorbehalten. Selbst die Freunde Frankreichs bewunderten seine Mäßigung und beklagten, daß Ritterehre ihm vorschreibe, seines Vaters Rache zu suchen. Und doch lag auch hinter dieser Mäßigung des jungen Fürsten — er war erst dreiundzwanzig Jahre alt — nichts als tiefe, kalte Berechnung. Wurde Frankreich und sein rechter Erbe von den feindlichen Waffen ganz zerschlagen, so kam früher oder später die Zeit, wo Philipp als der Retter des Reiches auftreten, wo er dessen Krone verdienen konnte: er war ja Prinz aus dem französischen Hause. Erfolgte aber nichts anderes, als daß Frankreich in Stücke ging, so diente auch das seinen hochfliegenden Plänen. Nie konnte, das war ihm klar, der Engländer von jenseits des Meeres ganz Frankreich als ein geschlossenes Reich beherrschen, es blieb dann immer ein zerstücktes Land: dann riß bei guter Gelegenheit der mächtige Burgunder nicht nur einen starken Theil an sich, sondern er erneuerte auch den Glanz des königlichen Hauses von Frankreich, indem er ein eigenes machtvolles Reich gründete zwischen Frankreich und Deutschland. Denn hier wie dort war Alles aufgelöst in Zwietracht und Verwirrung. Die deutsche Kaiserkrone hatte sich aus ihren Höhen herabgesenkt unter beutegierige Fürsten, welche ihr die Juwelen ausrissen; die französische Königskrone schwebte nur noch als ein dünner Goldreif zwischen Frankreich und England. Auf beiden Seiten hadernde oder schwächliche Regenten, in Parteihaß verblendete Völker und Städte, — sollte es da nicht einem gescheiten ausharrenden Fürsten gelingen, hier seine französischen, dort seine deutschen Lande abzulösen und beide zu einem unabhängigen Reiche zusammenzuschließen? Philipp fühlte sich als den Mann, dies Unternehmen zu vollbringen, und benutzte trefflich, was ihm dafür günstig war. Was in Frankreich ihm das englische Bündniß und der weit klaffende Zwiespalt im Volke nützte, das mußten in den Niederlanden ihm die alten Erbverträge der Fürstenhäuser und der Hader der Parteien verschaffen. In Luxemburg, Brabant, Holland standen die regierenden Häuser nur noch auf wenigen Augen, mit ihnen allen war das burgundische Reich durch gegenseitige Erbverträge verbunden. Philipp betrachtete sich bereits als ihren gemeinschaftlichen Erbnehmer.

Jakobäa durchschaute ihn. Wie hatte er sie einst zur Ehe mit dem Brabanter, wie hatte er sie dann gedrängt zum Frieden mit dem furchtbaren Oheim, zu jenem Vertrage, der ihr das halbe Erbe kostete! Und bestürmte sie jetzt, als sie einsam im Hennegau verweilte und in Brüssel der Aufruhr tobte, nicht wieder derselbe Vetter, daß sie in die kinderlose Ehe mit dem ihr anvermählten Schwächlinge zurückkehren solle? Entschieden weigerte sie die Rückkehr nach Brüssel. Vergebens eiferte Philipp mit ihrer Mutter, daß sie die Tochter an die Heiligkeit der Ehe und an die Ehre ihres Hauses erinnere. Jakobäa erwiederte: „ob sie denn nicht grade von der Mutter förmlich gezwungen sei, in diese Ehe voll Elend und Schande einzutreten? ob man denn damals ihre Jugend und Unerfahrenheit nicht schmählich geknechtet habe? Jetzt aber sei sie zwanzig Jahre alt und denke ihrem eigenen Verstande zu folgen." Jakobäa hatte längst erkannt, daß ihre Mutter aus dem burgundischen Familieninteresse nicht loszueisen war. Zum ersten Mal trennte sie sich mit wehem, aber starrem Herzen von der treuen Mutter, der Gefährtin all' ihrer Nöthe und Fahrten, und beschloß für sich allein zu handeln. Im tiefsten Geheimniß führte sie ihre Unterhandlungen mit dem englischen Hofe.

Es war im Februar des Jahres 1421, als man sich im Hennegau lebhaft besprach, was das bedeute, daß die Fürstin die Stände vor sich beschieden, und ihnen die kirchlichen Gründe auseinandergesetzt habe, weshalb sie ihre Ehe für nichtig halte. Drei Wochen später flog die seltsame Nachricht durch's Land: die junge Herzogin sei in aller Stille und ohne es der eigenen Mutter zu sagen, fort nach Calais und nach England.

Jakobäa hatte einen treuen Freund gefunden an d'Escaillon, einem Hennegauer Ritter, dessen Herz an England hing, der

Heimath seiner Vorfahren. Durch ihn ging ihre heimliche Correspondenz mit Humfried und seinem Bruder, dem englischen Könige. Als sie am 5. März 1422 mit ihrer Mutter nach Valenciennes kam, brachte ihr d'Escaillon den Geleitsbrief des Königs, und auf der Stelle verabredete sie mit ihm die Flucht. Sie durfte keine Zeit mehr verlieren. Denn von Vetter Philipp's Rathschlägen, der seine Späher überall hatte, ließ sich erwarten, daß man sich schlimmsten Falls auf eine oder die andere Weise ihrer Person versicherte. Also nahm sie gleich anderen Tages Abschied von ihrer Mutter, um nach ihrem Schlosse Bouchain zu gehen, wo sie sich ein paar Tage vergnügen wolle. Dort hatte d'Escaillon schon Alles vorgesorgt und hielt seine Leute in der Nachbarschaft versteckt. Sie übernachtete zu Bouchain und schlich sich am frühen Morgen, als noch Alles schlief, aus ihrem Schlosse und traf ihren Retter, der ihrer harrend mit etwa sechzig Lanzen im Felde hielt. Fröhlichen Herzens schwang sich Jakobäa auf's Pferd, und noch ehe der Tag graute, ritten sie von dannen. Es war eine gefährliche Reise. In den meisten Städten und Castellen lag burgundische Besatzung, und auch von des Dauphins Seite streiften durch das Land plündernde Kriegshaufen. D'Escaillon wich geschickt allen größeren Plätzen aus, und indem sie ohne Rast ihre Reise fortsetzten, kamen sie noch am ersten Tage unerkannt nach Houdain, einem Städtchen bei der burgundischen Stadt St. Paul, ritten noch einen Theil der Nacht hindurch und waren am anderen Abend glücklich in Calais. Dort lag ein Schiff bereit, und nachdem Jakobäa sich von dem scharfen Ritt etwas erholt hatte, segelten sie hinüber nach England.

So fuhr nun die junge Fürstin, aller Gefahren ledig, in die Themse hinein, und gleichwie die grünbelebten Ufer dieses Stromes sie anlachten, so blickte sie jetzt in eine lachende Zukunft. Glänzend wurde sie am Londoner Hofe empfangen, sie die Tochter des berühmten Herzogs Wilhelm, des Sterns aller Ritterschaft, die Enkelin der englischen Königin Philippa, von deren Heldenmüthigkeit die Balladen voll waren. Jetzt umgab Jakobäa Freiheit, Ehre und Freude, nun nahte sich ihr das köstlichste Glück des Lebens, nun winkte ihr endlich die theure Hoffnung, ihre Erblande für sich selbst und den Sieg für ihre hart verfolgten Anhänger wieder zu erobern. Jakobäa athmete auf, tief auf, es war lang vermißte Lebensluft, die ihr zuströmte. Das war hier ein Volk, wie ihr Vater es sich immer gewünscht hatte: königstreu, voll frischer strebender Kraft, strahlend von Kriegesruhm und reich an kernhaften und geschickten Kriegsleuten aus dem Volke, den berühmten Bogenschützen. Mit Geld war man freilich in England noch wenig versehen, die fremden Kaufleute, vor Allen die deutschen Hanseherren, beuteten gar zu eifrig das englische Volk aus: aber dieses besaß schon damals, wie kein anderes, eine ziemlich klare und einheitliche Ordnung seiner öffentlichen Verhältnisse, welche auch einigermaßen fest und dauerhaft war. Eine tüchtige Regierung vertrug sich in anständiger Weise mit der Freiheit der Stände, und daher widersetzte sich selten der Eigenwille des Adels und der Städte den gerechten Anforderungen des Hofes. Und dann, welch' treffliche Menschen sah Jakobäa am englischen Hofe. Neben ihrem herrlichen Glocester, der wie ein Kind sich fröhlich gehen ließ, bis der stolze Schwung seines Geistes und seines Degens Alles zur Bewunderung hinriß, — stand sein älterer Bruder, der ehrenhafte, männliche, grundgescheite Herzog von Bedford. Der Erste der drei Brüder war aber der König selbst, Heinrich, ein hochherziger, ritterlicher Charakter, der aus einer trüben Jugend hervorgetreten war wie der lichte, Alles erfreuende Tag; gleich geschickt bewährte er sich als Staatsmann wie als Feldherr. Was konnte Jakobäa's Herz stolzer wallen machen, als daß ein solcher König in ihr die ebenbürtige Heldennatur ehrte? An seiner Königin aber, der eben erst von der Seite des französischen Thrones nach England heimgeführten Katharina, fand sie eine Genossin, welche jung und schön war wie sie selbst, und entschieden auch ihren romantischen Geschmack theilte.

Leider zog sich die Erfüllung von Jakobäa's heißesten Wünschen noch in die Ferne. Das Erste, was sie auf englischem Boden vornahm, war die öffentliche Erklärung: ihre Ehe mit Johann von Brabant sei nichtig, und sie lade ihn vor den Richterstuhl des Papstes in Rom, wenn er ein Recht auf ihre Person behaupte. Diese Erklärung wurde, wie es Brauch war, durch ihre Bevollmächtigten angeschlagen

an das Portal von vier bischöflichen Kirchen, zu Cambray, Mons, Utrecht, Lüttich. Allein schon hatte die plötzliche Nachricht ihrer Entweichung nach England an den Höfen von Brüssel, Arras und dem Haag ein wahres Halloh erregt. Eiligst schickten sie Gesandte nach London. Der verlassene Gemahl forderte seine Frau, welche ihm Schwester heirathen sollen, und es war schon viel darüber verhandelt: jetzt stand auf einmal Jakobäa an der Stelle der stolzen Burgunderin. Und war es nicht eine noch größere Schande für das ganze burgundische Haus, — und Philipp war das Haupt dieses Hauses, — wenn Jakobäa, seine Nichte, es ungestraft vollendete,



Philipp von Burgund.

von Gottes und Rechtswegen gehöre. Der Oheim in Holland donnerte von dem Aergerniß, das Jakobäa und Humfried der ganzen Christenheit geben wollten, und drohte mit den höchsten Kirchenstrafen. Am gescheitesten handelte sofort Vetter Philipp von Burgund. Er erklärte dem englischen Könige rund heraus: diesen Schimpf nehme er nicht geduldig hin, koste es, was es wolle.

Die Geschichte war allerdings ein großer Aerger für ihn. Humfried hatte seine daß sie seinen Vetter, ihren Gemahl, eigenmächtig verstieß und einen englischen Prinzen nahm? Vollends unerträglich war ihm der Gedanke, daß Jakobäa all die schönen niederländischen Pläne so kurzweg durchkreuzen sollte. Denn wo blieb die herrliche Anwartschaft auf ihre Lande, wenn der ritterliche Degen Humfried an der Hand der kühnen und volksbeliebten Jakobäa sich dort festsetzte?

Philipp hatte kaum von Jakobäa's Flucht gehört, als er schon in Brüssel er-

schien und ihren Gemahl dazu trieb, auf der Stelle nach dem Hennegau zu gehen und Alles vorzukehren, um sich des Landes zu versichern. An Jakobäa's Mutter setzte Philipp neue Hebel an, damit sie der Tochter Herz bestürme, das sich nur mit Schmerzen ihren Bitten verschloß. Auf der einen Seite erlaubte er seinen Truppen, seines Feindes Oheim, welche nicht aufhörten vorzustellen: „daß der König seines Bruders thörichte Leidenschaft nicht Frankreichs Krone opfern dürfe; daß Burgund Englands halbes Heer sei; daß Jakobäa's Lande, die man erst erkämpfen müsse, keinen Ersatz gäben für Frankreich, das man schon so gut wie in Händen habe; daß Frankreich



Jakobäa von Holland.

die Besitzungen von Jakobäa's Mutter hart mitzunehmen, um sie seine Macht fühlen zu lassen; auf der andern Seite überhäufte er sie mit Ehrenbezeugungen und holte sie im glanzvollen Geleite zu seiner Mutter nach Arras, wo der ganze Hof sie mit den ausgesuchtesten Festen und Aufmerksamkeiten umringte. In England aber störte er Alles auf, was Glocester feindlich sein konnte. Namentlich waren es seine guten Freunde, die Prälaten, und an ihrer Spitze der in allen Ränken gehärtete Bischof Winchester, sicher wieder verloren gehe, sobald der Burgunder sich gekränkt von England abwende."

So lag allerdings die Sache, und auch König Heinrich konnte sie nicht anders nehmen. Aber auf der andern Seite, wie unwiderstehlich waren Jakobäa's Anmuth und Unglück, wie leidenschaftlich das Drängen seines Bruders, wie lockend der reiche und so wohlgelegene Länderbesitz der schönen Holländerin! Heinrich hatte den Sturm kommen sehen. Schon sein erster Geleits-

brief war vorsichtig so ausgestellt, als wolle Jakobäa und zwar zugleich mit ihrer Mutter nur nach der Grafschaft Ponthieu kommen, welche ihr einst zum Witthum verschrieben war. Auch jetzt wußte der König nach beiden Seiten auszuweichen und Keinen fahren zu lassen. „Wie könne England," so beschwichtigte er den Burgunder, „der jungen unglücklichen Heldin die Zuflucht weigern, bis ihr Proceß in Rom entschieden sei? das könne man ja erst abwarten, und dann lasse sich weiter sehen." Um Humfried für's Erste öffentlich von Jakobäa zu trennen, mußte dieser schon drei Monate nach Jakobäa's Ankunft in Frankreich landen, dort auf des Königs Geheiß zu verweilen. So stand die Sache ein Jahr lang und noch darüber, und sie rückte nicht vor und nicht rückwärts, eine lange Zeit für Jakobäa's ungeduldiges Herz. Man suchte sie mittlerweile am englischen Hofe durch große Auszeichnungen zu entschädigen. Ein Hennegauer Ritter, Johann Bloundell, der im Tower gefangen saß, wurde ihr zugesandt, über ihn nach Gefallen zu verfügen. Ihr Hofhalt war gleich anfangs herrlich bestellt, und durch förmliche Acte erhielt sie monatlich hundert Pfund Sterling aus des Königs Einkünften zugesichert. Dies war damals eine bedeutende Summe, denn Pfalzgraf Ludwig vom Rhein, der doch für England 400 Reiter in's Feld stellte, bezog für das Jahr noch 200 Pfund weniger als Jakobäa. Als die junge Königin eines Sohnes genas und zu Weihnachten mit großem Prunk und Volksjubel das Tauffest begangen wurde, war Jakobäa die geehrte Pathin, welche den Erben der englischen und französischen Krone über das geweihte Wasser hielt. Ihre Segenswünsche wurden vom Himmel nicht angenommen: indem sie ihrem Pathenkinde die Hände auf's Haupt legte, gab sie ihm ihr Unglück mit auf seinen Lebensweg.

Nicht neun Monate nach dieser Taufe vergingen, als die Nachricht aus Frankreich kam, daß des Kindes edler Vater nicht mehr unter den Lebenden sei. Mitten in seiner hochgehenden Siegesbahn hatte ihn plötzlich der Tod weggerafft. Auf dem Sterbelager beschwor König Heinrich die Seinigen mit ernsten Worten: „jedes Opfer zu bringen, damit die Freundschaft und Einigkeit zwischen England und Burgund fortdaure: denn an dem Tage, wo Zwiespalt zwischen beiden aufkomme, sei Englands Sache verloren in Frankreich." Indem er Bedford zum Befehlshaber diesseits der Meerenge und Glocester zum Regenten in England ernannte, gebot er dem Letzteren, nie und unter keiner Bedingung England zu verlassen. Der ruhmvolle König hatte auch sterbend noch Alles gethan, um zu hemmen, was er befürchtete. Allein was vermögen Verstand und Politik gegen die Leidenschaft eines stolzen Herzens? Humfried wollte endlich das geliebte Weib vor aller Welt sein nennen. Von Rom kam keine Entscheidung. Der Papst hatte auf Jakobäa's Klage Richter ernannt, die Sache zu untersuchen, ein Beweis, daß sie noch untersuchenswerth. Aber der Proceß schleppte sich hin. Da wandten sich Humfried und Jakobäa kurz entschlossen an den alten halb vergessenen Papst Benedict XIII., der in Constanz abgesetzt war und fast außer in Spanien nur noch in England einige Anhänger hatte. Benedict, der standhaft sich als rechtmäßig gewählten Papst erklärte, ergriff mit Freude das Anerbieten, in einer so berühmten Sache den Ausspruch zu thun. Er sandte seine Bullen, worin er Jakobäa's Ehe mit Johann von Brabant als nichtig erklärte. Ihre Anhänger, die Hoeks, beeilten sich, diese Bullen in allen Niederlanden bekannt zu machen. Sie streuten dabei aus, die Bullen kämen vom Papste in Rom; auch in Utrecht, Lüttich, Mons und Cambray wurden solche falsche Bullen verbreitet. Zum zweiten Mal setzte Jakobäa's Angelegenheit alle Doctoren des kanonischen Rechtes in Bewegung. Humfried und Jakobäa aber feierten eiligst eine fröhliche Hochzeit: es war im Herbste 1422, nur wenige Wochen nach König Heinrich's V. Tode. Jakobäa erhielt jetzt die Staatsurkunde, welche ihr das englische Bürgerrecht gab, und Humfried nannte sich Graf von Hennegau, Holland, Seeland und Herr von Friesland.

Vetter Philipp war auf's Höchste erbittert und Bedford hatte einen harten Stand. Wollte dieser die errungenen Lorbeeren nicht früchtelos Heinrich V. in's Grab nachschicken sehen, so mußte er das Aeußerste thun, um seinen Bruder von der Landung in den Niederlanden zurück- und den mächtigen Burgunder bei den englischen Fahnen festzuhalten. Es kam dazu, daß der alte französische König starb, und viele Franzosen,

welche nur seinem Beispiel und Gebote folgend, der englischen Sache gedient hatten, jetzt zum Dauphin, dem nationalen König, übergingen. Vergebens boten sich Bedford und Philipp als Schiedsrichter an zwischen Glocester und Jakobäa's verlassenem Gemahle. Um Philipp bei gutem Willen zu erhalten, entschloß sich Bedford, die schon achtundzwanzigjährige Anna von Burgund, welche einst dem Humfried zugedacht war, jetzt selbst zu heirathen. Zugleich gab er den gefangenen Herzog der Bretagne frei, damit dieser eine andere Schwester Philipp's heirathe. Da wurde denn unterhandelt mit großem Eifer. Bald tagten die Fürsten in Frankreich, bald in den Niederlanden. Im folgenden Frühjahr schlossen die drei Herzöge Bedford von England, Philipp von Burgund und Artus von Bretagne eine Allianz zu Amiens, nicht nur gegen Frankreich zu kämpfen, sondern sich auch gegen jeden beizustehen, der Ehre oder Land von ihrer einem antaste. Das war auf Humfried gemünzt. Wenige Tage darauf verhandelte Philipp schon wieder mit den niederländischen Fürsten in Brügge, wie Humfried abzuwehren sei. In England selbst aber verwickelte man ihn in einen hitzigen Streit mit seinem hartgesottenen Oheim, dem Bischof von Winchester, dem Angesehensten der Lords. Humfried stand mehrmals auf dem Sprunge, abzusegeln und seine Gemahlin mit Gewalt der Waffen in ihre Erblande zurückzuführen: immer wußte ihn der Oheim wieder zu fassen. Nur mit Mühe behauptete Humfried gegen ihn sein Recht als Protector über Englands Reich und Kirche.

Durch diese vereinigten Bemühungen gelang es, Humfried und Jakobäa zwei Jahre lang in England zurückzuhalten, und die vereinigten Waffen der Engländer und Burgunder erfochten unterdessen große Siege in Frankreich. Bis an die Loire gehörte alles Land ihnen, und der französische König, desses letztes Heer man in der Schlacht bei Verneuil niedermähte, war so arm geworden, daß er den Tisch nicht mehr bezahlen konnte. Die Balladensänger im englischen Lager nannten ihn den großen Grafen von Ponthieu oder den armen König von Bourges. Gewiß, er und ganz Frankreich waren verloren, wenn Bedford, der tapfere und kluge Feldherr, den burgundischen Verbündeten immer guten Muths erhielt, und wenn er von England immer zur rechten Zeit etwas Nachschub an Truppen und Geld bekam. Allein diese mußte er seinem Bruder in England immer erst abkämpfen, und Philipp, den Glocester's Hartnäckigkeit grimmig verdroß, knüpfte nach und nach mit französischen Großen Verbindungen an, welche die Engländer mißtrauisch beobachteten.

Während aber die Fürsten sich durch Unterhandlungen und Ränke beschwichtigten, wurden die Völker unruhig. Die Nachrichten von Jakobäa's Flucht und Vermählung waren in's Volk gefallen wie ein Stein in's Wasser, der dessen Wellen in immer weitere Schwingungen versetzt. Aller Orten begannen die Hoeks wieder lebhafter zu werden, sich zu rüsten und zu versammeln. In Haarlem brach bereits offener Aufstand aus. An den Küsten und Ufern zeigten sich wieder größere Schwärme mit leichten hoekischen Schiffen. Auch die Hennegauer wurden schwierig. Wiederholt kam Johann von Brabant zu ihnen, sich ihrer Treue zu versichern. Allein die Spaltung griff immer weiter in der Bevölkerung. Die Hennegauer Städte sahen sich vor, daß der Brabanter nicht, wonach er fortwährend trachtete, unversehens starke Besatzungen hineinbrachte. Unaufhörlich kamen Boten und Briefe nach London, welche Jakobäa und ihren Gemahl zum raschen Handeln aufforderten.

Nach zweijährigem Harren und Parlamentiren erklärte Humfried, jetzt sei seine Geduld zu Ende, und schleunigst sammelte er Gelder, Mannschaft und Schiffe. Wiederum kamen Bedford und Philipp zu Amiens zusammen, die Sache zur friedlichen Entscheidung zu bringen, wiederum verhandelten sie einen Tag über den andern mit den Gesandten der beiden Gemahle Jakobäa's. Humfried ging auf Alles ein, nur auf dem Einen bestand er unerschütterlich: „so lange Jakobäa lebe, gebühre ihm die Verwaltung ihrer Länder.“ Grade das aber konnte Johann von Brabant nimmer zugestehen, denn das hieß grade so viel, als seine Ehe mit Jakobäa sei nichtig und wirkungslos.

Die Sache war nun schon Jahre lang hin und her gesprochen, viele päpstliche Bullen, ächte und falsche, waren darüber in den Bischofsstädten verkündet, alle Welt merkte auf und nahm an dem Processe Theil. Die Ritterschaft in den Niederlanden

faßte die Sache als einen höchst wichtigen Rechts- und Ehrenhandel auf, bei dessen Entscheidung jeder Mann betheiligt sei. Es fragte sich: kann eine Frau, die ihre Ehe für nichtig hält, ohne Weiteres ihren Mann verlassen und einen andern nehmen? Bei all der adligen Gewöhnung, den Frauen zu huldigen und zu dienen, als wären sie Engel vom Himmel, verstanden jene Ritter doch keinen Spaß, wo es ihre eheherrlichen Rechte anging. Die Flucht der Frau war die größte Schande für den Mann, und es handelte sich dabei auch um die Länder, Schlösser und Einkünfte, welche die Angeheirathete eingebracht hatte. Man stritt sich hin und her, man griff zu den Waffen des kanonischen und des römischen Rechts, die Köpfe erhitzten sich und jede Partei schlug zuletzt an's Schwert, als die einzige Entscheidung.

So dachten auch Humfried und Jakobäa. Vier Wochen nach der Verneuiler Schlacht, welche am 27. August stattgefunden, hatten sie 5000 Mann und mehr wohlgeübte Truppen beisammen, zum größten Theil Bogenschützen, für den damaligen Krieg eine ansehnliche Macht. Ihr oberster General war Lord Marishal. Die große glänzende Gesandtschaft, welche die Hennegauer Stände ihnen entgegensandten, fand Humfried und Jakobäa mit ihrem Heere bei Dover und Sandwich gelagert, wartend auf den ersten günstigen Wind, um die Schiffe zu besteigen. Die Gesandten konnten bei der Rückkehr nicht genug erzählen, wie fröhlich das fürstliche Paar sei, und wie schön und artig sie von ihm aufgenommen seien. Anders erging es dem Herold, welchen der Herzog von Brabant nach England sandte, sich zu erkundigen, wie dort die Sachen ständen. Humfried ließ ihn ergreifen und als einen Spion auspeitschen, dann wurde er in's Gefängniß geworfen. Zum Glück für ihn war er einst mit dem Bischof von Winchester im heiligen Lande gewesen, auf dessen Verlangen wurde er befreit. In den letzten Tagen des Octobers stiegen Humfried und Jakobäa nach glücklicher Fahrt in Calais an's Land und sandten sofort ihren Herold nach Mons, daß sie mit ihrem Heere kommen würden und der Treue ihrer Unterthanen gewärtig seien.

Nun gerieth Alles in Bewegung. Der Herzog Johann in Holland rüstete, der Brabanter rückte mit einem starken Haufen an die Hennegauer Grenze, und die Hoeks kamen in hellen Haufen gezogen, um zu ihrer Fürstin Heer zu stoßen. Bedford aber und Philipp eilten mit ihren Räthen nach Paris, um die letzte Vermittlung zu versuchen. Jetzt mußten sie endlich zur Entscheidung kommen, die bisher immer gescheitert war, weil Bedford unmöglich zugestehen konnte, daß seines Bruders Ehe unecht sei. Er hatte es deshalb immer nur darauf abgesehen, Glocester und Philipp hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen.

Nun wurde noch einmal in feierlicher Verhandlung von fürstlichen Räthen, von Prälaten und Doctoren beider Rechte mehrere Tage lang geprüft und erwogen. Von jeder Partei traten die Anwälte auf, stellten ihre Forderungen und brachten ihre rechtlichen Ausführungen und Beweise vor. Die gescheidtesten Juristen und gelehrtesten Bischöfe, welche am Hofe und in den Lagern zu finden, ließen sich beredtsam hören. Zuletzt gewann dennoch der schlaue Burgunder den Proceß. Bedford mußte sich herbeilassen zu dem Beschlusse: „die Sache solle in der Schwebe, beide Theile sollten in Ruhe bleiben, bis der Papst in Rom entschieden habe." Dadurch hatte Bedford vor aller Welt sich von seines Bruders Unternehmen losgesagt. Nun sandte Philipp seine Boten an Johann von Brabant; dieser nahm den Bescheid an, zog seine Truppen zurück und bestellte den Herren von Havrech zu seinem Statthalter im Hennegau, dort seine Rechte bestens wahrzunehmen. Als aber Bedford's Boten vor Humfried und Jakobäa kamen, erklärten diese rundweg: „sie kehrten sich nicht an die Pariser Beschlüsse und würden ihr Land nehmen mit ihren guten Waffen." Sie dachten, daß sie beide alt und grau darüber werden könnten, bis der Papst zu Rom nach Philipp's Gefallen endlich seinen Endbescheid gebe. Die abgewiesenen Boten langten in Paris wieder an, und der bestürzte Bedford mußte es anhören, wie Philipp außer sich vor Zorn ausrief: „Jetzt weiß ich genug! Euer Bruder nimmt keine Vernunft an! Ich aber will meinem Brabanter Vetter helfen mit all meiner Macht, daß er seine Ehre und sein Land wahre."

Humfried und Jakobäa aber rückten in Eilmärschen nach dem Hennegau. Ihr Zug ging durch die burgundischen Lande.

Eine Vorhut von 1500 Pferden zog voran, dann folgte das fürstliche Paar mit 800 Pferden und 300 Schwerbewaffneten. Der Rest bildete den Nachtrab. Keiner ihrer Leute durfte im Burgundischen etwas von den Einwohnern nehmen, als was freundlich geboten ward. Sie wollten nicht des Landesherrn Feinde sein. Als sie die Hennegauer Grenze berührten, war bereits das ganze Land in freudigem Aufruhr. Die alte Herzogin rief alle Ritter auf, eine große Anzahl Hennegauer stellte sich zu ihr und mit diesen zog sie ihrer Tochter entgegen. Die gesammte Ritterschaft des Landes empfing mit Jubel ihre heimkehrende Fürstin. Havrech, den Johann von Brabant zu seinem Statthalter bestellt hatte, war der Erste, der zu Jakobäa überging und ihr allen Vorschub leistete. Auf allen Wegen sah man holländische Hoeks eilen, sich schon im Hennegau unter die flatternden Fahnen ihrer Fürstin zu stellen. Im Triumph zog Jakobäa durch ihre Erblande und zeigte dem geliebten Gemahle die theuren Plätze ihrer Jugend. Bouchain, von wo sie vor drittehalb Jahren heimlich entflohen, war die erste Stadt, welche sie bei ihrem Heimzuge wieder betrat. Am 27. November hielten sie ihre Auffahrt in der Hauptstadt Mons. Am andern Morgen kamen die Ritter und Bürger, sie zu begrüßen, und die Stadt brachte ihr zum Frühtranke zwei Ohm Wein. Am zweiten Nachmittag erschienen Humfried und Jakobäa im Schützengarten, wo die wehrhafte junge Bürgerschaft ein Fest gab. Aber am selbigen Tage thaten sie auch dazu, daß die Stadt wohl befestigt wurde, und riefen die Stände des Landes zusammen.

Als nun die Prälaten, die Ritterschaft und die Städte in dem Naalster Hofe, dem fürstlichen Schlosse, am Freitag den 1. December versammelt waren, erhob sich der Subprior Jean l'Orfevre und hielt vor Humfried und Jakobäa in ihrem Namen die Rede: „Gottesfurcht und Landeswohl müßten allezeit die Leiter des Denkens und Thuns von Fürsten sein. Wider Gott und die heilige Kirche sei die Fürstin in Verbindung mit dem Herzog von Brabant getreten und deshalb sei das keine Ehe gewesen, und zwar aus vier Punkten. Zuerst: Beide seien im zweiten Grade verwandt. Zweitens: Jakobäa's erster Gemahl, der Dauphin, sei im dritten Grade mit dem Herzog von Brabant verwandt gewesen. Drittens: ihre Mutter habe diesen Fürsten aus der Taufe gehoben, die Fürstin sei also seine geistliche Schwester. Viertens: ihre Ehe sei noch vor der Vollziehung durch Beilager vom Papste widerrufen, und der Widerruf in vier Bischofskirchen bekannt gemacht. Mit Bewilligung der Fürstin sei zwar Dispensation in zwei Punkten eingeholt; wolle man nun auch in den andern Punkten noch Dispensation erwerben, so sei das null und nichtig, weil sie selbst nicht einwillige. Sie habe vielmehr durch ihre erste Ehe ihr Gewissen befleckt, deshalb habe sie gebeichtet und Absolution erhalten unter der Bedingung, daß sie 1200 französische Kronen gebe zum Almosen und zur Strafe ihres Leibes. Diese Buße habe sie erfüllt und dann habe sie sich durch das Wort der heiligen Kirche und nach dem Rathe mehrerer großer und angesehener Kirchenleute Italiens und anderer Länder ehelich verbunden mit dem Herzog von Glocester, und in dieser Ehe habe sie zwei Jahre und länger bestanden, ohne daß irgend Jemand gehindert oder widersprochen habe. Sie verlange deshalb, daß ihr Gemahl, der Herzog von Glocester, als Regent und Vogt von Hennegau anerkannt werde." Als die Stände diesen Vortrag gehört, begaben sie sich am Nachmittag in die Rathskammer, und Jacques Henneckart erörterte ihnen Punkt für Punkt das Recht der Fürstin. Sie beschlossen, die noch fehlenden Barone und Aebte zu beschicken, und als diese bald darauf von selbst kamen, faßten die Stände nach vielen Tagen und vielen feierlichen Reden den Beschluß: „Das Verlangen der Fürstin sei in der Ordnung." Nun siegelten sie einen Brief an den Herzog von Brabant, worin sie ihm Lehenspflicht und Huldigung aufsagten und ihn der Gelübde entließen, die er dem Lande als Fürst gethan hatte. Tags darauf wurde Glocester als Graf von Hennegau und als dessen Regent und Vogt im Namen der Erbherrin gehuldigt in Ehren und Freuden. Vier Stückfaß Wein, zwei roth und zwei weiß, wurden ihm dargebracht; der Fisch, der nach altem Brauche hätte dabei sein sollen, fehlte; allein man konnte keinen so großen Fisch ausfindig machen, daß man davon Ehre gehabt hätte.

Von Mons reiseten Humfried und Jakobäa nach Soignies, Maubeuge, Quenoit,

und dort wie in allen andern Städten empfing Humfried die Huldigung. Die einzige Stadt Hal und die beiden Herren von Enghien und noch ein Ritter blieben auf Johann's von Brabant Seite. Alle andern Städte und Ritter im Hennegau arbeiteten eifrig, sich zu rüsten und ihre Mauern und Schlösser in guten Stand zu setzen. Auch bewilligten sie Humfried eine Kriegshülfe von 40,000 Livres. Humfried's Engländer aber und die Hennegauer drangen über die Grenze vor und warfen siegreich jede feindliche Schaar zurück. In größter Bestürzung, denn eines so raschen Vorgehens hatte er sich von Jakobäa und Humfried nicht versehen, rief Johann von Brabant alle Städte seines Landes zum Widerstande, und schrieb dringende Briefe an den Oheim in Holland und den Vetter Philipp, ihm zur Hilfe zu eilen.

Das waren Jakobäa's glücklichste Tage. Nach so viel Qual und Schande, nach so langem Harren sah sie endlich sich an der Spitze eines mächtigen Heeres, welches den Sieg in seinen Fahnen trug, endlich an der Seite eines leidenschaftlich geliebten Gemahls, bei dessen ritterlichem Auftreten ihre theuren Erblande ihm als ihrem Fürsten zujauchzten. Und als wollte das Glück gleich zu Anfang ihrer neuen Laufbahn sie bedecken, so mußte jetzt plötzlich auch der Mann sterben, der als furchtbarster Gegner gegen sie im Felde stand, der Oheim von Holland. In der Mitte seiner Truppen stürzte er plötzlich zusammen; sein vertrauter Geheimrath hatte ihn vergiftet.

Der schlimme Oheim war nun nicht mehr zu fürchten, Holland stand offen, aber ein ärgerer Feind hatte sich erhoben und trat rasch auf die Bühne, Vetter Philipp. Dieser erklärte vor aller Welt, daß er gemeinschaftliche Sache mache mit dem Herzog von Brabant. Er sandte offene Briefe in seine burgundischen Lande: „seine Ritter und Alles, was nur Waffen tragen könne, sollten sich aufmachen und versammeln unter den Befehlen der Herren von Luxemburg und von Isle Adam und von Croy und anderer seiner Lieutenants und Feldhauptleute; dann sollten sie zu dem Heere des Brabanter Herzogs stoßen und gegen Humfried von England streiten, so tapfer und eifrig sie es vermöchten.“ Auch aus Frankreich zogen zahlreiche Fähnlein heran. Merkwürdig genug, von den Franzosen, welche in ihrem Lande für und gegen ihren angestammten König im Felde standen, sahen sich viele der Vornehmen jetzt in Brabant im selben Lager, um gemeinschaftlich den Bruder des englischen Regenten zu bekämpfen. Diese Herren betrachteten sich als eine Genossenschaft, welche sich zum Ziele setzte, die beleidigte Sitte und Ritterehre zu rächen. Deshalb hefteten sie auf ihren rechten Arm silberne Platten, auf welchen man das Bild der Sonne mit Strahlen sah, zum Zeichen, daß so hell strahlend das Recht des Gemahls sei, den Jakobäa verlassen.

Bedford sah mit Schrecken, wie die Truppen seiner Alliirten sich verdünnten, und wie der Eifer und das Interesse des Krieges von Frankreich nach den Niederlanden verlegt wurde. Die Lorbeeren seiner Schlacht von Verneuil, noch eben in frischer Blüthe, sollten rasch verwelken, jetzt sollte der französische König Zeit gewinnen, sich von seinem tiefsten Falle zu erholen. Noch mehr empört war Humfried. Nach seiner Meinung hatte er alles Mögliche gethan, um den Herzog von Burgund zufrieden zu stellen. Jahre lang hatte er seine Kriegslust gezügelt und endlich nichts begehrt, als Fürst zu sein in Jakobäa's Landen nur so lange als sie lebte. Das konnte ja dem Burgunder einerlei sein, ob Humfried oder ob Johann von Brabant während Jakobäa's Lebzeit ihre Lande regierte. Starb sie, wie es noch immer den Anschein hatte, kinderlos, so kam ja doch in einem wie im andern Falle Philipp die Anwartschaft zu. Im Traume war es ihm nicht eingefallen, daß der langjährige Alliirte der Krone Englands, der mit seinen Brüdern so große Zwecke und so viele Siege theilte, wirklich seine Waffen gegen ihn, den englischen Prinzen, wenden würde. Nun gar einen Kreuzzug wie gegen einen Räuber und Ungläubigen hatte der Burgunder predigen lassen. Die feindliche Heeresmasse schwoll so gewaltig an, daß er selbst nur an Vertheidigung denken und sein Heer in Besatzungen zersplittern mußte, die er in Hennegauer Städte legte. In seiner Aufregung schrieb er an Philipp folgenden Brief:

„Hoher und mächtiger Fürst! Vieltheurer und Vielliebler Vetter!

Man hat mir berichtet, daß in Euren Landen und Herrschaften jüngst auf Euren

Befehl veröffentlicht und ausgerufen ist, alle Waffenfähigen sollten bereit sein, mit Herrn Johann von Luxemburg und Andern zum Dienst meines Vetters von Brabant zu gehen wider mich, meine Freunde, Helfer und Unterthanen. Und dabei hat man mehrere unwahre Dinge hören lassen. Das und noch mehr habe ich entnommen aus der Copie gewisser Briefe, welche von Euch geschrieben lauten in Eurer Stadt Dijon den 20. December. Diese Erlasse und Briefe erschienen, so muß ich glauben, auf Euren Willen und Befehl. Dennoch wißt Ihr gut genug, was ich in der letzten Zeit auf Eure Bitten, Vorstellungen und Gesuche gethan und wie oft ich mich meinen guten Bruder, dem Regenten, und Euch gefügt habe, um zu helfen, den Streit und Zwiespalt beizulegen, dessen in jenen Briefen gedacht ist zwischen meinem genannten Vetter von Brabant und mir. Wie viele Rechtstage habe ich deshalb angenommen und wie viele Anerbietungen zu meinem Nachtheil ließ ich thun, auf welche, wie Ihr wißt, die Vertreter des Herzogs von Brabant niemals eingehen, noch irgend einen Vertrag annehmen wollten. Nun denkt Euch, das Alles in jenen Briefen, wie Ihr Euch durch beiliegende Abschrift überzeugen könnt, in's Gegentheil gefärbt. Und ich weiß doch, daß, was ich gethan, Eurem Gedächtnisse noch nicht entgangen ist. Wenn Ihr aber glaubt, Ihr müßtet der Blutsfreundschaft wegen etwas thun, so solltet Ihr eher meiner, als der andern Partei zu helfen geneigt sein, da meine Genossin oder Gemahlin zwiefach Eure rechte Base ist und mein Vetter von Brabant Euch so viel nicht angeht. Außerdem seid Ihr verpflichtet durch den Friedensvertrag, den Ihr und ich feierlich beschworen haben. Der Herzog von Brabant wird ihn nie schwören, sondern er hat, wie Ihr wißt, eine gegentheilige Allianz gemacht, die Euch gegen ihn aufbringen müßte. (Glocester erinnert hier daran, daß Philipp mit dem englischen Prinzen ewige Treue und Freundschaft beschwor, um den französischen König zu bekriegen, während Johann von Brabant sich mit diesem alliirt hatte.) Diesen Vertrag habe ich auch nicht gebrochen und werde es nicht thun, und hätte ich das nur gedacht, so würde es mich bedrücken und ich meinen, wenn ich das thäte, könnte mir nie Gutes widerfahren. Eben so halte ich mich versichert, daß in Eurem Leben Ihr nicht das Gegentheil thut. Andrerseits aber habt Ihr noch wenig in Betracht genommen, wie ich vordem und seit ich hier bin, stets begehrt habe, Euch und den Eurigen gefällig zu sein und wie ich niemals es bewirkte oder es litt, daß Euch und Euren Unterthanen Kümmerniß oder Schaden geschehe: ich habe vielmehr Eure Unterthanen behandelt und mir empfohlen sein lassen, als wären es meine eigenen, wie sie davon Euch selbst Kunde geben können. Und dabei sollt Ihr wissen, was ich Euch in voller Wahrheit geschrieben habe, daß ich mich bis jetzt nicht unterfing, etwas mehr zu verlangen, sondern zufrieden bin mit dem, was mir gebührt, von wegen meiner Gemahlin Eurer Nichte, und was ich mit Gottes Hilfe bewahren will, so lange sie lebt, und das ist mir völlig genügend. Und wenn ich etwas thun müßte und muß gegen meinen besagten Vetter, so trage nicht ich, wie Ihr wißt, die Schuld, sondern durch seine Unternehmungen gezwungen, meine Ehre zu wahren und mein Land zu vertheidigen, konnte ich nicht anders, wie Ihr wohl wissen könnt. Was die Wahrheit ist, auf der ich bestehe, Ihr wißt sie ja, es sind sattsam bekannte Dinge. Deshalb kann ich nicht glauben, daß jene Erlasse und Briefe mit Eurem Willen oder gewisser Kenntniß gemacht sind. Deshalb, hoher und mächtiger Fürst, mein vieltheurer und vielgeliebter Vetter, bitte ich Euch sehr, daß Ihr, was hier gesagt ist, wohl erwägen wollt, nämlich: was ich in Betracht Eurer und Eures Ersuchens gethan — die Verwerfung von Seiten der andern Partei — die Nähe der Blutsfreundschaft — den Freundschaftsvertrag, nach welchem ich in keiner Sache Euch zuwidergehandelt habe — und die Ursache der Unternehmungen meiner Gegner. Und ich glaube, daß selbst, wenn das sich so verhielte, was man mich hat wissen lassen und was ich noch nicht glauben kann, — wenn Ihr es recht bedenket, so werdet Ihr andern Rath fassen und anderer Meinung sein. Wollt Ihr aber anders handeln, so wird Gott, dem man Nichts verheimlichen kann, mein gutes Recht schützen, und auf den Eid, den Ihr geleistet, berufe ich mich. Sehr hoher und mächtiger Fürst, vieltheurer und vielgeliebter Vetter, durch den Ueberbringer Dieses

laßt mich Eure Meinung wissen, und gibt es eine Sache, die ich für Euch thun könnte, so werde ich es von ganzem Herzen thun. Unser Herr weiß es, der Euch beschützen möge. Geschrieben in meiner Stadt Mons unter meinem Siegel, den 12. Januar. Euer Vetter Herzog von Glocester, Graf von Hennegau, Holland, Seeland, Penneburg u. s. w. und Herr von Friesland."

ten der Grenze begegneten sich sengende und mordende Haufen. Humfried hatte die Stadt Brain und andere Hennegauer Grenzfesten mit seinen Leuten besetzt und diese streiften unter gräßlichen Verheerungen tief in Brabant hinein. Die Brabanter waren außer sich vor Grimm und Aerger, nicht einmal die Fehde hatte ihnen Humfried regelrecht angesagt. In großen Massen



Johann von Brabant.

Philipp steckte den Brief in die Tasche. Nochmals kamen seine und Bedford's Canzler und geheime Räthe nach dem Hennegau und nach Brabant, und wiederum zogen sie hin und wieder, um gütlichen Vertrag zu Stande zu bringen. Das dauerte so zwei Monate. Zu gleicher Zeit wüthete ein entsetzlicher Krieg, den Philipp mit Lust anfeuerte: Humfried sollte fühlen, daß es nicht so leicht sei, seiner Gemahlin Erblande wiederzuerobern. Auf allen Punk-

strömten sie zum Heere St. Pauls. Insbesondere faßte Alles, was jemals eine Armbrust gehandhabt, sie auf der Schulter: die Brabanter Bogenschützen wollten den englischen zeigen, daß sie sich nicht fürchteten vor deren Ruhm. Herzog Philipp aber trieb aus seinem Lande immer neue Mannschaften herbei; es gab ein Heer von mehr als 60,000 Mann. Auch mit dieser Stärke wagte St. Paul nicht, in des Feindes Land einzudringen, er vertheilte sie in Garnisonen

längs der Grenze, seine beiden Hauptplätze waren Hal und Nyfels. Von hier aus vergalt er ihre Streifzüge mit Raub, Mord und Brand den Feinden und wenn man Engländer fing, schickte man dieselben auf Wagen gebunden nach Brüssel. So legten sich einmal die Brabanter in die Büsche und Schlupfwinkel bei Brain, ein kleiner Haufe mußte die Engländer herausfordern und als diese ordnungslos hinter ihnen herstürmten, kamen sie zwischen die Hinterhalte und wurden mit Verlust bis vor die Mauern von Brain zurückgeschlagen. Da kamen die Jagdhunde, welche des Fürsten Jägermeister von Alters her in großer Zahl in Brain zu halten pflegte, aus dem Thore und zerfleischten die halbtodten Engländer, und Keiner wagte vor der Wuth der ausgehungerten Thiere, sich den Leichen zu nahen.

Endlich legte sich die ganze Brabanter und Burgunder Macht vor Brain, welches mit tiefen Gräben, mit Mauern und Thürmen wohl bewehrt war. Die reichen Brabanter Städter hatten in großer Menge grobe Geschütze und Wurfmaschinen mitgebracht; diese pflanzten sie ringsum auf und überschütteten die Stadt mit einem unaufhörlichen Hagel von Kugeln. Die schweren Steingeschosse zerrissen die Mauern und glühende Pfeile steckten die Thorbedachung in Brand. Die Engländer aber, obgleich ihrer nur ein paar Hundert waren, und die tapfern Bürger von Brain wankten nicht. In der Nähe standen Humfried und Jakobäa mit ihrem Heere bei Soignies und weil sie mit Angriff drohten, stellten sich zwei Mal die Brabanter und Burgunder auf das Feld in Schlachtordnung, während im Lager auf den Streithengsten die Fähndriche harrten mit eingerollten Bannern, bis das Treffen beginne. Humfried rückte aber nicht vor, und man beschloß nun einen allgemeinen Sturm gegen die Stadt. Heu und Stroh wurde herbeigeschleppt, den Graben zu füllen und darüber Baumzweige und allerlei Holz. Ueber diese Brücken stürmten die Belagerer und legten die Leitern an, voran die Herren mit fliegenden Bannern. Die Belagerten brauchten ihre Büchsen und Bogen und stürzten auf die Stürmenden so fleißig Steinblöcke, daß sie dieselben in die Gräben warfen und mancher Herr verloren ging. Aber einen zweiten solchen Sturm auszuhalten, sahen sich die in Brain zu schwach und sie capitulirten am 11. März, den achten Tag nach dem Beginne der Belagerung. Alle Engländer sollten frei abziehen den Stock in der Hand, und die Bürger sollten gegen eine Summe Geldes von Herzog Johann wieder zu Gnaden aufgenommen sein. Diese Bedingungen mußte man den Belagerten zugestehen. Es war vergebens, alle Wuth entladete sich über die unglückliche Stadt. Als die Thore sich öffneten und die Engländer abzogen, war das Brabanter Städtervolk nicht zu halten, seine Massen drangen in die Stadt, schlugen Alles todt, was sie sahen, Bürger und Engländer, plünderten, legten Feuer an, und es dauerte nicht lange, so war der ganze Platz ein Meer von Feuer und Rauch, aus welchem das Fluchen der Plünderer und der Todesschrei ihrer Opfer hervortönte. Nur ein Theil der Engländer und Bürger wurde von den Rittern in das Zelt St. Paul's gerettet. Jetzt warf man auch die Thore und Mauern in den Stadtgraben, und wo früher die Stadt gestanden, sah man nur eine weite Stätte voll Asche, Trümmer und Leichen. Alle Ritter im Heere waren empört über eine solche Niederträchtigkeit.

Jetzt erschienen Humfried's Herolde bei St. Paul und forderten ihn heraus zur Feldschlacht. Vier Tage lang standen die Brabanter bei Brain und warteten weiter auf den Feind. Als dieser noch immer nicht kam und das Wetter immer wüster wurde, brach St. Paul auf. Weil er aber fortwährend fürchtete, daß Humfried ihn anfalle, so ließ er alle die Ritter und Herren gedrängt und in Waffen reiten, als ginge es zur Schlacht, und auch das Städtervolk stellte er in gute Ordnung. So marschierten sie langsam vorwärts, und richtig, als sie eine Strecke Weges hinter sich hatten, hieß es: die Engländer wären da. Sogleich stürzten sich Alle, die Bürger und Herren aus den Brabanter Städten, es mochten ihrer noch bei 40,000 sein, in die wildeste Flucht, warfen die Rüstung weg und ließen ihre Wagen und ihr Kriegszeug im Stich. Es waren aber nur 800 Engländer, denen Humfried erlaubt hatte, dem Abzuge der Brabanter zuzusehen. St. Paul mit seinen Rittern faßte Stellung auf einer Anhöhe, die Engländer standen ihm gegenüber, man schoß und scharmützelte hin und her und es gab einige Todte und

Verwundete. Das dauerte so, bis es anfing, dunkel zu werden, da kamen eilends Boten von Humfried und von Philipp, daß Waffenstillstand sei, denn sie wollten Jakobäa's Sache entscheiden im Zweikampf. So trennten sich die Streitlustigen. St. Paul folgte mit den Edlen und Reisigen den Fortgelaufenen nach Brüssel und die Burgunder Kriegsleute bezogen Garnisonen an der Grenze von Hennegau.

Humfried's Säumen war nun erklärt. Grade als Brain gefallen war, hatte er von Philipp folgenden Brief erhalten.

„Hoher und mächtiger Prinz Humfried, Herzog von Glocester!

Ich, Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern und Artois habe Euren Brief aus Mons am 12. Februar empfangen. Er enthält mehrere Dinge und unter andern: Ihr hättet erfahren, daß in meinen Landen alle Waffenfähigen auf meinen Befehl zum Kriege wider Euch aufgerufen seien, und daß dabei, so schreibt Ihr, vielerlei Unwahres vorgebracht sei. Das und noch mehr hättet Ihr aus Briefen ersehen, von denen Ihr mir eine Abschrift zugesandt habt und die von meinetwegen zu Dijon den 20. December verfaßt sind. Ich übergehe nun, hoher und mächtiger Prinz, den größten Theil Eures Briefes mit Stillschweigen, denn es liegt mir wenig oder nichts daran, ausgenommen was meine Ehre berührt, denn diese darf und will ich nicht schmähen noch beleidigen lassen wider Recht und Vernunft. Und deshalb erkläre ich Euch, daß die Briefe und Aufrufe ganz wie die Abschrift sind, die Ihr mir geschickt habt, und daß sie mit meinem Willen und auf meinen Befehl, Auftrag und Empfehlung geschrieben sind. Dazu bin ich bewogen, weil Ihr Euch weigertet, den Artikeln und Punkten zu gehorchen, welche jüngst durch Euren lieben Bruder, den Regenten, und mich in großem Rathe zu Paris aufgesetzt und darnach Euch vorgelegt sind, um den Streit und Zwiespalt beizulegen zwischen meinem vieltheuren und vielgeliebten Vetter, dem Herzog von Brabant, auf der einen und Euch auf der andern Seite. Diese Artikel hat mein Vetter, der Herzog von Brabant, — um Gott auf seine Seite zu ziehen und Eurem lieben Bruder und mir zu Gefallen zu sein — angenommen und eingeräumt: aber nichtsdestoweniger seid Ihr — nach Eurer Weigerung und ohne das Ende des Processes, der am römischen Hofe über jenen Streit schwebt, abwarten zu wollen — eingefallen mit Waffen und Kriegsgewalt in das Hennegauer Land und arbeitet, meinen Vetter daraus zu vertreiben und ihm seine Besitzungen zu rauben. Das sind die Ursachen meiner Briefe und diese sind genau und wahrhaft, wie Ihr wohl wissen könnt und verbergen oder verleugnen nicht könnt. Ich habe also darin Nichts hören lassen wider die Wahrheit, wie Ihr lügenhafter und ungerechter Weise mich zeihen und beschuldigen wollt, wie mir scheint, in Eurem Briefe. Ich bewahre ihn, um ihn vorzuzeigen, wenn es Zeit ist. Genug und zuviel gereicht es mir zur Schande, was meinem Vetter von Brabant Ihr gethan und Euch zu thun bemüht. Ihr wollt mir Ehre und Ruf nicht antasten, — das würde und will ich auch nicht leiden, nicht von Euch und von keinem Andern. Auch glaube ich, daß die, welchen ich anhänge und welche mir anhängen aus Blutsfreundschaft, Herkunft und Schwägerschaft, sowie meine getreuen festen Vasallen und Unterthanen, welche so herrlich und treu meinen Ahnen und mir gedient haben, dergleichen nicht würden hingehen lassen noch leiden. Und deshalb stelle ich Euch mein schließliches Verlangen und Begehren durch diesen Brief: daß Ihr widerruft und widersagt, was Ihr geschrieben habt, daß ich nämlich etwas wider die Wahrheit hätte hören lassen und dem gemäß, was Euer Brief und offnes Schreiben enthält. Und wollt Ihr das nicht thun und wollt Ihr nicht lassen jene Rede, die mir Ehre und Ruf antasten kann, so bin und werde ich bereit sein, mich dessen zu vertheidigen, meinen Leib gegen den Euren, Euch zu bekämpfen mit der Hilfe Gottes und Unserer lieben Frau, indem ich einen angemessenen und passenden Tag annehme vor dem höchsten, durchlauchtigsten und mächtigsten Fürsten dem Kaiser, meinem vieltheuren Herrn und Vetter, auf daß Ihr und alle Welt sehet, daß ich dieser Sache ein Ende machen will und meine Ehre wahren. Gefällt es Euch besser, so bin ich es auch zufrieden, daß wir zum Kampfrichter nehmen meinen vieltheuren vielgeliebten Vetter, der auch Euer Bruder ist, den Regenten, Herzog von Bedford, den Ihr mit Grund nicht ab-

lehnen dürft; denn er ist ein solcher Fürst, daß ich weiß, er würde Euch und mir und allen Andern ein gerechter Richter sein. Und um die Ehre und Furcht Gottes und um das Vergießen von Christenblut und die Verwüstung des Volkes, mit dem ich herzlich Mitleiden habe, zu vermeiden, muß das für Euch und mich, die wir junge Ritter sind, passender sein, — im Fall Ihr die obigen Worte aufrecht halten wollt, — durch meinen Leib ohne Weiteres diese Frage zu Ende bringen, ohne deshalb zu einer Entscheidung zu schreiten, durch welche viele Edelleute und Andere so gut von Eurer als von meiner Seite erbärmlich umkommen würden. Käme es so, das würde mir mißfallen und müßte es ebenso Euch, weil der Krieg unter Christen allen katholischen Fürsten mißfallen muß. Mir wenigstens hat der Krieg mißfallen und mißfällt mir, wenn es sich anders machen läßt. Hoher und mächtiger Fürst, über den Inhalt Dieses wollt Ihr mir antworten durch Euer offnes Schreiben und durch Ueberbringer dieses oder durch Andere, so kurz als es sich thun läßt und ohne diese Sache aufzuschieben durch Schreiben oder sonstwie, denn ich verlange klaren kurzen Bescheid für meine Ehre. Und ich darf nicht und werde nicht die Sache auf diesem Punkte lassen. — Und über diese Angelegenheit hätte ich nach Empfang Eures Briefes Euch früher geantwortet und geschrieben, hätten mich nicht mehrere wichtige Angelegenheiten überkommen und mich gehindert. Und damit Ihr wisset, daß dieses kommt von meinem Willen und aus eigener Bewegung, habe ich meinen Namen unter diesen Brief geschrieben und mein Handsiegel darunter setzen lassen.

Gegeben den 3. März 1424."

Philipp kannte seinen Mann. Er wußte, daß dieser Brief Humfried in Aerger und Geschäftigkeit stürzen werde. Denn die Antwort, eine wahre Staatsschrift für Ritter jener Zeit, wollte wohl überlegt sein im fürstlichen Rathe. Daß aber Humfried die Ausforderung annehme und daß er, bis diese Sache rein und klar stehe, es für Ritterpflicht halte, gegen seines Gegners Leute keinen Schlag zu thun, — auch darauf hatte der kluge Philipp gerechnet. Mit feiner Kunst hatte er seine Worte so gewählt, daß sie Humfried tief verwundeten und zugleich Alles wach riefen, was von edelmüthiger Leidenschaft in ihm steckte. Humfried antwortete:

„Hoher und mächtiger Fürst Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern, Graf von Artois und Burgund.

Ich, Humfried, Sohn, Bruder und Onkel der Könige von England, Herzog von Glocester, Graf von Hennegau, von Holland und Seeland und von Penneburg, Herr von Friesland und Großkämmerer des Königs von England — habe Euren Brief vom 3. März empfangen mit Eurer Unterschrift und Handsiegel. Seinen Inhalt hier zu wiederholen, daran liegt mir eben so wenig oder noch weniger, als Euch an meinem Briefe, den ich Euch geschrieben aus meiner guten Stadt Mons in meiner Grafschaft Hennegau. Wenn Euer Brief aber erwähnt, ich hätte, wie Ihr sagt, mich geweigert, den Streit mit dem Herzog von Brabant gütlich beizulegen, so ist das weniger als Wahrheit. Mein Bruder der Regent und der ganze französische Rath wissen, was ich gethan und auch was Ihr gethan; denn Ihr könnt das nicht verleugnen, wenn Ihr auch wolltet. Was aber den Inhalt meines Briefes betrifft, so sage und stehe ich dafür, daß er wahr ist und dabei will ich bleiben und das ist schon bestätigt durch das, was Eure Leute auf Euren Befehl gethan und begangen haben in meiner Grafschaft. Nicht um Euch, nicht um einen Andern widerrufe ich jemals. So werde ich mit der Hilfe Gottes und Unserer lieben Frau und meines Herrn St. Georg Euch den Inhalt meines Briefes — meinen Leib gegen den Eurigen — anerkennen und gestehen lassen, daß er Wahrheit sei, und zwar vor den Kampfrichtern, welche Ihr gewählt habt; denn beide sind mir gleich. Und da Ihr verlangt, daß unsere Sache kurz sei, wie es auch mein Verlangen ist, mein lieber Bruder aber näher ist (als der Kaiser), so bin ich es zufrieden, die Sache vor ihm auszurichten, und nehme ihn zum Kampfrichter an. Und was den Tag betrifft, den Ihr in meine Wahl stellt, so bestimme ich Euch den Tag meines Herrn St. Georg, der zunächst kommt, oder einen andern nach Gefallen meines Bruders. An diesem Tage werde ich, so Gott will, bereit sein und nicht fehlen. Will aber mein Bruder

sich der Sache nicht unterziehen, so bin ich es zufrieden, daß sie vor sich gehe vor dem sehr hohen und mächtigen Fürsten, dem Kaiser, und desgleichen, wenn der Kaiser nicht will, vor meinem Schwager Adalbert oder einem andern unparteiischen Richter. Weil ich aber nicht weiß, ob Ihr bei Eurem Handsiegel verharrt, so verlange und ersuche ich Euch, daß Ihr durch den Ueberbringer dieses mir Eure schriftliche Antwort sendet, gesiegelt mit Eurem Staatssiegel, gleichwie dieser Brief mit dem meinigen. Und was den Brabanter betrifft, wollt oder wagt Ihr zu sagen, daß er besser Recht hat als ich in dieser Frage, so bin ich bereit, es Euch — meinen Leib gegen den Eurigen — am Tage und vor den Rittern wie vorbesagt, gestehen zu machen, daß ich besser Recht habe und haben werde, — mit der Gnade Gottes, Unserer lieben Frau und St. Georg's. Und zum Zeichen, daß ich alles Gesagte aufrecht halten, durchführen und vollenden will, habe ich meinen Namen darunter geschrieben und mein Staatssiegel setzen lassen. Geschrieben in meiner Stadt Soignies den 16. März 1425."

Am selben Tage, als er diesen Brief absandte — es war der Tag des Gefechts bei Soignies — kam schon von Philipp's Seite die Nachricht an St. Paul, daß Waffenstillstand sei. Philipp antwortete auf Humfried's zweites Schreiben höflicher. Er nahm, wie es Brauch war, den wesentlichen Inhalt der vorigen Briefe in den seinigen wieder auf, nahm den St. Georgstag an und erklärte, Bedford durch seine vornehmsten Gesandten zu beschicken, damit dieser das Kampfrichteramt annehme. „Wenn seine Leute," schrieb er, „im Hennegau etwas zu Nutz und Ehre seines lieben Vetters von Brabant gethan, so sei er darüber erfreut und ihnen sehr verbunden." Jedoch hätte er nicht der kluge Philipp sein müssen, wenn er Humfried's Herausforderung, im Zweikampf das Besserrecht zu entscheiden, annehmen sollte. Er wich durch die Erklärung aus: „daß nur dem Papste die Entscheidung gebühre, wer das Besserrecht habe, Humfried oder Johann von Brabant." Philipp schloß seinen Brief mit den Worten: „daß er zu unserm Herrn Jesus Christus und seiner glorreichen Jungfrau und Mutter hoffe, sie würden von dem Kampfplatz, auf welchen Humfried ihn gerufen, nicht scheiden, ohne daß er, Philipp, seine gute Sache der Art vertheidigt habe, daß Humfried sich nicht weiter zu sorgen brauche, wie er noch andere Sonderbarkeiten in die Welt schicke."

Während nun in Holland Hoeks und Kabeljaus wider einander wütheten, war im Hennegau Waffenstillstand bis zum 23. April; denn diesen Festtag des hohen und heiligen Ritters St. Georg, des Landespatrons der Engländer, hatte Humfried erkoren, um Mann gegen Mann das Glück seiner Arme an Philipp zu versuchen. In St. Omer sollte das Stelldichein sein. Mit pochender Begierde harrten die Ritterschaften dem Tage entgegen, nicht oft konnte ihnen ein so köstlicher Anblick werden. Schon jeder gerichtliche Zweikampf zog alle echten Ritter aus der Umgegend herbei, um mit eignen Augen und unerschütterlichem Ernste die Wucht und Redlichkeit der Schläge zu messen, mit denen sich die Kämpfer bedachten, — welch goldener Tag in des Ritterthums Annalen mußte es nun sein, wenn zwei solche Fürsten das Gottesgericht auf ihre Klingen nahmen, der eine ein strahlender Paladin auf der nächsten Stufe am englischen Throne, der andere ein junger kühner Degen und Erbe eines glänzenden Reiches! An diesem Tage mußten die uralten Artikel vom ritterlichen Zweikampf auf's Neue geprüft und geprägt werden, daß sie galten als Gesetz für alle Ewigkeit.

In diesem Sinne faßte auch Philipp die Sache auf. Er that es aus Berechnung, aus angeborener Prunkliebe, jedoch auch aus Fürsorge auf den Fall, daß er sich trotz seiner heimlichen Gedanken seinem Gegner stellen müsse. Er zog nach seiner Stadt Hesdin an der flandrisch-französischen Grenze und errichtete dort ein Rüstlager. Von weit und breit verschrieb er die berühmtesten Waffenschmiede und Fahnensticker, die angesehensten Fechtmeister und Wappenherolde. An das Schloß stieß ein schöner Wald, in seinen dichten Schatten wurde eine Rennbahn bereitet, und dort übte sich der Herzog jeden Morgen mit seinen Edlen in den Waffen. Er hatte aber noch mehrere geheime Plätze, wo alterfahrene Ritter ihn unterrichteten, wie er sich decke und dem Gegner zwischen die Rüstung haue, wann er springen und Athem schöpfen könne, wie er seinen Widerpart in Staub und Sonnenstich bringe, oder sollte

ihn selbst dieser Nachtheil treffen, beides Durst und Schweiß ertragen lerne und einen langen Athem bekomme. Mehrere seiner Edlen übten sich täglich mit ihm ein auf Alles, was im Zweikampfe vorfallen konnte. Denn sie glühten vor Verlangen, daß der Herzog von Glocester einem oder zwei seiner Ritter befehle, ihm im Streite zur Seite zu stehen: diesen wollten sie dann gegenübertreten. Kamen die Herren vom Fechten zurück, so beschauten sie, was die Waffenschmiede fertig gebracht, blitzende Harnische und Ringketten und Schwerter voll Schwungkraft und Schneide, Alles leicht und zierlich, aber stahlhart. Jedes Stück wurde geprüft und geübt und verbessert, bis Alles wohl zu Leibe saß. Ein großer Saal aber war behängt mit schimmernden Feldzeichen, mit Bannern und Roßdecken, farbig und funkelnd in den kostbarsten Stickereien. Kein Fürst in der Welt konnte köstlichere Rüstung haben, man kam weither sie anzuschauen, und noch zwanzig Jahre später zeigte man in Lille, was damals in Hesdin an Waffen geschmiedet wurde, als ein Meisterwerk von Pracht, Kunst und Geschmack.

Auch von Bedford langten Gesandte in Hesdin an, seinen Dank darzubringen, daß Philipp ihn zum Kampfrichter wählte. Sie hatten aber auch Befehl, die inständigsten und ehrenvollsten Vorstellungen nicht zu sparen, damit der Herzog sich bewegen lasse, vom Zweikampf abzustehen. Allein Philipp erklärte: „Nichts in der Welt werde ihn davon abbringen, so sehr dürste ihn darnach, sich mit seinem Beleidiger zu messen im Schwertertanze.“ Der Schlaue wußte gut genug, daß Bedford und die Lords eher alles Andere geschehen ließen, ehe sie Humfried gestatteten, wider Philipp in die Schranken zu treten. Denn was sollte der Ausgang sein? Blieb Philipp auf dem Platze, so war die burgundische Allianz unrettbar zerrissen. Fiel aber Humfried, so war Alles vom Hasse der Engländer zu fürchten, selbst wenn Bedford seines Bruders Blut nicht rührte.

Natürlich wurde auch Humfried mit Vorwürfen überhäuft. Sie kamen von Bedford, von Winchester, von Allen, denen an Frankreichs Eroberung noch etwas gelegen war. Er mußte nach England, sich zu rechtfertigen, sein Haus zu bestellen und sich zu rüsten, damit er nicht weniger reich und stattlich an Waffen und Gefolge in St. Omer erscheine, als der Burgunder. Sein englisches Heer aber, — durfte er es zurücklassen? Der Haß der Niederländer gegen die Englischen zeigte sich bereits gefährlich genug in den Hennegauer Städten. Die Engländer verdienten den Haß: beutegierig waren sie aus ihrem armen Lande herübergekommen, und wen ihre Plünderung verschonte, den erbitterte ihr roher Stolz. Philipp aber, der diese Stimmung wohl erwog, sandte insgeheim Briefe an die Hennegauer Städte, in welchen er ihnen drohte, sie mit all seiner Macht zu bekriegen, wenn sie noch länger zu den Engländern hielten. Die Städte waren ohnehin in Schrecken: Philipp's gewaltige Macht wider sich im Felde zu sehen, hatten sie nicht erwartet, und das Jammerschicksal von Brain belehrte sie, was ihnen bevorstand. So dachte eine nach der andern daran, sich von Humfried loszusagen. Valençiennes erklärte es öffentlich, Ath, Bouchain, Soignies folgten, oder warfen sich auf die englischen Besatzungen und vertrieben sie von ihrem Weichbilde. Jakobäa's Mutter, die sonst über ihren Neffen Philipp viel vermochte, war bald nach der Erstürmung Brain's zweimal bei ihm gewesen, in Isle und Oudenarde, ihn zu begütigen. Allein sie hatte Nichts ausgerichtet, er hatte verlangt: vor allen Dingen müßten erst die Engländer aus dem Lande. Diese Forderung erschallte jetzt aus allen Städten des Hennegau. Die Engländer mußten gradezu als Feinde auftreten, wenn sie sich noch länger im Lande ernähren wollten.

Humfried hatte anfangs auf Anrathen der Hoeks beschlossen, sich nach Holland zu werfen. Allein er überzeugte sich, daß er mit seinen paar Tausend Engländern nicht durchdringe bis dahin, weil ihm die burgunder und brabanter Macht überall den Weg verlegte. Also beschloß er zuletzt, mit seinen Landsleuten abzuziehen, — dies, so durfte er denken, werde man ihm bei Bedford und in England hoch anrechnen. War doch Jakobäa einstweilen wieder im Besitze des Hennegau, und durfte er doch darauf rechnen, daß sein Gegner bis zum St. Georgstage ehrlichen Waffenstillstand halte. Von dem trägen Brabanter war nichts zu fürchten, wenn Philipp ihn in Ruhe ließ. Philipp lachte in's Fäustchen und gern gewährte er freies Geleit.

Jakobäa wollte mit Humfried ziehen, denn ihre Seele hing an seinen Augen. Da traten aber im Augenblick der Abreise die Hennegauer Stände und Vornehmen dazwischen. Sie bewogen auch Jakobäa's Mutter, Humfried zu bestürmen, ihre Fürstin bei ihnen zu lassen. Denn sie hofften, daß es dann eher zu einem ehrenvollen Austrage mit dem Herzoge von Brabant und Burgund komme. Humfried fügte sich. Humfried dachte leicht genug, sein Weib inmitten von drohenden Gefahren zu verlassen. Die Bürger von Mons aber mußten ihm vor dem Altarssacrament und die Hand auf's Evangelium schwören, ihre Fürstin zu beschützen als ihr theuerstes Kleinod. Jakobäa begleitete ihn bis nach St. Ghislain, unter heißen Thränen schied sie von ihrem Gemahl, sie ahnte es, welch dunkeln Stürme sie, die Verlassene, entgegengehe. Allein sie festigte auch innerlich ihr stolzes Herz, um muthig zu bestehen, was auch komme. Es war aber eine andere Dame, welche Humfried begleitete, und vielleicht sah er es nicht ungern. Es war die Tochter des Lords Cobham, die schöne und unternehmende Eleonore. Sie war als Hofdame Jakobäa's mit herübergekommen, und da die Dinge in den Niederlanden ihr wenig Aussichten boten, sehnte sie sich zurück nach dem lustigen Altengland.

Humfried's Weg ging über Bouchain durch das Artois wieder nach Calais. Dort machte auch er Anstalten und Uebungen zu seinem Stelldichein mit Philipp. In England hatten sich unterdessen die Dinge für ihn verschlechtert. Sein ärgster Gegner, Winchester, war Canzler des Reichs geworden und hatte schlau und rastlos alle Gewalt in seine Hände gebracht. Von Humfried's Recht und Regierung in England war gar nicht mehr die Rede. Am 12. April fuhr er nach England hinüber. In London angekommen trat er vor die feierliche Sitzung des Regentschaftsrathes; auf dem Throne saß sein Neffe, ein Knäbchen von drei Jahren. Aber was mußte er da hören! Wie in einem Platzregen stand er von Vorwürfen und ärgerlichen Dingen. „Seinen Gelüsten," hieß es, „seiner Leidenschaft opfere er die ersten und heiligsten Interessen seines Neffen und seines Bruders, seines Landes. Frankreich, das sein großer Vater erobert, das wolle er im Zweikampf mit Burgund auf seines Degens Spitze setzen. Nie werde ihm das Recht und die Erlaubniß gegeben zu einem so thörichten, so unheilvollen Gange. Nie werde er wieder Geld und Truppen erhalten zum Kriege gegen Philipp." Humfried konnte sich nicht helfen, er war nicht der Mann, der durch allgemeinen Widerstand grade durch seinen Weg ging. Aber worauf Philipp gerechnet hatte, geschah: Glocester verbiß sich, rasend vor Zorn, jetzt in den Streit und Aerger mit seinen Feinden in England. Alle Minen ließ er springen, um Winchester wieder aus dem Sattel zu werfen, und das kostete all seine Gedanken, kostete Zeit und Geld. Er mußte eine Verlängerung des Termins zum Zweikampfe nachsuchen, und so geschah es, daß er am St. Georgstage nicht erschien, als alle Welt in den Niederlanden auf ihn wartete.

So weit hatte es Philipp durch sein berechnendes Verfahren gebracht. Erst hatte er Humfried's und Jakobäa's Vorgehen ein übermächtiges Heer in den Weg geworfen; dann hatte er durch seine Ausforderung den kriegerischen Unternehmungsgeist seines Gegners grade im entscheidenden Augenblicke gelähmt; dann ihn und seine Truppen aus dem Hennegau wieder wegmanövrirt; und schließlich hatte er auf Humfried's blanken Schild einen häßlichen Flecken gesprengt, der seinem Ansehen in den Niederlanden, wo man die Gründe seines Nichterscheinens in St. Omer nicht so würdigte, nicht wenig schadete. Jetzt hielt es Philipp an der Zeit, Jakobäa und die Hennegauer, auf welche sie jetzt allein angewiesen war, zu ängstigen, und in sein Fahrwasser hineinzudrängen. Er ließ den Brabantern keine Ruhe, bis zum zweiten Mal ihre gesammte Macht in den Hennegau einrückte und Jakobäa in Mons belagerte. Sechs Wochen widerstand das heldenmüthige junge Weib dem grimmigsten Anstürmen der Uebermacht. Als die Mauern von den Geschützen zerrissen waren, als Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten, wollte sie noch Nichts von Ergebung wissen. Da erhob sich wider sie selbst ein wüthender Aufstand. Um ihre letzten Treuen zu retten, gelobte sie, sich in die Gefangenschaft bei ihrem Vetter Philipp von Burgund zu begeben auf so lange, bis ihr Proceß in Rom entschieden worden, das hieß so viel, als bis sie selbst vergessen und ver-

schollen sei. In dieser Bedrängniß schrieb sie Humfried folgenden rührenden Brief:

„Mein gestrenger Herr und Meister!

Ich schreibe jetzt Eurer ruhmwürdigen Herrlichkeit als die leidvollste Frau, als die Verlorenste und schändlichst Verrathene auf Erden. Denn, mein gestrenger Herr und Meister, am Sonntag, dem dritten Tag dieses Monats Juni, kamen die Boten Eurer Stadt Mons zurück und brachten einen Vertrag, gemacht und geschlossen zwischen dem Vetter von Burgund und dem Vetter von Brabant. Dieser Vertrag war gemacht in Abwesenheit meiner Frau Mutter und ohne ihr Wissen, wie sie selbst mich benachrichtigt und vergewissert hat durch Meister Gerhard le Grand, ihren Caplan. Auf diese Weise, mein gestrenger Herr, schrieb mir meine Frau Mutter ihren Brief über jenen Vertrag, über welchen sie nicht wagt, mir zu rathen, denn sie selbst wußte nicht, was thun, sondern bat mich, ich möchte meine guten Leute dieser Stadt bitten, um zu wissen, welchen Trost und Beistand sie mir thun wollten. Deshalb, mein süßester Herr und Meister, mögt Ihr wissen, daß ich am andern Morgen auf das Rathhaus ging und ihnen vorhalten ließ, wie auf ihr Verlangen und ihr Bitten Ihr beschlosset, mich in ihrem Schutz und Schirm zu lassen als bei Solchen, die Euch geschworen hatten, Eure wahren und treuen Unterthanen zu sein und daß sie mich wohl beschützen würden, um Euch davon gute Rechenschaft zu geben, welchen Eid sie gethan vor dem Sacramente des Altars und auf die heiligen Evangelien. Darauf, mein hochgeehrter Herr und Meister, erklärten sie rund heraus: sie seien nicht mehr stark genug, um mich zu beschützen, und indem sie gleich ihre Gedanken zur That machten, rebellirten sie und sagten, meine Leute wollten sie ermorden. Und so sehr, mein gestrenger Herr, daß sie mir zum Hohne einen Eurer Unterthanen ergriffen, den Hauptmann Macquard, und in meiner Gegenwart ihm sofort den Kopf herunterschlagen ließen. Und sie ließen alle die ergreifen, welche Euch lieben und Eure Partei halten, wie Bardoul de la Porte, Collard, seinen Bruder, Gillet de la Porte, Guillaume de Leur, Jean du Bois, Euren Hauptmann, Pierre, Bavon, Sandrard, Daudre und mehrere Andere bis zur Zahl von 250 von Eurer Partei. Und wieder wollten sie ergreifen Herrn Baudouin, den Schatzmeister, Herrn Ludwig von Montfort, Maulnern, Jean Fresne und Etienne d'Estre, welche sie noch nicht ergriffen haben, und ich weiß nicht, was sie thun werden. Auch, mein gestrenger Herr, sagten sie mir rund heraus: wenn ich keinen Vertrag machte, so lieferten sie mich in die Hände des Vetters von Brabant, und ich habe keine Frist mehr in dieser Stadt zu bleiben, als acht Tage, sollen sie mich nicht mit Gewalt nach Flandern bringen. Das ist mir weh und hart, denn ich zweifle, ob ich in meinem ganzen Leben Euch wiedersehen werde, wenn Ihr nicht beschließt, in Eile mir zu helfen. Ach, mein gestrenger Herr und Meister, alle meine Hoffnung und all mein Trost steht bei Eurer Herrlichkeit. Seht, mein gestrenger Herr und meine einzige und höchste Liebe, Alles, was ich leide, geschieht, weil ich Euch liebe. Deshalb demüthigst flehe ich zu Euch, so sehr und so innig, als ich auf der Welt nur kann, um Gotteswillen mögt Ihr Mitleid haben mit mir und meinem Jammer, und mir, Eurem leidvollen Geschöpf, in größter Eile zu Hilfe kommen, wenn Ihr mich nicht verlieren wollt auf immerdar. Ich habe Hoffnung, daß Ihr so thut, denn, mein gestrenger Herr und Meister, ich verdiene es nicht anders um Euch, weder jetzt, noch werde ich, so lange ich lebe, jemals etwas thun, das Euch mißfallen könnte. Ja, ich will jeden Augenblick den Tod empfangen um die Liebe zu Euch und Eurer adligen Gestalt. Bei meiner Ehre, mein gestrenger Herr und Fürst, Ihr allein, mein Trost und meine letzte Hoffnung, möget Ihr um Gottes und unseres Herrn St. Georg's willen, in solcher Eile, als Ihr es nur thun wollt, meine ganze leidvolle Lage bedenken, was Ihr noch nicht gethan habt, denn es scheint mir, Ihr habt mich ganz vergessen. Anderes weiß ich Euch gegenwärtig nichts zu schreiben, außer, mein gestrenger Herr und Meister, daß ich sehr bald Herrn Ludwig von Montfort zu Euch geschickt habe; denn er kann nicht mehr mit mir bleiben, trotzdem, daß er bei mir Gesellschaft leistete, als alle Andern mich verriethen, — er wird Euch Alles rund heraus sagen, was ich nicht zu schreiben wüßte. Daher bitte ich Euch, mein theuerster Herr und Vater, daß Ihr ihm ein guter Herr

sein wollet und mir Euren Willen auftragen und befehlen, den ich thun werde von ganzer Seele. Das weiß der gebenedeiete Sohn Gottes, der Euch ein schönes Leben und ein langes gebe, und Gnade, daß ich Euch sehe in höchster Freude.

Geschrieben in der falschen und verrätherischen Stadt Mons aus tiefbekümmertem Herzen, den sechsten Tag des Juni.

Euer leidvolles und geliebtes Kind, das unsäglichen Schmerz leidet um Euren Willen. Euer Kind

de Penneburg."

Der Bote, welcher diesen Brief trug, wurde aufgefangen, die Unglückselige war ja von Verrath umgeben. Sie konnte sich vorstellen, wie Philipp über die Angst ihres Herzens, die sich in dem Briefe so bloß gab, lächeln, und wie er um so klüger seine Anstalten treffen werde, daß Keiner sie seinen Händen wieder entreiße. Einer nach dem andern von den acht Fristtagen verstrich, und immer dunkler wurde jede Aussicht auf Rettung. Vergebens flehte sie um Freilassung ihrer gefangenen Freunde; nicht einmal die Frauen und Bräute durften mit ihnen reden. Man bewilligte ihr 25 Livres täglich zu Unterhalt und für die Abreise 1000. Am 13. Juni verließ sie Mons unter strömenden Thränen. Am Thore erwartete sie ein glänzendes Geleite von ihrem Vetter Philipp, welches sie in die Gefangenschaft nach Gent abführte.

Es ist bekannt, wie Jakobäa drei Monate später unter tausend Gefahren aus Gent entfloh, wie sie allein einen vierjährigen grimmigen und blutigen Krieg gegen Philipp führte, bis ihr Muth niederbrach bei Humfried's Untreue, — wie sie später das Leben ihres letzten Gemahls, eines edlen Mannes, mit dem Opfer ihrer Krone erkaufte und bald darauf noch in jüngern Jahren an der Schwindsucht starb. Der lächelnde Burgunder wurde der Erbe all ihrer schönen Länder. Humfried aber war gänzlich in die Netze der schlauen Eleonore Cobham gefallen, er heirathete sie, als Jakobäa in harter Bedrängniß kämpfte, hatte jedoch wenig Glück dabei. Nach einem Leben voll Aerger und Widerwärtigkeit mußte er es erleben, wie man seiner Gemahlin, der Eleonore, den Proceß machte und sie als Zauberin öffentlich eines schmählichen Todes von Henkershand sterben ließ. Er selbst fand, wegen Hochverraths beschuldigt, in der Haft ein plötzliches und dunkles Ende. Herzog Philipp von Burgund dagegen führte ein langes und glückliches Leben voll Ruhm und Glanz unter beständigem Gewinn an Land und Leuten.

Literarisches.

Das Leben und die Lehre des Mohammad. Von A. Sprenger. Erster Band. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung.

Von der Ansicht geleitet, daß die moderne Bildung den Orient im Vergleich zu dem classischen Alterthum arg vernachlässige, daß aber eine Geschichte der Menschheit so lange unmöglich bleibe, bis auch der Orient in der ihm gebührenden Weise gewürdigt worden, machte es sich der Verfasser der vorliegenden Arbeit zur Lebensaufgabe, das Morgenland selbst zu besuchen, und dort nach Kräften einerseits zur Einführung europäischer Cultur beizutragen, andererseits wieder eine richtigere Kenntniß des Orients und seiner Literatur nach Europa zurückzubringen. Die besten Jahre seines Lebens brachte Sprenger in Asien zu, und er kann mit Abu Zayd bei Rückert sagen:

Auf Reisen mich wagt' ich,
der Heimath entsagt' ich,
und Länder durchjagt' ich
der Wissenschaft nach.

Kenner der orientalischen Literaturen wissen, welche zahlreichen und bedeutenden Verdienste sich Sprenger erworben hat. Auch dieses Leben des Propheten wird sich trotz manchen Widerspruchs, der dem Buche sonder Frage begegnen wird, einer dankbaren Anerkennung zu erfreuen haben. Die Biographie ist größtentheils nach bisher unbekannten und unbenutzten Quellen gearbeitet, und in diese Sammlung und Benutzung bisher nicht verwertheter Quellen setzen wir des Verfassers Hauptverdienst. Eine eigentliche Kritik läßt sich ohne Kenntniß der bearbeiteten Quellen über das Buch nicht fällen. Vieles Neue wird geboten, Vieles in der Monographie über den Haufen geworfen, was bisher als sicher und beglaubigt anerkannt wurde. Mit der leitenden Grundansicht Sprenger's, den Islam als eine Verkörperung von Idealen und Bedürfnissen des Volks und der Zeit zu erklären, in welcher jener entstand, bekennen wir uns einverstanden. Die Darstellung könnte wohl knapper und präciser gehalten sein. Die Stoffvertheilung bekundet gewissenhafte Sorgfalt, aber als ein historisches Kunstwerk angesehen, erscheint die Composition wenig empfehlungswerth.



Das Neueste

über das Alter des Menschengeschlechts.

Von

Jakob Nöggerath.

Die seit mehreren Jahren zu Saint Acheul bei Amiens gemachte Entdeckung, daß hier Producte von rohem menschlichen Kunstfleiß, nämlich aus Feuerstein geschlagene Beile oder Aexte in großer Anzahl in den Conglomeratschichten des tiefern sogenannten Diluviums gefunden werden und zwar in Schichten, welche auch Knochen von großen ausgestorbenen Säugethieren enthalten, hat in der neuern Zeit viele Federn in Bewegung gesetzt. Die interessante Frage, welche sich nothwendig sehr enge an diese Thatsache anschließen mußte: ob das Menschengeschlecht denn in der That ein viel höheres Alter habe, als von geologischer Seite früher angenommen wurde; ob der Mensch schon gleichzeitig mit der zuletzt untergegangenen oder ausgestorbenen Fauna, deren Reste in den Gebirgsschichten dieses Diluviums begraben liegen, nämlich mit den Mammuthen, vorweltlichen Rhinocerossen, Hyänen, Bären u. s. w. auf der Erde existirt habe, ist bald bejahend und bald verneinend beantwortet worden. Ich selbst habe in dem Aufsatz über diesen Gegenstand, welcher in dem VIII. Bande dieser Zeitschrift abgedruckt ist, die Möglichkeit eines so hohen Alters des Menschengeschlechts zwar nicht in Abrede gestellt, aber manche Zweifel in die bezügliche Deutung der bis dahin bekannt gewesenen Thatsachen gesetzt, welche auch grade für diese Fälle noch nicht beseitigt sein dürften. Seitdem sind aber wirklich beweisende Beobachtungen bekannt geworden, und daher ist auch meine frühere Skepsis bedeutend abgeschwächt worden. Wenn jetzt Thatsachen vorliegen, denen die schärfste Kritik gegen dasjenige, was sie beweisen, nichts anhaben dürfte, so müssen natürlich die Zweifel bei denjenigen Thatsachen, welche noch nicht vollständig überzeugend, aber auch nicht widersprechend sind, eine viel geringere Bedeutung erhalten. Sie bleiben alsdann immer als dringende Indicien oder halbe Beweise stehen. Auch diese haben sich in der jüngsten Zeit, wenn auch nicht der Art nach, doch in der Anzahl vermehrt. Außer jenen Funden zu Saint Acheul, welche die Erinnerung an ähnliche bereits im Jahre 1797 von Horne in Suffolk hervorgerufen und zur vollkommensten Bestätigung gebracht haben, sind die Feuersteinbeile oder -Aexte meist unter gleichen Umständen und namentlich zusammen mit Knochen von vorweltlichen Säugethieren (Mammuthen) im untern Diluvium gefunden worden von Elie Petit zu Precy sur Oise, von Buvignier zu Givry von Gosse zu Grenelle bei Paris, von Lartet und Collomb zu Clichy, und Taylor hat sogar solche künstlich zugeschlagene Stücke unter den Ruinen von Babylon entdeckt. Man ist auch wieder auf die ältern Funde von Menschenknochen zurückgekommen, welche in Begleitung von Scherben roher Töpferarbeit und von Knochen vorweltlicher Thiere sehr verschiedener Species in den tiefsten Lagen von Höhlen bereits vor länger als

dreißig Jahren in Kalksteinhöhlen im mittägigen Frankreich von Tournal, Christol und Marcel de Serres gemacht worden sind, und ebenfalls auf die Funde von Menschenknochen zusammen mit den Knochen von Höhlenbären in den Tropfsteinhöhlen der Provinz Lüttich, welche vor längerer Zeit von Schmerling, Spring und Malaise beschrieben worden sind. Auch sie sind jetzt durch die Unterstützung besserer Beweise wenigstens als dringende Indicien anzusehen. Eine ziemlich vollständige Nachweisung aller bezüglichen Thatsachen enthält eine ganz neue Schrift, unter dem Titel: „De l'ancienneté de l'espèce humaine par Mr. Delanoüé, lettre à Mr. le ministre de l'instruction publique. Valenciennes, 1862." Der Verfasser spricht sich für die affirmative Beantwortung unserer Frage durchaus gläubig aus, und diesen Glauben auch bei seinem Unterrichtsminister und übrigen Lesern zu erwecken, ist der Zweck des gedruckten Briefes. Delanoüé steht ganz auf dem Standpunkte, den der verdienstvolle englische Geologe Lyell, wie ich in meinem oben citirten Aufsatze angeführt habe, schon viel früher eingenommen hatte, freilich damals nach viel weniger vollständigen Beweismitteln, als uns jetzt zur Seite stehen.

Diese vortrefflichen neuen Beweise sind von dem französischen Paläontologen Lartet in einer Abhandlung über den wichtigen Fund bei Aurignac in Frankreich geliefert worden, welche derselbe am 18. Mai 1861 in der philomathischen Gesellschaft zu Paris vorgetragen hat. Das Nachstehende enthält davon das Wesentlichste aus der Originalquelle entnommen:

Schon vor mehreren Jahren wurde bei Aurignac (Haute-Garonne) an einer Felsenwand von Kalkstein die Dammerde weggeräumt. Man kam dabei an eine aufrecht gestellte Steinplatte, welche eine nischenartige Höhle verschloß. Die Höhle, von geringer Tiefe, enthielt viele Menschenknochen und Schädel. Ein Arzt wurde beauftragt, unter seiner Leitung die Gebeine auf dem Kirchhofe begraben zu lassen, und erkannte, daß sie siebzehn menschlichen Individuen angehört hatten. Sie schienen besonders von Frauen herzurühren, andere waren von jugendlichen Individuen. Mit den menschlichen Gebeinen wurden einige Zähne von Säugethieren gefunden und außerdem achtzehn kleine scheibenförmige Körper, welche in der Mitte durchbohrt waren und wahrscheinlich zu einem Armbande oder einem andern Schmucke gedient hatten. Nach der Ansicht des Conchyliologen Deshayes schienen sie aus der dicken Schale einer Meeresmuschel (Cardium) gemacht zu sein.

Im October 1860 besuchte Lartet die Fundstelle selbst und ließ Nachgrabungen dabei anstellen. Die ersten Karsthiebe in der Höhle, aus welcher die Menschenknochen genommen waren, legten folgende Gegenstände bloß: einen Menschenzahn und einige Menschenknochen, ein ganzes Rennthiergeweihe und mehrere ganze Knochen von Höhlenbären, Zähne vom Höhlenbären, Pferd, Auerochs u. s. w., durch Menschenhand zu Beilen oder Aexten zugeschlagene Feuersteine und ein Stück von einem Rennthiergeweihe, welches sorgfältig zu einer zugespitzten Masse bearbeitet, an seinem andern Ende aber zugeschärft war, wahrscheinlich um in eine Handhabe gesteckt zu werden. Die noch in der Höhle gefundenen Menschenknochen deuteten auf eine kleine Menschenrasse, wie sich dieses überall bei Menschenknochen aus der ältesten Periode bewährt hat. Außerhalb der Grabhöhle breitete sich in einer Ausdehnung von einigen Quadratmetern ein schwärzliches Lager von Erde aus, welches eine Menge Kohlen und Asche enthielt. Es wurden darin einige Zähne vom Auerochs und vom Rennthier gefunden, und mehrere derselben waren theilweise calcinirt. Zu zweien Malen nahm man eine regelmäßige Ausgewinnung im Innern der Höhle und in ihrer Umgebung vor, stets im Beisein von Lartet. Sie ergab Folgendes. Die Schicht mit Asche und Kohlen, welche 15 bis 20 Centimeter dick war und sich in einer Ausdehnung von 5 bis 6 Quadratmetern bis zum Eingang der Höhle hinzog, verbreitete sich nicht in dieselbe; sie enthielt sehr viele Knochen, welche theils ganz calcinirt, theils aber nur braun gebrannt waren, vermengt mit der Dammerde. Die Knochen der pflanzenfressenden Säugethiere waren darin in etwas größerer Anzahl vertreten als diejenigen der fleischfressenden. Von erstern fanden sich die Knochen vom Mammuth (Elephas primigenius), Rhinozeros (Rhinoceros tichorhinus), Pferd, Esel, Edelhirsch, Riesenhirsch (Megaceros hibernicus), Rennthier, Reh, Auerochs (Bison europaeus); vom Hunde

fand sich keine Spur. Die Knochen der Fleischfresser waren vom Höhlenbär (Ursus spelaeus), von einem andern kleinen Bär (Ursus arctos?), Dachs, Iltis, Wolf, Fuchs, Hyäne (Hyaena spelaea), großen Höhlentiger (Felis spelaea) und Wildkatze (Catus ferus). Die Knochen der Pflanzenfresser, vorzüglich diejenigen, welche Mark enthielten, waren der Länge nach regelmäßig zerspaltet, offenbar um das Mark herauszunehmen. Mehrere derselben hatten Einschnitte, welche von schneidenden Instrumenten herrührten. Bei vielen fand man tiefe Eindrücke oder Furchen von den Zähnen eines großen Fleischfressers, wahrscheinlich der Hyäne, welche tief in den dicken und festen Knochen des Rhinoceros und des Auerochsen eingriffen. Es fanden sich sogar in dem eingeäscherten Haufwerk Koprolithen*) von Hyänen, welche man als Zeugen ansehen kann, daß diese Thiere während der Abwesenheit des Menschen sich von den Resten seiner Mahlzeiten genährt haben. Der Gefräßigkeit der Hyänen ist auch wohl zuzuschreiben, daß fast alle Wirbel und schwammigen Knochen der Pflanzenfresser fehlen, während jene Thiere solche Knochen der Fleischfresser nicht gefressen haben. Die verhältnißmäßig gute Erhaltung der Knochen der Fleischfresser läßt vermuthen, daß diese Thiere von dem Menschen vorzüglich herbeigeschleppt worden sind, um ihre Häute zu benutzen, vielleicht auch, um in irgend einer abergläubischen Weise bei den Begräbnissen benutzt zu werden, da man in dem untern Theile der Begräbnißhöhle viele ganze Knochen vom Höhlenbär, Wolf, Fuchs, auch vom Pferde, Auerochs, Rennthier u. s. w. gefunden hat. Zwischen der Asche des Herdes lagen an hundert Stück abgeschlagene Splitter von Feuerstein; die meisten von derjenigen Form, welche die Archäologen als Messer betrachten. Auch kommen darin andere rundliche Feuersteinstücke vor von eckig facettirter Oberfläche; man hält sie für Projectile, welche man absichtlich nicht rundlich gelassen haben mochte, um sie gefährlicher zu machen. Alle diese Gegenstände mußten an Ort und Stelle zugeschlagen worden sein, denn man fand noch die Feuersteinblöcke, von welchen die Stücke abgeschlagen waren. Auch wurde ein Stück eines sehr harten fremden Gesteins angetroffen, welches nach seiner Form dazu gedient haben konnte, um an dem schneidenden Instrumente die gehörige Schärfung hervorzubringen (?). Ferner wurden viele Gegenstände aufgefunden, welche aus Knochen und vorzüglich aus Rennthiergeweihen gearbeitet waren; so Pfeile mit lanzettförmigen Spitzen und ohne Flügel, deren Anwendung erst in einer spätern Zeit vorkommt; ein Pfriem aus einem sehr festen, dünnen Knochen des Rehs gefertigt und sorgfältig zugespitzt, wahrscheinlich um Löcher in Thierhäute zu bohren zur Erleichterung beim Zusammennähen; ein anderes ebenfalls spitzes kürzeres Instrument, welches zum Tättowiren gedient haben könnte; mehrere platte Stücke von Rennthiergeweihen, auf beiden Seiten geglättet, in solcher Art, wie sie nach dem Ausspruche des Herrn Steinhauer, Conservator des Alterthumsmuseums in Kopenhagen, noch jetzt von den Lappländern zum Glätten beim Aneinandernähen von Rennthierhäuten gebraucht werden; einen Eckzahn vom Ursus spelaeus, nach seiner ganzen Länge durchbohrt, auf welchem in roher Manier Thierformen eingravirt sind, wahrscheinlich hat er als Schmuck zum Anhängen gedient, und noch andere bearbeitete Gegenstände aus Rennthiergeweih, welche schwer zu deuten sind.

Lartet fügt dieser Mittheilung noch die Bemerkung bei, daß zu Aurignac von der Zeit ab, in welcher dort der Mensch im Antagonismus mit jenen ausgestorbenen großen Thierspecies gelebt habe, keine physische Umwälzung, keine Anschwemmung stattgefunden habe, und daß sich diese Reste einer Begräbnißmahlzeit mit den verschiedenen Producten einer rohen Industrie einfach unter der Decke von einer geringen Dammerdeschicht erhalten haben.

Für die Beantwortung unserer Capitalfrage kann es sehr gleichgiltig sein, ob die Deutungen, welche Lartet über die verschiedenen aufgefundenen Geräthe gegeben hat, richtig sind oder nicht; genug, daß die Menschenknochen sowie Producte des menschlichen Kunstfleißes unter solchen Verhältnissen mit den Knochen vorweltlicher aus-

*) Koprolithen nennt man die fossilen Thierexcremente. Diejenigen der Hyänen sind rundliche, ziemlich feste Körper, welche sich gut erhalten, da sie vorwaltend aus zermalmten Knochen bestehen; bekanntlich verschlucken die Hyänen beim Fressen sehr viele Knochen. In verschiedenen Höhlen, worin die vorweltlichen Hyänen gelebt haben, sind Anhäufungen von ihren Koprolithen gefunden worden.

gestorbener Säugethiere zusammen gefunden worden sind, und man daraus den Schluß ziehen muß, der Mensch habe gleichzeitig mit jenen Säugethieren gelebt. Es ist ungemein zu bedauern, daß wir über die ostrologische specielle Beschaffenheit dieser Menschenknochen von Lartet weiter nichts erfahren, als daß diese Menschen von einer kleinen Race gewesen sind. Die erhaltenen Schädelknochen werden hoffentlich noch von irgend einem kenntnißvollen Anatomen zur Ergänzung dieser Lücke untersucht und beschrieben werden. Lartet ist übrigens durch andere geologische Beobachtungen so genügend als genauer Forscher bekannt, daß man wohl volles Vertrauen in seine Beobachtungen setzen kann.

Wollte man mit schärfster Kritik versuchen, jenen Thatsachen eine den Schlußfolgerungen Lartet's entgegengesetzte Deutung zu geben, so wäre bei allgemeiner Auffassung etwa folgende Conjectur denkbar. Es wäre zu Aurignac aus sehr alter Zeit, der Bildungsepoche des Diluviums, eine mit Knochen vorweltlicher Thiere erfüllte Höhle vorhanden gewesen, auch habe sich vor dieser Höhle eine flache Oberfläche befunden, unter welcher die Knochen verschiedener urweltlicher Thiere mit den Koprolithen von Hyänen eingehüllt waren. Die Höhle wäre aber viel später von Menschen als Begräbnißstätte benutzt worden, diese Menschen des Steinzeitalters hätten während längerer Zeit vor dieser Höhle ihren Aufenthaltsort gehabt, mit Feuer ihre Speisen zubereitet, gegessen, auch größere Feuersteine zerschlagen und zu verschiedenen Geräthen, Messern und Schleudersteinen, verarbeitet, und auf diese Weise wären die verschiedenen Gegenstände von menschlicher Handarbeit im losen Boden unter die bereits in demselben befindlich gewesenen Knochen von vorweltlichen Thieren gekommen. An und für sich ist ein solches zufälliges Zusammentreffen von Verhältnissen aus verschiedenen Zeiten nicht sehr wahrscheinlich. Zu welchem Ende sollten aber jene Menschen die vorgefundenen Markröhrenknochen der pflanzenfressenden Säugethiere der Länge nach zerspalten haben? Eßbares Mark wäre in diesen uralten Knochen nicht mehr vorhanden gewesen; nur frische Knochen konnten zu diesem Zwecke benutzt werden. Eben so der Länge nach zerspalten finden sich die Markröhrenknochen in den dänischen Kjökkenmöddinger, welches anerkannte Anhäufungen von Ueberbleibseln der Speisen uralter Völkerschaften, wahrscheinlich der ältesten Bewohner von Dänemark, sind. In dem Aufsatze über die Cultur der ältesten Bewohner von Mitteleuropa, den ich im X. Bande dieser Zeitschrift niedergelegt habe, ist dieses S. 268 mit dem Zusatze erwähnt, daß das warme Mark der eben getödteten Thiere den Grönländern und Lappen noch eine große Delicatesse ist, und sie eine große Geschicklichkeit besitzen, das Mark des Rennthiers durch Zerspalten der Knochen bloßzulegen. Die ganze Schilderung des Fundes von Aurignac, sowie sie Lartet gibt, macht durchaus den Eindruck, daß nichts dort beobachtet worden ist, welches auf eine sehr verschiedenartige Einhüllung der dort gefundenen mannigfaltigen Gegenstände hindeutet. Wäre es der Fall gewesen, so würde Lartet als unbefangener Naturforscher solches gewiß besonders hervorgehoben haben.

Nimmt man daher an, die Thiere der sogenannten Diluvialfauna, Mammuthe, vorweltliche Rhinocerosse, Höhlenbären und Hyänen u. s. w. wären noch gleichzeitig mit dem Menschen lebend vorhanden gewesen, so wird auch die Grenze oder der sogenannte geognostische Horizont verwischt, welche nach der bisherigen systematischen Aufstellung der Geologen die Scheidung zwischen Diluvium und Alluvium bezeichneten. Das Vorkommen von Resten jener ausgestorbenen Säugethiere in den Schichten gab bisher das feste Kennzeichen für das Diluvium ab, die jüngern Bildungen aber, welche seit dem Dasein des Menschen auf der Erde entstanden sind, wurden Alluvium genannt. Diese Annahmen ließen sich also in der Folge nicht mehr beibehalten und andere wären an ihre Stelle zu setzen. Es ist indeß darauf für die praktische Geognosie kein bedeutender Werth zu legen, da am häufigsten gar keine Knochen in den Schichten vorhanden sind, und für alle diese Fälle mußte auch bisher die Grenze zwischen Diluvium und Alluvium unbestimmt bleiben, wie ich dieses schon in meinem frühern Aufsatze (Bd. VIII. dieser Zeitschrift, S. 616) erörtert habe.

Alles, was wir bis jetzt über das Alter des Menschengeschlechts kennen, beruht nur auf relativen Verhältnissen: wir können bloß mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß der Mensch schon ein Zeitgenosse des Mammuths und der übrigen mit ihm gleich-

zeitig bestandenen Fauna gewesen sei. In welche chronologisch näher bestimmte Epoche die älteste Zeit des Daseins des Menschen falle, wissen wir nicht. „Staunenswerth," sagt Quenstedt (Epochen der Natur, 1861. S. 788) „ist der Fund eines Scherbens (von Töpferarbeit), welcher bei Cairo aus 39 Fuß Tiefe im Nilschlamm erbohrt wurde. Da der große Strom in hundert Jahren nur 3 bis 4 Zoll ablagert, so müßte das Kunstproduct wenigstens 12,000 Jahre alt sein. Leicht jedoch kann an großen Flüssen durch besondere Strömung örtlich sich Schlamm anhäufen, der solche Rechnung nichtig macht." Mit Quenstedt halte daher auch ich den auf jene alleinstehende Thatsache gefußten Calcul so lange für werthlos, als nicht ähnliche Erscheinungen aufgefunden sein werden, welche die Kritik besser bestehen können.

Erwähnen will ich hier noch, daß man jüngst nahe daran war, das Menschengeschlecht noch älter zu machen, wie es als Zeitgenosse der sogenannten Diluvialthiere, Mammuthe, Höhlenbären u. s. w. wäre. Man hat nämlich in den Bohnerzniederlagen bei Salmendingen in der schwäbischen Alp, welche sehr viele Knochen und Zähne einer tertiären Fauna, der Paläotherienfauna, wie man sie nach den dabei vorkommenden ausgezeichneten fremdartigen Thierformen genannt hat, mit Mastodonknochen zuweilen vereinzelte Zähne von einer sehr großen Aehnlichkeit mit Menschenzähnen gefunden, welche auch von ausgezeichneten neuern Anatomen (Owen, Arnold, Luschka) so gedeutet wurden. Wären es wirklich Menschenzähne, so müßte unser Geschlecht viel älter sein, als das Mammuth, es würde schon mit der mitteltertiären Fauna zusammenfallen, denn jene Zähne bewähren genau dieselbe Fossilität, wie die sie begleitenden Zähne des Mastodon angustidens. Aber, so sagte schon früher Professor Quenstedt, „es variiren die Backenzähne der Menschen so sehr, daß über die Untrüglichkeit der Bestimmung noch Zweifel bleibt. Nach dem neuesten Ausspruche dieses Naturforschers (Epochen der Natur, 1861. S. 746) dürfte aber jetzt das Räthsel gelöst sein. Vollständige Unterkiefer mit denselben Zähnen fand Fontan bei St. Gaudens am Nordfuß der Pyrenäen, welche Lartet abgebildet hat. Dieselben sind von einem riesigen Affen, den man Dryopithecus Fontani benannt hat; es war ein Affe von der Größe der afrikanischen Chimpansen und der ostindischen Orang-Utangs. Bei dieser Veranlassung möge es hier erwähnt werden, daß Cuvier noch keinen fossilen Affen kannte, und jetzt nennt man schon eine Reihe fossiler Affenspecies. Aehnlich ist es auch mit der Erkenntniß des Alters des Menschengeschlechts ergangen, da Cuvier ebenfalls noch keine Idee davon hatte, daß die Existenz des Menschen mit derjenigen des Mammuths und seiner Genossen aus der Reihe der ausgestorbenen Säugethiere zusammenfallen könne, ihm waren fossile Menschenknochen noch gar nicht bekannt geworden.

Dem Naturforscher kann es nur wohl anstehen, wenn er seine Ueberzeugungen nach Maßgabe dessen modificirt, was die weitere Erfahrung ergeben hat. Die Erfahrung soll überhaupt allein die richtige Grundlage seiner positiven Wissenschaft bilden, nur auf sie darf er Schlüsse bauen, wenn sie nicht zum bloßen Spiele der Phantasie werden sollen.

Wie wir vernehmen, ist jetzt Lyell mit der Bearbeitung eines Werkes über das Alter des Menschengeschlechts beschäftigt. Um die Sache völlig auf's Klare zu bringen, hat er seit einigen Jahren besondere Reisen nach den classischen Fundstellen unternommen, und wir sehen seiner Arbeit mit Begierde entgegen, da grade Lyell ein eben so genauer Beobachter als scharf denkender Kopf ist, welches seine bisherigen werthvollen Werke reichlich genug bewiesen haben.

Die Golddiggings in Australien.

Nach L. K. Schmarda.

Nördlich von Bathurst liegen am Flusse Turon Goldgruben, die Turondiggings, die nach der pilzartig aufgeschossenen Township von Sofala auch Sofaladiggings heißen. Der Weg dahin geht einige Meilen durch die Ebenen von Bathurst, daher im Anfang durch Grasland, dazwischen sind hier und da eingefriedete Getreidefelder um die wenigen in der Fläche zerstreuten Häuser. Die Farbentöne sind ein fahles Gelb, das sehr wenig dem eines Arkadiens gleicht. Nach fünf bis sechs

Meilen wird der Boden wellenförmig, dann hügelig und der Wald beginnt zuerst mit einzelnen isolirten kleinern, dann mit größern schönen Baumgruppen. Der Wald sieht auch hier wie ein großer Park aus.

Zehn Meilen von Bathurst liegt die Township Peel, ein kleines Dorf. Weizen und Mais standen trotz der Trockenheit sehr gut auf den auch hier eingefriedigten Feldern. Man verwendet dazu rohe Balken oder dünnere Baumstämme, die senkrecht in Entfernungen von 6 bis 9 Fuß eingegraben sind und in welche jederseits drei Vertiefungen gebohrt sind zur Aufnahme der Querhölzer, die aus gespaltenen Eucalyptusstämmen gemacht werden. Das Ganze ist sehr roh, aber dauerhaft, fest und billig und gewährt einen hinreichenden Schutz gegen die Einfälle des ringsum frei weidenden Viehes. Ein kleiner trüber Bach gibt dem Orte sehr viel Werth; bei der Aussicht, die Diggings mit Mehl zu versorgen, wurde eine Dampfmühle gebaut, auf welche der ganze junge Ort berechnet ist.

In der Umgebung kommt selten noch ein Känguruh oder anderes Wild vor. Jenes so wie auch das Schnabelthier, das hier Watermole heißt und die beide einstens häufig gewesen sein sollen, werden gegenwärtig nur selten gesehen. Im Walde gibt es eine Menge Papageien, Kakadus und lachende Jackas (Dacelo); vom September bis April sind auch Tauben häufig. Hinter Peel wird die Straße einsamer und ist, wo sie in der Ebene fortgeht, nur durch die Räderspuren angedeutet; die Fuhrleute weichen jedoch häufig von diesen ab, denn der Wald ist so frei von Unterholz und die Bäume stehen so weit auseinander, daß ein Wagen mit vier Pferden bequem aller Orten fahren kann. Die Wirthshäuser werden seltener, die hier so wie in andern Theilen das hundertmal vorkommende stereotype Aushängeschild „Diggers home“ tragen. Glückliches Volk, das zu einer Heimath nur die Rumflasche braucht! In einer solchen Schatzgräberheimath wechselten wir die Pferde. Der Wirth klagte über den Verfall der Colonie, das heißt der Goldminen von Sofala, wenn man seine Metapher in schlichte Prosa übersetzt; er nähme gegenwärtig nur 14 bis 20 Schillinge im Tage ein, während in der ersten Zeit der Goldmanie die Einnahme sich auf 20 bis 30 Pfd. Strl. belief. Später überholten wir eine kleine Heerde und einige mit Provisionen beladene Karren und den Trooper, der eine um so häufigere Erscheinung wird, je näher man den Diggings kommt.

Achtzehn Meilen von Bathurst ist ein hoher langer Bergrücken mit ziemlich steiler Auffahrt. Die Straße ist noch sehr primitiv und ohne Hilfe eines Ingenieurs angelegt. Wiakna-Hill ist ein breiter Tafelberg oder eine Bergebene und besteht aus Grauwacke, welche von Quarzgängen, die zum Theil große Krystalle enthalten, durchbrochen ist. An seinen Abhängen ist die Vegetation mannigfaltiger, die Eucalypten sind mit Casuarinen und noch häufiger mit Acacien gemischt. Die Platte ist eine große dürre, aber ziemlich gut bewaldete Bergebene, auf welcher die Acacien den Hauptbestand bilden; sie werden in der Colonialsprache Wattle genannt und die Ebene heißt Wattleflat. Von dem Punkte, wo wir auf der Höhe anlangten, dehnen sich die provisorischen Ansiedlungen der Goldsucher vier Meilen weit aus. Die erste Behausung, die man sieht, war ein Zelt, vor dem Kinder mit einem großen Hunde spielten; eine Frau im höchsten Morgennegligee kam auf unsern Karren zugelaufen und gab dem Fuhrmann eine Banknote, die noch schmutziger war als sie, mit der Bitte, ihr ein Paar Schuhe und zwei Gläser zu kaufen. Er sagte ihr einige Galanterien, die etwas über die Grenze des Anständigen streiften, welche aber die Becomplimentirte lachend aufnahm. Zelte und Hütten aus Brettern oder aus Baumstämmen und Balken, die letztern oft nicht viel größer als eine Hundehütte, folgten dann rasch auf einander; dazwischen eine Schmiede, eine kleine Krämerbude und eine große Zahl von Wirthshäusern, meist mit zerschlagenen Fenstern. Auffallend sind überall die großen Hunde, die wahrscheinlich als die Privatsicherheitswache aller Besitzenden functioniren. Die vielen zerstreuten Wohnungen von den wunderlichsten Formen, mit den uralten Bäumen darüber, geben ein ganz eigenthümliches Bild.

Der Boden ist rings durchwühlt, Schutthügel wechseln mit runden oder viereckigen Gruben, meist von 2 bis 8 Fuß, einige selbst bis 50 Fuß Tiefe; hier und da wurde gearbeitet. Der goldführende Schutt wird ausgeworfen und auf großen Tragbahren entweder bergab getragen oder vom

Rande der Höhe auf einer Art Schlitten hinabgelassen. Wattleflat gehört zu den Drydiggings, denn es fehlt ihm Wasser; daher wird der Schutt eine bis drei Meilen weit von den Gruben zum Flusse hinabgeschafft und dort gewaschen. Die Beschwerden sind groß und diese Localität wurde damals nur spärlich bearbeitet. Die Straße war durch die vielen Schürfungen und Tagbaue wirklich gefährlich; aber der Wagenlenker kannte sein Terrain. Wir machten große Umwege, nicht allein dieser Schwierigkeiten wegen, sondern auch um bei allen größern Wirthshäusern vorüberzukommen, da diese die Krystallisationspunkte des Verkehrs und der Ansiedlung sind, an welchen der Kutscher eine Menge Privatgeschäfte auf eigene Rechnung führte. Hier hat er einen Brief oder ein Zeitungsblatt, dort einen Topf Butter oder ein Packet mit Zucker oder Thee abzugeben. Ueberall wird ihm etwas — natürlich zum Trinken — angeboten, welches er aus Höflichkeit nie verschmäht. Er beweist darin sehr viel Tact und Auswahl, da er aus Erfahrung weiß, welches die besten Getränke in den Häusern sind. Hier trinkt er ein Glas Branntwein mit Wasser, dort ein Glas Bier, in den folgenden Wein oder Branntwein ohne Wasser, denn, wie er schlau bemerkt, habe er seinen Durst bereits gelöscht und das viele Trinken, wobei mit Verschweigung des Namens nur das Wasser gemeint ist, könnte ihm leicht schädlich werden. Ich hatte schon zu viel vom australischen Leben gesehen, um mich darüber zu wundern, daß ein Gehirn noch functioniren könne, wenn es unter so bedeutendem geistigen Druck liegt. Er thut nicht nur seine Pflichten als Fuhrmann, sondern erfüllt nebenbei auch die eines Rathgebers und Politikers. Er kennt Alle und Alle kennen ihn, er ist der Favorit von Wattleflat. Halloh, Old Jimmi, hört man nah und fern unter den Bäumen rufen und für Jeden hat er ein Wort und für die begünstigten Kunden irgend eine specielle Neuigkeit.

An dem Abhang eines Hügels geht es dann wieder bergab; die Vegetation wird ärmlicher. Unten ist ein enges Thal, durch welches der kleine Fluß Turon fließt. Eine lange Gasse ärmlicher Holzhütten und Zelte liegt vor uns, es ist die Township Sofala. Rechts und links den Fluß entlang stehen bald zerstreut, bald dichter gedrängt die Leinwandbehausungen der Schatzgräber. Neben den größern Gruppen der leicht beweglichen Zelte steht gewöhnlich ein Bretterhaus, es ist immer wieder das Wirthshaus als Centrum des abenteuerlichen Lebens, das hier geführt wird.

Der Kern des Ganzen, die eigentliche Stadt, erinnerte mich durch seinen Schmutz und die Masse von Kehricht an egyptische Dörfer; nur ist er hier verschieden, da er vorwaltend aus zerbrochenen Flaschen, Sardinenbüchsen, Töpfen, in denen einst eingesottene Früchte oder Pickels sich befanden, zerrissener und unbeschreiblich schmutziger Leibwäsche, alten Stiefeln, Fragmenten von Kleidungsstücken u. dgl. zusammengesetzt ist. Die Häuser sind alle elend, die besten bestehen aus Brettern und gleichen denen, welche wegen der leichten Zerlegbarkeit schon fertig aus Europa oder Nordamerika eingeführt werden. Einige sind aus rohen oder gespaltenen Baumstämmen gebaut, andere aus wenigen Pfosten, zwischen denen Reisig geflochten ist, dessen Wände mit Erde oder Schlamm verklebt sind; von andern sind nur die Gerüste da, über welche Leinwand genagelt ist. Die meisten Häuser sind mit Baumrinde gedeckt. Die Schornsteine bieten die größte Mannigfaltigkeit; alte Fässer, Holz- oder Blechkisten, im besten Fall vier zusammengenagelte Bretter bilden den Canal, durch welchen der Rauch abzieht. Einige Häuser aus Weatherboards mit gemauerten Kaminen bilden die Mansions des Ortes, es sind die vorzüglichsten Wirthshäuser. Das Postamt ist in einer kleinen Holzhütte, dessen eine Hälfte das Bureau, die andere die Privatwohnung des Postmeisters, der nebenbei auch ausübender Arzt ist, enthält. Ein anderer Arzt, der zugleich Apotheker ist, wohnt in einem großen Leinwandzelt. Die Zahl der Bevölkerung hat nie jene großen Ziffern erreicht, wie in Ballarat, Mount-Alexander und an andern Orten in Victoria; selbst zur Zeit der Blüthe, als ein großer Theil der Bevölkerung Sidney's vom Goldfieber befallen wurde und eine Menge Leute aus allen Schichten der Bevölkerung, sogar Kaufleute und Regierungsbeamte, aufbrachen, die Comptoirs verließen oder auf lucrative Besoldungen resignirten, von der Hoffnung getragen, in der unerwarteten Lotterie ein großes Loos zu ziehen, war die Bevölkerung

nicht über 9000. Victoria hat Viele hinübergelockt. Mancher ist reuig nach monatelanger harter Arbeit nach Sidney zurückgekehrt und der neue Zuzug ist nur gering. Die Bevölkerung war stets fluctuirend und die Meisten blieben nur einen bis drei Monate; die an harte Arbeit nicht Gewöhnten, welche durch die seltene Auffindung großer Nuggets (Goldgeschiebe), die man an der Oberfläche nur zusammenzuscharren oder mit dem Messer auszustechen braucht, gelockt wurden, gingen in der Regel schon nach einigen Tagen enttäuscht oder durch die harte Arbeit erschreckt zurück.

Die Ausbeute des edeln Metalls war in Victoria vom ersten Anfang an viel größer, die am Turon ist bedeutend gesunken. 1 Pfd. Strl. täglicher Ertrag wurde schon als eine sehr gute Ausbeute betrachtet, aber der durchschnittliche Gewinn ist nicht über 10 Schilling. Viele arbeiten um Tagelohn, 60 bis 70 Schilling die Woche. Zwei Amerikaner waren mit Maschinen angekommen, um den goldführenden Quarz zu zerkleinern und das Gold durch Amalgamation auszuscheiden. Sie beschäftigten fünfzig Leute, welche sie nach dem Cubikfuß des ausgebeuteten Quarzes bezahlten. Andere überarbeiteten alte Haufen des vorigen Jahres, wie Commentatoren alte Schriftsteller und machten dabei keine glänzenden, aber immer noch einträgliche Geschäfte. Viele sind jedoch am Ende gezwungen, oft nach mehrwöchentlichen Versuchen um Tagelohn, der wegen des bescheidenen Durchschnittserträgnisses der Diggins nicht glänzend und keinenfalls höher als in Sidney war, in andern Geschäften zu arbeiten. Dienstleute und Arbeiter, welche Kost und Wohnung erhalten, verdienten nicht mehr als 1 bis 2 Pfd. Strl. in der Woche. Der Tagelohn war nicht höher, die Provisionen dagegen bedeutend theurer als in Sidney, da das Meiste zugeführt wurde. Der Transport für eine Gewichtstonne (20 Centner) kam, bei 150 Meilen Entfernung, auf 20 bis 25 Pfd. Strl. zu stehen. Jede Flasche Getränk wurde ungefähr um 1 Schilling durch Fuhrlohn allein vertheuert; 1 Centner Mehl kostete 50 Schilling; Fleisch war dagegen billig, denn es sind viele Schäfereien (Sheepruns) in der Nähe und die Squatters haben in den letzten Jahren für den Entgang der Wolle — da sie nicht einmal Leute genug zum Scheeren finden konnten — eine Entschädigung in den höhern Fleischpreisen gefunden. Das Pfund Hammelfleisch kostete 4 Pence (3 Silbergroschen 2 Pfennig).

Die Goldwäschereien am Flusse ziehen sich ungefähr vierzehn Meilen in dem Thale, das sich stellenweise zur Schlucht verengt, weit hin. Die ergiebigsten sind gegenwärtig im Bette des Flusses, der aber wegen seiner geringen Wassermenge diesen Namen kaum verdient. Die Lagerstätten sind Goldseifen; auf ihnen kommt das Gold theils in kleinen, mehr oder weniger abgerundeten Stücken, die in Australien allgemein Nuggets heißen, allein vor, theils adhärirt es noch an Quarzstücken und Quarzgeschieben; die Ufer des Baches und sein Grund sind am reichsten. Die Nuggets werden nicht selten, auch an der Oberfläche oft nur wenige Zoll tief, manchmal in kleinen Mulden oder selbst zwischen den Wurzeln der Bäume angeschwemmt gefunden. Oefter sind große Mengen in wenigen Stunden gesammelt worden, aber das Suchen derselben ist das größte Hazardspiel, da es dafür nicht die geringsten Anhaltspunkte gibt. So wie die Diggers am Wattleflat über die große Trockenheit, so klagen die am Flusse, obwohl die Octoberregen nur schwach waren, noch immer über zu viel Wasser, das ihre Arbeiten erschwert. Das goldhaltende Gerölle wird von den Ufern mit Spaten und Schaufel losgebrochen oder aus dem Bette des Flusses geschaufelt, wobei die Arbeiter in dicken Wasserstiefeln oft bis über die Waden im Wasser stehen. Der Schutt wird dann auf die Cradle geworfen; diese besteht aus einer muldenförmigen Vorrichtung mit geneigtem Boden, über welchem ein Sieb sich befindet, durch welches nur Sand und Schlammtheile durchgehen. Darauf wird der Schutt geworfen und unter fortwährendem Schütteln des einfachen Apparates Wasser darüber gegossen. Sind die feinen Theile mit dem Wasser abgegangen, so wird der Rückstand untersucht. Die Arbeiter, welche bis dahin ruhig waren, kommen in diesem Augenblick in eine vorübergehende Aufregung, die entweder der Freude oder der Enttäuschung Platz macht. Gewöhnlich arbeiten die Leute in Partien von drei bis vier, manchmal bis acht, zur Theilung der Arbeit. Man sieht aber auch einige größere Gesellschaften, welche den Long Tom, das heißt eine

Art langen Trog benutzen und mit höherm Gewinn arbeiten. Einen einzigen sah Schmarda isolirt arbeiten als Gräber und Wäscher, der ein altes Küchensieb hatte, auf welchem er den Schutt wusch.

Die Arbeiten beginnen früh Morgens und werden häufig bis zum Einbruch der Nacht fortgesetzt, mit kurzen Unterbrechungen für die Mahlzeiten, welche sich die Leute selbst bereiten. Es ist jene einfache, aber kräftige Kost, welche allgemein in Australien von Jenen genossen wird, die entfernt von der Gesellschaft auf ihre eigenen Hilfsmittel und Kochkünste beschränkt sind, nämlich meist grüner und stark infundirter Thee, auf dem Rost oder den Kohlen gebratenes Hammelfleisch und Damper. Dieser vertritt die Stelle des Brotes und wird für jede Mahlzeit schnell bereitet, indem Mehl mit Wasser zu einem Teig gemacht, geknetet und, in Fladen gedrückt, in der heißen Asche gebacken wird. Dieses ungesäuerte Brot ist nicht nur in den Diggings, sondern auch auf den Schäfereien, besonders den Außenstationen das gewöhnliche. Nur raffinirte Leute suchen sich, wenn sie von Städten entfernt sind, ein scheinbar besseres Surrogat des gegohrenen Brotes dadurch zu verschaffen, daß sie Soda mit dem Mehle mischen und dieses mit Wasser, in welches etwas Salzsäure gegossen wird, zu einem Teig anmachen; durch die sich entwickelnde Kohlensäure wird der Teig blasig und locker, ohne daß sich die eigentlichen Producte der Brotgährung, nämlich die Umwandlung eines Theils des Stärkemehls in Zucker und die aus diesem hervorgehende Alkoholbildung einstellen und dem Brote den guten Geschmack und die leichte Verdaulichkeit geben. Eine andere Art, die Brotgährung zu substituiren, ist der Salmiak, der beim Backen verflüchtigt und gleichfalls durch Blasenbildung den Teig porös macht, dem Brot oder Backwerk aber oft den unangenehmen ammoniakalischen Geruch und Geschmack mittheilt. Endlich wird auch noch Zucker und Hopfen, mit Wasser angerührt, als eine extemporirte Hefe verwendet. Der Digger und Schäfer bleiben jedoch beim Damper.

Die Bereitung dieser billigen, kräftigen und gesunden Mahlzeit nimmt natürlich nur kurze Zeit in Anspruch; Wasser und Branntwein macht den Beschluß, denn diese Mischung betrachten Alle als ein nothwendiges Existenzmittel wie die Luft, welche sie athmen, und wie in dieser der indifferente Stickstoff nur das Verdünnungsmittel ist, so ist in jener der Branntwein der Sauerstoff des Getränks; sie trachten daher, von dieser Aqua vitae möglichst große Dosen zu consumiren. Zur ersten Zeit der Diggings wurde die Flasche Branntwein oft mit 1 Pfd. Strl. bezahlt und in Sidney wurde ein Kaufmann, der grade eine Ladung Spirituosen erhalten hatte, ein reicher Mann, noch ehe er sie ausgeschifft hatte.

Fast alle Digger lebten in kleinen Zelten, den gehobenen Schatz des Nachts unter dem Kopfe und den Revolver und das lange Messer (Bowie knife) zur Seite, jeden Augenblick bereit, das Eigenthum zu vertheidigen. Der Gesundheitszustand war vortrefflich. Die wenigen häufigern Krankheiten sind: Augenentzündungen, in Folge des Einflusses des grellen Sonnenlichtes, Rheumatismus, seltener Dysenterie in Folge der großen Temperaturwechsel und der starken Wärmestrahlung des Nachts, denn die Meisten besitzen nicht mehr als eine oder zwei grobe Wolldecken. Besonders die neuen Ankömmlinge sind schlecht versorgt, da die Mehrzahl das kleine Capital für die erste Ausstattung nicht hat; denn eine Partie von vier Mann braucht 25 bis 30 Pfd. Strl. für den Ankauf eines Zeltes, der Geräthschaften zum Graben und Waschen des Goldes, für Decken, Kochgeschirre und Provisionen für die erste Zeit.

Im Ganzen herrschte eine gedrückte Stimmung; es war nicht jene lärmende Fröhlichkeit, die man erwartet, und es wurde selbst wenig gespielt; die Spieler von Profession hatten wie die Ratten ein sinkendes Schiff Sofala verlassen und sind nach solchen Orten gezogen, wo sie ein reicheres Feld finden. Dagegen herrscht auch mehr Ordnung; Streit und blutige Auftritte sind selten und bei Schmarda's Anwesenheit war schon ein Prediger dort. Man hat Versuche gemacht, Mäßigkeitsvereine zu gründen, was aber nicht gelang, da alle Wirthe dagegen conspirirten. Diese sind auch hier derjenige Theil der Diggingsbevölkerung, welche die besten Geschäfte machen, da sie in der Regel mit 200 bis 300 Procent Gewinn verkaufen. Alle übrigen Geschäfte waren sehr herabgekommen und die meisten Artikel, Kleidungsstücke, Wolldecken, Spaten und dergleichen sind

statt der ehemaligen hohen Preise, wo z. B. ein Paar Stiefel für 6 bis 8 Pfd. Strl. verkauft wurde, jetzt billig zu haben.

Nur wenige Menschen sind so große Philosophen, daß ihnen der Besitz der Erdengüter gleichgiltig ist, aber in den meisten steigert sich der Wunsch nach diesen oder ihren Werthzeichen bis zur Habsucht, um sich die Mittel zu neuem oder verfeinertem Lebensgenuß zu erringen. Diese Mittel sich leicht, schnell und reichlich zu verschaffen, war es, was von jeher die menschliche Phantasie entzündete, und Goldmacherei und Schatzgräberei gehörten seit den ältesten Zeiten zu den Lieblingsideen der Menschheit. Wie die Entdeckung von Amerika und die ersten Berichte von dem Goldreichthum seiner Länder den Durst nach edeln Metallen geweckt, Tausende durch alle Gefahren hinübergeführt hat, um dort Schätze zu suchen, und wie ein Zauberspruch die bösen Geister, die im Herzen schliefen, erweckt und entfesselt hat, so hat im Anfang des letzten Jahrzehnts die Kunde von dem plötzlich gefundenen goldenen Hort in Californien und Australien Tausende nach diesen Gegenden gezogen. Aber die neuen Goldländer, von der angelsächsischen Race bereits in Besitz genommen, sind nicht der Schauplatz jener beklagenswerthen Greuel geworden, welche die Indianerstaaten und ihre Bevölkerung zu Grunde richteten, sondern haben die Impulse gegeben zu einem raschen Aufblühen der Colonien und zur Entwicklung einer großen mercantilen Bewegung im Mutterlande, das nach den neuen Hafenplätzen mehr ausgeführt als nach vielen seiner belebtesten Exportländer der alten Welt. Dies hat wieder eine Steigerung der industriellen Production zur Folge gehabt und die Aussicht auf vermehrten Wohlstand. Ungeheure Goldmengen kamen zum Theil als Rimessen, zum Theil als verfügbares Capital nach Nordamerika und England und boten so auf der andern Seite durch die Vermehrung aller Fonds die Mittel, die Industrie zu vergrößern, ohne daß die von Schwarzsehern prophezeite Entwerthung des einen Werthzeichens, des Goldes, oder ein Steigen des andern, des Silbers, eingetreten wäre.

Weit weniger glänzend haben sich in der Mehrzahl der Fälle die Aussichten der Abenteurer, die das goldene Vließ zu holen kamen, realisirt. Der Bergbau ist an und für sich durch die oft nothwendigen großen Anlagecapitalien und die Unsicherheit des Erträgnisses mehr ein Hazardspiel als die übrige Industrie; das Goldsuchen ist aber eine Lotterie, in der es wenige große Treffer gibt, und der Digger, der kommt, den Schatz zu heben, setzt oft mehr zu als er erhält. Das Leben des Diggers ist neben der beständigen Aufregung, die jener des Spielers gleicht, noch mit unendlich vielen Mühseligkeiten des Bivouaklebens, Entbehrungen und harter Arbeit verbunden, kann daher von Niemandem, der nicht von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt ist, für längere Zeit ertragen werden und Mancher wird damit den Grund zu spätern jahrelangen Leiden legen. Rechnen wir dazu noch die Gefahren, denen der moralische Charakter des Menschen durch die unabweisliche Berührung mit schlechten, zweideutigen und ihm oft feindlich entgegenstehenden Menschen, das üble Beispiel und die Neigung zur Extravaganz mit Weibern, zu Spiel, Trunk, Duell und Gewaltthat ausgesetzt wird, so müssen wir das Treiben an den Diggings als eine harte und gefährliche Schule des Lebens betrachten.

Illustrirter Katalog der Londoner Industrieausstellung von 1862. Leipzig, F. A. Brockhaus. Ein Katalog über die große Vereinigung von Producten der gegenwärtigen Industrie erscheint auf den ersten Blick wie ein etwas trockenes Werk; die vorliegenden Lieferungen zeigen jedoch, daß wir es hier mit etwas Anderem zu thun haben. Es wird uns darin eine Auswahl von trefflichen Abbildungen solcher Gegenstände geboten, bei welchen die ästhetische Seite der industriellen Thätigkeit vorzugsweise hervortritt. Die Tendenz der Geschmacksbildung verleiht dem Ganzen eine höhere Bedeutung und wir finden in dem von Dr. W. Hamm bearbeiteten Texte dieselbe Richtung wieder, welche Jakob Falke vor einiger Zeit in den Monatsheften durch seine treffliche Abhandlung „Die Kunst im Haus und im Gewerbe“ vertrat. Das Werk soll in 8 bis 10 Lieferungen vollständig sein und wird nicht verfehlen, bei der Trefflichkeit der Holzschnitte und der erwähnten Tüchtigkeit des Textes vielfache Verbreitung zu finden.



Die Leute aus dem Walde,

ihre Sterne, Wege und Schicksale.

Ein Roman von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

Dreizehntes Capitel.

Blick über die Dächer. Veränderte Aussichten und Ansichten.

Die verehrlichen Leser werden gebeten, sich den Erzähler vorzustellen, wie er steht, seine Historie gleich einer Frucht in der Hand hält, wie er mit bedenklicher Miene sich abmüht, den Kern aus der Schale zu lösen und sehr in Sorgen ist über die inhaltvolle Frage: was wird man dazu sagen?

Da gibt es Leute, die haben sehr scharfe Zähne und gebrauchen sie mit Lust, und Leute gibt's, welche gar keine Zähne haben. Wieder gibt es Leute, welche sehr leicht „lange" Zähne bekommen und Leute, welche an hohlen leiden. Zähne „wie Perlen" sollen ziemlich selten geworden sein in der Welt, und falsche Zähne sollen im Ueberfluß vorhanden sein. Letzteres behaupten die bösen Zungen, und das kann dem Erzähler in einer Hinsicht angenehm sein; denn es bringt ihn auf diese nützlichen Glieder selber. O was für Zungen es in der Welt gibt! Spitze, scharfe, stumpfe, laute, leise, süße, bittere, silberne, biedere, giftige, wohlmeinende, falsche, ehrliche, glatte: — und für so viele und vielgeartete Zungen nur Eine Frucht!

Das Amt eines Geschichtenerzählers ist viel schwerer, als sich die Leute meistens vorstellen, und am Ende kann der Beste nicht mehr thun, als seinen Apfel schälen und sprechen: Da, nehmt, oder laßt's bleiben. Kern oder Schale, wie es Euch beliebt. Haltet Euch lobend an das Eine, oder tadelnd an das Andere; oder lobt und tadelt Beides, oder Keines von Beiden. Unsereiner muß auch in manchen sauern Apfel beißen, und Ihr Leute, die Ihr Euch über irgend ein Buch ärgert, wißt gar nicht, wie glücklich Ihr seid, daß Ihr es nicht zu schreiben brauchtet. Aber — „Seht nach den Sternen, seht nach Euern Sternen!" sagte der alte Sterngucker auf seinem hohen Giebel, wenn die Leute, welche das Glück hatten, ihn zu kennen, vor irgend einer harten Nuß des Lebens sich scheuten, vor irgend einem steilen Berge, über welchen ihr Weg führte, zaudernd und bedenklich standen.

„Sieh nach den Sternen, Knabe!" sprach er auch zu Robert Wolf, als der Polizeischreiber Fiebiger den Knaben zu dem wunderlichen Greise führte, und dieser dem jungen Landsmann aus Poppenhagen lange in die Augen geschaut hatte. Die beiden Herren schickten dann den Knaben nach Hause, und der Schreiber fragte seinen Freund:

„Nun, Heinrich, was hast Du in diesem Gesichte gelesen?"

„Es ist ein gutes Gesicht," lautete die

Antwort. „Intelligente Stirn und Augen, ziemlich charaktervolle Nase, etwas zuviel Weichheit um den Mund — Alles in Allem aber ein befriedigendes Gesicht! Ich will Dir helfen, den Jungen zu erziehen, Fritz.“

„Dank Dir, — sit saluti!“ sagte der Schreiber, den Seufzer, womit der Gelehrte seine letzten Worte begleitete, gern überhörend.

Dieses Gespräch fand am frühen Morgen des Montags statt, und man sah bald darauf den Polizeischreiber im kurzen Trabe durch die Gassen seinem Büreau zueilen. Der Abend erst fand die drei Alten aus dem Winzelwalde bei dem Astronomen zusammen, und jetzt wurde Robert Wolf auch dem Freifräulein von Poppen vorgestellt. Die ganze Stadt hatte von dem Entweichen Eva Dornbluth's und dem Verschwinden des jungen, reichen, interessanten Amerikaners gehört; Bescheid darum wußten aber nur diese Vier. Das Himmelsgewölbe war auch heute durch Wolken verhangen, und kein Stern sichtbar. So saßen denn die Alten wiederum in den hochlehnigen Sesseln um den Eichentisch, und Robert Wolf lauschte staunend im Winkel. Er vernahm das dumpfe Brausen der großen Stadt fast wie das Brausen seines Heimathswaldes; aber solche Stimmen, solche Worte hatte er im Walde nicht vernommen. Noch lange Zeit mußte es dauern, ehe der Knabe vollständig begriff, wer diese Lehrer waren, was sie ihm waren. Noch hielt auch die krankhafte Abspannung aller Körper- und Geisteskräfte bei ihm an, und ließ ihn auch an diesem Abend in dem Halbschlummer äußerster Erschöpfung, in welcher man das Wort der Redenden nur unbestimmt, wie aus weiter Ferne vernimmt, versinken. Einmal fühlte er, wie Jemand sich über ihn beugte und sagte: „Er schläft!“

Dann schlief er wirklich, und Ulex sagte:

„Da haben wir, die Entsagenden, nun diesen Jungen im Winkel! Wir haben ihn aufgenommen in unsere Mitte und mit ihm vielleicht viel Unruhe und Sorge, jedenfalls aber eine schwere Verantwortlichkeit. Was sollen wir mit ihm anfangen? Was können die Entsagenden dem Knaben, der noch an der Schwelle des Lebens steht, geben? Dürfen wir ihm das Dasein zeigen, wie wir Grauköpfe es auffassen? Der Spruch der Karthäuser: In Schweigen und Hoffen soll Eure Stärke sein, ist wohl gut für die Einen; aber Fiebiger mag Recht haben, wenn er meint, es sei ein Verrath an der Welt, ihn Jemand aufzudringen. Haben wir nicht selbst an uns erfahren, wie die Weisheit der Einsamkeit von selber kommt, gleich einer Erleuchtung, gleich einer Offenbarung!“

„Es ist immer schlimm, einen jungen Geist herabzudrücken,“ sprach das Freifräulein. „Wir dürfen es in keiner Weise thun; die Entsagung wird auch schon früh genug von selbst kommen.“

„Sie trägt schwere Nagelschuhe,“ meinte der Schreiber, welcher gar nicht entsagend aussah. „Ihr Schritt ist weither hörbar. Es ist sogar unsere Pflicht, der heranmarschierenden — wollt' ich sagen, der nahenden Göttin den heitern Schild des lebendigen Lebens entgegenzuhalten und unsern Schützling dort in der Ecke damit zu decken, bis er selbst den Schild halten und tragen kann. Es steht dann in seinem Belieben, ihn niederzulegen, wann er will; eine polizeiliche Erlaubniß ist nicht nöthig dazu.“ —

So war nun der große Umschwung in dem Leben Robert Wolf's eingetreten; aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Schützling der drei Alten am Morgen, beim Erwachen, auf der Stelle sich klar war, wo er sich befand, und was mit ihm vorgegangen war. In der ersten Zeit seines Lebens in der Stadt erwachte er gewöhnlich aus einem unruhigen Schlummer, in welchem ihm der Traum die Bilder und Scenen des Daseins, das hinter ihm lag, magisch vorgaukelte, bald treu copirend, bald wild und phantastisch durcheinanderwerfend und verwirrend. Da glaubte er den Wald und den Dorfbach vor seinem Fenster rauschen zu hören, den Pastor Tanne sah er mit dem Spitz Fidel den Morgengang durch den bethaueten Garten und um das eben erwachende Dorf machen. Er hörte das dumpfe Gebrüll des Viehs, das sich aus den Ställen nach der grünen Weide sehnte. Im goldenen Glanz des Sonnenaufgangs leuchteten die Berge, und in den Sonnenaufgang hinein klang eine klare, liebliche, volle Stimme, und eine lichte Gestalt glitt durch den grünen Grasgarten, unter den blüthenvollen Kirschenbäumen umher. Eva Dornbluth bog die thauperlenden Blüthenzweige nieder und schüttelte sie, daß die

funkelnden Tropfen wie Diamantenschauer ihr über die schwarzen Locken rollten. Vor Lust zitterten die Zweige, und jeder Baum winkte dem schönen Mädchen, ihr seinen blitzenden Schmuck darbietend. Nun trat der Kuhhirt des Dorfes an die Gartenhecke, setzte das Horn an den Mund, und der unruhige Schläfer in der Musikantengasse erwachte, weil er das gewohnte Getön — nicht vernahm.

Ein anderer Traum brachte andere Bilder. Da spielte die Abendsonne im Studirstübchen des Pfarrhauses über die Bücherbretter; es hatte sich eine Wespe in das Gemach verloren und füllte es mit dumpfem Gesumm. Am Tisch des Pfarrers saß Robert Wolf und folgte dem Thier mit den Augen hierhin und dahin, wie es seinen Flug nahm. Er mußte ihm folgen mit peinlichster Aufmerksamkeit; er durfte den Blick nicht abwenden von dem Thier; — hierhin, dahin schoß es, jetzt in das Dunkel der Winkel und Ecken, jetzt flimmernd in den Strahl der Abendsonne. Es war eine qualvolle Jagd, und das Summen ward immer lauter und dröhnender; immer mehr vergrößerte sich das fliegende Insect und nahm allerlei Gestalten an, ewig wechselnde. Unheimlich und häßlich waren diese Gestalten, so lange das Thier im Dunkel flog, lieblich und leuchtend, wenn es durch den Sonnenstrahl schoß, welcher in das Fenster fiel. Ein menschliches Haupt trug es, — bald unbeschreiblich schön, wie das Eva Dornbluth's, bald über alle Maßen fratzenhaft. In immer engeren Kreisen umzog es den Wolf vom Eulenbruch, das Sausen seiner Flügel klang wie der lauteste Sturmwind; der angstgepeinigte Träumer erwachte nur, wenn er im Augenblick der höchsten Bedrängung das vor ihm liegende Lexikon des Pastors Tanne nach dem gespenstischen Thier warf.

Aufrichtete sich Robert Wolf auf seinem Lager und sah sich verstört in der fremden Umgebung um. Verschwunden war der Traum von der Heimath mit allen Einzelheiten. Der alte, greise, gute Pastor war fortgegangen, fort aus dem blühenden Pfarrgarten, aus dem erwachenden Walddorfe; er hatte die lange Pfeife in den Winkel neben seinem Schreibtische gestellt; so früh am Morgen war er wieder schlafen gegangen — schlafen gegangen auf dem kleinen bebuschten, grünen, hügeligen Plätzchen neben der Kirche. Unter den andern Hügeln und schwarzen Kreuzen war das letzte Bett des Pastors Tanne gemacht, und mit goldenen Buchstaben verkündete eine Tafel des trefflichen Alten Namen, Geburtstag und Todesstunde. Der weiße Spitz war toll geworden und erschossen in der Dorfgasse; — die schöne wilde Mädchengestalt lehnte nicht mehr unter dem Eschenbaum an der Hecke; Eva Dornbluth's Stimme erklang nicht mehr in dem sonnigen Grasgarten hinter den blühenden Bäumen, hinter den Stachelbeerbüschen. Die Thautropfen hatten sich in Diamanten verwandelt, verloren hatte sich Eva Dornbluth in dem großen Walde, in der schrecklichen, geheimnißvollen Ferne und Fremde. Aber auch das summende geflügelte Thier, die Wespe, war verschwunden mit dem Erwachen. Robert Wolf rieb die Augen und warf einen Blick auf die grauen Brandmauern vor seinem Fenster; auf die schmutzigen, regennassen oder beschneiten Dächer, die qualmenden Schornsteine und Kaminröhren, welche den Dunst vermehrten und sich in ihm, in der Ferne, schattenhaft verloren. Der Qualm der Steinkohlen, der verschiedenartigen Gase füllte die Brust des Knaben, wenn er das verquollene Fenster mit Mühe geöffnet hatte, und unter dem grauen Schleier rauschte und knarrte, pochte und kreischte und rollte das große Leben der Stadt, so fremd, so beängstigend, so erdrückend, daß Robert unwillkürlich nach der Kehle griff, gleich einem Erstickenden. Nun richtete sich aber sein Blick auf einen von den vielen Giebeln, und von dort her kam ihm der erste Trost, der erste Anhalt in dieser schwindelerregenden fremden Welt. In jenem Giebel schlief Ulex, der Sternseher, seinen langen Morgenschlaf nach ernst durchwachter Nacht. Und ein noch höheres Gefühl von Sicherheit und Dankbarkeit regte sich in der Brust des Knaben, wenn nebenan im Gemache der alte Beschützer Friedrich Fiebiger sich rührte, hustete, grunzte und nieste und ein großes Wassergeplätscher machte. Es verklang der Schmerz, den die Nacht noch immer wachrief in dem neuen Leben, welches jeder neue Tag brachte.

Jetzt erschien Ludwig Tellering trotz der Kälte in Hemdsärmeln vor der Thür der Hofwohnung und rief dem Knaben einen fröhlichen Morgengruß herauf. Hell klang

hinter den dunkeln Fenstern Louise Tellering's hübsche Stimme, und der Hammer des Alten begleitete das Lied ganz tactmäßig. Mit der Tischlerfamilie stand Robert bald auf sehr freundschaftlichem Fuße. Er besaß eine natürliche Anlage für das Schreinerhandwerk, handthierte gern mit Hobel und Säge, und Fiebiger legte dem nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern begünstigte es sogar sehr; denn er wußte recht gut, welch eine treffliche Panacee körperliche Arbeit und Anstrengung gegen alle Seelenkrankheiten sei. Manchen guten Handgriff lernte Robert Wolf von Ludwig Tellering, und große Fortschritte machte Letzterer mit Hilfe Robert's in der Geographie von Europa und Amerika.

Aber es wohnten noch andere Leute in dem Hause Nummer Zwölf in der Musikantengasse. Da erwachte der Hausherr, der beschauliche Herr Mäuseler; seinen Dompfaffen fütterte er, das Bildniß seiner Seligen stäubte er mit dem Federwedel ab, und in Filzpantoffeln durchschlurfte er das Haus, überall auf den Treppenabsätzen sein dummes breites Gesicht zeigend. Fräulein Aurora Pogge machte an dem jungen Tage mit den Rosenfingern den ersten Angriff auf die Augen ihrer Magd Hulda; die vornehme Angorakatze machte den ersten Buckel und zeigte sich unzufrieden mit dem Frühstück. Im Atelier des Monsieur Alphonse Stibbe regte es sich; der Lehrling erhielt seine erste Ohrfeige von dem Maitre, und seine ersten Fußtritte von den Herren Gehilfen. Sein Geheul klang melodisch in den Morgentraum Fräulein Angelika's. Am längsten schliefen im Hause Nummer Zwölf der Musikantengasse jedenfalls Angelika Stibbe, die holdanlächelnde Jungfrau, und Herr Julius Schminkert der treffliche, biedere und bescheidene Jüngling. Die Welt verlor dadurch nichts, und so mochten sie schlafen, so lange sie wollten; wenn Julius dann mit heiserer Stimme den Morgen ansang und kläglich sein Geborensein und Dasein bejammerte, so kümmerte sich die Welt auch nicht im Mindesten darum.

Aus dichten Rauchwolken hervor gab Fiebiger, der Mann der Polizei, seinem Schützling Anleitung zur Bereitung des trefflichen Kaffees und andere gute und nützliche Lehren. Immer tiefer weihte er ihn in die Geheimnisse seines Lebensgrundsatzes: Gib Acht auf die Gassen, ein; im Gegensatz oder vielmehr zur Ergänzung des Axioms des alten Ulex: Sieh nach den Sternen.

So lange der Polizeischreiber und Robert Wolf zusammen waren, war von Büchern nicht die Rede. In die Musikantengasse hinab, nach den gegenüberliegenden Häusern blickten die Beiden, und der Mann der öffentlichen Sicherheit wußte von Amtswegen von manchen Dingen Bescheid, die andern Menschen verborgen blieben; Individuen und Verhältnisse sah er mit scharfen Augen, und manche Maske, unter welcher sich der Träger oder die Trägerin sehr sicher und behaglich fühlten, fiel vor dem Blicke des Polizeischreibers. So konnte er in dem Gewühl, welches bunt vor den Augen Robert Wolf's vorüberzog, andeuten, aussondern und zusammenfassen, und, wie kein Anderer, dem Jüngling ein Bild des Lebens, wie es ist, geben. Da schwand mancher Glanz, welcher den Unerfahrenen wohl blenden konnte; da fing aber auch das Dunkle an, zu leuchten und einen hellen Schein zu geben. Das Eine verlor, das Andere gewann; Gegensätze glichen sich aus; was durch unendliche Fernen für immer getrennt schien, griff ineinander zu Gutem oder Bösem; der Mann in Purpur und köstlicher Leinwand mußte nach der harten, mit Schwielen bedeckten Hand greifen, um sich aufrecht zu erhalten im Gewühl. Die Räder des eleganten Wagens, der in weichen seidenen Kissen die schöne vornehme Dame trug, drehten sich lange nicht schnell genug, um den Schmerz, den Kummer, die herzzerfressende Sorge hinter sich zu lassen. Je mehr das Menschenkind von den beglückenden Schleiern Fortuna's umhüllt erschien, desto dunklere Hände griffen von allen Seiten nach den schützenden Hüllen, um sie herabzureißen und die arme Seele, nackt, frierend und zitternd in das allgemeine Menschenloos zu ziehen. Wie die Volkswogen durch die Musikantengasse rollten, löste der Lehrer sie auf in ihre einzelnen Tropfen und zeigte, wie die Welt sich in Jedem auf eine andere Art spiegele. Aber nicht im pedantischen Lehrerton gab er seine Weisheit kund. Dazu war er allzu sehr Humorist und sah mit zwinkernden Augen in das Durcheinander, den Gestaltungsproceß der Gesellschaft. Er warf sein Netz aus wie Petrus der Fischer und zog es hervor voll von Geschöpfen

aller Art; er freute sich über das Gekrabbel und Gekribbel und ließ der Molluske, dem Dintenfisch und Krebs wie dem Hecht, dem Karpfen und der Forelle ihr Recht.

„Merke Dir das, mein Junge,“ sagte er, „erlaubt muß Dorern sein, dorisch zu sein, und Indern indisch; und nichts ist oft einem Tölpel ähnlicher als ein sehr gelehrter Mann. Maurer und Zimmerleute werden sich in alle Ewigkeit hassen und große Schlachten gegeneinander führen, und das uralte Problem, alle Schuhe über einen Leisten zu schlagen, hat noch Niemand gelöst. Sehr viele Menschen gelangen zu der Bezeichnung „Ehrenmänner“ durch wohlfeile Redensarten, ergo laß Dich nicht verblüffen. An manchem Kerl ist nichts Gutes als sein Herz, von welchem die Welt nichts wissen will; halte Dich an einen solchen Kerl und laß die Welt die Nase zuhalten. Es ist mehr daran gelegen, daß das Volk nach grüner Seife rieche, als daß Der und Der, Die und Die nach französischen Parfüms und Essenzen dufte. Hüte Dich vor übergroßem Ekel; denn oft hängt nicht nur des Menschen Appetit, sondern auch des Menschen Seele an einem Haar. Wer mit dem Teufel glücklich kämpfen will, der stellt sich besser fest auf seine Füße und beißt die Zähne zusammen, als daß er sich unter dem Rock des heiligsten Engels verkriecht. Es gibt viele Leute, welche alles das, was sie selber nicht glauben, aus allerlei nützlichen Ursachen Anderen glauben machen möchten; halte Dich an das Wort der Königin Christine von Schweden: Man muß sich am meisten vor lebenden Heiligen hüten. — Die Heuchelei ist eine schöne Kunst und würdig, bis auf den Grund studirt zu werden. Studire sie, es gibt kaum einen größern Genuß, als die Entlarvung eines echten Heuchlers. Da schlägt es neun Uhr; vorwärts, — immer mit in der Mühle! Die Zeit und die hohen Behörden lassen oft auf sich warten; warten selbst aber auf Niemand.“

Seine Pfeife klopfte der Gassenphilosoph aus, den bekannten Ueberrock zog er ächzend an, den Regenschirm nahm er unter den Arm und begab sich nach seinem Bureau, um in der Gesellschaft des Raths Tröster, der großen Register und des Wachtmeisters Greiffenberger mehr nützlich als angenehm dem Staate zu dienen.

Noch einige kurze Augenblicke mochte Robert Wolf den weisen Aussprüchen seines Beschützers, die allesammt mehr oder weniger unmittelbar mit den Vorgängen oder den Passanten der Musikantengasse zusammenhingen, nachsinnen, ehe er sich zu dem Sternseher verfügte. Für das Glänzende der neuen Welt, in der er sich jetzt bewegte, hatte er noch nicht den rechten Sinn; um so abschreckender erschien ihm dagegen ihr Schmutz. Wahrlich, es war etwas ganz Anderes um den Schnee, welcher im Winzelwalde die Zweige der Fichten zur Erde bog, als um die unbeschreibbare Materie, welche den Koth der Musikantengasse vermehrte; es war etwas Anderes um den Regen, welcher auf den Blättern vor den Hüttenfenstern rauschte, der die Waldbäche anschwellte und jeden Felsensteig in einen Wasserfall verwandelte, als um den Regen, der auf die Ziegeln niederklatschte und klopfte und um die schwarzen Ströme, welche den Steinkohlenniederschlag von den Dächern spülten.

Nur scheuen Schrittes wagte sich der Knabe auf den Gang; geduckt und schnell schlich er die Treppe hinunter unter dem krächzenden Gesang des jetzt erwachten Schminkert, angestarrt von dem Particulier Mäuseler, furchtsam einer Begegnung des Fräulein Pogge oder der unholden Hulda ausweichend. Scheu und geduckt trat er hinaus in die Gasse, und geborgen fühlte er sich erst in dem dunkeln Gäßchen, welches an dem Tellering'schen Fenster, an welches vor einigen Wochen die kleine Marie klopfte, vorüberführte. Hier erwiederte er gewöhnlich im Vorbeigehen ein freundliches Zunicken der Meisterin oder der niedlichen Louise. Erst auf der steilen Treppe des Sternsehers hob er den Kopf völlig in die Höhe.

Im Tagesschein verlor der Aufenthaltsort des Gelehrten viel von der Sonderbarkeit seiner Erscheinung, die er am Abend darbot; doch auch jetzt erkannte man immer noch, daß kein gewöhnlicher Mensch hier hause. Ein stummes Kopfnicken des Greises begrüßte den eintretenden Jüngling, welcher sich bereits recht gut in die Art des Alten gefunden hatte, und eben so stumm sich an einem ihm angewiesenen Platz am Tisch, in der Nähe des Fensters, niederließ. Die Bücher, welche am Todestage des Pastors Tanne sich für Robert Wolf für ewige Zeiten geschlossen zu haben schienen, öffneten sich ihm von Neuem, und Heinrich

Ulex war ein noch besserer Lehrer, als der Pfarrer von Poppenhagen. Der Sternseher begnügte sich nicht damit, seinen Schüler in die Geheimnisse der lateinischen und griechischen Sprache einzuweihen; er hob ihn hoch darüber hinaus in das wundersame Reich, welches so weit über den Einzelheiten des irdischen Lebens liegt. In den Gassen wußte der Sternseher nicht so gut Bescheid, wie der Polizeischreiber; er führte andere Register als dieser. Die Sterne ziehen gesetzmäßigere Bahnen, als die armen Erdenbürger, deren irrwischartige Lebensläufe der Schreiber in seine Folianten eintrug. In den Gassen mochte dem Astronomen im Wege liegen, was da wollte, er trat drauf oder drein; das war nicht so in des alten Zauberers eigenem Reiche. Es war ein leuchtender Kreis, welchen er beherrschte, und dieser Kreis dehnte sich über alle Fernen, über Zeit und Raum. Was die Welt an Schönem und Erhabenem besaß, das war in diesem Kreise heimathsberechtigt. Auf das Trefflichste ergänzten die Lehren Heinrich Ulex' des Sternsehers die Lehren, welche Friedrich Fiebiger der Polizeischreiber dem Knaben aus dem Winzelwalde gab. Alles Uebel in der Brust des Jünglings, welches den Worten des Einen nicht wich, wich den Worten des Andern.

„Sieh nach den Sternen," sagte der Greis. „Da droben ist alles Harmonie und Ordnung; nach ewigen Gesetzen wandelt jedes Glied der großen, glänzenden Gemeinschaft; selbst die regellosesten unter ihnen, die Kometen, ziehen ihren vorgeschriebenen Weg. Welch' ein Contrast gegen das Getümmel hier unten! O sieh nach den Sternen, Knabe, und wenn der dunkle Erdentag, wenn das irdische Gewölk sie Dir verbirgt, so denke an sie, und vergiß nie, daß sie über allen Wolken und Schatten, über allem Sturm und Ungewitter ruhig lächeln."

In unendlicher Weise variirte der Alte dies sein unerschöpfliches Thema; in Alles verflocht er die Bilder und Lehren, welche er seiner Lieblingswissenschaft entnahm; wer ihn hörte, mußte gestehen, daß es doch etwas Schönes um den reinen Idealismus sei; und selbst Diejenigen, welche ihm am wenigsten auf seinem Wege folgen konnten, blickten ihm mit einer gewissen scheuen und staunenden Bewunderung nach. Gleich einer Liederweise verhallte das frühere Leben Robert Wolf's im Anhauch solcher neuer Lebens- und Welterfahrungen. Der wilde Schmerz um die verlorene erste Liebe löste sich in sanfte Traurigkeit auf, und — ach — auch diese Traurigkeit verklang immer mehr. Die Gestalt Eva Dornbluth's ward immer nebelhafter in dem Herzen Robert Wolf's; selbst im Traum quälte er sich seltener mit der Vergangenheit, selbst aus dem Traum verschwand die Gestalt und Stimme des Mädchens. Wenn der Knabe anfangs noch die Bücher nur als ein Mittel ergriff, um sich seinen Gedanken zu entziehen; wenn anfangs der Eifer, womit er sich wieder in die Wissenschaften vertiefte, zum großen Theil seinen Grund in dem Fieber hatte, von welchem er verzehrt wurde; so änderte sich auch das noch im Laufe des Winters. Es liegt eine eigene Macht in diesen magischen Rollen, welche so lange unter dem Schutt der Jahrhunderte begraben lagen. Ein Hauch überzeugendster Beruhigung kommt aus diesen Blättern, in welchen so viele und großartige tragische Geschicke, so viel Weisheit und Poesie, so viele Recepte für jedes unruhige, kämpfende Geschlecht der Menschen niedergelegt sind.

Unter diesem Hauche und unter den inhaltvollen Worten:

Sieh nach den Sternen!
Gib Acht auf die Gassen!

mußte ein Geist, wie der Robert Wolf's, gesunden, und er gesundete auch. Doch bis aus dem Knaben ein echter, vollkommener, starker Mann wurde, mußte noch manches Andere in sein Leben eingreifen. „Ein Messer wetzet das andere und ein Mann den andern." Wir leben in einem großen Gedränge; es fehlt weder an Messern noch an Männern; wer aber vom besten Stahl ist, der kommt auch am besten weg.

Vierzehntes Capitel.

Von einem grünen Gartenflecke, einer weißen Marmorbildsäule, einem Gartentisch und einer grünen Bank.

Wir haben schon mehr als einmal erwähnt, auf welchen Wirrwarr von Dächern, Mauern, Giebeln, Blitzableitern, Brüstungen, Galerien, Feueressen und dunkeln Höfen man südwärts aus den Hinter-

fenstern der Wohnung des Polizeischreibers Fiebiger sah; von dem Giebel des Astronomen Heinrich Ulex hatte man, wiederum südwärts, eine ähnliche Aussicht; doch waren die Dächer nicht so unregelmäßig, so alt und grau. Der Häusercomplex, den man von hier aus betrachten konnte, war in jüngerer Zeit aufgerichtet und wurde von den Bewohnern in bester Ordnung und Reinlichkeit erhalten. Hier begann das Stadtviertel der angeseheneren Beamten, der Großhändler, ein ruhiges, reinliches, solides Stadtviertel, auf welches die Regierung sich verlassen konnte und sich auch wirklich verließ. Da ragte hier und dort Gezweig von Zierbäumen über die Mauern, man sah sogar einen Zipfel von einem kleinen Garten, und um die Zeit, in welcher wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, war der Winter zu Ende, waren die Bäume grün, blühten die Blumen in dem Gartenecken. Die Katzen putzten sich auf den Dächern den Bart, der Polizeischreiber Fiebiger trug Nankingbeinkleider, Julius Schminkert trug seine hellblaue Sommerkleidung nach — dem Pfandhaus und drapirte sich in einen abgelebten Mantel wie ein cynischer Philosoph. Der Sternseher freute sich über die klaren Nächte, und die Sonne freute sich, daß sie keine mürrischen Wolkengebilde mehr zu bekämpfen hatte. Angelika Stibbe schwebte in Flor und Flitter, bunt wie in eine abgelegte Robe der Iris gekleidet, einher. Fräulein Aurora Pogge ward immer grämlicher, je schöner das Wetter wurde, sie gönnte es der Welt nicht; der Hausbesitzer Mäuseler kam nicht aus seiner Stimmung heraus, er vegetirte fort in der gemäßigten Zone seines Daseins. Ludwig Tellering studirte mit immer höherem Eifer und Erfolg Geographie, und es kam ein Brief aus New-Orleans an die Adresse von Louise Tellering, ein sehr unorthographischer Brief, unterzeichnet Marie Heil. Der Brief verschwand spurlos, und nur der Erzähler weiß, wer ihn aus Louise's Nähkästchen stahl.

Mehr als einen Sarg und manche Wiege hatten die beiden Schreiner im Hinterhaus von Nummer Zwölf der Musikantengasse angefertigt, seit der Nacht, in welcher Friedrich Wolf und Eva Dornbluth die Stadt verließen. — Frühling und Sonnenschein! — schwer hielt es, in dem jungen, ernsten, sinnenden Mann am Fenster des Klostergiebels den abgehetzten Knaben aus dem Walde, Robert Wolf, wiederzuerkennen. Man sah ihm an, daß er durch seine Lehrer jetzt bereits stärker und anders gegen die Welt gerüstet war; wie der alte Ulex sagte: artibus, virtute, opere, armis. Männlicher war er geworden; das Auge, nach Milton das große Thor der Weisheit, hatte den unruhig suchenden Schimmer verloren; es war stät geworden, aber scharf geblieben; das sah man selbst jetzt, wo es sinnend träumerisch auf einem Punkt der Ferne ruhte.

Vor dem Jüngling lag der hohe Lehrmeister Virgil, der Zauberer und Dichter, aufgeschlagen; aber der Scholar beschäftigte sich heute so wenig mit ihm, daß der Astronom, der weiter weg, an einem andern Tische über einem Folianten aus der königlichen Bibliothek brütete, öfters kopfschüttelnd seine Verwunderung darüber kund gegeben hatte. Worte lieh er freilich seiner Mißbilligung nicht; denn der Greis gab der Zeit, der Frühlingssonne ihr Recht, den Geist zu lösen aus den Banden, ihn aus der dunkeln Nähe in die blaueste Ferne, weit über die Dächer und Mauern, weit über die äußersten Grenzen von Stadt, Feld, Dorf, Wald, weit, weit über die Berge, weit in die Ewigkeit hineinzuführen.

„Es will Alles sein Recht haben,“ dachte der Weise. „Das sind nicht die wahren Menschenerzieher, welche der ungeduldigen Seele die Zügel so fest anziehen, daß sie fort und fort gradaus nach dem Willen des Lenkers ihren Weg nehmen muß. Wehe, wenn der Zügel reißt; oder das Geschick ihn plötzlich, mitten auf dem Wege, aus der Hand des Führers nimmt. Träume, mein Kind, träume, wandle zwischen den Sternen, wie Du sie siehst; die Erde, wie sie ist, wird Dich bald genug herabholen.“

Heinrich Ulex war unstreitig ein weiser Mann, diesmal befand er sich jedoch in einem großen Irrthum; die Seele Robert Wolf's wandelte augenblicklich nicht von Stern zu Stern, die Sonne überstrahlte die Sterne viel zu mächtig; — die Seele Robert Wolf's schwebte nicht hoch über der Erde; im Gegentheil, dicht am Boden klebte sie und erging sich zwischen dem Gebüsch der Gartenecke, die in der Tiefe vom Giebel des Nicolaiklosters zu erblicken war. Wie

schon gesagt, der Jüngling hatte ein gutes Auge aus dem Walde in die Stadt mitgebracht, und es entging ihm keine Einzelheit des grünen, von der Sonne beschienenen Fleckchens. Da stand zwischen Holundergesträuch eine weibliche Bildsäule von weißem Marmor, welche mit beiden Händen eine Schale, aus der Schlinggewächse herabhingen, über das Haupt erhob. Im Schatten des Holunders, dicht neben der schönen Statue, stand eine zierliche Bank, und davor ein eben so zierliches Tischchen. Auf der Bank saß ein junges Mädchen, welches einen breitrandigen Strohhut neben sich gelegt hatte und in eifriger Arbeit sich über einen Stickrahmen neigte.

So lange der Winterschnee die Dächer und den Gartenabschnitt deckte, hatte Robert Wolf nicht auf diesen Erdenfleck, der seine Aufmerksamkeit jetzt so sehr in Anspruch nahm, geachtet; die Katzen, der Rauch, welcher aus den Schornsteinen aufstieg, hatten mehr Interesse für ihn gehabt, als die paar kahlen Zweige und die mit Stroh umwickelte Puppe. Das hatte sich mit Eintritt der Tag- und Nachtgleiche geändert. Von seinem Lexicon aufblickend sah Robert Wolf eines Tages da grüne Blätter und Blüthenranken, wo kurz vorher nur ärmliches Gestrüpp zu erblicken war; ein sonniges Rasenstück war unter dem Schnee verborgen gewesen, und aus der Strohhülle hatte sich das weiße Bild der Götterschenkin Hebe losgewunden. Ueber Nacht war der Frühling auch in das Steingewirr dieses Theiles der großen Stadt gekommen; und am Morgen kam das zierliche Fräulein, stand in einem Sonnenstrahl und gab einem Gärtner Anweisung, was nun weiter mit dem vom Frühling geübten Zauberwerk anzufangen sei. Der Jüngling am Fenster des Klostergiebels sah es stehen; achtete jedoch anfangs weniger auf das niedliche Kind, als auf das grüne Gebüsch und die Baumwipfel, an welchen die Blüthen sich öffneten. Jeden Fortschritt der Vegetation auf diesem winzigen Punkt inmitten der grauen Einöde beobachtete er, so zu sagen, gierigen Auges. Es lag ein Trost darin, eine Art Bürgschaft dafür, daß die Welt doch noch nicht ganz zu Mauerwerk, Schornsteinen und Feueressenqualm geworden sei. Um die Gesichtszüge des jungen Mädchens, welches auf diesem sonnigen Fleckchen wandelte, mit bloßem Auge zu erkennen, war die Entfernung doch zu bedeutend.

Eines Tages aber kam der Polizeischreiber sehr ärgerlich gestimmt von dem Polizeibureau nach Hause; eine Dame, welche von einer Nachbarin in ihren heiligsten Gefühlen beleidigt war, und welche an der Menschheit verzweifelte, hatte auch den Protocollführer beinahe zur Verzweiflung gebracht. Er hielt während des Mittagsmahls seinem Zögling eine donnernde Philippika gegen die Weiber, zog zur Verdauung Göckingk's Gedichte aus seiner Bibliothek und trug dem gleichgestimmten Robert den beherzigungswerthen Vers:

„Jüngling, hüte Dein Herz und dünke gegen die Schönheit
Nie Dich weise genug, nimmer Dich stärker als sie;" —

nebst polizeilich angehängtem Commentar daraus vor. An demselben Tage richtete Robert Wolf in Abwesenheit des alten Ulex eins der Fernröhre des Astronomen auf den Gartenfleck, die Marmorbildsäule, die Laube und die junge Dame, und erkannte nun das Gesicht wieder, welches sich an jenem Abend, wo er von dem Wagenrad niedergeworfen, auf der kalten nassen Erde lag, sich so erschreckt, lieblich und rührend zu ihm niedergebeugt hatte. Der Garten gehörte zum Hause des Banquiers Wienand, das kleine Fräulein unter den Holunderblüthen war Helene Wienand.

Versuchen wollen wir jetzt, zu sagen, was und wie Robert Wolf in diesem neuen Frühling dachte und fühlte, wenn er das junge Mädchen im Grün neben der weißen Statue sitzen sah. Der ersten Ueberraschung folgte in der Brust des Jünglings ein gewisser Mißmuth, eine Art von ärgerlichen, verbissenen Grolles; denn für's Erste sah er noch das ganze Geschlecht in der Gestalt der Einen verkörpert, durch welche er solchen Schmerz erduldet hatte und noch dulden mußte. Während dieses Zustandes mußte Ulex seine wahre Freude an dem Schüler haben; mit brennendem Eifer vertiefte dieser sich in die Bücher und machte in jeder Hinsicht solche Fortschritte, daß der Alte gegen Fiebiger sein Lob nicht laut genug aussprechen konnte.

Doch wer kann immerdar über die schwarzen Lettern, wenn sie auch noch so viel Weisheit und Poesie enthalten, sich

beugen? Stets von Neuem fordert das Lebendige sein Recht über das Todte, und von dem Buche mußte das Auge des jungen Mannes sich doch zuletzt wieder erheben — zum Himmel, zu den Wolken, die der Südwind über die Dächer trieb; über die Dächer selbst mußte es schweifen, bis es wieder auf dem grünen Fleck, den es meiden wollte, haftete. Hatte der Knabe die Stelle, welche er so unwillkürlich suchte, gefunden, so fuhr er wohl ärgerlich zusammen, schlug er mit verdoppelter Energie ein Blatt der Leiden des klugen Wanderers Odysseus, des Aeneas und seiner Genossen, oder eine Seite im Schiffskatalog um; aber dasselbe Spiel wiederholte sich von Neuem, in der nämlichen Viertelstunde, auf die nämliche Weise. Der Sternseher hatte Recht, wenn er sich nun über die Unbeständigkeit der Stimmung seines Schülers wunderte; er schob dieselbe aber auf irgend eine schwierige lateinische oder griechische Construction und pflegte zu sagen:

„Gemach, gemach mein Sohn; die ruhige Hand greift am sichersten. Woran liegt es denn?“

Erröthend ließ der Jüngling den Greis in seinem Irrthum und wies irgend eine classische Schwierigkeit auf, über welche nicht fortkommen zu können, er behauptete. Der Sternseher konnte unmöglich wissen, was an der Sache war; er erklärte und zwar mit Vergnügen; um keinen Preis hätte er die begonnene Unterweisung des Schützlings Friedrich Fiebiger's wieder aufgeben mögen.

Geraume Zeit dauerte der Kampf Robert Wolf's gegen die zauberhafte Anziehungskraft der weißen Bildsäule, der grünen Baumgruppe und des kleinen Menschenfigürchens drunten in der Tiefe, zwischen den hohen Brandmauern. Darauf kam eine Zeit, in welcher Robert Wolf sich nicht mehr wehrte gegen den magischen Punkt im Süden; eine Zeit, in welcher der Sternseher die Fortschritte seines Zöglings nicht mehr so wie früher zu loben hatte. Selbst ein so gescheiter Mann, wie Heinrich Ulex, kann nicht auf Alles Acht geben, zumal wenn die Astronomie seine Lieblingswissenschaft ist, zumal wenn er den Jahren, bis zu denen die heilige Schrift des Menschen Lebensalter ausdehnt, so nahe gekommen ist, als der Sternseher es war.

Der Polizeischreiber machte sich keine Sorgen über die Zerstreutheit seines Schützlings, und noch weniger Sorge machte er sich über eine andere Umwandlung, welche im Wesen des Jünglings eingetreten war. Anfangs hatte Robert Wolf sich vor den Gassen, vor dem Gewimmel der großen Stadt sehr gescheut, fast gefürchtet, und der einzige Weg, welchen er allein ging, war der zum Giebel des Nicolaiklosters gewesen. In das Gewühl der Stadt hatte er sich nur an der Seite des Polizeischreibers gewagt, und stets war er bedrückt und verwirrt draus heimgekehrt. Er schien auf keine Weise sich darin zurechtfinden zu können; die Häuser und Mauern wollten ihm auf den Kopf fallen, die Tausende und aber Tausende von Gesichtern waren ihm unheimlich; überall vermuthete er lauernde Feinde, Spott und höhnisches Lachen.

Das änderte sich allmälig ganz und gar.

Robert Wolf wagte es, auf eigene Faust die Gassen zu durchstreifen; die Scheu, die Angst vor den Menschen verlor sich, und der Polizeischreiber Fiebiger rieb sich die Hände nach seiner Gewohnheit darüber. Der Ortssinn, welchen der Jüngling aus seinem Heimathswalde mitgebracht hatte, leistete ihm jetzt die besten Dienste; er suchte die Straße, in welcher das Haus stand, dessen Gärtchen man vom Giebelfenster des Sternsehers aus erblickte. Er fand die Straße und fand das Haus; durch Julius Schminkert erfuhr er, wem es gehöre. Robert Wolf fing an, nähere Bekanntschaft mit dem leichtsinnigen Declamator zu machen; auch Schminkert gehörte zu den Lehrmeistern, welche den Jüngling in die Geheimnisse des Lebens einweihen sollten; — ein gefährlicher Lehrer war er freilich, und seine Maximen, seine Philosophie wären ohne das Gegengewicht, welches Ulex und Fiebiger in die Wagschale warfen, im höchsten Grade bedenklich gewesen. Es war die Philosophie des praktischen Cynismus, welche dem Jüngling hier entgegentrat; nicht jene Art des Cynismus, von der die Stoiker sagten: sie sei eine Abkürzung des Weges zur Tugend; sondern jene Art, welche nur eine Abkürzung des Weges zur Schenke, zu allen Ausschweifungen ist, indem sie die ganze Welt zu einer Kneipe macht und jede Tugend zu einem Schenkmädchen.

„Ich will Euch etwas sagen, Waldmensch,“ sprach der treffliche Julius, „Ihr scheint mir ein ganz guter Junge zu sein; aber die Alten werden doch einen Esel aus

Euch machen; Ihr seid in die rechten Hände gefallen. Haltet Euch stellenweise ein wenig zu mir, ich werde Euch Mancherlei zeigen, von welchem selbst die hohe Polizei keinen rechten Begriff hat. Man muß sich in das Leben hereinfressen wie die Maus in die Speckseite, und sich nicht gleich in's Mauseloch jagen lassen, wenn die alte Person, der Küchendragoner Moral mit Besen und Feuerzange ein großes Gepolter macht."

Julius Schminkert gehörte zu den Menschen, welche in der eben so angenehmen wie leicht erklärlichen Illusion befangen sind, zu den achtungswerthesten, verkanntesten, geistreichsten und unentbehrlichsten Charakteren der Gegenwart zu gehören, und welche es zugleich für ihre Pflicht halten, sich von Zeit zu Zeit ein Individuum aus der Masse der Menschheit zu wählen, und es mit allen diesen trefflichen Eigenschaften speciell bekannt zu machen. Diese Menschen sind von der Natur mit seltsam kräftigen Anklammerungswerkzeugen ausgestattet; den Gegenstand ihrer Zuneigung halten sie fest, bis er ihnen langweilig geworden, bis sein Geldbeutel leer ist; — es sind noch lange nicht die schlechtesten Gesellen, und der schlaue alte Fiebiger ließ seinen Schützling ruhig mit dem Schauspieler gehen, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Die Augen hielt er aber weit offen.

Julius Schminkert führte den Jüngling ein in den Kreis, von welchem der Rentier Schwebemeier ein so ausgezeichnetes Mitglied und kostbarer Zierrath war, und wo die früher schon erwähnten Damen die weibliche Grazie in der echtesten Caricatur zur Darstellung brachten. Groß war die Verwunderung Robert Wolf's über die Anschauungen und das Gebahren dieses Kreises, über die Geschichten, welche die Herren und Damen erzählten, über die Art, wie sie ihre Geschichten erzählten. Es konnte nicht fehlen, daß von Zeit zu Zeit auch die Rede auf die „durchgegangene" Eva Dornbluth kam, und Robert mußte alle Geisteskraft zusammenraffen, um nicht, wenn dieser Namen mit Spott und unendlicher Heiterkeit genannt wurde, aufzuspringen und dreinzuschlagen. Eines Abends kehrte der Jüngling aus der Gesellschaft des Schauspielers heim in das stille verräucherte Gemach, wo der Polizeischreiber in Tabackswolken gehüllt bei seiner Lampe saß und las, legte mit Thränen der Reue und Wuth dem Alten unaufgefordert Beichte ab, und versprach ihm und sich selbst feierlich, nicht mehr den Wegen, auf welchen der lustige Julius sein Dasein vertaumelte, folgen zu wollen.

Der Alte fuhr komisch durch die Haare und meinte: „Hast Du genug in den Topf gerochen? Ein arabisches Sprichwort sagt: Spiele nicht mit den Hunden, sie könnten sich Deine Vettern nennen. — Man kann Vieles in einem langen Leben lernen; aber oft noch mehr in ein paar Tagen, in einem kurzen Augenblicke. Na, beruhige Dich, Bursche; ich wußte, daß es so kommen würde; man soll den Menschen nicht auf Alles mit der Nase stoßen, es schadet gar nichts, wenn er sie sich selbst von Zeit zu Zeit an einer Ecke blutig rennt."

So wurde der Knabe aus dem Walde zwischen der Weisheit, die in der Einsamkeit unter den Sternen wandelt, der Weisheit, die im Gewirr der Menschheit den festen Boden der Erde tüchtig und ernst beschreitet, und der Lebensansicht, welche im Schmutz tappt und den Fuß nur hebt, um ihn desto tiefer wieder in den Koth zu setzen, seines Weges geführt. Seine Schule begann sehr früh und oft genug citirte ihm der Sternseher die Worte Seneca's: Non est ad astra mollis e terris via. In den bittersüßen Inhalt des Buches des Lebens vertiefte er sich zu einer Zeit des Lebens, in welcher Andere sich noch kindlich über den schönen goldglänzenden, bunten Einband freuen. Er war zu beneiden; aber er war auch zu beklagen. Wie wunderlich ist es doch, daß die Menschen, deren Loos, Alles in Allem genommen, ist, hienieden beklagt zu werden, so oft und so grundlos beneidet werden und wieder Andere beneiden!

Aber die Sonne lag auf dem grünen Gartenfleckchen hinter dem Hause des Banquiers Wienand, welches vom Giebelfenster des Sternsehers Heinrich Ulex zu erblicken war. Der Himmel war blau, trotzdem die große Stadt so viele schwarze Rauchwolken zu ihm emporsandte. — Robert Wolf vergaß den Zauberer Virgil über die Holunderbüsche, die weiße Statüe der Hebe und die kleine Gartenbank, und der Sternseher Ulex wunderte sich darüber; wir aber wenden uns jetzt zu dem Garten inmitten des Gemäuers selbst, wir wenden uns zu dem

jungen Mädchen auf der Bank unter den Holundern, neben der Bildsäule.

Die Welt, in welcher Helene Wienand geboren und aufgewachsen war, zu schildern, ist kein Vergnügen. Es gibt darin selten große Verbrechen; aber fast eben so selten große Tugenden. Es gibt darin recht hübsche, bequeme, angenehme Laster und eben so hübsche, bequeme und angenehme Tugenden. Man liebt und haßt auf eine Art, welche uns Allen leider nur zu gut bekannt ist, und welche keiner Beschreibung bedarf; — durchschnittlich überwiegen die Tugenden die Laster, durchschnittlich überwiegt die Liebe den Haß, doch das ist nicht sehr hervorzuheben. Jedermann ist von seiner Vortrefflichkeit höchlichst überzeugt, und verlangt, daß Jedermann dieselbe Ueberzeugung davon habe. Der Kreis, den man übersieht, ist nicht sehr weit, und was man sieht, erblickt man durch die gefärbten Gläser der Gewohnheit, des angeborenen oder allzu schnell gefaßten Vorurtheils. Man hat seine Art, der Welt gegenüber die Lorgnette vor die Augen zu halten, und es ist inconventionell, von dieser Manier abzulassen — man würde sich allerlei mehr oder weniger spitze und stumpfe Bemerkungen und kleine, ganz winzige tödtliche Verfeindungen dadurch zuziehen, — man muß mit den Andern leben, und man lebt gleich den Andern.

Wir kennen diese Lebenskreise ziemlich genau; wirkliche Originale sind in den Grenzen, bis zu denen dieser Theil der menschlichen Gesellschaft sich ausdehnt, vielleicht am wenigsten zu finden, und zwar aus dem einfachen Grunde; weil man es hier am wenigsten mit Extremen zu thun hat. Die goldene Mittelstraße hat auch ihre Schattenseiten; es ist nichts vollkommen in dieser Welt. Die aurea mediocritas erträgt auch am wenigsten gern das Vollkommene; denn wie kann sie Freude und Genugthuung darüber empfinden, daß irgend Etwas sich über ein Anderes zu erheben sucht oder wirklich erhebt? Ist es so angenehm, überragt, überstrahlt zu werden?

In diese Welt, wo man mehr lächelt als lacht, mehr leise haßt als laut zürnt, mehr verleumdet als schmäht und schilt, wurde Helene Wienand hineingeboren, und ihr Leben würde sich wohl wie das der andern Kinder ihres Standes entwickelt haben, ohne die Dazwischenkunft der guten Fee, des alten Mütterleins im Märchen, welches wir geschildert haben. Wie gesagt, was für Robert Wolf erst der Pastor Tanne, und jetzt Fiebiger und Ulex waren, das war für Helene von frühester Jugend an das Freifräulein Juliane von Poppen.

Leider müssen wir gestehen, daß die Bekanntinnen der jungen Dame nicht viel von ihr hielten; sie erklärten sie für ein Gänschen, sie behaupteten, sie sei hochmüthig und wisse sich nicht zu kleiden; sie erzählten kleine Geschichtchen von ihr, und manche Schwester konnte nicht begreifen, was der Bruder an dem albernen blöden Lärvchen finde. Die Herren Brüder aber — die jungen Herren der Gesellschaft überhaupt — fanden doch Mancherlei an dem reizenden, so leicht erröthenden Gesichtchen, an der zierlichen elfenhaften Gestalt; es gab mehr als einen gutgekleideten und gutgestellten jungen Mann, welcher für das „kleine Mädchen" schwärmte und seufzte; es gab mehr als eine Mama, welche auf die reiche Banquierstochter „ein Auge" hatte und es für ihren heiraths- und geldbedürftigen Sohn für eine gute Partie hielt. Das „kleine Mädchen" selbst hielt sich aber durchaus nicht für eine gute Partie, dazu war es viel zu bescheiden, dazu kannte es viel zu wenig den eigenen Werth und den Werth des Geldes. Das Kind dachte gar schlimm von sich und hielt sich für recht dumm, recht unbeholfen und blöde; es hätte seinen Gespielinnen vollständig Recht gegeben in ihren Behauptungen, wenn diese jungen Damen das verlangt hätten. Es liebte seinen Papa vom ganzen Herzen; aber die mütterliche Freundin doch noch viel mehr; der Vater hatte so viele wichtige Dinge, so viele Zahlen im Kopfe. Daß er sein Töchterlein vergötterte, wissen wir, aber daß der harte, gewandte Geschäftsmann ein großes Verständniß für manche Eigenschaften seines Kindes haben sollte, konnte man nicht verlangen. Der Banquier war eigentlich ein sehr eitler Mann; er prahlte zwar nicht laut und im schlechten Geschmack; aber er war doch sehr überzeugt von der Wichtigkeit seiner Stellung, dem Glanz seines Namens und Reichthums. Der Banquier war auch eitel auf seine Tochter. Sie mußte den elegantesten Wagen, die eleganteste Toilette haben; die Leute sollten überall, wo sie erschien, sagen: „Das ist die Tochter des großen Banquiers, das ist

Fräulein Helene Wienand, ein reiches Mädchen, ein schönes Mädchen, ein liebenswürdiges Mädchen, — dieser alte Wienand ist doch ein glücklicher Kerl, ich wollte, ich besäße sein jährliches Einkommen als Vermögen."

„Ich würde mir doch nicht so ungeheure Mühe geben, dem Mädchen den Kopf zu verdrehen, Wienand," sagte das Freifräulein von Poppen, „macht Euch nicht lächerlich, Ihr Geldaristokraten; wenn Ihr Euch blamiren wollt, so könnt Ihr das fast noch besser als wir, die wir auch mehr als billig des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott und den Menschen haben sollten. Uebrigens ist das Kind ein gutes Kind, und es wird Euch nicht gelingen, eine Aeffin daraus zu machen."

Der Banquier brummte ein wenig in die weiße Halsbinde und vertiefte sich von Neuem in seine Coursberechnungen, seine Speculationen mit spanischen und türkischen Anleihen, seine Betrachtungen über Russen-Stieglitz, über das Haus Arnstein und Eskeles, über das Haus Rothschild. Er fügte sich leicht, wenn das kleine lahme Freifräulein die Hand erhob, und befand sich sammt seinem Hause wohl dabei. Helene Wienand aber ward ein sehr vornehmes Mädchen, und aus ihren tadelnden Altersgenossinnen sprach mehr der Neid als sonst irgend etwas. So kam der Zeitpunkt, in welchem unsere Erzählung ihren Anfang nahm; das Wagenrad warf Robert Wolf auf das Straßenpflaster, und einen unauslöschlichen Eindruck machte dieser Zufall auf die Seele des jungen Mädchens. Eine geraume Zeit hindurch erwachte sie jede Nacht aus ängstlichen Träumen, in welchen sie durch das bleiche, blutige Gesicht des Jünglings erschreckt wurde. Vergebens waren anfangs alle Beruhigungsversuche des Freifräuleins; die zitternden Nerven des Kindes mußten ihre Zeit zum Ausklingen haben. Juliane von Poppen erzählte die Geschichte Robert's, wie sie dieselbe auf dem Observatorium des Sternsehers erfahren hatte, dadurch trat eine andere Art der Theilnahme an die Stelle der Angst. Diese kurze einfache Geschichte war so rührend, war so traurig; — immer wieder mußte Helene sich ihre Einzelheiten wiederholen. Ihre lebendige Phantasie malte ihr den Wald, die Forsthütte und das wilde Leben daselbst, das stille, friedliche Pastorenhaus von Poppenhagen und die schöne, die böse Eva Dornbluth mit den deutlichsten Farben. Wie ging es doch zu, daß die kleine Helene allmälig anfing, die schöne Eva recht vom Herzen zu verabscheuen, trotzdem daß das Freifräulein nicht anstand, die Arme in Schutz zu nehmen und sie für ein wackeres Mädchen zu erklären?!

Auf den schlauesten Umwegen und den verborgensten Seitenpfaden brachte die arglistige Helene das gute Fräulein immer von Neuem zu Auslassungen über den Schützling des Polizeischreibers, den Schüler des Sternsehers. Und Juliane von Poppen, für welche der Gegenstand selbst von Interesse war, willfahrtete gern, und sprach sich von freien Stücken aus. Nun ertappte sich Helene öfters über dem Gedanken, es sei doch recht gut, daß endlich Alles auf diese Weise gekommen, recht gut, daß die wilde Eva mit dem ebenso wilden Fritz über's Meer fortgegangen sei. Das junge Ding setzte sich selber heimlich in den verständigsten altklugen Gedankenreihen auseinander, wie Robert und Eva nimmer zueinander gepaßt haben würden, wie niemals etwas Gutes aus ihrer Vereinigung entstanden wäre. Welch ein Unglück hätte schon daraus entstehen können, wenn Eva Dornbluth mit dem Jüngling in derselben Stadt zusammengeblieben wäre!

Nun erzählte Juliane von Poppen, wie fleißig Robert Wolf bei dem alten Ulex im Kloster Sanct Nicolaus studire, und wie der Gelehrte mit dem Kopfe und den Fortschritten seines Schülers so sehr zufrieden sei. Das freute das junge Mädchen unbeschreiblich, und nun kam ihr bald der Gedanke, wie sie selbst noch ein gar so dummes Gänschen sei, wie sie gar nicht Bescheid wisse in der Welt. Daraufhin hatte das gescheite Köpfchen auf dem hübschen Halse wiederum einige schlaflose Nächte, und dann sah Robert Wolf von seinem Giebel aus durch des alten Ulex Fernrohr, wie von dem Tisch in der Holunderlaube Stickrahmen, Körbchen mit bunter Seide und Wolle, Spitzenrollen, Bänder und Zeugstücke aller Art verschwanden, und Bücher, Papier und ein Dintenfaß an ihre Stelle traten. Das war für den Studenten eine liebliche Aufmunterung zum Studium; wenn nur nicht zugleich eine solche Verlockung damit verbunden

gewesen wäre, die eigenen Bücher ganz und gar über das Betrachten des fremden Fleißes zu vergessen.

Wenn Robert Wolf das Fräulein von Poppen neben der zarten Lichtgestalt auf der Gartenbank erblickte, so freute er sich jedesmal, daß es solch' ein verbindendes Mittelglied zwischen seiner Existenz und der Helene Wienand's gab. Und verstohlen sah Helene nach dem fernen Giebelfenster und war dabei in tödtlicher Angst, daß das Freifräulein frage: was sie da oben zu sehen habe. Das Kind hätte wahrlich keine Aufklärung darüber geben können, so fest auch das Factum stand. Es war ein schöner Sommer — blau war der Himmel, die Sonne leuchtete, — was konnte es Besseres geben.

Und wenn das alte Fräulein das junge Mädchen überraschte, wie es selbstverloren durch die Baumzweige in den blauen Himmel sah, so berührte es wohl leise die Schulter des Kindes, um es solcher Selbstvergessenheit zu entreißen; meinte aber doch im Geheimen:

„Man sollt's eigentlich nicht thun, und so dazwischen fahren. Man zerreißt immer einen Blüthenkranz, wie ihn der Mensch in spätern Jahren nicht mehr zu winden versteht. Die Träume und Bilder, die man zu solcher Lebenszeit hat, sind doch die schönsten; sie kommen in solcher Pracht später nicht wieder; — alle Farben verblassen, auch die Farben der Träume."

Die Alte dachte dabei an den Winzelwald und seine grünen Verstecke im Dickicht, unter den Felsen am plätschernden Bach; sie gedachte des Sonnen- und Mondenscheines ihrer eigenen Jugendzeit; auch die Alte blickte aus dem Garten des Bankiers Wienand nach dem Fenster der Studirstube Heinrich Ulex'; — o wie seltsam Gedanken und Seufzer der Jungen und Alten sich kreuzen in der Welt! Die größesten Wunder gehen in der größesten Stille vor.

„Du magst träumen, Knabe," sagte der Astronom auf dem Thurm; „aber Du darfst das Leben nicht ganz wegträumen. Viel mußt Du noch lernen, ehe Du die große Kunst errungen hast, auch am Tage die Sterne zu schauen, und ehe Du ihren Lauf im blauen und klaren Schein der Sonne verfolgen kannst. Die Sonne vermag Jeder zu begreifen, welcher Gefühl für Wärme und Kälte hat, wie Viele aber begreifen die Sterne am Tage?" Der Schreiber fing an, über die Zerstreutheit seines Schützlings allerlei Glossen zu machen. Er sagte: „Sperre die Augen auf, Junge, wer am Tage stolpert, wird am meisten ausgelacht und das mit Recht. Ich bitte Dich inständigst, stellenweise nicht so lächerlich dumm auszusehen. Streife die Aermel in die Höhe und greif zu mit derben Fäusten; — wer will mit genießen, der muß auch mit schießen und büßen. Kinderstubengedanken, Krankenstubengedanken haben zwar auch dann und wann ihre Berechtigung; aber sie dürfen uns nicht durch das ganze Leben begleiten, wenn es ein ordentliches, wahrhaftiges, männliches Leben sein soll."

Auf solche Reden antwortete der Jüngling wenig, er bekam einen kleinen Rückfall in seinem Haß des weiblichen Geschlechts, derselbe hielt jedoch so wenig an, daß es nicht der Mühe werth ist, darüber ein Wort zu verlieren. Es war Sommer und die niedergetretenen Blüthenhalme richteten sich wieder auf. Wieviel kommt doch auf die Beleuchtung an! Die Sonne geht auf und beschreitet ihren glänzenden Weg; aber der arme blödsichtige Mensch schließt nur allzu oft die Läden am hellen Tage, um hinter einem Augenschirm bei einem kümmerlichen Nachtlicht, in Bitterniß und Qual, ein Feind der Götter, sein Dasein zu verzürnen und zu verseufzen: vox clamans in deserto, eine Stimme in der Wüste und zwar einer oft selbst geschaffenen Wüste.

Fünfzehntes Capitel.

Herr Leon von Poppen zeigt sich als guter Sohn und liebenswürdiger Gesellschafter. Harmlose Bemerkungen des jungen Mannes. Café de l'Europe.

In den Besuchzimmern, den Salons der besten Häuser der Stadt konnte man elegante Karten finden mit der feingestochenen Inschrift: Madame la baronne Victorine de Poppen née de Zieger. Die Baronin war eine Dame, welche berechtigt war, moralisch wie körperlich einen großen Platz in der Welt einzunehmen. Ihre Beziehungen zu den ersten Familien des Landes waren bedeutend, fast noch bedeutender war ihr körperlicher Umfang. Manchen comfortabeln Jahresring von Egoismus und Fleisch hatte sie seit dem Tage ihrer Geburt angesetzt — ein stattlicher Baum, der einen umfangreichen Schatten warf, in welchem

aber nur ganz bestimmte Arten anderer Gewächse gut gedeihen konnten, wie zum Beispiel Herr Leon von Poppen, einige gleichgestimmte Freundinnen und männliche alte Waschweiber, Mamsell Elise, die schnippische Kammerjungfer, und Baptiste, der bunte unverschämte Lackei, welcher eigentlich Karl Quabbe hieß, aber der Eleganz wegen unter die Anabaptisten hatte gehen müssen. Naturen, wie Juliane von Poppen, konnten es jedoch in diesem Schatten nicht aushalten; — es gab keinen größern Contrast der Persönlichkeiten, als die Baronin und das alte lahme Freifräulein. In der Körperhülle der Einen war die Seele mager und dürr geblieben und klapperte darin, gleich dem vertrockneten, ungenießbaren Kern einer tauben Nuß; in dem kümmerlichen Leibe der Andern fand die kräftige, lebensmuthige, lebensfrische Seele fast keinen Raum. So fand auf beiden Seiten ein Mißverhältniß statt; doch hat der erste Fall unregelmäßiger Organisation den Vorzug, daß eine dünne Seele in einem dicken Gefäß der Gesundheit durchaus nicht nachtheilig ist; während im Gegentheil ein in einem erbärmlichen Körper zu gewaltig anschwellender Geist die irdische Behausung leicht ruinirt, und sie zuletzt ganz und gar vernichten und in die Luft sprengen kann. Die Baronin von Poppen liebte sich und die Ruhe à tout prix, ihren Sohn Leon tant bien que mal und die übrige Welt nur insofern, als sie sich vornehm darüber erheben, oder demüthig sich vor ihr neigen konnte. Das kleine Freifräulein liebte sich selbst durchaus nicht übermäßig, es machte sehr gern allerlei ironische Bemerkungen über sich, hatte dagegen für den größten Theil der übrigen Erdbewohner ein „faible.“ Es erhob sich freilich weder über sie, noch knixte es grinsend vor ihnen; hilfreich sprang es ihnen nach Kräften im Unglück an die Seite und ergriff ohne Scheu jede Hand, die sich angstvoll nach ihr ausstreckte; sie mochte so schmutzig und so hart sein, als sie wollte. Nur mit der Schwägerin konnte sie sich seit dem berühmten Processe — eigentlich schon seit früherer Zeit — nicht vertragen. Zusammen kamen sie wie Feuer und Wasser, und es gab ein großes Zischen, Brausen und viel heißen Dampf bei jeder Begegnung der beiden Damen.

Das Haus, welches die Baronin von Poppen mit ihrem Sohn in der Kronenstraße bewohnte, war ein sehr ansehnliches; das Leben, welches die Beiden führten, ließ nichts zu wünschen übrig; dennoch saß sowohl in dem Hause wie in dem Leben der Wurm, da sich derselbe nicht nur in den rothbäckigsten Früchten sehr wohl befinden kann. Das Vermögen der Dynastie vom Poppenhof und von Poppenhagen war im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts beträchtlich zusammengeschmolzen. Der Poppenhof war mit Hypotheken belastet und vollständig in den Händen eines schurkischen Verwalters, da der junge Baron es ganz und gar unter seiner Würde hielt, mit den eigenen Ochsen das von den Vätern ererbte Feld zu beackern. Auf das Haus in der Stadt hielt mehr als ein schwarzhaariger, krummnasiger Geschäftsmann die scharfen semitischen Augen gerichtet; es lastete auch auf seinen Ziegeln manch eine nicht unbeträchtliche Schuld. Baptiste und Elise stellten im Geheimen die wehmüthigsten Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen an und rüsteten sich ahnungsvoll, um mit dem Instinkt, den auch die Ratten haben sollen, im Augenblick des Zusammenbrechens des Glückes von Poppenhall, sich mit dem Ihrigen aus dem Staube machen zu können. Die Menschen sind gute Rechner, wenn es gilt, den Eintritt eines dem Nachbar drohenden Unheil's zu berechnen. Mamsell Elise und Herr Baptiste glaubten den Bestand des von Poppen'schen Haushaltes nur noch auf zwei bis drei Jahre garantiren zu können, unvorhergesehene Zufälle nicht mit in die Rechnung gezogen. Ganz so schlimm stand es freilich noch nicht; aber die Verhältnisse waren doch so verworren, daß Mutter und Sohn in manchen verlorenen Momenten gezwungen waren, sich damit zu beschäftigen, und sich einige Sorgen darüber zu machen.

Das Haus Nummer Fünfzig in der Kronenstraße stammte aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, es war ein vom Alter und Rauch geschwärztes steinernes Gebäude, über dessen Fenstern behelmte Kriegerköpfe grimmig sich anlächelten, eine steinerne Balustrade lief vor dem Dache her und auf dieser Brüstung standen vier verwitterte Statuen mit den Attributen der vier Jahreszeiten. Dem Frühling fehlte aber der Kopf, der Sommer hatte den Arm, der Herbst die Sichel verloren; nur der Winter hatte unversehrt alle Stürme der Zeit und der Witte-

rung überdauert und blickte böse aus den unbeholfenen Falten seines Gewandes. Es war ein recht winterliches Haus, dunkel, feucht und kalt. Die Steinplatten auf der Flur wurden niemals ganz trocken, das Geländer der breiten Treppe fühlte sich immer naß an. Hier und da sah ein halbverwischtes altes Porträt aus schwarzem Holzrahmen von der Wand herab. Wo die Wände vertäfelt waren, half es nichts, das Wurmmehl wegzufegen; es rieselte immer von Neuem unter der ununterbrochenen Arbeit der grabenden, wühlenden Thiere hervor und sammelte sich zu Haufen.

Die Baronin haßte dieses Haus recht von Herzen, sie nannte es einen Grabkeller, und würde es gern gegen eine der modernen Wohnungen in einem modernen Viertel der Stadt vertauscht haben, wenn nur Leon damit zufrieden gewesen wäre. Diesem jungen Herrn aber war die Lage und Gelegenheit des Hauses ganz genehm; es ließen sich daselbst recht hübsche kleine Partien, ganz hinter den Leuten geben; das aristokratische Viertel mit seinen breiten Straßen, seinen Gärtchen vor den Häusern, seinen hellen Fenstern und Gemächern hatte in dieser Hinsicht nicht den mindesten Reiz für ihn; er rühmte als hoffnungsvoller junger Diplomat der Mama das ungemein vornehme Etwas, welches in diesem alten Familiengebäude Derer von Zieger sich manifestire; die Mama seufzte, gab ihrem Sohne Recht und man blieb, wo man war, — die Mutter in dem elegant ausgestatteten ersten Stock, der Sohn im zweiten Stockwerk, wo er sich so eingerichtet hatte, wie es einem civilisirten Jüngling der Jetztzeit zukam. Das dritte Stockwerk war unbewohnt und diente den Ratten und Mäusen als geräumiger Tummelplatz; Alles, was seit anderthalbhundert Jahren in der Familie von Zieger an Kleidungsstücken, Geräthschaften, Meubles abgängig geworden war, hatte hier ein Unterkommen gefunden. Wären wir mit dem Blick eines Trödeljuden begabt, wir würden uns mit Vergnügen auf eine genauere Beschreibung dieser Räumlichkeiten und ihres Inhalts einlassen; die Menschen interessiren uns aber zumeist, und so machen wir Gebrauch von unserm Privilegium, überall ungehindert eintreten zu können, und führen, ohne durch den holden Baptiste und die schöne Elise an der Thür zurückgewiesen zu werden — wir haben auch hoffentlich nicht das Ansehen von Gläubigern — unsere Leser ein bei Madame la baronne.

Die gnädige Frau hatte Besuch. Frau von Schellen mit ihrer Nichte und Frau von Eichel waren so eben fortgegangen, Frau von Flöte und ihre Tochter Lydda saßen noch am Theetisch der Baronin. Von den erstgenannten drei Damen wäre mancherlei Angenehmes zu sagen, wenn wir Zeit dazu hätten, für Artemise und Lydda von Flöte aber müssen wir unbedingt einen Raum unseres Buches verwenden; wir können dafür die Expectorationen des alten Ulex ein wenig beschneiden, oder die Bemerkungen des Polizeischreibers Fiebiger beschränken.

Es gibt Venusstatuen, welche der fromme Glaube vergangener Jahrhunderte so bemeißelt, beleckt und beküßt hat, bis eine echte Heilige des christlich-katholischen Himmels, eine Sancta Agnes, eine Sancta Clara, eine Sancta Katharina daraus geworden ist: ein ganz ähnlicher Proceß war mit Artemise von Flöte vorgegangen. Sie war jung und schön gewesen, und man hatte sie umtanzt wie einen englischen Maibaum; jung und schön war sie nicht mehr, den Rosenkranz hatte sie abgenommen; aber sie war reich, sehr reich, und fromm — sehr fromm. Die arme Lydda von Flöte hatte niemals eine Zeit der Rosen gekannt; immer war sie einer Blüthe zu vergleichen gewesen, welche lange in einem Gebetbuch gelegen hat, und welcher Saft, Form und Duft vollständig ausgepreßt ist. Obgleich sie eine sehr gute Partie war, und manch ein Elternpaar, manch ein liebevoller Papa, manch eine zärtliche Mama sie gern als Schwiegertochter an das Herz geschlossen hätten, so hatte doch Keiner der Herren Söhne genug Geschmack für die medicinischen Wissenschaften, um Osteologie an dem armen magern Kinde zu studiren. Wie ein vergessener vergoldeter Apfel hing sie am Weihnachtsbaum des Lebens und schrumpfelte immer mehr ein; während ihr Temperament den Umständen gemäß immer mehr litt. Auch Leon von Poppen hatte keine Lust, in den sauern Apfel zu beißen; obgleich er ihm auf so wünschenswerthem, werthvollem Präsentirteller unter die Nase gehalten wurde. Bis Dato hatte er noch jedesmal zum großen „chagrin“ seiner Mama das edle hervorstehende Glied seines Gesichtes gerümpft

und sich — mit seiner Jugend entschuldigt; die Baronin jedoch hatte die Hoffnung, ihren Sohn glücklich zu machen, noch lange nicht aufgegeben.

Um den Theetisch saßen die drei Damen; die Lampe warf ein magisches Dämmerlicht durch das Gemach — es fehlte nicht an Gesprächsstoff, und Lydda schickte öfters verstohlene Blicke nach der Thür, durch welche der junge Baron in jedem Augenblick eintreten konnte. Auch die Baronin sah von Zeit zu Zeit nach derselben Thür; aber Leon erschien nicht. „Wenn er endlich doch Vernunft annehmen wollte," dachte die zärtliche Mutter.

Frau von Flöte sagte:

„Liebste Freundin, die Consistorialräthin Krokisius war heute morgen bei mir. Die arme gute Seele hat recht ihre Noth. Sie wissen, Beste, was für ein christliches Haus die Leute machen, wie sie ihre Kinder erzogen haben. Nun das Unglück! Vor anderthalb Jahren ist der älteste Sohn Otto — Du erinnerst Dich seiner, Lydda — ein reizender brauner Lockenkopf —"

„Ein naseweiser Schlingel —"

„Ganz richtig, mein Kind, es hat sich leider ausgewiesen, daß er nicht viel taugte. Ach die armen Eltern — Gott will die Seinen prüfen. Der junge Mensch hatte solche schöne Aussichten, der Vater ist so gut angeschrieben in den maßgebenden Kreisen. Nun ist Alles nichts."

„Was ist denn geschehen, Liebe?" fragte die Baronin, höchst gleichgiltig ihren Hund streichelnd.

„Mein Gott, der junge Mensch geht, wie gesagt, zur Universität und geräth in die allerschlechteste Gesellschaft, in die allerschlechteste. Unchristliche Gesellen drängen sich an ihn; der Jüngling fällt in die Stricke der Versuchung, die Schlingen der Verführung; vergessen ist das fromme, gottesfürchtige Vaterhaus — der Herr Consistorialrath wird nicht das Glück haben, seinen Sohn hier in Amt und hohen Würden zu sehen. Er ist unter die Philosophen gegangen — nicht der Herr Consistorialrath; — er hat eine Doctorschrift geschrieben — es soll etwas ganz Abscheuliches sein, — die arme Consistorialräthin!"

Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie bei der Berichterstatterin die Venusstatue immer unter der Maske der Heiligen mehr oder weniger bemerklich zum Vorschein kam; in Mienenspiel, Augenspiel und Gesten mehr, als in Worten. Die Tochter hatte ein recht scharfes Auge für diese Momente, und verfehlte nicht, sie jedesmal durch ein unbeschreibliches Sinkenlassen des Kopfes und Ineinanderflechten der dünnen Finger sanft aber vorwurfsvoll zu rügen. Grund dazu hatte sie öfters, als die Mutter weiter erzählte:

„Das ist aber noch nicht das Schlimmste. Der verlorene Jüngling hat es gewagt, sich zu verlieben — auf die niedrigste Art sich zu verlieben. Seine Wäscherin — ein Mädchen aus der Plebs — was weiß ich — eine —"

„Mama!"

„Ja Du hast Recht, süßes Herz; wir wollen nicht weiter darüber reden; aber ich sage es immer wieder und ich habe es auch der Consistorialräthin gesagt: das kommt Alles nur von dem Umgang mit dem Krämer, dem Wechsler — was weiß ich — dem Banquier Wienand. Was nur die fromme Seele, der Herr Consistorialrath, mit dem Banquier zu schaffen hat; — der unglückliche junge Mensch ist auch nicht aus dem Hause fort geblieben. Es ist ein gefährliches Haus, man findet daselbst sehr gute Gesellschaft und sehr, sehr schlechte. Ich begreife nicht —"

„Ich auch nicht!" rief die Baronin, welche der Name Wienand aus jeder Art von Schlummer und Schlaf, aus jeder Art von Apathie, aus der tiefsten Ohnmacht erweckt und in die Höhe gejagt hätte; denn mit diesem Namen war der ihrer Schwägerin auf's Unzertrennlichste verknüpft. Ihr ganzer Anzug schien sich wie das Gefieder eines gereizten Truthahnes zu sträuben; Alles an ihr und sie selber schwoll an, und die majestätischen Falten der schweren seidenen Robe wollten sich auf keine Weise zur Ruhe bringen lassen durch die aufgeregten fleischigen Hände.

„Ich kann es auch nicht begreifen, wie man mit den Leuten verkehren kann, die in jenem Hause ein- und ausgehen," rief die Baronin von Poppen. „Der Hausherr ist ein arroganter, aufgeblasener Geldmensch, die Tochter —"

Lydda von Flöte seufzte und lispelte:

„Pitoyable!"

„Freifräulein Juliane von Poppen aber ist die Schwester meines Mannes, welche einen Stolz darin findet, ihren und unsern

Namen in allen Gassen zum Gespött und Gelächter des Pöbels zu machen."

Die Baronin Victorine wußte in der Tiefe ihrer Seele sehr gut, daß Der sich nicht immer lächerlich macht, von welchem man solches behauptet. Sie hatte aber einmal ihre Ansicht von der Sache, und der tausendfache Widerspruch, auf den sie dabei stieß, machte sie nur immer erbitterter gegen die Verwandte, immer giftiger in ihrem Haß.

„Weshalb," fuhr sie fort, „stellt man solch ein armes Geschöpf nicht unter Vormundschaft; weshalb hat die Polizei nicht Acht auf die Leute, von denen sie benutzt und ausgeplündert wird. Da sitzt irgendwo in der Stadt ein halb toller Mensch, ein überstudirter Narr — Hahaha, eine Jugendliebschaft, wenn ich nicht irre."

„O ciel!" seufzte schamhaft Lydda von Flöte.

„Mit dem hält sie Verkehr; bringt halbe Nächte bei ihm zu."

Sancta Venus legte sich zurück und lachte wie zu der gottlosen Zeit, als sie noch tief ausgeschnittene Kleider und Rosen in den Locken trug; Lydda ließ den Kopf sinken und faltete die Hände.

„Bringt halbe Nächte mit ihm und einem schuftigen Schreiber zu, wie in den Jahrhunderten, wo man noch Gold machte und den Stein der Weisen suchte. Ich glaube fast, es gibt keine Mörder- und Diebeshöhle in der Stadt, in welche sie nicht hinauf- oder hinuntergestiegen ist. Mit allem Gesindel ist sie bekannt — eine wahre Zigeunerkönigin."

Frau von Flöte billigte jeden harten Ausdruck der erregten Dame; Lydda zog sich immer schüchterner in sich zusammen, so daß sie zuletzt alle Aehnlichkeit mit einer vierundzwanzigjährigen Jungfrau verlor. Es war ein Glück, daß in diesem Augenblicke Leon von Poppen eintrat; seine Erscheinung brachte den Redefluß der Mama zum Stillstand, und errettete das Fräulein vom gänzlichen Verschwinden in ihr selbst. Lydda von Flöte raffte sich zu einer matten piquirten Lebendigkeit auf, ihre Mutter ließ den Mund hängen wie eine büßende Magdalena und neigte das Haupt zur Seite wie Lais.

„Leon, mein Sohn, ich hatte Dich doch gebeten, früher zu kommen!" sagte Victorine.

„Nicht möglich, chère maman. Unerträgliche Abhaltungen — insupportable Schwere des Daseins — starker Mann mit hundertundfünfzig Centner Ueberfracht auf der Brust und zwar kein Papiermaché — ah!"

Der junge Baron war außergewöhnlich weich und wehmüthig gestimmt. Er hatte im Spiel verloren, er hatte eine Erscheinung gehabt und litt an Kopfschmerz, Weltschmerz und allgemeiner Körperschwäche. Matt sank er in einen Sessel zwischen seiner Mutter und der Mutter Lydda's, zum großen Verdruß der Jungfrau, von welcher er sich so weit als irgend schicklich war, entfernt hielt. Der goldene Apfel hing so lose am Zweige, daß er dem Unvorsichtigen bei der leisesten Berührung auf die Nase gefallen wäre, und Leon von Poppen hielt etwas auf seine Nase; obgleich sie weder zu den griechischen noch zu den römischen gehörte.

„Wie ist es mit der Madonna, Herr von Poppen?" fragte Lydda.

„Ah, gnädiges Fräulein — richtig, Madonna nach Murillo gestochen von Theresa del Po; — ich erinnere mich! Ich hoffe, das Blatt Ihnen verschaffen zu können; aber — ah, wenn Sie wüßten, was mir Alles auf der Seele liegt."

„Armer Baron, Sie sehen in der That angegriffen aus," sagte bedauernd die Mutter Lydda's. „O wenn Sie doch recht ernstlich den Weg suchen wollten, der zur süßesten Ruhe, zum himmlischsten Frieden führt."

Herr Leon schnitt nach innen eine gräßliche Grimasse, die sich nach außen durch einen kläglichen Seufzer kundgab. „Der Teufel hole das Weib, mit ihrer himmlischen Ruhe, ihrem ewigen Frieden," dachte er. „Ich weiß wohl, was sie darunter versteht, aber ich danke." Laut sagte er: „O Gnädigste, wenn Sie wüßten, welche Mühe ich mir gebe, den Weg zum Heile zu finden. Vergangene Nacht träumte mir, ich sei der heilige Simon Stilites und stehe in Syrien auf einer achtzig Fuß hohen Säule ekstatisch auf einem Bein, balancez à vos dames."

Empört fuhr die gnädige Frau rauschend empor, einen Zorneslaut stieß Lydda aus, die Baronin starrte mit offenem Munde den Spötter an.

„Komm, mein Kind," rief Frau von Flöte, „wir wollen gehen; der Herr Baron ist in zu scherzhafter Stimmung für uns. Liebe Victorine, der Herr gebe Ihnen Kraft

in allen Ihren Leiden; Sie haben an Ihrem Sohn eine sehr schlechte Erziehung gemacht. Komm, Lydda."

Davon segelten die beiden Damen, nachdem sie den unglücklichen Leon noch mit einer vollen Breitseite aus ihren heiligen Zorn sprühenden Augen bedacht hatten. Die Baronin wollte ihnen nacheilen; aber ein Starrkrampf schien sie auf dem Divan festzuhalten. Ihr Hündchen heulte kläglich, sie hatte sich beim Versuch, sich zu erheben, darauf gesetzt, und sie wog nicht wenig. Leon gähnte bedeutend und schritt mit gekreuzten Armen durch das Gemach.

Den Sturm, der nun über ihn naturgemäß losbrechen mußte, abzuwenden, zu neutralisiren, ließ der Baron als geschickter junger Diplomat und Naturkundiger jetzt selbst ein kleines Gewitter los, ehe die Mama wieder zu Athem gekommen war.

„Du hast mir das Leben gegeben, Mama," sagte er tragisch, „ich lege es Dir wieder zu Füßen. Mach' mit mir, was Du willst; opfere mich auf jede beliebige Weise dahin; nur nicht durch diese schrecklichen Weiber. Die Kraft der menschlichen Natur hat leider ihre Grenzen, und ich verkünde hiermit feierlich, daß meine Kräfte zu Ende sind. Mama, das Leben und das Schicksal haben mich mager genug gemacht; aber ein Skelett heirathe ich darum doch nicht. Steh doch auf, Mama, das Hundegeheul ist zu widerlich; armer Azor, das Geschick lastet nicht schwerer auf Dir, als auf mir; ich wollte, ich könnte mit Dir tauschen."

Die Baronin schluchzte krampfhaft in ihr Taschentuch:

„Leon, Leon, was war das? O Leon, was hast Du gethan? O Du bist unerträglich!"

„Vraiment, maman, ganz einverstanden. Komm her, Azor. Armes Thier — ganz platt, — platt gedrückt, wie ich selbst."

„Du hast die Damen auf's Tödtlichste beleidigt. Weißt Du, daß Du das gethan hast?"

Leon zuckte die Achseln.

„Sie meinten es so gut mit Dir."

„Danke, ich meine es eben so mit ihnen."

„Sie können Dir Deine Carriere vollständig verderben; sie sind so einflußreich."

„Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende, sagte irgend Jemand, welcher damit das Richtige traf."

„O Leon, Leon!"

„O Mama, Mama!"

„Du bist doch sonst immer ein gutes Kind gewesen!"

„Ich hoffe, es auch ferner zu sein; aber ich habe nicht den geringsten Sinn für das Studium der Anatomie."

„Solch ein schönes Vermögen!"

„Ach, das Gold ist nur Chimäre."

„Solch ein liebenswürdiger Charakter!"

„Alle Götter der Oberwelt und der Unterwelt ruf' ich an, daß sie einen Andern — meinen schlimmsten Feind — damit beglücken mögen."

„Leon, Du wirst bald genug einsehen, was Du heute Abend verloren hast."

„Fünfzig Friedrichsd'or und mein Herz," murmelte das gute Kind, doch so, daß die Mama nicht verstand, was es sagte. Der Baron hatte nicht Lust, das unerquickliche Gespräch länger fortzusetzen; er schellte und überließ die thränenüberströmte Mutter den Tröstungen und der Sorgfalt der lieblichen Elise. Leise schlich er fort und ließ sich von dem Esel, dem Baptiste, zu seinen eigenen Gemächern im obern Stock leuchten. Hier, wo von den Wänden aus goldenen Rahmen die berühmtesten Tänzerinnen in allerlei gewagten Stellungen, leichtverhüllt, auf ihn herabschauten; wo bronzene Thiergruppen von ihren Consolen aus ihren Herrn an die Freuden des Sports erinnerten, wo ein wirres Durcheinander aller möglichen und unmöglichen Gegenstände Tisch und Stuhl bedeckte; hier warf sich Leon von Poppen auf ein Lotterbett und machte es sich immer klarer, daß er rasend verliebt sei in — Helene Wienand, den reizenden Zögling der „unberechenbaren" Tante Juliane. Das war ihm heute ungemein klar geworden und zwar auf merkwürdig einfache Weise, ohne dramatische Zufälle irgend welcher Art. Am hellen nüchternen Tage, zwei Stunden nach dem Diner war an dem eigenthümlichen Gewächs, welches der Baron sein Herz nannte, diese neue Blüthe aufgesprungen, die nun inmitten mancher verwelkten andern sehr buntfarbig und mit etwas sonderbarem Duft prangte.

Sehr oft war Leon mit Helene zusammengetroffen, ohne auf das kleine unscheinbare Mädchen zu achten. Sehr oft war im Kreise der Genossen die Rede von der Tochter des Bauquiers gewesen, und der Baron hatte mit den Andern die gewöhnlichen Bemerkungen und Witze darüber ge-

macht; — nun hatte Amor Fleck getroffen, und der goldbefiederte Pfeil zitterte in der Wunde. Hinter dem Stamm einer Linde auf der Promenade hervor hatte der geflügelte Taugenichts gezielt. Unter der Linde hielt das Coupé des Banquiers, und im Vorbeigehen hatte Leon den Papa Wienand mit seiner Tochter aus dem Wagen steigen sehen. Solide war Alles an dem Geldmanne; untadelhaft seine Erscheinung, brillant seine Equipage und die beiden Rappen, sowie der bärtige Kutscher. Ueber alle Beschreibung aber war die Gestalt Helene's auf dem Wagentritt und das Füßchen, welches sie im Niedersteigen zeigen mußte. Es kam über Leon von Poppen gleich einer Offenbarung; hier war Alles, was das Herz wünschen konnte — Schönheit, Reichthum, vornehmes Wesen, Geschmack und Bildung. Wie der Castellan von Coucy drückte der Freiherr von Poppen die Hand auf das Herz; er grüßte tief und achtungsvoll, und verbindlich erwiederte der Banquier den Gruß, als er seine Tochter die Allee hinabführte. Wie festgewurzelt stand Leon noch einige Augenblicke.

„Bin ich denn blind gewesen?“ dachte er. „Sind wir Alle blind gewesen? Diable, Ihr Herren von der Garde, Ihr Herren vom diplomatischen Corps, ich verbitte mir in Zukunft alle Lazzi's über diese junge Dame. Per Bacco, allesammt sind wir mit Blindheit geschlagen gewesen!“

Beflügelten Schrittes eilte der Baron von dannen, aber nun trat ihm allmälig allerlei vor die Seele, welches seine Gehobenheit beeinträchtigte. Die Tante Juliane stieg geisterhaft drohend aus dem Boden und erhob den Krückstock; an Lydda von Flöte dachte Leon von Poppen und schauderte. Die Bekannten, welche ihn zum Spieltisch zogen, hatten Grund, sich über seine Zerstreutheit zu wundern. Wir wissen, in welcher Stimmung der Erbherr des Poppenhofes aus dem Café de l'Europe in die mütterliche Behausung heimkehrte, und wie er den Sperling aus der Hand fliegen ließ, der Taube auf dem Dache wegen.

In den wunderbarsten Verrenkungen und Lagen überlegte der Baron auf seinem Sopha seine Aussichten; aber wenn er sich auch auf den Kopf gestellt, oder eine noch abnormere Stellung angenommen hätte, seine Gedanken würden dadurch nicht klarer, seine Anschauungen nicht ruhiger geworden sein. Er fand keine Ruhe in seinen vier Wänden. Wiederum schlich er aus dem Hause, abermals nach dem Café de l'Europe. Letzteres war wenigstens der Wienand'schen Wohnung gegenüber gelegen, und er konnte von hier dann und wann einen Blick auf die erleuchteten Fenster gegenüber werfen; bis das Licht nach elf Uhr erlosch, und das große Gebäude in Dunkelheit versank. Leon von Poppen wurde wieder sehr aufgeregt und heiter in dem Kreise jüngerer und älterer Sünder, welche das bekannte Etablissement allnächtlich mit ihrer Gegenwart beehrten. Er war ungemein geistreich und witzig; aber ein ganz klein wenig weniger frivol wie gewöhnlich. Man stellte die Vermuthung auf, Fräulein Lydda von Flöte habe endlich — nachgegeben; man ließ es nicht an ironischen Glückwünschen fehlen. Leon ließ Alles über sich ergehen; er lachte mit den Lachenden; und parirte mit großem Glück manch' gutgezielten Stoß, der boshaft gegen ihn geführt wurde. Er war wie in einem leichten Rausch und that alles, diesen Rausch zu erhöhen. Je näher die Mitternacht kam, desto nervöser wurde er, desto eigenthümlicher wurde seine Stimmung. Seit der Nacht, in welcher Eva Dornbluth durchbrannte, hatte er so etwas nicht gefühlt.

Dem Kaffeehause gegenüber saß der Banquier in seinem Comptoir, nach dem Garten hinaus, vor dem Hauptbuch. Er hatte die Faust auf den gewaltigen Folianten gelegt; sein Auge blitzte Triumph. Es war eine Freude, dem breitschultrigen Mann in das charakteristische Gesicht, die eisernen, energischen Züge zu schauen. Man sah auf den ersten Blick, daß dieser Mann einen langen, mühevollen Weg, voll viel Schweiß und Arbeit zurückgelegt hatte und sich nun dem Gipfel nahe fühlte. Grau war das Haar, gefurcht die Stirn, manche Sorge war über dies Haupt hingegangen; aber es hatte sich nicht gebeugt — — Triumph!

Sechzehntes Capitel.

Viel Schutt und Trümmer fallen auf Helene Wienand's Gärtchen, sowie in den Hof von Nummer Zwölf in der Musikantengasse.

Mitternacht! dunkel war es auf Erden. Ein heftiger Wind blies seit einigen Tagen herbstahnungsvoll über die Stadt; aber droben am Himmelsgewölbe gingen die

Sterne ruhig ihren Gang, und wie ihr Lauf bestimmt war, so waren auch die Geschicke der Menschen bestimmt, eins durch das andere, alle durch den mächtigen Willen, welcher darüber „regiert,“ und welcher ad libitum den Einen zum Atheisten, den Andern zum Akosmisten macht. Zwischen Tag und Nacht laufen sich die Menschen zu Tode, wie die Maus in der Rolle; o Mitternacht, wie feierlich und ernst klingt Dein dröhnender Fußtritt in's Ohr — ein neuer Tag! — und noch immer will das Rad nicht zu Ruhe kommen. Lauf, lauf, arme Maus!

Mitternacht! der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger hatte einen Tag voll drängender, häßlicher Arbeit zurückgelegt; der Jammer der Menschheit war ihm fast an die Kehle gestiegen und hatte ihm den Athem bis zum Ersticken geraubt. Nun lag er auf seinem harten Lager und wehrte sich wieder einmal gegen die Gebilde des Tages, welche ihn bis in den Schlummer verfolgten, gegen die Geister der großen Foliobände, die noch viel, viel inhaltvoller waren, als die Folianten im Arbeitszimmer des Banquiers Wienand; obgleich auch in den Zahlen der letzteren für das Auge des Kenners, des Eingeweihten manch' ergreifender Bericht über menschliches Glück oder Unglück niedergelegt war.

Wachend lag Robert Wolf; er hatte sich halb aufgerichtet, indem er sich auf den Ellenbogen stützte, und blickte durch die Risse im alten Fenstervorhang nach den Sternen, vor welchen der Wind die Wolken herjagte. Vor einem Jahre noch hatte er den Septemberwind durch die Bäume des Winzelwaldes rauschen gehört. Wie anders war Alles seit den Tagen geworden! Der Jüngling blickte nach denselben Gestirnen, welche der Sternseher Heinrich Ulex in der nämlichen Stunde durch seinen Tubus beobachtete. Sie hatten Beide das Recht zu wachen, der Forscher wie der Jüngling, Jeder hatte Räthsel in sich und außer sich zu lösen. Die Liebe ist auch eine Wissenschaft, ein Streben, Forschen, Suchen nach dem Wahren, die Wissenschaft ist auch Liebe; beide blicken empor im Streben und Suchen und Sehnen — beide blicken nach den Sternen.

Aber der Wind ballte die Wolken immer mehr zusammen und jagte sie in immer schwärzern Massen vor die Sterne. Der Forscher schob sein Rohr zusammen und strich über die heiße Stirn; der Banquier Wienand schloß das schwere Hauptbuch und schrob die Lampe nieder; auch ihm fielen die Augen zu; der Polizeischreiber murmelte ängstlich im Schlaf: „Da, da, haltet ihn — zu spät — schickt nach dem Henker.“ Stern auf Stern verschwand am Firmament, erregt und schmerzlich beängstigt, beobachtete Robert Wolf, wie die Finsterniß ein blitzendes Licht nach dem andern auslöschte. Die späten Schwärmer im Café de l'Europe wurden allmälig immer stiller; sie gähnten in den Kissen der türkischen Divans, streckten die Beine immer weiter von sich und bliesen immer apathischer den Rauch der feinen Cigarren von sich. Der Kellner war im Winkel eingeschlafen.

Mitternacht! Noch stand der Sternseher am offenen Fenster und athmete das wilde aber nicht kalte Wehen ein; er lauschte den zwölf Schlägen, die eine Uhr nach der andern bis in die weiteste Ferne wie ein Echo aufnahm und wiederholte. Robert Wolf schob den Vorhang ganz zurück; kein Stern, nicht das winzigste Fünkchen war mehr zu erblicken am Himmel und auf Erden. Das Sausen in den Lüften wurde immer stärker, es fuhr durch die Höfe, um die Ecken, es fing sich in den Winkeln, umtanzte die Wetterfahnen, klapperte mit den Ziegeln, neckisch muthwillig und leichtfertig, doch nicht boshaft. Nun schlief der Banquier bereits sicher und fest; er war ein starker Mann, und wenn er sein Hauptbuch geschlossen hatte, so waren die Sorgen selten so kühn, sich an sein Kopfkissen zu wagen; Herz und Hirn waren bei ihm aus gleich fester Masse; sie waren beide aus dem Kitt geformt, welcher die Gesellschaft zusammenhält.

Leon von Poppen hatte wieder einmal die magern Arme auf die Marmorplatte des Tisches im Café de l'Europe gelegt, und den Kopf, der ein ganz anderes Gehirn als das des Banquiers barg, auf die Arme. Er schlief einen ähnlichen Schlaf, wie der abgejagte Garçon in der Ecke.

Ein Uhr! Es kam Robert Wolf ein Gedanke an den fernen Bruder, an Eva Dornbluth aus dem Cantorhaus zu Poppenhagen. Er dachte an Beide jetzt nicht mehr mit dem fieberhaften Groll früherer Tage. Wo mochten sie jetzt weilen? Wie mochte es ihnen gehen? Unendliche Räume überflog der Gedanke.

Ein Uhr und ein Viertel! Schwer fing

es endlich an, sich auf die Augenlider des Jünglings herabzusenken; der Schlaf wollte den Sieg über die unruhige Seele gewinnen. Der alte Ulex schloß sein Fenster; es verflossen noch fünf Minuten. Da ging plötzlich in der Ferne, nicht sehr fern von dem Garten des Banquiers Wienand, neben dem hohen Schornstein und Fabrikgebäude, welche den Astronomen allnächtlich ärgerten, ein Leuchten auf, wie der Schein einer Laterne, und zitterte einige Augenblicke an einer Hauswand, ohne daß Ulex viel darauf achtete. Es verschwand, um gleich darauf von Neuem und stärker emporzuzucken. Es erregte bald die ganze Aufmerksamkeit des Alten.

Nun glitt der Schein an den Fenstern einer andern Hauswand empor, nun fiel plötzlich ein feuriges Licht über die weiße Statue der Hebe neben der Hollunderlaube — ein Schrei klang in der Ferne; — es zuckte ein Flämmchen über ein Dach, leckend und züngelnd. Dem Flämmchen aber nach brach die Flamme, hellodernd, blutigroth, gefräßig-gierig in der vollen Pracht ihrer furchtbaren Majestät —

Feuer! Feuer!

„Feuer! Feuer!" rief der Sternseher in den Hof von Sanct Nicolaus hinab, und in der Tiefe wiederholten Männer- und Weiberstimmen den unheilvollen Schrei. Sturmgeläut, Hörner und Trommeln ließen sich in der Ferne vernehmen; denn damals löschte man Brände noch nicht im tiefsten Schweigen, wie heute. Auch auf dem Hofe von Nummer Zwölf der Musikantengasse wurde es lebendig, Lichter erschienen in der Wohnung der Familie Tellering; hervor stürzten der Schreiner und sein Sohn, die blanken Aexte über der Schulter. Auf fuhr von seinem Lager der Polizeischreiber Fiebiger; die Kleider hatte Robert Wolf bereits in aller Hast übergeworfen. Der rothe Schein fiel jetzt schon drohend in die Hinterfenster des Hauses des Particuliers Mäuseler.

Wie jedes andere schlafende Haus überkam auch die Nummer Zwölf der Musikantengasse der furchtbarste Schrecken bei dem plötzlichen Alarm, und es zeigte sich, daß Leute, die durchaus nicht im Rufe standen, Kopf zu haben, ihn dessenungeachtet verlieren konnten. Bei blitzschnell hereinbrechender Noth und Verwirrung zeigt sich am besten, was der Mensch ist, und was er kann.

Julius Schminkert, der diesmal ausnahmsweise sich vor Mitternacht im Bett befunden hatte, zeigte sich in seiner ganzen Größe. Er hatte durchaus nichts von Werth zu verlieren; so fuhr er denn in Hosen und Rock, kaltblütig und besonnen, und benutzte jede Gelegenheit, sich dem Gemeinwohl des Hauses zu widmen, auf's Beste. Um den Schreiber und Robert Wolf bekümmerte er sich nicht; er hörte ihren gestiefelten Schritt eilig hinter der Wand neben seinem Gemach und wußte, daß Beide seiner nicht bedurften. Der Erste, welchem er seine Energie widmete, war der halbtodte Hausherr, der Rentier Mäuseler. Besinnungslos irrte der Biedermann auf seinem Vorplatze umher, in flanellenen Unterhosen und verkehrt angezogenem Schlafrock, den Tabackskasten unter dem linken Arm, den Waschnapf in der rechten Hand. Seine Lust, dem Trübsalsbilde den Waschnapf aus der Hand zu nehmen und den Inhalt desselben über das ehrwürdige Haupt des ehrenwerthen Bürgers zu gießen, bezwang der darstellende Künstler; bemächtigte sich dafür aber vollständig alles dessen, was vom Rentier noch übrig war, und benutzte die Gelegenheit, um sich für seine lärmenden Dienstleistungen den Erlaß der rückständigen Miethe eidlich versprechen zu lassen. Die Cassette mit den Werthpapieren des Hausherrn unter dem einen Arme, den Hausherrn selbst unter dem andern, die halbohnmächtige Madam Krieg am Rockschoß nachschleifend, stieg Julius zur Wohnung des Fräuleins Aurora Pogge hernieder und erschien kühl lächelnd inmitten angstvollen mausehaften Umherlaufens und durchdringendsten Gekreisches und Gepiepe von Katze, Herrin und Dienerin. Alle Thüren waren geöffnet; der Fußboden aller Gemächer, der Vorplatz, wie die Treppe bereits bedeckt mit Plunder aller Art, welchen die unglücklichen Frauenzimmer in ihrer Rathlosigkeit aufgegriffen und umhergestreut hatten. In dem jungfräulichen Gemache Aurora's setzte der Schauspieler den Rentier auf dem grünen Sopha unter dem Bilde des seligen Proviantcommissärs nieder; und trotz ihrer Verstörtheit besaß Aurora noch schämige Kraft genug, den verwegenen Julius an den Haaren aus ihrem Schlafgemach zu ziehen, in welches er ungebeten seine vorwitzige, unheilige Nase steckte. Der Declamator warf der erzürnten Schönen eine Kußhand

zu, wies mit einer andern Handbewegung auf den ächzenden Hausherrn und schwebte aus dem Gemache. Hier hatte er nichts mehr zu thun und beflügelten Schrittes eilte er die Treppe hinunter, getrieben von der süßen Hoffnung, sich der holden Angelika und ihrem Vater nützlich und angenehm zu machen. Wann hätte er eine günstigere Gelegenheit dazu finden können?

Auf den ersten Stufen der Treppe stieß sein Fuß an ein in blauen Sammt gebundenes Buch, auf dessen Deckel zwei Tauben am Fuße eines Kreuzes sich schnäbelten. Er hob es auf, warf einen Blick hinein und stieß, scheu über die Schulter sehend, einen Ruf des Entzückens hervor. Er hatte ein Manuscript gefunden, von dessen Existenz das ganze Haus Nummer Zwölf in der Musikantengasse eine dumpfe grauenvolle Ahnung hatte. Auf der ersten Seite des Büchleins stand in merkwürdiger Handschrift:

Thagebug von Aurora Pogge.

Blitzschnell glitt der Fund in die Brusttasche des glücklichen Finders; mit den Fingern schnalzte Julius Schminkert, satanischen Jubels voll; noch warm von der zarten Berührung des jungfräulichen Busens Aurora's war das himmelblaue Schatzkästlein einer edlen Seele.

„Göttlich, göttlich! millionenfach gesegnete Stunde! Geschenk der Götter, feil für kein Königreich!“ jauchzte innerlich der Declamator, bei jedem Ausruf sich am Geländer über sechs Stufen der Treppe abwärts hinwegschwingend.

Verwirrung, Noth und Rathlosigkeit hatten eben so sehr von dem Parterre Besitz ergriffen, wie von den übrigen Stockwerken des Hauses, das höchste ausgenommen, welches alle Seelen- und Körperkräfte ruhig beieinander behielt; und wir schieben die Bemerkung ein, daß an dem letztern Factum durchaus nichts zu verwundern ist, da die klarsten Köpfe ungemein häufig dem Dache sehr nahe wohnen. Das Gehirn hält sich ja auch in dem höchsten Theile des menschlichen Körpers auf.

Niemals sah man einen zitternderen Kleiderkünstler, niemals versteinertere Lehrlinge, niemals angstvoller umherhüpfende Bekleidungsgehilfen. Die schöne Angelika, ziemlich mangelhaft bekleidet, warf sich an die Brust Schminkert's und umklammerte ihn krampfhaft mit dem Ruf:

„Rette mich! rette uns! o rette mich!“

„Aus Blut und Tod, aus Trümmern und Flammen!“ declamirte Julius, zärtlichst das zarte Wesen an seinem Herzen festhaltend, ohne daß der rathlose Papa intervenirte. „Es ist die Fabrik chemischer Waaren in Brand gerathen; wir werden höchst wahrscheinlich sogleich allesammt in die Luft fliegen. Halten Sie sich nur recht fest an mir, Engel der Seligkeit; wenn wir einmal in die Lüfte sollen, so geschieht's am angenehmsten paarweise; — o Angelika, Herrlichste Ihres Geschlechts; ich benutze wiederum die tragische Gelegenheit, den Brand von Semmelroth und Compagnie, um Ihnen den Brand meines Herzens zu offenbaren.“

„O hören Sie nur! sehen Sie nur — die Flammen! O wie gräßlich!“

„Was fürchtest Du, Geliebte? Laß den Erdkreis zusammenbrechen; — wie sagt der Altmeister Göthe?

Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zur Gottheit empor!“

„Wasser, Wasser, Wasser!“ schrie der Schneider. „Herr Schminkert, ich bitte Sie um Gotteswillen, was sollen wir anfangen? Rathen Sie, helfen Sie —“

„Da geht die hohe Polizei, nun sind wir gerettet!“ rief Julius, als eben Fiebiger im blauen Rock mit rothem Kragen, begleitet von Robert, über die Hausflur eilte und in die menschenvolle Gasse stürzte. Wir lassen den entzückten darstellenden Künstler, die schöne Angelika und den athemlosen tailleur de Paris, um dem Schreiber und seinem Zögling zu folgen. Mit kräftigen Rippenstößen drängten sich die Beiden durch die Menge, und Robert Wolf zeigte sich als ein kräftiger Bahnbrecher; bis zu einer Soldatenlinie, welche die Brandstätte gegen das andringende Volk absperrte. Hier trat der rothe Kragen des Polizeimannes in sein Recht, vor ihm öffnete sich bereitwillig die Reihe der Krieger, und der Schreiber fand sich bald mit Robert vor dem brennenden Wienand'schen Hause.

Mit verheerender Wuth hatte das Feuer um sich gegriffen und bot allen Anstrengungen der Menschen Trotz. Der Wind wühlte in den Flammen, wie in einem feurigen Aehrenfelde, die Hintergebäude des ganzen Häusercomplexes standen in Flammen und auch aus den Fenstern der Vorderhäuser leckten schon die rothen gefräßigen Zungen. In

den Garten des Banquiers brach eine hohe Wand nieder, zerschlug die weiße Statue der Hebe, zerknickte die Holunderlaube und bedeckte mit glühenden Trümmern und Funkengewirbel die Blumenbeete, den zierlichen Tisch, die grüne Bank. Erbarmungslos griff das Feuer über das Lieblingsplätzchen Helene's, erbarmungslos wie das Unglück in ihr junges Leben griff. Eine Bandfabrik wurde von den Flammen erfaßt; die Gluth trieb die Bänderrollen hoch in die Lüfte und wickelte sie am dunkelrothen Nachthimmel in den prächtigsten Schlangenwindungen auseinander. Aus allen Fenstern der obern Stockwerke des Wienand'schen Hauses schlug das wilde triumphirende Element und spottete der Anstrengungen der Spritzen, der Pioniercompagnien, der beiden Tellering Vater und Sohn. Aus dem Café de l'Europe hatten sich die Nachtschwärmer in die Straße gestürzt, und Leon von Poppen starrte wie blödsinnig, mit offenem Munde in das schreckliche Lichtmeer, in welchem das Haus des Banquiers Wienand — vielleicht auch sein ganzer Reichthum — untergehen sollten.

„Das gute, alte Haus! Armer Wienand!" rief der Polizeischreiber, die Hände erhebend.

In tödtlichster Angst flogen die Blicke Robert Wolf's umher. Sie, sie — wo war sie? Hatte man sie vergessen in den Flammen? War sie gerettet?

Der Jüngling stieß einen Schrei aus und sprang fort von der Seite des Schreibers. Quer über die Gasse schritt Johannes Tellering, eine zarte leblose Gestalt in den Armen tragend. Funken, Kohlen, glühende Balkentrümmer fielen immer dichter herab, nach einer andern Seite hin wurde der alte Fiebiger gedrängt; dem vor Ermattung strauchelnden Ludwig nahm Robert Wolf die leichte liebliche Last ab; vereint trugen Beide die ohnmächtige Helene in das Café de l'Europe und legten sie sanft auf einem der Divans nieder, auf welchen sich vorhin Leon von Poppen mit seinen Genossen gestreckt hatte. Die Wirthin und ihre Tochter nahmen sich der Armen bereitwilligst an, so viel es ihnen die Hast und Aufregung erlaubte, mit welcher auch sie ihr werthvollstes Eigenthum in Sicherheit zu bringen hatten. Als treuer Wächter stand Robert Wolf neben dem jungen Mädchen, welches er bis jetzt nur aus so weiter Entfernung durch die Ferngläser des Sternsehers Heinrich Ulex betrachtet und beobachtet hatte. Allerlei Volk drängte sich in und aus dem Gemach; eine kräftige geballte Faust streckte Robert Wolf einmal dem Freiherrn von Poppen entgegen; und er wich erst von seinem Wachtposten, als Juliane von Poppen sich durch das Getümmel drängte und ihr armes Herzenskind an's Herz schloß. Scheu zog sich Robert nun in einem Winkel zurück und starrte von dorther auf die alte Dame und das bleiche entsetzte Kind; bis das resolute Freifräulein halb durch Bitten, halb durch Gewalt das Gemach räumte, und so auch ihn wieder in die Gasse hinaustrieb.

Eine lange Häuserreihe stand nunmehr im lichten Brande. Im hohen Parterre seines brennenden Hauses war der Banquier noch immer mit seinen Leuten und der Rettungsmannschaft in gefahrvollster Arbeit beschäftigt. Manch' wichtiges Document, manch' werthvolles Schriftstück ging verloren; immer drohender ward die Gefahr; Einer der Helfenden nach dem Andern verließ das Gebäude, in welchem man fast erstickte, wo die Haare in der Hitze sich kräuselten, und wo die Kleider einen Brandgeruch von sich gaben. Zuletzt fand sich der Banquier nur noch mit einem kühnen Manne allein. Mit heldenmüthiger Aufopferung half der alte Meister Tellering beim Aufbrechen der Schränke; bis er von einer niederstürzenden Decke getroffen und gefährlich verwundet wurde. Da trug der Banquier den Greis auf seinen breiten Schultern aus dem Gebäude und gab es verzweifelnd auf, noch mehr zu retten. Hinter den Beiden stürzte das Haus in sich zusammen, und in der Gasse sank Ludwig Tellering mit wildem Angst- und Schmerzensruf neben seinem Vater nieder. Auf einer Bahre wurde der bewußtlose Meister in seine dunkle Hofwohnung zurückgetragen, begleitet und unterstützt von manchem versengten, rauchgeschwärzten Handwerksgenossen. Dicht ihm zu Häupten schritten der Polizeischreiber Fiebiger und der Sohn. An der letzten Straßenecke traf der traurige Zug auf den Wagen, zu welchem das Freifräulein von Poppen soeben Helene Wienand führte. Juliane beugte sich über den Verwundeten und winkte dem Sanitätsrath Pfingsten, an dessen Arm Helene hing. Auch der Arzt ging mit der Bahre, um sogleich Hilfe zu leisten. Der Banquier

war nicht von der Brandstätte wegzubringen; auf einem Stein- und Trümmerhaufen saß er und blickte stier in das Gluthmeer, dessen feurige Wogen über dem großen Buche zusammenschlugen, auf welches er in der letzten Zeit so oft so triumphirend seine Hand gelegt hatte. Aus dem Geprassel der Flammen klang es ihm wie höhnisches Lachen in's Ohr; seine Lippen zitterten, seine Zähne schlugen aneinander; ein Augenblick hatte den Mann um viele Jahre älter gemacht. Die markige Gestalt war zusammengesunken; zu plötzlich war für diese berechnende Stirn das Unglück gekommen; der Banquier Wienand auf dem Trümmerhaufen lächelte wie kindisch, er fing an, an den Fingern zu zählen und summte eintönig das Einmaleins vor sich hin. Freunde und Bekannte drängten sich theilnehmend, tröstend um ihn her; aber vergeblich waren alle Anstrengungen, den Unglücklichen vom Platze zu bringen. Auf alle Bitten und Vorstellungen schüttelte er verwirrt lächelnd den Kopf und wies auf die Flammen. Herr Leon von Poppen sah aus einiger Entfernung fast eben so verwirrt auf ihn, schüttelte ebenfalls den Kopf und schlich mit matt niederhängenden Armen und höchst uncomfortabeln Gedanken der mütterlichen Wohnung zu.

Robert Wolf sah Helene Wienand mit dem Freifräulein in den Wagen steigen, welcher sie nach der Wohnung der alten Dame führen sollte. Ueber ihm war der Himmel noch immer mit blutigem Schein übergossen; obgleich man jetzt allmälig des Feuers Herr ward. Um ihn her wirbelte die aufgeregte Bevölkerung der großen Stadt. Der Jüngling war wieder einmal wie bezaubert, wie berauscht. Er hatte ein ähnliches Gefühl wie an jenem Abend, wo er verwundet auf dem Straßenpflaster lag — eben so schmerzhaft, eben so selig. Minutenlang blickte er dem davonrollenden Wagen nach; als er schon längst verschwunden war, stand er noch immer in solcher Verzückung da. Dann eilte er hinter dem traurigen Zuge her, welchem das Gerücht unheilverkündend voranlief, um die bis dahin so glückliche Hofwohnung von Nummer Zwölf der Musikantengasse mit namenlosem Entsetzen und hellem Jammer zu erfüllen.

Von seinem Giebel aus hatte der greise Sternseher bewegt und doch ruhig in das wogende Flammenmeer, welches immer gewaltiger und dräuender gegen seine Höhe heraufraste, herabgeschaut; er wich weder der Hitze noch dem Qualm; all das hohe Mauerwerk, über welches er sich so oft geärgert hatte, sah er zusammenstürzen, und nach jedem donnernden Gekrach schlug die Feuersäule um so wilder himmelan.

„Stein wälzen sie auf Stein," sagte der Alte, „den Pelion auf den Ossa. Bis an die Sterne glauben sie ihre Burgen, ihr Glück aufthürmen zu können. Was sie für Elend und Sorgen, für Blut und Schweiß mit vermauern! Wie sie sich quälen und ängsten! Sie bauen im Wachen, sie bauen im Traum — tausendarmiges Gigantengeschlecht! Immer höher, immer höher. Gut wissen sie Richtmaß und Zirkel zu gebrauchen, darin liegt ihre Sicherheit, darauf sind sie stolz — arme Thoren! Den Flügelschlag der unsichtbaren Verderber fürchten sie nicht, den Flügelschlag, der im Vorbeistreifen die Paläste der Könige, die Häuser der Vornehmen, die höchsten Thürme und höchsten Schornsteine niederwirft. O meine Sterne, mit ihrem Mauerwerk werden sie Euch nicht erreichen; die Geister, welche zwischen Himmel und Erde wandeln, dulden es nicht!"

Bis zum grauenden Morgen stand der Greis an seinem Fenster; eine weite schwarze, rauchende Brandstätte fand der neue Tag. Viele Seufzer und Weherufe irrten um den düstern Fleck im großen Häusermeer. Viele müde Köpfe, viele elende Herzen, viel stumpfsinniges Aechzen und Brüten, viele laute wilde Flüche gab es um diesen schwarzen Fleck. Was wird aufwachsen aus dem Schutt und den Trümmern, aus dem Kummer und der Verzweiflung aller Derer, welche verloren haben, und welche jetzt noch so fest überzeugt sind, niemals wieder gewinnen zu können?!

Siebzehntes Capitel.

Unter dem Schutt und der Asche, — unter den Trümmern!

Drei vor allen Andern Unglückliche hatte der Funke gemacht, welcher in der Fabrik von Semmelroth und Compagnie in einem todten Aschenhaufen geschlafen hatte, welcher erwacht und gewachsen war, welcher sich gereckt und gedehnt und in seine feurigen

Umarmungen so viel hineingezogen hatte. Die drei vorzugsweise zu Bedauernden waren der große Banquier Wienand, der alte Schreiner Johann Tellering und — Fräulein Aurora Pogge aus Nummer Zwölf in der Musikantengasse. In verschiedener Weise litten sie; aber Alle litten schrecklich; in verschiedener Art trugen Alle das Schreckliche; aber ertragen mußten sie es.

Das Feuer ließ dem Banquier viel mehr, als die meisten Menschen jemals besessen haben und besitzen werden; aber es nahm ihm auch unendlich viel; es entriß ihm den besten Theil seines Ich's, seine Energie, die Spannkraft von Körper und Geist, in welcher allein für den Unglücklichen die Hoffnung künftiger Erfolge liegt. Man sprach viel in der Stadt über dieses phänomenartige Zusammenbrechen eines so eisernen Charakters; die Aerzte machten es zum Thema mancher wissenschaftlichen Unterhaltung; der Sanitätsrath Pfingsten als Hausarzt des Kranken wollte lange nicht an seine Möglichkeit glauben, und hielt den Zustand für eine momentane, vorübergehende Erschöpfung durch Schreck, körperliche Aufregung und Ueberanstrengung. Es war aber kein momentaner Zustand; — es blieb mit dem Banquier für's Erste wie es war, — er war ein geschlagener Mann. Mit lächelnder Miene wäre, wie schon gesagt, der Banquier jedem vorherberechneten Unglücksfall entgegengetreten; das Unvorhergesehene traf ihn mit vollster Wucht, ohne daß er einen Schild zur Abwehr bereiten und vorhalten konnte. Tief sollte diese intelligente Stirn in den Staub gedrückt werden.

Die ersten Tage nach der Feuersbrunst hatte der unglückliche Mann mit seiner Tochter in der Wohnung seiner alten Freundin, des Freifräuleins von Poppen zugebracht; und wieder einmal zeigte sich die alte Dame als seine treueste Helferin in der Noth. Sie konnte freilich diesesmal nicht viel helfen; ihre Ermahnungen, ihre Vorstellungen, ihre Vorwürfe prallten an der krankhaften Apathie des Banquiers, wie an einem Panzer ab; und es sollte noch schlimmer kommen mit ihm. Vergeblich mühten sich auch die andern Freunde, die Geschäftsgenossen des berühmten Geldmannes, ihm das Leben wieder von einer bessern Seite zu zeigen, ihm die geretteten Fonds, den unerschütterten Credit in die Erinnerung zu rufen. Der Kranke hörte ihnen stumpfsinnig lächelnd zu, schüttelte den Kopf und fing wieder an, an den Fingern zu zählen und das Einmaleins herzusagen. Stundenlang konnte er so sitzen und in einen Winkel starren, theilnahmlos für Alles, was um ihn her vorging; theilnahmlos für die Bekannten, die Collegen von der Börse, theilnahmlos für die alte Juliane, theilnahmlos sogar für seine Tochter, die arme, bleiche, weinende Helene. Man griff zu einem neuen Mittel. Man miethete ihm in der Kronenstraße eine Wohnung — dem Hause der Baronin von Poppen gegenüber — man richtete ihm daselbst ein elegantes Geschäftszimmer ein; — er weinte, als man ihm seine Firma auf dem blanken Messingschild an der Thür zeigte; er setzte sich vor das große leere Hauptbuch, welches man ihm auf den Arbeitstisch gelegt hatte, stützte das Haupt mit den Händen und weinte — weinte bitterlich. Es sollte aber noch viel schlimmer kommen; die Verwirrung seines Geistes hatte noch lange nicht den höchsten Grad erreicht; die fixe Idee, daß er sich und seine Tochter nicht mehr ernähren könne, daß er den Hungertod sterben müsse, griff immer mehr in seinem kranken Hirn Platz und zeigte sich auf die seltsamste, traurigste und verschiedenartigste Weise. Wir werden leider damit noch mehr zu thun haben und brechen hier ab, um den Leser zu dem zweiten Ort des Schmerzes zu führen. —

Dunkel war der Hof von Nummer Zwölf der Musikantengasse, noch dunkler fast die niedere Wohnung, deren Fenster auf den engen Raum gingen, wo einem der Hut vom Kopfe fiel, wenn man nach dem Stückchen blauen Himmels über den Dächern sehen wollte. Aber wie viel Sonnenschein hatten die guten Menschen, welche hier wohnten, in diese dämmerigen Räume hineingetragen! Diese dunkeln Wände hatten oft heller geglänzt, als königliche Säle voll unzähliger Wachskerzen. Da war ein Winkel hinter dem Ofen, ein Winkel, in welchem ein uralter Lehnstuhl stand, und Winkel und Lehnstuhl hatten einen Schein von sich gegeben, der mit nichts zu vergleichen war. Jeder Gegenstand in der Wohnstube, der Werkstatt, den Kammern, der Küche hatte sein eignes Leuchten gehabt; ächtester wahrster Goldglanz hatte

den Hammer, den Topf, den Kessel umspielt, Fluthen von Licht hatte der ärmliche Spiegel über das Gesichtchen Louise Tellering's gegossen; — nun sollte Alles erlöschen, Alles in die tiefste Finsterniß versinken. Wie die Hand der Frau Anna das verdunkelnde Tuch über den Käfig des Canarienvogels hängte, damit der kleine fröhliche Sänger den kranken Meister nicht auch noch störe im qualvollen Fieberschlummer; so warf das Geschick den schwarzen Schleier über das ganze arme Hauswesen.

Mit gesträubten Federn und eingezogenem Köpfchen saß der Vogel auf der Stange und wunderte sich über die lange Nacht, welche gar kein Ende nehmen wollte, und eben so verstört, verschüchtert, aber viel schmerzenreicher saßen Mutter und Kinder der Familie Tellering um das Lager des unsäglich leidenden Hausvaters. Verstummt waren die hellen Stimmen; der kleine Vogel sang nicht mehr, Ludwig Tellering sang nicht mehr, Louise sang nicht mehr. Der alte Mann erduldete die größten körperlichen Schmerzen, welche es gibt, die Qualen, die das Feuer dem menschlichen Leibe zufügt, und die treueste Pflege konnte diese Pein nicht im Mindesten lindern, so wenig wie die Kunst des Sanitätsraths Pfingsten es vermochte. Nur Mannesmuth konnte hier helfen, und mit dem Muth des Mannes trug Johannes Tellering, was ihm auferlegt war.

Gewöhnlich erdulden die niedern Classen körperliche Leiden und Anstrengungen gewisser Art mit weniger Ausdauer als die höhern, da ihnen das moralische Gegengewicht fehlt; aber hier war das nicht der Fall. Mit eiserner Kraft wehrte sich der verstümmelte Greis gegen seine Schmerzen, und nur selten verkündete ein leises Stöhnen den Seinigen, was er litt. Sie wußten es aber darum doch; denn sie kannten den Mann, den Vater; und die alte Frau rief mehr als einmal, die Hände ringend:

„Schrei doch! schrei Dich doch aus, Johannes! Es lindert — schrei Dich aus. O Gott, Gott, beiße die Zähne nicht so zusammen."

Aber Johannes Tellering schrie nicht; er lächelte sogar und ächzte:

„Gute Alte — noch nicht! vielleicht später!"

Das Augenlicht hatte er verloren; aber hinter den geschlossenen wunden Lidern tanzten noch immer die blutigen Flammen, in welche er geblickt hatte, ehe er unter dem niederstürzenden Balken die Besinnung verlor. Alles trug der alte Held standhaft, das vollständige Gegenbild zum Banquier Wienand.

Mit einem Theile der Hausgenossenschaft von Nummer Zwölf wurde die wackere Familie durch das Unglück, welches sie betroffen hatte, noch fester verknüpft. Zu allen Tageszeiten sprachen der Polizeischreiber Fiebiger und Robert Wolf in der Hofwohnung vor, und der Schreiber war auf seine Weise ein unbezahlbarer Trostbringer am Krankenlager; seine Gegenwart half der Familie, half dem Leidenden über manche trostlose Augenblicke hinweg. Von noch größerm Werth aber war für Johannes Tellering die Gegenwart des Sternsehers Ulex, der von seinem Giebel niederstieg und halbe Tage lang neben dem Bett des Meisters saß. Vortrefflich verstanden sich der Gelehrte und der Handwerker; — ein großes Stück Phantasie steckt im Volk und in der Philosophie, und damit bewegen Beide Alles, was sie erfassen. Zu den höchsten Höhen des Reichs der Geister vermag die ungeschulte Phantasie des Volkes sich zu erheben; nieder zu den Kindern und Einfältigen kann die echte Philosophie steigen; sie stehen ja doch Beide vor denselben unlösbaren Fragen — Immanuel Kant, der Königsberger Professor, wie Jakob Böhme, der Görlitzer Schuster. Mit dem armen Meister Johannes hob sich der dichterische Denker über die Finsterniß und den gewaltigen Schmerz empor zu jenen Regionen, in welchen es keine Finsterniß und keine Schmerzen gibt. In den Momenten verhältnißmäßiger Ruhe, welche dem Verwundeten zu Theil wurden, erzählte der Gelehrte dem Handwerker von jenen philosophischen Helden der classischen Welt, welche den Schmerz durch Willenskraft gebändigt, welche Armuth, Sclaverei, den furchtbarsten Tod mit stoischem Gleichmuth ertragen hatten. Der Mann der harten Arbeit begriff vollständig, wenn Ulex von jenem Theramenes sprach, welcher den Giftbecher lächelnd leerte und dabei sagte: dies sei dem schönen Kritias — seinem Hauptankläger — zugetrunken. Wie fest faßte Johannes Tellering die Hand des Sternsehers, als dieser vom Sokrates erzählte, wie er sich gegen die Richter wandte, nachdem er sein

Todesurtheil vernommen hatte: Wohlan denn, wir gehen nun Jeder seines Weges; Ihr an Eure fernern Geschäfte, ich zum Sterben; aber die unsterblichen Götter wissen, wem das Beste zu Theil geworden ist!

„Es ist ein großes Drängen in der Welt," sagte der Sternseher, „was uns nicht gewaltig stößt und quetscht, das zupft uns wenigstens. Wann gehen wir den Weg, den wir gehen wollen? In der Jugend achten wir nicht darauf. So lange das Blut frisch durch die Adern rinnt, folgen wir dem Zuge des Blutes; aber nachher? . . ! Drei Cherubim, drei Engel des Todes gibt es, Schaddai, Uriel und Adonai, vor ihnen müssen alle Engel des Lebens, alle Seraphim die glänzenden Flügel zusammenfalten; aber auch die Todesengel stehen nicht am Ende der Dinge: über allen Göttern sitzt Gott. Wer ist glücklich? Es war einmal ein großer Feldherr und zugleich ein tugendhafter Mann in einer verderbten Zeit, Phokion hieß er und war aus der Stadt Athen in Griechenland; — Niemand hatte gesehen, daß er weinte, Niemand hatte gesehen, daß er lachte: man behauptete, der Mann sei glücklich. Noch einen Andern hat's gegeben, der wollte mit den Göttern um die Glückseligkeit streiten, vorausgesetzt, daß er Wasser und Brot hätte — man hat ihn später viel verlästert, er war sehr gut und sehr weise, Epikuros hieß er. Lieber Meister Johannes, der Himmel ist uns in jedem Augenblick, an jedem Orte gleich nah und gleich fern; — der rechte Mann berührt ihn auch in der dunkelsten Stunde mit der Hand, und keine Erdenmacht ist im Stande, ihm das kleinste Stück davon zu entreißen. — Es gibt so viel Trost in der Welt, Meister, und ein nicht gering anzuschlagender liegt in Folgendem, welches vor fast zweitausend Jahren gesagt wurde."

Der Sternseher zog das Encheiridion des Epiktet aus der Tasche, blätterte einen Augenblick drin und paraphrasirte dann dem Kranken das dreiundzwanzigste Stück:

„Bedenke immer, das Leben sei Dir gegeben, wie dem Schauspieler eine Rolle im Drama vom Dichter gegeben wird. Spiele sie ab, wie sie der große Poet geschaffen hat — kurz, wenn sie kurz, lang, wenn sie lang ist. Wenn Dir die Rolle eines Bettlers gegeben wurde, so agire sie, so trefflich Du irgend vermagst; eben so, wenn Du mit der Rolle eines Kranken, eines Mannes der Schmerzen bedacht wurdest. Der Fürst muß den Fürsten spielen, der Plebejer den Plebejer. O Mitbruder auf der Bühne dieser Welt, unsere Sache ist's, die übergebenen Rollen gut darzustellen; ein Anderer, Höherer, Mächtiger, der große Dramaturg des Universums theilt sie aus. O lieber Meister Johannes, es bekommt ein Jeder den rechten Theil am gewaltigen Drama, und für Jeden fällt einmal der Vorhang. Dann gibt ein Jeder zurück, was ihm zur Ausführung seiner Rolle gegeben war: der König den Purpurmantel und die goldene Krone, der Bettler den Bettelsack und den weißen Stab; den schweren Sack der Schmerzen wirft der Kranke und Elende in den Winkel, und wer seinen Theil am Stück gut gemacht hat, der —"

„Wird Ruhe haben!" sagte der alte Handwerksmann mit seiner gewöhnlichen Stimme, die nur ein wenig bewegter als gewöhnlich war. „Ja, Herr, ich danke Ihnen aus dem Grunde meines Herzens für die Mühe, die Sie sich mit mir geben. Aber glauben Sie auch fest, es müßte wunderlich zugehen und noch viel schlimmer kommen, wenn ich nicht über dies alte Knochengerüst Herr bliebe. 'S ist mir nur um meine Alte, die Louise und den Jungen, die quälen sich mehr, als ich. Ich kann ihre Gesichter nicht sehen; aber ich weiß es, ich fühle es an ihren zitternden Händen, ich merke es an ihrem Athmen. O Herr, ich habe doch eine recht schwere Rolle zu spielen."

„Nicht die schwerste, Meister," sagte der Sternseher. „Gedenkt an den Mann, in dessen brennendem Hause Euch dieses Unheil betroffen hat, denkt an den Banquier Wienand!"

Der Kranke ließ die erhobene Hand schwer herabsinken:

„Es ist wahr. Gelobt sei Gott, daß das nicht auf mich gefallen ist. Wenn ich daran denke, so murre ich nicht mehr. O, Herr Ulex, und das war doch solch ein starker, solch ein kluger Mann; — was sind wir in dieser Welt?"

„Da war im siebzehnten Jahrhundert in Kopenhagen an der deutschen Pfarrkirche zu Sanct Peter ein alter Pastor Johann Lassenius, der sagt in einem Buche: Ich weiß nicht, ob ich das Leben mehr ein ster-

bendes Leben oder einen lebendigen Tod nennen sollte!" antwortete der Sternseher. „Ach, Meister Johannes, die Menschen welche uns am meisten aus einem Guß zu sein scheinen, die brechen oft am leichtesten."

„Ganz Recht, Heinrich," rief der Polizeischreiber, der vom Bureau kommend, sogleich in die Kammer des Schreiners guckte. „Solche alte gesprungene und wieder genietete, gekittete, mit Draht umwundene Töpfe, halten am längsten, das weiß jede Hausfrau. Meister Tellering, wir sind alle drei solche desolate Töpfe; haltet nur den Kopf, ich hätte beinahe gesagt den Deckel, in die Höhe; es kann noch manche Suppe in uns zum allgemeinen Besten gekocht werden."

Der Kranke schüttelte den Kopf und sagte leise:

„Ich für mein Theil glaube es nicht; mit mir ist's aus, und kein Kitten und Löthen wird mehr helfen."

„Aergert mich nicht, Tellering," brummte der Schreiber. „Man hat doch schon Aerger genug in diesem Jammerthal." —

Den Glauben an Wiedererlangung der Gesundheit konnte Keiner der Freunde dem Schreiner wiedergeben; er fühlte zu gut und sicher, daß ein so gebrochener, zuckender Körper wie der seinige, den Kampf nicht allzulange mit Schaddai, Uriel und Adonai den Todesgewaltigen aushalten werde. Und eines Abends rief er, nachdem er Frau und Tochter fortgeschickt hatte, damit sie „einmal frische Luft schnappten," seinen Sohn dicht an sein Lager und faßte seine Hand:

„Höre, mein Junge, ich habe Dir etwas zu sagen, was die Weiber noch nicht zu hören brauchen. Manchen Sarg haben wir zusammen angefertigt, und Du hast lange das unbehagliche Gefühl überwunden, welches Dich beim ersten an den Nackenhaaren packte. Lieber Junge, wir haben manchem Fremden, aber auch mehr als einem Nachbar und guten Freunde das letzte Haus gezimmert; bei dem, welches Du jetzt bauen sollst, werde ich Dir nicht helfen können; aber es muß doch fertig werden. Es stehen drei gute Bohlen in der Werkstatt neben meiner Hobelbank, Du hast mich oft gefragt, weshalb wir sie nicht verarbeiteten. Jetzt will ich's Dir sagen: Die drei Bretter sind für mich — es sind wackere Bretter ohne Aeste und Würmer, und sie haben mir schon manchen guten Dienst im Leben erwiesen und mich von mancher Dummheit abgebracht. Sie geben einen so schönen hohlen Klang, und wenn man mit der Faust daran schlägt, kann man dabei sich allerlei denken. Oft, wenn mich der Zorn überkommen wollte oder der Neid oder die Unlust; wenn ich zu viel Arbeit hatte oder zu wenig, hab' ich daran geklopft und mir das Meinige gedacht. Sie werden grad' reichen zu meiner Länge — fünf Fuß drei Viertel. Mach' Dich daran, Ludwig; aber — das Heulen laß unterwegs und zu überarbeiten brauchst Du Dich auch nicht; so sehr pressirt's nicht; der schwarze Kasten, den wir zimmerten in der Nacht, als uns die kleine Marie zum Bahnhof holte, mußte schneller fertig werden."

„O Vater, lieber Vater!" schluchzte der junge Handwerker, die zitternde Hand des Alten mit heißen Thränen benetzend.

„Du bist immer ein guter Sohn gewesen, Ludwig. Ich kann's Dir jetzt wohl sagen. Meine Freude und mein Stolz bist Du. Gott wird Dir auch noch alles Glück, was Du brauchst im Leben, geben, und die kleine Marie wirst Du auch wiederfinden; — aber Deine Mutter und Deine Schwester darfst Du nie verlassen. Stelle Dir auch drei solche Bretter in den Winkel und schlag stellenweise mit der Faust darauf — es ist ein Klang, der tief in die Seele geht. Da kommt die Alte schon wieder — ruhig Blut, Mann, wisch' die Thränen ab; die Weiber werden sonst wunder denken, was wir vorgehabt haben."

Mit ganz fröhlicher Stimme rief der tapfere Greis der Frau Anna und der jetzt so bleichen Louise entgegen und verkündete ihnen, wie er sich augenblicklich wohl fühle. Die alte Frau küßte die blinden Augen ihres Ehemannes und dankte Gott für den guten Muth, den ihr Johannes hatte. Louise aber suchte fragend das Gesicht des Bruders, und dieser war lange nicht genug Meister in der Verstellungskunst, um ihr Alles zu verbergen, was seine Seele bewegte.

Wir haben gesagt, die Feuersbrunst habe drei vor Allen Unglückliche gemacht; zwei derselben haben wir dem Leser gezeigt; von dem dritten Unglück dürfen wir in diesem Capitel nicht sprechen; es gehört nicht zu denen, vor welchen man den Hut abnimmt,

oder vor welchen man wenigstens scheu zur Seite tritt; es geht mehr auf dem Soccus, als auf dem Kothurn einher.

Achtzehntes Capitel.

Schreckliches Unglück des Fräuleins Aurora Pogge. Der declamirende Künstler Herr Julius Schminkert begeht eine entsetzliche Indiscretion.

Der Mond schien bleich in Ruthven's Angesicht, das heißt, er beleuchtete, seinen Schein mit dem eines in eine Flasche gesteckten Dreierlichtes vermischend, das heitere Gesicht Julius Schminkert's, welcher seit einiger Zeit, seit dem Brande, ungemein häuslich geworden war. Die frühere „geniale Elasticität," auf die er sich so viel zu gute that, und welche sonst sich bei ihm, zum großen Verdruß manches ehrlichen Mannes, mehr nach Außen hin bethätigt hatte, schien sich jetzt mehr der innern Theile seines Wesens bemächtigt zu haben. Seit der großen Feuersbrunst brachte Julius nicht mehr jede Nacht zu zwei Dritteln außerhalb des Hauses zu.

Er studirte! — —

Ja, er studirte mit aller Schwungkraft, deren ein Charakter, wie der seinige, fähig war.

Er studirte das Tagebuch des Fräuleins Aurora Pogge, und so sehr beschäftigten ihn die inhaltvollen Blätter desselben, daß er an nichts Anderes zu denken vermochte, als was sich aus diesem himmelblauen Buch mit den schnäbelnden Tauben lernen, und — was für ein Nutzen sich daraus ziehen ließ.

Wer ihn gesehen hätte, wie er saß, wühlend in den Haaren; Seufzer, unarticulirte Töne des höchsten Behagens, des Erstaunens und der allerhöchsten Verwunderung ausstoßend, der hätte sich mit Recht ebenfalls verwundert. Der Schüler des Adepten, dem in des Meisters Abwesenheit das große Buch der Geheimnisse, der Schlüssel und Dietrich aller Kräfte über und unter der Erde in die Hände fiel, mußte so ausgesehen, so in den Haaren gewühlt, solche Töne von sich gegeben haben. Es war aber auch ein Buch der Geheimnisse in die Hände Julius Schminkert's gefallen, und er schmeichelte sich, besser damit umgehen zu können, wie jener unglückliche Zauberlehrling, der mehr Geister beschwor, als er bändigen konnte. Was für Erfahrungen waren in diesen unorthographisch beschmierten Blättern niedergelegt! Ueber Diesseits und Jenseits, über die Nummer Zwölf und jede andere Nummer in der Musikantengasse, über das Nächste wie das Fernste, über das Höchste wie das Tiefste ließ sich Aurora Pogge aus. Seine eigene nicht besonders schmeichelhafte Charakteristik fand Herr Julius Schminkert neben der eingehenden, wenn auch grade nicht liebevollen Charakterzeichnung der schönen und angenehmen Angelika Stibbe.

Die junge Dame schien, gleich dem größten Theil der übrigen Menschheit, nicht sehr hoch, ja noch eine Stufe niedriger, als alles Andere in der Achtung der Memoirenschreiberin zu stehen. Uebertrieben treu ward über ihr Thun und Lassen, ihr Reden und Gebahren, ihren Gang, ihre Haltung und Kleidung, ihre Frisur, ihr Kopfschwenken, Lächeln, Lachen, ihren zu großen Fuß und ihre zu kleine Nase Buch geführt. Der geflügelte italienische Buchhalter im Bureau des jüngsten Gerichtes konnte nicht schärfer Achtung geben auf die Erde und ihre Bewohner, als Fräulein Aurora Pogge Acht hatte auf das Haus Nummer Zwölf in der Musikantengasse und die Musikantengasse selbst.

Jedermann und jedes Weib bekam sein Theil; der Vollzeischreiber Friedrich Fiebiger, wie Robert Wolf; der tailleur de Paris Alphonse Stibbe, wie seine Tochter. Auch über den Hausbesitzer und Rentier Herrn Mäuseler konnte man Manches in diesen Ergießungen einer schönen Seele lesen; Makaria — Aurora Pogge redete aber gut von ihm; wir — wissen nicht weshalb.

Alle Augenblicke sprang Julius Schminkert von seinen Sitze auf, um eine Art von indianischem Tanz um den Tisch, das Dreierlicht und das Manuscript zu beginnen. In den seltsamsten Körperverrenkungen mußte er seiner Seelenaufregung Luft machen, und der Schreiber, sowie Robert Wolf nebenan hörten dem Lärm, welchen er dabei hervorbrachte, mit Verwunderung zu. Der Declamator besaß Selbstüberwindung genug, um für's Erste Niemand an seinem Jubel, seinem Aerger Theil nehmen zu lassen. Genau wußte er, was für ein Gebrauch im gegebenen Augenblick von diesem blauen Buch den übrigen Hausgenossen, der Ver-

fasserin und vorzüglich dem Vater der lieblichen Angelika gegenüber zu machen war. Für jetzt zeigte sich seine Schlechtigkeit klar in der teuflischen Freude, die er über die Verzweiflung der Schriftstellerin in der Beletage hatte.

Als die Pythagoräerin Periktione ihr bezauberndes Buch „über die Harmonie des Weibes" schrieb und dasselbe ihrem hellenischen Buchhändler in Verlag gab, hatte sie gewiß keine Ahnungen von den Disharmonien, welche der Verlust eines Tagebuchs in einer edlen Frauenseele erregen kann. Aurora Pogge trug den Verlust ihres Manuscripts, wie eine Tigerin den Verlust ihres Jungen erträgt. War sie vorher kein Engel, so wurde sie jetzt zu einem wahren Dämon und fing an, in der Dunkelheit schwefllicht zu leuchten. Zu einer Nachtwandlerin wie Lady Macbeth wurde sie, und mehr als einmal beobachtete sie Julius Schminkert, halben Leibes über das Treppengeländer hängend, wie sie in der tiefsten Stille der Nacht mit einer Lampe umherschlich und dunkle Winkel durchstöberte: der Hofschulze, das Schwert Karl's des Großen suchend, war nichts gegen Fräulein Aurora Pogge auf der Suche nach dem himmelblauen Buch mit den sich schnäbelnden Tauben. Die Vorstellung, wie viel Injurienprocesse entstehen würden, wenn diese Gedenkblätter in die rechten Hände fielen, brachte sie fast um den Verstand. Sie machte das Unmögliche möglich und wurde noch magerer, als sie bereits war. Hulda, die Camerista, die sich so manches Jahr in Geduld gefaßt hatte und welche viel ertragen konnte, sagte den Dienst auf; was und wie die Arme im Leben gesündigt haben mochte, durch die im Dienste Aurora's verbrachten Jahre hatte sie Alles reichlich, überreichlich abgebüßt. Selbst die Katze, die doch vor Allem einen weichen Platz in dem sehr mangelhaft gepolsterten Herzen Aurora's innehatte, hielt es in der unmittelbaren Nähe ihrer Herrin nicht mehr aus; sie wurde gesehen, wie sie mit gesträubtem Haar, kümmerlich, nachdenklich, melancholisch auf dem Treppengeländer saß und wehmüthig-resignirt den schönen Schwanz herabhängen ließ. Es gehörte ein gutes Nervensystem dazu, dem Fräulein Pogge jetzt unbewegt entgegenzutreten; gräßlich war die Gemüthsstimmung der Dame, heillos ihre Angst, grauenhaft ihre Wuth, entsetzenerregend ihr Anblick. Der junge Ehemann auf der andern Seite der Musikantengasse, grad den Fenstern Aurora's gegenüber, hielt den ganzen Tag die Vorhänge niedergelassen, damit das Gesicht des Gegenübers seine kleine Frau nicht zu Tode erschrecke und kaum auszudenkendes Unheil hervorbringe. —

Während der Weise im Giebelzimmer des Nicolausklosters in gewohnter Art nach seinen Sternen sieht; während der Mann aus dem Lärm der Gassen, Friedrich Fiebiger, sich träumerisch in die Wolken seiner letzten Abendpfeife hüllt, während Robert Wolf mit dem Achilleus den hellumschienten Achaiern zürnt und zwischen den Zeilen, den volltönenden Versen immer an das schöne bleiche Gesicht denkt, welches heute zum erstenmal auch an dem Krankenlager des Meisters Tellering erschienen war, an das Gesicht Helene Wienand's; — während der Meister Johannes auf seinem Lager unendliche Schmerzen leidet; während das Freifräulein Juliane von Poppen die Nachtmütze auffetzt und noch einmal den Kopf schüttelt über den großen Banquier Wienand, während Helene Wienand in der Kronenstraße unsäglich angstvoll auf den ruhelosen Schritt im Nebenzimmer horcht; während alle dem wollen wir Herrn Julius Schminkert über die Schulter blicken, um einige Stellen aus dem Manuscripte Aurora Pogge's unserm eigenen Manuscripte einzuverleiben. Wir lernen daraus, daß andere Leute die Personen unserer Geschichte anders ansehen als wir selbst.

Beim idealen Lichte Luna's und beim realistischen Schein des zerfließenden, qualmenden, stinkenden Talgstümpels beginnen wir unsere Blumenlese und wissen wie Kinder auf der Wiese nicht, wohin wir zuerst greifen sollen, so reich ist das Feld, zwischen dessen Früchten wir die Wahl haben.

Auf gut Glück! da steht in fester Handschrift, wenn auch die Rechtschreibung Manches zu wünschen übrig läßt:

„1 April. Das heilige Abentmal genoßen in der Furgt des Herrn. Alle eure Sorge werfet auf ihn, er wirds wohl machen. Mamsell Stibbe wieder mit einem neuen Hut. Hochmuht kommt vor dem fall. Naseweiser Blick der dummen Triene. Dir wirt's auch noch gezeigt werden. Kalbfleisch 4 Groschen das Fund, wobei kein Mensch bestehen kann. Hulda im Verdacht

von wegen Schwenzelpfennige — wäre zu arg doch. Abends Thee und Madamen Mollenkopf.

5 April. Heute waren der Herr pastor Rothzwang von der Sankt Matthaikirche bei mich; ein rechter Leuchter des Herrn. Schokoladeh. Betrachtungen über die Sindhaftigkeid der Menschheid und vorzühglig der niedern Stände. Dem Herrn Pastor die Thür gewiesen vom alten hochnähsichen Tischler im Hofe. Pack!!! Freches Volk alle miteinander; Herr Renthier Mäuseler sollde kurzen Prozes mit sie machen; — Mimi unartig gewesen. Gescholden mit Hulda. ragout für Mimi.

Rodhabehne. Ist der junge Strolch, welchen der alte schreiber zu Wintersanfang in's Haus gebracht hat, der unnatürlige Sohn des alden Fiebicher? Heulsahme Betrachtunchen über die Lasterhafdigkeid der Menschheid.

8 April. In der Mathiaikirche Herr Pastder Rothzwang wie ein Engel Gottes geprediget. In Schmolkes Hauspostile gelesen. große Erbauung. Aerger über die Schneidertriene, welche mich nachlacht, als ich aus dem Haus will. Was sich die Person einbilted! Aber 'sist noch nicht aller Dage Abend und der Krug geht so lange zu Wasser, bis er briecht. Vielded sich was 'ein auf ihr Lärvgen — Affe! Betrachthungen über Gottes Langmuth. Viehsaviehs Cigarrenladen Bankerot gemacht; erinnert mich am 25 September vergangen Jares Feifenasche auf den Kopf als ich aus dem Fenster sehe; verbitte mich das — dagegen unhöfliches Benehmen und Antword des Herrn Polizeischreibers Fiebger. Das will Bolihzei sein!

4 Uhr Nagmittags. Mimi hat einen blumentopf mid Krauseminze aus den Venster geworfen, einen jungen Mann, auf den Kopf. Hut auf die Nahse. Thud mir Leid, aber abscheiliches Benehmen des junges Mannes, —— rühdes Eindringen in die unbeschitzde wohnung einer schuzlosen Jungfrau. Muß den Hud bezahlen, kriege das Zittern in die Bei — Füße. Krämpfe!!!

Notahbeneh Krampfstillendes Mittel.

$99\frac{1}{2}$ Tropf. Arrak deh Goob oder Rhum.

$\frac{1}{2}$ Loth Zucker

Edwas Zitrohnensaft

Muß alle finf Münuten wiederhohlt werden.

10 April. Begrießung und unterhaltung mid Herrn Parthikülliegeh Mäuseler. Sehr feingebildeter und feiner Mann. Weiß eine Dame zu erkennen; steht unter dem pantoffel seiner Haushälderin. Was die kreatur sich einbilded! Betrachtungen über das sichfindenderseelen.

Nächtliche Erweckung durch den Bummler Schminkert. Kommt betrunken nach Haus fällt auf der Dreppe. Höchst arrogahnter, lümmelhafter Gesell, der längst im Zugthause sitzen sollte, wenn die Polizei besser wäre. Männliches Pendang zu Fräulein Angelika Stibbe.

Konnte nicht wieder einschlafen. Werde morgen früh Herrn Renthier Mäuseler eine Viesithe machen von wegen des Hanswursts des Schminkerts. Vergleich des Herrn Mäuseler mit dem albernen Schneider Parterre. Was doch manche Menschen für eine Meinung von sich haben — Talieur deh Paris! wie wird mir jedesmahl übel zu Muth, wenn ich bei dem Fips vorbeigehe. — Angstvolle Betrachtunchen über das steigen und Sinken der werthpapire. Nun wir stehen Alle in Gottes Hand. Will morgen den Herrn Renntier um seine Ansigt von die Nordbahnactien fragen. Beschlossen für die Mission unter die schwarzen Indianer drei Paar wollene Socken zu stricken. Der Herr wird die Gabe der Jungfrau ansehen.

20 April. Der strolch ist wirklich der natürliche oder unnatürliche Sohn des Schreibers Fiebiger. Herr, Du lässest Deine Sonne scheinen über Jerechte und Ungerechde! Hätte das doch nicht gedacht! Die Mutter war eine Bäckerstochter aus der Rosenstraße und hat sich in's Wasser gestürzt. Der alte Sünder ist bei der Bolizei; da hackt keine krähe die andere die Augen aus, und Mancher klemmt sich da den Finger nicht, wo ihn Mancher sich klemmt.

2 Mai. Beim Knopfmacher Semper drüben ist das achte Kind angekohmen. Das folk muß doch auch der Regierunch übern Koppf wachsen. Was für ein Ende wil das nehmen? Zähle in diesem augenblick vom Fehnster aus einundzwanzig Rangen in die Gasse!!!

Eben der rechnungsräthin Huggendubel zugenickt — nicht wieder gegrüßt! Abgeschmackte Perschon, ihr Vater war Kalfacter im Viehnanzministerium. Plebbs!!!

Besuch des Herrn Pastor Drönemeier. Madehra und Bisqwit. Erbauliche Betrachtungen über das Verbrechen so im Finstern schleichet. Ob ich nichts weiß über den Mann hinten im Kloster, den alten Ulex? Und ob! Hexenküche im Nielasklobster! Zauberhöhle. 'Sist aber nichts so fein gesponnen', es Komt entlich ans Ligt der Sonnen. Was da ausgebrütet wirt vom alten Ulex und dem alten Fiebicher und dem alten Hinkefräulein das mag was Schönes sein. Das sie falsches Gehld machen, glaube ich nicht; daß sie aber an nichts Guten sinnd, weis ich siecher. Madam Mollenkopf meint, sie sagten aus den Sternen wahr, madam Strauß meind, sie machten eine grausame Maschinehrie, ein Perpedibum nobile. Das mag mich auch ein nobeles geschäfft sein. Fräulein Jöre meint, sie stellten sich und Andre das Sthereoskrop, und ich glaube, sie thun allesmiteinander und nog viel Schlimmeres dabzu; ich mach gar nicht dran denken. Den jungen Strolch des Schreibers verführen sie auch, er liecht tag und nacht im Kloster — son unglickliches Wurm!

9 Mai. Besuch vom hern Parhtikübligeh Mäuseler. Sehr erfreid. Gans scharmanter Mann! Weiß was es ist um eine unbeschitzste Junckfrau. Schade daß son Mann von solchen Thier von Würdschafterin zu Tot geqwält wird. Beruhigung von wegen die Eisenbanahctzien. Indereßant zu erfahren, wie mann die Feifen am behsten reinicht.

10 Juli. Große scene im Barterr. Schneider Fips in Wudh, Barohn Schleifenbein Durchgebrand mit unbezahlte Rechnung. Außerdem wigtige entdekkung von mich gemacht: Schauspielerlumpp aus die Dachkammer macht geputzten naseweisen Gans unten, Angelikah Stibbe den Hof. Mitleidiges Gefil mitn armen Stibbe. Sollte so hart doch nicht gestrafft werden.

20 Juli. Hulda hat gehört es spuke wieder hinten vom kloster her. Unterirrdischer Gang bis in unser Haus, wo weiser Mönch und schwarze Nohne umgehen. Vorne Schneidertriene, nägtliges Rumoren hinten. Mimis Unruhe in die Nacht. Miauzen. Herzspann.

Notabehne. Eine verlassene Jungfrau ist ein einsahmes unglückliges Wäsen!

21 Juli. Der junge musikande im Eckhaus hat sich todgeschossen. Auch das noch! Viel Schlimmes gehört an diesem Tage. Wird gegen des Herrn gebod wien ordendlicher Krist begraben und komt nicht nach die Anatomie und in Sphiritus! Ansicht des Herrn Pastohr Rothzwang darüber. Konnte die ganze vergangene nacht nicht schlaffen. Mimi sehr unruig.

22 August. Wenn der Schauspieler nichd auszieht, so ziehe ich. Unerträgliger Lerm in der Nacht. Kopfweh und Mihgrähneh. Besuch beim Herrn Renntier Mäuseler (natürlich im Begleitung von Hulda) Liebenswürdiger Mann — gut conversirt für seine Jare. Will sehen was mit dem Lumpp zu machen ist. Lumpp soll aus dem Hause. Begegne in die Hausflur beim Ausgehen aufgedonnerte Schneidermamsell. Ponsoseidenes Kleids, weiser seidener Shwal o deh mil flöhrs. Kann mir nicht enthalten, lasse ein Wort fallen von Schminkert und was ich weiß. Gesichd was die Krabbe macht, denke an Giffd dabei. Warte nur, wollen schonst nen Stecken dabei stecken.

23 August Krank!!! Totkrank von Aerger Schrecken. Abscheilich, abscheilich. Krank im Bett, Mimi auf die Füße. Komme gestern Abend nach ölf Uhr aus die Betstunde, steiche die Dreppe hinauf — weiße Gestalt mit feurige Augen — Ohnmacht! Erwache in die Ahrme von Fräulein Stibbe und das gantze Haus. Stehen alle um mich und lachen. Gans lacht, Schneiderbock lacht, Bolizist Fiebicher lacht, natürlicher Sohn lacht, — Histehriohne lacht auch. Kein Gespenst mehr zu sehen; schwazen alle auf mir ein, schreie ich nach Hulda nach Hausher, kommen entlich angestirzt und reißen mich aus die Hände von die Rotte Mörderrotte, auswurf von der Menschheid. — Werde von Hulda zu Bett gebracht — Krämpfe, Weinekrampf gantze Nagt, Doctor geholt — werde sterben dran. Am Morgen von Hulda ein hohler Kirbüs mit Augen, Nahse und Mund im Kellerhals gefunden und an mein Bed und zu Herr Mäuseler gebracht.

Histehrione muß weg, boshaftige grinsende Schneidertriene muß weg, Schneider muß weg, Strolch muß weg, Bolizei muß auch weg. Alle müssen aus dem Hause.

Rodapeneh. Krampfstillendes Mittel: Schlage ein ei zu Schaum und in ein Glas Franzbrandewein. Zucker atlibedumm, Vanillge, Wird heiß genommen.

Rhodabene. So heiß als möchlig!!

7 September. Kaffegesellschafd bey Frau Sekräterin Flenner. Weinerliche Perschon dünner Caffeh. — Zikorijen!! Arrogans von die jötzigen jüngern dämchen. Soll wol kraziöses Wäsen sein, wenn sieh naseweis sind gegen gereifdere Dahmen; — Affen! — Allerlei erfaren. Strolch magt süße Augen nach dem jungen Geschöppff, die Togder von Banqwieh Wienand. Dreikähsehoch von Mägdchen mit Taubenblicke — man kennd daß. Bei nachhausekunft von Hulda gehörd, das Histeriohne und Schneidermamsell wieder eihn Rahngdefuß im Hausganck gehabt haben. Soll so wahr ich das läben habe das letzte sein. Will Pinnsel von Vater die Augen öffnen, daß ihn ein gantser Ligtzieherladen aufgehen soll. Alter Donjuhan von Bolizeischreiber ist mir auch wieder in stichdunkle nacht mit dem alten lahmen Freilein von Poppen begegend; der Her Pastor Drönemeier" — — — — — — — —

Hier brach das Tagebuch ab. In der Nacht vom siebenten auf den achten September war das Feuer in dem Etablissement von Semmelroth und Compagnie ausgebrochen, und aus dem Bette, auf den Vorplatz stürzend, hatte Fräulein Aurora Pogge, die hagere Tochter des weiland so ungemein wohlbeleibten Proviantcommissärs, ihre himmelblauen Seelenergüsse, ihre liebenswürdigen Aufzeichnungen mit allen sich schnäbelnden silbernen Tauben verloren.

Der, welchem sie das süße Büchlein am letzten gezeigt hätte, der Popanz ihrer jungfräulichen Seele, der „Histeriohne" Julius Schminkert hielt es in den teuflischen Klauen, und hätte es, obgleich er den Werth von fünf Thalern sehr wohl zu schätzen wußte, um alle Reichthümer der Welt nicht herausgegeben. Mit diesem Buche in der Hand ließen sich durch einen Schlaukopf, wie er, merkwürdige Resultate erzielen. Was würde zum Beispiel Monsieur Alphonse Stibbe sagen, wenn man ihm einige Bruchstücke, einige Epitheta, welche seine eigene achtungswerthe Persönlichkeit betrafen, daraus vortrüge? Was würde der „Partikuglieh" Herr Mäuseler zu einigen Stellen aus dem himmelblauen Buch sagen?

„Es ist zu himmlisch! Es ist zu göttlich! Man sollte es nicht glauben, wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich hätte!" rief der Schauspieler, mit der Faust auf Aurora's Schatzkästlein schlagend. „Wie das Weib los geht! Alle Teufel, wenn ich doch das Ding in der Lilie vorlesen dürfte! Aber sachte, Julius — wirf Dir nicht selbst den Milchtopf um; immer ruhig und bedachtsam; wir wollen das Feuerwerk nicht am hellen Tage abbrennen. Hurrah, die Schwärmer, Frösche, Feuerräder und Raketen! Wenn nur nicht die ganze Nummer Zwölf und die halbe Musikantengasse mit in die Luft fliegt!"

Julius Schminkert hatte in der letzten Zeit immer mehr Terrain in dem hochromantisch blühenden Herzen Angelika's gewonnen. Die Memoirenschreiberin hatte in ihren Beobachtungen vollkommen Recht: Angelika Stibbe schwärmte für die leichtsinnige Lebensart des genialen Julius. Es lag doch Poesie und Schwung darin! Angelika Stibbe liebte die Art, wie der declamirende Künstler die struppige Mähne aus der Stirn warf, und nicht weniger gefiel ihr sein blühender Redestil und die Art der Mimik, mit welcher er seiner Rede Nachdruck gab.

Sie hatten sich „Rangdefuß" gegeben, und — sie gaben sich ferner welche.

Sein Fenster öffnete Julius Schminkert, sog die ambrosische Herbst- und Nachtluft in die jubelnde Brust und sang in den Hof hernieder einige Tacte einer Opernarie, in welcher ein höchst verliebter Jüngling in Tricots, Mantel und Federhut seiner Dame sein Nahen verkündete. Nachdem er auf diese Art seine eigene Innamorata benachrichtigt hatte, daß er noch in der Höhe vorhanden sei, schlich er in Pantoffeln die Treppe hinunter, horchte mit teuflischem Grinsen an der Thür Aurora's und schlüpfte aus der Hinterthür des Hauses in den Hof, der zu jetziger Stunde einzig durch einen matten Schimmer des Krankenlämpchens des Meisters Tellering erhellt wurde.

In einer Ecke dieses Hofes über einem Regenfaß befand sich das keusche Kammerfenster Angelika's, und wenn Jemand dem Zuge seines Herzens folgte und auf be-

sagtes zugedecktes Regenfaß trat, so konnte er grade mit Bequemlichkeit die zarte weiße Hand fassen, welche ihm aus dem rosigverhangenen Kammerfenster niedergestreckt werden mochte.

Julius Schminkert kannte bereits die beste Art, sich auf die morsche Tonne zu schwingen und sich mit übervollem Herzen auf dem gefährlichen Standpunkt im Gleichgewicht zu halten. Er voltigirte, stand, balancirte, flüsterte Worte der Liebe; — das Fenster erklang, leiseste Gegenflüsterungen durchzitterten die Nacht. Mit glühenden Küssen bedeckte der Liebende die zarte weiße Hand der ätherischen Huldin, an welche er seine göttliche Seele verloren hatte. Und währenddem lag der ahnungslose Papa, der Unvergleichliche, Herr Alphonse Stibbe, der doch à Paris so viel erlebt und erfahren hatte, im tiefsten Schlummer, nur geängstigt von einem Traum, in welchem er den Baron Schleifenbein im unbezahlten Frack ausreißen sah, während er selbst festgewurzelt stand, die abgerissenen Schöße des Fracks in der Hand.

Und währenddem warf sich Fräulein Aurora Pogge, welche dem Tailleur das Liebesverhältniß seiner Tochter noch nicht verrathen hatte, ruhelos auf ihrem Lager hin und her, und kramte in Gedanken noch einmal alle Schiebladen, Kasten, Kisten, Schränke, Ecken und Winkel nach ihrem verlorenen Tagebuch aus. Es war gut, daß ihre Haare sicher auf einem Haubenstock neben dem Bett standen, sie würde sie sich sonst jedenfalls ausgerauft haben. —

„O mein Julio!“ flüsterte eine Stimme parterre im Hofe, über der Wassertonne.

„O meine Romea — meine einzige, ewige Liebe, mein Engel, meine Angela, Angelina, Angelika!“ hauchte der Declamator; und dann flüsterte die Schöne in ganz veränderter Tonart:

„Schminkert, ich weiß jetzt, wer dem grünen Jungen aus dem Walde, welchen der alte Narr, der Fiebiger, aufzieht, das Herz gebrochen hat.“

„Und wer, meine Seele?“ fragte der Tragöde auf der Wassertonne.

„Die Tochter des Banquiers, der seit dem Brande verrückt geworden sein soll — Fräulein Wienand, die jetzt immer über den Hof zum alten Tellering zieht; der Junge weiß jedesmal, wenn das kleine Ding kommt, und ist hinter ihr her, wie — wie — “

„Wie Don Julio Schminkertino hinter Donna Angelika Stibbelini, — so geht's in der Jugend. Magst übrigens Recht haben, Scharfäugigste Deines Geschlechts. O Gott, Gott, Du hast Alles wohlgemacht; aber die Weiber hast Du doch zu schlau erschaffen. Na, ich will dem Mann der öffentlichen Sicherheit bei Gelegenheit einen Wink geben über die Fährte, auf welcher sein Zögling jagt. Die kleine Wienand jedoch ist ein reizendes Kind, ein allerliebster Wurm — wonnige Augen — seelenvolle Stirn — himmlische Locken — ein Entzücken, eine Selig — “

Ein Wasserguß aus dem Fenster der mit Recht empörten Angelika Stibbe ersäufte beinahe den unbedachtsamen Jüngling auf dem Fasse, welcher für eine solche Lobrede einer Anderen Zeit und Stelle sehr schlecht gewählt hatte. Das Gleichgewicht verlor er ebenfalls; er stürzte, die Tonne stürzte, der Deckel derselben brach — Gekrach, Geprassel — sich ergießende Fluthen trüben stinkenden Wassers! Flucht des betäubten Julius in's Haus, — treppauf — nasse Spur die Stiegen hinauf bis an's Dach, — erschreckte gespenstische Gestalten an Fenstern und Thüren! — — — —

Bedenkliche Blicke wurden am folgenden Morgen, vorzüglich von dem weiblichen Theil der Bevölkerung des Hauses auf das umgestürzte Faß und das Fenster der armen Angelika geworfen. Auch die feuchte Spur, welche sich die Treppe hinauf verlor, verfolgte man mit Kopfschütteln und Kopfnicken, und die Reputation einer gewissen jungen Dame bekam dadurch abermals ein bedenkliches Loch. Der Schauspieler Julius Schminkert aber bekam den Schnupfen, und der Papa Stibbe rückte ihm „auf die Bude;“ verließ sie aber in besserer Stimmung als man sich vorstellen sollte, — Julius hatte ihn bloß betrunken gemacht und noch nicht die große Reserve, die Tagebuchsblätter Aurora Pogge's in's Gefecht geführt.

(Fortsetzung folgt.)





Der Triumphzug

des Kaisers Aurelian.

(Im Jahre 274 nach Christi Geburt.)

Das gewaltige Rom hatte im Laufe der Jahrhunderte von einem kleinen städtischen Bezirk aus seine Herrschaft über ein Reich ausgedehnt, das von den Felsen des Herkules sich erstreckte bis zu den Fluthen des Euphrat, und Egypten und Britannien unter ein Scepter vereinigte, oder, um in der Sprache der Römer zu reden, den Erdkreis selber umfaßte. Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt wurden diese weiten Länderstrecken beherrscht durch eine Reihe edler Kaiser, unter denen, wie man sagte, das goldene Zeitalter auf die Erde schien wiederkehren zu wollen; aber es folgte ihnen im dritten Jahrhundert eine andere Reihe, deren Namen das menschliche Geschlecht entehren. Die stehenden Heere in Rom oder an den Grenzen des Reiches erhoben bald diesen, bald jenen ihrer glücklichen Feldherren auf den Thron, und wem von diesen es gelang, seine Nebenbuhler zu vernichten, dem jauchzte das Volk und der Senat von Rom Beifall zu und erkannte ihn so lange für den rechtmäßigen Beherrscher, bis auch seine Stunde kam und er einem Glücklichern unterlag.

Wenige dieser Herrscher vermochten sich Jahre lang zu behaupten; denn Tu-

genden und Laster waren gleich gefährlich für sie. Unter diesen Wenigen ragt durch seine Kraft hervor der Kaiser Aurelian. Er war der Sohn eines Bauern, der bei Sirmium (Belgrad) in Pannonien ein Landgut des Aurelius, eines reichen römischen Senators, verwaltete. Der kriegerische Sinn des Sohnes trieb ihn an, in's Heer einzutreten, wo er durch persönlichen Muth sowohl wie durch seine Geschicklichkeit und strenge Beharrlichkeit in dem Streben nach dem einmal gesteckten Ziele rasch alle Stufen soldatischer Ehren erstieg. Im Kriege gegen den von Nordosten her einbrechenden Stamm der Gothen zeichnete er sich so sehr aus, daß der Kaiser Valerian ihn zum Oberanführer der Reiterei machte und einem der vornehmsten römischen Senatoren befahl, den Abkömmling des pannonischen Bauern als seinen Sohn zu adoptiren und ihm seine Tochter zu geben. Nach dem Tode des Kaisers Claudius erhoben die römischen Legionen an der Donau Aurelian zum Nachfolger desselben. Er fühlte in sich die Kraft, seine Würde zu behaupten und seine Nebenbuhler zu bekämpfen.

Seine Kriege gegen diese waren eben so viele Siegeszüge. Zitternd beugten sich die Länder und Völker unter den thatkräftigen Mann, der, obwohl zu Zeiten der Milde nicht völlig entfremdet, doch nicht zauderte, mit grausam harter Hand Städte und ganze Landstriche der Verwüstung preiszugeben, wenn sie es wagten, sich seinem Willen zu widersetzen. Der letzte Feind, der ihm übrig blieb, war eine Frau, Zenobia, die Königin von Palmyra. Auf der Hälfte des Weges vom Mittelmeere nach Persien erhob sich damals auf einer palmenreichen Oase der syrischen Wüstengegend eine wunderbare Stadt, die an Glanz und Reichthum und der Pracht ihrer Gebäude wetteiferte mit den ersten Städten der damaligen Welt. In dem wechselvollen Glücksspiel um die Herrschaft des römischen Weltreichs hatten dort Odenathus und Zenobia eine Macht begründet, welche lange Jahre hindurch sowohl den Kaisern des Westens als den östlich wohnenden Völkern Achtung und Furcht einflößte. Nach dem Tode ihres Gemahls Odenathus rächte Zenobia ihn an seinen Mördern, und diese durch Schönheit, Klugheit und Festigkeit gleich ausgezeichnete Frau wußte sich als die Vormünderin ihrer Söhne im Besitz des Reiches zu erhalten. Wenn wir absehen von den sagenhaft durchwobenen Erzählungen von der Königin Semiramis, ist im Morgenlande, das von jeher bis auf den heutigen Tag die Frauen so gering geachtet hat, Zenobia fast die einzige ihres Geschlechts, welche mit allen den schätzenswerthen Eigenschaften desselben männliche Kühnheit und Umsicht, ja selbst erstaunenswerthe wissenschaftliche Kenntnisse der griechischen Bildung vereinte.

Aber mit allem diesem konnte sie der größern Kraft Aurelian's und seiner durch strenge Disciplin sieggewohnten Truppen nicht widerstehen. Ihre Heere wurden wiederholt geschlagen. Auch die Mauern Palmyra's vermochten nicht, den Sieger abzuhalten, und die herrliche Stadt ward der Plünderung und Verwüstung übergeben. Erst im vorigen Jahrhundert haben europäische Reisende den Trümmerhaufen wieder aufgefunden, wo die Ruinen eines der einst so prächtigen Tempel wenigen zerlumpten Hirtenfamilien der Eingeborenen des Landes zum Obdach dienten. Ruhmgekrönt kehrte Aurelian mit seinen Legionen nach Rom zurück, um dort vor dem verweichlichten Volke in einem glänzenden Triumphzuge seine Siege zu feiern.

Der Zug begann wie gewöhnlich am frühen Morgen vom Campus Martius aus und ging von da aus nach dem Capitol. Ihn eröffneten zwanzig Elephanten. Dann kamen zweihundert andere wilde Thiere aus den verschiedenen Gegenden des Nordens und Südens, in denen Aurelian und seine Legionen gestritten hatten, unter ihnen vier Tiger, verschiedene Kamelpardel, Elenthiere und andere. Nach ihnen traten 800 verschiedene Paare von Gladiatoren einher, welche der Kaiser nach der Weise der Zeit bestimmt hatte, sich im Circus vor den Augen des römischen Volkes in ihren Kampfspielen zu zerfleischen. Auf sie folgten die Gefangenen der verschiedenen barbarischen (nichtrömischen) Stämme, welche vor den Waffen des Kaisers sich hatten beugen müssen. Es waren Menschen fast aller Himmelsstriche in ihrer eigenthümlichen Kleidung: Gothen, Alanen, Roxolanen, Sarmaten, Sueven, Franken, Vandalen und andere Völker des germanischen Stammes, dann Egypter, Araber, Inder, Perser und alle andern fremden Namen, die der Osten hervorbringt, unter ihnen auch die wenigen

Bewohner von Palmyra, die nach den Schicksalsschlägen, die ihre Herrschaft, ihre Stadt, ihre Weiber und Kinder vernichtet hatten, zu solcher Feier ein trauriges Dasein fristen mußten. Unter den Gefangenen waren auch zehn Weiber, die man in männlicher Kleidung kämpfend unter den Gothen ergriffen hatte und deshalb mit dem Namen der Amazonen schmückte, von denen die fabelhafte Geschichte früherer Zeiten uns berichtet. Vor jeder neuen Abtheilung wurde der auf einer Tafel eingeschriebene Name derselben getragen, den Gefangenen selber schnürten Stricke die Hände auf den Rücken.

Nach den Gefangenen geringern Ranges schritt Tetricus einher, einer der Mitbewerber Aurelian's um die kaiserliche Würde. Weil er in Gallien sich erhoben hatte, so war er nach der Weise dieses Volkes mit Beinkleidern angethan, welche bei den Römern auch damals noch für weichlich galten. Er war römischer Senator und seine Amtsbrüder sahen mit tiefem Schmerz, daß zum ersten Male einer ihrer Standesgenossen also im Triumphe aufgeführt wurde. Aber ihr Blick hatte nicht Zeit auf ihm zu weilen; denn hinter ihm folgte Zenobia, die vor wenigen Monaten noch so gewaltige Königin des Ostens. Sie war gefesselt mit goldenen Ketten, deren Enden von Sclaven nachgetragen wurden. Hinter ihr fuhr ihr Wagen daher, den sie sich zur Zeit ihres Glanzes hatte bereiten lassen, um, wie damals ihre Meinung war, im Triumph auf ihm in Rom einzuziehen. Wie dieser Wagen sich auszeichnete durch die Pracht des Goldes und der Edelsteine, so nicht minder der des Odenathus, und desgleichen ein dritter, den der König der Perser dem an seinen Grenzen drohenden Kaiser Aurelian zum Geschenk gemacht hatte. Dann fuhr ein Wagen daher, der, wie man sagte, dem Könige der Gothen gehört hatte. Auf ihm saß Aurelian und ließ sich also von vier Hirschen auf's Capitol fahren, wo er diese Thiere dem höchsten Jupiter zum Opfer darbrachte. Außerdem ward eine unermeßliche Beute an Gold und Silber im Triumph aufgeführt, und Aurelian schenkte allein dem Tempel der Sonne auf dem quirinalischen Hügel 15,000 Pfund Goldes. Damals waren längst die Gottesverehrungen oder Götzendienste aller verschiedenen Völker des Weltreichs innerhalb der Mauern der einen Weltstadt heimisch gemacht; aber Aurelian bezeugte diesem Tempel der Sonne eine besondere Verehrung, weil seine Mutter dort Priesterin gewesen war und er diesem Umstande das Glück seines Lebens zuschrieb.

Der Zug begann mit dem Anfang des Tages; aber erst um die neunte Stunde (3 Uhr Nachmittags) gelangten die Letzten an das Capitol, und die Nacht war schon hereingebrochen, als Aurelian dort die Festlichkeiten vollendet hatte. Am andern Tage erwarteten neue Freuden das schaulustige Volk von Rom: die mörderischen Spiele der Gladiatoren und der Thierhetzen begannen. Man war damals längst nicht mehr zufrieden mit den Gefahren der Einzelgefechte, wo Mann gegen Mann stritt oder ein Mensch sich fruchtlos abmühte, den ungleichen Kampf gegen die Krallen und den Rachen eines Raubthieres zu bestehen; das verwöhnte Auge, die verwöhnte Lust am Blut bedurfte stärkerer Reize. Es waren eigene Wasserbassins gebaut, auf welchen förmliche Seeschlachten im Kleinen stattfanden, und rundumher jauchzte das Volk den Thaten der Tapfern zu, die sich zu seinem Vergnügen schlachteten oder schlachten ließen. Nur eine Erwartung ließ Aurelian unbefriedigt. Er hatte versprochen, nach seinem Siege und der glücklichen Heimkehr jedem Bürger eine zweipfündige Krone zu schenken. Das Volk erwartete diese in edlen Metallen, am liebsten in Gold; aber der weisere Aurelian zog vor, zweipfündige Kronen von Weizenmehl zu backen und diese dem Volke zu schenken.

Aurelian zeigte sich nur da grausam, wo es nach seiner Meinung zur Befestigung seiner Herrschaft oder zur Strafe nöthig war. Mit dem Triumph über Tetricus und Zenobia begnügte er sich. Er schenkte der einst so gewaltigen Herrscherin unweit der Stadt Rom ein Landgut, wo Zenobia im Frieden noch viele Jahre den Wissenschaften lebte, die sie früher mit ihrem berühmten Lehrer Longinus betrieben hatte. Ihre Söhne gingen über in den Dienst des Staates und ihre Töchter verheiratheten sich an vornehme Römer. Tetricus erhielt nicht bloß seine Freiheit, sondern er wie sein Sohn wurden von ihrem ehemaligen Feinde und Sieger in wichtige Staatsämter eingesetzt. Dann erbaute Tetricus sich einen herrlichen Palast auf dem cölischen Hügel

und lud eines Tages den Kaiser Aurelian zu sich ein. Als dieser erschien, fiel sein Auge auf zwei Wandgemälde: auf dem einen war er selber dargestellt, wie er aus den Händen des Tetricus eine Bürgerkrone und das Scepter Galliens empfing; auf dem andern überreichte Aurelian dem Tetricus die Abzeichen der Senatorwürde. Aurelian betrachtete den Tetricus fortan als seinen Freund und Rathgeber. Nach der Besiegung aller äußern und innern Feinde wandte er alle seine Kraft an, den innern Frieden des Reiches zu sichern; aber dazu kannte der Soldat kein anderes Mittel, als das der Strenge und nicht selten auch des Schwertes. Es gelang ihm, eine Empörung zu dämpfen und Tausende von Menschen mußten wiederum ihr Leben verbluten; aber seine Kraft vermochte nicht den heimlich schleichenden Mord von sich abzuwehren. Einer aus seiner Umgebung, den er mit harter Strafe bedroht hatte, und der wohl wußte, daß Aurelian niemals vergebens drohe, benutzte einen günstigen Augenblick, als Aurelian eines Tages mit seinem Heere auf dem Marsche war, und erstach ihn. Aurelian hatte seine Würde noch nicht völlig fünf Jahre behauptet. 275.

Abermals wurde das Reich den krampfhaften Erschütterungen der Thronbewerber preisgegeben und also ging es fort und fort. Dennoch war das Reich trotz seiner innern Auflösung so fest gegliedert, daß es erst 200 Jahre nach Aurelian vor der frischen, rohen Kraft der deutschen Völkerstämme völlig und unhaltbar zusammenbrach.

Literarisches.

Benjamin Franklin. Ein Lebensbild von J. Venedey. Freiburg im Breisgau. Friedrich Wagner'sche Buchhandlung.

An der Wiege der großen Republik der Vereinigten Staaten, die, nach langem, ungestörtem, innerem und äußerem Wachsthum, sich jetzt einer gefährlichen Krisis ausgesetzt sieht, die hoffentlich nur der Durchgangspunkt zu einem reineren Zustande ist, haben zwei merkwürdige und in ihrer Art einzige Gestalten gestanden, die nicht nur für ihr Land, sondern für die gesammte gegenwärtige Menschheit als leuchtende Vorbilder gelten können, und deren Charakter, Handlungsweise und Ideen eine reiche Quelle der Erhebung und Belehrung bilden. Jeder denkt dabei auch ohne nähere Hindeutung an — Washington und Franklin — aber diese beiden Erscheinungen, obgleich in Aller Munde, sind ihrer tieferen Bedeutung nach im deutschen Publicum weniger bekannt als die allgemeine Verbreitung ihrer Namen voraussetzen lassen sollte. Die über sie in Amerika erschienenen Arbeiten sind, wenn auch zum Theil in's Deutsche übersetzt, der deutschen Lesewelt bisher wenig zugänglich geworden, und dann bringt selbst eine gute Uebertragung nie dieselbe Wirkung wie eine in der eigenen Sprache geschriebene Schrift von gleichem Werth hervor, und dies nicht bloß wegen der ursprünglich fremden Form, sondern auch wegen der Verschiedenheit des Standpunktes, des Ideenganges, des Geistes, der in einer Composition weht. Ein amerikanischer Autor faßt Washington und Franklin anders als ein deutscher auf — sie sind für ihn vor Allem Größen seines Landes, die für dasselbe Dieses oder Jenes gethan haben, aber er sieht sie nicht als Vertreter einer über die ganze civilisirte Welt verbreiteten Zeitrichtung, nicht als ein Gemeingut der Menschheit an. Die ausschließend nationale Anschauungsweise des Anglo-Amerikaners, die Unbekanntschaft mit dem fremden Volksgeiste, namentlich dem deutschen, läßt, wo es sich um einheimische Personen und Dinge handelt, eine universelle Auffassung derselben nicht zu, die doch allein eine große moralische Wirkung hervorzubringen geeignet ist, da das Fremde, so weit es fremd ist, entweder unverständlich bleibt oder kalt läßt. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, daß ein an die Behandlung historischer Erscheinungen gewöhnter Schriftsteller wie Venedey, der eben so viel Gefühl für sittlichen Adel als Verständniß für intellectuelle Größe besitzt, und aus eigener Anschauung mit verschiedenen Nationalitäten bekannt ist, die beiden amerikanischen Heroen zum Gegenstand einer eingehenden Betrachtung und Darstellung gewählt hat. Man hat Venedey's Leben Washington's oft ein „Volksbuch" genannt und nicht mit Unrecht, aber unserer Meinung nach hat seine Schilderung Franklin's noch mehr Anspruch auf diese, recht verstanden, eine literarische Arbeit besonders ehrende Bezeichnung. Denn könnte wohl, namentlich jetzt, etwas tiefer und allgemeiner als ein echtes Volksbuch wirken?

Washington's Bedeutung ist viel mehr als die Franklin's gewürdigt und bekannt, was aus der hervorragenderen äußeren Stellung, die Ersterer in seiner Zeit eingenommen hat, leicht erklärt werden kann. In Washington tritt der Feldherr, der Befreier seines Landes,

der allen Verlockungen des Ehrgeizes unzugängliche Patriot, der über allem Gemeinen und, man kann fast sagen, Gewöhnlichen, durch eine glückliche Anlage seiner Natur und günstige äußere Verhältnisse stehende Charakter vor Allem hervor. Er erscheint früh abgeschlossen und vollendet, und die Umstände haben ihm mehr nur Gelegenheit gegeben, sein inneres Wesen zu offenbaren, als daß sie dasselbe bestimmt oder erst gebildet hätten. Seine moralische Größe zeigt sich besonders in der Art, wie er die Anträge seiner Waffengenossen, die monarchische Gewalt in seiner Person zu erneuern, in der Regel, wie so viele Beispiele aus der Geschichte beweisen, die unwiderstehliche Lockung Derer, die in revolutionären Epochen hervorragen (Cäsar, Cromwell, Napoleon), nicht nur aus Klugheit und Mäßigung, sondern als eine unwürdige Zumuthung, als eine Verkennung seiner innersten Ueberzeugung, mit Schmerz und Zorn verwarf. Dies und Aehnliches scheint ihm keine Ueberwindung gekostet zu haben. Ein erhabener Sinn und eine frühe Reife des Geistes und Charakters hat ihn ohne Bedenken und Schwanken immer das Wahre und Rechte treffen lassen. Washington ist eine mehr heroische als bürgerliche Natur — diese Bezeichnung nicht bloß in Bezug auf militärisches und civiles Verdienst, nicht im Sinn von Standesunterschieden, sondern in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung gebraucht — und flößt ein mehr historisches als psychologisches Interesse ein, wie alles von Hause aus Große und in sich Abgeschlossene, in welchem es keine Lücken und Widersprüche gibt, sondern wo Alles von der Natur selbst so geformt ist, daß man es sich nicht wohl anders denken könnte. Seine Erscheinung erinnert, mit Ausnahme des Nimbus, der die großen Männer des Alterthums umgibt, an Epaminondas, den Johannes von Müller mit Recht als eins der leuchtendsten Gestirne am historischen Himmel betrachtet. Sein Wesen ist, wie das dieses griechischen Helden, wie aus einem Guß gebildet gewesen, einfach, groß, ohne Mischung fremder Bestandtheile, aber etwas starr und ungeachtet alles äußeren Wechsels innerlich unbeweglich, wie es bei den geschichtlichen Erscheinungen der modernen Welt selten ist.

Eine von Washington durchaus verschiedene Erscheinung war Franklin, eine echt bürgerliche Natur, aber diesen Begriff in seiner höchsten Potenz gedacht, die in ihrer Art dem Größten in anderer Form gleichsteht, und wenn sie zu ihrer vollen Entwicklung gelangt, einen eben so mächtigen Einfluß auf die Welt auszuüben berufen ist. Während Washington, mit ererbtem Besitz ausgestattet und früh mit einer Befehlshaberstelle in der Miliz seines Staates bekleidet, wie ein altrömischer Patricier, als Landeigenthümer und Krieger von kleinlichen Sorgen und Rücksichten frei dasteht, ist Franklin, der Sohn eines Handwerkers und selbst lange Handwerker, einzig auf seine Arbeit angewiesen, und allen den Hindernissen und selbst den Verirrungen ausgesetzt, die mit einer unsichern Stellung, der Abhängigkeit von Anderen und der Ausübung eines mechanischen Berufes verbunden zu sein pflegen. Aber über alle diese Schranken erhebt er sich durch den Keim zu sittlicher Größe, der in ihm lag, und durch das hohe Streben nach Erreichung eines Ideals als Mensch und Bürger, das er vom Erwachen seines Geistes an verfolgt, und zuletzt in seinem inneren und äußeren Leben in einem seltenen Grade verwirklicht hat. Aus dem Buchdruckerlehrling und Sohn des Lichterziehers in Boston ist, nicht durch besondere Gunst der Umstände oder außerordentliche Glücksfälle, sondern durch Anwendung aller ihm von der Natur verliehenen Kräfte, durch Festigkeit des Willens und Klarheit des Denkens, ein erleuchteter Gesetzgeber in seinem Lande, ein Staatsmann, der tief in das Geschick Europa's und Amerika's eingegriffen hat, ein Forscher und Entdecker auf dem Gebiet der Naturkunde, ein Schriftsteller geworden, dessen Arbeiten über moralische und politische Gegenstände einen außerordentlichen Einfluß auf seine Zeit ausgeübt haben. Wie Franklin dies Alles erreicht hat, verdient in Venedey's Buch selbst nachgelesen zu werden, wo das Leben des großen Mannes in seinem stetigen Zusammenhange, in seiner Entwicklung nach allen Seiten hin, in lichtvoller Ordnung und edler Einfachheit, bündig und doch erschöpfend erzählt wird. Washington hat ein höheres, mehr historisches Dasein als Franklin geführt, weil es, auf einen einzigen Punkt gerichtet, wie das der antiken Helden fast ausschließend ein öffentliches gewesen, und von Anfang an eine großartige, imponirende Einheit darstellt. Franklin hat aber eine viel mannigfaltigere, lebensvollere Thätigkeit an den Tag gelegt, ist eine mildere und beweglichere Natur gewesen. Was ihn aber zu einem universelleren Charakter, zu einem anziehenderen und einflußreicheren Vorbild für die große Mehrheit der Menschen macht, ist seine Selbsterziehung und Selbstveredlung, denn er hat an sich und in verschiedenen Richtungen das realisirt, was sonst gewöhnlich als ein unerreichbares Ideal betrachtet wird. Die Darstellung dieses Lebensganges eines aus der Volksclasse emporgekommenen Mannes, der die Leiter, auf der er hinaufgestiegen war, nie hinter sich abgeworfen hat, sondern im Innersten und Wesentlichsten seinem Ursprunge immer treu geblieben ist, kann als ein echtes Volksbuch angesehen und empfohlen werden.



Ueber Eisenarchitektur.

Von Amadeo Gentilli.

In dem Maße als neue Stoffe den Bauten zugewendet werden, sollte man auch neue Anordnungen erdenken, welche sowohl der noch ungewohnten Widerstandsfähigkeit des Materials durch ihre Dimensionen, als auch den vom Publicum gestellten, lang gewohnten Schönheitsbedingungen durch ihre Formen zu entsprechen haben. Denn bleibt man den alten Formen treu und verringert bloß die Dimensionen, je nachdem es eine erhöhte Tragkraft erlaubt, so ist man zwar wirthschaftlich verfahren, ohne aber im Grunde etwas Neues geschaffen zu haben, während doch die gänzlich umgestalteten Verhältnisse mit Recht ihre eigenen und besondern Formen erheischen. Erfindet man hingegen Neues, so hat man freilich im günstigsten Falle ein sehr undankbares Werk begonnen, indem das Urtheil des Publicums über Architektur durchaus befangen, nur an dem Altherkömmlichen gebildet und auf stete Vergleichung mit dem Herkömmlichen angewiesen ist; denn mag in Sachen der abstracten Vernunft unser Ausspruch auch noch so richtig, noch so aller irreleitenden Einflüsse entbunden sein; da wo unsere Sinne mit im Spiele sind, urtheilen wir bedingt, parteiisch und von vielen Vorurtheilen geleitet. Unser Schönheitssinn ist aber nicht absolut; alles genaue Mittel der Vergleichung, aller Maßstab fehlt.

Jahrhunderte vergehen, ehe neue Formen so zu sagen mundgerecht werden und während man in allen andern Künsten das Vorzügliche sogleich zu würdigen weiß, scheint es hier zu seiner Anerkennung erst noch der Weihe des Alters zu bedürfen. Vergebens wird man daher aus den physikalischen Verhältnissen der neuen Materialien allein Regeln für deren architektonische Anordnung ableiten wollen; eine schickliche Wahl unter dem schon Vorhandenen zu treffen ist weit dankbarer. Vergebens wird man das Publicum belehren, zu einer räsonnirenden Aesthetik heranbilden wollen, in Sachen der Kunst bleibt der angeborene gute Geschmack allein Richter.

Auf diese Art, wird man uns einwenden, hätte also nach dem griechischen Baustil kein anderer mehr entstehen sollen und doch wird Niemand die Vorzüge der seither aufgetauchten Stile leugnen. Man bedenke aber, daß es Factoren ganz andrer Art, als die veränderte Tragfähigkeit des Materials waren, welche neue Architekturperioden bedingten, Religion und Nationalcharakter sind die großen Momente, welche den Typus der Architektur von jeher beeinflußten und so wie sich Religion und Nationalcharakter in den öffentlichen Bauten nicht minder deutlich ausprägten, als in Sprache, Sitten und Gebräuchen, so läßt die Analogie auch rückwärts schließen, daß wie Sprache und Gebräuche, auch die Baustile nicht das Werk Einzelner gewesen seien; sondern das späte Ergebniß vielseitiger, gemeinsamer Bestrebungen, deren erste Manifestationen barbarisch genug waren.

In Zeiten aber, wo man für die Kunst so rege, so naiv, so uneigennützig fühlte, wo der große Promotor aller architektonischen Unternehmungen, der Glaube nämlich, so eifrige und warme Anhänger fand, konnten sich die Uranfänge eines neuen

Stils bald zu herrlicher Blüthe entfalten. Wollte man heute jedoch zu Gunsten der veränderten Verhältnisse den traditionellen Formen entsagen, so hätte man nur wenig Schwung von einem neuen Stile zu erwarten, welchem ökonomische Berechnungen zum Ausgangspunkte dienen und der in ein Zeitalter fällt, wo viele Kunstfächer fast nur mehr im Schlepptau der Industrie forkommen.

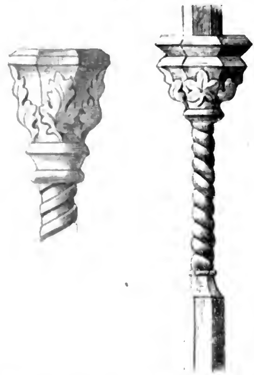
Wir begreifen daher auch, daß heute und unter solchen Bedingungen die Architektur etwas von ihren künstlerischen Vorrechten einbüßen müsse; lieber verzichten wir aber bei rein praktischen Constructionen auf jede künstlerische Ausstattung, als daß wir uns bei Objecten, die eine ästhetische Behandlung erfordern, durch technische Rücksichten den Kunstgenuß verbittern lassen. Wir sind also nicht der Ansicht Derer, die in einer ausgebreiteten Anwendung des Eisens eine neue Periode der Architektur aufblühen sehen. Wir begrüßen deshalb nicht minder freudig die Fortschritte der Eisentechnik vom wissenschaftlichen und praktischen Standpunkte bei Brücken, Dachstühlen und Hallen, aber wir glauben uns berechtigt auszurufen: Die erste Bedingung der Architektur ist Stein!

Als wesentlichen Bestandtheil aller classischen Monumente sehen wir das Eisen nirgend figuriren; decorativ verwendet nur wenig an Thüren, Gittern, Säulen und Leuchtern. Von Thüren sind jene des Baptisteriums von Pisa und von St. Zeno in Verona bekannt. An reichen und höchst eleganten Gittern finden sich häufige Beispiele in allen Stilen, bald rhythmische Wiederholungen ein und derselben Form enthaltend, bald perspectivische Ansichten darstellend, wie das Chorgitter im St. Stephansdom zu Wien. Von Säulen und Leuchtern finden sich manche Beispiele. Hier zwei zierliche Capitäle (Fig. 1) aus der Capelle der ewigen Lampe zu Nonnburg im Salzburgischen.

Für bedeutende Bauten bietet aber nur der Stein jene großen Flächen, jene Vorsprünge dar, die selbst auf weite Entfernungen noch durch den Effect der Schlagschatten das Körperliche, das Plastische ahnen lassen, worin allein schon die hauptsächlichste Wirkung, der ursprünglichste Reiz eines Bauwerks begründet liegt.

Aus Eisen kann man nur raumöffnende Organe, als Säulen, Pilaster und Bögen bilden, nie aber große Flächen; mögen daher innere Räume durch dünne Eisensäulen, die mit durchbrochenen Bögen oder horizontalen Trägern verbunden sind, ein schlankes, leichtes und elegantes Ansehen gewinnen, Wände kann man doch nur aus Stein aufführen. Wohl hat man bei den Krystallpalästen von Sydenham, New-York und München, die als bloße Ausstellungsräume

Fig. 1.



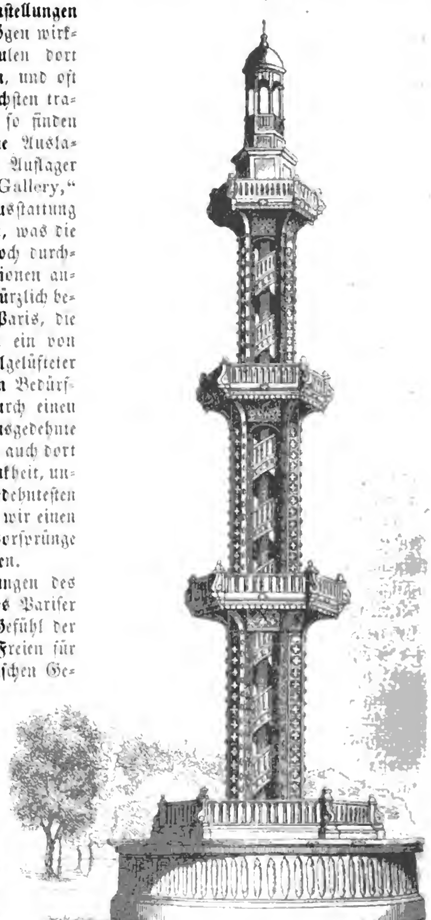
Capitäle aus der Capelle zu Nonnburg.

nicht bewohnt wurden und viel Licht bedurften, den Steinflächen Glaswände substituirt und so der Eisenconstruction ihr Hauptmerkmal, das Raumöffnende, Durchsichtige gelassen, anstatt jedoch diesen Vortheil vollständig auszubeuten und überall weite Räume mit wenigen Bögen zu überspannen, wobei das Ermüdende unzähliger Wiederholungen gelindert und größere Leichtigkeit erzielt worden wäre, hat man zwar in den Transepten die Spannweite übertrieben groß gemacht, sie in allen Façaden dagegen so übertrieben verkleinert, daß von einiger Entfernung betrachtet das Ganze in ein bloßes Gitterwerk zusammenschrumpft. Uebrigens selbst abgesehen davon, daß bei der ungeheuren Ausdehnung solcher Gebäude nicht leicht ein befriedigender architektonischer Totaleindruck zu erzielen war, hätte jenes Käfigsystem auch bei mäßigeren Dimensionen keine wohlgefällige Auflösung zugelassen, wie zum Beispiel das Treibhaus im Garten der „horticultural society" zu Kensington beweist. Dort wie in den mei-

sten Eisenconstructionen sehen wir den allgemeinen Eindruck von Bogenstellungen nachgeahmt, ohne daß aber die Bögen wirklich tragen, ohne daß die Säulen dort enden, wo sie zu enden scheinen, und oft sogar ohne daß die allergewöhnlichsten traditionellen Formen befolgt seien; so finden wir Säulen ohne Capitäl, ohne Ausladung, ohne Fuß, Bögen ohne Auflager und Abnormitäten wie „telescope Gallery," weil eben die architektonische Ausstattung weder durchgehends das ausdrückt, was die einzelnen Bestandtheile leisten, noch durchgehends dem folgt, was die Traditionen anderer Stile vorschreiben. In den kürzlich beendeten „halles centrales" in Paris, die ebenfalls kein Wohnort, sondern ein von allen Seiten zugänglicher, wohlgelüfteter Marktplatz sein sollen, ist man dem Bedürfniß nach äußerer Abgrenzung durch einen Unterbau aus Ziegeln und durch ausgedehnte Jalousieflächen entgegengekommen, auch dort bewundern wir Leichtigkeit, Schlankheit, unbegrenzten Ueberblick der ausgedehntesten Räume, aber auch dort vermissen wir einen Hintergrund, Schatten werfende Vorsprünge und Schatten empfangende Flächen.

Eine der befriedigendsten Lösungen des Problems ist noch das Innere des Pariser Industriepalastes, wo uns das Gefühl der Kühnheit, des Großartigen, des Freien für den Mangel an einem rein ästhetischen Genusse schadlos hält.

Fig. 2.



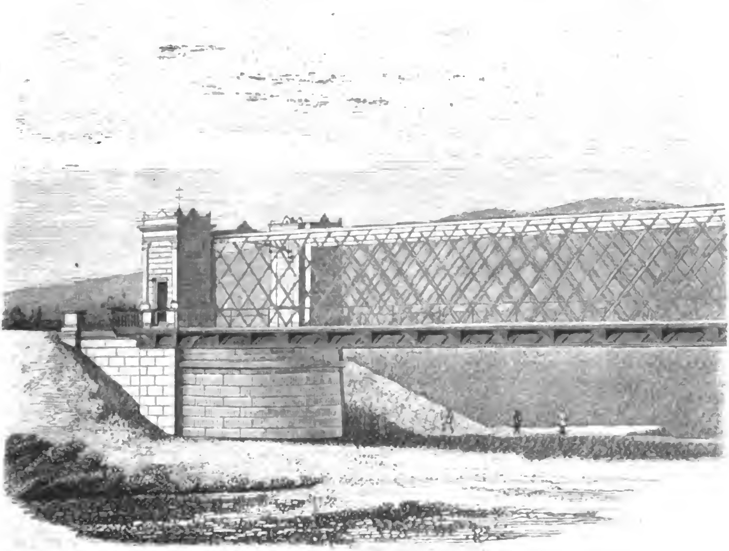
Artesischer Brunnen von Grenelle

Ein ganz specieller Fall, der sich vorzüglich zur architektonischen Anwendung des Eisens eignete, war die Röhre des artesischen Brunnens von Grenelle. Große Höhen- und geringe Breitenausdehnung, geringes Erforderniß von Tragkraft, mehr monumentale als technische Bedeutung führten in der That zu einer höchst glücklichen Behandlung, wie unsere Skizze (Fig. 2) versinnlichen mag.

Die Construction dient zur Aufrechthaltung und Verzierung der Röhre, in welcher sich das Wasser 34 Meter über den Boden erhebt und sich in einem Reservoir sammelt, von wo es in jene Stadttheile geleitet wird, die zu hoch gelegen sind, als daß man das frei ausströmende Wasser dahin hätte führen können. Die sechseckige Säule ganz aus Gußeisen von Fourchambault construirt, hat an der Basis 3,55 Meter und am Gipfel 2,90 Meter zum Durchmesser. Eine gewundene Stiege führt auf die oberste Plattform und vier Bassins in verschiedenen Höhen liefern jedes 24 Strahlen, die sich in das unterste steinerne Bassin ergießen. Trotz ihres Gewichtes von 100,000 Kilogramm hat die Säule doch einen Anschein

von großer Leichtigkeit und Eleganz. Sie steht place Breteuil und der Autor des Projectes war Mr. Delaperche. Leuchtthürme, die ihrer Form nach in dieselbe Kategorie zu gehören scheinen und deren man in der That jetzt viele aus Eisen macht, sind jedoch durch ihre meistens vereinsamte Lage und durch die Unbilden der tiger Balken ein Netz von Stangen, die in einiger Höhe nur mehr als schmächtige Drähte erscheinen; doch fehlt hier a priori jede Schönheitsbedingung und so groß auch die der fortgeschrittenen Technik, bei solchem Anblick, zu zollende Bewunderung sei, so bleibt sie nur jenem Eindrucke verwandt, den in uns die Wahrnehmung irgend eines

Fig. 8.



Eypelbrücke in Ungarn.

Wetter, denen sie ausgesetzt sind, von einer decorativen Behandlung ausgeschlossen. In Stein gebaut besteht ein sehr reich ausgestatteter Leuchtthurm an der französischen Westküste zu Corduan, doch ist auch dort solcher Luxus gänzlich ungerechtfertigt.

Der große Widerstand, welchen das Eisen dem Abreißen entgegensetzt, die sogenannte absolute Festigkeit, führte zur Anwendung von Hängsäulen, Spannbändern und Schließen, welche, da die Querschnittsfläche bei ihnen auf ein Minimum reducirt ist, unsern neuen Dachstuhlconstructionen ein feenhaftes Ansehen verleiht. Wir sehen hier die größten Räume wie mit einem Fadengerippe überspannt und finden an der Stelle mächsinnreichen Mechanismus hervorbringt, ohne daß sich ihr etwas von jenem wohligern Gefühle beimengte, das ein wahres Kunstwerk nie verfehlen wird uns einzuflößen.

Bis hierher haben wir uns durch Wort und Beispiel zu zeigen bemüht, daß man einen architektonisch befriedigenden Eindruck von der Verwendung des Eisens als wesentlichen Bestandtheils eines Gebäudes kaum zu erwarten habe, daß es jedoch im Innern von Baulichkeiten mit einem soliden Hintergrunde von Mauerwerk und bei Adoptirung eines seinen schlanken Dimensionen angemessenen Stils, wie „Oxfordhall“ beweist, einer künstlerischen Vervollkommnung fähig sei.

In seiner großartigen Verwendung zu Brücken ist das Eisen ebenfalls berufen, nebst den technischen auch noch den ästhetischen Bedingungen Genüge zu leisten. Geben aber Brücken an und für sich weniger als alle andern Baulichkeiten einer architektonischen Ausstattung Raum, wegen ihrer nur geringe Flächen darbietenden Form und wegen der strengern Oekonomie, der sie als technische Objecte unterworfen sind, so treten bei eisernen Brücken diese beiden beschränkenden Factoren in noch erhöhterm Maße auf, ja bei Hänge- und Gitterbrücken ist es gradezu unmöglich, den Brückenkörper selbst ästhetisch auszubilden und das architektonische Element ist bei ihnen auf die Pfeiler allein zurückgewiesen, die man dann gewöhnlich in griechische Pylonen (Fig. 3), römische oder gothische Portale verwandelt.

Fig. 4.



Arcolebrücke in Paris.

Für solches Entbehren ist uns jedoch eine andere Entschädigung aufbehalten; denn sowie die Anwendung des Eisens im Allgemeinen zu geringern Dimensionen führt, so führt sie auch hier zu einer bedeutenden Verringerung der Dicke am Gewölbschlusse, welche nicht nur aus technischen, sondern auch aus ästhetischen Rücksichten höchst wünschenswerth ist. In der That ist die große Gewölbsdicke, welche Ziegel- und Steinconstructionen erfordern, eine Beschwerde in den meisten Fällen; denn der Ursprung oder Anlauf des Gewölbes ist durch die Bedingung festgesetzt, daß er oberhalb der Hochwasser zu liegen hat. Die Intrados oder untere Gewölbscurve ist gleichfalls innerhalb gewisser Krümmungsgrade, über welche hinaus der Schub zu groß würde, festgebannt und eben so ist das Straßenniveau zum Voraus gegeben, so daß es oft sehr schwer hält, die nöthige Gewölbsdicke sammt Straßenkörper in jenem bestimmten Intervall zwischen Straßenniveau und Scheitel der Intrados unterzubringen. Nur bei Eisenconstructionen verringert sich jene Dicke auf ein solches Minimum, daß sie selbst für große Spannweiten innerhalb der gegebenen Grenzen Platz hat. Inwiefern ein Object auch in schönheitlicher Beziehung daran gewinnt, läßt sich freilich schwer anders als durch unmittelbare Anschauung begreifen; unleugbar ist es jedoch, so schwer erforschlich die Quellen und Gesetze der Schönheit auch sein mögen, daß das Kühne und das Leichte

mitwirkende Factoren bei Erregung jenes Gefühles seien, welches wir beim Anblicke des Schönen empfinden. Wir schließen diesen Abriß mit einer Skizze der Arcolebrücke in Paris (Fig. 4), die mit Recht für eine der schönsten metallenen Brücken gilt und auch lange gelten wird, da jetzt die gußeisernen Brücken, die einzigen metallenen, wo der Architektur noch etwas Spielraum geboten war, den blechernen Brücken den Platz räumen mußten.

Die Blechbrücken aber schließen jedes ästhetische Erforderniß aus. Drei, sieben, auch zehn Meter hohe Blechwände ziehen sich in trostloser Nacktheit über Flüsse, Ströme und Meeresarme; mit ihnen scheint die letzte Möglichkeit einer architektonischen Ausstattung verschwunden zu sein, während uns an Bogenbrücken so schöne und mannigfaltige Beispiele decorativer Behandlung geliefert worden waren: von dem kleinen ponte St. Michele von Palladio in Vicenza bis zum pont de la Concorde von Perronet in Paris.

Meteorologisches und Astronomisches.

Von F. Ellner.

XII. Beiträge zur Ermittlung der künftigen Witterung.

(Schluß.)

Die Idee, mittelst eines zweckmäßigen Beobachtungssystems in den mannigfaltigen Vorgängen der Atmosphäre Gesetze und Zusammenhang zu entdecken, erregte schon vor längerer Zeit einen lebhaften Antrieb für Meteorologie; ganz zunächst ist es aber die Neuzeit, welche durch wohl eingerichtete meteorologische Stationen den großen praktischen Nutzen derselben für Handel und Marine geltend machte. Bereits haben Nord- und Südamerika, England, Holland, Frankreich, Belgien, Dänemark, Spanien und Deutschland den praktischen Werth dieser Wissenschaft erkannt und verwenden jährlich hierfür bedeutende Summen. Was Rußland seit mehreren Decennien für wohleingerichtete meteorologische Institute in Europa und Asien that, ist bekannt, und wenn in Bälde die Meteorologie über der ganzen civilisirten Erdoberfläche Stationen errichtet haben wird, dann ist der Erfolg ihres Strebens gesichert.

Die Meteorologie für Staaten des innern Continents hätte demnach durch Beobachtung der Luftschwankungen, der Temperatur, der Veränderungen im Luftkreise, der Menge des atmosphärischen Niederschlags, der Spannung und des Druckes der Dampfatmosphäre während längerer Zeitabschnitte die Mittelresultate festzustellen, um durch diese Erscheinungen, namentlich durch die Lufttemperatur, welche auf die productive Kraft der Erdoberfläche und die damit mannigfach verknüpften Verhältnisse der Menschen so entschiedenen Einfluß äußert, die Klimate und deren Abstufungen zu ordnen und in ein System zu bringen, um deren Veränderungen im Laufe der Zeiten kennen zu lernen. Doch wir kehren zu unserm Zweck zurück.

In den bisherigen Beiträgen zur Ermittlung künftiger Witterung haben wir flüchtig angedeutet, wie durch Beobachtung vom Barometer, Thermometer, Psychrometer, durch Messung des atmosphärischen Niederschlags, durch Aufzeichnung der Windrichtung, der Gewitter und Orcane das Beobachtungssystem angebahnt wurde und fortzusetzen ist.

Nachdem sich Material in Reihen von Jahren gesammelt hat (größere Zeitabschnitte sind unbedingt nothwendig), wird sich jedem fleißigen Beobachter die Frage aufwerfen:

Ist es bisher schon möglich, die künftige Witterung vorherzusagen?

In dieser Beziehung sind zwei Momente in's Auge zu fassen:

Haben die bisherigen Arbeiten der meteorologischen Stationen Resultate in Bezug auf die erstaufgeworfene Frage für die Wissenschaft geliefert, und welche für den einzelnen Beobachter?

Bezüglich der Beantwortung der erstaufgeworfenen Frage, gibt es nach Buys Ballot zweierlei Methoden, die Vorhersage der

künftigen Witterung annähernd zu bestimmen.

A. Die Ablesung der Angaben von einem oder mehreren Instrumenten an demselben Orte.

B. Die Vergleichung von gleichzeitiger Anweisung der Instrumente an verschiedenen Orten.

Die erstere Methode ergab allgemeine Resultate, welche die Verfertiger von Barometern veranlaßten, auf ihren Instrumenten Andeutungen, wie zum Beispiel schönes Wetter, Regen und Wind, Sturm und Orcan anzugeben. Diese Regeln sind ziemlich zutreffend, weil das Barometer bei stiller Witterung, die zum Regen neigt, in der Regel tief, bei heiterer und anhaltend guter Witterung in der Regel hoch, und bei Winden und Stürmen am allerniedrigsten steht. Diese Beobachtungen wurden schon vor hundert Jahren durch Halley in Reihen geordnet und daraus wurde hergeleitet der muthmaßliche Witterungseintritt. Anton Pilgram hat in seinen Untersuchungen über die Wahrscheinlichkeit der Wetterkunde durch vieljährige Beobachtungen den Barometerstand in Reihen getheilt und so wurde dieses Verfahren bis in die jüngste Zeit fortgesetzt. Die neuesten Untersuchungen sind bestimmter, weil der mittlere Barometerstand, wie er sich aus jahrelangen Beobachtungen ergeben hatte, beobachtet wurde, so daß mit Gewißheit angegeben werden konnte, um wie viel Linien das Quecksilber an einem bestimmten Tage höher oder niedriger stand, als es gewöhnlich an einem bestimmten Tage zu stehen pflegt. Theilt man nämlich die Beobachtungen, wie sie an verschiedenen Tagen gemacht sind, in Reihen ein, je nachdem das Barometer Morgens dem gewöhnlichen Stande entspricht, oder 2 bis 5, 5 bis 10, 10 bis 15 oder mehr Millimeter zu hoch gestiegen war oder auch zu niedrig gesunken war, so ergibt sich daraus das Resultat, daß an einem Tage, an dem das Barometer Morgens 15 bis 20 Millimeter zu niedrig steht, fast stets Regen folgt; daß die Wahrscheinlichkeit abnimmt und gleich steht, wenn das Barometer das Mittel nur um etwas übertrifft, daß dagegen, wenn das Barometer 10 bis 15 Millimeter zu hoch steht, die Wahrscheinlichkeit nur $^1/_4$ beträgt. Ueberdies ist der Regen im ersten Falle viel schwerer, so daß sich oftmals so viel Regen nach dergleichen niedrigem, als nach hohem Barometerstande ergießt. Man kann auch annehmen, daß die Wahrscheinlichkeit des Regens im Winter bei hoher, im Sommer bei niedriger Temperatur zunimmt; eben so wird eine hohe Temperatur im Winter und eine niedrige im Sommer die Wahrscheinlichkeit eines starken Windes vermehren. Wenn man daher die Windkraft in ähnliche Reihen, wie die der Barometerstände und zwar nach 16 Windrichtungen, in eben so viele Reihen eintheilt, so erhält man ein übersichtliches Bild der Windrose. Mit einer solchen Windrose, wie bereits oben angedeutet, wird man bei einer Bewegung des Quecksilbers, welche mit Nordost oder Südwest übereinstimmt, vor den Folgen des eintretenden Wetters in der Regel gewarnt werden. Hierzu gesellt sich die Untersuchung der Dauer der verschiedenen Erscheinungen. Für die Temperatur findet man, daß nicht nur Regen, wenn das Wetter einmal regnerisch ist, mit mehr Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, sondern daß dies auch für Kälte und Wärme gilt und zwar für längere Perioden. Dove hat schon vor Jahren gezeigt, daß für die Temperatur von verschiedenen Orten fortwährend gegenseitige Compensation stattfindet, daß dagegen die Compensation an einem und demselben Orte oft lange auf sich warten läßt.

Wenn wir erst einmal über alle Theile der bewohnten Erdoberfläche mittelst telegraphischer Correspondenz nach einem bestimmten Orte hin tägliche Mittheilungen haben, dann kann man für einen größern Zeitabschnitt hinaus sagen, wie sich die Witterung gestalten werde, und dies gilt insbesondere von den Temperaturverhältnissen.

Ein Gleiches gilt auch von den Beobachtungen des Windes. Wenn über einer großen Strecke der Erde ein beinahe gleicher Barometerstand vorkommt, so ist, auch wenn dieser ein niedriger wäre, keine Ursache vorhanden, warum sich der stärkere Wind bald in der Mitte dieser Ausdehnung fühlbar machen sollte. Der Sturm wird vielmehr an den Grenzen dieser Ausdehnung da anfangen, wo der Unterschied von nicht zu sehr voneinander entfernten Orten ziemlich groß ist. Um aber auch in dieser Beziehung dem Ziele näher zu rücken, ist, wie bei allen andern Beobachtungen, ein weit ausgedehntes Beobachtungsterrain vor

Allem nothwendig und für die Wissenschaft ersprießlich. Dennoch aber ist es jetzt schon möglich geworden, durch Signale die Schiffer vor gefährlichen Stürmen zu warnen. Bis jetzt erhalten alle der Ostküste Nordamerika's entlang liegende größere Städte täglich über die Stürme und das gleichzeitig stattfindende Wetter Nachricht. So wird durch das Smithson'sche Institut die gleichzeitige Beschaffenheit des Wetters eines sehr beträchtlichen Theils der Vereinigten Staaten von Nordamerika veranschaulicht, indem man täglich Morgens 10 Uhr klaren Himmel, Bewölkung, Regen, Schnee, Windrichtung, Sturm u. s. w., durch entsprechende Zeichen versinnlicht. Hierdurch stellt sich auf den bloßen Anblick heraus, wie sich das Wetter in den nächsten 24 Stunden gestalten wird. In Europa empfängt Paris täglich Nachrichten der gleichzeitigen Witterung vieler Orte Frankreichs und anderer Länder. Aehnliches geschieht in den Niederlanden und Holland und zwar mit dem praktischen Erfolg, rechtzeitig die Hafenplätze an der Küste vor herannahenden Stürmen zu benachrichtigen. Auch von der englischen Regierung werden die meteorologischen Beobachtungen durch Telegramme nach allen Richtungen hin gegeben, um vor eintretenden Stürmen zu warnen, und die Warnungen mittelst der an passenden Stellen der Küste aufgestellten Zeichen zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Diese Sturmsignale sind sehr einfach, da sie aus einer Trommel und zwei Spitzkegeln bestehen. Die sogenannte Trommel — Cylinder — ist ein mit schwarzem Persenning überzogenes Gestell in cubischer Gestalt, so daß sie von der Ferne gesehen, gleichviel von welcher Seite, stets die Figur eines regelmäßigen Vierecks zeigt. Die beiden Kegel sind gleichförmig und zeigen immer ein Dreieck. Der Schlüssel zu den Signalen ist tausendfältig unter den Seefahrern vertheilt, so daß Niemand, der ein Sturmsignal sieht, sich mit Unkunde entschuldigen kann.

Wird ein Sturm erwartet, so wird an der Südost- und Westküste Englands ein Circulartelegramm abgegeben, zum Beispiel „Morgens früh die Trommel aufgezogen und den ganzen Tag gehißt." Nun weiß Jeder, das □ bedeutet Sturm aus südlicher Richtung, das heißt zwischen Südost und Südwest. Eben so bedeutet △ (mit der Spitze oben) nördliche Richtung oder zwischen Nordost und Nordwest; ▽ östliche Richtung oder zwischen Nordost und Südost, und △□ westliche Richtung, das heißt zwischen Nordwest und Südwest. Durch andere Zeichencombinationen können die verschiedenen Hauptstriche der Windrose mannigfach angegeben werden, aber unter allen Umständen bedeutet jedes Zeichen „Sturm." Mittelst dieser Zeichen und durch Beleuchtung derselben bei Nacht werden die Seeleute rechtzeitig vor Gefahren gewarnt. Mit dieser Einrichtung sind Barometerzeiger in Verbindung gebracht und sind diese großartig aufgestellten Barometer auf dreierlei Weise construirt: 1) kreisförmig, 2) aufrechtstehend und 3) vierseitig; zu Boulmer befindet sich der runde oder Zifferblattzeiger. Sein Durchmesser ist 8 Fuß und der Umfang 24 Fuß. Er ist auf dem obern Theile der Seefront des Rettungsbothauses angebracht und in ziemlicher Entfernung sichtbar. Da jeder Zoll auf der Scala 48mal vergrößert und der Zeiger noch 4 Fuß weiter hinausragt, kann man ihn zwei Seemeilen weit deutlich erkennen und lesen.

Dieser Mittheilung, welche wir von Dr. Prestel entlehnten, fügen wir noch bei: Insofern das Barometer als Wetteranzeiger dienen soll, muß man nicht sowohl seinen Stand, als seine Veränderungen in's Auge fassen, und zwar müssen letztere nach Richtung und Größe von einem Tage zum andern beobachtet werden, das heißt, man muß darauf sehen, ob und wie viel das Barometer steigt und fällt; zugleich hat man hier aber auch die Windrichtung zu beobachten mit der steten Veränderung der Temperatur. Die absolute Höhe der Quecksilbersäule kommt erst in zweiter Stelle in Betracht. Selbst wenn das Barometer sehr tief steht, kann doch das Wetter sehr schön sein und die Luft ruhig bleiben; es kommt hierbei darauf an, daß das Quecksilber über einen großen Theil von Europa gleichzeitig einen niedrigen Stand hat. Wenn aber das Barometer an einem Orte von dem in der Umgebung um etwas Erhebliches abweicht, so wird Wind entstehen, gleichviel, ob der absolute Stand ein hoher oder niedriger ist. Wenn die Quecksilbersäule in den nördlichen Theilen Hollands höher steht als in den südlichen, so wird der Wind fast ohne Ausnahme ein östlicher sein; ist dies das eine oder andere Mal nicht der Fall, so

kommt Sturm. Wenn dagegen das Barometer im Süden Hollands höher steht als im Norden, so wird der Wind von der westlichen Seite kommen. Ist der Wind nichtsdestoweniger östlich, so folgt gutes Wetter. Wenn der Unterschied zwischen der Abweichung im Süden Hollands und der im Norden mehr als 4 Millimeter beträgt, so hat sich der abfahrende Schiffer vor Schaden zu hüten; auch dann noch, wenn das Barometer über seinem mittlern Standpunkt steht. Diese nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für die Praxis gewonnenen Resultate sind der Nutzen der vielseitig angestellten Beobachtungen nach dem von uns in frühern Artikeln gezeigten Verfahren bei Beobachtungen des Barometers, Thermometers, Psychrometers, der Windrichtungen und der Windstärke.

Wenn wir in den Veränderungen des Luftdruckes, in der klimatischen Wärmevertheilung, in der Vertheilung der Luftfeuchtigkeit, in den Verhältnissen der Luftelektricität die Factoren der Witterungsveränderungen in größern Umrissen erkannt und namentlich in Betracht gezogen haben, daß Temperatur, Luftdruck und Windrichtung im innigsten Zusammenhange mit der belebenden Feuchtigkeit der Luftschichten stehen und dieses Belebende unter den verschiedenen Erdstrichen im Thau, Nebel, Regen und Schnee sich geltend macht, so erübrigt uns noch aus dieser Erkenntniß die Regeln für die regelmäßig wiederkehrenden, oft aber nur scheinbar als zufällig eintretenden Witterungserscheinungen abzuleiten. Damit wären wir nun angelangt bei der Beantwortung der obigen Frage: „Haben die Beobachtungen an den Instrumenten mit der Windrose auch schon einigen praktischen Werth für den einzelnen Beobachter?“ Diese Frage ist unbedingt zu bejahen.

Alle Witterungserscheinungen haben, wie zum Oeftern angedeutet, ihre Hauptursache in der erwärmenden Kraft der Sonnenstrahlen und in der Temperaturdifferenz, wie sie in den verschiedenen Regionen der Erde auftritt durch die Rotation der Erdkugel und mit der rotirenden Erde in der Rotation der Luftumhüllung der Erde selbst. Durch die Verschiedenheit der Drehungsgeschwindigkeit der den Polen oder dem Aequator näher liegenden Punkte wird die vom Pole herbeiströmende Luft östlich, der Aequatorialstrom aber westlich abgelenkt. Von diesem Kampfe der beiden Hauptströme des Luftoceans müssen die Erscheinungen des Luftdrucks, der Erwärmung und Erkaltung der Luftschichten, der Niederschläge und der Wolkenbildung abgeleitet werden. Darnach ist, wie Alexander von Humboldt bemerkt, die Wolkenform nicht allein eine Alles belebende Zierde der Landschaft, sondern sie ist auch die Verkündigerin dessen, was in den obern Kreisen der Atmosphäre vorgeht, ja bei ruhiger Luft am heißen Sommerhimmel ist sie auch das projicirte Bild des wärmestrahlenden Bodens. Behalten wir diese eben angeführten Sätze im Auge und richten wir unsere Beobachtung darnach ein, so werden wir die Sprache der Instrumente besser verstehen, als Viele meinen.

Auch für engere Kreise, ohne die Beobachtungen der großen meteorologischen Stationennetze der Erde zu kennen, ohne von den nahen und entfernten Stationen telegraphische Berichte zu erhalten, ist es möglich, die Witterung für die nächstfolgende Zeit mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.

Wenn wir die hierauf bezugnehmenden Regeln hier folgen lassen, so sei damit nicht gesagt, daß sie ohne Abweichung sind, sondern sie werden dienstthuend sein, wenn wir mit großer Genauigkeit das Barometer als Wetterglas und die barometrische Windrose als Hilfsmittel bei Vorausbestimmung der Witterungsveränderungen befragen; nur dürfen wir hierbei von dem Barometer nichts Unmögliches verlangen. Dr. Prestel bemerkt in einer seiner kleinern Schriften sehr richtig: Das Barometer gibt über das Wetter auf jede an dasselbe gerichtete Frage eine bestimmte Antwort, aber in Zifferschrift, wobei es dem Fragenden überlassen bleibt, sie zu verdolmetschen. Ist die Uebersetzung und Auslegung seiner Zifferschrift nicht richtig und zutreffend, so ist dieses nicht die Schuld des Barometers, sondern des Uebersetzers.

Deshalb haben wir uns beim Anfragen gleichzeitig an das Thermometer, sowie an die Form, Lage und Bewegung der Wolken zu wenden. Drehung des Windes und barometrische Windrose sind die bereit zu haltenden Geleiter bei Barometerbeobachtungen, wenn die Frage zu beantworten ist, wie wird das Wetter in den nächsten vierundzwanzig Stunden sein? Daß die Höhe

des Quecksilbers auf die Höhe des Beobachtungsortes zu reduciren und die Jahreszeit mit in Computation zu ziehen ist, bedarf, als bereits erwähnt, hier keiner Erörterung mehr.

Um nun mit Verläßlichkeit annähernd aus den barometrischen Veränderungen darauf zu schließen, wie sich das Wetter gestaltet, stellen wir für die gemäßigte Zone folgenden Fundamentalsatz auf:

Das Barometer fällt bei Ost, Südost und Südwinden, geht bei Südwest aus dem Fallen in's Steigen über, steigt bei West, Nordwest und Nord und geht bei Nordost aus dem Steigen in's Fallen über.

Wenn nach dem Gange des Uhrzeigers der Wind und der Gang des Quecksilbers vor sich gehen, tritt nur dann ein Abweichen ein, wenn der Wind zurückspringt und gegen den Gang des Uhrzeigers oder gegen die Sonne geht, also von Nordost über Nord nach West und Süd überspringt. Diese seit Lampadius so oft bewahrheitete Witterungsregel ist durch Dove ausgebildet und, wie in einem frühern Artikel angeführt, näher beschrieben worden. Wie nothwendig die Form und der Zug der Wolken bei der Bestimmung der kommenden Witterung ist, wurde bereits gleichfalls erinnert, nur sei hier noch ganz besonders darauf hingewiesen, daß bei der Windfahnendrehung die Vergleichung des Wolkenzuges unbestrittene Bedingung ist. Wenn die Windfahne Südwest oder Nordost zeigt, zeigt auch der Wolkenzug diese Windrichtung an; hingegen bei West und Nordost oder bei Ost und Südost ist die Richtung der Windfahne und der cumulusartigen Wolken rechtwinklig. Wendet sich nach einem barometrischen Minimum bei Südwest der Wind nach Norden, so kommen Cumulostrati aus dem Westen und es fällt im Winter selbst bei steigendem Quecksilber Schnee; im Frühling Graupeln, im Sommer entstehen Gewitter, im Herbst kühle Regen. Tritt endlich Nordost ein, dann ist klares und heiteres Wetter, das Barometer hat seinen höchsten Stand und die Temperatur ihren niedrigsten. Sobald das Barometer nun wieder fällt, entstehen feine cirrusartige Wolken von Süd nach Nord, oder von Südwest nach Nordost, diese überziehen bald den sichtbaren Horizont, es entstehen Höfe um Sonne und Mond, es kommt bald mit heftiger wehenden Winden schlechtes Wetter, der Wind geht durch Süd nach Südwest und öfters treten dann Stürme auf, bei denen die Windfahne zwischen Südwest und West mehrere Tage oft hin und her schwankt, bis ein allmäliges Steigen bei WNW. auf bessere Witterung hindeutet.

Bei dem im Winter auftretenden Südwind wird Regen als atmosphärischer Niederschlag den hartgefrorenen Boden treffen und es entsteht in der Regel jene eigenthümliche Glätte des Bodens, welche wir Glatteis nennen. Dieser aus der Sahara kommende Süd ist dann, wenn er im Frühling auftritt, auch in der Regel derjenige Wind, der die Flüsse und Landseen von ihren Eisdecken befreit und insofern ist die Sahara ein Heizapparat für Europa zu einer Zeit, wo uns die Sonnenstrahlen noch lange nicht das lästige Eis schmelzen könnten. Diesen Südwind bezeichnet man mit dem Ausdruck: „Es weht ein hohler Wind."

Alle diese Erscheinungen haben ihren Erklärungsgrund in der Annahme zweier entgegengesetzten Luftströme, von denen der eine die Richtung aus Südwest, der andere aus Nordost hat. Dabei kann aber ein Windstrom zugleich einen verschiedenen Charakter haben; er kann ein nordöstlicher sein und in seiner Fortbewegung den Charakter eines Nordwindes annehmen, er kann aber auch ein Süd oder Südwest sein durch Umdrehen entweder dadurch, daß zwei Winde einander im Norden des Beobachtungsortes begegnen, so daß da die Luft eine Stauung erfährt und in Folge des vermehrten Drucks zurückgeworfen wird, oder in Folge einer Cylinderbewegung mit horizontaler oder verticaler oder auch nur schiefer Achse. Befinden sich beide Ströme nebeneinander, so wird eine Drehung auf der Grenze entstehen und beide Ströme werden einander Luft mittheilen, weil die eine von dem andern südwärts geführte Luft den andern entlang zurückkehrt. Es kann auch oben ein Nordost und unten ein Südwest vorherrschen, da der Nordoststrom südlich von dem Beobachtungsorte fällt, um nördlich wieder aufzusteigen. In beiden Fällen ist der Wind, der von Südwest hinzuzukommen scheint, der Erdoberfläche entlang von Norden ausgegangen. Solcher Süd oder Südwest ist alsdann kalt, weil er von Norden kommt und nicht, wie man oft annimmt, weil er von Oben nach Unten

gestürzt ist. Wenn nun das Barometer ungewöhnlich tief sinkt, so ist, wie schon Otto von Guerike an seinem Semper vivum beobachtete, Sturm in Aussicht, namentlich. wenn die südlichen und nördlichen Luftströmungen sich nicht auf ihren Grenzen verdrängen, sondern sich stauen, bei welchem Vorgange öfters ein rasches Steigen des Quecksilbers in ein eben so rasches Sinken umschlägt, wogegen ein Gewitter jedesmal in Aussicht steht, wenn, wie Prestel anführt, an einem Orte die Temperatur jeweilig über die mittlere hinausgeht und der Barometerstand bei seinem Uebergange von einem Maximum zu einem Minimum oder umgekehrt so weit sich verändert hat, daß er mit dem mittlern Barometerstande des Ortes der Beobachtung nahezu übereinstimmt.

Denn vorgängig reihen sich hiernach die Barometerstände in nachstehender Weise zusammen.

1) Auf der nördlichen Halbkugel ist die Drehung des Windes Süd, West, Nord, Ost und Süd.

2) Der südliche Luftstrom ist meistens feuchtwarm und leichter als der nördliche, der zugleich trocken und kalt ist.

Hiernach können die Barometerstände Regen bedeuten, wenn das Quecksilber bei Ost und Südost anfängt zu fallen, was meistens schon 24 Stunden vor dem Regen der Fall ist; erreicht die Windfahne West und es regnet noch, so ist das Barometer schon wieder im Steigen und es steht schönes Wetter in Aussicht.

Ist die Temperatur während des Regens nicht merklich gesunken, sondern bleibt auch noch erhöht, sogar nach dem Regen, so erfolgt ein neuer Niederschlag. Im Winter wird nach dem Regen, wenn das Barometer steigt und Ostwind weht, Schnee dem Regen folgen.

Das Vorhandensein von warmer und kalter Luft in den höhern Regionen wie in den tiefern erzeugt Nebel und in diesem Falle steht das Barometer hoch; ist hierbei der Wind still, so ist ein Stauen der beiden Luftströme indicirt; wogegen beim Zurückweichen des einen oder andern Luftstromes öfters der Nebel verschwindet und bald wieder entsteht. Gewinnt bei diesem Hin- und Hergehen der kältere Luftstrom, also der nördliche, die Oberhand, dann folgt Kälte und das Barometer ist im Steigen oder hat bereits bei Nordost den höchsten Stand erschritten.

Schwankungen des Barometers deuten stets darauf hin, daß bei hohem Barometerstande strenge Winterkälte folgt, bei niederm Stande aber ist die Luft sogar milde. Es sind zwei Ströme vorhanden, welche sich seitwärts begrenzen und falls der kältere und schwerere Strom in die mildere Strömung durchweht, ein rasches Steigen des Barometers zu Tage tritt. In diesem Falle bleibt das Wetter schön und andauernd. Es herrscht dabei große Kälte.

Im Frühjahr zeigt das raschere Steigen und der Durchgang des Windes über West nach Nordost stets Nachtfröste an.

Nach Allem stellt sich nun die Windrose und das Barometer in seinem regelmäßigen Gange so, daß bei Südost ein allmäliges Sinken, bei Süd ein weiteres Sinken, bei Südwest ein einige Zeit bleibendes Sinken oder ein annäherndes Steigen, bei West ein bemerkbares Steigen, bei Nordwest ein höheres Steigen, bei Nord ein bedeutendes Steigen und bei Nordost der Höhepunkt des Steigens eingetreten ist, oder das Barometer steht niedrig, wenn die Witterung zum Regen neigt, es steht hoch bei heiterer und andauernder guter Witterung. Bei Winden und Stürmen, auch wenn es nicht regnet, steht das Barometer am tiefsten. Bei Windstille und starker Kälte ist das Barometer stets hoch und wenn es fällt im Sommer nach hoher Temperatur, so entstehen Gewitter. So lange beim schlechten Wetter das Barometer tief steht, auch keine merkliche Steigung wahrnehmbar ist und die Windfahne, wie oben berührt, zwischen Südwest und West hin- und hergeht, ist nur dann besseres Wetter in Aussicht, wenn das Quecksilber rasch zu steigen anfängt.



Neuestes aus der Ferne.

Esquimalt.

In den letzten Jahren sind viele neue geographische Namen aufgetaucht, die entweder rasch berühmt geworden oder doch ganz dazu angethan sind, es in kurzer Zeit zu werden. Zu der letztern Classe gehört Esquimalt, der schönste Hafen der Insel Vancouver. Er wurde früher, da der Handel dem eine deutsche Meile entfernten Hafen Victoria den Vorzug gab, nicht benutzt, bis die englische Regierung 1854 bei Gelegenheit des Angriffs auf Petropaulowsk (Peter- und Paulhafen in Kamtschatka) dort ein Hospital erbaute. 1857 ist dieses Krankenhaus für die Mannschaften des Kriegsschiffes „Satellit" mit dem besten Erfolg benutzt worden, und es ist nun im Plane, Esquimalt zur Gesundheitsstation für die englische Flotte im Stillen Meer zu machen. Die Lage des Orts, der augenblicklich noch ganz unbedeutend ist, gewährleistet ihm eine glänzende Entwicklung. Esquimalt liegt an der südöstlichen Küste der Insel Vancouver, an der Straße Juan de Fuca's, die den besten Zugang zu den besiedelten Theilen von Britisch-Columbia bildet. Diese Straße hat ein tiefes und verhältnißmäßig sicheres Fahrwasser. An ihrem Eingange finden die Schiffer bei schlechtem Wetter den Zufluchtshafen San Juan, und drei Leuchtthürme zeigen ihnen Nachts den Weg nach Esquimalt. Der Hafen ist geräumig, sicher und überall so tief, daß die Schiffe unmittelbar am felsigen Ufer ausladen können. Bei jedem Winde und sowohl bei Ebbe als bei Fluth kann man ein- und auslaufen. Der nahe Victoriahafen ist klein und hat einen schwierigen Eingang. Die englische Regierung hat daher nicht Victoria, sondern Esquimalt zum Stelldichein für ihr Geschwader an der amerikanischen Westküste gemacht. Das chinesische Geschwader, das in dem erschlaffenden Klima von Hongkong immer viele Kranke hat, wird ebenfalls auf Esquimalt angewiesen werden, wo eine kräftige, der englischen ähnliche Luft ist. Die Entfernung von den Ländern und Häfen, die hauptsächlich in Betracht kommen, ist folgende:

Hongkong (Dampf)	21	Tage
Behringsstraße (Segel)	14	„
England (Segel, um das Cap Horn)	126	„
England, über Panama	42	„
England, Landweg über Canada	42	„

Die Nähe der Behringsstraße ist ein besonderer Vortheil. Bis zu ihr erstreckt sich nämlich der Fischereibezirk des Stillen Meeres. Zügen von Walfischen begegnet man in geringen Entfernungen von Esquimalt, Walrosse existiren hier in größerer Zahl als irgend sonst wo in der Welt, Robben kommen an den Küsten der Aleuten und in der Nähe der Behringsstraße in Masse vor. Da der Walfisch in der Nordsee immer mehr abnimmt, so wird der Fang seit Jahren vorwiegend in der Südsee betrieben. Die Sammelplätze der Walfischfänger waren bisher San Francisco und die Sandwichsinseln, aber sie werden sich bald nach Esquimalt ziehen, sobald die Hilfsquellen von Columbia so weit entwickelt sind, daß die Schiffer sich in Esquimalt mit allen Vorräthen versehen können. Sie sind hier den Walfischgründen näher

und können ihre Abfahrt so einrichten, daß sie den Fang in der günstigsten Zeit beginnen. Auch der Fischfang in den Flüssen, der auf Lachse und Störe betrieben wird, liefert reichlichen Ertrag. Die Lachse werden im September und October gefangen und sogleich geräuchert, wozu die unerschöpflichen Holzvorräthe von Vancouver benutzt werden. Den Dampfschiffen bietet San Juan, der von uns erwähnte Hafen am Eingange der Fucastraße, vortreffliche Kohlen dar, die zu Tage stehen.

Neucaledonien.

Seit fast zehn Jahren beherrschen die Franzosen diese Insel, die Cook im Jahre 1774 entdeckt hat. Seinen vorzüglichen Schilderungen haben die jetzigen Besitzer des Landes nichts Neues hinzufügen können. Selbst zwei jüngst erschienene größere Werke, von denen eines Dr. Rochas, das zweite Deplanches und Viellard zu Verfassern hat, vermehren unsere Kenntniß Neucaledoniens nicht bedeutend. Die längere Anwesenheit einer nicht ganz schwachen Besatzung hat den Beweis geliefert, daß das Klima ungewöhnlich gesund ist. Die Sterblichkeit unter den Truppen hat 1 Procent bald nicht erreicht, bald nur schwach überstiegen, und war immer geringer als in Frankreich. Die Lufttemperatur, die nie unter 10 Grad Reaumur hinab- und nie über 28 Grad hinaufgeht, die reinigenden Passatwinde und die Beschaffenheit des Bodens, der aus einem festen, von der Sonne gehärteten Thon besteht, dürften das gesunde Klima hinreichend erklären. Jener trockene Boden ist der Besiedlung natürlich sehr ungünstig. Die von uns früher erwähnten Versuche verschiedener Art, Neucaledonien für Frankreich nutzbar zu machen, haben ein nennenswerthes Resultat nicht geliefert. Die Insel bietet nur zwei eigene Erzeugnisse dar, die sich benutzen lassen, zwei Pflanzen, von denen die eine einen rothen, die andere einen violetten Farbestoff gibt. Die Anpflanzungen von Baumwolle, Taback, Kaffee und Zucker, die man gemacht hat, sind bis jetzt als Spielereien zu betrachten. Wichtig kann die Viehzucht werden, die man auf der großen Ebene im Norden der Insel eingeführt hat, da der Boden, um locker zu werden, des Düngers bedarf. Von dem Reichthum des Meeres an Fischen und Schalthieren wissen die drei französischen Schriftsteller viel zu erzählen. Als Handelsartikel ist aber bloß der Trepang zu benutzen, der übrigens nicht häufig ist und gleich dem Sandelbaum der Insel bald durch unverständige Ausnutzung vernichtet sein wird. Nicht einmal zum gewöhnlichen Gebrauch für die Ansiedler empfehlen sich die Fische und Schalthiere dieser Gewässer. Sechs Fischarten sind giftig, vor den Muscheln insgesammt muß man sich hüten. Bloß die kleine Klippenauster ist gesund, alle andern Schalthiere sind schädlich oder können es unter Umständen werden. Durch Fische wurden von Cook's Besuch an wiederholt Seeleute vergiftet, und selbst den Eingeborenen, die alle Bewohner des Meeres kennen, widerfährt zuweilen dasselbe. Ob die Fische nur zu gewissen Jahreszeiten, oder in der Laichzeit, oder im höhern Alter giftig sind, oder ob sie es nach dem Fressen schädlicher Substanzen werden, ist noch zu untersuchen.

Der Suezcanal.

Der Moniteur gibt eine Uebersicht über den Stand der Arbeiten an dem Canal, der das Mittelmeer mit dem Rothen Meer zu verbinden bestimmt ist. Nach dieser Mittheilung, die sich selbst als nur aus amtlichen Quellen geschöpft bezeichnet, sind die Arbeiten nicht so weit vorgeschritten, als die den Lesseps'schen Interessen dienenden Blätter wiederholt gemeldet haben. Der Süßwassercanal, der nicht unmittelbar vom Nil, sondern vom Moëscanal ausgeht, ist bis zum Timsahsee fertig. Erst im nächsten Jahre wird er bis Suez fortgeführt werden und dann der ganzen Meercanalstrecke wichtige Dienste leisten. Bis zum Timsahsee bewässert er schon jetzt die Felder, versieht die Arbeiter mit Trinkwasser und führt ihnen Holz und andere nothwendige Dinge zu. Er ist $3^1/_2$ Fuß tief und in der Wasserlinie $37^1/_2$ Fuß breit. Um ihn herzustellen, mußte eine Million Cubikmeter Erde ausgeräumt werden, womit 7000 Araber in drei Monaten fertig wurden. Seine jetzige Länge vom Moëscanal, dem ehemaligen tanitischen Arme, bis zum Timsahsee beträgt etwa neun Stunden. Von dem schiffbaren Seecanal sagt der Moniteur, daß er auf eine Strecke von sechzehn Stunden, von Port Said bis zum Timsahsee, fertig sei. Von da bis Suez sind, den Timsah- und die Bittern Seen abgerechnet,

noch sechs Stunden zu bauen. Die ganze Strecke liegt in gleicher Höhe mit dem Rothen Meere. Port Said ist seit dem Beginn der Arbeiten zu einem kleinen und sehr lebhaften Städtchen herangewachsen. Man sieht dort eine Dampfsägemühle, eine Gießerei, eine Kessel- und verschiedene gewöhnliche Schmieden, Bäckereien, Werkstätten für Zimmerleute, Tischler u. s. w. Die Bevölkerung, die im Frühling 1861 etwa 300 Europäer und 700 Eingeborene zählte, ist auf 1200 Europäer und fast 4000 Araber gestiegen. Die Steine, aus denen die Seedämme zum Schutz des Hafens errichtet werden, kommen aus einem Steinbruch der Gesellschaft bei Alexandrien. Auch bei Damiette und in Bulak, dem Hafen von Kairo, besitzt die Gesellschaft Ländereien, und das ganze Thal des Süßwassercanals nebst ausgedehnten Besitzungen auf der Landenge gehören ihr ebenfalls. Die ganzen Schilderungen des Moniteurs bestätigen den Argwohn der Engländer, daß es bei Suez weniger auf einen schiffbaren Canal als auf eine französische Colonie abgesehen sei, die den englischen Einfluß in Egypten durch den französischen ersetze. Von Timsah, der projectirten Stadt am See gleichen Namens, spricht der Moniteur in Ausdrücken, als ob ein Kleinparis entstehen solle. Die Stadt wird auf dem Ufer des Sees und auf kleinen Inseln erbaut werden. Der Bauplan umfaßt Boulevards, die mit Bäumen bepflanzt werden, und grade Straßen mit Verandahs. Ein in der Nähe gelegenes Dorf zählt 2000 Einwohner, die demnächst nach Timsah übersiedeln werden. Zwischen dieser Stadt, die zum Binnenhafen bestimmt ist, und dem Mittelmeerhafen Port Said liegen noch drei neu erstandene Orte: Kantara, Ferdan und El Guisr.

Eine neue Reise in Afrika.

Während ein Theil der deutschen Reisenden, die zur Aufsuchung Vogel's abgingen, unverrichteter Sache zurückkehrt, schickt sich ein Franzose an, die Hinterlassenschaft eines weit ältern Erforschers von Afrika nach Europa zu führen. Dieser Erforscher ist Major Laing, der im Jahre 1826 in der Nähe von Timbuktu auf eine fürchterliche Weise ermordet wurde. Daß er todt ist, unterliegt nicht dem leisesten Zweifel, und es handelt sich daher bloß um die Erlangung seiner Papiere. Zu diesem Unternehmen bereitet sich Jules Gerard, ein ehemaliger Officier der algierischen Spahis, der die Sahara durch frühere Reisen kennen gelernt hat. Er zweifelt nicht, daß die Papiere Laing's noch vorhanden sind, da die Bewohner des innern Afrika's eine abergläubische Ehrfurcht vor allem Geschriebenen hegen und die kleinsten Papierschnitzel noch lange nachher aufbewahren, nachdem die Buchstaben unleserlich geworden sind. Sein Plan ist, Sierra Leone zum Ausgangspunkt zu wählen, die Quellen des Nigers und die Republik Liberia zu besuchen. Er wird sich von da zu den Konggebirgen wenden, zwischen denen und Timbuktu ein besonderer Menschenstamm aufgefunden worden ist. Er will die Reise nicht mit einer Karawane machen, sondern sich den Reisenden des Innern anschließen, die von Stamm zu Stamm wandern. Die Papiere Laing's hofft er entweder in Timbuktu oder in Ain Saleh zu finden. Der Weg, den er gewählt hat, besitzt ein zwiefaches Interesse, ein geographisches und ein ethnologisches, bietet aber auch große Gefahren dar. Die größte derselben wird Gerard zwischen Timbuktu und Ain Saleh zu bestehen haben, wo Tuaregs hausen, die von Raub leben und so fanatische Mohamedaner sind, daß sie die Ermordung eines Christen für verdienstlich halten. Gerard glaubt diese Gefahren dadurch bestehen zu können, daß er sich an die verschiedenen Stämme von Leuten, die mit ihnen in politischen oder in Handelsverbindungen stehen, Empfehlungen geben läßt.

Fortschritte in Indien.

Der Bau der Eisenbahnen hat im uralten Gangeslande dieselbe Wirkung wie überall geübt: der Unternehmungsgeist beginnt zu erwachen. Am liebsten wird man in England von den günstigen Aussichten für eine stärkere Baumwollenzufuhr aus Indien hören. Die bengalische Baumwolle, die seit 1833 von den europäischen Märkten verschwunden war, wird wieder erscheinen. Einheimische Capitalisten geben den Bauern große Geldvorschüsse, um sie zum Anbau zu ermuntern, oder bestellen selbst weitgedehnte Landstrecken. Radscha's und Maharadscha's kaufen Reinigungsmaschinen und Schraubenpressen. Daß es an beiden fehlte, brachte die indische Baumwolle sehr

in Nachtheil. Sie ist immer schmutzig, häufig auch gefälscht und nimmt in ungepreßtem Zustande einen solchen Raum ein, daß wenig mehr als dreißig Centner auf einen Eisenbahnwagen verladen werden können. Außer der Baumwolle findet der Talgbaum in den nordwestlichen Provinzen und im Pendschab eine aufmerksame Pflege. Er kommt dort fast in jedem Boden fort, auf der angeschwemmten Erde niedriger Ebenen wie im Sande und an Bergabhängen. Der Samen gibt Talg und Oel, das Holz wird wegen seiner Härte und Dauerhaftigkeit geschätzt, aus den Blättern gewinnt man eine schwarze Farbe. In seiner chinesischen Heimath spielt er eine große Rolle, und man sagt, daß im Bezirk von Hongkong alle Steuern mit dem Ertrage des Talgbaumes bezahlt werden.

Gondokoro am Weißen Nil.

Das Aufgeben der österreichischen Mission am Oberlauf des Nils ist ein Nachtheil, der auf die Entdeckungsreisen empfindlich zurückwirkt. Die Glaubensboten, nicht bloß Knoblecher, sondern auch Angelo Vinco, standen bei den Eingeborenen in hohem Ansehen und hielten sie von Ausschweifungen ab. Seit sie, von Europa in Stich gelassen, abgezogen sind, hat sich europäisches Gesindel aus Chartum eingestellt und treibt ein scheußliches Unwesen. Wenn man früher glaubte, daß die Gewaltthaten der Türken die Neger am Nil erbittert hätten, so war das nicht ganz richtig. Die sogenannten Elfenbeinhändler, die aber gewöhnlich auch Sclavenhändler sind, lassen sich ebenfalls muthwillige Tödtungen zu Schulden kommen. Ihr ganzes Geschäft, welches auf dem Wegfangen von Menschen beruht, muß die Bevölkerung jener Gegenden entsittlichen. Wenn die Schwarzen einen der Ihrigen als einen ganz schlechten Menschen bezeichnen wollen, so sagen sie von ihm, er stehe mit den Elfenbeinhändlern in Verbindung. Das Branntweintrinken ist zur allgemeinen Sitte geworden und macht die Neger zu Gewaltthaten sehr geneigt. Das ehemalige Missionsgebäude, das übrigens mit Ausnahme der Kirche wie ein Bauernhof aussah, ist bereits ganz verfallen. In dem Garten der Glaubensboten, der zur Einführung europäischer Pflanzen bestimmt war, wuchert mannshohes Unkraut und die frühern Hecken sind durch giftige Euphorbien verdrängt worden. Jetzt wohnen europäische Sclavenhändler im Missionsgebäude, doch hat ihr Geschäft einen solchen Aufschwung genommen, daß sie mit dem Plane umgehen, weiter nach Süden hin ein ganzes Dorf mit einem Sclavenzwinger und einem kleinen steinernen Fort zu erbauen. Der reichste dieser Menschen hat 400 Leute in seinem Dienste. Die Lage für die Mission war übrigens eine gut gewählte. Bei Gondokoro erhebt sich nämlich der Boden auf eine Viertelstunde weit etwa 20 Fuß über den Nil und ist dadurch gegen Hochwasser geschützt. Ringsumher liegt eine sumpfige Fläche, durch die ein kleiner Fluß strömt, dessen Mündung als Hafen benutzt wird. Hätte an diesem Punkte eine dauernde friedliche Niederlassung gegründet werden können, so würden die Nilquellen wahrscheinlich längst entdeckt sein. Durch die Sclavenhändler sind aber die Neger so furchtbar erbittert worden, daß Gondokoro noch immer den südlichsten Punkt bildet, bis wohin Europäer vorgedrungen sind. Das heißt mit andern Worten, daß die Entdeckungen auf dieser Seite seit zwanzig Jahren in's Stocken gerathen sind, obgleich verschiedene Reisende Gondokoro zum Ausgangspunkt des letzten und entscheidenden Vordringens nehmen wollten. Auch der Franzose G. Lejean hat hier Halt machen müssen. Wie Viele vor ihm konnte er das Land gegen Süden nur mit den Blicken mustern. Die Berge, die sich dort am Horizonte ausdehnen, beschreiben einen Bogen von zwölf bis fünfzehn Stunden Länge. In der Mitte desselben erhebt sich ein steiler Kegel, der Logvek der Schwarzen. Die Bedeutung dieses Namens ist nicht bekannt, der Name Nedschef, den die Araber dem Berge geben, heißt der Zitternde und bezieht sich auf die Sage, daß der Berg zittern werde, sobald ein Mohamedaner ihn betrete.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 76. Januar 1863.



Schein und Sein.

Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Gustav Pfarrius.

(Schluß.)

IX.

„Sickingen ist todt, Landstuhl gefallen!" erscholl es von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, aus dem Rheingebiet hinaus der Donau entlang, über die Alpen und über die Pyrenäen. Kein Ereigniß im deutschen Vaterlande war bis jetzt mit so allgemeiner, alle Glieder der Gesellschaft vom Fürstenpalast bis zur Bauernhütte ergreifenden Erregung vernommen worden, keines hatte solche Hoffnungen und solche Befürchtungen vernichtet, wie der jähe Sturz des Ritters aller Ritter. Anfangs nur als leises Gerücht, von seinen Freunden nicht geglaubt, von seinen Feinden mit Jubel weitergetragen, nahm es rasch an Stärke zu, bis kein Zweifel darüber mehr obwalten konnte. „Der Afterkaiser ist todt und der Afterpapst" — damit meinten sie den damals grade erkrankten Luther — „liegt in den letzten Zügen!" riefen triumphirend die Einen; „mit Franz ist der Hort von Deutschlands Freiheit und Einheit zusammengebrochen!" wehklagten die Andern.

In der Mühle des Guldenbacher Thales erschien Bruno — es war um die Mitte des Mai — blaß, angegriffen und tief erregt.

„Ich komme," sagte er mit Resignation, „um Abschied zu nehmen —"

„Nein, das wird Euer Ernst nicht sein!" fiel ihm Berthold in's Wort; „setzt Euch, theilt mir mit, in welcher Weise der Tod ihn hingenommen. Die Gerüchte widersprechen sich; gewiß wißt Ihr Sicheres!"

„O ja," antwortete Bruno, „es ist mir treu berichtet; es kam — durch einen Zufall! — Er wollte einen Schaden an der Mauer besichtigen, da fiel ein Schuß und traf einen Balken, vom Balken fuhr ein furchtbarer Splitter herab ihm in die Eingeweide; auf einer Tragbahre wurde er weggebracht; drei Tage nachher, in der Mittagsstunde des siebenten Mai, verschied er. Ihr seht, ein Zufall war's: der Splitter konnte auch eine Hand breit mehr seitwärts fahren, aber das geschah nicht; er fuhr in's Leben des edelsten Mannes! Was

sage ich? des Mannes? Er fuhr in's Leben Deutschlands, das zerrissen jetzt vor uns liegt; in's Leben des Bundes für Wahrheit und Freiheit, dessen Glieder jetzt auseinanderstieben! Andere mögen es nehmen als ein Gottesurtheil, was thut es zur Sache? uns bleiben die Folgen! — Ich bin gekommen, um Euch Lebewohl zu sagen; Ihr kennt ja das Ziel meiner Reise."

Berthold reichte dem Freunde die Hand, im Innersten bewegt. „Seltsamer Mann," sagte er, „während Ihr hier seit dieser Wendung der Dinge Eure Sicherheit für gefährdet und Eure Wirksamkeit für zerstört haltet, wollt Ihr Euch dorthin begeben, von wo die Gefahr ausgeht, wie das geängstete Wild, das dem Feinde in's Garn läuft."

„Ihr verkennt meine Gesinnung und Absicht," antwortete Bruno. „Nicht entfliehen will ich der Gefahr, aufsuchen will ich sie an ihrer Quelle, wirken will ich, um zur Heilung des Uebels beizutragen da, wo es entspringt. Von Italien, von Rom, kommt das Gute und das Böse, kamen und kommen die Geschicke unseres Welttheils; dort schlägt die Pulsader des Ganzen zu Wohl oder Weh; von dort muß die Umgestaltung der Dinge ausgehen, soll sie gelingen! Was kann es helfen, an den Gliedern zu pfuschen? Eitel sind die Versuche, verloren ist die Mühe! „„Was da vorgeht am Rhein, was da vorgeht an der Elbe, bleibt für's Ganze ohne Erfolg,"" so lautete ja Eure Prophezeiung; jetzt trete ich ihr bei so weit, aber nicht weiter. Mein Herz ist betrübt, aber mein Muth nicht gebrochen. Jenseits der Alpen, da liegt das Feld für meine Arbeit!"

„Da liegt das Feld — wo Ihr Feierabend macht!" erwiederte Berthold mit etwas schwankender Stimme, die aber auf nichts weniger als auf ein Schwanken seiner Ueberzeugung hindeutete. „Laßt Euch einreden!" fuhr er dann mit Festigkeit fort; „ich will Euch nicht das alte Lied wieder vorsingen von der Ameise, die sich auf die Pflugschar setzte, um deren Gang zu hemmen; auch nicht hinweisen auf die Thorheit, an jenem Felsen, dran die Stürme von Jahrhunderten sich brachen, vielleicht von Jahrtausenden sich brechen, Euren Kopf zerstoßen zu wollen; ich achte Euren Muth und die Quelle, der er entspringt; aber um so mehr beklage ich, daß Eurem Scharfblick die Stelle entgeht, wo Ihr ihn üben sollt. Weder hier ist Alles verloren, noch dort Alles zu gewinnen; laßt die Extreme zur Seite und haltet die Mitte! Bescheidet Euch, nach besten Kräften zu wirken im engen Kreise, da gibt's vollauf zu thun, da ist das Ziel gegeben und der Segen greifbar; auf diesem Felde reinigt für Euch und Euren Nachbarn die Pfade von den Steinen, die Ihr zu heben vermögt; Ihr thut genug für's Ganze und dürft es dem Regen und Winde des Himmels überlassen, die ragenden Felsen zu zerbröckeln!"

Bruno ließ, still vor sich hinsehend, den Freund ausreden, dann sagte er in ruhigem, aber entschiedenem Tone: „In magnis voluisse sat est! Ich bin mit mir im Reinen. — Nun laßt uns, um den Augenblick noch zu nützen, zu Anderm übergehen, wobei es sich um Euch, nicht um mich handelt. Eure Stützen in diesem Lande sind zusammengebrochen, Sickingen ist todt, Hutten verschwunden und Bruno — mißdeutet es nicht, daß ich auch mich nenne — ergreift den Wanderstab. Furchtbar brausen die rückschlagenden Wellen des Krieges daher und werden in Kurzem auch dieses Thal überfluthen; die alte Finsterniß tritt wieder ihre Herrschaft an, die Barbarei des Wahns und Aberglaubens wird ihre Henkertriumphe in verdoppeltem Maße feiern. Für Euch selbst vielleicht nicht, aber für Eure Mutter habt Ihr zu zittern. Sie schwebt in der höchsten Gefahr; Ihr kennt nicht die Kreise, die um sie gezogen werden. Bisher that ich das Meine zu ihrem Schutz, vielleicht mehr, als Ihr wißt; von jetzt an aber habt Ihr allein zu sorgen. Daher hört, wie es steht: Eine doppelte Anklage wird gegen sie erhoben; zwei Verbrechen, deren Beweise bereits gesammelt und von Zeugen beschworen sind, das der Hexerei und das der Ketzerei, werden sie in Haft bringen; beiden ist gemeinschaftlich, daß sie Gott und den Heiligen abgesagt, dem Teufel aber zugesagt hat, beide wird sie auf der Folter eingestehen, und wer hat jetzt noch die Macht, sie vor dem Feuertode zu schützen? Daher folgt meinem Rath: Packt ohne Verzug Eure Habe zusammen und wandert mit ihr aus, weit hinweg, wo Niemand von Euch weiß!"

Berthold schüttelte den Kopf und sagte mit heiterer Miene: „Ich danke Euch, wohl-

meinender Freund, für Euren Rath, bin aber fern davon, ihn zu befolgen. So weit habe ich's gebracht in der Welt, daß ich dieser Art Nichts zu fürchten brauche; für das Gift besitze ich das Gegengift! Umstellt, verfolgt, gehetzt mehr als ein Thier des Waldes, ward ich erfinderisch und habe gelernt, die Schützen zu äffen und ihrer Attaken zu spotten. Meine Taktik war, den Wahn gegen den Wahn zu Hilfe zu nehmen, den Teufel durch den Teufel zu bekämpfen. Doch versteht mich recht: Der Glaube an Wunder fordert Wunder und nimmt natürliche Wirkungen als Wunder hin; was vor dem Auge der Vernunft ein Fortschritt ist in der Erkenntniß und Benutzung der Naturkräfte, ist vor dem Aberglauben ein Bündniß mit überirdischen Gewalten. Solcher Fortschritt als solches Bündniß gab mir die Mittel, mir zu helfen; ich habe viele Jahre mich darin geübt; thut Schutz noth, so weiß ich ihn zu finden. Laßt den Glauben an Hexenthum und Zauberei mit Ketten mich umschlingen, derselbe Glaube ist's, mit dessen Hilfe ich wie Spinngewebe sie zerreiße! Zittern, meint Ihr, müßte ich für meine Mutter? Keine Macht mehr gäbe es, sie zu schützen? Glaubt mir, so viele Teufel, als die Phantasie zur Bevölkerung der Hölle geschaffen hat, kämen, würde sie bedroht, herbei zu ihrer Rettung! Eher flögen die Gipfel dieser Berge in's Thal herab, ehe ihr ein Haar gekrümmt würde! — Doch solch ein Kraftaufwand, dessen bin ich gewiß, wird nicht nöthig sein; der Zuflucht zu den Dämonen wird es gar nicht einmal bedürfen. Wie gewaltig auch die siegreiche Partei sich geberden, wie heftig auch die Rückwirkung gegen die voreiligen Aufklärungsversuche sich fühlbar machen wird, der Fürst, unter dessen Schirm wir stehen, Johann von Simmern, hat den Willen und wird auch die Macht haben, in diesem Lande gegen einen Act, wie Ihr ihn befürchtet, Schutz zu gewähren!"

„Wie weit im Fall der Noth die Höllenmächte Euch zu Diensten stehen," sagte Bruno, „kann ich nicht beurtheilen, aber was den Herzog betrifft, so dürftet Ihr Euch täuschen; er ist nicht abgeneigt, um des Friedens und der Ruhe willen auch einem Götzen zu opfern; besonders wenn es gilt, der Ketzerei den Weg in sein Land zu versperren, wenn er besorgen muß, daß der Same zu einem Glaubenskampf in seinem Volke ausgestreut werde, wird er zur Erhaltung des Ganzen den Einzelnen fallen lassen."

„Laßt uns nicht länger streiten, es führt zu nichts!" erwiederte Berthold. „Ihr wollt gehen, ich will bleiben — ein Jeder folge seinem Stern! — Doch Eins noch, ehe wir scheiden! Ihr wart mein einziger Vertrauter hier im Lande, viel verdankt dieses Haus Eurem Beistande; noch in der Abschiedsstunde sucht Ihr zu rathen und zu helfen. Wohlan, ich bitte um Eure Hilfe, aber in einer andern Gefahr als die, welche Ihr befürchtet, in einem Leid, wo meine Zauberkunst nur als das erscheint, was sie auch ist, als eitel Spiel- und Blendwerk. Nicht um den Schutz der alten Mutter handelt es sich, die ihre Tage, hoffe ich, ungetrübt vollenden wird, es handelt sich um den Frieden eines jungen Herzens. Nicht Geister aus der andern Welt gilt's zu beschwören, nein, einen Schmerz zu sänftigen, der diesseits quält nach unumstößlichem Naturgesetz. Es ist Euch bekannt, welchen Weg Dieter Faust seit Sickingen's Sturz eingeschlagen hat. Wir wollen nicht zu strenge richten; wir sehen ja, wie schonungslos die Sieger mit Sickingen's Anhängern verfahren; Dieter hat kein Mittel verschmäht, beim Kurfürsten Verzeihung zu erlangen und so sich und seine Güter zu retten. Es kommt dies uns Allen und der ganzen Gegend zu gut, die so verschont bleiben wird vor den wilden Soldatenhorden. Ihr wißt auch, daß Ritter Schenk von Schmidtburg beim Kurfürsten sein Fürsprecher war und daß er dessen Fürsprache nur durch ein Verhältniß mit seiner Tochter, der schönen Hedwig, erlangte; aber nicht wißt Ihr, daß er der Verlobte unseres lieben Kindes auf der Mühle, unserer armen Agnes, war. Er hat ihr aufsagen lassen und sieht fröhlichen Hochzeitstagen entgegen, Agnes aber mit gebrochenem Herzen wankt dahin, als ginge es zum Grabe. Trost will sie keinen, aber entfliehen will sie der Welt und den Menschen. Die Mauern des Klosters Marienberg bei Boppard, wo eine Verwandte unseres Hauses, Francisca Faust von Stromberg, Priorin ist, sollen sie bergen. Fremd war sonst jede Richtung dieser Art ihrem Wesen; im Uebermaß des Schmerzes sieht sie dort ihre einzige Zuflucht. Sie ist krank, o sehr

krank, sie hat aber eine kräftige Natur. Der Hilfe bedarf sie, um wieder zu genesen, dort aber, wo jetzt das kranke Herz sie hindrängt, wird sie, so viel ich sie kenne, diese Hilfe nimmer finden; Singen und Beten und Brüten über seinem Unglück ist nicht, was dem Menschen wahrhaft frommt, nach meiner Beurtheilung; Hingabe an die Sorgen und Mühen des Lebens, an die Pflichten, die die Natur auferlegt, an die Opfer, und Anstrengung fordernde Thätigkeit im Kreise der Lieben, das ist die Cur für ein krankes Gemüth wie das ihrige!"

„Aber was habe ich," fiel jetzt Bruno ihm lächelnd in's Wort, „was habe ich, wenn ich auch Eure Ansicht theilte, für eine Macht, hier einzuwirken? Meint Ihr, durch Einrede und Vorstellungen? Durch Ausmalung abschreckender Zustände des Klosterlebens?"

„O nein!" fiel ihm Berthold in die Rede; „sie zurückhalten hieße ihre Sehnsucht steigern, ihre Krankheit verlängern. Ihr sagtet mir, daß Ihr vor Eurer Reise über die Alpen noch den Rhein hinab nach Köln müßtet, da kommt Ihr an Boppard vorüber, nun ist meine Bitte, sie mitzunehmen und dort in's Kloster zu geleiten."

„Wie? schon auf morgen ja ist meine Abreise festgesetzt!" erwiederte Bruno.

„Desto besser; morgen in aller Frühe bin ich mit ihr in Stromberg, sie Eurem Schutze zu übergeben."

„Also Ihr beschleuniget, was Ihr verhindern wollt?"

„Hört mir zu! — Mit einer Kranken haben wir's zu thun. — Sie ist gebunden an dieses Haus mit den stärksten Banden der Natur; sie weiß, was sie in dem Hauswesen ihrem Vater ist; sie hängt an Frau Adelheid, von der sie auferzogen wurde, mit der innigsten Kindesliebe, sie hängt vor Allem an Marianne's Kindern, als deren Pflegemutter sie sich bis jetzt betrachtete, mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit. Alle diese Gefühle schlummern jetzt, von ihrem Schmerz übertäubt; sie so bald wie möglich wieder wach zu rufen, das ist die Aufgabe! Die plötzliche Trennung, die Nothwendigkeit des raschen Entschlusses erzeugt sicherlich die Erschütterung, die hierzu nöthig ist. Ihr werdet der Priorin, die von meinem hiesigen Aufenthalte nichts weiß, im Uebrigen aber mir als eine verständige Frau bekannt ist, alles Nöthige mittheilen und sie ihr mit der Bitte übergeben, sie scharf zu beobachten und, sobald bei ihr eine Sinnesänderung hervortritt, ihre Rückkehr zu veranlassen. Agnes wird erkennen, daß dort der Friede für sie nicht ist, den sie sich vorgestellt, und um so gewisser das Gelübde nicht ablegen, je früher man es von ihr verlangt."

Bruno reichte dem Freunde die Hand mit den Worten: „Es soll geschehen, wie Ihr wünscht."

Die Unterredung zwischen Bruno und Berthold fand in der Mühle auf des letztern Zimmer statt. Sie traten jetzt hinunter in die Wohnstube, wo Frau Adelheid, Agnes und Marianne's Kinder sich befanden. Agnes saß da ohne Beschäftigung, stumm, bleich und verweint; man erkannte sie fast nicht wieder. Frau Adelheid unterhielt sich mit den Kindern.

„Agnes," sagte Berthold, „Dein Wunsch wird früher erfüllt, als wir dachten. Morgen reist Pater Bruno von Stromberg ab und will Dich nach Marienberg mitnehmen. Du hast nun eiligst Dich reisefertig zu machen, denn morgen in aller Frühe breche ich mit Dir auf nach Stromberg, wo Bruno Dich erwartet."

Bei diesen Worten Berthold's überflog eine dunkle Röthe das blasse Antlitz des Mädchens. Auch Frau Adelheid erschrak und sah ihren Sohn betroffen an.

„Du darfst Dich mir anvertrauen, Agnes," fügte Bruno hinzu; „wir fahren zu Wasser und sind an einem Tage an Ort und Stelle. — Doch ich will Dich jetzt nicht aufhalten, denn Du hast wohl noch Manches zu besorgen. — Lebt wohl, Frau Adelheid!" wandte er sich dann gegen diese; „ich verlasse Euch auf lange Zeit, vielleicht auf immer!"

Frau Adelheid erhob sich und seine Hand mit ihren beiden Händen fassend, sagte sie tief bewegt: „Ach, warum scheidet Ihr von uns? Ihr wart der Schutzengel dieses Thals; Gott lohne es, Gott vergelte es Euch durch ein langes glückliches Leben! — Und Du, auch Du willst fort!" wandte sie sich gegen Agnes, umschlang sie krampfhaft und Thränen erstickten ihre Stimme.

Bruno ging. Berthold begleitete ihn eine Strecke wie gewöhnlich.

Noch einmal und zum letzten Male sehen wir beide Männer den Bach entlang durch's Thal hinwandeln. Die Sonne neigte sich

am wolkenlosen Himmel; weithin warfen die Erlen ihre Schatten über die Wiese; die Wellen rauschten tief unter dem Gebüsch und helle Nachtigallentöne hallten wider an der Bergwand; Lüfte und Düfte, Farben und Klänge, Alles in süßer, wunderbarer Harmonie! Aber nicht empfänglich erscheint jetzt der Sinn unserer Wanderer für solche Eindrücke. Sie sprechen von Sickingen's Fall und dessen Folgen, vom Kaiser und dem Reich, von Rom und der Kirche.

„Was Ihr auch einwendet," sagte Bruno, „ein völliger Umschwung der Dinge steht bevor; wie viele Versuche auch mißglücken, stets erneuert, müssen sie zum Ziele führen. Ruhig zuschauen, sich in einem Winkel verbergen, ist weder klug noch recht. Tritt Jeder vor und wirft seine Maske ab, staunen wird man über die Zahl der Gleichgesinnten und Einverstandenen; staunen wird man darüber, daß die Vernunft von der Unvernunft, die Wahrheit von der Lüge, daß die Menschenliebe, jener kräftigste Urkeim des Christenthums, vom Unkraut der Finsterniß und Barbarei so lange überwuchert werden konnte, während zur Pflege desselben eine solche Fülle von Kräften vorhanden ist. Muth, nur Muth zum Aufschwung, und die Höhe wird gewonnen!"

„Gewiß, gewiß!" versetzte Berthold:

„Die Kraft kommt von oben;
Hebe Dich selbst, so wirst Du gehoben!

So weit sind wir einig. Anders aber, als ich, deutet Ihr die Zeichen der Zeit. Ein Anstoß ist gegeben; wer sollte das verkennen. Frische Kräfte regen sich und Schläfer erwachen; ein Lichtlein kann sich entzünden an dem andern und allmälig Helle sich verbreiten, aber nur da, wo kein Sturmwind dazwischenfährt. Ihr verkennt die zähe Natur der Völkermassen, verkennt die unwandelbaren Bedingungen ihrer Entwicklung und berechnet ihre Schritte nach Tagen statt nach Jahrhunderten; Ihr überschätzt die Zahl Eurer Genossen und das Maß ihrer Kräfte; die nächsten Früchte ihrer Aussaat sind nichts Anderes als Zwiespalt, Kampf und Zersplitterung, und die Arbeit beginnt von Neuem. Euch selbst aber vergleiche ich jenem Reiter, der, um sein Roß zu besteigen, sich so gewaltsam emporschwang, daß er drüber wegstürzte und mit verrenkten Gliedern am Boden lag. Wohl wird die wahre und lebendige Menschennatur ewig sich geltend machen gegen den Dogmatismus im Glauben und Wissen; gleich sind im Urkeim alle Culten; wie sie sich entwickeln, das hängt ab vom Grad der Bildung ihrer Bekenner, und wenn im Heidenthum der Griechen und Römer dem Aberglauben nicht so viele Opfer fielen, als jetzt in der christlichen Zeit, so sind jetzt Trägheit, Rohheit und Verwilderung die Ursachen. Bildung, ja nur Bildung ebnet die Wege, sie aber verträgt nicht Stöße noch Sprünge, langsam unter dem Einfluß des Beispiels und der Lehre wächst sie und verbreitet sich nach unwandelbaren Gesetzen!"

Sie waren an der Stelle angekommen, wo sie sich zu trennen pflegten.

„Genug für jetzt!" sagte Bruno. „Um das noch bitte ich Euch: Nehmt es mit meiner Warnung vor dem bösen Geist dieses Thales, der Eure Mutter bedroht, nicht so leicht!"

„Und Ihr, das bitte ich Euch," antwortete Berthold, „thut ein Gleiches mit meiner Warnung vor den sieben Hügeln!"

„Also morgen früh in Stromberg!"

„Es kommt mir vor, als sähen wir uns nicht wieder!" antwortete Berthold, umarmte den Freund und ging zurück nach der Mühle.

Hier fand er Alles in großer Aufregung. Frau Adelheid konnte ihm ihr Erstaunen und ihre Betrübniß darüber nicht verhehlen, daß auf seine Veranstaltung Agnes in dieser Weise zur Abreise gedrängt wurde. Selbst Stumpf, der sich sonst willenlos in alle Anordnungen Berthold's zu fügen pflegte, schüttelte den Kopf, als Berthold mit ihm überlegte, wie von jetzt an Agnes in der Hauswirthschaft vertreten werden sollte. Sie selbst war, nachdem sie Marianne's Kinder zur Ruhe gebracht, auf ihrem Stübchen geblieben, beschäftigt, wie es schien, mit Ordnen und Einpacken, um sich reisefertig zu machen.

Früh am andern Tage, als die wonnige Maiensonne ihre ersten Strahlen in's Thal sandte und Berthold aus dem geöffneten Fenster den Kampf zwischen Licht und Nebel schon eine Weile beobachtet hatte, pochte es an seiner Thür. Als er öffnete, stürzte ihm Agnes fast zu Füßen mit dem flehenden Ruf: „Laßt mich hier, o laßt mich hier, ich kann nicht los, ich kann die Kinder nicht verlassen!"

Ihr von mächtiger Aufregung glühendes Antlitz war in Thränen gebadet; sie war noch in ihren Kleidern von gestern; man sah ihr an, daß sie die Nacht schlaflos zugebracht hatte.

„Du willst bleiben?“ sagte Berthold, indem er sie aufrichtete und mit einem getheilten Gefühl von Rührung und innigster Freude betrachtete; „überlegst Du auch, was Du sagst? Deinem sehnlichsten Wunsche sind wir ja entgegengekommen!“

„Nein, ich will, ich kann nicht fort! — Bestellt es ab, schickt einen Boten nach Stromberg!“ rief sie wiederholt in eindringlichstem, flehendstem Tone, dann wandte sie sich um und eilte zurück in ihre Stube.

Nicht lange nachher befanden sich Berthold und Frau Adelheid unten im Wohnzimmer, während Stumpf ab und zu ging, bald in der Mühle, bald auf dem Hofe beschäftigt.

„O wie schneidet mir's in's Herz!“ sagte, ihre Thränen unterdrückend, Frau Adelheid; „gehört habe ich sie die ganze Nacht — denn auch mich floh der Schlaf — wie ein unruhiger Geist wandelte sie umher, packte ein und aus, ging Trepp' auf, Trepp' ab, sah, wie um Abschied zu nehmen, nach allen Dingen; bald hörte ich sie sprechen mit sich selbst, bald mit den Kindern, bald weinen, bald beten. O Dieter Faust, unwürdig Deines Namens, unwürdig Deiner Abkunft, was hast Du an ihr verschuldet!“

„Beruhigt Euch, Mutter!“ antwortete Berthold; „nehmt Euch ihr Schicksal nicht also zu Herzen! Dieter's Hausfrau gedachte sie zu werden; goldene Tage malte sie sich aus, sie, das treue Gemüth, an der Seite des herzlosen Ritters; geweckt wurde sie plötzlich aus dem Traume, der Schlag war betäubend; irre an sich selbst, dachte sie Frieden zu finden im Kloster. Glaubt mir, auch das war eine Täuschung! Im Kampfe dieser Nacht fiel ihr die Binde von den Augen; sie ist genesen, wir haben unsere Agnes wieder!“

Da trat sie herein, eine gewisse Ruhe, ja Heiterkeit im Blick, an jeder Hand eines von Marianne's Kindern, die, so recht sorglich gekleidet, ihren Morgengruß brachten.

„Sogleich wird das Frühstück fertig sein!“ sagte sie und eilte wieder hinaus, mit einer Miene und einem Eifer, als habe sie den Entschluß gefaßt, sich wie sonst wieder der Wirthschaft und häuslichen Arbeit ganz hinzugeben.

„Sie verschließt ihr Leid in ihr Herz,“ sagte Berthold; „da wird's noch lange bleiben! Aber kann es je weichen, so weicht's vor dem Glück der Thätigkeit, vor dem Trost im Gefühl, Andern nützlich zu sein! Konnte ihr die Klosterzelle das gewähren?“

Still und nachdenkend sah Frau Adelheid vor sich hin und sagte dann: „Sie gab mir vorhin das Kreuz, das er ihr geschickt, nachdem sie es von der Granatschnur getrennt hatte, mit den Worten: „„Schickt ihm das Kreuz zurück, das goldene; ich bedürfe seiner nicht; ich würde ein anderes Kreuz tragen ihm zum Gedächtniß; die Schnur aber laßt mir, die von Euch kommt und mich an Euch knüpft, die laßt mir für das neue Kreuz, sie wird mir's tragen helfen.“

Berthold hatte bereits einen seiner Arbeiter nach Stromberg geschickt, um Bruno von der Abänderung des Beschlusses in Kenntniß zu setzen. Auf der Mühle war Ordnung und Friede wieder hergestellt und Jeder vollbrachte sein Tagewerk in alter Weise.

In Simmern aber am Hofe des Herzogs hatten in wenig Tagen, nachdem Bruno das Guldenbacher Thal verlassen, die Dinge eine Gestalt angenommen, die geeignet war, die Warnung Bruno's vollkommen zu rechtfertigen und die ernstlichsten Besorgnisse für unsere Freunde zu erregen. Die Lage des Herzogs, dem es bisher durch seltene Klugheit, Mäßigung und, wenn es galt, Festigkeit, gelungen war, allen Kriegswirren fern zu bleiben, war jetzt nach Sickingen's Sturz eine sehr schwierige geworden. Der Uebermuth und das schonungslose Verfahren der Sieger gegen Alle, die mit Sickingen gehalten hatten, gebot ihm, wollte er sein Gebiet vor feindlichen Einfällen bewahren und sein bisheriges Ansehen unter den Fürsten behaupten, nach allen Richtungen hin die größte Vorsicht. Insbesondere forderte seine und der Seinigen Sicherheit, jeden Schein voreiliger Neuerungssucht von sich fern zu halten und allen Störungen der bisherigen gesellschaftlichen Ordnung, allen politischen wie religiösen Aufwiegelungen den Zugang zu seinen Unterthanen zu versperren. Welches Letztere er mit um so größerer Strenge that, als es auch seinen eigenen Principien widersprach, das Volk in einen Formeln- und Theorienkampf zu hetzen, wobei des Haders kein Ende war,

weil Alle gleich Recht und Unrecht hatten, statt ihm durch Verbesserung seiner Zustände, durch Unterweisung und Erziehung allmälig den Weg zur höhern Entwicklung anzubahnen.

Da nun erschien vor ihm der Schultheiß von Erbach, zu dessen Gerichtsbarkeit ein Theil des Guldenbacher Thales gehörte. Nachdem er in Gegenwart des Amtmanns Kaspar Kratz dem Herzog den Verlauf der gerichtlichen Verhandlung gegen die der Zauberei und Ketzerei angeklagte Frau Adelheid Faust geborene Stumpf von der Guldenbacher Mühle weitläufig mitgetheilt und ihm die Protocolle über die verschiedenen Zeugenverhöre vorgelesen, fuhr er also fort: „Ich habe mich unterstanden, vor Eurer fürstlichen Durchlaucht in Person zu erscheinen, damit mein gnädiger Herr den Stand der Dinge auf gradem Wege erfahre, eine längere Nachsicht nicht geübt und die Ermächtigung zur Inhaftirung der Angeklagten gnädigst ertheilt werde, in Maßen das Aufsehen der Sache unter dem Volke so groß ist, daß die ganze Gegend beunruhigt wird und schon verschiedene Zusammenläufe der Leute stattgefunden haben. Man müsse," sagen sie, „das ganze Nest — damit meinen sie die Mühle — verbrennen mit Allem, was darinnen ist; es wäre das ein wahres Teufelswachthaus und Vorwerk der Hölle; auch der Förster und Bergprobirer Berthold wäre — mit Eurer Gnaden Verlaub zu reden — ein Handlanger des Gottseibeiuns; auch die Nichte der incriminirten Frau Adelheid, genannt Agnes Stumpf, wäre von Frau Adelheid schon angelernt, Beide hätte man in Gemeinsamkeit rothe Schlehen essen und die Wellen des Guldenbachs mit Ruthen peitschen sehen, worauf das unchristliche Donner- und Hagelwetter erfolgt, das damals über die ganze Gegend den großen Schaden gebracht, auch habe sie seltsame Blumen mit dem Berthold gepflückt, und wenn nicht bald Abhilfe geschähe, so wäre kein Vieh mehr sicher im Stall und kein Kind in der Wiege; auch griffe das Laster um sich wie eine Seuche, und es gäbe derer in der Umgegend schon genug, die dort, um das Zauberwesen und den Abfall vom alten Glauben zu erlernen, in die Schule gingen.

Der Herzog hörte den Mann ruhig an, bis er geendet hatte, aber seine Stirn zog sich immer finsterer zusammen.

„Was hat die Angeklagte gethan, um sie der Ketzerei und der Anhänglichkeit an die neuen Irrlehren zu beschuldigen?" fragte er jetzt mit starkem Nachdruck.

„Wie vermeldet," antwortete der Schultheiß, „ist sie die Mutter des verruchten, verfluchten Teufelsbanners und Schwarzkünstlers Johann Georg Faust, genannt Sabellicus, der, wie aller Welt bekannt ist, am St. Gebhardstage des vorigen Jahres zu Maulbronn von seinem Meister abgeholt wurde, in seiner letzten Stunde aber laut den Berichten noch einen Funken von Reue hat blicken lassen. Wiewohl nun eine Mutter sich allerwege beeifert, ein gefallenes Kind aufzuheben, so widersetzt sie sich hartnäckig aller Buße, allen Opfern, allen Gebeten und Seelenmessen für die Errettung der Seele des zu ewiger Pein verdammten Sohnes. Also haben hochansehnliche Männer und andere Zeugen, wie in dem weitern Protocoll zu lesen, wider sie deponirt. Auch noch zu vermelden nebenbei, daß die verwiesenen Irrlehrer aus dem Hessischen eine Nacht Herberge bei ihr in der Mühle gefunden."

Heftig wandte sich der Herzog nach dem Amtmann Kaspar Kratz mit den Worten: „Stimmt die betreffende Angabe mit Dr. Klinge's Schrift über Faust's Höllenfahrt?"

„Sie stimmt, gnädigster Herr."

„So fertigt die Ermächtigung aus, die Angeklagte zur Haft zu bringen und nach der Vorschrift der Gerichtsordnung mit ihr zu verfahren."

„Ist bereits ausgefertigt und bedarf nur noch der Unterschrift Eurer fürstlichen Gnaden," antwortete der Amtmann und überreichte dem Herzog eine Rolle. Dieser begab sich damit in sein Cabinet.

„Das wird ein Volksgetümmel geben auf der Warmsroder Heide!" bemerkte der Schultheiß; „der Scharfrichter klagt schon lange, daß er durch unseres Herrn milde Regierung verarmt sei. Das wird einmal die Leute auf die Beine bringen und in Respect setzen, wenn die Flamme knattert! So was hat man unter der jetzigen Herrschaft noch nicht erlebt."

„Ist nicht anders, Schultheiß; Alles hat seine Grenzen; einem Jeden muß nach Verdienst geschehen!" erwiederte mit den Achseln zuckend der Amtmann.

Der Herzog kam wieder ohne die Schrift. „Ich habe für gut erachtet, Kaspar, ver-

sönlich die Sache zu untersuchen. Morgen früh begleitet Ihr mich nach der Mühle. Euch," richtete er sich an den Schultheiß, „liegt einstweilen ob, die Vorbereitungen zu treffen und das Gericht zu bestellen."

Am andern Tage gegen Mittag hielten der Herzog und der Amtmann mit einem kleinen Gefolge vor der Mühle des Guldenbacher Thales.

Es war nichts Ungewöhnliches, den Fürsten auf dem abgelegensten Dorfe oder Meierhofe in Mitten seiner Unterthanen zu sehen, wo er oft Verwirrungen schlichtete und Streitigkeiten beilegte weniger mit Hilfe seiner Autorität als der Schärfe seines Urtheils.

Berthold war, als er ihn kommen sah, keinen Augenblick über den Grund seines Erscheinens im Zweifel. Seinen Hausgenossen gegenüber aber deutete er den Besuch so, als gelte er nur ihm und seinen Bauunternehmungen. Es handelte sich bei ihm vor Allem darum, seine Mutter nicht zu beunruhigen, die von allem gegen sie erhobenen Lärm nichts ahnte. Es war ihm eine heilige Pflicht, von ihr, die um seinetwillen in dieser Hinsicht schon so viel geduldet hatte, mit der größten Wachsamkeit alle ähnlichen Gemüthsbewegungen fern zu halten, was ihm bis jetzt auch vollkommen gelungen war.

Die Reiter saßen ab vor dem Hofe. In Begleitung des Amtmanns und eines Schreibers trat der Herzog ein. Berthold ging ihm entgegen, ihn zu empfangen. Der Herzog, ohne Umschweif zur Sache schreitend, nahm ihn bei Seite und hob aus der Anklage die verschiedenen Punkte über den auf der Mühle und ihren Bewohnern lastenden Verdacht des Hexen- und Zauberwesens der Reihe nach hervor und forderte darüber Aufklärung.

„Ich habe mich selbst dieser Sache unterzogen, besonders auch darum," sagte er, „weil ich dabei auf Eure Bereitwilligkeit und Einsicht rechnete, denn Ihr seid mir von Männern empfohlen worden, deren Name allein schon verbürgt, daß Ihr frei von Vorurtheilen seid. Auch habt Ihr erfahren, daß ich Eure hiesige Thätigkeit mit Vertrauen und allen sonstigen Mitteln unterstütze. Aber mystische Dinge, die das Volk aufregen, sind mir zuwider; es soll auch in den Augen der Leute kein Makel an diesem Orte haften."

Für Berthold war es ein Leichtes, über alle den Teufelsspuk betreffenden Punkte ihm genügenden Aufschluß zu geben. Zunächst führte er ihn zu dem Neubau, gab hier Erklärung über jede Einzelheit der neuen Construction des Pochwerkes und des Schmelzofens, über die Natur und Zweckmäßigkeit des bisher nicht angewandten, so großen Anstoß gebenden Baumaterials, über die neue Methode der Holzkohlenbereitung und viele andere Dinge, die den Grund zu dem so unerhört raschen Fortschritt des Baues enthielten. Was nun das verhexte Mehl betraf, so ließ er sofort durch anwesende Handwerker die betreffenden Theile des Mühlenwerks auseinandernehmen, um dem Herzog in Gegenwart seiner Begleiter den natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung in der verbesserten Methode zu mahlen vor Augen zu legen.

Der aufmerksame, mit den Fortschritten der Kunst und Wissenschaft seines Zeitalters in seltenem Maße vertraute Fürst war nicht bloß befriedigt, sondern über den Scharfsinn und die aus tiefster Sachkenntniß entspringenden Erörterungen Berthold's in höchstem Grade erstaunt. Gleichwohl inquirirte er weiter und nahm Berthold abermals vertraulich bei Seite.

„Ihr wißt, Meister Berthold," sagte er, „daß die Eigenthümerin dieser Mühle die Mutter des berüchtigten Bösewichts, des im vorigen Jahre nach den glaubwürdigsten Berichten zur Hölle gefahrenen Schwarzkünstlers und Teufelsbeschwörers Dr. Faust —"

Berthold nickte schweigend.

„Und wißt auch ohne Zweifel, daß sie hierdurch auf sich und ihre Sippschaft einen Fluch geladen hat, unter welchem die ganze Gegend leidet, daß sie den Gottlosen ein Vorbild und den Frommen ein Gräuel geworden ist?"

„Ist eine Mutter verantwortlich für die Sünden ihres Sohnes?" sagte Berthold.

„Aber eine Mutter ist mehr als ein Scheusal," fuhr heftig der Herzog auf, „ist werth den peinlichsten Feuertod zu sterben, wenn sie mit teuflischem Widerstand die Gnadenmittel verschmäht, die ihr geboten sind, um dem hingegangenen Sohn, wie schuldbeladen er auch sei, die Höllenqual zu lindern! Hier sind der menschlichen Nachsicht die Grenzen gezogen!"

„Eure fürstliche Durchlaucht," erwiederte Berthold, „haben bis zu dieser Stunde den

strafenden Arm der weltlichen Gewalt von Ihren Unterthanen fern gehalten, wo es sich um Sachen des Glaubens und Gewissens handelte. Auch hier wird mein gnädigster Herr, erhaben über die Verblendungen und Leidenschaften eines verfinsterten Jahrhunderts, einem hilflosen Weibe seinen Schutz gegen rohen Wahnwitz nicht versagen. Unbegreiflich, ungeheuerlich scheint Euch das Benehmen der Angeklagten, wenn Ihr aber, wie Ihr soeben in das Innerste der Mühle schautet, wo auch Unbegreifliches vorzugehen schien, in das Innerste ihres Herzens schauen könntet, wahrlich hier würdet Ihr einen so natürlichen, begreiflichen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung finden, wie Ihr ihn dort gefunden! Aber des Menschen Herz läßt sich nicht zerlegen, wie ein Mühlenwerk; der Inquisitor kann es brechen, aber nicht ergründen. Tausende haben unschuldig den martervollen Tod erlitten; ihr Blut schreit zum Himmel, der Himmel aber scheint erbarmungslos, wie ihre Ankläger, Richter und Henker; wo ist Hilfe? — Herr, Ihr habt den Weg betreten, der hinausführt aus diesem Jammer — wollt Ihr ihn wieder verlassen?"

„Eure Rede trifft den Punkt nicht, auf den es hier ankommt, Meister Berthold," erwiederte der Herzog, freimüthig sich einlassend, jedoch mit Ernst und Nachdruck. „Dem Aberglauben, der Scheiterhaufen errichtet, sei der Weg in mein Gebiet, wo nicht ganz versperrt, doch entschieden erschwert; eben so entschieden aber auch dem Unglauben, der die Grundlagen der Ordnung und des Friedens zertrümmert. Darum leihe ich der herrschenden Kirche meine Hilfe gegen die Neuerungen, wo sie, aus dem Gebiete der Forschung hadersüchtig in's harmlose Leben des Volks dringend, Verwirrung und Unglauben hervorrufen. Hier aber ist noch mehr als Ketzerei, hier ist nicht Abfall von heiligen Ueberlieferungen und Dogmen, hier ist Abfall von den heiligsten Gesetzen der Natur. — Holt mir die unnatürliche Mutter; ich will sie sehen von Angesicht zu Angesicht! ich will hören aus ihrem eigenen Munde, was mir, so lange ich's nicht selbst vernehme, unglaublich scheint."

Berthold, mit der Hand über die Stirn fahrend, besann sich einen Moment, dann, wie zu einem Entschluß gekommen, geleitete er den Herzog mit einer Miene, als wolle er sofort seinen Befehl vollziehen, vor den Hof unter die breitgeästete Eiche.

„Beliebt es meinem gnädigsten Herrn, hier einen Augenblick zu verharren," sagte er gefaßt und entschlossen, trat sodann zurück in's Haus und erschien alsbald mit einem Schriftstück in der Hand, jedoch ohne Frau Adelheid.

„Es ist dies die beglaubigte Abschrift eines Documentes," sagte er, „das von Franz von Sickingen ausgestellt, sich unter den Papieren befindet, die Junker Dieter Faust Eurer fürstlichen Durchlaucht von Landstuhl gebracht hat, und enthält den Nachweis über die Abkunft und frühern Lebensverhältnisse Eures von Sickingen Euch empfohlenen unterthänigsten Dieners Berthold" — wobei er eine Verbeugung machte — „zugleich gibt es Aufklärung über das Räthselhafte in dem Benehmen der Angeklagten."

Der Herzog hatte sich auf die steinerne Bank niedergelassen, entfaltete die Schrift und las. Bald zitterte das Papier in seinen Händen; er sah Berthold scharf an, der festen Blickes vor ihm stand. Dann las er weiter, stampfte mit dem Fuß und schlug mit der Faust auf's Knie, die heftigste innere Bewegung verrathend. Darauf erhob er sich und ging längere Zeit schweigend auf und nieder. Endlich trat er vor Berthold, reichte ihm die Hand und sprach: „Der Wunsch, den der edle Todte am Schluß dieser Schrift ausspricht, sei ihm gewährt! Betrachten will ich Euch als ein Vermächtniß von ihm, Euch und die Eurigen, und Euch schirmen und bewahren, so weit es in meiner Macht steht, vor jedem Angriff. Aber wer Ihr seid und wer Ihr wart, sowie die Lüge Eures Todes, das soll die Welt erfahren, daß sie sich schämt ihrer Leichtgläubigkeit und Verblendung! — Sprecht, habt Ihr nicht selbst den heißen Wunsch, die Hülle abzulegen, der Forderung der Wahrheit nachzugeben, daß der Höllenheilige des Nimbus entkleidet sei, daß der dämonische Zauberer hervortritt als der Mensch, der er ist?"

„O Herr," antwortete Berthold, mit dem Ausdruck tiefster Bewegung, „die Welt läßt sich den Dr. Faust nicht rauben! Die Macht, die ihn gezeugt und groß gezogen hat und für ihn schwärmt und streitet, ist größer als die Eurige! Drum laßt ihn

ihr; noch kann und will sie ihn nicht missen; sie hält ihn fest als Spielwerk ihrer Laune, als Stütze ihres Glaubens, als mächtiges, vieldeutiges Symbol unheimlicher Gewalten! — Mir aber gönnt den Frieden und die Ruhe der Verborgenheit, gönnt die ungestörte Arbeit, auf dem Felde, wo allein Gewinn zu hoffen, wo ich an meine Gläubiger, auch ohne daß sie es wissen, die Schuld, so viel an mir ist, abtragen kann! — Darum, wie Ihr jenes Document, dessen Abschrift Ihr hier gelesen, bis jetzt in Eurem Schrein verschlossen hieltet, so haltet seinen Inhalt verschlossen in Eurem Herzen!"

„Seltsamer Mensch!" sagte der Herzog; „es will mich fast bedünken, als hättet Ihr bei der Entstehung des Gerüchtes von Eurem bösen Tod die Hand selbst mit im Spiel gehabt?"

„Ich leugne es nicht," antwortete Berthold.

„Genug! — der Schutz, den ich Euch und den Eurigen zugesagt, macht die Bewahrung Eures Geheimnisses nothwendig. Das reicht für mich hin. Was sich sonst dafür sagen läßt — ich verstehe es nicht. Jetzt aber denkt darüber nach, wie dieser Ort wieder zu reinigen ist; denn versteht Ihr den Teufel zu citiren, so müßt Ihr ihn auch zu vertreiben verstehen!" Das letztere sagte er in einem Tone scherzhaft fingirten Unwillens, welcher durchblicken ließ, daß er darüber, was zu thun, im Reinen sei. „Noch einige Punkte der Anklage," fuhr er dann fort, „sind nicht aufgeklärt. Woher das Feuer in der Gebhardscapelle an dem Tage, als Euch der Teufel holte?"

Berthold erzählte den ganzen Vorfall mit Gordian und fügte am Schluß, als der Herzog lächelnd mit dem Finger drohte, hinzu: „Verzeiht es, gnädigster Herr, einem alten, in Ruhestand versetzten Jäger, der sein Leben lang auf Füchse sich eingeübt, daß er, wo eins der keckſten dieses Raubzeugs ihm in's Gehäge schlich, unwillkürlich einmal wieder zur Waffe griff."

Während dieser Unterredung war auf vorhergegangenen Befehl des Herzogs durch den Amtmann Kratz und den Gerichtschreiber über die allen Verdacht der Zauberei niederschlagenden Resultate der Untersuchung an der Baustelle und in der Mühle ein ausführliches Protocoll aufgenommen worden, welches noch an demselben Tage dem Schultheiß und den Schöffen von Erbach mit dem herzoglichen Erlaß übersandt wurde, an dem angesetzten Dingtage die Anklage auf Grund des Protocolls als nichtig zurückzuweisen und die Gründe für die Richtigkeit zu veröffentlichen.

Schwieriger war es, in Betreff des Punktes der Ketzerei dem Gesetz und der Rücksicht auf die Volksstimmung Genüge zu leisten, ohne den Schleier des Geheimnisses zu lüften, das den Schlüssel zum Benehmen der Angeklagten enthielt. Doch auch hier fand der Herzog einen Ausweg: er kam mit Berthold überein, in den nächsten Tagen seinen zuverlässigen Schloßcaplan hierher zu senden; dieser solle alsdann, nachdem er als Diener der Kirche Frau Adelheid vernommen und geprüft, ein Zeugniß ihrer Unschuld vor dem Gericht niederlegen, welches in Verbindung mit dem frühern Zeugniß des Dominicaners Bruno hinreichen würde, die von den Germersheimer Vicarien ausgegangene Anklage zu entkräften und den Verdacht des Uebertritts zur neuen Lehre von der Beschuldigten völlig abzuwälzen.

Jetzt gab der Herzog den Befehl zum Aufbruch und die Rosse wurden vorgeführt.

„Haltet Ihr's für nöthig," fragte er, „so lasse ich Euch für die nächsten Tage etliche Reisige hier, das Volk in Respect zu halten."

„Die dort," antwortete Berthold lächelnd, indem er auf seine Arbeiter an der Baustelle hindeutete, „sind meine Reisige und Schildknappen; Eure Gnaden dürfen uns ihrem Schutz überlassen!"

Der Herr schwang sich in den Sattel und verschwand alsbald mit seinem Gefolge in den Windungen des Thales. Berthold begab sich zur Mutter, am meisten darüber erfreut, daß sie von Allem unberührt blieb und der Sturm, von ihr unbemerkt, über sie hinging, wie ein Gewitter über den Schlafenden.

X.

Es war wieder die Zeit der Heuernte, und grade ein Jahr verflossen seit Berthold's Ankunft in seiner Heimath. Die Hauptarbeit auf den Wiesen war gethan, nur hier und da noch harrte, in einzelne Haufen geschichtet, der Ertrag der Heim-

fahrt; auf den abgemähten hellgrünen Flächen weideten Schafe und Rinder in idyllischen Gruppen und über das ganze Thal, so weit der Blick seine anmuthigen, waldumgrenzten Windungen verfolgte, war heitere Ruhe gebreitet. Nur wo man dem Bereich der Mühle näher kam, machte sich ein anderer Eindruck geltend; da regte und rührte es sich in lautem, thätigem Leben; große und kleine Wagen rollten her und hin, Wasser rauschten und weithin hallendes Pochen und Hämmern mischte sich mit den seltsamen Tönen knarrender Maschinen. Berthold's Hüttenanlage war mit einer für jene Zeit unerhörten Schnelligkeit in einzelnen Theilen bereits so weit gediehen, daß der Betrieb einen ordentlichen Anfang genommen hatte und für die umwohnenden armen Leute ein bisher ihnen unbekanntes Feld der Thätigkeit und des Gewinnstes eröffnete. Die Zweckmäßigkeit des neuen Verfahrens war zu einleuchtend, der für die ganze Gegend aus dem Unternehmen entspringende Vortheil zu offenbar, als daß ein verhärteter Fanatiker es jetzt noch gewagt hätte, der Sache durch Witterung von Teufelsspuk und Zauberkünsten hinderlich in den Weg zu treten; kurz, der Vortheil überwand das Vorurtheil. Auch die gegen Frau Adelheid und ihre Hausgenossen erhobene Anklage war durch das Einschreiten des Herzogs, der seit seiner letzten Anwesenheit den Neubau mit großem Interesse mehrere Mal persönlich in Augenschein genommen hatte, für nichtig erklärt worden und die bösen Gerüchte fingen an, gänzlich zu verschwinden.

Der Tag neigte sich; Agnes und Frau Adelheid saßen, wie gewöhnlich zur Abendstunde, vor dem Hof unter der Eiche.

„Denkt Ihr auch daran," sagte Berthold, zu ihnen tretend, nachdem auch er mit dem größern Theil seiner Arbeiter Feierabend gemacht hatte, daß heute der Jahrestag meiner Heimkehr ist? Das Wetter war grade wie heute, des Morgens, als ich in's Thal hereintrat, wunderschön, dann aber," fügte er lächelnd und mit einem Seitenblick auf Frau Adelheid hinzu, „wurde es schwül und es folgten gewaltige Stürme."

„Erinnere mich nicht an jene schreckliche Zeit, Georg!" gab Frau Adelheid zur Antwort; „wie gern möchte ich sie vergessen, wenn es nur möglich wäre!"

„Vergessen möchte ich nichts von Allem, was ich je erlebt habe; die Erinnerungen sind ja der Ertrag unseres Lebens; die der Freude dienen uns als Schmuck, die des Leids als Waffe. Wer sollte, besitzt er einen guten Vorrath, ihn nicht in Ehren halten, liebe Mutter?"

Frau Adelheid versagte durch ein entschiedenes Kopfschütteln dieser Behauptung ihre Zustimmung, Agnes sah schweigend zu Boden.

„Ja, es kann auch eine Erinnerung schmerzlich sein und uns peinigen," fuhr Berthold fort; „aber dann hängt sie noch am grünen Halm und ist nicht aufgespeichert in die Vorrathskammer. — Mit Schmerz gedenke ich Bruno's, des treuen Freundes!"

„Hast Du Nachrichten?" fragte Frau Adelheid gespannt.

„Ja, die habe ich, seit gestern. Sie kamen mir nicht unerwartet und doch treffen sie mich wie ein Hieb durch Helm und Harnisch. Warum soll ich es Euch länger verschweigen?"

„Ist er todt?"

„Wäre er's! — Doch ja, er ist todt, begraben! — Der Herzog, auf zuverlässigem Wege benachrichtigt, setzte mich in Kenntniß: bis nach Mailand kam er wohlbehalten und nichts Schlimmes ahnend. Hier zog sich das Netz, das längst schon über ihn gespannt war, plötzlich zusammen; ergriffen von der Inquisition, der Ketzerei und der Verletzung seines Ordensgelübdes angeklagt und schuldig befunden, wurde er nach Rom gebracht. Dort liegt er jetzt, entzogen dem Lichte, entzogen der Menschheit, in unterirdischem Kerker."

„Hat er denn so Böses begangen?" fragte Agnes, wie erwachend aus ihren Träumen.

„Frage mich nicht, Agnes! Er that wie Einer, der, seine Kräfte überschätzend, einen vom Berg rollenden Felsen aufhalten will, damit er unten die Hütten nicht zerschmettere."

„Aber seine Lage ist doch nicht hoffnungslos?" entgegnete Frau Adelheid. „Wird nicht die Hand der Gerechtigkeit und Milde die Pforten seines Kerkers wieder öffnen?"

„Gewiß! den Trost hat auch er, der unser Aller Trost ist!" antwortete Berthold; „die Hand der ewigen Gerechtigkeit und Milde wird ihm den Kerker öffnen! der Tod wird ihn erlösen; möge es bald geschehen!"

Berthold hatte sich auf die Bank niedergelassen; sie saßen lange schweigend. Sonst war es Agnes, die durch ihre kindliche, heitere Gesprächigkeit den Faden der Unterhaltung stets weiterzuspinnen wußte; im Verlauf der letzten Monate aber war das anders geworden. Sie hatte sich zwar seit jenem Tage, an welchem sie den Plan, in's Kloster zu gehen, fallen ließ, einer lebhaften Thätigkeit wieder hingegeben, auch körperlich schien sie sich wieder zu erholen und die frühere Röthe kehrte zurück auf ihre Wangen, aber eine Veränderung war in ihrem ganzen Wesen vorgegangen, als wäre sie plötzlich um mehrere Jahre älter geworden.

„Irrthümer," sagte sie, das Gespräch endlich wieder aufnehmend, „werden oft mit schweren Bußen bezahlt; der Eine zahlt mit seinem Leben, der Andere mit seiner Freiheit und seinem Frieden." Dann erhob sie sich und fiel ihrer mütterlichen Freundin weinend mit den Worten um den Hals: „Ich wollte mir meinen verlorenen Frieden wieder zu gewinnen suchen! Ich wollte auch nicht murren über mein Loos," fuhr sie dann fort; „denn wo könnte ich's besser haben, als hier? Und doch — —"

„O wenn Du erst wüßtest, Agnes," sagte Berthold, ihre Hand ergreifend, „wie es jenseits dieser Berge jetzt aussieht, Du würdest noch tiefer den Frieden dieses Thals empfinden! Aber wie der Kranke die Gesundheit, der Gefangene die Freiheit, so lernt erst der Flüchtling seine Heimath schätzen. — O liebe Mutter," wandte er sich an diese, „da draußen ist jetzt viel Noth und Jammer; da wüthet entsetzlich die Furie des Krieges, zertritt die Saaten, verbrennt die Hütten, zertrümmert die Paläste; am Rhein oben verwandelt der Bauer Sense und Pflugschar in Lanze und Schwert; hier drüben schalten die Fürsten mit rasendem Ingrimm. Auch Dieter, unser Vetter, hat sich verrechnet; die Hoffnung auf den Schutz, den ihm seine neue Verbindung gewähren sollte, ist fehlgeschlagen; die mächtigen Sieger kennen keine Schonung; seine Güter sind ihm weggenommen, seine Burgen werden geschleift."

„Das muß ich noch erleben?" rief Frau Adelheid erschüttert.

„Findet Euch, Mutter, in's Unabwendbare! Mit Franz von Sickingen sank das Banner der Ritter; ihre Thürme stürzen zusammen, ihre Zeit ist um. Die Fauste von Stromberg theilen nur das Loos ihrer Genossen. Verschmerzt den Verlust, er enthält die Keime einer bessern Zukunft! Fort mit den wüsten Bildern des Krieges und der Verheerung! Hier in unserm Thale laßt uns jene Friedenskeime pflegen unter dem Schirm eines Fürsten, der Fürst in Wahrheit ist, und unter dem Segen eines gütigen Himmels!"

Als Berthold schwieg — es war schon spät geworden und dunkel, denn dichte Wolken hatten einen Theil des Himmels umzogen und den hellen Mond verdeckt — da vernahm man aus dem Gebüsch in kleiner Entfernung die Klänge einer Zither, alsbald erscholl ein Gesang dazu von kräftiger männlicher Stimme, die das Rauschen des Baches und das Klappern der Mühle melodisch übertönte.

„Was ist das?" rief Berthold, in die Höhe fahrend; „ist Einer von den Todten auferstanden?"

Doch die Töne verhallten, es ward wieder stille.

„Seltsame Täuschung!" sagte er dann, über sich selbst lachend, und setzte sich wieder. „Aber kam nicht auch Euch die Stimme bekannt vor?"

„Wohl, wohl!" flüsterte Agnes; „ich zittere am ganzen Leibe; — horch!"

Es rauschte in den Zweigen und ganz in der Nähe erklang es jetzt in vollen Tönen und mit deutlich vernehmbaren Worten.

Raschen Schrittes trat Berthold auf die Stelle zu, woher es kam.

„Eisenmenger, Du bist es!" rief er.

„Ich bin's, Sabellicus!" erwiederte es aus den Zweigen, und Eisenmenger stürzte in Berthold's Arme.

„Der Himmel sei uns gnädig!" erscholl's von den bebenden Lippen der Frauen, die vor Schrecken von ihren Sitzen emporfuhren.

Berthold und Eisenmenger, in der Dunkelheit kaum zu unterscheiden, traten Arm in Arm heran.

„Fürchtet Euch nicht," sagte Berthold, „er ist's, er selbst mit Fleisch und Blut und kein Gespenst; ich fühle seine Hand in der meinigen und ihren Druck kräftig wie einst!"

„Nein, nein, bei Gott, fürchtet Euch nicht!" rief Eisenmenger dazwischen. „Ein harmloser Singvogel, den Eulenkrallen ent-

wischt, komme ich schüchtern hierher in Euren Schutz geflattert. Grüß Euch Gott,' Frau Adelheid! Gruß Dir, Agnes! Gönnt mir Armen ein Plätzchen hier neben Euch auf der Bank unter der schützenden Eiche!"

„Nein, nein, in's Haus!" rief Berthold; „Licht herbei! Ich muß Dich schauen Auge in Auge! Nach Gehör und Gefühl bist Du's, aber auch der Sinn des Gesichts will seine Zustimmung geben."

Mit diesen Worten drängte er, alles weitere Reden unterbrechend, nach dem Hof und dem Wohnhaus in die erhellte Stube.

Hier setzte Eisenmenger fast in gleichem Grade, wie durch sein Erscheinen an sich, auch durch sein Aeußeres und seinen ganzen Aufzug in Staunen. Einen runden, zugespitzten Hut mit einer Feder hatte er auf dem Kopfe; sein sonst stark behaartes Antlitz war glatt rasirt bis auf einen phantastisch zugestutzten Schnurr- und Knebelbart; ein kurzer runder Mantel hing über seinen Schultern und bedeckte halb die Zither, die er unter dem Arm hielt, kurz der ehemals Sickingen'sche Rottenführer stellte sich dar als fahrenden Sänger.

Sie setzten sich um den Tisch und er erzählte: „Ich konnte mir wohl denken, daß ich in der Welt für todt ausgegeben wurde, denn sie hieben mich zusammen wie einen Krautkopf und warfen mich in den nächsten Graben wie einen crepirten Hund. Bewußtlos blieb ich dort liegen; wie lange, weiß ich nicht. In einem düstern Gemach, auf einem Bündel Stroh erwachte ich wieder; ein Feldscherer war daran, meine Wunden zu verbinden. Man hatte mich in dem Graben gefunden und ohne zu wissen, daß ich jener Frevler war, von dem man später viel Wesens machte als von Einem, der als Sündenbock für Sickingen's ganzes Heer mit dem Tode gebüßt hatte, mich in die Stadt gebracht. Ich muß ein zähes Leben haben, denn trotz der elenden Pflege genas ich, wenn auch nach langer Pein und Plage. Darauf wurde ich mit einigen andern Gefangenen als Strauchdieb in den Thurm der Lorentzport abgeführt, um hier in einem dumpfen Loche das Weitere abzuwarten. Doch als wiederum einige Monate vergangen waren und die Wuth über Sickingen sich nach und nach gelegt hatte, fing man an, mich nicht mehr so strenge zu bewachen, und ich fand Gelegenheit zu entwischen nach dreivierteljähriger Haft, die mir aber ungelogen dreihundertmal so lang vorkam. Als ich das Kurtrier'sche im Rücken hatte, gewann ich durch einige Krakauische Kunststücke — Du kennst sie ja, Sabellicus, oder vielmehr Berthold, wie Du nach unserer letzten Verabredung genannt werden sollst — bald so viel, als nöthig war, um mich so auszurüsten, wie Ihr mich hier vor Euch sitzen seht. — Doch jetzt ist an Euch die Reihe zu erzählen.

Es war unterdessen ein Abendimbiß aufgetragen worden und Bacharacher perlte im Humpen.

„Hunger habe ich und an Durst fehlt mir's auch nicht," versicherte munter zulangend der Gast; „heiß ward mir's heute über die Maßen, bis ich mich da drüben im Gebüsch verstecken konnte."

„So laßt's Euch jetzt gut sein!" sagte Frau Adelheid; „wer hätte geglaubt, daß wir Euch noch einmal bewirtheten!"

„Hundertmal malte ich mir diese Stunde aus," antwortete Eisenmenger; „oft verzweifelte ich, daß sie je kommen würde. Als ich endlich in's Thal hereintrat, hätte ich vor Freude tanzen mögen, so müde ich war. — Aber, Berthold, was ist das für ein Pochen und Knarren, wenn man sich Eurem Bereiche nähert? Man glaubt ja, statt auf dem Hunsrücken, im Harz oder Erzgebirge zu sein. Also so weit sind Deine Projecte schon gediehen? Haben Dir die Gnomen geholfen? Nimm Dich in Acht!" drohte er, den Finger erhebend.

„Morgen sollst Du Alles sehen und Dein Gutachten darüber abgeben. Hier würde Siderokrates seine Freude haben, dachte ich oft, hätte er nicht übermüthig vor der Zeit in's Gras gebissen."

„Wie kam denn die Nachricht von meinem Heldentod hierher?"

„Der Mann, der sie uns brachte, kehrt nicht wieder, wie Du; der schläft einen festern Schlaf," erwiederte Berthold mit Wehmuth und erzählte die Geschichte der Familie Scharpse. Das Gespräch nahm eine ernste Wendung. Auf Sickingen kamen sie, auf Bruno, auf Hutten, der seit Sickingen's letzter Schilderhebung wie verschollen war, auf den Aufstand im Süden, auf die Fort- und Rückschritte der neuen Lehre im Norden.

„O curas hominum!" rief Eisenmenger endlich in einer Art Unwillen aus, indem er den geleerten Humpen auf den Tisch

stieß; „o ihr Wolkenstürmer, ihr Weltverbesserer, was richtet ihr aus? Morgen haben wir die Reichseinheit, übermorgen die Glaubensfreiheit und überübermorgen die alte Zwietracht, Dumpfheit und Stumpfheit; heisa, heisa, hopsasa! Da lobe ich mir den herzoglich Simmern'schen Förster und Bergprobirer Berthold, der zerklopft Steine und läßt Roggen säen, das gibt gute Ofenplatten und Sonntagsbrot, stärkt Herz und Verstand auf gleiche Weise; da lobe ich mir den reichsunmittelbaren Minstrel Eisenmenger, der zieht durch die Welt und singt vor Groß und Klein, daß die Motten sich verkriechen und die Gespenster davonlaufen! — Aber nun sagt, wie geht es unserm lanzenschwingenden Junker, dem Dieter?"

Agnes, obgleich schon lange auf diese Frage gefaßt, zuckte und sah zu Boden. Frau Adelheid suchte verstohlen dem Fragenden einen Wink zu geben. Berthold aber antwortete absichtlich grade heraus und ohne Umschweif: „Junker Dieter hält sich versteckt auf der Veste Schmidtburg im Nahegau bei seinem Schwiegervater."

„Ei, ei! Da ist es denn doch so gekommen, wie ich mir dachte," sagte Eisenmenger nach einer Pause. „Tröste Dich, liebes Kind," wandte er sich dann zu Agnes; „tröste Dich, Du bist besser weggekommen als wir Andern alle, die wir zu hoch hinaus wollten. Siehe einmal, der Eine — um mit meiner unwürdigen Person anzufangen — ist fast in Fetzen gehauen worden, so daß er nur mit Mühe wieder zusammengeflickt werden konnte; der Andere hat Hab und Gut verloren und muß von der Kunkel leben — ich meine den Herrn Dieter; — der Dritte, Meister Ulricus, ist landesflüchtig und sieht, wer weiß wo, einem frühen Ende entgegen; der Vierte — o, mein Franciscus! — hat es bereits gefunden auf unaussprechlich bittere Weise; der Fünfte liegt in Kerkernacht lebendig begraben! Du aber, liebes Kind, sitzest in der Mühle im schönen Thale des Guldenbachs bei Deiner Base und Herrn Berthold, rührst feines Mehl zu Kuchen an, ziehst fröhliche Kinder auf und bewirthest des Abends, während draußen Stürme rasen, unter Deinem Dach einen fahrenden Sänger, der Dir dankt mit einem Liede."

Bei diesen Worten ergriff er die Zither, ließ kräftig die Saiten erklingen und sang, gegen Agnes gerichtet:

Der Eine wünscht die Kaiserkron',
Der Andre dünkt sich König schon,
Der Dritte jagt nach Beda's Ehren,
Der Vierte will die Welt bekehren.
  Bescheide Dich, mein Kind,
  Da draußen weht der Wind! hu, hu,
  Mach's Fenster zu, mach's Fenster zu,
  Da draußen weht der Wind!

Ich hatt' einmal im Traum geseh'n
Am Felsen hoch ein Blümlein steh'n;
O, wenn ich doch das Blümlein hätte!
Ich sprang und — fiel aus meinem Bette.
  Bescheide Dich, mein Kind, u. s. w.

Noch sitzt im Kern der alte Wurm,
Noch baut die Welt an Babels Thurm,
Der Narren Chor bestaunt das Wunder,
Zusammenstürzt der ganze Plunder.
  Bescheide Dich, mein Kind, u. s. w.

Was ist das für ein Mordgeschrei?
Da jagt das wilde Heer vorbei,
Vorbei in Hitz', vorbei im Staube,
Im Schatten speis' ich eine Traube.
  Bescheide Dich, mein Kind, u. s. w.

Im Kämmerlein, drei Schritte breit,
Ist Platz genug zur Fröhlichkeit,
Doch reicht der Raum der ganzen Erde
Nicht aus für Mißmuth und Beschwerde.
  Bescheide Dich, mein Kind, u. s. w.

Koch' heute Deinen Haferbrei,
Ruf einen Armen auch herbei,
Für morgen laß und übermorgen
Den lieben Gott im Himmel sorgen!
  Bescheide Dich, mein Kind,
  Da draußen weht der Wind! hu, hu
  Mach's Fenster zu, mach's Fenster zu,
  Da draußen weht der Wind!

Furchtbar sauste der Sturm durch's Thal, grade als er endete, und der Regen schlug prasselnd an die Fenster, so daß das Gefühl, unter Obdach zu sein, ein recht behagliches war.

„Bravo, alter Cumpan!" rief Berthold; „Du scheinst Dir das Wetter bestellt zu haben, um den Eindruck Deines Liedes zu verstärken. Möchtest Du jetzt wohl hinaus, Agnes?"

Agnes hatte dem Sänger mit einer Miene zugehört, als hätte sie sagen wollen: „Ich weiß, o ich weiß, was sich da vorbringen läßt, und bin auch damit einverstanden, aber nicht Alles, was der Kopf versteht, ist sofort auch dem Herzen verständlich." Auf Berthold's Frage gab sie aufgeregt und in entschiedenem Tone zur Antwort: „Jetzt hinaus? Ja, ich möchte hinaus! O, ich möchte mit dem Sturm dahinfahren, in den Bäumen rütteln und wider die Dächer

der Menschen schlagen! Ich möchte ihm helfen, daß Alles zum Wanken, Alles zum Beben gebracht werde! — Doch es ist die höchste Zeit," wandte sie sich gegen Frau Adelheid, „daß ich gehe und nach den Kindern sehe, die gewiß durch das Wetter wach geworden sind und sich fürchten, weil sie allein sind. Geht mit, Base; auch für Euch ist es Zeit; es bekommt Euch ja immer nicht gut, wenn Ihr zu lange aufbleibt. Oben ist Alles in der Ordnung und hier — indem sie auf den Tisch deutete — steht ein frisch gefüllter Krug."

„Du hast Recht, Kind," antwortete Frau Adelheid, sich erhebend. „Aber höre, Georg, daß Ihr mir zusammen keine Kunststücke macht, wenn wir fort sind! Du weißt, ich kann sie einmal nicht leiden."

„Hat keine Noth!" sagte Agnes, indem sie auf ihre linke Seite klopfte; „hier habe ich den Schlüssel von der großen Kiste; ohne diese können sie ja nichts." Damit nahm sie den Arm der Base unter den ihrigen und Beide verließen das Zimmer mit einem freundlichen „Gute Nacht!"

„Der Kleinen fängt's auch an im Herzen verständlich zu werden," sagte Eisenmenger, nach seiner Art mit dem einen Auge zwinkernd; „bei Frau Adelheid folgte der Kopf dem Herzen; hier machte es den umgekehrten Gang, hier folgt das Herz dem Kopfe. Nun, sie sind Beide curirt, probatum est! Jetzt noch einen Schlaftrunk, dann alles Weitere bis auf morgen!"

Des andern Tages — die Sonne stand schon hoch und nur hier und da noch zeigten sich die Spuren des nächtlichen Regens — sehen wir die beiden Freunde thalaufwärts wandern auf dem Wege, der nach der Rheinböller Höhe in die große Landstraße hineinlenkt, die, wie wir schon früher bemerkt, von da hinunter nach Bacharach in's Rheinthal führt. Schon hatten sie Dichtelbach im Rücken, bogen, das ehemals Scharpfe'sche Gehöfte zur Seite lassend, rechts die Höhe hinan und waren im Begriff, das schattige Waldgebüsch zu betreten, als Eisenmenger, sich umschauend, dem Begleiter die Hand auf die Schulter legte und stehen blieb.

„Hier laß uns einen Augenblick Halt machen; ich möchte noch einmal einen Blick über die Gegend und in Dein Thal werfen, Berthold, das ich doch wahrscheinlich im Leben nicht wiedersehe. Begleiten sollst Du mich dann noch durch den Wald bis auf die Höhe, aber weiter nicht."

Eisenmenger hatte sich nämlich trotz allen Bittens und Zuredens nicht bewegen lassen, auch nur noch einen Tag länger auf der Mühle zu bleiben. Schon in der Frühe von Berthold in allen Theilen seiner neuen Anlage herumgeführt, und ernstlich von ihm aufgefordert, als sein Gehilfe ihm zur Seite stehend hier seine Tage zu beschließen, hatte er ihm lachend geantwortet: „Du siehst ja doch, daß mein Gewerbe ein anderes ist, als das Deinige! Spielmann bin ich, fahrender Sänger, Gaukler auch, wenn es noth thut; unstät, flüchtig und frei, wie der Vogel in der Luft, will ich durch die Welt ziehen, je weiter, je besser; kein Besitz soll mich fesseln, keine Hand mich halten, kein Ort mir Ruhe gewähren, als der, wo ich für immer meine Wanderung beschließe!" Alle Einwendungen Berthold's scheiterten an seinem starren Willen.

„Also dort drüben der lange, düstere Gebirgsrücken," sagte er jetzt, in die Ferne deutend, „das ist der Canterich, wo Du des Teufels Bekanntschaft zuerst machtest und ihm Deine Seele verschriebst? Unsterblicher Berg! — — Fauste, Fauste, ich sage Dir, so lange der Aberglaube unter den Menschen eine Pflege findet, wird auch sein Name genannt werden! Schon singen sie von Dir auf den Straßen, schon lassen sie in den Herbergen durch Puppen Deine schauerliche Abfahrt männiglich zur Kurzweil und Erbauung darstellen, und wenn heute Dr. Klinge seine Schrift über Dich widerriefe, wenn Dein Herzog mit Beifügung seines fürstlichen Insiegels urkundlich feststellte, Du lebtest noch und wohntest hier als sein gehorsamer Unterthan — ja, wenn Du selbst Dich aufmachtest, hinzutreten vor die Welt und mit Posaunenstimme erklärtest: Seht, Ihr Thoren, Ihr Ochsen und Schafsköpfe, seht, hier bin ich, hier mitten unter Euch, ich, der zur Hölle soll gefahren sein — es wäre vergebens! — Doch jetzt laß uns weiter!"

Sie schritten langsam bergan durch die kühlen Schatten des Gehölzes. Berthold war still und in Gedanken verloren.

„Je trostloser das Sein, desto mächtiger der Drang nach dem Schein!" sagte er nach langer Pause; „aber nur langsam geht es zum Bessern. Ließen die Bekenner

der Religion der Liebe auch von der Liebe sich leiten, hätte Jeder das rein Menschliche, die Veredelung der menschlichen Natur, die nächsten praktischen Zwecke der Gesellschaft im Auge, suchte er sich selbst zum guten und brauchbaren Mitglied derselben und durch sein Beispiel auch Andere dazu zu bilden, die wirkliche Welt würde der idealen näher gebracht, ohne die Gefahr, auf jähen, schwindelerregenden Pfaden in Nacht und Nebel zu versinken. Ja, Freund, die Ideale sind es, jene ewigen Winke von oben, die uns drängen und treiben, uns allein Befriedigung verheißen; aber der Schritt nur führt den Menschen weiter die Höhe hinan, zum Fluge sind ihm die Mittel versagt, und wo er den festen Boden verläßt, da faßt ihn der Schwindel, er taumelt umher und stürzt in wunderliche, wüste Verwirrung."

Da traten sie aus dem Gebüsch auf die Heerstraße, an der Stelle angekommen, wo sie vor einem Jahre sich getrennt hatten.

„Hier sind wir! Nun fort mit den Grillen!" sagte Eisenmenger, eine möglichst heitere Miene annehmend und den Freund zum Abschied innig umarmend.

Als er einige Schritte gegangen war, wandte er sich noch einmal lächelnd um mit dem Zuruf: „Lebe wohl, Sabellicus!"

„Lebe wohl, Siderokrates!" antwortete Berthold und verschwand im Gehölze.

So schied Eisenmenger von Berthold.

Auch wir scheiden hier von unserm Freunde.

Der Faden, der uns leitete beim Verfolgen seiner Spur, verliert sich von jetzt an in dem großen, dunkeln Gewebe vergangener Zeit. Der Tag seines Todes ist uns unbekannt, wie die Stätte seines Grabes. Als Faust-Sabellicus ist er in der Blüthe seiner Jahre und Sünden unter Wundern zur Hölle gefahren, dem Aberglauben, dem Volkshumor und der Dichterphantasie ein Vermächtniß hinterlassend, das Jahrhunderte überdauerte; als Faust-Berthold erreichte er ein hohes Alter in nützlicher Thätigkeit, legte den Keim zu Gewerbzweigen im Thale seiner Heimath, die heute noch blühen, und starb nach gewöhnlichem Menschenbrauch.

Volksgebräuche in Schwaben.

Nirgends zeigt sich das deutsche Gemüth, die gewinnende Herzlichkeit in Sprache und Sitten so vorherrschend wie in Schwaben, der Heimath der Hohenstaufen, die fort und fort durch Sage und Poesie dem Volke von jeher lebendig waren. Aber nicht nur an poetisch wirksamen Stoffen ist das schöne Schwabenland reich; auch an interessanten culturhistorischen Ueberlieferungen, an volksthümlichen Gebräuchen bietet es ein reiches Feld für den Forscher, und wir irren gewiß nicht, wenn wir voraussetzen, daß die Ausbeute, welche Dr. A. Birlinger in seinem Werke „Volksthümliches aus Schwaben" kürzlich geboten hat, ein größeres Publicum findet, als es ähnlichen Werken zu Theil zu werden pflegt. Haben doch Hebel's alemannische Gedichte und Auerbach's Dorfgeschichten dem Schwabenthum überall hin den Weg gebahnt und das Interesse für das dortige Volksleben vorzugsweise geweckt.

Reich an ausgezeichneten Männern auf jedem Gebiete geistigen Strebens ist Schwaben von jeher gewesen. Vorzugsweise aber hat es auf jenem Felde, wo das Gemüth mit dem Geiste vereint schafft, im Reiche der Kunst, sich seit Jahrhunderten hervorgethan.

Wie hier die Baukunst ihre staunenswerthen Blüthen trieb, davon zeugen Straßburg, Freiburg, Ulm, Augsburg; nicht weniger besaß es eine eigene Malerschule. Die Bildhauerei schuf Wunder ihrer Kunst. Unübertroffen steht die Holzbildnerei im Chore zu Blaubeuren: nach der Sage ward der Ulmer Meister geblendet, auf daß er Gleiches nicht mehr vollende. In Schwaben endlich hat die Dichtkunst recht eigentlich ihre Heimath. Den schwäbischen Minnesängern gebührt im Mittelalter der Preis und die Hohenpriester der göttlichen Kunst, Schiller und Uhland, nennen sich mit Stolz Söhne der schwäbischen Erde.

Soll nicht auch erwähnt werden der sprichwörtlichen Schönheit der schwäbischen Frauen und Mädchen? Wer kennt nicht die Weiber von Weinsberg, das Vorbild deutscher Frauentreue, welche auch bereits ihren Homer gefunden? In jenen alten Tagen zogen sie mit den Männern in das Feld.

Den Ariovist begleiteten seine beiden Frauen über den Rhein. Hinter den deutschen Schlachthaufen stellten sie sich auf; mit den Kindern sie zu schützen, entbrannte der Gatte und Vater zu todverachtendem Kampfe. Dafür wurde auch das Weib mit doppeldem Wergelde gesühnt; kein Stamm stellte seine Frauen höher.

Der Dichter Ausonius im vierten Jahrhundert hatte ein goldhaariges blauäugiges Schwabenmädchen als Gefangene erworben; ihre Schönheit begeisterte ihn, der an Jahren vorgerückt, zu nachstehendem Dichtererguſſe, den Oskar von Redwitz also wiedergab:

Bissula, die Du erzogen
Jenseits frost'ger Rheinesfluth,
Und der Donau wilde Wogen
Kennst, wo ihre Wiege ruht;
Du, ein holder Raub des Krieges,
Mir als freies Kind geschenkt,
Hast als Sclaven Deines Sieges
Tief in Wonnen mich versenkt;
Bist Du Römerin auch worden,
Strahlt doch deutsch noch Dein Gesicht,
Himmelblau Dein Aug' vom Norden,
Golden Deiner Locken Licht.
So verrathen Aug' und Haare
Dich als Kind vom deutschen Strom,
Doch Dein Wort, das liedesklare,
Gibt Dir Heimathrecht in Rom.

Und als der Maler ihr Bildniß brachte, genügte es dem Dichter nicht: zu Farben hätte er den Duft von Rose und Lilie nehmen sollen, wie es in seiner Ansprache an den Künstler heißt:

Maler! — Aller Farben Töne
Kommen nicht dem Urbild nah,
In so wunderbarer Schöne
Leuchtet meine Bissula.
Mennig, Bleiweiß! — Geht und malet
Andrer Mädchen schön Gesicht!
Denn, wie Ihr das Antlitz strahlet,
Diesen Schimmer trefft Ihr nicht! —
Sei drum klug, o Maler, mische
Rosengluth und Lilienweiß
Und mit dieser duft'gen Frische
Mal' sie, aller Mädchen Preis!

Die schöne Welserin, eines Kaufherrn Tochter von Augsburg, ward einem stolzen Kaiser zur lieben Schwiegertochter in einer Zeit, wo der Standesunterschied zwischen Fürst und Bürger eine unübersteigliche Kluft bildete und dem Weibe ungleicher Art, welches nur den Adel der Schönheit und Tugend aufweisen konnte, den Tod brachte.

Unter den vielen eigenthümlichen Gebräuchen im schwäbischen Volksleben sind namentlich die Hochzeitsfestlichkeiten interessant. Wie in allen deutschen Gauen, so finden sich auch im Schwabenlande mancherlei Formen der Hochzeitsfeier, die in verschiedenen Orten auch wieder verschieden sind. Bei der oberschwäbischen Hochzeit wird mit anbrechendem Morgen die Hochzeiterin von ihrem Hochzeiter mit großem Gefolge theils zu Wagen, theils zu Pferd abgeholt. Es mögen allemal so etwa zehn bis zwölf Reiter sein. Es geht theils bis in der Braut Heimathhof, theils nur halbwegs, weil man gleichzeitig manchmal von den Höfen abzieht. Hat die Braut, was jedoch nicht oft vorkommt, ihr Kränzlein verloren, so fehlen die Reiter bei der Abholung. Bei der Begegnung findet bei Braut und Bräutigam der Kuß statt, wohlgemerkt, äußerst züchtig, gewiß nie auf den Mund, sondern immer auf die Stirn. Diese Sitte des Abholens findet sich fast überall in Schwaben, nur fehlt ihr das Naive, das Patriarchalische der oberschwäbischen Hofbauernhochzeit. Das Hereinheirathen von Außen, es kann natürlich bei den Hofbauern gar nicht anders sein, wird im übrigen Schwaben verschieden angesehen und auch mit verschiedenen Sitten begangen. „Verschieden angesehen," weil man es in jeder Gegend wieder mit andern Augen betrachtet. Ein reicher Bauerflecken setzt seine äußersten Kräfte ein, um eine Reiche nicht hinauszulassen; bei andern Gemeinden hält man es wieder für eine Ehre. Es ist natürlich wieder das Geld der Punkt, um den sich Alles dreht; ist Eine arm, so mag sie ungestört einen Burschen vom andern Nachbarorte heirathen, es hat ihr Niemand was dawider; ist sie reich, so fehlt es an zahlreichen Conflicten zwischen den Burschen beider Nachbarorte nicht; es wird aufgepaßt, der Fremde hinausgeprügelt 2c. Diese Scenen wiederholen sich im sogenannten Gäu, Baisingen und Seebronn z. B. öfters. Dieses Alles ist bei der oberschwäbischen Hochzeit nicht. Die Bräuche bei einer Hochzeit im übrigen Schwaben sind wiederum anders, wenn eine hereinheirathet aus der Nachbarschaft. In Wendelsheim wurde einstmalen viel Festlichkeit veranstaltet, viele Sprüche und Reime hergesagt, was bei einheimischer Braut nie geschah. In Hohenstadt auf der Alp wird ebenfalls nur dann um die Henne geritten, wenn eine Fremde hereinheirathet. Dieses Alles ändert die oberschwäbische Hochzeit nicht im Geringsten. Wenn wir

oben von der Züchtigkeit im Kusse sprachen, den sich die Brautleute geben, so muß dieses wirklich bewundert werden. Daran halten sie fest: Dieser Kuß auf den Mund gilt als verrätherisch und sie nennen ihn gradezu den Judaskuß. Ueberhaupt, wenn man den oberschwäbischen Anstand in dieser Beziehung kennen lernen will, so darf man nur zu einer solchen Hochzeit gehen. — Ist man bei der Pfarrkirche oder vielmehr an dem Orte, wohin der Bräutigam eingepfarrt ist, angekommen, so beginnt vorerst die Morgensuppe. Im Allgäu heißt man dieses Hochzeitsmorgenessen, in Ober- und Niederschwaben Morgensuppe. Die oberschwäbische Morgensuppe besteht in einer Nudelsuppe, Fleisch mit nackten Würsten, Sauerkraut, Küchlein, Kaffee.

Nach dem Essen, nach der Morgensuppe trägt der Hochzeitsläder seinen traditionellen Tischspruch vor, und auf diesen setzt sich der Zug nach der Kirche in Bewegung. Das Schöne ist noch dieses: derselbe Hochzeitsläder (G'sell) gibt in der Kirche allen Hochzeitleuten Weihwasser, ein trefflicher religiöser Zug und ein Beweis für den kräftigen Glauben, der noch in diesem Volk lebt.

Nach der Copulation geht's wieder in festlicher Ordnung dem Wirthshause zu, allwo gleich der Tanz beginnt. Der erste Tanz gehört der Braut. Sie tanzt mit dem Ehrengesellen drei Tänze. In andern Gegenden eröffnen Braut und Bräutigam den Tanz. Im Wildbad tanzt der Ehrengeselle gleichfalls zuerst mit der Braut das Ehrentüchlein heraus, das man auf einem weißen Teller darbringt; dies thut die Brautführerin. — Den Tag über wird bei einer oberschwäbischen Hochzeit sehr viel getanzt, wie es überhaupt dem Oberschwaben und der Oberschwäbin eines ihrer allerliebsten Vergnügen ist. Die sogenannten Freitänze sind arg in Schwang. Immer und immer rufen die Musikanten solche aus. In der Regel werden sie zu Ehren eines bedeutenden ankommenden Gastes veranstaltet. Dies ist der Fall, wenn des hochwürdigen Pfarrers Schwester, oder seine Haushälterin, oder die Frau Lehrerin kommen. Zwei Maß Wein werden aufzutragen befohlen; die eine bekommt das ausgerufene Tänzerpaar, die andere gehört den Musikanten. Alle andern tanzenden Paare müssen auf den Augenblick des Freitanzausrufes einhalten und haben das Zusehen. Nach jeder Tour wird das Weinglas kräftig gehandhabt und gar weidlich getrunken bis auf den Grund. Sodann beginnen auf des Freitänzers Wink und auf seine Erlaubniß hin alle umstehenden Paare ihren Reigen wieder, und zwar bis wieder ein Freitanz ausgerufen wird, was in der Regel nicht gar lange ansteht. So können oft an einem Nachmittag fünfzig bis sechzig Freitänze vorkommen. Die Freitänze in Niederschwaben sind nicht so häufig und haben die Motive des Anstandes nicht immer zu ihrer Grundlage, wie die oberschwäbische Hochzeit sie hat. So bekommt der am meisten Freitänze, der seine Thaler und Gulden recht prahlhansmäßig springen läßt auf der Musikantenbank.

Ein recht hübscher Zug ist bei der oberschwäbischen Hochzeit der, daß der Hochzeiter in keiner andern Kopfbedeckung als in der Zipfelkappe, meistens der schwarzen, tanzen darf, und in der That, man sieht ihn auch nie anders.

Unter Tags sitzt der Hochzeiter nie bei seiner neuen Ehehälfte, seiner Braut, sondern immer zu unterst am Ehrentische. Die Braut selbst aber sitzt nie ganz oben am selbigen Tische, sondern immer an der Ecke des Tisches; im sogenannten Tischwinkel sitzt sie ganz „zumpferle" (zümpferle) und bescheiden in höchstem Anstand und Züchtigkeit. Von dieser Sache geht das Sprüchwort aus, oder vielmehr die Redensart im Volke: „Du sitzscht im Tischwinkl wie d'Braut," wenn Jemand recht bescheiden, halberschrocken dasitzt.

Nachmittags kommt der Herr Pfarrer und hat seit uralten Zeiten immer die Ehre, oben an dem Ehrentische zur Rechten der Braut sitzen zu dürfen. Den ganzen Tag darf die Mutter der Hochzeiterin sich nie sehen lassen. Worin diese Sitte ihren tieferen Grund hat, ist nicht bekannt.

Auf Hochzeitsgeschenke speculiren die oberschwäbischen Bauern nicht so angelegentlich, wie die andern Schwaben thun. Sie wollen ihren Hochzeitstag nicht als Gewinntag feiern, es kostet die Hochzeit da mehr, als die andern Schwaben geschenkt bekommen an diesem Tage.

Der Pfarrer bekommt von alten Zeiten her bei der oberschwäbischen Hochzeit von den Reichen 1 Pfund Zucker, 1 Pfund Kaffee und dazu etwa noch eine seidene

Weste, ein seidenes Halstuch; Aermere bringen Taschentücher. Das Schenken an die Brautleute, das in Werg und Porcellan zu bestehen pflegt, Alles ohne viel Kosten und Aufwand, heißt im Volksmund ständig „goben." Um zwölf oder gleich nach zwölf Uhr ist Alles im Heimgehen begriffen. Während der letzten Tour sind des Bräutigams ledige Kameraden beisammen und singen ein herzzerreißendes Abschiedslied, worauf das Hochzeitspaar zu weinen anfängt, und dann geht's nach Hause mit zahlreicher Begleitung bis vor die Thür. In der Regel fährt man auf den Hof.

Dieser rührende Schluß der Hochzeit findet sich in den meisten Gegenden Schwabens. In Wendelsheim existirt ein altes Ehestandslied, das der alte Adlerwirth Thoma jedesmal sang, so oft die Hochzeit aus war. Er stand auf dem Tische, und dieser Gesang, in welchen alle Burschen einfielen, ist ganz traditionell geworden. In dieser Gegend singen des Hochzeiters Kameraden und alle Ledigen, die noch da sind, auf der ganzen Strecke bis nach Haus. „Heimsingen" ist der volksthümliche, stehende Ausdruck dafür. Dieses Heimsingen findet allemal so gegen Tagesanbruch, selten früher statt.

Eine eigenthümliche Schlußsitte ist bei Dewangen zu Hause. Es wird da der Braut vor dem Heimgehen ein Teller Sauerkraut vorgesetzt, was seit alter Zeit geschah, damit ihr jetzt auch das Herbe des Ehestandes vorgeführt werden sollte. Sie weint dabei bitterlich.

Auf der schwäbischen Alp im Münsingischen, in Magolsheim, Justingen rc. sollen die ledigen Burschen sammt den Musikanten noch mit in's Bräutigamshaus ziehen, und da geht's erst noch wild her. Die Musikanten spielen wieder und es wird fortgetanzt bis in den anbrechenden Tag hinein. Gesänge, wildes Gejol und Schreien bringen ein eigenthümliches Durcheinander von Tönen hervor, das nichts weniger als angenehm ist für die Nachbarn.

Außer den Familienfesten, wie Taufe, Hochzeit, Begräbniß u. s. w. werden auch die öffentlichen Feierlichkeiten, Kirchentage und Feste der Jahreszeit mit besondern Gebräuchen begangen und als Veranlassung zu Essen, Trinken, Tanzen und Singen hochgehalten. Die Verse, welche beim Jahreswechsel, Maienfeste u. A. gesungen und gesprochen werden, tragen das Gepräge einer naiv derben Volksnatur.

Von großem Werthe sind in der Birlinger'schen Sammlung die Berichte von Gebräuchen und Sitten aus früheren Zeiten. So ist die Beschreibung des von Graf Anselm von Calw gestifteten Capitel-Jahrtages, welcher sich bis zum Jahre 1530 erhielt, höchst merkwürdig und bezeichnend für das Gemisch von Frömmigkeit und Wohlleben, wie man es in den Klöstern und Stiften jener Zeit fand. Das Fest wurde anfangs November gefeiert und außer den Stiftsherren fanden sich viele Arme und Preßhafte dazu ein. Wenn nun, so heißt es bei der Beschreibung, die Capitulherren also am Morgen auf dem Berg zusammen kommen seyn, sollen sie ihre Stiefel und Sporn außziehen, und die Kuzkappen anlegen, vor der Kirch, auf vilgedachtem Berg ligend, und bei des Stifters Grab ein Vigilien beten. Darnach soll der Decanus des Capitels ein Seelenampt singen, und die Capitularen zu opfern gehen, auch mittlerweilen zum theils etliche Meß lesen. Unter diesem Amt verkündet ein Priester dem Stifter sein Gemal und Kinder, auch sihet der Cämmerer mittlerweil einmal oder zwei in die Kuchen, ob das Feuer recht und ohne Rauch brenne. Nach dem Ampt der Messe gehet man wider zu des Stifters Grab, singet ein Vesper Placebo, sammt angehängten Collecten.

Darnach stehet der Decanus in der Kirchen vor dem Seel-Altar und die Capitulherren, angethan mit ihren Kuzkappen, neben ihme nach der Reihen, da bedeckt er Zween seiner Astanten mit der Stola, alsdann verliset der Cämmer den Willen des Stifters mit verständlicher Sprach, und erkläret alles, was darin nicht verständlich gesetzt wäre. Darauf müssen alle Capitulherren mit abgesenkten Fingern in das plenarium ein Eid schweren, daß solche Stiftung als bis angehero gehalten worden seye, allein das ausgeschlossen, daß man jezo Wein für Bier zu trinken fürsetzet.

Auf solches bittet der Cammerer die Capitulherren sammt allen, so gegenwärtig seyn zu Gast, und weilen sie sich um den Vorsitz zanken, oder verlängern, gehet er hinab gehn Sulchen, welches unten am Berg ligt und spannet daselbsten auf dem Kirchhof eines Stiers Haut auß, so breit sie

mag, und heißet die außsätzigen Leut, so sich allda, vermög der Stifftung versammelt haben, niedersitzen. Darnach kommt er wieder zu den Capitulherren und Gästen, nimmt ein Semmelbrod, hölet das auß und stellet das einem jeden für, darein legt ein jeder Capitulherr einen Pfennig, aber ein Gast gibt was er will, solches Geld trägt er zu den Armen, die auf dem Kirchhof umb die Stierhaut sitzen, und theilets unter sie aus.

Mittlerweilen trägt man für die dreierlei Brod, und setzet dreierlei Wein für, je zweyen und zweyen zusammen, und alsdann spricht man das Benedicite. Darauf befiehlt der Cammerer dem Koch anzurichten.

Also setzet man erstlich für die drei Schweinsköpf geröstet, und nachdem man darvon gessen hat, hebt man die wieder auf, sammt Wein und Brod, was auf dem Tisch ist, und gibt es den Außsätzigen, die bei der Stierhaut sitzen.

Darnach legt man wider dreierlei Brod auf, und trägt auf ein Beissen von der Gans, Füß, Leber, Flügel, Magen und dergleichen, und wan man solchen gessen hat, hebt man solches auf, sammt Wein und Brod, und gibt es vorgemeldten armen Leut.

Darnach setzet für gesotten Hennen, Brüh und Fleisch, frisch Wein und Brod, was überbleibt, alles aufgehoben, und armen Leuten mitgetheilt; also wird es auch mit dem Pfeffer gemacht.

Darnach setzt man für gesotten Fisch in einer wohlgewürzten Brüh, aber alsdann legt man nur zweyerlei Brod, nemlich Semmel und Kernen-Brod, und schenkt ein dreierlei Wein, mit dem aufgehebten aber wird es, wie obgemeldet, gehalten.

Volgens wiederum frisch Wein und Brod fürgelegt und je zwei und zweien Capitulherren fürgesetzt eine gebratene Ganß, darinnen soll stecken ein gebraten Huhn, und in dem Huhn ein Bratwurst, damit aller guter Ding drei seien: und von solchem mögen sie ihren Gästen, Meßmern und Schülern und andern so zugegen seyn, etwas für zulegen, daß übrige alles, wie obgemeldt, soll mit Wein und Brod aufgehoben und den armen Leuten geben werden.

Zuletzt setzt man für Käß, Kuchen, Nuß, Trauben, Pirn und dergleichen, und wann solches aufgehaben, gibt man das den armen Leuten, also daß von diser Mahlzeit nichts überbleibt, das nicht armen Leuten mitgetheilt werden solte. Uiber das solte man auch den armen Leuten Kochen und fürsetzen Brüh und Fleisch, auch einen Pfeffer darzu jedem einen Becher mit Wein darsetzen.

Nach dieser reichlichen Mahlzeit verfügt man sich wieder in die Kirche, um des Stifters Andenken mit Gesang und Gebet zu ehren.

Shelley und Byron.

Bearbeitet von Emma Hertz nach dem Englischen des E. J. Trelawny.

Eingeführt von Prof. K. Rosenkranz.

Die vorliegenden Blätter könnten Manchem als ein Ueberfluß erscheinen, der die Wichtigkeit der Personen, von denen sie handeln, nicht von demjenigen universellen Standpunkt aus würdigt, der ihnen gebührt. Aber es sind Trelawny, Byron, Shelley! Es sind Männer, die als Menschen wie als Schriftsteller ein allgemeinstes Interesse in Anspruch nehmen und die uns daher auch für das Detail ihres Lebens eine ungewöhnliche Theilnahme abgewinnen.

Trelawny, auch dem deutschen Publicum durch seine Abenteuer in Ostindien (Adventures of a yonger son) längst und rühmlichst bekannt, erzählt uns sein Zusammensein mit Shelley in Italien, mit Byron eben daselbst, den Uebergang mit Letzterem nach Griechenland und einen Theil seiner eigenen romantischen Erlebnisse daselbst.

Trelawny ist ein Mensch von reinster Ehrlichkeit. In seinem Bericht ist gewiß jedes Wort ein von Wahrhaftigkeit durchdrungenes. In seinen Urtheilen aber scheint er uns Byron nicht unbefangen genug aufzufassen und gegen ihn nicht so gerecht zu sein, als er gewiß den Willen und den Glauben hat. Weder Byron's persönliche Lage in Italien noch seine literarische Situation im damaligen England hat er sich, wie uns dünkt, hinlänglich vergegenwärtigt, Vieles an dem Lord in einem bessern Licht, als dem des Egoismus, des Hochmuths und des Geldgeizes zu erblicken und ihm denjenigen Edelsinn zuzuerkennen, den eine un-

parteiische Prüfung ihm nicht absprechen kann. Wir müssen, ein richtiges Resultat zu gewinnen, seine Urtheile nicht nur durch die Vergleichung mit andern Zeugnissen, namentlich des Capitän Medwin, sondern auch mit den von ihm selbst berichteten Thatsachen, zurechtlegen.

Es ist klar, daß Shelley ihn sympathischer anzog und hieraus mag sich erklären, daß die Schattenseiten, die er an Byron dem Menschen wie dem Dichter hervorhebt, ihm unwillkürlich zur Folie für den Glanz werden, den Shelley für ihn ausstrahlt, obwohl das Schwärmerische in Shelley's Wesen zu seiner Verständigkeit und Thatkräftigkeit ein Extrem bildet. Doch ziehen ja die Extreme einander an. Shelley hatte sich am Weitesten von Allem entfernt, was dem Briten in Staat und Kirche durch Tradition geheiligt ist. Er war selbst ein Kind der alten Aristokratie, allein er hatte sich von allen Vorurtheilen derselben losgerissen und sich auf den Standpunkt eines Humanismus gestellt, der sich zum heutigen England entschieden revolutionär verhält. Er ist das verhängnißvollste Product, welches die gewaltigen Widersprüche der englischen Nation hervorgebracht haben. Unter dem Ehrennamen des Excelsior ist er zum Führer einer neuen Richtung in England und Amerika geworden, zu deren Adepten auch Longfellow und Emerson gehören.

Trelawny's Bericht gibt uns wichtige Thatsachen, uns die Persönlichkeit dieses idealen Menschen genauer zu veranschaulichen. Er schildert ihn im geselligen Verkehr, in der Studirstube, im Genuß der freien Natur. Wir erblicken den kindlich gemutheten, knabenhaft ausschauenden Mann, in dessen Ephebengestalt eine so riesenhafte Seele wohnte, in all der natürlichen Liebenswürdigkeit, die Trelawny so sehr und mit so vielem Recht bezauberte. Shelley verehrte die Griechen auf's Höchste und die göttliche Harmonie des Sophokles, dieses ethischsten aller Dichter, war für ihn ein unerschöpflicher Quell der Erbauung. Aber in seinem eigenen persönlichen Wesen lag ein indischer Zug, eine Neigung zur Träumerei, eine Liebe zur Waldeinsamkeit. Die Milde, Weichheit und Zartheit seines Empfindens ließ ihn, den Engländer, sogar alle Fleischnahrung verschmähen und die Pflanzenkost vorziehen. Trelawny hat uns eine Scene aufbewahrt, die vor Allem charakteristisch ist; wie Shelley früh von Haus in einen der nächsten Wälder gewandert war und seine Gattin durch seine Nichtwiederkehr ängstigte, bis sie und Trelawny ihn tief im Dickicht am Ufer eines klaren Teiches fanden, Bücher und Papier auf den Gebüschen umherliegend und den Dichter in vollkommener Extase zwischen ihnen umherwandelnd. So malen uns die indischen Epen die alten Büßer, die unter dem Schattendach uralter Bäume an dem Ufer heller Teiche ihre Hütte erbauten und phantastischen Träumen sich hingaben, das Entstehen der Welt und das Loos des eintägigen Menschen bedenkend.

Ein großer Theil des Trelawny'schen Buches beschäftigt sich mit der Geschichte des Botes, in welchem Shelley und Williams ihren Tod fanden. Wir kannten dieselbe bisher nur oberflächlich. Daß einem inselgeborenen Engländer, daß einem Dichter, dessen Geist in der Transcendenz verschwimmender Umrisse schwelgte, das Meer ein homogenes Element sein mußte, begreift sich bald. Auf dem Meer in einem offenen Bot zu fahren, war Shelley's Lieblingsvergnügen. Er ruhte daher nicht, bis er mit seinem Freunde Williams alle Schwierigkeiten überwand, ein solches zu besitzen. Ein englischer Capitän, Roberts, bauete es in Genua, von wo es nach Livorno geschickt wurde. Die Matrosen, die es brachten, wurden wieder entlassen und nur ein Schiffsjunge zurückbehalten, mit welchem zusammen Shelley und Williams allein das Bot regierten. Ihre Freude und ihr Genuß waren in der Bai von Spezzia bei Pisa zwei Monate hindurch groß, aber sie hatten im Bot sich ihren Sarg erbaut. Auf einer Rückfahrt von Livorno wurden sie bei einem plötzlich aufbrechenden Gewittersturm von einer Feluke übersegelt und fanden ihren Tod in den Wellen.

Ihre Leichname wurden erst Tage lang nachher an's Ufer gespült. Trelawny hat uns den genauen Hergang ihrer Auffindung und Verbrennung mit einer Tiefe des Gefühls und prunklosen Einfachheit erzählt, die einen erhabenen Eindruck hinterlassen. Auch diese Scenen kannten wir noch nicht in solcher Ausführlichkeit. Wir sehen daraus, daß Trelawny alle Mühen der Aufsuchung und Verbrennung auf sich genommen, und erfahren auch das Nähere über die Motivirung der Verbrennung. Nicht ein Gelüsten

nach antiker Begräbnißart, sondern die Polizeiordnung für die Pestquarantaine, wonach vom Meer ausgeworfene, in Verwesung begriffene Leichen nicht auf einem Kirchhof beerdigt werden dürfen, hat den Scheiterhaufen dictirt.

Auf diese Erzählung, die Niemand ohne den innigsten Antheil lesen wird, folgt die Schilderung der Ueberfahrt nach Griechenland und eines Theils der Abenteuer, in welche sich Trelawny daselbst durch seine Verbindung mit Odysseus stürzte. Hier werden uns in der That ganz neue Kunden über das Schicksal Byron's eröffnet. Wir sehen, wie ganz anders es sich gewendet haben würde, wenn es Trelawny gelungen wäre, ihn nach Athen zu bringen, statt daß er in der sumpfigen Fieberluft Missolunghi's hinsiechte. Inwiefern aber ein Byron, der die Gebete und Beweihräucherungen eines griechischen Bischofs mit den Worten unterbrach, ob man ihn denn wahnsinnig machen wolle, zum Fürsten oder Präsidenten Griechenlands getaugt haben würde, als zu welcher Würde Trelawny seine Erhebung für nicht unmöglich hielt, bezweifle ich unbedingt. Der Historiker und Politiker wird in diesem letzten Abschnitt des Buches viel anziehende Data finden. Trelawny's Aufenthalt aber in der befestigten Höhle des Odysseus am Parnaß, so wie die Verrätherei Whitecomb's und Fenton's, werden jeden romantischen Leser befriedigen. Schließlich belehrt uns Trelawny noch, daß Byron nicht nur einen, sondern daß er zwei Klumpfüße hatte und diese Entdeckung läßt ihn zuletzt auch noch gerechter über Byron sich aussprechen, als er es im Laufe des Buches zu thun pflegt.

Wenn Shelley persönlich ein einfacherer Mensch, wenn er gelehrter, philosophischer war, so war Byron unstreitig der poetischere Genius. Shelley's Denken und Dichten ging in's Nebellose und Verworrene hinaus. In kleinen lyrischen Gedichten blieb er noch faßlich, aber in größeren Dichtungen gerieth er, mit einziger Ausnahme der Cenci, in's Unbestimmte. Seine Verse haben die Magie des zitternden Mondscheinlichts, während Byron's Poesie, auch in ihren gedankenreichsten Momenten, klar und hell ist, wie der Tag. Trelawny's Insinuation, als ob Byron seit seiner Bekanntschaft mit Shelley nur von den Ideen desselben gezehrt hätte, ist eine Uebereilung, denn Byron war bereits ein zu selbständiger Geist, als er in Genf mit Shelley bekannt wurde. Die Empfänglichkeit für Anregungen, die ihm Shelley gab, ist kein Raub, den er an ihm beging. Empfing denn Shelley nicht etwa auch von Byron? Und was soll denn die Freundschaft geistvoller Männer, wenn sie nicht ein rücksichtsloses Geben und Nehmen in sich schließt, wenn sich nicht Gedanke am Gedanken entzündet? Aus den Aeußerungen Byron's über Shelley, die Trelawny aufgezeichnet hat, blickt die aufrichtigste Bewunderung, die hingebendste Liebe und, als Shelley todt war, die seelenvollste Trauer hervor. Gegen die Kraft und Wahrheit dieser Gefühle will es nichts verfangen, wenn Byron wirklich, wie Trelawny behauptet, der Wittwe Shelley's einige Auslagen, welche dieser für ihn gemacht hatte, nicht sollte zurückerstattet haben. Wir halten Byron's Freundschaft mit Shelley für durchaus echt und für eines der wenigen Verhältnisse, in denen es dem Dichter vergönnt war, einen ihm ebenbürtigen Geist aus reinem Enthusiasmus an sein Herz zu schließen.

Die vorstehenden Zeilen sollen durch eine Andeutung des Inhalts von Trelawny's Schrift nur ganz in der Kürze die Berechtigung der Bearbeiterin zu ihrem Unternehmen begründen. Sie hat sich durch eine vortreffliche Uebersetzung des Byron'schen Sardanapal bereits einen guten Namen erworben. Ihre Arbeit wird hoffentlich sich selbst empfehlen. Es wird von uns Deutschen so unendlich viel übersetzt, daß man in der That nicht streng genug über die unnütze Verschwendung von Arbeit, Papier und Druck wachen kann. Wo es aber so große Menschen, wie Byron und Shelley, gilt, welche die Jetztwelt wie die Nachwelt in immer steigendem Maße beschäftigen werden, da wird man der Bearbeiterin für die Aneignung einer so wichtigen biographischen Kunde, als die Trelawny'sche, gewiß Dank wissen.

K. Rosenkranz.

Einleitung der Verfasserin.

E. J. Trelawny, welcher durch seine im Jahre 1832 erschienene Reisebeschreibung, betitelt: Adventures of a younger son,

als Schriftsteller rühmlichst bekannt ist,*) schien nach der Veröffentlichung dieses Werkes seine schriftstellerische Laufbahn als beendet zu betrachten, bis wir im Jahre 1858 durch seine „Recollections of the last days of Shelley and Byron" überrascht wurden. Trelawny, wie er selbst in der Vorrede sich ausläßt, hatte dasjenige, was er über Charakter, Lebensweise und Eigenthümlichkeiten jener beiden Dichter mittheilt, der Zeit entnommen, in welcher ein enges Zusammenleben mit ihnen ihm Gelegenheit bot, sie sowohl in kleinen als großen Lebensverhältnissen zu beobachten; er bemerkt außerdem, daß er jene Mittheilungen theils in Briefen und Notizen aus jener Zeit, theils in der eigenen Erinnerung aufbewahrt hatte.

Haben wir also auch Grund anzunehmen, daß dem Gedächtniß des alten Mannes — Trelawny mochte unserer Berechnung nach, als er dies Werk verfaßte, wohl weit über sechzig Jahre gezählt haben — manches Denkwürdige verloren gegangen, so bürgt uns wenigstens dessen ehrenhafter Charakter dafür, daß diejenigen Thatsachen, welche er berichtet, auf reiner, ungeschminkter Wahrheit beruhen.

Ohne Zweifel hat sich der größte Theil unseres gebildeten deutschen Publicums mit den Dichtungen Shelley's und Byron's aus Originalschriften oder Uebersetzungen bekannt gemacht, aber von den Persönlichkeiten dieser beiden Dichter dürfte Deutschland im besten Falle einen sehr mangelhaften, im wahrscheinlichen einen völlig irrthümlichen Begriff haben, und wie könnte es anders sein, da beide Männer – namentlich Shelley — während ihres Lebens im eigenen Heimathlande so tief verkannt, so unverzeihlich mißverstanden waren.

In Rücksicht darauf schon glauben wir unsern Lesern mit der Bearbeitung mehrerer interessanter Capitel aus dem Trelawny'schen Werke in keiner unwillkommenen Weise zu dienen; das Buch liefert sicherlich ein unparteiisches, und, wie wir es von einem scharfsinnigen Verfasser voraussetzen dürfen, auch berichtigendes Urtheil. England, welches einen großen Theil seines weltberühmten literarischen Rufes Byron und Shelley verdankt, hat die Manen dieser beiden Heroen der Poesie noch zu versöhnen; wir haben den Menschen in ihnen zwar niemals gekannt, aber auch niemals verkannt, und können daher das Vergnügen ihrer persönlichen Bekanntschaft, welches uns durch die Vermittlung obengenannter Lectüre werden soll, ungetrübt genießen.

Die Absicht, eine schon im Jahre 1858 vorbereitete Uebersetzung des gesammten Werkes zu veröffentlichen, scheiterte an der Befürchtung, daß eine solche dem Leser dieselben Unbequemlichkeiten auferlegen möchte, welchen man bei der Lectüre des Originals begegnet; denn, wenn Trelawny in einem kurzen Vorwort auf ein Buch gefaßt macht, dessen Manuscript als ein rough draft*) dem Drucke übergeben ward, — eine langwierige Krankheit verhinderte seine Absicht, dasselbe vorher noch in eine geordnete Form zu bringen — so müssen wir jenes Geständniß leider für gänzlich begründet halten. Der Verfasser gibt uns das aus den Minen seines Geistes und seiner Erlebnisse gegrabene Gold nur zu häufig mit der noch daran haftenden Erde, und überläßt uns die Mühe, es von seiner unbrauchbaren Hülle zu befreien; er führt uns in die schönsten Gegenden der freien, wie der menschlichen Natur, aber er räumt uns keinen Stein des Anstoßes aus dem Wege.

Wir haben es also vorgezogen, unseren Lesern durch obengenannte Form den wesentlichen Theil des vorliegenden Buches auf geebnetem Wege zugänglich zu machen, und beabsichtigen wir gleichzeitig vor der Hand nur dasjenige aus dem Original zu geben, was sowohl dem geistigen, wie auch dem geselligen Leben beider Dichter näher führt, indem wir uns jedoch darauf beschränken werden, den Verfasser durch flüchtige, aber unerläßliche Andeutungen nur bis dahin zu begleiten, wo er zum ersten Mal mit den Dichtern zusammentrifft, dann aber ihn selbst reden zu lassen.

Bekanntlich brachte Trelawny einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zu, er ging im Sommer 1819 nach der Schweiz und verweilte auf seinem Wege dahin mehrere Tage in Ouchy, einem kleinen Dorfe im Canton Vaux, dort machte er die

*) Börne schreibt in einem seiner „Briefe aus Paris" an eine Freundin, indem er ihr dies Buch empfiehlt, unter Anderm Folgendes: „Es wird Einem dabei, als wäre man früher blind, taub und regungslos gewesen, und, jetzt plötzlich frei geworden, erfahre man erst, was die Welt sei, was Leben heiße."

*) Erster Entwurf.

Bekanntschaft eines jungen Buchhändlers und ward durch denselben, in welchem er, beiläufig gesagt, eine ungewöhnliche Belesenheit in den besten deutschen und englischen Schriften entdeckt hatte, auf Shelley's „Queen Mab“ aufmerksam gemacht. Die Begeisterung, mit welcher der junge Mann sich über dies Gedicht aussprach, die Verehrung und Bewunderung, welche er überhaupt über die Werke Shelley's äußerte, wichen von dem, was Trelawny bis dahin in England über diesen Gegenstand gehört hatte, auffallend ab. Er benutzte gern den Zufall, der ihn in derselben Zeit in Lausanne mit Wordsworth zusammenführte, indem er ihn um sein Urtheil über Shelley's Dichtungen bat. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er die kurze Antwort erhielt: „Ein Poet, welcher bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre kein gutes Gedicht gemacht hat, wird niemals eins zu Stande bringen —“ „Und Cenci?“ fragte Trelawny weiter. „Ist auch wenig werth;“ erwiederte Wordsworth, indem er schnell diesen Gegenstand fallen ließ und zu einem andern Thema der Unterhaltung überging. Diese von einem Dichterveteranen ausgesprochenen Worte konnten freilich nicht spurlos an ihm vorübergehen; indessen schienen sie ihm als Urtheil über einen jüngern Dichter zu grell, zu unfrei, als daß sie seine eben gefaßte hohe Meinung von Shelley unterdrücken konnten, und wir werden bald erfahren, wie schnell und gründlich die persönliche Bekanntschaft des Dichters jenen flüchtigen Eindruck verlöschen sollte.

Kurz nach dem oben Erzählten reiste Trelawny nach Genf, hier machte er die Bekanntschaft zweier Männer, in deren Gesprächen Shelley einen Hauptgegenstand bildete. Es waren dies englische Officiere außer Diensten, mit Namen Williams und Medwin. Beide interessirten sich lebhaft für Shelley, und war es namentlich der Letztere, welcher in Trelawny den Wunsch, ihn kennen zu lernen, mächtig anregte. Medwin hatte den Dichter von Kindheit auf gekannt und wußte von dem geistvollen Knaben Vieles zu berichten, das schon damals in ihm eine ungewöhnlich bevorzugte Natur ahnen ließ. Durch ihn erfuhr Trelawny auch, daß Shelley sich mit seiner Frau in Pisa häuslich niedergelassen, wo er in romantischer Einsamkeit das Leben eines echten Poeten führte. Durch solche Mittheilung wurde Trelawny's längst gehegter Wunsch, die persönliche Bekanntschaft Shelley's zu machen, natürlich noch erhöht. Eine Reise nach dem nördlichen Italien lag nicht außerhalb seiner Pläne, wenngleich die Erfüllung derselben außerhalb der Gegenwart lag, da Geschäfte ihn nöthigten, bald nach England zurückzukehren. Nach wenigen Monaten behaglichen Zusammenlebens mit zwei neu erworbenen Freunden ging Trelawny nach seiner Heimath. Medwin reiste nach Italien und Williams mit seiner Familie nach Chalons sur Saone, wo er zu überwintern gedachte, doch wurde vor der Trennung verabredet, daß Trelawny und Williams im nächsten Frühjahr wieder in Genf zusammentreffen, von dort ebenfalls nach Italien gehen und als erstes Ziel dieser Reise Shelley's Haus aufsuchen sollten. Diese Zusammenkunft fand jedoch erst in Italien selbst statt. Williams war der kleinen Provinzialstadt bald überdrüssig geworden, und schon im April des nächsten Jahres erhielt Trelawny von jenem ein Schreiben aus Pisa, worin ihm die interessante Mittheilung ward, daß nicht allein Shelley, sondern auch Byron dort seinen Aufenthalt genommen und daß er (Williams) schon Beider Bekanntschaft gemacht. Ein zweiter Brief, vom December desselben Jahres, bringt ihm schon höchst anziehende Schilderungen über den Charakter und die Lebensweise beider Dichter, dennoch kann Trelawny den Wunsch des Freundes, auch ihn bald in ihrem Kreise zu sehen, noch so bald nicht in Erfüllung bringen. Erst im Herbst 1822 treffen wir ihn in Genf, wo er einen dort wohnenden Freund, den Seecapitän Roberts abholt, um in dessen Begleitung bis nach Genua, dem fernern Bestimmungsort Robert's, zu gehen. Lassen wir nun Trelawny selbst erzählen.

„Nachdem wir diese Stadt mit ihren gemalten Palästen ziemlich lange als Ruheplatz betrachtet hatten, fuhr ich, angetrieben durch den lebhaften Wunsch, Shelley zu sehen, allein nach Pisa. Ich kam spät an, und nachdem ich mein Pferd untergebracht und zu Mittag gegessen hatte, eilte ich nach Tre-Palazzi an den Arno, wo die Familien Shelley und Williams getrennte Wohnungen unter demselben Dache hatten, wie es auf dem Continent Sitte ist. Williams und seine Frau empfingen mich in gewohnter herzlicher Weise. Wir hatten

einander viel zu erzählen und waren eben in lautem und lebhaftem Gespräch, als ich plötzlich von der Unterhaltung abgezogen wurde, indem ich bemerkte, daß in dem Gange an der offenen Thür, mir gegenüber, ein Paar leuchtende Augen mich starr anblickten. Es war zu dunkel, um zu erkennen, wem diese Augen angehörten, aber



William Shelley.

mit dem Scharfblick einer Frau folgten die Augen der Mrs. Williams der Richtung der meinigen und, indem sie an die Thür trat, rief sie lachend: „Kommen Sie nur näher, Shelley, es ist unser Freund Trelawny, der eben angekommen."

Langsam sich nähernd und erröthend wie ein Mädchen, reichte mir ein hagerer, schlanker Jüngling beide Hände hin, und, obgleich ich mir kaum denken konnte, als ich dieses unschuldsvolle, mädchenhafte, schüchterne Gesicht bemerkte, daß dies der Dichter sei, drückte ich die dargebotenen Hände herzlich. Dann, nach den gewöhnlichen Begrüßungen, setzte er sich nieder und hörte dem Gespräche zu.

Ich war stumm vor Erstaunen. War es möglich, daß dieses Knabenantlitz mit dem sanften Ausdruck dem Ungeheuer gehörte, welches mit der ganzen Welt im Kriege war? Excommunicirt von den Vätern der Kirche, auf Befehl eines grimmigen Lord-Canzlers seiner Bürgerrechte beraubt, verstoßen von den Mitgliedern seiner Familie und angeklagt von den eifersüchtigen Philosophen der englischen Nation als der Begründer einer satanischen Lehre? — Ich glaubte zu träumen, oder daß die Freunde sich einen Scherz mit mir gemacht hätten. Er war wie ein Knabe gekleidet, in eine schwarze Jacke und Beinkleider, denen er entwachsen zu sein schien, oder der Schneider hatte sich wohl auch gegen ihn verschworen und ihn ruchloser Weise in seinem Wachsthum aufhalten wollen.

Mrs. Williams sah meine Verlegenheit, und um mir zu Hilfe zu kommen, fragte sie Shelley nach dem Titel des Buches, welches er in der Hand hatte. Sein Gesicht klärte sich auf und er antwortete schnell:

„Calderons Magico Prodigioso. Ich übersetzte eben einige Stellen daraus.“ „Ach, ich bitte,“ rief Mrs. Williams, „lesen Sie uns vor.“

Abgestoßen von dem Ufer gewöhnlicher Angelegenheiten, die ihn natürlich nicht interessiren konnten, und mit vollen Segeln in die Heimath seines geistigen Lebens gelangt, gab er in diesem Augenblick sein ganzes Interesse dem Buche hin. Die meisterhafte Art, mit welcher er die Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers zergliederte, seine geistvolle Deutung der in dem Gedichte herrschenden Sage und die Leichtigkeit, die feinsten und sinnreichsten Bemerkungen des spanischen Dichters in unsere Sprache zu übertragen, dies Alles war nicht weniger zu bewundern als die Gewalt, womit er beide Sprachen beherrschte. Nach dieser Probe seines Talents zweifelte ich nicht länger, daß er wirklich der war, den ich suchte. — Ein tiefes Schweigen folgte.

Dann blickte ich auf und fragte: „Wo ist er geblieben?“ „Shelley?“ erwiederte Mrs. Williams, „der kommt und verschwindet wie ein Geist, ohne daß man weiß wann und wohin.“

Bald kam er zurück und zwar begleitet von seiner Frau. Sie verstand es, uns schnell aus der Welt der Ideen, in welche er uns versetzt hatte, zu der wirklichen zurückzuführen. Sie bewillkommnete mich und fragte mich nach Neuigkeiten aus London und Paris, nach neuen Opern, Hüten, Heirathen, Mordgeschichten und andern Wunderdingen. Der Dichter verschwand und der Thee erschien.

Marie Woolstoncraft, eine Schriftstellerin, die Frau William Godwin's, starb 1797 bei der Geburt ihrer einzigen Tochter Marie, welche später an Shelley verheirathet wurde, so daß in der Zeit, von welcher ich spreche, Mrs. Shelley siebenundzwanzig Jahre alt sein konnte. Ein solcher Stammbaum genügte, um mich für sie zu interessiren, ohne noch ihr eigenes Verdienst als Schriftstellerin in Betracht zu ziehen. Der einnehmendste Zug ihres Gesichts lag in ihren ruhigen, grauen Augen; sie war kaum von der Größe, wie sie meistens bei den englischen Frauen zu finden ist, hatte blonde Haare und eine sehr zarte Hautfarbe. In einem Kreise von Freunden war sie witzig, gesellig und lebhaft, aber schwermüthig in der Einsamkeit. Wie Shelley besaß sie, obgleich in geringerm Grade, das Talent, ihre Gedanken in immer neuen und wohlgeeigneten Worten auszudrücken, was sie wohl hauptsächlich dem vertrauten Umgang mit den Werken unserer alten Schriftsteller verdankte. Keiner von Beiden gebrauchte veraltete oder ausländische Worte. Diese Herrschaft über unsere Sprache fiel mir bei Mrs. Shelley um so mehr auf, als sie mit dem armseligen Wörtervorrath unserer Ladies in der Gesellschaft auffallend contrastirte, denen etwa zwanzig eingelernte und abgenutzte Phrasen genügen, um die verschiedensten Empfindungen und Gedanken auszudrücken.

Schon am folgenden Tage folgte ich der Aufforderung Shelley's, ihn zu Byron zu begleiten, und um 2 Uhr gingen wir über den Ponte Vecchio und fuhren dann auf dem Arno nach dem Palazzo Lanfranchi, dem Wohnorte des Lords. Wir traten in eine große Marmorhalle, stiegen eine Riesentreppe hinauf, gingen durch einen großen Saal, der über der Halle lag, und wurden dann in ein kleines Zimmer geführt, in welchem sich Bücher und ein Billard befanden. Ein Bulldogge (Morette) von mürrischem Ansehen, meldete uns durch lautes Gebell an. Einige Augenblicke darauf hörten wir rasche Schritte, die sich uns näherten und vor uns stand — Byron. Trotz seines raschen Ganges war sein Hinken doch bemerkbar. Aus seinem bleichen Gesichte strahlte ein feuriger Blick. Sein Stolz und der Umstand, daß er mehrere Jahre allein gelebt hatte, mochten wohl der Grund seiner Befangenheit bei dem ersten Begegnen mit Fremden gewesen sein — eine Schwäche, welche er jedoch durch eine Art von erzwungener Ungenirtheit zu verbergen suchte. Nach dem Austausch alltäglicher Fragen und Antworten erlangte er seine Fassung wieder, und sich zu Shelley wendend, sagte er: „Sie sollen heute Gelegenheit finden, Ihre Kritik an meinen Versen zu üben — ein Schreiben von Moore hat meine Arbeit unterbrochen — der Mann erzählt blaue Wunder von Ihnen; gehen Sie doch hinein und lesen Sie Beides selber.“

Nachdem Shelley sich entfernt hatte, nahm er ein Queue zur Hand und forderte mich auf, Billard mit ihm zu spielen. Ich ging gern darauf ein; allein er stieß zwar die Bälle und bewegte sich auch sehr behende um den Tisch herum, doch kümmerte er sich

wenig oder gar nicht um die Regeln des Spiels, welche er ein über das andere Mal „höchst abgeschmackt" nannte.

„Der Proviantmeister der Fregatte, mit welcher ich nach Constantinopel ging, nannte einen Officier „pöbelhaft," weil er eine Anspielung auf seine Perrücke gemacht hatte. Nun, den Tag, bevor ich eine Perrücke aufsetze, hänge ich sie an meinen Sattelknopf und reite damit spazieren. In derselben Fregatte, nahe bei den Dardanellen, hätten wir bald ein amerikanisches Handelsschiff mit seiner ganzen Ladung Spielwaaren in den Grund gebohrt. Unser Capitän, der alte Bathurst, salutirte und fragte den Yankee mit der Würde eines Lords, woher er komme und wie sein Schiff heiße.

„Du gekupferte Schlange," brüllte der Yankeecapitän, „Du wirst meinen Namen zeitig genug beim Congreß erfahren."

Das Erstaunen, welches meine Blicke sicherlich verriethen, war nicht durch das, was er erzählte, sondern dadurch erregt, daß er für solche Kleinigkeiten ein Gedächtniß hatte. Natürlich wurde unter andern ähnlichen Anekdoten auch der Heldenthat gedacht, daß er von Sestos nach Abydos schwamm. Ich war hergekommen, vorbereitet, ein feierliches Mysterium zu sehen, und so viel ich nach dem ersten Act urtheilen konnte, war es eine Farçe.

Ich vergaß wohl, daß manche große Schauspieler außer der Bühne unbeholfene Leute zu sein pflegen, und daß selbst der mächtige Prospero ohne Buch und Zaubermantel nur ein gewöhnlicher Sterblicher war.

Während dieses Zwischenactes gesellte sich Shelley wieder zu uns. Er legte niemals Buch und Zaubermantel ab; er schwang seinen Stab und Byron war nach einem kurzen Versuch des Widerstandes verstummt. Da er augenblicklich die Wahrheit dessen anerkennen mußte, was Shelley über seine Gedichte bemerkte, ward er betroffen und Shelley's Ernst sowohl, als seine gerechte Kritik hielten ihn gefangen. Doch mußte ich bei diesem gelehrten Disput auch Byron's merkwürdiges Gedächtniß und geistige Lebendigkeit bewundern. Er vertheidigte sich, indem er Shelley's Behauptungen widerlegte mit mannigfaltigen Erläuterungen, Beispielen und passend angeführten Stellen neuer Autoritäten, aber er stellte die Behauptungen Shelley's als ein Ganzes nicht in Abrede, sondern wollte nur einen Theil derselben nicht gelten lassen. Die feinen Fragen, welche er diesem vorlegte, würden einen weniger scharfen Denker gewiß leicht außer Fassung gebracht haben. — Während dieser Erörterung hatte ich Zeit, Byron genau zu beobachten.

In seiner äußern Erscheinung verwirklichte er das Ideal, mit welchem die Phantasie das Genie schmückt. Er war in der Blüthe des Lebens, fünfunddreißig Jahre alt, von mittlerer Größe, fünf Fuß und achteinhalben Zoll. Er hatte regelmäßige Züge und nicht den kleinsten Fleck, oder irgend eine Falte auf der feinen Haut, breite Schultern und gewölbte Brust. Körper und Glieder waren im schönsten Ebenmaß. Sein kleiner, vollendet schöner Kopf mit dem lockigen Haar schien auf dem festen und langen Halse anmuthig zu schweben. Man sah das Genie in seinen Augen und auf seinen Lippen. Wahrlich, die Natur konnte kaum mehr thun, als sie für ihn gethan hatte, sowohl in Betreff der äußern Form, als in Betreff des Geistes, welchen sie ihm verliehen, um diese Form zu beleben. Aber seiner reizbaren Einbildungskraft dienten alle diese seltenen Gaben nur, seinen einzigen körperlichen Mangel, die Lahmheit, hervorzuheben. Er betrachtete sie wie einen Fleck, der in einem geschliffenen Diamant noch viel größer erscheint, und er brütete über dieses Gebrechen, wie empfindsame Naturen es häufig thun, bis sie eine Warze zu einem Auswuchs gedehnt haben. Seine Lahmheit trug sicherlich viel dazu bei, ihn mißtrauisch und mürrisch zu machen. Seine Kleidung war nicht außergewöhnlich, sie war dem Klima angemessen. Er trug eine Tartanjacke, eine blaue Sammetmütze mit einem Goldstreifen und sehr weite Nankingbeinkleider, die so heruntergezogen waren, daß sie seine Füße fast bedeckten, den Hals trug er nicht entblößt, wie es in den Zeichnungen von ihm dargestellt ist.

Um drei Uhr meldete einer seiner Diener, daß seine Pferde vor der Thür wären, was seine Besprechung mit Shelley unterbrach. Wir folgten ihm nach der Halle. Vor der Thür fanden wir drei oder vier ganz gewöhnlich aussehende Pferde; sie hatten Polster auf den Sätteln und vielen andern überflüssigen Schmuck, was die Italiener sehr lieben, die Engländer aber sonst zu vermeiden pflegen. Shelley und ein irlän-

discher Gast, der eben angekommen war, bestiegen zwei dieser Mähren; ich hatte glücklicherweise mein eigenes Pferd. Byron nahm seinen Platz in der Calesche und bestieg sein Pferd nicht eher, als bis wir außerhalb der Stadt waren, um, wie er sagte, zu vermeiden, von den verd—ten Engländern, welche sich häufig vor seinem Hause an dem Arno versammelten, angegafft zu werden. Nach einer oder zwei Stunden langsamen Reitens und lebhaften Gespräches, — denn zu Pferde war er gewöhnlich guter Laune — hielten wir bei einem kleinen Landhause an, in welchem wir eine Tafel mit Wein und Kuchen fanden. Nachdem wir uns ein wenig restaurirt hatten, begaben wir uns nach der hintern Seite des Hauses in den Weingarten. Der Diener brachte zwei Paar Pistolen. Ein Rohrstock wurde in die Erde gesteckt und ein Goldstück von der Größe einer halben Krone in eine Spalte gelegt, welche auf der Spitze des Stockes eingeschnitten war. Byron, Shelley und ich schossen auf fünfzehn Schritte, und einer von uns traf gewöhnlich den Stock oder die Münze. Nachdem Jeder fünf oder sechs Mal geschossen hatte, steckte Byron das gespaltene Goldstück ein und schlenderte auf den Feldern umher. Dann bestiegen wir wieder unsere Pferde.

Auf dem Heimwege drang Shelley in Byron, ein Drama, welches er begonnen hatte, zu vollenden. Byron erwiederte: „John Murray, mein Gönner und Zahlmeister, behauptet, meine Stücke eigneten sich nicht zum Aufführen. Das wäre mir gleichgiltig, sie sind auch nicht für die Bühne geschrieben. Aber er fürchtet, meine Poesien nicht verkaufen zu können und das macht mir Sorge, Sie wissen ja, ich bin ein gewinnsüchtiger Mensch. Nun verlangt er gar, ich sollte meinen alten Corsarstil wieder aufnehmen, um den Damen zu gefallen."

„Das ist eine gute Logik für einen Buchhändler!" rief Shelley mit Unwillen, „aber nicht für einen Schriftsteller. Das Interesse eines Buchladens mag immerhin den flüchtigen Wunsch des Tages berücksichtigen, aber Sie dürfen dem Publicum nicht huldigen, Sie müssen diesem vielköpfigen Ungeheuer einen Ring durch die Nase ziehen, um es zu zügeln."

Byron lächelte über Shelley's Eifer und sagte: „Doch hat Murray nicht ganz Unrecht. Alles, was ich bis jetzt schrieb, war allein für die Frauen. Aber habt nur Geduld, wenn ich vierzig Jahre alt bin, dann wird ihr Einfluß auf mich eines natürlichen Todes sterben und ich werde den Männern zeigen, was ich leisten kann."

„Thun Sie es jetzt," rief Shelley, „schreiben Sie das, was Ihre Ueberzeugung Ihnen als wahr eingibt. Sie sollen den Weisen Rath geben, nicht von den Thoren Rath annehmen. Die Zeit wird das Urtheil der Menge vernichten; denn die Kritik der Gegenwart zeigt einzig und allein, gegen wie viel Unverstand das Genie zu kämpfen hat."

Ich hatte damals und auch später oft Gelegenheit, die Ruhe und Gelassenheit, mit welcher er Shelley zuhörte, zu bewundern, aber welcher Zauber lag auch in der Einfachheit und dem milden Ernst seines Wesens. Byron wußte außerdem, daß Shelley nicht allein von dem Egoismus und der Pedanterie der meisten Schriftsteller, sondern auch von jedem Neide auf Schriftstellerruhm gänzlich frei war, und wußte auch, daß er ihn für den aufrichtigsten und scharfsinnigsten seiner Bewunderer halten konnte.

Byron blickte nach dem westlichen Himmel und rief aus: „Wo ist denn hier das Grün, von welchem Ihr Freund, der Seedichter, so viel schwatzt?" — Er dachte wohl dabei an den Vers von Coleridge.*)

„Wer sah hier jemals einen grünen Himmel?" Shelley schwieg, da er wußte, daß seine Antwort dem Spleen seines Freundes Luft machen würde. Ich wagte dennoch die Bemerkung, daß in England der Himmel wohl oft mehr grün als blau sei.

„Schwarz, meinen Sie!" rief Byron, und in diesem Augenblicke waren wir vor seiner Thür angelangt. Indem er abstieg, führte er zwei wunderliche Worte an, die sich reimten. Ich machte eine Bemerkung über die seltene Gabe, welche er in dieser Kunst entfaltet hatte, indem ich eine Strophe aus seinem Don Juan citirte. Er schien Vergnügen daran zu finden, und indem er seine Hand auf die Mähne meines Pferdes legte, sagte er: „Wenn Sie gereimte Verse lieben, dann müssen Sie den Swift lesen, ich werde Ihnen einen Theil seiner Werke schicken, der übertrifft uns Alle, seine Reime sind unvergleichlich."

*) Betrachtend den westlichen Himmel
Und das Gelbgrün, welches ihn färbt."
(Dejection: eine Ode.)

Darauf trennten wir uns für diesen Tag, dessen Einzelheiten ich nicht nur so genau erwähnt habe, weil er der erste meiner Bekanntschaft mit Byron war, sondern weil er zugleich ein möglichst getreues Bild von der äußern Erscheinung und der Art der Unterhaltung des Dichters gibt."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Wissenschaft der Politik.

Von J. C. Bluntschli.

Georg Waitz, Grundzüge der Politik. Kiel, 1862. Der Begriff des Bundesstaats. Die Eintheilung der Staatsformen.

Der neue Vorschlag von Waitz und ein neuer Vorschlag des Verfassers.

So reich unsere Literatur an einzelnen politischen Gelegenheitsschriften ist, so arm ist sie an umfassenden wissenschaftlichen Werken über Politik. Die Universitäten sind bei uns die wichtigsten Werkstätten der wissenschaftlichen Arbeit und auf den Universitäten wurde bisher die allgemeine Staatswissenschaft (Allgemeines Staatsrecht und Politik) arg vernachlässigt. Diese Wissenschaft erfreute sich weniger als andere der Gunst der Regierungen; sie wurde von den Aengstlichen mit Mißtrauen betrachtet und galt den Herrschsüchtigen als verdächtig oder gar als verwerflich. Nicht bloß in dem österreichischen Studienplan sucht man dieselbe vergeblich; auch in den Lectionskatalogen der meisten deutschen Universitäten vermißt man oft beide, oder doch eine der beiden Lehren. Nur wenige der angesehensten Universitäten pflegen dieselben mit Liebe und Fleiß.

Gewiß ist das ein sehr empfindlicher Mangel unserer Universitätsbildung, dessen nachtheilige Folgen auch im Staatsleben vielfältig verspürt werden. Es kommt vor, daß berühmte Juristen, welche mit den Schriften des Gajus und Ulpian wie mit den Gesetzen der Byzantinischen Kaiser oder mit den Leges barbarorum und den Rechtsbüchern des Mittelalters bis in's Einzelnste und Feinste hinein vertraut sind, mit merkwürdiger Naivität bekennen, daß sie von den Grundbegriffen der heutigen Staatsordnung, in der sie leben und wirken, und der modernen Politik, der sie sich doch nicht entziehen können, fast nichts wissen. Wir sehen es alle Tage, wie selbst unter denen, welche durch ihre fürstliche Geburt oder durch ihre hohen Aemter berufen sind, den Staat zu regieren, heute noch viele Vorstellungen verbreitet sind und wie Glaubensartikel verehrt werden, welche dem staatswissenschaftlich gebildeten Manne als längst abgethan und werthlos erscheinen, und wie von den Gewalthabern im Staate nicht selten Wahrheiten angezweifelt und angekämpft werden, deren Hilfe sie stärken würde und deren Feindschaft sie in Gefahr bringt. Es fehlt also an der zeitgemäßen staatswissenschaftlichen Erziehung. Die Klagen darüber sind alt in Deutschland, schon Thomasius und Friedrich der Große rügten diesen Uebelstand in der Universitätseinrichtung. Aber heute, wo die Repräsentativverfassung gar nicht mehr entbehrt werden kann, und das Licht der Oeffentlichkeit alle jene, früher verborgenen Mängel schonungslos enthüllt, bedürfen alle die, deren Lebensberuf dem Staate gewidmet ist, weit mehr als in frühern Zeiten, einer gründlichen staatswissenschaftlichen Vorbildung, deren Pflege zunächst den Universitäten obliegt.

Das Buch von Waitz: „Grundzüge der Politik" ist augenscheinlich einem derartigen Lehrbedürfnisse entsprungen. Auf der Universität Göttingen wie auf der zu Heidelberg sind die allgemeinen staatswissenschaftlichen Studien nie erloschen und werden nun wieder mehr beachtet. Der Historiker Waitz folgte auch hierin der Bahn seines Vorgängers Dahlmann, daß er mit den geschichtlichen Studien die politischen verband. Es ist ein verwandter Geist in seinen Grundzügen der Politik wie in dem frühern Werke von Dahlmann über Politik. Durch das Ganze geht ein Zug des sittlichen Ernstes und der Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit, den wir als einen der Hauptvorzüge des echten deutschen Charakters hoch ehren. Ueberall hebt Waitz die sittlichen Ideen hervor, die in dem Staate walten. Den Staat selbst erklärt er als „die Institution zur Verwirklichung der sittlichen Lebensaufgaben der Menschen, insofern diese in dem Zusammenleben nach Völkern erfolgt." „Der Staat ist kein natürlicher, (er ist) ein ethischer Organismus."

Zwischen dem Buche von Dahlmann und dem von Waitz liegen aber die gewaltige

Erschütterung des Jahres 1848 und die großen seitherigen Kämpfe für nationale Freiheit und Verfassungsrecht in der Mitte. Unverkennbar ist auch die politische Bildung der deutschen Nation in dieser erfahrungsreichen Zwischenzeit gewachsen. Das politische Urtheil ist umsichtiger, besonnener und reifer, das politische Bewußtsein nüchterner und klarer und der Wille mächtiger und fester geworden. Ein solches Wachsthum muß auch der Wissenschaft zu Gute kommen, und es ist daher ganz naturgemäß, daß auch das neuere Buch an diesen Vorzügen einen reicheren Theil bekommen hat. Dahlmann hatte die Nation auf die englische Verfassung als das Vorbild der Zukunft aufmerksam gemacht. Waitz betrachtet nun die Repräsentativverfassung als selbstverständlich und sucht dieselbe sicherer auszubauen und in ihren Grundzügen vielseitiger darzustellen. In sechs Abschnitten: 1. Vom Wesen, 2. Von den Gliedern, 3. Von den Formen, 4. Von den Organen, 5. Von den Mitteln und Dienern, 6. Vom Leben des Staates spricht er eine Anzahl Sätze als seine Ueberzeugung aus. Diese Sätze bedürfen freilich noch der Begründung, der Erklärung und der Ausführung, die offenbar den eigentlichen Lehrvorträgen vorbehalten sind. Nur vier einzelne Ausführungen: 1. Ueber die Unterscheidung der Staatsformen. 2. Das Königthum und die verfassungsmäßige Ordnung. 3. Das Wesen des Bundesstaats und 4. Die Wahlen zur Volksvertretung sind dem Buche beigegeben und erhöhen bedeutend seinen Werth.

Die Methode erinnert an manche Werke der historischen Juristenschule. Mit der ethischen Richtung verbindet sich die historische Kenntniß und Neigung. Aber obwohl die speculative Staatslehre mit Mißtrauen, um nicht zu sagen mit Geringschätzung betrachtet und möglichst ignorirt wird, so werden doch viele Sätze als Grundgedanken ausgesprochen, welche nicht aus der Geschichte der einzelnen Staaten begründet werden können, sondern nur von der philosophischen Anschauung der Menschennatur ihr Licht empfangen. Es kann überhaupt die Politik noch weniger als das Staatsrecht der Philosophie entbehren, weil sie nicht wie diese das Gewordene zu begreifen, sondern das Werdende zu bestimmen hat. Daher müssen auch die Historiker philosophiren, und sie thun es oft, ohne sich dessen bewußt zu werden, und daher auch in unsicher tastender Weise.

Wie Dahlmann so versteht auch Waitz die Politik ganz allgemein „als die Lehre vom Staat“ im Sinne der hellenischen Staatslehre, ohne zwischen Staatsrecht und Politik sorgfältig zu unterscheiden. Schon der Ueberblick des Inhalts zeigt, daß staatsrechtliche Institute und politische Grundsätze unausgeschieden miteinander gemischt werden. In dem wirklichen Staate sind freilich beide verbunden. Wenn aber die moderne Wissenschaft sonst das Staatsrecht, oder die Lehre von der festen, ruhenden Ordnung des Staates, und die Politik, als die Lehre von dem bewegten Leben des Staates, zu unterscheiden gelernt hat, so sehen wir in dieser Unterscheidung einen großen Fortschritt der Wissenschaft, weil die Erkenntniß eines Wesens dadurch an Klarheit gewinnt, daß man dasselbe in seine Bestandtheile zerlegt und jeden Haupttheil besonders betrachtet. An diesem Fortschritte sollten wir, denke ich, festhalten, ohne deshalb die Einigung des Lebens wirklich zu mißachten. Ich weiß freilich aus eigener Erfahrung, daß die Interessen des Katheders zuweilen einige Uebergriffe je in das andere Gebiet veranlassen. In meinem „Allgemeinen Staatsrecht“ habe ich auch zuweilen politische Betrachtungen mit der Darstellung des Staates in seinem organischen Bestand verflochten, nicht weil ich jenen Gegensatz verkannt, aber weil ich früher in München keine Möglichkeit gesehen habe, die Politik selbständig zu behandeln. Seitdem ich in Heidelberg Staatsrecht und Politik als zwei Lehren gesondert behandle, habe ich die schärfere Scheidung durchzuführen gesucht und dabei erfahren, wie fruchtbar dieselbe für die Wissenschaft wird. Ich zweifle nicht, daß Waitz ähnliche Erfahrungen machen wird, wenn er sich entschließen kann, in Zukunft die Politik entschieden von dem Staatsrecht abzusondern.

Indem man die Politik als die Wissenschaft des **Staatslebens**, nicht als die Wissenschaft der Staatsordnug betrachtet, bekommt insbesondere die Lehre von dem **Staatszweck** und von den **Mitteln**, diesen Staatszweck zu erreichen, erst die volle Klarheit. Die Politik ist wie das Leben auf die Zukunft gerichtet, sie fragt mehr nach den Wirkungen als nach den Ursachen. Man braucht nicht Machiavelli beizustimmen,

wenn er die Politik losreißt von dem innern Zusammenhange der sittlichen Weltordnung und für unabhängig erklärt von dem Recht, aber man muß meines Erachtens anerkennen, daß er einen großen Fortschritt der modernen Politik als Wissenschaft angebahnt hat, indem er dieselbe anwies, vor allen Dingen die Lebensaufgaben des Staates und die Wege zu betrachten, welche zur Erfüllung derselben führen. Daher können wir es nicht billigen, wenn Waitz gradezu von Zwecken des Staates nichts wissen will und der Meinung ist, die Bestimmung des Staatsbereiches genüge, um die Frage des Staatszweckes entbehrlich zu machen. Die Frage des Bereiches ist vornehmlich eine Rechts- und nichts anderes als die Competenzfrage. In der Politik aber muß gezeigt werden, was innerhalb des Bereiches anzustreben sei, d. h. es müssen die Ziele des Lebens in's Auge gefaßt und es muß gezeigt werden, wie dieselben am besten zu erreichen sind. Die Politik hat vorzugsweise die Zweckmäßigkeit zu beachten, sie darf sich auch durch die sittlichen Erwägungen nicht davon abhalten lassen. Sie ist kein Capitel der Moral, sondern eine Staatswissenschaft. Wenn daher in der Lehre der Politik das sittliche Moment ausschließlich oder vornehmlich beachtet wird, so werden die eigentlichen Aufgaben derselben vernachlässigt. Die Politik darf freilich nicht unsittlich sein, aber die Sittlichkeit allein bestimmt sie nicht und erklärt sie nicht.

Im Einzelnen finden sich übrigens in dem Buche eine Reihe von wichtigen Wahrheiten in edler Sprache ausgeprägt. Man sieht, es sind darin die Früchte ernster Studien niedergelegt. Wer daher das Buch liest, wird mannigfaltige Belehrung und Anregung empfangen, mag er auch hier und da im Zweifel sein, ob er alle diese Sätze billigen solle, und gelegentlich zu lebhaftem Widerspruch gereizt werden.

Zwei Stoffe, welche in den Ausführungen näher besprochen sind, eignen sich, wie mir scheint, auch in dieser Zeitschrift besonders hervorgehoben zu werden, weil beide ein großes, der erste für Deutschland ein unmittelbares praktisches, der zweite ein allgemeines wissenschaftliches Interesse haben, nämlich die Abhandlung über den Bundesstaat und die Untersuchung über die Staatsformen. Ueber die erstere Frage gedenke ich mich fast nur berichtend zu verhalten, da ich in allen wesentlichen Beziehungen einverstanden bin. Die zweite Frage aber möchte ich benutzen, um das Resultat einer eigenen neuen Prüfung dem Berichte anzureihen.

Das Verlangen der deutschen Nation nach einer gründlichen Bundesreform wird staatsrechtlich näher so bezeichnet: sie will aus der gegenwärtigen als ungenügend erkannten Form des Staatenbundes hinaus und in die Form des Bundesstaates übertreten. Wir haben in der neueren Geschichte zwei analoge Vorgänge, die dabei als Vorbilder in Betracht fallen: die Umgestaltung des nordamerikanischen Staatenbundes von 1776 in den Bundesstaat von 1789 und die Reform der schweizerischen Bundesverfassung, welche den Staatenbund von 1815 in den Bundesstaat von 1848 umschuf.

Aber was heißt denn Staatenbund und was Bundesstaat? Bis zur Stunde ist auch in unserer politischen Literatur noch viel Unklarheit über diese Begriffe. Man hat noch allerneuestens und sogar in officiös scheinenden Aeußerungen die Sprach- und Begriffsverwirrung so weit getrieben, daß man sich nicht scheute, die Vorschläge einiger deutschen Regierungen, dem gegenwärtigen Bundestage eine begutachtende Delegirtenversammlung aus den Kammern zur Seite zu setzen, als eine „bundesstaatliche" Reform zu bezeichnen. Das wäre, sogar die Absicht zu verwirren vorausgesetzt, unmöglich, wenn das politisch gebildete Publicum in Deutschland über diese Begriffe überall im Klaren wäre. Man hätte dann nicht gewagt, ihm eine solche Kost vorzusetzen.

Die Abhandlung von Waitz beantwortet die Frage mit großer Klarheit und weist die wichtigen Folgerungen der Begriffe nach. Der Staatenbund ist ein Verband von Staaten zu gemeinsamer Erfüllung gemeinsamer Aufgaben, eine staatliche Genossenschaft, in welcher die Einzelstaaten fortwährend ihre völkerrechtliche Persönlichkeit behaupten und geltend machen und um in gewissen Gemeininteressen miteinander zusammenzuwirken. Der Umfang der gemeinsamen Angelegenheiten kann enger begrenzt oder weiter gezogen werden. Ein Mehr in dieser Hinsicht wird allein nie aus dem Staatenbund hinausführen. Es könnte von einem Staatenbund das Maß der bun-

desstaatlichen Angelegenheiten in Amerika oder in der Schweiz überschritten werden und trotzdem das Wesen des Staatenbundes unversehrt bleiben. Auch die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten kann im Staatenbund auf verschiedene Weise erfolgen, nur daß jeder Staat als solcher an der Entscheidung Theil hat. Es ist selbst nicht verwehrt, daß die Mehrheit der Staatsstimmen den Ausschlag gibt und ihr Beschluß für alle Bundesgenossen bindend ist, wenngleich man zugeben muß, daß Vereinbarungen Aller besser zum Staatenbunde passen als Mehrheitsbeschlüsse. Bei Aenderungen des Bundesvertrages selbst wird daher das Erforderniß allgemeiner Uebereinstimmung dem Wesen des einfachen Bundesstaates entsprechen; vorbehalten freilich eine über die Verfassungsform hinausreichende innere Nothwendigkeit des Zusammenbleibens. Das regelmäßige Organ des Staatenbundes ist eine Gesandtenconferenz, eine Tagsatzung als Bundesversammlung. Die Hegemonie eines Einzelstaates als Vorort ist ebenso eine dem Staatenbunde — nicht dem Bundesstaate — entsprechende Einrichtung; denn sie ist nicht eine Organisation des Gesammtstaates, sondern beruht nur auf dem größern Ansehen oder der Uebermacht eines Einzelstaates gegenüber den andern Einzelstaaten.

Der Staatenbund ist eine unförmliche, seinem Wesen nach vielköpfige Organisation des staatlichen Gemeinlebens. Er erscheint daher gewöhnlich nur als Durchgangsstufe zu andern Bildungen. Ihm fehlen zwei Dinge, welche für das Leben der Gesammtheit entscheidend sind, die Einheit und die staatliche Durchbildung der Gesammtheit.

Das alte römische Reich deutscher Nation war weder Staatenbund noch Bundesstaat, obwohl es auch aus einer Anzahl von Fürstenthümern und Städten bestand, die in den letzten Jahrhunderten als Staaten gelten konnten. Die Staatenbildung der deutschen Territorien erklärt sich nicht aus der Einigung verschiedener Staaten zu einer Genossenschaft, noch aus der nationalen Gestaltung eines Gesammtstaates und vieler Einzelstaaten, sondern aus der feudalen Theilung der ursprünglich einen königlichen Gewalt und Auseinanderlegung derselben in eine Anzahl abgeleiteter und mehr oder weniger unterthäniger Vasallenstaaten.

Der Bundesstaat ist von dem lehensmäßigen Staatenreiche ebenso weit entfernt wie von dem Staatenbunde. Der Hauptunterschied von beiden besteht darin, daß er im Ganzen und im Einzelnen wirklicher Staat, d. h. Organisation des Volkes ist. Er theilt nicht die Gewalt und veräußert sie nicht; er unterscheidet nur die Aufgaben und weist die einen gemeinsamen nationalen dem Gesammtstaat, die andern besondern den Einzelstaaten zu. Sowohl der Gesammtstaat als die Einzelstaaten ruhen auf nationaler Grundlage; nur stellt jener das Gesammtvolk und stellen diese die Völker der Einzelstaaten dar. Beide sind auch in sich als Staaten organisirt, d. h. beide haben eine ihnen eigene Gesetzgebung, Regierung, Gericht. Beide sind selbständig in sich, souverän. Es gibt also im Bundesstaat zwei oberste Gewalten, weil es eine Ausscheidung der Competenzen gibt. In dem Umfang des gemeinsamen Bundesbereiches ist die Centralgewalt, in dem Bereich der einzelstaatlichen (cantonalen) Interessen ist die Landesgewalt (Cantonalgewalt) nicht minder souverän als die Staatsgewalt im Einheitsstaat. Nur der Umfang, nicht der Inhalt, nicht das Recht der Souveränetät wird getheilt.

Der Bundesstaat nimmt für die Gesammtheit, im Gesammtstaat, ganz dieselbe Einheit und staatliche Durchbildung in Anspruch, welche der Einheitsstaat besitzt, aber er will nicht alle großen Aufgaben des Volkslebens central beherrschen und behandeln, einen Theil derselben überläßt er der besondern Thätigkeit der Einzelstaaten und gewährt hier Freiheit und Mannigfaltigkeit, wie er dort die Einheit des Ganzen sichert.

Schon im Alterthume zeigen sich Versuche, den Bundesstaat hervorzubringen. Die Hellenen waren darin den Deutschen ähnlich, daß sie ihrer Doppelnatur als eine hellenische Nation und als viele besondere Stämme und Staaten bewußt wurden. Meistens brachten sie es nur zum Staatenbund, weil der Geist der Sondergemeinden doch stärker war als der der nationalen Gesammtheit. Im Achäischen Bunde zu spät freilich thaten sie den Schritt, der, früher gewagt, sie vielleicht gerettet hätte. Zu voller Energie aber hat sich der Gedanke des Bundesstaates erst gegen Ende des

vorigen Jahrhunderts in Nordamerika erhoben. In der Verfassung der Vereinigten Staaten hat er zum ersten Mal einen consequenten Ausdruck erhalten. Die Regierungen der Einzelstaaten sind durchaus nicht untergeordnete Beamte der Bundesregierung. Sie vermitteln nicht die Action der Centralgewalt. Diese regiert unmittelbar in ihrem Bereich. „Le pouvoir central agit," wie Tocqueville sagt, „sans intermédiaire sur les gouvernés, les administre et les juge lui-même comme le font les gouvernemens nationaux; mais il n'agit ainsi que dans un cercle restreint."

Einige wichtige Folgerungen dieser modernen Staatsbegriffe sind:

1. Das Bundeshaupt und die Bundesregierung dürfen nicht abhängig sein von den Einzelstaaten. Sie dürfen nicht aus Gesandten, Bevollmächtigten der Einzelstaaten, gebildet werden. Die deutsche Bundesversammlung ist absolut unverträglich mit dem Bundesstaat; sie ist ein Institut des Staatenbundes. Der Nordamerikanische Bundespräsident und der schweizerische Bundesrath dagegen werden von der Gesammtheit gewählt und sind bundesstaatliche Organe.

2. Zur Gesetzgebung bedarf es einer Bundesversammlung als Vertreterin des Gesammtvolkes. Da dieses eine Doppelnatur hat und der Staat ein zusammengesetzter ist, so entsprechen dieser Forderung die beiden Häuser, deren eines (das Volkshaus) wie das Repräsentantenhaus in Nordamerika und der Nationalrath in der Schweiz, die Vertretung der einen Gesammtnation, und deren anderes (das Staatenhaus) der Senat dort und der Bundesrath hier die Vertretung der vielen Einzelstaaten in dem ganzen Gesammtstaate darstellt. Eine bloße Delegirtenversammlung aber aus den Kammern der Einzelstaaten bestellt, paßt höchstens zum Staatenbunde und ist für den Bundesstaat gefährlich, weil sie die Entwicklung und Freiheit desselben hemmt und von den Einzelstaaten abhängig macht.

3. Die Gerichtsbarkeit des Bundes wird im Bundesstaat für die bundesmäßigen Sachen durch das Bundesgericht geübt, das wiederum unabhängig ist von den Einzelstaaten.

4. Auf der andern Seite dürfen die Einzelregierungen (Cantonalregierungen) nicht von der Bundesgewalt besetzt werden. Nur so weit die Bundescompetenz reicht, sind dieselben, wie Jedermann im Bundesgebiet, dem Bunde unterworfen; innerhalb des Bereichs der Einzelstaaten sind sie vollkommen unabhängig von der Centralgewalt und stehen derselben als selbständige Staatsmacht gegenüber. Dasselbe gilt von der Gesetzgebung der Einzelstaaten und von den Gerichten derselben. Es besteht demnach kein Instanzenzug von den Einzelbehörden an die Bundesbehörden.

Man sieht, im Bundesstaat wird die Klarheit und Sicherheit der Competenzausscheidung von ganz entscheidender Wichtigkeit. Wenngleich ein Mehr oder Weniger der Gesammtheit oder den Einzelstaaten durch die Verfassung angewiesen werden kann, ohne damit den Begriff des Bundesstaates zu verletzen oder zu gefährden und sei es in den Einheitsstaat oder in den Staatenbund überzugehen; so ist doch der Streit über die Grenzen der beiderseitigen Befugnisse möglichst zu vermeiden. Die schweizerische Bundesverfassung hat in sehr praktischer Weise für die Lösung solcher Streitfragen gesorgt, indem sie zwei Sätze mit einander verband, welche das Gleichgewicht wahren sollen, zuerst als Princip die Regel der Cantonalsouveränetät, indem den souveränen Cantonen alle Rechte zugesprochen werden, welche nicht ausdrücklich der Bundesgewalt übertragen sind, und zweitens für Conflictfälle die umgekehrte Regel, daß der Bundesversammlung der Entscheid darüber vorbehalten wird. Das Eintreten der Bundessouveränetät setzt somit eine besondere Begründung durch die Bundesverfassung voraus; aber damit nicht das principielle Uebergewicht der Cantonalsouveränetät dem Ganzen verderblich werde, ist die Sorge für die volle Wirksamkeit der Bundescompetenz dem Bunde selbst in die Hände gelegt. Es versteht sich, daß ohne eine billige Ausgleichung der beiderlei Mächte der Bundesstaat unmöglich ist; dazu nöthigt aber die Art des Volkes ohnehin, welches das Doppelleben in sich hat und deshalb diese zusammengesetzte Staatsform eingerichtet hat. Zum Gesammtstaat führt gewöhnlich das Bedürfniß der Nation, erhöhte Sicherheit zu gewinnen und nach Außen eine würdige Machtstellung zu behaupten. In den innern Angelegenheiten dagegen tritt das Verlangen nach freier Ei-

genthümlichkeit auch in den einzelnen Bestandtheilen lebhafter hervor. Daher wird überwiegend der Gesammtstaat in den äußern und der Einzelstaat in den innern Dingen seine Macht bewähren. Aber in beiden Beziehungen wird sich gelegentlich auch der Gegensatz regen. Die Doppeleigenschaft geht durch alle Bürger hindurch. Jeder ist einmal Bürger des Einzelstaates und zweitens Bürger des Gesammtstaates. Auch die Soldaten und die Officiere können füglich zunächst dem Heere des Einzelstaates angehören, aber sobald die Bundestruppen aufgeboten und unter die Bundesfahne gerufen werden, muß vor dem Bundesdienst und der Bundespflicht alle Unterordnung unter die Kriegshoheit des Einzelstaates zurücktreten. Der Bundesstaat kann einer durchgreifenden Heeresgewalt, so weit die Bundesangelegenheiten reichen, nicht entbehren, und er darf nicht seine Machtentfaltung von dem guten Willen der einzelstaatlichen Regierungen abhängig machen. Ebenso bedarf es für die Bundeszwecke auch selbständiger Bundesfinanzen, und es geht nicht an, daß er dafür lediglich auf die Matricularbeiträge der Einzelstaaten angewiesen sei. Der Staatenbund lebt von den Zuschüssen der Staaten, die in ihm sich verbunden haben, wie die Geschichte zeigt, unsicher und dürftig genug, der Bundesstaat aber hat eigene Einkünfte, zum Beispiel Zölle, für deren Erhebung er selber sorgt, und ist berechtigt, unmittelbar die Gesammtnation zu besteuern.

Im Jahre 1848 machte Deutschland den Versuch, einen monarchischen Bundesstaat aufzurichten. Die Reichsverfassung von 1849 ist die erste deutsche Formulirung dieses Strebens. Der damalige Versuch ist gescheitert, aber das Streben selbst ist seither eher gewachsen als aufgegeben worden. Ueber manche erhebliche Fehler des ersten Versuches haben wohl seither gründlichere Studien und reichere Lebenserfahrungen die politischen Männer aufgeklärt. Es wird kaum mehr bezweifelt werden, daß damals der Bereich der gemeinsamen Bundesangelegenheiten weiter gezogen wurde, als die Selbständigkeit und Freiheit der Einzelstaaten es erträgt, und daß auf der andern Seite die Mittel der Centralgewalt dürftiger bemessen und abhängiger von den Einzelstaaten gelassen wurden, als die Macht des Gesammtstaates es erfordert. Aber über eine Hauptfrage werden noch immer die größten Zweifel und Bedenken laut. Manche sind der Meinung, der Bundesstaat sei nur in republikanischer Form durchzuführen. Waitz erklärt sich im Gegentheil dafür, daß „das Wesen des Bundesstaates an sich mit dem Begriffe des Königthums mit nichten in Widerspruch stehe.“ Der Begriff des Königthums erträgt recht wohl eine Beschränkung sowohl in dem Umfange des Machtbereiches, als in der Art der Ausübung der obersten Gewalt, aber er erträgt nicht ein wirkliches Vasallenthum des Königs. Vasallenthum schließt aber auch der Bundesstaat aus, denn sowohl der Gesammtstaat als der Einzelstaat ist souverän. Aber es läßt sich nicht leugnen, die Verbindung zweier Eigenschaften in einer Person, des Oberhauptes im Gesammtstaat und in einem Einzelstaat, hat von dem Standpunkte des Bundesstaates aus ihre theoretischen Bedenken, wenngleich sie aus historischen Gründen und in Erwägung der realen Machtverhältnisse thatsächlich vielleicht unvermeidlich ist. Für Deutschland liegt hier ohne Zweifel die größte Schwierigkeit jeder bundesstaatlichen Reform. Unmöglich aber ist ihre Ueberwindung nicht. Es kommt auch sonst vor, daß ein Officier zugleich Bundes- und Cantonalofficier ist und am Ende hat jeder Bürger im Bundesstaat die Doppeleigenschaft in sich. Wird nun ernstlich dafür gesorgt, daß die Bundesminister — gesetzt auch, sie sollten zugleich Minister eines Einzelstaates sein — für die Bundesangelegenheiten dem Bunde und nicht dem Einzelstaat verantwortlich sind, und erhält der Gesammtstaat kräftige Institutionen seines Gesammtwillens, so ist das Wesen dieser Staatsform doch gerettet. Neue Staatenbildungen entstehen eben nie durch bloße principielle Logik. So wenig man die Macht auch des Principes geringschätzen darf, das in den Menschen mit nachhaltiger Kraft fortwirkt, so üben doch die geschichtlichen Vorgänge, die realen Kräfte und Triebe des Lebens und das Schicksal einen wesentlichen und eigenthümlichen Einfluß aus auf die Gestaltung und biegen zuweilen die graden Linien der logischen Begriffe um.

Nicht bloß die zusammengesetzten Staaten, auch die einfachen sind untereinander sehr verschieden organisirt. Indem man versucht, diese Mannigfaltigkeit der Organisationen übersichtlich in Gruppen und nach Arten

zu ordnen, kann man nach verschiedenen Gesichtspunkten verfahren. Man kann insbesondere je nach den verschiedenen großen Perioden der Weltgeschichte die Staatenbildung betrachten und wird dann den antiken, den mittelalterlichen und den modernen Staat unterscheiden. Oder man kann die mancherlei Staaten nach den überwiegenden Interessen, die sie verfolgen, in verschiedene Gruppen theilen und zum Beispiel die Ackerbau- und die Handelsstaaten, die religiösen und die Militärstaaten einander entgegensetzen. Oder der politische Geist und Charakter eines Staates wird vorzugsweise beachtet, und in Folge dessen werden etwa die liberalen und die absolutistischen Staaten oder Rechts- und Polizeistaaten und so ferner unterschieden. Jede neue Erwägung von einem neuen Standpunkte aus wird zu neuen Gruppirungen führen und ein eigenthümliches Interesse haben. Aber immerhin gebührt der staatsrechtlichen Unterscheidung das entscheidende Gewicht für die Erkenntniß der Staatsformen; denn die Staatsform ist als Form ihrem Wesen nach staatsrechtlich.

In dieser Hinsicht hat nun die bekannte Aristotelische Eintheilung je nach der Art des Hauptes im Staate bis auf unsere Tage die größte Bedeutung behauptet. Man kann dieselbe im Einzelnen ausbilden und berichtigen, man kann sie ergänzen, man kann ihren Sinn tiefer ergründen und ihre Aufeinanderfolge in der Geschichte weitsichtiger überschauen; aber man wird sie nicht umgehen können. Jede erneuerte Prüfung dient nur dazu, ihren Werth deutlicher zu zeigen und ihre Fruchtbarkeit besser aufzudecken.

Auch Waitz gesteht ihr eine große Bedeutung zu, aber doch erst in zweiter Linie. In erster Linie schlägt er eine andere Eintheilung vor, innerhalb welcher erst die alte Unterscheidung sich geltend mache. Seine Theorie ist wesentlich folgende:

Es kommt vor Allem darauf an, „wie das Volk sich zur Gewalt im Staate verhält.“ Entweder

1. Das Volk übt die Staatsgewalt selbst aus oder läßt sie durch Beauftragte ausüben. Das ist Republik.

2. Oder die Staatsgewalt wird auf ein höheres Wesen, auf Gott zurückgeführt. Das ist Theokratie.

3. Oder sie steht einem Einzelnen selbständig aus eigenem Rechte (?) zu: Königthum.

Jede von diesen Arten kann nun nach Waitz in sich monarchisch, aristokratisch oder demokratisch organisirt sein.

1. Die Theokratie ist a) demokratisch, wenn eine Volksversammlung sich als inspirirt vom göttlichen Willen glaubt und als Vollstreckerin dieses Willens gerirt, oder aus der Masse des Volkes Einer oder der Andere auftritt als inspirirt und die Menge mit sich zieht.

Sie ist b) aristokratisch, wenn eine Priesterkaste die Herrschaft hat und c) monarchisch, wenn der Einzelne, der an der Spitze des Staates steht, als der unmittelbare Stellvertreter Gottes oder selbst als ein göttliches Wesen angesehen wird.

2. Die Republik ist a) demokratisch, wenn die Angehörigen sich wesentlich gleichstehen und einen gleichmäßigen Antheil an der Leitung des Staates haben,

b) aristokratisch, wenn eine Abstufung des Rechtes nach dem Besitz (Timokratie) oder nach dem Stande stattfindet und etwa die Herrschaft nur von einem engern Kreis von Familien geübt wird,

c) monarchisch, wenn ein Einzelner mit ausgedehnter Gewalt an der Spitze des Staates steht, sei es vorübergehend als Dictator, oder dauernd als Präsident, oder sogar erblich als Erbstatthalter.

3. Das Königthum, welches vorzugsweise größern Staaten entspricht, kann unumschränkt sein und wird zur Despotie, wenn es sich auch selbst keine Schranke setzt, es kann verfassungsmäßig beschränkt sein, was seinem Wesen am besten entspricht; und dann kann es, je nachdem die Beschränkung auf der Theilnahme der höhern Classen beruht, aristokratisch heißen, oder wenn die Mitwirkung dem ganzen Volke zusteht, auch demokratisch.

In einer besondern Abhandlung hat Waitz diese neue Anordnung näher begründet.

Obwohl ich anerkenne, daß Waitz von einer bedeutungsvollen Wahrheit ausgegangen ist, so kann ich mich mit der Art ihrer Anwendung doch in keiner Weise einverstanden erklären. Es ist meines Erachtens, sowohl aus logischen als aus historischen Gründen, unzulässig, die Monarchie als eine Unterart des Königthums zu behandeln, da es kein Königthum gibt, das

nicht zugleich Monarchie wäre, aber wohl mancherlei Monarchien, an deren Spitze keine Könige stehen. Wenn Waitz von einem aristokratischen und demokratischen Königthum spricht, so passen diese Ausdrücke gleichwenig oder gleichviel auf die Monarchie; denn er versteht darunter nicht Herrschaft der Aristokratie oder der Demokratie in der Form des Hauptes, sondern nur Ermäßigung und Beschränkung des monarchischen oder königlichen Hauptes durch die aristokratischen Elemente der Nation oder durch den Demos. Das englische Königthum, wie das belgische und norwegische ist Monarchie, eben weil das Haupt in monarchischer Gestalt erscheint, und nicht Aristokratie innerhalb des Königthums, noch Demokratie innerhalb des Königthums. Jene Aristotelische Unterscheidung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie kann daher nicht als eine Unterabtheilung der Gattung Königthum bestehen. Daß sich das römische Kaiserthum so wenig als das Napoleonische seiner Eintheilung fügt, gibt er selbst zu, wird aber kaum Jemanden überzeugen, daß diese Staatsformen weniger monarchisch und eher republikanisch seien als die heutige constitutionelle Monarchie. Wird ferner der Unterscheidungsgrund der neuern Grundformen in dem Verhältniß des Hauptes zum Volke gesucht, so ist wieder nicht einzusehen, weshalb er die Aristokratie Venedigs oder des alten Bernerpatriciats für Republiken erklärt, während doch diese Aristokratien ihre Gewalt grade so wenig von dem Volke abgeleitet haben als die monarchische Dynastie, und eben so selbständig und zu eigenem Recht regiert haben, als irgend ein deutscher Fürst. Es ging eben nicht, sie unter die Kategorie Königthum unterzubringen; und man war von jeher gewöhnt, sie als Republiken zu bezeichnen. Deshalb mußten sie auch unter den Waitz'schen Begriff der Republik untergebracht und dem Königthum entgegengesetzt werden, obwohl die Consequenz der Eintheilung etwas Anderes erfordert hätte. Der ganze Gedanke, daß der Ursprung der Gewalt, die Ableitung derselben entscheidend sei, den Waitz bei seiner Eintheilung befolgt, ist eben, wenn es sich darum handelt, die Staatsformen zu unterscheiden, irrig. Nicht bloß bei den alten Juden, auch bei neuern Völkern wurde sehr oft das Königthum durch einen Willensact des Volkes neu eingeführt und die ersten Könige wurden frei gewählt, und später ist dieses Königthum erblich geworden; und doch ist die Staatsform wesentlich dieselbe geblieben, und es heißt der Sprache Gewalt anthun, wenn man die ersten gewählten Könige zur Zeit der Gründung dieser Staatsform republikanische Beamte, und die spätern, die nur die alte Würde fortsetzen, wahre Könige nennt.

Trotz alledem liegt in dem Grundgedanken, den Waitz anregt, ein richtiger Instinct. Nur, denke ich, muß derselbe schärfer ausgesprochen und dann strenger durchgeführt werden.

Man kann den Ausdruck Republik (res publica, res populi), wie ihn die Alten und wie ihn auch im vorigen Jahrhundert noch die Staatslehre gewöhnlich verstanden hat, sprachrichtig für die Staaten gebrauchen, in denen das Gemeinbewußtsein und der Gemeinwille alle Organe des Staates beherrschen und durchdringen, auch das oberste Organ des Hauptes. Dann ist der Ausdruck ganz gleichbedeutend mit wahrhaftem Staat; und dann läßt sich die Aristotelische Eintheilung in Monarchie, Aristokratie, Demokratie der Republik in solchem Sinne ohne Bedenken unterordnen. Wenn nur der König oder Kaiser sich bewußt bleibt, daß auch er keinerlei Privatrecht der Herrschaft, daß er kein eigenes Recht im Sinne des Eigenthums, sondern nur öffentliches, das heißt vom Staate abgeleitetes und dem Staate pflichtiges Recht habe, daß auch das Königsrecht ein verfassungsmäßig begründetes und für das Gemeinwohl bestimmtes Recht sei, so ist das in obigem Sinne ebenso ein republikanisches Königthum wie jede Aristokratie republikanisch ist, welche ihre Gewalt nicht aus sich selber schöpft, sondern sie lediglich als das vornehmste Glied des Volkes in Anspruch nimmt. Dann besteht kein Gegensatz von Republik und Monarchie.

Der wahre Gegensatz gegen die Republik in diesem Sinne ist zwar nicht bloß die Despotie, wie Kant gemeint hat, wohl aber jede Staatsart, in welcher das Volksprincip, das Bewußtsein der Gemeinschaft nicht durchgedrungen ist und insbesondere den Herrscher nicht erfüllt, sondern dieser entweder für sich nach seinem Eigenwillen die Herrschaft behauptet (Despotie), oder im

Auftrage eines Andern — vielleicht nach seiner Meinung Gottes — die Herrschaft übt (theokratisirende Staaten), oder endlich die Herrschaft an privatrechtliche Institutionen, Familie oder Eigenthum gebunden ist (Patriarchie und Patrimonialstaat). Alle diese unrepublikanischen Staaten sind entweder gradezu Abarten der normalen Staaten, oder sie sind noch unentwickelte, unreife, unvollständige Staatenbildungen. Das mittelalterliche Lehenskönigthum, wie die Absolutie der letzten Jahrhunderte vor Friedrich dem Großen, leiden offenbar noch an diesen Mängeln, und es ist eine der unerläßlichsten politischen Aufgaben, die heutige constitutionelle Monarchie von den Resten dieser im Grunde unstaatlichen Ueberlieferung zu reinigen und ihren wahrhaft „republikanischen" Charakter im obigen Sinne des Wortes, das heißt ihren öffentlich-rechtlichen Charakter zu voller und klarer Darstellung und Entwicklung zu bringen.

Das Wort Republik hat aber noch einen andern und engern Sinn, indem es die Demokratie und die Aristokratie zusammenfaßt und der Monarchie wie der Theokratie gegenüberstellt. Diese Unterscheidung hat auch ihre staatsrechtliche und politische Bedeutung, hier freilich eine geringere als der eben erörterte Gegensatz der Republiken und der Despotien oder Halbstaaten. Aeußerlich wird dieselbe damit begründet, daß in den Republiken im engern Sinne immer eine Mehrheit von Personen als das wirkliche Haupt des Staates erklärt wird, sei es eine aristokratische Classe oder die ganze Staatsbürgerschaft, und daß selbst da, wo ein Einzelner als Präsident, Statthalter, Landammann, Gouverneur und so weiter mit der Ausübung dieser Herrschaft betraut wird, derselbe doch nur als ein Bevollmächtigter jener Mehrheit erscheint und seine Abhängigkeit von dem wechselnden Willen der principiell als Staatshaupt erklärten Mehrheit durch die Institutionen dargestellt wird. In der Monarchie dagegen erscheint ein Individuum als wahres Haupt des Volkes und Staates, und es wird demselben eine höhere Selbständigkeit verfassungsmäßig zugeschrieben. Der Monarch ist nicht bloßer Beauftragter, er ist Repräsentant des Staates. In ihm wird die Staatsgewalt gleichsam individualisirt und personificirt, es wird ihm zu diesem Behuf eine freilich nicht nothwendig absolute Unabhängigkeit von dem Willen auch der Mehrheiten zugeschrieben.

In den Republiken in diesem engern Sinne sind die regierenden Personen nothwendig auch hinwieder Regierte, in der Monarchie ist der Regent nur Regent und nicht zugleich Unterthan. Der Urgegensatz, auf dem alles Staatsrecht beruht, zwischen Regierung und Regierten ist also in der Monarchie energischer und schärfer ausgebildet als in der Republik. Die eigenthümlichen Vorzüge und Mängel jeder dieser beiden Gattungen der Staaten beruhen durchweg auf diesem Gegensatze. Aber es ist klar, daß derselbe keine eigenthümlichen Staatsformen schafft, sondern nur in den bestehenden Staatsformen gewisse Eigenschaften heraushebt und miteinander vergleicht.

Kann aber nicht die Aristotelische Eintheilung nach einer andern Seite hin eine Ergänzung finden? Sie beruht nicht grade auf der Zahl, aber auf der Gestalt, auf der Art des Staatshauptes: und sicher ist das entscheidend für die ganze Form des Staatskörpers. Ich denke, man darf aber füglich im Gegensatz zu der Regierung auch die Regierten in zweiter Linie in Betracht ziehen, und thut man das, so erhält man eine neue secundäre Eintheilung der Staaten, die mit der ersten primären des Aristoteles verbunden, den Ueberblick über die Staatsformen erweitert und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vollständiger ordnet.

Das Verhältniß der Regierten zur Staatsgewalt wird in folgenden Grundformen bestimmt:

I. Die Regierten werden insgesammt als bloße passive Masse behandelt, welche der Regierungsmacht unbedingt unterthan und zu absolutem Gehorsam verbunden ist, und weder Controle, noch eine Theilnahme hat an der Staatsleitung. Es sind das die absolut regierten Staaten, die wir unfreie Staaten (unfreie Völker) heißen können. Sie sind nicht nur dann unfrei, wenn sie den Launen und der Willkür eines Despoten angehören (Despotie), sondern auch dann politisch unfrei, wenn der Herrscher selbst ein Rechtsgesetz anerkennt und das Privatrecht auch die Privatfreiheit schützt (Absolutie).

II. Ein Theil der Regierten, die obern Classen derselben, haben das Recht der Controle und der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und beschränken dadurch die Regierungsgewalt. Aber die übrige Masse, insbesondere die untern Volksclassen, sind noch in dem politisch unfreien Zustande und haben keine politischen Rechte. Wir heißen dieselben halbfreie Staaten. Die mittelalterlichen Lehens- und Ständestaaten sind von der Art.

III. Alle Volksclassen haben politische Rechte und üben eine Controle der Regierung und eine Mitwirkung aus bei der Gesetzgebung. Wir heißen dieselben freie Staaten, Republiken im weitern Sinne. Wir können sie auch Volksstaaten heißen.

Diese Controle und Theilnahme wird wieder entweder unmittelbar durch die Bürger geübt, wie vorzugsweise im Alterthume (antike Republiken), oder mittelbar durch veredelnde Stellvertretung, wie in der neuern Zeit (moderne Repräsentativstaaten).

Wenden wir die Aristotelischen Grundformen, denen wir noch die ältere Theokratie (Ideokratie) hinzufügen, mit Berücksichtigung der Geschichte auf diese secundäre Unterscheidung an, so ergeben sich folgende Resultate:

I. Die Theokratie neigt sich principiell zu den unfreien Staaten, ist aber nicht nothwendig Despotie, indem auch der herrschende Gott, oder die von ihm inspirirte Priesterschaft ein Gesetz des Gemeinlebens anerkennen und respectiren kann. Sie kann auch insofern der zweiten oder dritten Classe der halbfreien und vollfreien Staaten sich annähern, als die Ausübung der göttlichen Herrschaft an die Mitwirkung der Aristokratie oder selbst der Volksversammlung gebunden wird.

II. Die Aristokratie gravitirt zur zweiten Classe der halbfreien Staaten, kann aber auch als unfreier Staat vorkommen, wenn der Demos politisch rechtlos ist, oder in die dritte Classe der freien Staaten sich erheben, wenn dem Demos eine wirksame Volksvertretung verstattet wird.

III. Die Demokratie hat einen innern Zug zur dritten Classe der freien Staaten; sie kann aber zur Despotie werden gegenüber der Minderheit, oder doch zur Absolutie gegenüber den einzelnen Bürgern, und sie kann im Verhältniß zu einer unterwürfigen Classe (Sclaven und Heloten im Alterthume, Farbige in Amerika) als halbfreier Staat sich zeigen.

IV. Die Monarchie, welche überhaupt in den mannigfaltigsten Formen erscheint, kommt in allen drei Classen in zahlreichen Anwendungen vor. Die Despotie des Orients und die absoluten Monarchien auch des Occidents sind offenbar unfreie Staaten; das Königthum und das Fürstenthum des Mittelalters, welches durch den Klerus, den Adel und etwa noch die Häupter der Städte beschränkt war, waren halbfreie Staaten. Das römische Königthum nach der Sullanischen Verfassung und das alte französische oder norwegische Königthum, welches den Gemeinfreien in der Volksversammlung einen gewissen Antheil eröffnet an den öffentlichen Geschäften, mögen als Beispiele der unmittelbaren Volksbetheiligung auch in königlichen freien Staaten gelten. Die constitutionelle Monarchie der neuern Zeit endlich ist die höchste bisherige Ausbildung der Monarchie zu einem freien Staate mit Repräsentativverfassung.

Wird die Aristotelische Eintheilung, die mit Recht von Oben her ausgeht, so von Unten her ergänzt, so fallen, wie mir scheint, auch viele Bedenken gegen dieselbe hinweg, insbesondere das, daß sie nicht genug unterscheide und für die Verwandtschaft von Staaten, wie z. B. der heutigen Repräsentativdemokratie mit der constitutionellen Monarchie, eben so wenig eine Erklärung gebe als für die wesentliche Verschiedenheit der absoluten Monarchie und der ständisch beschränkten Monarchie.

Literarisches.

Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Goedecke. Erste Hälfte. Dresden, L. Ehlermann. Eine kurz gefaßte, dabei aber gründlich gediegene Uebersicht unserer Literaturgeschichte, eine Arbeit, mit dem Fleiß und der Sorgfalt angefertigt, welche die Studien von Goedecke stets auszeichnen.



Astronominnen.

Von

J. H. Mädler.

„Die Männer haben die Gesetze gemacht," und unter diesen Gesetzen nehmen die, welche sich auf die Beschäftigung beziehen, nicht die letzte Stelle ein. Sehen wir uns unter den verschiedenen Völkern und Zeitaltern um, so finden wir im rohern Zustande das Recht des Stärkern in einer Weise geltend gemacht, wie nur das auf die äußerste Spitze getriebene Oberherrschaftsprincip es aussprechen konnte: „Den Männern alles Vergnügen wie alle Macht; den Frauen alle Arbeit, auch die beschwerlichste, in unbedingter Unterwürfigkeit." Noch jetzt können wir bei den im Aussterben begriffenen Rothhäuten Amerika's, wie den meisten Stämmen Australiens und mancher andern Erdstriche dieses Princip in seiner vollen Geltung erblicken.

Nicht viel besser ist das orientalische Princip der Einsperrung und ängstlichen Ueberwachung, wie wir es in größerer Nähe haben, und das glücklicherweise auch im Absterben begriffen ist. Nur noch wenige Menschenalter, und alle diese Denkmäler der Barbarei werden nur noch der Geschichte angehören.

Das Princip des Christenthums ist es, was der Hälfte des Menschengeschlechts zu ihrem Rechte theils schon geholfen hat, theils in Zukunft helfen wird. Mehr noch als durch positive Vorschriften und Ermahnungen, wiewohl es auch an diesen in den heiligen Schriften nicht fehlt, hat es diese wohlthätige Wirkung geübt durch den gesammten Geist, der es durchweht. Jetzt war eine freie Entfaltung der von Gott verliehenen Geisteskraft auch dem andern Geschlecht ermöglicht: nicht mehr Sclavin, sondern Gefährtin in Freud und Leid; nicht geknechtet und unterdrückt, sondern in Liebe verbunden; nicht willenlos und rechtlos, sondern im Vollbesitz ihrer Menschenwürde, hinderte sie nichts mehr, sofern sie die Kraft dazu fühlte, mit den Erzeugnissen ihres Geistes in die Oeffentlichkeit hervorzutreten.

Und sofort begegnen wir ihnen auf den verschiedensten Gebieten der Kunst, der Poesie, der Wissenschaft; und in jedem derselben gelangen Einzelne zu einer Virtuosität, die uns zu dem Geständnisse nöthigt, daß auch das Höchste ihnen nicht verschlossen, nicht unzugänglich sei auf dem Gebiete des menschlichen Wissens und Strebens.

Ueber Dichterinnen, Malerinnen, Virtuosinnen der Musik und des Gesanges und andere mehr ist schon Vieles geschrieben worden; eine Zusammenstellung der Himmelsforscherinnen besitzen wir noch nicht, und wohl Mancher mag bei Lesung der von uns gewählten Ueberschrift ungläubig gelächelt haben. Das Nachfolgende wird zeigen, mit welchem Rechte.

Hypatia, Tochter des Mathematikers Theon.

Ihr Vater ist in der Wissenschaft durch eine Bearbeitung der damals noch ganz erhaltenen Euklideischen Schriften bekannt; die Tochter betrieb eifrig das Studium dieser Werke, und mit solchem Erfolge, daß

sie in Alexandria (um 380 nach Christus) als öffentliche Lehrerin der Mathematik und Astronomie auftrat vor einem zahlreichen, stets sich erweiternden Zuhörerkreise. Sie las unter Anderm über eine damals noch sehr neue Wissenschaft, die von Diophantus zuerst bearbeitete Algebra, und erläuterte die von diesem Autor (meistens in Versen) gestellten Aufgaben. Der Bischof Synesius, Verfertiger eines Planisphäriums (wahrscheinlich der ersten eigentlichen Sternkarten) bediente sich bei diesem Werke ihres Rathes und nennt sie „seine vortreffliche Lehrerin.“ Sie berechnete astronomische Tabellen nach dem Muster der Hipparchischen, aber verbessert durch neuere Beobachtungen, auch diejenigen ihres Vaters. Sie war es zuletzt allein, die den schon gesunkenen Ruhm Alexandria's noch aufrecht erhielt, und weithin war ihr Name verbreitet. Aber dieser Erfolg sollte ihr Verderben werden.

Der Neid ihrer männlichen Collegen ward rege, und religiöser Fanatismus, wie er von jeher und unter allen Völkern die Wissenschaft befehdet und verdächtigt hat, warf seinen Haß um so heftiger auf sie, da sie das vor Kurzem zur weltlichen Herrschaft gelangte Christenthum noch nicht angenommen hatte. Als sie einst, von ihrem Collegium kommend, im Begriff stand, nach ihrer Wohnung zurückzugehen, ward sie unterwegs von einer Mörderbande angefallen, an deren Spitze sich Petrus, Lector einer alexandrinischen Christengemeinde, befand, und von diesen Unmenschen unter den entsetzlichsten Mißhandlungen grausam ermordet.

Der Jesuit P. Riccioli hat ihr ein Denkmal gesetzt, indem er ein großes und leicht kenntliches Ringgebirge des Mondes auf der von Grimaldi gezeichneten und in seinem Almagestus novus (1651) mitgetheilten Mondkarte mit ihrem Namen eingetragen hat.

Aber wie, ist in diesem Beispiele nicht ein Widerspruch enthalten mit dem, was oben behauptet wurde, und kann die Heidin Hypatia zeugen für die Trefflichkeit des Christenthums? Allerdings gehörte sie eben so wenig als ihr Vater zu den äußern Bekennern des Christenglaubens, der ja auch, wie die Geschichte lehrt, schon damals nicht immer mit den Waffen der Wahrheit kämpfte. Aber der durch das Christenthum bewirkte gänzliche Umschwung der socialen Verhältnisse, namentlich des weiblichen Geschlechts, blieb gewiß nicht ausschließlich auf ihre damaligen Bekenner beschränkt — und sodann: wer stand dem Geiste der Lehre des Heilandes näher, der „Christ“ Petrus, dem als Diener der Kirche das Herr, Herr sagen gewiß sehr geläufig auf der Zunge war, oder die „Heidin“ Hypatia, die den göttlichen Willen erfüllte, indem sie ihr Pfund nicht vergrub und ihr Licht nicht unter den Scheffel stellte, sondern unbekümmert um das Urtheil der Welt es leuchten ließ im Dienste der Wissenschaft?

Ewige Ehre dieser Märtyrin der Humanität!

Maria von Lewen, geb. Cunitz.

Sie ist unter den hier Aufzuführenden die erste, der wir ein selbständiges größeres Werk über Astronomie verdanken, und aus späterer Zeit dürften nur Karoline Herschel und Lady Somerville ihr darin an die Seite gestellt werden können. Ihr Geburtsjahr kennen wir nicht; es ist mit Wahrscheinlichkeit auf das Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu setzen. Schon in frühester Jugend zeigte sie einen Wissensdurst, der ihr das Erlernen von Sprachen zur angenehmsten Beschäftigung machte. Ihr Vater, ein gebildeter und wohlhabender Arzt in Schweidnitz, starb in demselben Jahre 1629, wo sie sich mit einem Gutsbesitzer von Lewen vermählte. Sie verstand sieben Sprachen, unter denen sogar Latein, Griechisch und Hebräisch genannt werden; und Astronomie betrieb sie mit Leidenschaft; begnügte sich aber nicht mit dem bloßen Anschauen der Gestirne, sondern machte sich (was in jener Zeit noch schwieriger als jetzt war) mit den erforderlichen Berechnungen genau bekannt. Im Jahre 1650 erschien in Pitschen, einem niederschlesischen Städtchen, ihr berühmtes Werk: „Urania propitia, sive tabulae astronomicae“ 1650, in Folio. In diesem entwickelt sie eine Berechnungsmethode der Planetenörter, die sie für bequemer als die Kepler'sche hält und die es auch in mancher Hinsicht wirklich ist, oder doch zu jener Zeit war. Kepler hatte von den kurz vorher erfundenen Logarithmen Gebrauch gemacht, für die jedoch die heutige bequeme Form damals noch nicht gefunden war, und wir zweifeln gar nicht, daß das Werk

der Maria Cunitia (denn so nennt sie sich auf dem Titel) manchem damaligen Rechner eine willkommene Erleichterung bot. Allein obgleich sie Kepler einige Fehler, wie beispielsweise über die Phasen des Planeten Mars, nachweist, und dabei gegen ihn entschieden im Recht ist, so ist doch ihre Bescheidenheit nicht geringer als ihre gründliche Einsicht. Sie spricht von Kepler nie anders als in Ausdrücken der höchsten Verehrung; sie vertheidigt ihn gegen die Angriffe des prahlerischen Lansberg, dem Kepler's Ruhm ein Dorn im Auge war; sie zeigt, daß Kepler's Tafeln besser mit den Beobachtungen übereinstimmen als Lansberg's: aber auch das Verdienst des Letztern erkennt sie bereitwillig an, ohne je gegen ihn bitter oder ungerecht zu werden.



Gabrielle Emilie de Breteuil, Marquise du Châtelet.

Die Einleitung ihres Werkes beginnt mit einer „Verantwortung auf vermuthliche Einwürfe der Lesenden," an denen es freilich wohl noch keiner Schriftstellerin gefehlt hat und die damals wie jetzt auf den verbrauchten Gemeinplatz hinausliefen, daß dergleichen für Frauen sich nicht schicke. Kunst und Wissenschaft aber, sobald der innere Beruf dazu nicht fehlt, schicken sich für Frauen wie für Männer, und wenn ein so tüchtiges Werk wie hier vorliegt, müssen alle Einwendungen verstummen. Bloße Buchmacherei auf Speculation und ohne gründliche Forschung schickt sich dagegen weder für Frauen noch für Männer, wie nachsichtig auch immerhin unsere Zeit gegen solche literarische Sünden sein möge.

Man hat ihr nachgesagt, sie habe ihr Hauswesen vernachlässigt und es verschmäht, sich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern. Wiederum nichts als die allbekannten Phrasen derjenigen, die Beschäftigung mit ernster Wissenschaft und gute Führung des Hauswesens für unvereinbar halten, und nach deren Theorie eine Frau nothwendig geistlos sein müßte, um eine gute Wirthin zu

sein. — Kästner hat dargethan, daß dieser Vorwurf ungegründet sei; und daß ihr Mann in 32jähriger Ehe mit ihr keinen Grund zu Unzufriedenheit mit der gelehrten Beschäftigung seiner Frau gefunden habe, dürfte wohl am deutlichsten daraus hervorgehen, daß er, von ihr unterrichtet, selbst an den umfassenden Rechnungen ihres Werkes mit Theil genommen hat, wie er im Nachworte uns erzählt.

Daß sie das Hervortreten an die Oeffentlichkeit als eine innere Pflicht erkannte, dürfte aus folgender Aeußerung hervorgehen. „Ich habe manche von Gott hochbegabte Menschen gekannt, doch an deren Gemüth mein Verlangen nicht sättigen können, aus Ursach, daß sie der Tod hingerafft und ihrer wenige das von Gott ihnen vertraute Pfund fruchtbarlich angewendet, hiermit der empfangenen Gnaden ihrem Schöpfer zu Ehren und den Nebengeschöpfen zur Erbauung genugsames Zeugniß zu hinterlassen."

Drei Jahre überlebte sie ihren Gatten; vor den kriegerischen Unruhen flüchtend, unterwegs von Soldaten geplündert, starb sie in Luguitz im August 1664.

Gabrielle Emilie de Breteuil, Marquise du Châtelet.

Sie war 1706 geboren und machte sich zuerst 1738 durch eine Preisschrift über die Natur des Feuers bekannt. In demselben Jahre hatte sie auch ihre Institutions de physique beendet, die Herausgabe jedoch bis 1740 verzögert, um sie noch mit andern Schriften, namentlich von Leibnitz, zu vergleichen. Ihr Hauptwerk jedoch, eine Uebersetzung und kritische Bearbeitung von Newton's Principia philosophiae naturalis, erschien erst 1756, sieben Jahre nach ihrem zu Luneville am 10. September 1749 erfolgten Tode unter dem Titel: „Principes mathematiques de la philosophie naturelle de Newton, traduit par feue Mad. Marquise du Châtelet. Avec quelques additions. Paris 1756. 2. Vols."

Ihr einziger Sohn nahm ein unglückliches Ende. Während der Schreckensregierung eingekerkert, vergiftete er sich, um der Guillotine zu entgehen.

Mit Mairan hatte sie einen gelehrten Streit, wie wir aus einem längern Briefe Mairan's vom Jahre 1741 ersehen, und der die sogenannten lebendigen Kräfte in der Physik betraf. Wir besitzen nichts von ihr selbst über diesen Kampf, wissen jedoch, daß sie eine sehr witzig und geistreich verfaßte Antwort an Mairan ergehen ließ.

Voltaire's Werke sind die Hauptquelle über ihr Leben, doch gibt er uns nach seiner Weise mehr Declamation und brillantes Raisonnement als bestimmte Data, und Lalande hat ohne Erfolg sich bemüht, sie durch eigene Nachforschungen zu ergänzen. Voltaire erzählt uns, daß sie an einem Tage (28. August) Newton übersetzt und Komödie gespielt, daß das erste Lager ihres eben geborenen Sohnes ein geometrischer Foliant gewesen sei und dergleichen mehr, daß sie auch den Virgil übersetzt habe. Er nennt sie Frankreichs Minerva und bemerkt, daß sie im gesellschaftlichen Umgange nie das Mindeste von ihren gelehrten Beschäftigungen haben merken lassen.

Margarethe Hevel,

Gattin des Bürgermeisters von Danzig, Johannes Hevel, als frühester Selenograph und Verfasser mehrerer großen astronomischen Werke der gelehrten Welt rühmlichst bekannt. Auf seiner Hochwarte in Danzig beobachtete er in jeder heitern Nachtstunde theils selbst, theils durch unterrichtete und von ihm besoldete Wächter, um keine Himmelsbegebenheit ungesehen vorübergehen zu lassen. Er ist auf diese Weise Entdecker eines neu erschienenen Sternes und mehrerer Kometen geworden. Eifrigen Antheil an diesen wissenschaftlichen Nachtwachen nahm Margarethe, die oft noch aushielt, wenn Andere schon ermüdet waren und ihren kalten Wachtposten verließen. Hevel hat sie in seiner Machina coelestis, an einem Instrument beobachtend, abgebildet.

An mehreren Stellen seines Werkes spricht Hevel über diese wesentliche Hilfe, die er seiner treuen Lebensgefährtin verdankt, in Ausdrücken, die keinen Zweifel über das Glück dieser Ehe zulassen.

Leider war diese edle Neigung des Hevel'schen Ehepaars in der Familie nicht erblich; ein Neffe Hevel's, in dessen Besitz die Platte kam, auf welcher Hevel das auf seine Beobachtungen gegründete erste Mondbild mit eigener kunstgeübter Hand in Kupfer gestochen, ließ sich aus derselben einen Präsentirteller für Theetassen machen und hat sich dieser Barbarei in seinen Gesellschaften noch laut gerühmt! Er besaß also nicht

einmal so viel Einsicht, um zu begreifen, daß eine solche Reliquie gewiß freudige Zahler finden würde, die sie ihm weit über den Metallwerth vergütet hätten.

Marie Clara Müller, geb. Einmart.

Ihr Vater war ein Nürnberger Astronom und Geograph, vorzugsweise astronomischer Zeichner und sehr angesehen in seiner kunstreichen Vaterstadt. Doch ist nur ein Theil seiner Werke veröffentlicht worden. Die meisten seiner zahlreichen Zeichnungen sind von der Hand seiner Tochter; namentlich mehrere Figuren von Sonnenfinsternissen, Sonnenflecken, Kometen und 235 große Phasenkarten des Mondes; Alles aus den Jahren 1693 bis 1698, was einen ungemeinen Fleiß und große Beharrlichkeit voraussetzt. Sein Schwiegersohn Johann Heinrich Müller war gleichfalls Himmelsbeobachter, wie auch eifriger Meteorologe, und Marie half ihrem Mann, wie sie früher ihrem Vater geholfen. Namentlich besaß sie eine große Gewandtheit in astronomischen Rechnungen, was Müller ungemein zu Statten kam, da er ihr die schwierigsten Aufgaben getrost überlassen konnte, sicher sie schnell und richtig gelöst zu sehen.

Marie Margarethe Kirch, geb. Winkelmann.

Wenngleich schon 1700 Gottfried Kirch, einundsechzig Jahre alt, als Astronom der Akademie zu Berlin angestellt und ein Bau begonnen ward, in dem auch eine Sternwarte Platz finden sollte, so hat er doch die Beendigung des Baues nicht erlebt. Er beobachtete einstweilen auf der (1703 errichteten) Privatsternwarte des Barons Friedrich von Krosigk in der Wallstraße Nr. 72, einem Gebäude, das sich noch immer in seiner alterthümlichen Form erhalten hat. Er starb im Juni 1710.

Schon seit 1685 hatte er einen Kalender herausgegeben, der jährlich regelmäßig erschien und dem damaligen Berlin, das erst 1776 zu einer selbständigen astronomischen Ephemeride gelangte, diese mit ersetzen mußte, und gleichzeitig astronomischer Kalender war, also nicht bloß Mondphasen und Finsternisse, sondern auch andere Himmelsbegebenheiten mit aufführte. Astronomische Rechner waren damals noch weit seltener als jetzt, und der Kalender hätte eingehen müssen, wenn nicht Margarethe, schon genügend in diese Rechnungen eingeweiht, an Stelle ihres verstorbenen Mannes als Berechnerin getreten und den Kalender so lange fortgeführt hätte, bis ihr 1694 geborener Sohn Christfried ihn zu übernehmen im Stande war. Von ihren beiden Töchtern ward sie dabei treulich unterstützt, und auch die astronomischen Beobachtungen, die dem Kalender zur Grundlage dienten, hat sie großentheils mit angestellt, eben so wie die meteorologischen Beobachtungen, die seit dem Neujahrhundertstage (1. Januar 1701) *) von ihrem Gatten besorgt worden waren. Erst 1716, in welchem Jahre ihr Sohn als Astronom der Akademie angestellt worden war, konnte die schon bejahrte Frau ihm die Fortführung dieser mühsamen und verwickelten Rechnungen übergeben.

Aus der Zeit ihrer astronomischen Wirksamkeit datirt auch ihr Werk: „Praeparatio ad oppositionem magnam, sive notabilis coeli facies a. 1712;“ das seines lateinischen Titels ungeachtet deutsch geschrieben ist und die Ephemeride dieses Jahres in größerer Ausführlichkeit gibt. — Ihre Beobachtungen des Kometen von 1743 sind nie erschienen, wohl aber das Originalmanuscript in der Sternwartenbibliothek in Pulkowa vorhanden.

Noch wird eine kleine Schrift: „Ob vielleicht in diesem Jahre 1712 ein neuer Komet erscheinen möchte? Cöln an der Spree. 1712“ von ihr aufgeführt. Allerdings nur Conjectur, nicht Berechnung, ähnlich wie die nahe gleichzeitigen Bernouilli'schen Vermuthungen, aber veranlaßt durch die eifrigen Kometenbeobachtungen ihres Mannes, die ihr lebhaftes Interesse erregt hatten.

Jeanne Dumée.

Leider wissen wir wenig von ihr, nur daß sie in Paris lebte, sich mit Astronomie beschäftigte, und daß im „Journal des Savans“ am 16. September 1680 die Anzeige eines Werkes von ihr erschien: „Entretiens sur l'opinion de Copernic, touchant la mobilité de la terre, par Jeanne Dumée. 4. Paris 1680.“

Wir vermögen nicht darüber zu urtheilen, denn das Werk findet sich nirgend vor,

*) Die Witterungscolumne dieses ersten Beobachtungstages lautet: „Trüb, Regen, Regenbogen.“

und fand sich schon vor sechzig Jahren nicht, weshalb Lalande vermuthet, daß es vielleicht nie im Druck existirt habe, und die Notiz im „Journal des Savans“ möglicherweise nur nach dem Manuscript, in Erwartung einer baldigen Herausgabe, verfaßt worden sei.

Indeß müßte dann angenommen werden, daß der so vorsichtige Weidler in seiner Bibliographica astronomica, Wittenberg 1755, das Werk wiederum nur nach der Anzeige im „Journal des Savans“ aufgeführt habe. Dem sei nun wie ihm wolle; Lalande erklärt, dieser Zweifel hindere ihn nicht, Jeanne Dumée zur Zahl der Damen, die sich erfolgreich mit Astronomie beschäftigen, zu rechnen, und so haben auch wir hier wenigstens ihren Namen nicht verschweigen wollen. Sie theilt eben nur das Schicksal so mancher verdienten Männer, deren mühsam geschaffenen Werke gleichfalls nicht in's Publicum zu bringen vermochten.

Agnes Manfredi.

In Bologna hatte der Graf Marsigli außer andern wissenschaftlichen Instituten auch eine schöne Sternwarte gegründet, deren Direction Eustach Manfredi anvertraut wurde, der sie mit großem Ruhme bis zu seinem Tode 1739 fortführte. Doch wäre er schwerlich auch bei dem anhaltendsten Fleiße im Stande gewesen, so viele und so gründlich ausgearbeitete Schriften zu veröffentlichen, hätten nicht sein Bruder Gabriel und ganz besonders seine Schwester Agnes sowohl bei den Beobachtungen als den Rechnungen treulich mitgeholfen. Von Gabriel insbesondere besitzen wir ein mathematisches Werk (über Differentialgleichungen), Agnes ist nie als selbständige Schriftstellerin aufgetreten; ihr bescheidener Sinn begnügte sich damit, Gehilfin ihres berühmten Bruders zu sein; dieser aber hat nicht unterlassen, der ihm so sehr zu Statten kommenden treuen Beihilfe wiederholt zu gedenken.

Was John Herschel von seiner Tante Karoline singt:

Here watched our father the wintry night
and his gaze had been fed with pre-Adamite light,
His labours were lightened by sisterly love etc.

oder nach Minna Witte's Uebersetzung:

„Hier wacht' unser Vater in eisiger Nacht,
Hier hat ihm vorweltlicher Lichtstrahl gelacht,
Hier half ihm die Schwesterlieb', treulich und mild,
Sie zogen vereint durch das Sternengefild.“

könnte ganz eben so von dem Wirken der Geschwister Manfredi gesagt werden.

Nicole-Reine Etable Lepaute, geb. de la Brière.

Diese berühmteste aller astronomischen Rechnerinnen ward am 5. Januar 1723 zu Paris im Hotel Luxemburg geboren. Ihr Vater stand im Dienste der verwittweten Königin von Spanien, Elisabeth von Orleans, welche dieses Palais bewohnte. Von frühester Jugend an zeigte sich ihre außergewöhnliche Lernbegier; „elle dévorait les livres,“ sagt Lalande.

Im August 1748 vermählte sie sich mit Lepaute, der in der Folge als Horloger du roi der berühmteste Uhrmacher in Paris ward, und der nebst seinem jüngern Bruder fast alle öffentlichen Uhren in Paris verfertigt hat, unter andern die prachtvolle des Pariser Rathhauses. Die meisten Sternwarten Europa's besaßen und besitzen zum Theil noch jetzt Uhren von Lepaute.

Mit Lalande, der seit 1753 in der Kuppel des Palastes Luxemburg beobachtete, schlossen beide Gatten eine genaue Freundschaft, die zu allseitigem Vortheil bestand und die lebenslang währte. Madame Lepaute beobachtete, rechnete und gab Erläuterungen über die Werke ihres Mannes. Er arbeitete mit seiner Gattin gemeinschaftlich ein Lehrbuch der Uhrmacherkunst, und in diesem beschreibt sie die Einrichtung einer Uhr, welche durch einen einzigen Zeiger mittlere und wahre Zeit zugleich angibt, indem das Zifferblatt eine Gleichungscurve enthält. Sie berechnete ferner eine sehr ausführliche Tabelle für die Pendellängen und die ihnen entsprechenden Schwingungszeiten, die dem Werke beigefügt ist.

Doch die wichtigste ihrer Arbeiten war die über den Halley'schen Kometen. Seine Wiederkehr ward seit Halley erwartet, und es fehlte damals wie jetzt nicht an wunderlichen Schriften. So erschien beispielsweise in Leuwarden: „Naukeurig Voorberigt van den schrikkelyken Comeet, dewelke zig waarschynelyk binnen korten zal vertonen. 1756.“

Man erwartete ihn auf 1757, indem man nach den Erscheinungen von 1607

und 1682 seine Umlaufszeit auf 75 Jahre setzte.

Clairaut, der Leverrier des achtzehnten Jahrhunderts, hatte vor Kurzem das berühmte Problem der drei Körper — nicht gelöst, denn das ist es auch heut noch nicht — aber doch der Lösung näher geführt, als es vor ihm irgend Jemand gelungen war, und ward von Lalande aufgefordert, es auf die möglichst genaue Berechnung der Wiederkehr des Kometen anzuwenden. Eine Riesenarbeit, wie noch nie eine ähnliche unternommen worden war, und die selbst einen Clairaut stutzig machte. „Wenn Madame Lepaute mir helfen will," sagte er endlich, „so möchte ich es wagen, außer ihr kenne ich Niemand, der hierbei helfen könnte."

Und sie half. Achtzehn Monate währte die ungeheure Rechnung, bei der der Komet durch 150 Jahre seines Laufes von Grad zu Grad verfolgt, und auf jedem Punkte die vereinigte Wirkung der damals bekannten Planeten berechnet werden mußte. Tagtäglich rechneten sie vom Morgen bis zum Abend, zuweilen selbst während des einfachen Mittagsmahls. Beide betrachteten es als einen Ehrenpunkt, die Rechnung abzuschließen, bevor irgend Jemand den Kometen gesehen habe.

Ihre Beharrlichkeit trug den Sieg davon. Am 14. November 1758 konnte Clairaut der Akademie den Schluß ihrer vereinigten Arbeiten vorlegen in dem Resultat:

„Die Störungen der Planeten, bis zu Saturn inclusiv (Uranus und Neptun waren noch nicht bekannt) haben eine Verzögerung der diesmaligen Rückkehr von 611 Tagen bewirkt, und er wird in der ersten Aprilhälfte 1759 durch sein Perihel gehen."

Diese erste vorausberechnete Wiederkehr eines Kometen traf ein. Am 25. December 1758 ward er von dem Bauer Palitzsch im Dorfe Prohlis bei Dresden; am 21. Januar 1759 von Messier in Paris und bald darauf an vielen andern Orten gesehen und er ging am 13. März 1759 durch sein Perihel. Bei einer Kenntniß des Uranus und Neptun, sowie einer schärfer bestimmten Saturnsmasse hätte die Rechnung noch weit näher zustimmen müssen.

Auch bei der Bahnberechnung des Kometen von 1762 war sie behilflich, und als 1764 eine ringförmige Sonnenfinsterniß erwartet wurde, berechnete sie diese für ganz Europa, und veröffentlichte zwei Karten, auf deren einer der Lauf der Finsterniß durch Europa von 15 zu 15 Minuten verzeichnet war, während die andere die Phasen für Paris darstellte. Da einige Halbwisser von einer totalen Finsterniß gesprochen hatten, so sorgte sie dafür, daß mehrere Tausend der zweiten Karte im Publicum verbreitet wurden, doch ohne daß es ihr gelang, das unverständige Geschwätz zum Schweigen zu bringen.

Sie war Mitglied der Akademie von Bezières, deren Schriften manchen Beitrag von ihrer Hand enthalten, unter andern eine Berechnung des Venusdurchganges von 1761. Fünfzehn Jahre, von 1759 bis 1774, rechnete sie an der Connaissance des temps mit, bis ein anderer Akademiker die mühsame Arbeit übernehmen konnte. Nun aber übernahm sie die Ephemeriden für die Sonne, den Mond und alle Planeten, die sie auf zehn Jahre voraus berechnete.

Mancher Annehmlichkeit des Lebens entsagte sie, um ihrem Hange zur Wohlthätigkeit folgen zu können; ihre eigenen Verwandten und die ihres Mannes hatten sich dieses Edelmuthes zu erfreuen.

Ihrem Lebensabend war eine harte Prüfung vorbehalten. Ihr Mann erkrankte, verfiel in Schwermuth, endlich in völligen Wahnsinn. Sie entsagte der Gesellschaft, in der sie durch ihre Talente geglänzt hatte, entsagte ihren gelehrten Beschäftigungen, denen sie so lange und so leidenschaftlich sich gewidmet hatte, um ganz der Pflege des Unglücklichen zu leben. Sie sperrte sich mit ihm ein, als man sich genöthigt sah, ihren Gatten ganz zu isoliren; sie verließ Paris und zog mit ihm nach St. Cloud, um durch die bessere Luft vielleicht noch eine Heilung zu ermöglichen, doch diese Freude sollte ihr nicht zu Theil werden. Die sieben Jahre lang fortgesetzten Sorgen um ihn, die großen Anstrengungen, denen sie sich unterzog, warfen sie selbst auf's Krankenbett. Von einem bösartigen Fieber ergriffen, fühlte sie ihren Tod herannahen; und der 6. December 1788 entriß sie ihren trauernden Freunden und Angehörigen, entriß sie der Wissenschaft, deren Zierde sie so lange gewesen war. Der unglückliche Wittwer war nicht mehr im Stande, einen solchen Verlust zu empfinden, auch hat er sie nur vier Monat überlebt, ohne daß es wieder licht in seinem Geiste geworden wäre.

Die Begeisterung, mit welcher der um neun Jahre jüngere Lalande von ihr spricht, darf nicht befremden: eine solche Erscheinung ist zu selten. „Seit dem Tage, wo ich meinen Vater in die Gruft senken sah, war der traurigste für mich der, wo ich ihrem letzten Gange folgte. Sie hat auch mein Leben verschönert; sie hat meine unerfahrene Jugend geleitet und vor gefährlichen Verbindungen behütet; sie führte mich in die Gesellschaft edler und guter Menschen ein. Nie wird ihr Andenken aus meiner Seele verschwinden; nie soll ihr Bildniß, das mein Arbeitszimmer ziert, meinen Augen entrückt werden, bis sie einst für immer sich schließen."

Marie Jeanne Lefrançais de la Lande, geb. Harlay.

Sie vermählte sich 1788 mit Michel de la Lande und kam so in eine Familie von Astronomen, jedoch schon einige Jahre vorher hatte sie zahlreiche astronomische Rechnungen ausgeführt. Für Jérôme La Lande's Abrégé de navigation historique, théorique et pratique, Paris 1793 bearbeitete sie die Stundentafeln, um aus der Höhe der Sonne unter jeder Breite wie in jeder Jahreszeit die Zeit und dadurch die Länge zur See zu finden; Tafeln, die den Seefahrern sehr zu Statten kamen, denn in dieser Ausführlichkeit hatte man noch keine ähnlichen besessen, und Englands Astronomen hatten zwar für alles Uebrige, was die astronomische Nautik betrifft, genügend gesorgt, diese Tafeln aber zu weitläufig gefunden, um sich an ihre Bearbeitung zu machen.

Unter ihren Auspicien machte der sechzehnjährige Graf Cassini (seit Dominique Cassini der fünfte dieses Namens) 1798 am 11. November seine erste Beobachtung. Sie hoffte aus ihm einen Astronomen zu machen, wie seine Ahnen es über 100 Jahre lang gewesen, aber er hielt nicht aus. 1833 ist er als Pair von Frankreich gestorben, und mit ihm sein Geschlecht.

Für mehrere Jahrgänge der Connaissance des temps machte sie die Berechnungen von 3000 Sternörtern; eine weit größere Zahl hatte sie schon früher für ihren Onkel berechnet. Sie fuhr unermüdlich in diesen Arbeiten fort und der große Quartband der histoire céleste ist, was die Rechnungen betrifft, zum großen, vielleicht größten Theil ihre Arbeit.

Um ihre Verdienste ganz zu würdigen, bedenke man, in welche Zeit sie fielen. Jede Art von Auszeichnung hatte damals ihre Gefahren: der Ruhm Bailly's und Lavoisier's schützte sie nicht vor der Guillotine und dem Letztern, der noch einige wichtige Versuche vor seiner Hinrichtung zu beenden wünschte, ward von seinen Richtern die schnöde Antwort: daß die Republik keine Gelehrten brauche. Viele seit langen Jahren bestehende wissenschaftliche Annalen, wie zum Beispiel das Journal des Savans, mußten eingehen, denn kein Buchhändler wagte sie zu drucken; viele Schriftsteller waren geflohen und andere hielten sich versteckt.

In solcher Zeit, von Schreckensscenen umgeben und nicht wissend, wie lange man das eigene Haupt noch tragen werde bei den massenhaften Blutsentenzen, die jede Morgensonne brachte — in solcher Zeit sich ernsten wissenschaftlichen Arbeiten hinzugeben, dazu gehört mehr noch als das, was man Muth nennt.

Eine Anonyma.

Im Februar 1806 erhielt Freiherr von Zach, als Herausgeber der „Monatlichen Correspondenz," einen anonymen Brief, den ganz herzusetzen wir uns hier wohl versagen müssen und dem wir nur einige Stellen entlehnen:

„Man macht es unserm Geschlechte so oft zum Vorwurf, daß es so sehr am Irdischen klebe; leider zolle auch ich dieser Sünde Eva's, und hänge sogar bei meinem astronomischen Zeitvertreibe an dieser Muttererde mehr als an jedem andern Planeten. Theorie der Erdbahn war immer der Magnet, um welchen sich meine weibliche Neugierde drehte, und Ihre neuesten Sonnentafeln, die wie alle Ihre Schriften meines Lebens wertheste Begleiter sind, gewährten mir manches edle Vergnügen." —

„Als Schmeichler sich so viele Mühe gaben, Bonaparte von einem uralten adligen Geschlecht abstammen zu lassen, gab er zur Antwort: Je date du 18. Brumaire! — Nun, meine astronomische Ebenbürtigkeit datirt von gegenwärtigem Briefe."

Dem Briefe war eine Vergleichung von sechzig im Jahre 1798 erhaltenen Greenwicher Sonnenbeobachtungen mit Zach's neuesten Sonnentafeln beigefügt, woraus sie die Correctionen der Tafeln herleitet,

die, wie sie bemerkt, weniger betragen als die Dicke des Spinnenfades im Fernrohr. Ein starkes Convolut, sämmtliche doppelt geführte Rechnungen zu dieser Vergleichung enthaltend, war hinzugefügt.

Herr von Zach fügt hinzu, daß er die Rechnungen der Verfasserin an mehreren Stellen controlirt und sie überall genau und richtig befunden habe. Doch scheint sein Wunsch, der anonym auftretenden Verfasserin einst persönlich danken zu können, nicht in Erfüllung gegangen zu sein.

Karoline Herschel.

Ein Scharfblick des geistigen wie des leiblichen Auges scheint das schöne Erbtheil der Familie Herschel zu sein, die, aus Hannover stammend, um 1740 nach England übersiedelte. William Herschel, 1738 geboren, verrieth schon in seiner Jugend Neigung zu astronomischen und mathematischen Studien, die der Vater — ein Musiker — nicht grade begünstigte, aber gewähren ließ. Doch wir setzen sein langjähriges Wirken als weltbekannt voraus. Seine um zwölf Jahre jüngere Schwester finden wir bereits um 1775 als treue Gehilfin ihres Bruders, zunächst als sein Secretär. Die Maschinerie der gewaltigen, von ihm geschaffenen Teleskope war derartig, daß sich der Beobachter in einem kleinen, mit dem Ocular beweglichen Häuschen befand, während seine dictirten Beobachtungen in einem unten am Boden befindlichen zweiten Häuschen niedergeschrieben wurden. Das Ganze ging unter freiem Himmel vor; eine Sternwarte im eigentlichen Sinne besaß Herschel gar nicht. „Mein Bruder" — der Verfasser hat diese Erzählung aus ihrem eigenen Munde — „dictirte mir, während er beobachtete, die in's Tagebuch niederzuschreibenden Notizen. Wenn nichts zu schreiben war, sollte ich Sterne bestimmen. Aber damit ging es nicht so gut, als mein Bruder es gebrauchte und wünschte, und so ward mir das Aufsuchen der Kometen zu Theil. Nun, so einen Kometen findet man schon." Ihre Bescheidenheit geht hier zu weit, denn sie hat die Sterne, in deren Nähe sie Kometen fand, am Passagenrohr recht gut bestimmt, wie mehrere Proben in den Philosophical Transactions bezeugen.

Ihre neun Kometenentdeckungen fallen in die Jahre 1786 bis 1799. Bei sieben derselben ist ihr die Priorität verblieben. Einer unter ihnen war eine Wiederkehr des Encke'schen, aber damals noch nicht als periodisch erkannten.

Aber auch die ermüdenden und trocknen Forschungen in den Ziffern der alten Kataloge hat die geistreiche Dame mit einer Beharrlichkeit und Sorgfalt durchgeführt, wie nicht alle Astronomen männlichen Geschlechts sie bewährt haben. 1797 erschien von ihr ein bedeutendes Werk: eine genaue Durchforschung von Flamsteeds historia Brittanica, II., in der sie 561 Sterne auffand, die in dem nach Flamsteed's Ableben erschienenen British Catalogue nicht aufgenommen waren, weil entweder der damalige Redacteur sie übersehen, oder vielleicht einen und den andern aus besondern Gründen ausgeschlossen hatte. Die hohe Wichtigkeit jener frühen Beobachtungen konnte keinem Astronomen zweifelhaft sein. Sie gab diese 561 Sterne, systematisch geordnet, getreu nach Flamsteed's Original. mit erklärenden Noten, allgemeinen Bemerkungen und verschiedenen Indices zum bequemen Auffinden der Beobachtungen; auch hatte sie die betreffenden Sterne am Himmel verificirt.

Nach dem 1822 erfolgten Tode ihres Bruders übersiedelte die schon hochbejahrte Astronomin nach Hannover, den Geburtsort der Familie, wo sie nach zurückgelegtem 98sten Jahre im Januar 1849 sanft und ohne Krankheit entschlummerte.

In welcher allgemeinen Verehrung die seltene Greisin stand, davon nur ein Beispiel. Kurze Zeit vor ihrem Tode hatte sie ihr Bedauern geäußert, daß sie, welche alle gleichzeitig lebende Glieder des britisch-hannoverschen Königshauses gesehen, den neugeborenen Prinzen (jetzigen Kronprinzen von Hannover) nun nicht mehr sehen werde, da sie zu schwach sei, ihr Zimmer zu verlassen. Sobald dem Könige Ernst August diese Aeußerung hinterbracht war, gab er Befehl, seinen Enkel zu ihr in's Haus zu bringen, damit auch dieser letzte Wunsch ihres Lebens in Erfüllung gehe.

Louise, Herzogin von Sachsen-Gotha.

Bekannt ist, mit welcher Munificenz Herzog Ernst II. die Astronomie beförderte, wie Gotha unter seinen Auspicien das für Himmelsforschung ward, was Weimar unter Karl August für Dichtkunst geworden war. Weniger allgemein bekannt scheint es zu

sein, daß seine Gemahlin nicht bloß thätige Beförderin der Himmelskunde gleich ihrem Mann, sondern selbstthätige Astronomin war. In Lalande's Bibliographie astronomique nennt er sie „la princesse la plus savante que l'on connaisse, qui observe et qui calcule elle-même d'une manière surprenante." Daß unter einem solchen durch andere treffliche Arbeiten bekannt gemacht hat.

Im Jahre 1798 fand in Gotha ein astronomischer Congreß statt. Vielleicht war diese Stadt der einzige Ort, wo er damals stattfinden konnte. Von England aus hatte man dem Herzog eine Warnung zukommen lassen, qu'un astronome fran-



Karoline Herschel.

Fürstenhause die Himmelskunde den freudigsten Aufschwung nahm, daß ein Zach, Lindenau und Andere, die den hohen Ruhm der Sternwarte Seeberg begründeten, hier Größeres wirken konnten als gleichzeitig an irgend einem Orte Deutschlands gewirkt wurde, ist begreiflich.

Unter den angehenden Astronomen, die sich der Protection und thätigen Unterstützung der Herzogin erfreuten, befand sich auch Burckhardt (geboren 1773), den sie den französischen Astronomen empfahl, und der sich in Paris durch seine Mondtafeln wie

çais (La Lande) pourrait très bien s'occuper d'aûtres révolutions que des révolutions célestes, und Vega hatte nicht allein ungeachtet aller Vorstellungen von der österreichischen Regierung die Erlaubniß zur Reise nach Gotha nicht erhalten können, sondern war auch gezwungen worden, den Einladungsbrief und seine Beantwortung desselben dem Ministerium vorzulegen.

Das erleuchtete Fürstenpaar, dessen Gotha sich rühmte, ließ sich durch solche Machinationen nicht beirren. Alle von den verschiedensten Gegenden zum Congresse ver-

sammelten Astronomen hatten sich der herzlichsten und ehrenvollsten Aufnahme Seitens des Herzogs und seiner Gemahlin zu erfreuen. Man trennte sich mit dem Versprechen einer baldigen Wiedervereinigung an einem andern Orte, aber sie kam nicht zu Stande, denn — es gab eben damals kein zweites Gotha.



Louise, Herzogin von Sachsen-Gotha.

Mary Somerville.

Wenn wir diese berühmte Britin in der Reihe der Astronominnen mit aufführen, so müssen wir sogleich bemerken, daß sie sich nicht auf diese Wissenschaft beschränkt hat. Sie gibt uns in ihrem wichtigsten und in mehrere Sprachen (von Klöden in's Deutsche, von Madame Meulien in's Französische) übersetzten Werke: „Connexion of the Physical Sciences," das von 1830 bis 1849 acht starke Auflagen erlebte, in der That ein Bild der Wissenschaften, das lebhaft an Humboldt's Kosmos erinnert; ein Weltgemälde, zwar weniger umfassend als das Werk des Großmeisters, aber innerhalb der sich selbst gesteckten Grenzen von einer innern Vollendung, die die höchste Bewunderung erregt. Wenn man über Naturwissenschaften nicht bloß dilettirend sein Publicum angenehm unterhalten, sondern gründlich belehren will, so ist dies nur einem Autor möglich, der die Mühe nicht scheut, nicht nur mit den Resultaten sich vertraut zu machen, sondern auch den Weg zu ihnen selbständig sich zu bahnen, wozu vor Allem ein gründliches Studium der Mathematik unerläßlich ist. Ein solches Studium, verbunden mit einer feinen Combinationsgabe, wie sie fast nur bei den Gebildetsten ihres Geschlechts angetroffen wird, hat die Verfasserin diese Höhe erreichen lassen.

Außer dem genannten Werke besitzen wir

noch von ihr: „Mechanism of the heavens,“ „Physical Geography.“ (Von Dr. Adolf Barth 1851 in's Deutsche übersetzt.)

In allen ihren Schriften weiß sie diese seltenen Vorzüge geltend zu machen. Sie liebt es nicht, lange Vorreden und Einleitungen zu geben; sie geht am liebsten gleich auf die Sache selbst ein, und so wird sie allerdings nur Demjenigen ganz verständlich und genießbar, der schon ein gewisses Maß von Vorkenntnissen mitbringt. Dennoch aber ist ihr Stil, und zwar im edelsten Sinne des Wortes, als ein populärer zu bezeichnen. Man hat ihr vorgeworfen, sie sei etwas zu ausschließlich Engländerin und verkenne oder verschweige nicht selten die Verdienste anderer Nationen. Doch wenngleich einzelne Abschnitte diesen Tadel zu rechtfertigen scheinen, so möchten wir deshalb nicht mit ihr rechten. Eine im umfassendsten Sinne universelle Bildung, ein inniges Vertrautsein mit Werken in den verschiedensten ältern und neuern Sprachen ist denn doch wohl von einer Dame nicht zu verlangen. Dann aber stehen grade Astronomie und Physik in ihrem Vaterlande wirklich so hoch, und ist ihre Pflege so allgemein, daß die Gegenwart kein anderes Land namhaft machen kann, wo diese Wissenschaften mit gleichem Erfolg angebaut werden. Sie ist Engländerin, das würde man bald merken, auch wenn es der Titel nicht sagte, aber sie ist in der That gerechter gegen das Ausland als mancher Engländer.

Lehrbücher im eigentlichen Sinne wollte die Verfasserin nicht schreiben, und sie hat vorzugsweise ihre Landsmänninnen im Auge.

Auch Dem, der mit dem Gegenstande selbst vollkommen vertraut ist, wird die Lectüre ihrer Werke ein großes Interesse erregen, denn die Beziehungen zwischen den einzelnen Lehren wie zwischen den einzelnen Wissenschaften, die sie aufzufinden weiß, haben für Jeden den Reiz der Neuheit; und wie sie selbst glücklich in ihren Combinationen ist, so verweilt sie auch mit besonderer Vorliebe bei den genialen Gedanken anderer Forscher: bei den Vorahnungen, die den wirklichen Entdeckungen oft um Jahrhunderte vorausgingen.

Mary Somerville's Werke werden stets einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Naturwissenschaften behaupten.

Wilhelmine Witte, geb. Böttcher.

Geboren zu Hannover 1777, vermählte sie sich 1804 mit dem Hofrath Witte daselbst und ward Mutter einer zahlreichen Familie. Früh schon hatte sie Neigung zu den Studien und namentlich zur Mathematik gezeigt, mit der sie sich, auch in den höhern Theilen derselben, hinreichend vertraut machte, um sie praktisch anwenden zu können. Als lohnendste Anwendung derselben erschien ihr die Astronomie, die fortan ihr Lieblingsstudium bildete. In ihrer Vaterstadt stand sie in dieser Beziehung allein und war auf sich selbst und die sich immer reicher entfaltende Literatur angewiesen; gegenwärtig beschäftigen sich dort zwei Private, der Kriegsrath Haase und der Kaufmann Schulz, eifrig und erfolgreich mit Astronomie. — Wilhelmine Witte besaß ein schönes achromatisches Fernrohr, mit dem sie namentlich den Mond fleißig beobachtete und endlich auf die Idee gerieth, aus den vorhandenen Mondkarten mit Zuziehung ihrer eigenen Beobachtungen eine Reliefkugel des Mondes zu bilden. Ausschließlich auf eigenes Nachdenken und eigene Versuche angewiesen, mußte sie Alles, was mechanische Vorrichtungen, Manipulation, Werkzeuge und Material betrifft, erst ausmitteln, was nur einem so seltenen praktischen Talent, verbunden mit gründlichen Kenntnissen und einem scharfen Auge möglich war. Mondkugeln hatte man zwar schon früher versucht, jedoch nur zusammengesetzt aus Flachbildern ohne alles Relief, ganz wie die gewöhnlichen Erdgloben, überdies noch von sehr beschränkter Detaillirung und ungenügend in Beziehung auf Genauigkeit der Bestimmungen. Denn so zahlreiche und glänzende Namen auch die Mondforschung, was seine Bahn und die damit zusammenhängenden Erscheinungen betrifft, seit mehr als zwei Jahrtausenden aufzuzeigen hat, so eng begrenzt ist der Kreis der eigentlichen Selenographen. Hevel, Grimaldi, Cassini, Mayer, Schröter, Lohrmann*) sind die einzigen, die mit mehr oder minderm Erfolge sich mit der Ober-

*) Manche werden hier Gruithuysen vermissen. Wir können ihn jedoch bei dem excentrischen Gange, den seine Forschung einschlug, nicht unter die Beförderer der Himmelskunde und namentlich nicht der Mondkunde rechnen, der er entschieden mehr geschadet als genützt hat.

fläche unseres Trabanten beschäftigt hatten vor dem Erscheinen der Mappa Selenographica des Verfassers. Schröter erzählt zwar, daß er einige Ringgebirge des Mondes modellirt und auf einer gewöhnlichen Wage gewogen habe, um ihren cubischen Inhalt und den der Cavität zu ermitteln; allein einmal zeigt schon die ganze Art des Verfahrens seine geringe Vertrautheit mit der Mathematik, und dann ist es noch sehr weit von der Modellirung eines einzelnen bequem ausgewählten Ringgebirges bis zu einer Reliefkugel der ganzen Hemisphäre bis in ihre feinsten Theile hinein.

Bei ihrem ersten Versuche hatte Frau von Witte den Maßstab zu klein gewählt und war überhaupt noch nicht genügend vorbereitet, auch fand sich noch keine genügende Mondkarte vor. Diese erhielt sie erst durch die von 1834 bis 1836 in vier großen Blättern erschienene Mappa Selenographica von 3 Fuß Durchmesser. Nun konnte gründlicher verfahren, und unter bessern Auspicien ein den Ideen der Künstlerin besser zusagendes Reliefbild, mit Benutzung der gemachten Erfahrungen dargestellt, und gleichzeitig konnten die mehr als tausend Höhenbestimmungen der Selenographie des Verfassers benutzt werden. So entstand nach jahrelanger Bemühung eine Reliefkugel in zartester und gefälligster Ausführung von 13 Pariser Zoll Durchmesser, sehr zweckmäßig in einer Weise aufgestellt, die leicht und sicher jede Bewegung ermöglicht, die zur Darstellung der jedesmaligen Phase und Libration dienen kann. An einigen Stellen, wo auch die Mappa Selenographica noch nicht ganz genügte, supplirte sie das Mangelhafte durch eigene Beobachtungen, die sie überhaupt fortwährend anstellte, um den Gesammteindruck der Mondoberfläche, namentlich auch in Beziehung auf Farbe der einzelnen Landschaften, sich stets zu vergegenwärtigen.

Bei seinem Besuch der Pyrmonter Naturforscherversammlung (September 1839) sah der Verfasser das kurz vorher vollendete Relief. Seine Befriedigung war um so größer und vollständiger, je weniger er vorher der Sache Vertrauen geschenkt hatte. Hier war nicht die Rede von einer bloß fleißigen und mühsamen Dilettantenarbeit, wie er es allenfalls erwartet hatte; hier lernte er eine Meisterin kennen, die mit gerechtem Stolz auf ihr schönes Werk blicken konnte.

Von der Naturforscherversammlung in Pyrmont kam dieser Globus nach Berlin, wo ich ihn mehreren Gliedern des preußischen Königshauses vorzuzeigen die Ehre hatte. Humboldt, der ihn bei mir sah, erklärte, daß ein solches Werk Berlin nicht wieder verlassen dürfte, und auf seinen Vorschlag kaufte ihn der König Friedrich Wilhelm IV. für die dortigen Kunstsammlungen an. Inzwischen aber hatte die unermüdlich thätige Künstlerin bereits andere von gleicher Dimension und Einrichtung zu verfertigen begonnen, deren einer jetzt in meinen Besitz übergegangen ist.

Ich nahm Veranlassung, den Globus so gegen die Sonne aufzustellen, wie eine gewisse sehr charakteristische Gebirgslandschaft des Mondes zu der Zeit gestanden hatte, wo ich ihre Hauptumrisse zeichnete, und die ich später in öfterer Wiederholung in ähnlicher Lage betrachtet, ihre Höhen gemessen und dadurch sehr bekannt mit ihren Einzelheiten geworden war. Zur Vermeidung einer zu starken Augenparallaxe betrachtete ich ihn nicht ganz in der Nähe, sondern durch ein Fernrohr aus einiger Entfernung. Wie staunte ich, als der mir wohlbekannte Schattenwurf des Tycho, Clavius und anderer Hochwälle genau in denselben Formen vor mir stand wie auf dem wirklichen Monde, wie jede kleine Einbuchtung, jeder Vorsprung des Schattenprofils in klaren und scharfen Umrissen sich hier reproducirte. Der eigenthümliche Schimmer der großen Lichtstreifen, der nur bei hohem Sonnenstande über der betreffenden Mondlandschaft sich zeigt, ist sehr glücklich durch höchst feine Asbestfäden, die gleichfalls nur bei nahe rechtwinklig auffallendem Lichte schimmern, nachgeahmt. Das Material der Kugel ist Wachs, jedoch befestigt durch eine Beimischung von Mastix.

Es möge hier noch bemerkt sein, daß Herr Dickert, Conservator des zoologischen Museums in Bonn, ein Mondrelief in bei Weitem größern Maßstabe (18 Fuß Durchmesser) ausgeführt hat, das jedoch trotz dieser kolossalen Dimension nicht so viel Detail zeigt als der Witte'sche Globus, auf dem in der That nichts vermißt wird, was die große Mondkarte zeigt und auf dem Manches für gewöhnliche Augen nur durch das Mikroskop hinreichend deutlich erscheint.

Wilhelmine Witte starb im September 1854, nachdem sie ihren Gatten dreizehn

Jahr überlebt hatte, umringt von einer zahlreichen Familie, die in ihr die sorgsamste und liebevollste Mutter, die treueste Pflegerin ihrer Kindheit verehrte. Sie hat bis an ihr Lebensende nicht aufgehört, die Wissenschaft zu pflegen und ihrem Lieblingswerke sich zu widmen.

Noch könnte hier mancher andern Dame gedacht werden, die selbstthätig mit Hand anlegten an Förderung der Wissenschaft: Madame Rümker in Hamburg, Gattin des dortigen Astronomen, der wir die Entdeckung eines Kometen verdanken; Maria Mitchell in Nordamerika, die auf ihrer eigenen Sternwarte Nantuket arbeitet und ebenfalls einen Kometen entdeckte; die Baronin von Matt in Wien, die, bald nachdem sie durch langjährige Bemühungen ihre Privatsternwarte zu Stande gebracht hatte, plötzlich mit Tode abging; doch es mag genug sein an diesen Beispielen. Sie sind vollkommen genügend, um darzuthun, daß die Vorzeit wie die Gegenwart hochgebildete Frauen aufzuzeigen hat in einem Zweige, der nach hergebrachter Meinung ihnen ferner als jeder andere stehen müßte, nämlich den astronomischen Berechnungen. Denn eine Vertrautheit mit diesen macht erst aus dem bloßen Beobachter den wahren Astronomen; erst der strenge Calcul kann die Sicherheit gewähren, die insbesondere unsere neuere Astronomie auszeichnet, und eine richtige Beurtheilung und Würdigung des Gesehenen ermöglichen. Durch bloßes Spazierengehen am Himmel, durch ein dilettirend-geistreiches Conjecturiren über Gegenstände, von denen Jeder gern hören möchte, die aber Niemand wahrhaft weiß, wird die Wissenschaft nicht gefördert. Der Anspruch eines Fontenelle, Gelpke und Nürnberger auf den Namen eines Astronomen ist mindestens sehr zweifelhaft, und hätte uns Huygens nur seinen Kosmotheoros gegeben, wir würden ihn gewiß nicht zu den Koryphäen der Himmelskunde zählen. Und fragen wir uns, woher noch in unsern Tagen die sich oft so wunderlich geberdenden Gegner des Copernicanischen Systems kommen, so finden wir die Sucht, sich literarisch geltend zu machen bei gänzlicher Unfähigkeit oder Unlust, sich an wirkliche astronomische Berechnung zu wagen. Mit einer elementaren Kenntniß der gewöhnlichen Arithmetik, die sie allenfalls noch mitbringen, glauben sie das Universum zu beherrschen, Kepler und Newton zu schulmeistern und nagelneue Systeme aufzubauen, wie noch ganz neuerlich der Verfasser der in München erschienenen „neuen Weltlehre."

Zur Ehre des weiblichen Geschlechts muß es gesagt werden, daß auch nicht eine einzige Frau, soweit des Verfassers literarische Kunde reicht, in dieser Weise an die Oeffentlichkeit getreten ist. Unter der oben aufgeführten, nicht eben ganz geringen Zahl ist nicht Eine, die nicht das, was sie unternahm, gründlich betrieb. Mögen es Specialien gewesen sein, möge manches zur Wissenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung Gehörende der Verfasserin ferner gestanden haben — von welchem Manne läßt sich in unsern Tagen noch behaupten, daß er die gesammte fast zum Unabsehbaren angewachsene Astronomie in allen ihren Theilen gleichmäßig als Meister beherrsche? Wie großer Namen auch unsere Gegenwart sich rühmen möge, wir finden keinen darunter, von dem dies behauptet werden könnte; wir erwarten es auch von der Zukunft nicht, wie große Fortschritte ihr auch vorbehalten sein mögen.

Und sollen wir uns noch auf den andern Vorwurf einlassen, daß ernste Wissenschaft die häuslichen Pflichten des Weibes in den Hintergrund treten lasse und zu deren Vernachlässigung führe? Wir wissen nicht anzugeben, welches Vorbild Schiller bei seiner „berühmten Frau" im Auge hatte, das aber wissen wir, daß keine Astronomin ihm dabei gesessen habe. Nicht von allen hat die Geschichte ausführlich berichtet, aber was wir über sie erfahren, zeigt sie uns als Muster einer edlen Weiblichkeit; ja sie haben die höchsten und schwersten Opfer freudig gebracht, wo es galt. Der Verfasser, dem ein günstiges Geschick vergönnt hat, die persönliche Bekanntschaft von mehr als einer dieser Zierden ihres Geschlechts zu machen, kann nur den Wunsch hegen, daß es auch in der Häuslichkeit aller nichtwissenschaftlichen Frauen so wohl bestellt sein möge als bei denen, die der Pflege ihres Geistes in der oben geschilderten Weise oblagen.

Doch genug davon. Wenn wir dankbar die Hilfe anerkennen, die uns in unserer Wissenschaft vom andern Geschlechte zu Theil geworden, dürfen wir auch wohl die Hoffnung aussprechen, daß es der Zukunft nicht an Beispielen wie die oben aufgeführ-

ten fehlen werde, und in dieser Beziehung ihnen ein noch wenig angebautes Feld bezeichnen, auf dem grade ihre Theilnahme und Hilfe uns am willkommensten wäre. Wir meinen die Sternfarben. Die Alten kannten drei rothe Sterne, die neuere Zeit hat diese Zahl erheblich vermehrt und uns außerdem noch mit blauen, grünen, violetten, purpurfarbenen und andern in nicht unbeträchtlicher Menge bekannt gemacht. Aber noch wartet die große Mehrzahl ihrer schärfern Bestimmung; in Betreff derer, welche bestimmt sind, weichen W. Herschel, Struve, Secchi und Andere zum Theil sehr erheblich voneinander ab und vollends ist zur Beantwortung der Frage, ob diese Farben im Laufe der Zeit Veränderungen unterliegen, noch so gut als nichts geschehen, gleichwohl aber über die veranlassende Ursache dieser Farben eine Theorie aufgestellt worden, deren Grundlosigkeit handgreiflich ist.

Leugnen wir es nicht; gegenüber den andern Gebieten der Himmelsforschung ist das Capitel über die Sternfarben noch als ein sehr ungenügendes, unsere Kenntniß derselben als eine kaum begonnene zu bezeichnen. Als Grund dieser Thatsache ist nun freilich angeführt worden, daß die Astronomen bisher noch wenig Zeit fanden, sich anhaltend mit einem Gegenstande zu beschäftigen, dessen Zusammenhang mit den Bahnen und Bewegungen noch nicht ersichtlich ist, vielleicht auch gar nicht stattfindet, wie wesentlich er auch immer für die Topographie des Sternenhimmels sein möge. Zugegeben, aber sollte dies wirklich die alleinige Ursache sein?

Schon die alten Maler haben es erkannt, daß gebildeten Frauen ein bei Weitem feinerer Sinn und ein viel sichereres Urtheil über Farben eigen sei als Männern, selbst solchen, die eines klaren und durch Naturbetrachtung gebildeten und gekräftigten Auges sich erfreuen. Sie haben in schwierigen Fällen stets Damen zu Rathe gezogen und bei diesem Rathe sich wohl befunden. Die gar nicht so seltene partielle Farbenblindheit, zum Beispiel die Unfähigkeit, Roth zu erkennen oder es vom Grün zu unterscheiden,*) ist beim andern Geschlechte fast unerhört. Ein Augenarzt, der fünfzehn an diesem Uebel Leidende behandelt hatte, zählte unter ihnen nur eine Frau, und bei dieser fand es nur in geringem Grade statt.

Wäre es also nicht wohlgethan, dieses Feld den künftigen Lepaute's und Somerville's zu überlassen in Anbetracht der vielen andern, die der Zukunft noch vorbehalten sind? Wir zweifeln nicht, daß diese Beschäftigung ihnen zusagen würde; wir zweifeln eben so wenig, daß eine sichere und in's Specielle gehende Kenntniß der Farben insbesondere der Doppelsterne uns wichtige Aufschlüsse über die Physik der Weltkörper geben werde. Nur würden allerdings günstige Klimate, hinreichend dunkle Sommernächte und ein völlig farbenfreies Fernrohr, wenn auch nur von mäßiger optischer Kraft als nothwendige Bedingungen des Gelingens bezeichnet werden, wonach denn also zum Beispiel der ganze europäische Norden bis zum 50sten Breitengrade hin auszuschließen wäre.

Indem wir diesen Wunsch aussprechen, enthalten wir uns aller weitern speciellen Andeutungen, mit denen es mindestens keine Eile hat. Wohl aber würde es uns willkommen sein, wenn unser Wunsch Anklang fände und das noch so wenig gekannte Farbenspiel des Universums in dieser Weise uns näher gerückt würde — die Aehnlichkeit zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde, von der die Dichter uns gesungen, würde eine neue und interessante Seite darbieten, die auch poetisch auszubeuten wäre.

*) Ein Engländer, der sich 1860 nach Spanien zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß begeben hatte, gestand dem Verfasser, daß er nicht wisse, was Roth sei. Ob er wohl hoffen mochte, es bei dieser Gelegenheit zu erfahren?

Anleitung
zu einer einfachen und leichten Bestimmung der Zeit des Osterfestes.

Das Osterfest und die davon abhängigen Pfingsten haben die seltsame Eigenheit, an keine feste Zeit gebunden zu sein, sondern zwischen ziemlich weiten Grenzen hin und her zu schwanken. Dieses hat einen historischen, rein zufälligen Grund und es ist zu bedauern, daß bei den Regulirungen des Kalenders diesem Uebelstande nicht abgeholfen wurde. Er rührt daher, daß bei der ersten Feststellung der Zeit man darauf bedacht war, zu verhindern, daß

das christliche Fest nicht mit dem jüdischen zusammenfalle. Die jetzige, jedesmalige Fixirung der Zeit ist zwar an sich nicht schwierig, aber immerhin etwas verwickelt und für den, der die eigentlichen Gründe nicht kennt, fast unbegreiflich. Eine möglichst populäre, leicht faßliche Darstellung, nach welcher die Osterzeit sich leicht und schnell für jedes beliebige Jahr bestimmen läßt, dürfte daher nicht unwillkommen sein.

Es wurde von der ersten Kirche festgesetzt, daß der Ostersonntag auf den ersten Sonntag falle, nach dem Vollmond, der auf die Frühlings-Nachtgleiche folgt, also frühestens am 21. März, spätestens am 18. April. Es kommt nun darauf an, erstens den Tag des Vollmonds, zweitens den darauf folgenden Sonntag zu bestimmen. Ersteres kann man durch astronomische Rechnung, einfacher durch die sogenannten „kirchlichen Epakten." Alle 19 Jahre fällt der Mondlauf wieder mit dem Sonnenlauf zusammen („Meton's Cyklus"), das heißt der Neumond auf den 1. Januar. Das erste Jahr unserer Zeitrechnung war das zweite in diesem Cyklus; um also zu finden, das wievielte das nte Jahr in demselben sei, wird der Rest von $\frac{n+1}{19}$ genommen (ist kein Rest vorhanden, dafür die Zahl 19). Dieser Rest heißt die **güldene Zahl**. Im Cyklus nun ist das zweite Mondjahr um XI Tage, das dritte um XXII, das vierte um XXXIII oder um 1 Monat III Tage vor dem Sonnenjahr voraus. Die Zahlen XI, XXI, III u. s. w. heißen Epakten. Die zu jeder güldenen Zahl gehörenden Epakten für gegenwärtiges Jahrhundert sind:
1. 0 (oder *), 2. XI, 3. XXII, 4. III, 5. XIV, 6. XXV, 7. VI, 8. XVII, 9. XXVIII, 10. IX, 11. XX, 12. I, 13. XII, 14. XXIII, 15. IV, 16. XV, 17. XXVI, 18. VII, 19. XVIII. Die Epaktenzahl gibt den dem Vollmond um dreizehn Tage vorangehenden*) Neumond an und es kann die früheste Epakte nur auf den 8. März, die späteste auf den 5. April fallen. Will man nun den Vollmond nach dem 21. März zum Beispiel für das Jahr 1841 wissen, so sucht man die güldene Zahl für $\frac{1841+1}{19}$. Dieser Rest ist gleich 18 und dazu gehört die Epakte VII. Um hieraus den Neumond zu finden, bedarf es wieder einer kleinen Tabelle, welche der „immerwährende Gregor'sche Kalender" liefert. Es ist folgende:

März.

1. D *	17. F XIV
2. E XXIX	18. G XIII
3. F XXVIII	19. A XII
4. G XXVII	20. B XI
5. A XXVI	21. C X
6. B XXV	22. D IX
7. C XXIV	23. E VIII
8. D XXIII	24. F VII
9. E XXII	25. G VI
10. F XXI	26. A V
11. G XX	27. B IV
12. A XIX	28. C III
13. B XVIII	29. D II
14. C XVII	20. E I
15. D XVI	31. F *
16. E XV	

April.

1. G XXIX	16. A XIII
2. A XXVIII	17. B XII
3. B XXVII	18. C XI
4. C XXVI	19. D X
5. D XXV	20. E IX
5. D XXIV *)	21. F VIII
6. E XXIII	22. G VII
7. F XXII	23. A VI
8. G XXI	24. B V
9. A XX	25. C IV
10. B XIX	26. D III
11. C XVIII	27. E II
12. D XVII	28. F I
13. E XVI	29 G *
14. F XV	30. A XXIX.
15. G XIV	

Es steht nun hier die Epakte VII bei der Zahl 24. März, dazu 13 Tage, gibt den Vollmond für das Jahr 1841 auf den 6. April. Wann ist aber ferner der darauf folgende Sonntag? Es wiederholen sich die Wochentage alle achtundzwanzig Jahre.

*) Eigentlich sind es vom Neumond bis zum Vollmond nicht 13, sondern 14 Tage. Aber der Tag im Gregor'schen Kalender, wobei die Epaktenzahl steht, ist nicht der des Neumonds, sondern der Tag darauf, wo das Alter des Mondes 1 ist; dazu 13 addirt, gibt das wahre Alter des Mondes (Luna XIV). Diesen Tag hatte die Kirche als Ostergrenze, das heißt als den Tag angenommen, von wo ab der nächste Sonntag der Ostersonntag sei.

*) Da dieser Monat nur dreißig Tage hat, so muß ein Tag zwei Epakten haben.

Das erste Jahr unserer Zeitrechnung war das zehnte eines solchen Kreislaufs; das nte ist der Rest von $\frac{n + 9}{28} = S.$ Nennt man die Wochentage vom 1. Januar an A, B, C ... G, so fällt der in dieser Woche vorkommende Sonntag auf dieselben Buchstaben im ganzen Jahre, er heißt Sonntagsbuchstabe, = S. In folgender Tabelle sind dieselben für alle Jahre des Sonnencyklus im gegenwärtigen Jahrhundert. Jedes Schaltjahr hat zwei S, wovon der eine vor, der andere nach dem Schalttage gilt.

1	E. D	8	C	15	A	22	F
2	C	9	B. A	16	G	23	E
3	B	10	G	17	F. E	24	D
4	A	11	F	18	D	25	C. B
5	G. F	12	E	19	C	26	A
6	E	13	D. C	20	B	27	G
7	D	14	B	21	A. G	28	F

Für 1841 ist $\frac{1841 + 9}{28}$ der Rest = 2 = S. Bei dieser Zahl steht in der Tabelle C, und wird dieser Buchstabe in der zweiten Tabelle nachgesehen, so steht er bei dem 11. April und dieser ist der Ostersonntag.

Man hat also für jedes Jahr, um diesen Tag zu bestimmen, nur nöthig, für den gefundenen Rest aus Tabelle I die Epakte zu entnehmen, daraus mit Hilfe der zweiten Tabelle den Neu- und Vollmond, dann aus dem zweiten Rest und der dritten Tabelle den Sonntagsbuchstaben zu bestimmen und mit dessen Hilfe in Tabelle II den gewünschten Tag.

Die Naturwissenschaft
im Dienste der Philologie.

Nach D. F. Weinland.

In der Jahresversammlung der amerikanischen Naturforscher und Aerzte zu Albany sprach im August 1856 der durch seine zoologischen Forschungen bekannte Dr. D. F. Weinland einige Gedanken über die Namen der Thiere und Pflanzen und deren ethnologische Bedeutung aus, welche darauf von dem berühmten Naturforscher Maury weiter ausgeführt wurden. Dr. Weinland hat seine Ansichten jetzt in einer Abhandlung, welche in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der zoologische Garten" abgedruckt ist, niedergelegt, und wir glauben unseren Lesern eine sehr interessate Mittheilung zu machen, wenn wir dieselbe hier folgen lassen:

Jeder europäische Naturforscher, der die Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht, muß von der Thatsache überrascht sein, daß die Engländer, welche nun schon seit drei Jahrhunderten diesen Continent inne haben, für die ganz neuen Thiere und Pflanzen dieses Landes nie und nirgends, wie man doch erwarten sollte, neue Namen erfunden haben, daß sie vielmehr — mit Ausnahme einiger, von den Indianern überkommener oder künstlich gebildeter — durchaus alte englische Namen für die amerikanischen Thiere gebrauchen, obgleich die letzteren fast alle von jenen englischen Thieren ganz verschieden sind, welchen die Namen rechtmäßig gehören.

So bedeutet z. B. „Robin" in Nordamerika die Wanderdrossel (Turdus migratorius), einen Vogel, der zu der bekannten Familie der Drosseln und Amseln gehört, während in England der Name „Robin" dem Rothkehlchen zukommt, das zur Familie der Grasmücken und Nachtigallen zählt. Weiter — das Wort „Patridge" bedeutet in England das Rebhuhn, in Amerika ein dem Birkhuhn verwandtes Waldhuhn. — Der Name „Buffalo" gehört in Europa bekanntlich dem aus Ostindien nach Ungarn und Italien eingeführten Büffel (Bos bubalus) an, in Amerika nennt man so den dortigen Auerochsen (Bos bison) u. s. f.

Von dieser Thatsache aus waren wir natürlicher Weise versucht, die Thiernamen in anderen Sprachen mit Rücksicht darauf näher anzusehen, und nicht wenig erstaunt, dieselbe Beobachtung auch in allen uns zugänglichen Sprachen teutonischen, pelasgischen und semitischen Ursprungs zu machen, daß nämlich jede Nation nur für die Thiere und Pflanzen ihres eigenen Vaterlandes wirkliche Namen hat, d. h. wirkliche Wurzelwörter, die nichts Anderes bedeuten als je eine bestimmte typische Thier- oder Pflanzenform, und daß keine Nation einen echten, eigens ihr angehörigen Namen für eine fremde Thier- oder Pflanzenart bildet, sondern daß sie für die letzteren entweder (irrthümlich oder wenigstens ungenau) Namen von den Thieren und Pflanzen des eigenen Vaterlandes anwendet, oder aber die Namen für

dieselben von einer andern Nation entlehnt, oder endlich nur künstliche, vergleichende Namen dafür erfindet, z. B. „Meerschweinchen," „Nilpferd," „Walroß" u. s. f.

Wie ein Thiername von andern Nationen geborgt wird, sehen wir z. B. schon an dem Namen des Königs der Thiere, des Löwen. „Löwe," im Altdeutschen „Leu," im Angelsächsischen „Lio," im Holländischen „Leon," im Schwedischen „leeu," „leeuw," im Dänischen „leion," im Isländischen „loeve," im Polnischen „leo," „lion," im Böhmischen „lew," im Lateinischen „leo," in den modernen romanischen Sprachen (im Französischen, Spanischen, Portugiesischen und Italienischen) „lion," „leone," ist ein pelasgisches (griechisches) Wurzelwort leon. Die semitischen Sprachen haben andere Wurzelworte für dasselbe Thier, im Hebräischen bedeutet ari den männlichen Löwen, labi den weiblichen, und gur das Junge. Nun wissen wir, daß der Löwe ein griechisches Thier ist, daß er wenigstens noch in historischen Zeiten in Macedonien lebte, deshalb hat er einen echten Namen in der griechischen Sprache; wir wissen ferner, daß er einheimisch war und zum Theil noch ist in den Wiegenländern der semitischen Nation, d. h. in Mesopotamien, Arabien und Egypten; deshalb haben auch die Semiten wirkliche Namen für dieses Thier, ja sogar, wie oben bemerkt, drei verschiedene Namen für die verschiedenen Geschlechter und Alter; wir wissen ferner, daß der Löwe in historischer Zeit nie in Mittel-, West- und Nordeuropa lebte; deshalb haben weder die teutonischen, noch die slawischen Nationen eigene Namen für ihn; sie haben vielmehr, wie wir aus den obigen Anführungen sehen, den Namen von den Griechen geborgt, der nächsten Nation, bei der der Löwe einheimisch war.

Der Tiger, ein Thier, das nicht minder charakteristisch ist als der Löwe, hat in keiner einzigen europäischen Sprache einen echten Namen und eben so wenig im Hebräischen; das Wort „Tiger" ist vielmehr wahrscheinlich persischen Ursprungs. Dies stimmt nun genau mit der geographischen Verbreitung dieses Thieres überein. Man findet zwar den Tiger durch ganz Mittelasien, von Hindostan bis hinauf nach Sibirien, aber in Syrien und in Egypten kommt und kam er nie vor; deshalb hat er keinen Namen in den semitischen Sprachen. Ferner findet und fand er sich nie in Europa, daher weder die pelasgischen, noch die teutonischen, noch die celtischen Nationen einen Namen für ihn haben. Alle diese Völker haben das asiatische Wurzelwort geborgt.

Ein anderes Beispiel ist der Elephant. Sein Name stammt entweder von einer süd- oder südwest-asiatischen Wurzel, oder aber er ist, was uns das Wahrscheinlichste dünkt, hebräischen Ursprungs, von eleph, was den Ochsen bezeichnet. Der Elephant stammt aus Südasien, und wenn der Name wirklich hebräischen Ursprungs ist, so zeigt dies nur, daß die Hebräer den Elephanten mit dem ihnen bekannten größten Thiere, dem Ochsen, verglichen, weil eben der Elephant nie in den Stammländern der semitischen Nationen einheimisch war, sie daher auch keinen echten Namen für ihn hatten.

Ein weiteres Beispiel ist der Name Kamel; es ist dies nämlich eine echte semitische Wurzel, das hebräische gamal. Das Thier ist bei den Semiten von den ältesten bekannten Zeiten her einheimisch und hat deshalb bei ihnen einen wahren Namen, während alle westeuropäischen Nationen den Namen aus dem Semitischen geborgt haben, weil das Thier nie Westeuropa angehörte.

Um nun aber nicht mißverstanden zu werden, müssen wir hier noch auf einen Irrthum aufmerksam machen, der öfters von Seiten der Philologie und Ethnologie begangen worden. Die Thatsache nämlich, daß der Name eines Thieres oder einer Pflanze zwei oder drei oder mehr verschiedenen Nationen gemeinschaftlich ist, wird oft dazu benutzt, um die Verwandtschaft der Sprachen jener Nationen nachzuweisen. Die Namen Elephant, Tiger, Kamel, Kuh sind den pelasgischen, teutonischen und celtischen Sprachen gemeinsam; zeigt nun das irgend eine Verwandtschaft zwischen diesen Sprachen? Für uns beweist es nichts, als daß diese verschiedenen Nationen von einem und demselben Volke mittelbar oder unmittelbar den Namen mit dem Begriffe oder der Sache selbst überkommen haben. Wenn, wie behauptet worden ist, der Name Kuh den Sprachen aller der Völker gemeinschaftlich ist, welche dieses Hausthier haben, so geht daraus keine Verwandtschaft derselben oder ihrer Sprachen hervor, sondern es folgt für uns daraus nur, daß das zahme

Rind von einer Nation aus, die ihm den Namen Kuh gegeben hat, unter diesem Namen über die ganze Erde verbreitet wurde.

Aber hie und da scheint doch wirklich ein Volk einen neuen Namen für ein fremdes Thier zu bilden, entweder weil es den eigentlichen Namen des Thieres in seiner Heimath nicht kennt, oder weil er ihm zu barbarisch klingt oder dergleichen. Allein was sind das für Namen? Es sind nie wirkliche Wurzelworte, sondern meist oder ausschließlich künstliche oder vergleichende Namen, z. B. „Nilpferd," im Englischen Nilehorse, im Griechischen hippopotamos, was Flußpferd bedeutet. Sowohl die Griechen, als die neueren europäischen Nationen vergleichen so jenen kolossalen Dickhäuter von Afrika mit einem ihnen bekannten Thiere, mit dem er wenigstens einigermaßen verwandt ist, dem Pferde. — Die Griechen und Römer nannten die Giraffe camelopardalis, indem sie jenen merkwürdigen afrikanischen Wiederkäuer seinen Formen nach mit dem Kamel, und seiner Färbung nach mit dem Panther verglichen. So nennen die Deutschen die langschwänzigen Affen von Afrika „Meerkatzen," wohl nur deshalb, weil sie sie über das Meer kommen sahen und mit der Katze verglichen. So nennt man in einigen Theilen Süddeutschlands, z. B. in Würtemberg, die bekanntlich von Amerika importirten Kartoffeln „Erdäpfel" oder „Erdbirnen." Diese Beispiele, die man beliebig vermehren könnte, zeigen uns, daß alle Völker bestrebt sind, fremde Thier- und Pflanzenformen auf einheimische zurückzuführen, ja sie gehen so weit, daß sie die Namen ihrer einheimischen Thiere und Pflanzen gradezu auf fremde anwenden. Dies ist in umfassender Weise auch von den holländischen Boors am Cap der guten Hoffnung geschehen, welche mit den Worten „Gemsbock," „Buntebock," „Hartebeest," „Wildebeest," „Wasserbock," u. s. f. die verschiedenen südafrikanischen Antilopen bezeichnen, indem sie sie mit Thieren ihrer Heimath (Holland), nämlich mit Rehböcken, Hirschen (hart), Kühen (beest) verglichen.

Wenn dem nun also ist, wenn jede Nation nur für die Thiere (und Pflanzen) ihrer Heimath wahre Namen hat, und wenn es weiter wahr ist, was die Philologie gelten lassen wird, daß ein Volk nur in seiner Kindheit neue Wurzelworte bilden kann, so möchten wir, wohl mit Recht, aus unsern obigen Betrachtungen einen für die Ethnologie sehr wichtigen Schluß ziehen, den nämlich, daß, wo wir eine Nation finden, welche für alle typischen Thiere und Pflanzen eines bestimmten Landes wirkliche Namen hat, dieses Land die Wiege jener Nation war, daß sie wenigstens dort schon gelebt hat zu einer Zeit, als sie noch fähig war, Wurzelworte zu bilden.

So kann Zoologie, vereinigt mit Philologie, helfen, die Wiegen der Nationen aufzufinden; wir sagen absichtlich die Wiegen, nicht die Geburtsstätten, weil unsere Argumente nicht weiter zurückreichen, als bis zur Kindheit der Nationen.

Es fragt sich nun, ob die obige These uns wirklich praktische Hilfe bei ethnologischen Untersuchungen gewähren kann. Bleiben wir bei der deutschen Sprache stehen, so finden wir die bemerkenswerthe Thatsache, daß dieses Idiom, welches so außerordentlich reich an Thiernamen ist, ja in der That fast für jedes irgendwie auffallende Säugethier, jeden Vogel, Reptil und Fisch von Mittel- und Süddeutschland wirkliche Namen hat, — nicht einen einzigen echten Namen für die charakteristischen Säugethiere, Vögel und Fische des Meeres hat, das Niederdeutschland bespült. Alle letzteren Thiere haben nur vergleichende Namen, z. B. Seehund, Seeschwein, Seeigel, Seestern, Seeteufel (ein Fisch), Seenadel (ein Fisch) u. s. f. Daraus scheint hervorzugehen, daß die deutsche Sprache von einer Nation herstammt, welche in ihrer Kindheit schon im südlichen Deutschland, oder wenigstens in einem benachbarten (und wahrscheinlich nicht vom Meer begrenzten) Lande lebte, einem Lande, dessen Thierwelt im letzteren Falle der von Süddeutschland sehr ähnlich gewesen sein muß. In jedem Falle scheint so viel sicher, daß die Deutschen, als sie an das Meer herabstiegen, bereits in einem so vorgerückten Culturzustande sich befanden, daß sie keine neuen Worte mehr bildeten. Andererseits wagen wir die Vermuthung auszusprechen, daß der Lappländer für alle typischen Thiere der nordischen Meere wirkliche Namen hat, weil diese Menschenrace erwiesenermaßen seit unvordenklichen Zeiten

Besitz von den nördlichen Seegestaden der Erde ergriffen hat.

Wir sehen aus diesen Betrachtungen, welchen Werth ein **kritisches Verzeichniß von Pflanzen- und Thiernamen** haben würde, das immer genau die Thier- und Pflanzentypen bezeichnen würde, denen jene angehören, und außerdem die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen und der Namen. Ein solches Wörterbuch wäre sogar von philologischem Werth in Beziehung auf die Ergründung des Ursprungs vieler Zeit- und Eigenschaftswörter. Als wir das bekannte hebräische Lexikon von Simonis auf Thier- und Pflanzennamen durchblätterten, fanden wir, daß dieser Autor jeden Namen auf ein Zeitwort zurückzuführen sucht. So leitet er z. B. anaphah, der Reiher, von anaph, wüthend sein, her; ähnlich finden wir solche Namen in Wörterbüchern anderer Sprachen behandelt. Nun möchten wir aber billig fragen: was ist das Natürlichere, daß der Mensch in seiner Kindheit, wo er jedenfalls von Thieren mehr umgeben war als wir heutzutage, erst ein Zeitwort bildete und dann den Thiernamen davon ableitete, d. h. erst die Abstraction machte, um sie an das gegebene Concrete anzupassen, oder daß er zuerst einen Namen für die Thiere, welche um ihn her lebten, und für ihn als schädlich oder nützlich von Interesse waren, bildete, d. h. bestimmte Thiere mit bestimmten Lauten bezeichnete und dann von diesen Lauten ein Zeitwort ableitete, welches auf's Natürlichste die hervorragendste Eigenschaft des bestimmten Thieres, dem der Name angehörte, ausdrückte? Wir halten den letzteren Vorgang nicht nur für den natürlichsten, sondern auch für den allein möglichen. So möchten wir eher anaph (wüthend sein) von anaphah (Reiher) ableiten, als umgekehrt. Wir haben keinen Zweifel, daß wenigstens im Hebräischen, dieser gleichsam in ihrer Jugendkraft krystallisirten, jedenfalls wenig abgeschliffenen und noch sehr primitiven Sprache, sich bei genauerem Studium viele Zeit- und Eigenschaftswörter finden würden, die auf Thiernamen zurückgeführt werden könnten. — Weisen uns hierauf nicht auch die Hieroglyphen der alten Egypter hin, welche Worte und Ideen in Thierbildern darstellten?

Literarisches.

Zu Weihnachtsgeschenken, namentlich für die Jugend geeignet, hat die thätige Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig auch diesmal wieder eine Auswahl reich illustrirter und auch sonst gut ausgestatteter Bücher herausgegeben. Namentlich schien uns in den beiden Bändchen von H. Wagner, „Entdeckungsreisen in Feld und Flur," und „Entdeckungsreisen in Wald und Heide," der Ton recht gut getroffen, um die Jugend für Gegenstände, die sich dem beobachtenden Auge überall in der Natur darbieten, zu interessiren. Die Illustrationen sind recht gut ausgeführt; es finden sich sogar Exemplare von getrockneten und aufgeklebten Moosarten darunter, ein Beweis, mit welcher Sorgfalt bei der Ausführung verfahren wurde. — Die „Deutschen Geschichten" von Director Dr. Vogel sind Bearbeitungen für die Kinderstube, ein Versuch, um an die Stelle märchenhafter Erzählungen frühzeitig dem kindlichen Sinn die Kenntniß der vaterländischen historischen Schätze einzuprägen. — Als Fortsetzung ist der zweite Band des im vorigen Jahre begonnenen Werkes über „Rom" und seine Geschichte von Dr. Waegner ausgegeben worden. Der zweite Band geht von der Zeit des ersten punischen Krieges bis zu Cäsar's Tod, und behandelt somit eine für die Jugend besonders anziehende Periode. — Diesem Buche steht ein anderes von Dr. K. Oppel, „Das Wunderland der Pyramiden," zur Seite, welches geographische, geschichtliche und culturgeschichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüthe und des Verfalls des alten Egyptens enthält. Solche Bücher mögen immerhin den Sinn für historische Studien wecken und fördern.

Aus dem Verlage von Schmidt und Spring in Stuttgart ist der neue Jahrgang vom „Neuen Deutschen Jugendfreund," herausgegeben von Franz Hofmann, ebenfalls zu Geschenken sehr zu empfehlen.

Der Jahrgang 1863 des bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen großen illustrirten Kalenders bietet wieder eine sehr sorgfältige Uebersicht der bemerkenswerthen Ereignisse im Cultur- und Völkerleben des vergangenen Jahres und ist mit zahlreichen Illustrationen, Porträts u. s. w. geschmückt. — Auch Berthold Auerbach's neuester Volkskalender (Leipzig, Keil), wird den Freunden gemüthvoll patriotischer Lectüre zum neuen Jahre sehr willkommen sein.



Die Leute aus dem Walde,

ihre Sterne, Wege und Schicksale.

Ein Roman von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

Neunzehntes Capitel.

Glänzende Fäden in dunkelm Gewebe.

Wir haben aus dem Tagebuche Aurora's erfahren, daß auch Helene Wienand — und zwar in Begleitung des Freifräuleins Juliane von Poppen — sich am Bette des alten Mannes, der in ihrem Vaterhause so grausam zu Schaden gekommen war, einfand. Sie kam aus eigenem Herzenstriebe, sie kam aber auch auf Antrieb der mütterlichen Freundin, welche es für gut hielt, daß ihr Pflegekind ein Unglück mit dem andern vergleichen lerne, daß ihr Geist sich nicht einzig und allein an den kranken Vater hefte. Am Bette des Meisters Johannes lernte Helene auch den Sternseher Ulex und den Polizeischreiber Fiebiger kennen, und es entstand in kürzester Frist eine tiefe wechselseitige Zuneigung zwischen ihr und dem Greise vom Giebel des Nikolaiklosters. Die Art des Schreibers verstand sie für jetzt noch wenig, und schüchtern hielt sie sich von ihm fern; sie mußte ihn erst besser kennen lernen.

Starr wie eine Bildsäule blieb Robert Wolf auf der Schwelle stehen, als er zum ersten Male Helene am Lager des Verwundeten sitzen sah. Welch einen Glanz gab die dunkle dumpfige Kammer wieder! Brach der liebliche Schein, der in jedem Gegenstand verborgen war, von Neuem hell und lustig hervor?

Ach, nur für Robert Wolf! für die Andern blieb das Gemach trübe und traurig. Sie mußten auch fürderhin in der Dunkelheit sitzen.

Der Kranke konnte die bleiche, liebliche Trösterin neben seinem Kopfkissen nicht sehen; aber er vernahm die Trostworte, welche sie mit leiser, süßer Stimme flüsterte; er hielt die kleine Hand in seiner eigenen heißen Hand. Er ließ sich von ihrem Vater erzählen, und sprach auch wieder tröstende Worte.

„Solch ein harter Stamm," sagte er, „fällt nicht auf den ersten Schlag. Es wird noch Alles gut werden, liebes Fräulein; man muß nur den Muth nicht verlieren. Solch ein stattlicher Herr —"

Aber weshalb suchte sich die kleine Hand so plötzlich seinem fieberhaften Griff zu entziehen? weshalb wurde sie so unruhig? weshalb fing sie an zu zittern?

Robert Wolf trat mit Ludwig Tellering gegen das Bett heran.

„Guten Tag, junger Wolf!" sagte Juliane von Poppen; „es freut mich, Euch zu sehen; ich höre, man fängt an, Eure Zerstreutheit zu tadeln. Was ist das? Nehmt Euch zusammen, Kind; arbeitet, lernt, so hat kein böser Geist Macht über Euch. Laßt Euch von der großen Stadt

nicht verführen — es ist ein gefährlich Ding."

Der Jüngling drehte verlegen seine Mütze zwischen den Händen, welche noch mehr zitterten, als die Helene Wienand's. Der Sternseher und der Polizeischreiber mochten sich mit Recht über die Zerstreutheit ihres Zöglings beklagen; aber er hatte noch lange nicht den Gipfel derselben erreicht. Es fand mehr als eine Begegnung zwischen Robert und Helene statt, und nach jeder derselben wurde der Schüler des Sternsehers um mehrere Grade unaufmerksamer. Die Bücher verloren für ihn wieder einmal allen Reiz; weder der kluge Odysseus, noch der Männerfürst Agamemnon; weder Aeneas mit seinen vagabondirenden Genossen, noch Perikles, Theseus und Jason hatten das geringste Interesse für ihn.

Und was gingen gar den Studenten die Scipionen, Gracchen, Fabier — die Helden der Griechen und Barbaren an? Stand nicht auf jeder Seite der Bücher: Pulvis et umbra sumus, Staub und Schatten sind wir —?

Ja, Staub und Schatten — Schatten und Staub! Robert Wolf hatte Beides in jungen Jahren schon kennen gelernt. Unter Staub, Schutt und Trümmern lag seine Jugend begraben; wie das Gärtchen Helene Wienand's jetzt unter schwarzem Schutt und Trümmern lag. Nun aber regten sich die verschütteten Quellen des Lebens wieder in der Tiefe und strebten, sich wieder hinaufzuringen in's holde Licht des Lebens. Sie haben eine große Kraft, diese Wasser, und vermögen viel. Den eckigen Granit schleifen sie zu glatten Kieseln; starre Steinrinden zerbrechen sie — es ist ein schmerzliches Wühlen im Abgrunde; aber es ist ein Streben in die Höhe. Legt das Ohr an den Boden; Ihr hört das dumpfe Rauschen immer vernehmlicher; es regen sich die dürren Ranken; sie fühlen das belebende Element an den Wurzeln; welch ein Wunder! — Gestern war noch Alles todt und verwelkt; nun ist über Nacht der Frühling gekommen; ein silberheller Strahl der Jugendlust schießt empor, spielt blinkend und blitzend im Strahl der Sonne. — Wieder einmal hat das Leben den Tod besiegt, laßt den Polizeischreiber Fritz Fiebiger immer bedenklicher das kluge Haupt schütteln, laßt den Sternseher Heinrich Ulex, laßt Juliane von Poppen Worte der Mißbilligung murmeln; klug sind die Alten, weise sind sie; aber sie sind nicht jung; sie können sich täuschen über das Wühlen in der Tiefe. Julius Schminkert, der Jüngling, allzusehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, gab seine Ansicht von der Sache noch nicht zum Besten; die Alten mußten sich gedulden.

Daß Helene Wienand immer stiller und träumerischer wurde, schob das scharfäugige Freifräulein allein auf die Sorge um den geisteskranken Vater; aber auch sie traf nicht das Richtige. Nicht allein die Angst um den Vater beugte das holde Köpfchen ihres Pflegekindes, ein Anderes erfüllte die kindliche Seele mit geheimnißvollen Schauern und Wonnen. Vor langen, langen Jahren; lange vorher ehe in Deutschland die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth erbaut wurde; lange vor Errichtung des Bundestages hatte Juliane von Poppen in den schönen Wildnissen des Winzelwaldes dergleichen auch empfunden. Ach, die Eisenbahnen zogen die Kreuz und Quer ihre Schlangenlinien durch das grüne Deutschland, man kannte das ausgezeichnete Institut des Bundestages in seiner ganzen Vollkommenheit, die Königreiche der Griechen und Belgier waren errichtet, die Franzosen hatten Karl den Zehnten über die Grenze complimentirt, der brave Friedrich Wilhelm der Dritte hatte den Erzbischof von Köln auf die Festung setzen lassen, der lobenswürdige Friedrich Wilhelm der Vierte wollte den vereinigten Landtag berufen; Juliane von Poppen und Heinrich Ulex waren sehr alt geworden.

Wie viel Bücher sind über die Liebe geschrieben, wie viel Menschen sind über die Liebe zu Grunde gegangen? Der Glaube versetzt Berge, aber die Liebe bedeckt das kahle Gestein mit Grün und Blumen, läßt die hohen Cedern und Palmen emporstreben, läßt den silbernen Glanz der Quellen hervorsprudeln.

Wenn die Religion zum Dogma versteinert, so mag sie vor den akademischen Lehrstühlen gelernt werden, aber sie ist ein Anderes geworden, und die Theologie weiß oft am wenigsten Bescheid um die Religion.

Wer hat jemals versucht, die Liebe zu lehren, oder sie zu fangen in einem Lehrbuche? Die Liebe kann niemals versteinern, kann niemals dogmatisch analysirt werden. Von Ewigkeit her ist sie dieselbe gewesen,

und in alle Ewigkeit wird sie dieselbe bleiben. Im Flusse ist Alles Andere. Was Glaube heißt, heißt morgen Aberglaube; aber die Liebe — die Liebe, die wir hier meinen — verändert nicht ihr Wesen.

Wie es im Orphischen Hymnus von der Gottheit heißt:

Zeus ist der Erste, Zeus auch der Letzte der Götter,
Zeus ist das Haupt und die Mitt', und von Zeus ist Alles gegründet.
Zeus ist Wurzel der Erd' und des sternbesäeten Himmels,
Zeus ein wehender Hauch, Zeus stürmender Flammen Gewaltschritt,
Zeus des Meeres tiefunterster Grund, ist Sonne und Mondlicht,
Ist der König des Alls und urbewegende Grundkraft —

so mag es auch von der Liebe heißen. Wie an Krischna, die hohe Gottheit der Inder, ist das Weltall an sie gereiht, „wie an die Perlenschnur die Perlen." Uebrigens ist weiter nichts davon zu sagen.

Die Freundschaft zwischen Robert Wolf und Ludwig Tellering nahm auch immer mehr an Wärme zu, und eine ähnliche Neigung wie zwischen den beiden jungen Männern entstand zwischen Louise und Helene. Die mannigfachsten Bande verknüpften diese vier Kinder, welche in so verschiedenartigen Lebensverhältnissen aufgewachsen waren, immer fester miteinander.

Hart mußte Ludwig jetzt arbeiten, jetzt, wo Hammer und Hobel dem Vater durch die Flammen aus den alten, bis dahin so rüstigen Händen gerissen waren. Selten durfte der Sohn sich einen Augenblick Ruhe gönnen, wenn er den Mangel von dem kleinen Haushalt fern halten wollte; zumal da der Stolz der Familie jede Hilfsleistung, welche die Freunde boten, fest zurückwies.

„Wir danken Ihnen aus vollem Herzen, Fräulein," sagte der Meister Johannes zu Juliane; „aber lassen Sie den Jungen nur; 's wird eine gute Schule für ihn sein und ihm nützlich sein für's ganze Leben. Lassen Sie ihn sich rühren; er hat tüchtige Knochen. Wenn's nicht weiter geht, sollen Sie die Erste sein, die uns zur Hilfe kommen soll."

„Ihr seid ein hartnäckiger Gesell, Johannes Tellering," antwortete das Freifräulein, ihren Krückstock auf den Boden stoßend; „übrigens wollte ich, ich könnte dem Tropf, dem armen Wienand, etwas von Eurem Trotz in die Adern jagen; er hat's hochnöthig."

Aehnliche Antwort gab der Meister dem Polizeischreiber auf allerlei Hilfsanerbietungen, und Fiebiger brummte fast noch ärgerlicher als Juliane; Ludwig's Augen aber schossen nach solchen Worten seines Vaters stolze Blitze, und das Handwerksgeräth schien in seinen Händen ein eigenes Leben zu gewinnen. Glücklich der Mann, der im Kampf gegen das Elend — in jedem Kampf des Lebens auf solche Zauberwaffen vertraut; sie zerbrechen zuletzt; und wenn sie zerbrechen, hat der matte Kämpfer das Recht, die Arme über der keuchenden Brust zu kreuzen und den Göttern das Uebrige auf den Schoß zu legen; — er hat das Seinige gethan, und das ist immer ein edel und köstlich Ding in jeder bösesten Stunde.

An der Hobelbank Ludwig Tellering's vernahm Robert Wolf auch noch Mancherlei von Eva Dornbluth. Der junge Tischler erzählte nach, was Marie Heil sonst in der Hofwohnung erzählt hatte. Oft, wenn die Nacht vorrückte; wenn der Kranke und Alles ringsumher still war, sprachen die beiden Jünglinge von ihrem Leben und ließen einander offen in die Tiefe ihrer Seelen blicken. „Ein Messer wetzet das andere und ein Mann den andern!"

Jeder von Beiden hatte das Seinige erlebt; jetzt fand zum ersten Mal Jeder von ihnen einen Freund, dem er nichts verschwieg. Von seiner Liebe zu der kleinen Marie sprach der junge Handwerker; von seinen durch das Unglück des Vaters so plötzlich vernichteten, oder doch in ferne ungewisse Zukunft verwiesenen Hoffnungen und Plänen.

Von seiner Kindheit und ersten Jugend im Winzelwalde erzählte der Schüler des Sternsehers Ulex, von Eva Dornbluth sprach er mit zitternden Lippen.

Da war's, wo Ludwig den Hobel niederlegte und ausrief:

„O Robert, sie hat Dir freilich einen großen Schmerz bereitet; aber sie hat nicht Schuld daran gehabt. Ordentlichen Respect muß man vor ihr haben; ich wollte, ich könnte besser ausdrücken, was ich fühle, wenn ich ihren Namen höre. Es ist mir immer, als sähe ich sie in der Ferne hoch hinschreiten — ihre Füße berühren den Boden nicht, es ist ein Nebel um sie, sie trägt ein langes weißes Gewand und einen

goldenen Reif um die Stirn! Du hättest Marie von ihr erzählen hören sollen, die konnte es besser, als ich es verstehe. Als der Vater noch hier neben mir stand, hatte ich Freiheit, an diese beiden Mädchen zu denken; sie beide und meine Mutter und Schwester sind mir immer die höchsten aller Frauen gewesen. O Gott, nun ist's, als hätte ich einen Schlag mit dem Hammer vor die Stirn erhalten; dadrinnen liegt der Vater und stöhnt, o Marie, Marie Heil, verzeih', daß ich Dir jetzt nicht immer auf Deinen fernen Wegen mit meinen Gedanken folgen kann."

Die heiße Stirn hielt Robert Wolf mit der Hand. „Wie anders ist doch Alles in so kurzer Zeit mit mir geworden. Was für eine Zauberin hat, als meine Mutter mich gebar, in der Hütte im wilden Walde ihr Wort über mich gesprochen, daß so Vieles, so Wirres, Tolles mir begegnen konnte? Wenn alle Menschen so viel erleben, wie kommt's doch, daß man noch so vielen ruhigen und gleichmüthigen Gesichtern in den Gassen begegnet? Aber es geht auch nicht Allen so, wie mir; wenn es wäre, könnte die Welt nicht so laufen, wie sie läuft; kopfunter, kopfüber müßte Alles stürzen. Da komm' ich aus der Wildniß in meiner Leidenschaft blind als wüthendes Thier; ich weiß nichts; ich kenne nichts von der Welt, in die ich gerathe; ich sehe nur die eine — eine Gestalt Eva's. Von ihr geht ein blutiges Licht aus und fällt auf alles Andere. Meinen Bruder hätte ich ermordet, wenn er mir entgegengetreten wäre — o wie nahe war ich jedem schrecklichsten Verderben! In dem Augenblick, wo ich in den blutigen Wogen versinken will, faßt mich die Hand, welche mich retten soll. O diese Hand, diese treue Hand! Wie soll ich ihr lohnen, was sie an mir gethan hat? Von allen Seiten sind mir die besten Menschen zu Hilfe gekommen; — was war ich ihnen, daß sie sich meiner so annahmen? Eine Binde nach der andern haben sie mir sanft von den Augen genommen; von dem frühern Robert Wolf ist wenig übrig geblieben. Ach könnte ich doch meinem Bruder, könnte ich Eva doch sagen, wie ganz anders Alles geworden ist; ich möchte ihnen schreiben; aber sie sind wie verschollen —"

„Und Marie mit ihnen!" seufzte der junge Tischler.

„O Ludwig Tellering, Du hast Recht," fuhr Robert mit erhöhter Stimme fort, „Du hast Recht; in der Ferne schreitet Eva Dornbluth, wie auf Wolken. Sie streckt ihre Hand lächelnd und grüßend über das weite Meer; ich möchte diese königliche Hand fassen, drücken und küssen; und doch ist Alles, Alles ganz anders geworden. Ich liebe die Braut, die Verlobte, die Frau meines Bruders nicht mehr; ich sehe klar, daß ich ein Wahnsinniger war; die Götter hatten mich verzaubert, aber der Zauber ist gebrochen. Eine heiße schwüle Nacht, eine Gewitternacht voll Donner und Blitz habe ich durchlebt; nun dämmert der neue Tag wieder, die Sonne geht auf; ein frisches kräftiges Wehen fährt durch die Welt, vor welcher ich mich nicht mehr fürchte, haucht durch meine Seele, die wieder gesund geworden ist. Ich fühle mich wieder so stark; ich möchte mich in das Leben stürzen und die ganze Erde durchstreifen, ich möchte stillsitzen, alle Weisheit der Welt zu erlernen — was möchte ich nicht Alles? O ich fühle, fühle, daß ich noch lebe, daß die Jugend noch nicht vorüber ist."

Trotz des schweren Gewichtes, welches die Brust Ludwig's belastete, mußte dieser doch lächeln. Er warf einen Blick nach der Seite hin, wo die Kammer des Vaters lag. Dann sagte er:

„Ja, sie ist leisen Schrittes gekommen, wie Marie Heil einzutreten pflegte. Ich habe ihr den Stuhl gebracht, auf welchem Marie am liebsten saß. Sie hat sich darauf niedergelassen und hat neben dem Bett des alten Mannes gesessen, wie ein kleiner, süßer, trauernder und doch tröstender Engel. Sie ist sehr schön und sehr gut; es ist wahr, der Gedanke an sie mag Einem wohl die Jugend und den Muth zu allem Guten und Tüchtigen zurückgeben."

Robert Wolf hatte die Hand des Handwerkers mit eisernem Griff gepackt; seine Augen leuchteten, er athmete tief und schnell.

„Was sprichst Du da? Von wem redest Du? Wer hat Dir das gesagt?"

„Was? was?" fragte Ludwig, lächelnd und seufzend zugleich. „Leute, welche mit gleicher Waare handeln und mit gleichen Bündeln auf der Schulter umherziehen, wissen schon umeinander Bescheid."

„Was kannst Du wissen; ich habe ja kaum acht Worte zu ihr gesprochen; wenn Eva Dornbluth früher zu Poppenhagen an die Gartenhecke kam, wußte ich doch zu

sprechen und von Allem zu reden; ich bin niemals verlegen gewesen, und von Allem, was ich in der Studirstube des Pastor Tanne gelesen und gelernt hatte, konnte ich ihr erzählen. Jetzt, wo ich doch von Manchem viel besser Bescheid weiß, ist mir der Mund verschlossen; ich wage kaum das Auge zu erheben —"

„Grad' wie ich, wenn Marie Heil kam und meine Schwester besuchte!" flüsterte Ludwig. „Man hat das Seinige erfahren und weiß Andere zu taxiren; ich habe Dich bald herausgefunden, mein Junge."

Die beiden Jünglinge beredeten das uralte unerschöpfte Thema noch manche Nacht; es war sehr Unrecht von ihnen, daß sie das, was sie besprachen, so ganz unter sich abmachten, und die Alten fort und fort im Dunkeln tappen ließen.

Das Beispiel Ludwig Tellering's hatte aber auf Robert auch den guten Einfluß, daß Letzterer sich ebenfalls gleichmäßiger und angestrengter seiner Arbeit widmete. Er fing an, sich seiner Laschheit zu schämen, wenn er den ungelehrten, einfachen Freund, welchen das Leben, wie er wohl fühlte, doch noch viel schwerer als ihn selber bedrängte, so tapfer, ungebrochen ringen sah mit den übergewaltigen Mächten.

Der arme Ludwig liebte auch, und die Geliebte war ihm in scheinbar unerreichbare Ferne gerückt; aber sein Arm erlahmte deshalb nicht. Er wußte, daß der Vater sich nie wieder von seinem schmerzensvollen Lager erheben werde; aber der Hobel entfiel nicht deshalb der Hand.

„Non est ad astra mollis e terris via!" citirte Robert Wolf wie der Sternseher Heinrich Ulex. „Ich will arbeiten gleich dem armen Ludwig!" rief er, „habe ich es nicht schon empfunden, welch eine beruhigende Kraft in der Arbeit liegt?"

Und der Sternseher bemerkte mit großer Genugthuung, wie sein Schüler sich ganz plötzlich und wirklich unerwartet mit neuer Energie in die Bücher vertiefte. Als vorsichtiger Mann wartete er erst einige Tage ab, ob dieser neue Fleiß auch von Dauer sei. Dann erst theilte er dem Polizeischreiber und dem Freifräulein das erfreuliche Factum mit.

Das Freifräulein sprach bei erster Gelegenheit am Bett des Meisters Johannes, in Gegenwart Helene's, dem eifrigen Studenten ihre Befriedigung aus, und der Student faßte diesmal Muth und blickte mit ein klein wenig geringerer Scheu nach dem jungen Mädchen. Ungemein roth wurde das Kind, und als sie gleich darauf eine Frage beantworten sollte, gab sie eine ziemlich verworrene Auskunft, und ihre Stimme zitterte nicht wenig.

Viele glänzende Fäden umspannen das Sterbelager des alten Johannes Tellering und verloren sich aus der dunkeln Kammer in die eben so dunkle geheimnißvolle Zukunft.

Zwanzigstes Capitel.

Zeigt an dem Beispiel des Barons Leon von Poppen, wie leicht es ist, ein anderer, ein besserer Mensch zu werden.

Gerührt lächelnd blickt der Erzähler auf die eine Seite seiner Geschichte; lächelnd sieht er auch auf die andere. Süßes Dämmerlicht voll magischer Schatten und Lichter herrscht zur Rechten, der helle, kalte, klare, nüchterne Tag zur Linken.

Wir wenden uns nach der linken Seite.

Nach der großen Feuersbrunst, welche das Haus und einen Theil des Vermögens des Banquiers Wienand vernichtete, hatte der Freiherr Leon von Poppen, Kronenstraße Nummer Fünfzig, jeden Gedanken an die Tochter des „ruinirten Menschen" aus seiner unsterblichen Seele zu verscheuchen gestrebt, und es war ihm das auch ganz gut gelungen, wenn er auch die Erinnerung nicht vollständig austilgen konnte. Er ärgerte sich über die „kleine Aeffin," und mit Recht. War es nicht eine Quelle berechtigten Mißmuths, daß er — er, Leon von Poppen, die Blume des Jockeiclubs, die schönste Blüthe der fashionabeln Gesellschaft — Respect haben mußte vor der kleinen Nachbarin, gegenüber der mütterlichen Wohnung? Scheu vor solch einem albernen Ding, welches sich jedesmal blitzschnell zurückzog, wenn man noch so unschuldig, mit noch so ausgesprochener Beatitude einen Blick über die Gasse schweifen ließ? Dummes Zeug! Lächerlich!

Und doch war es so: Herr Leon von Poppen, Freiherr des weiland römischen Reiches deutscher Nation, fürchtete sich ein wenig vor der kleinen Helene Wienand und gerieth, hinfälliger als je an Körper und Geist, in einen Zustand, den er noch nicht „durchgemacht" hatte. Recht gut erkannte er

den Grund der Furcht. Seine unwürdige junge Greisenhaftigkeit fühlte er auf's Schärfste jener reinen Jugend gegenüber. In mancher bösen Minute hätte er mit den Zähnen knirschen mögen, und er unterließ es nur, weil er über die Hälfte seines Gebisses seit längerer Zeit allmonatlich eine Rechnung des berühmten Dentisten Karl Morand zu — den schon erhaltenen legte. Es war kein Credit mehr von dem Zahnkünstler zu hoffen, und das Zahnknirschen war in jeder Hinsicht ein riskantes Unterfangen.

Mit seinen Locken ging der Jüngling aus ganz ähnlichen Gründen eben so vorsichtig um: er hütete sich wohl, mit zu rauher Hand dareinzugreifen.

Leute, die wenig oder gar kein Gewissen haben, würden auch allzu glücklich sein, wenn die ewige Gerechtigkeit es nicht so prächtig verstände, ihnen auch an mehr äußerlicher Stelle den Sachverhalt klar zu machen!

Den gewohnten Vergnügungen, der gewohnten Lebensweise gab sich Leon von Poppen wieder hin; ja er machte sogar, der ewigen Klagelieder der Mama wegen, einen schwachen Versuch, die tiefgekränkte Lydda von Flöte, sowie deren nicht weniger empörte Mutter zu versöhnen, und dieser Versuch wurde von den guten frommen Seelen viel besser aufgenommen, als er verdiente.

Aber was anfangs bloße Vermuthung war, erwies sich immer mehr als unumstößliche Wahrheit: der arme Wienand war immer noch ein sehr reicher Mann, und seine Tochter eine sehr gute Partie für einen von Gläubigern bedrängten Sprößling einer der ältesten Familien des Landes. Der kranke Banquier wurde in seine jetzige Wohnung, dem von Poppen'schen Hause gegenüber, gebracht, sein Kind zeigte anfänglich das bleiche kummervolle Gesichtchen ohne Scheu an den Fenstern, und — Herr Leon von Poppen kam, nach seinem eigenen Ausdruck, „auf die alte Fährte zurück." Er legte sich mit seiner ganzen Grazie aus dem eigenen Fenster und lorgnettirte so schmachtend als möglich das „reizende Geschöpf" auf der andern Seite der Gasse; bemerkte aber bald zu seinem Leidwesen, daß Helene Wienand nicht cokett genug sei, dieses Spiel der Lorgnette zu ertragen.

„Eine schöne Erziehung hat da ma chère tante gemacht," brummte er, „ich wollte, ich wüßte, was ich zu thun hätte! Wenn ich nur die Mama und diese effroyable Tante miteinander versöhnen könnte. Rachgierige Geschöpfe, diese alten Weiber; — diable, es würde eine kräftige heiße Bouillon geben, wenn man sie zusammen in den Topf der Versöhnung packte und den Topf auf die Gluth der christlichen Liebe setzte. Impossibel das; total unausführbar — kein Gedanke dran. Kein Gedanke! — o Götter, ein Königreich für einen Gedanken! Cerberus, ma tante Juliane, reine Race! Cerberussissima!"

Tage und Wochen hindurch hatte sich der Baron abgequält, um herauszubekommen, auf welche Art er sich am leichtesten der lieblichen Nachbarin nähern, und wie er sich jenseits der Gasse am angenehmsten einführen könne. Er quälte sich vergeblich und kam nicht auf die Kosten seines Aufwandes von Nachdenken; bis er endlich nach einem ziemlich nüchtern hingebrachten Abend ziemlich früh in's Bett steigend, den großen Gedanken faßte, sich selbst seiner Tante — angenehm zu machen.

Oft sieht man beim dämmerigen Schimmer der Nachtlampe etwas für ganz einfach und leicht ausführbar an, welches am andern Morgen Einem eine höchst grimmige Fratze schneidet, und sich als sehr stachlicht, eckig, sehr hart und bitter zeigt.

Seine kümmerlich in Flanell gehüllte Figur aus den Kissen hebend, wunderte sich Leon von Poppen sehr, wie er den Einfall vom gestrigen Abend für eine praktische, nette und vortreffliche Idee habe halten können.

„Corrupter Gedanke!" sagte er. „In welcher Geistesverwirrung mußte ich sein, um so nahe an den Grenzen des Wahnsinns herstreifen zu können?! Schöner Gedanke, in den Bereich ihres Krückstocks zu gerathen. O Helene, reizender Apfel des hesperischen Gartens, welcher Drache bewacht Dich; welcher Herkules müßte man sein, diesen Drachen zu bezwingen!"

Der unglückliche junge Mann stand jetzt vor dem Spiegel, welcher ihm seine ganze Persönlichkeit mit allen ihren Mängeln trotz dem gelben Flanell zeigte.

Er wiederholte seufzend:

„Herkules?! vraiment! Muß durchaus keine Anlage zur Hypochondrie haben, würde sonst wohl recht hypochonder sein. Scheint aber jedenfalls die höchste Zeit zu sein,

daß ich solide werde. Ciel, wenn ich in mich ginge, wie Mama es wünscht, und es zu nennen beliebt! Wenn ich heute anfinge? Rheumatismusketten, kalt Wasser, Solidität, Revalenta arabica, Liebe der Tante, Achtung der gesitteten Welt, Helene Wienand, zehntausend Thaler Rente! Blendende Gedankenassociation! Soll ich Energie zeigen? Soll ich ein halbes Jahr dran wenden; Palme erringen — Myrthenkranz der Kleinen gegenüber? Ah — eigenthümliches Durcheinander, Schwindel — Zittern in den Extremitäten, ah!"

Der Abkömmling so vieler und kräftiger Ahnen sank auf den hinter ihm stehenden Stuhl und in das tiefste Brüten. Dann sprang er auf, streckte die Hand zum Plafond und sprach mit dumpfer Stimme:

„Ich schwöre, mich zu bessern! . . . ma tante, Ihre Hand, ich bin mit Leib und Seele zu Ihrer ehrbaren Verfügung! Mein Fräulein, das Ewig-Weibliche zieht uns hinan — bitte, ziehen Sie gefälligst; und Sie — schieben Sie, theuerste Tante; Mama, ich empfehle mich Ihnen gehorsamst — ballonhaftes Emporschweben! Alles Irdische ist vollendet und das Himmlische geht auf — Baptiste, dummer Esel, wo bleiben meine Hosen? Ah, Pardon — wollt' ich sagen: Lieber Baptiste, bitte, darf ich um meine Beinbekleidungen bitten?"

Der liebe Baptiste starrte mit offenem Munde seinen Herrn an, und Leon von Poppen zog seine Hosen als ein vollständig anderer — besserer Mensch an. Als er zu den Gemächern seiner Mutter herniederstieg, begegnete ihm auf der Treppe die muntere Elise. Bei solchen Begegnungen fand sonst gewöhnlich eine kleine Scene statt, in welcher ein Morgenhäubchen verrückt, oder eine Schürze, ein Halstuch verknittert wurden. Dieses Mal neigte der Herr Baron, als er mit ehrbarem, langem Gesicht langsam an der Kammerjungfer vorbeischritt, nur ein wenig das Haupt und sagte:

„Guten Morgen, Elise; — ich wünsche Ihnen einen guten, friedlichen, segensreichen Tag."

Elise, welche eine Redensart wie: Kleine Kröte, Du siehst heute wirklich außergewöhnlich verlockend aus! erwartete, blickte ihren jungen Herrn eben so verwundert an, wie vorhin Baptiste ihn angeglotzt hatte. Sie sah ihm nach, bis eben genannter Herr Baptiste mit dem Schlafrock des Gebieters, ebenfalls die Treppe herabkam, und den Kuß, welchen der Freiherr versäumt hatte, für sich in Anspruch nahm.

„Mon dieu, Baptiste, was soll das heißen?"

Baptiste wußte es nicht.

War Leon's Benehmen auf der Treppe sehr würdig und allen Lobes werth, so ließ es im Zimmer der Mutter nicht das Geringste zu wünschen übrig.

Die gute Dame hatte vollen Grund, nicht weniger erstaunt, verwundert, verblüfft zu sein, wie die Bedienten.

War das ihr Leon?

War das ihr Sohn? Der Stammhalter Derer von Poppen? War über Nacht ein Zauber auf das „böse Kind" gefallen?

Victorine sprach ihre Verwunderung gegen ihn aber auch aus, was Elise und Baptiste nicht gethan hatten; und trieb es mit Fragen, Mimik, Interjectionen so weit, daß der gelangweilte reuige Sünder einmal fast ganz aus der Rolle fiel und der Matrone die pikante Frage vorlegte: ob sie glaube, bis Dato einen Wechselbalg auferzogen und als ehelichen Sohn in der Gesellschaft präsentirt und anerkannt zu haben?

Die Baronin fand diese Frage choquant und Leon biß sich auf die Zunge und verdoppelte die Dosis edler Gesinnungen, Pläne, Ansichten und Hoffnungen, mit welchen er die Mama überhäufte.

„O Leon, mein Kind, wenn das Alles wahr ist, wie glücklich machst Du mich; Frau von Flöte und Lydda werden Alles vergessen und vergeben; — ich mache sie mit Deiner Sinnesänderung bekannt. O Leon, es steht geschrieben, daß viel Freude im Himmel sein wird über einen Sünder, der vom bösen Wege abläßt."

Es war dem Freiherrn zu Muthe, als werde ihm der Boden für seine mimisch-declamatorische Vorstellung ganz plötzlich und unwiderstehlich unter den Füßen weggezogen. Der Schlaukopf zappelte einen Augenblick mit den Beinen in der Luft und erkannte dann aber sogleich, daß er seine Rolle übertrieben habe, und daß die scharfäugige Tante gewiß darüber nicht Hosiannah rufen würde, was die Mama ganz naiv bejubelte und bejauchzte.

„Theure Mutter," sprach er, „ich habe in vergangener Nacht verschiedene gute Vorsätze gefaßt und werde dieselben hoffentlich ausführen; der Vorsatz, mich jenen übri-

gens ganz respectabeln Damen wieder irgendwie zu nähern, befindet sich nicht darunter."

Baptiste brachte jetzt ein Billet auf einem Präsentirteller herein und überreichte es seinem jungen Herrn. Dieser seufzte sowohl beim Aufbrechen, als auch beim Lesen und sagte:

„Zu meinen Vorsätzen gehört, daß ich solchen Aufforderungen zu allerlei maussaden Vergnügungen nicht mehr Folge leiste. Baptiste, Dummkopf — wollt' ich sagen, Baptiste, mein guter Freund, der Ueberbringer soll warten; ich werde dem Herrn von Bärenbinder schriftlich antworten.

Und Leon von Poppen stieg wieder die Treppe hinauf und schrieb dem Herrn von Bärenbinder einen ziemlich langen Brief, in welchem er die Einladung desselben zu einem allerliebsten kleinen Souper im Hotel royal dankend ablehnte, und ihm als Vicepräsidenten des Jockeiclubs zu gleicher Zeit seinen Austritt aus dieser eben so ehrenwerthen wie harmlosen Vereinigung erklärte. Höchst vernünftige Gründe gab er für Beides in seinem Antwortschreiben dem Herrn von Bärenbinder zum Besten; die richtigen behielt er jedoch wohlweislich für sich.

Als der Lakai mit dem Billet abgezogen war, rieb sich der Schriftsteller grinsend die Hände:

„Wenn das nicht wirkt, so — so will ich Lydda von Flöte heirathen und Spitta's Psalter und Harfe auswendig lernen!"

Es wirkte.

Der Herr von Bärenbinder rieb sich über dem Billet Leon's nicht die Hände, sondern die Augen gleich dem träumenden Abu Hassan. Er lief mit ihm in der Stadt umher, er legte es an demselben Abend noch im Jockeiclub vor; — allgemeine Perplexität, und kein Graf Oerindur, welcher eine irgend befriedigende Lösung dieses Zwiespalts der Natur fand.

Binnen Kurzem hatte sich das Gerücht dieser Umwandlung, dieser Bekehrung über die ganze Stadt verbreitet; die Spötter lachten darüber, die Frommen segneten den Herrn, der verständige Mittelschlag zuckte die Achseln. Die Achseln zog auch Juliane von Poppen in die Höhe, als sie zuerst die große Neuigkeit vernahm.

„Er ist früh mit seinem Leben fertig geworden," sagte sie. „Es ist das alte Lied; nun mag er zu den Pfaffen laufen und sich Krankensuppen kochen lassen. Man möchte um so mehr weinen, je mehr die Andern darüber so laut lachen."

Als die alte Jungfer ihrem gebesserten Neffen zum ersten Mal nach seiner Metamorphose wieder in der Gasse begegnete, streckte sie ihm den Krückstock entgegen und sprach — zu dem ehrbar den Hut Abziehenden:

„Nun, mein Neveu, meine arme Fliege, wir kriechen wohl recht matt, mit zusammengeklebten Flügeln aus dem Weinglase hervor? Die Poppen haben ihr Leben auf alle mögliche Art geendet, auf dem Block, am Galgen, auf dem Schlachtfelde, auf dem Misthaufen; der Letzte geht unter die Betbrüder und Betschwestern und greint in einem Conventikel die Seele aus; — Jeder nach seinem Geschmack — Glück auf den Weg, Neffe, meine Empfehlung an die Herren Krokisius, Drönemeier, Rothzwang und Compagnie; ich lasse —"

Aber das Freifräulein brach verwundert ab, als Leon auf ihre Rede mit einem hellen, höchst ehrlichen Gelächter antwortete.

„Entschuldigen Sie, liebe Tante," rief er. „Glauben Sie wirklich auch an die tolle Fabel? Ich danke doch recht sehr für die Gesellschaft, in welche Sie mich zu stecken belieben. Für die frommen Leute, die Sie da nennen, bin ich doch noch nicht weich genug. Uebrigens ein Wort im Ernst, Tante; Charakter und Willen kann man den Poppen nicht absprechen — Sie sind in Parenthese selbst kein übles Beispiel dafür — ich habe den Willen, meine Lebensart ein wenig zu ändern. Ich gestatte Ihnen gern, mich so erbarmungsvoll anzusehen; ich gebe Ihnen das Recht, die Geistesänderung auf Rechnung einer angegriffenen Körperconstitution zu setzen; nach Belieben können Sie mich einen blasirten Menschen nennen; aber bei alledem werde ich Ihnen beweisen, daß ein Poppen kann, was er will; — ich will umkehren; und wenn es auch nur der Veränderung wegen wäre. Bon jour, ma tante!"

Damit schritt Leon weiter, und das Freifräulein stand, schüttelte den Kopf, rieb die Nasenspitze und sagte:

„Merkwürdig!"

Eine Stunde später stand sie an einem ganz andern Ende der Stadt wiederum in tiefstes Nachdenken verloren, kopfschüttelnd, die Nasenspitze reibend, und sagte wiederum:

„Merkwürdig!“

Sie fing an, dem Gebahren des Neffen eine bei Weitem größere Aufmerksamkeit zu widmen, obgleich immer ein sehr scharfes Auge dazu gehörte, um das zu erkennen. Sie suchte auf Umwegen Allerlei über ihn zu erfahren; sie würdigte die Wohnung ihrer Schwägerin Victorine öfter einer genauen Beobachtung von den Fenstern des Banquiers aus.

„Ich wollte viel darum geben, wenn Hopfen und Malz an dem Schlingel noch nicht vollständig verloren wären! —“

Leon von Poppen wandelte immer sicherer auf dem Pfade der Tugend fürbaß; er zeigte, daß in gewisser Beziehung Hopfen und Malz durchaus nicht an ihm verloren waren. Je ernsthafter er von Außen erschien, desto mehr grinste er inwendig! — so viel Amusement hatte er sich von seiner Umwandlung nicht versprochen! Es machte dieser glücklich organisirten Natur ungemeinen Spaß, an einem Haufen seiner frühern Lebensgenossen und Lebensgenossinnen mit der Würde eines Cato vorüberzuschreiten. Wie letzte er sich an diesem Kopfzusammenstecken, diesem Geflüster, das hinter seinem Rücken anhub. Mit vorgeschnellter Zungenspitze kostete er schon im Voraus die Wonne, den Jubel des Augenblicks, wo der Knoten der Komödie sich löste, und der gewandte Schauspieler, beleuchtet von bengalischen Flammen, der versteinerten Creme der Gesellschaft den gewonnenen Preis unter die Nase hielt. Er malte sich dieses Schlußtableau auf das Reizendste aus und verbrachte manche lange Stunde, um es mit immer neuen Pointen auszustatten.

Gegen Ende des Octobers las man in den „Vermischten Nachrichten“ fast aller Zeitungen der Stadt folgende rührende Geschichte:

„Wir können unsern Lesern einen Vorgang mittheilen, der wohl werth ist, das allgemeine Interesse auf sich zu ziehen. Ein junger Mann aus einem alten angesehenen Geschlecht, vor Kurzem noch eins der berufensten Mitglieder des Jockeiclubs, rettete mit Gefahr des eigenen Lebens eine jüdische Familie aus äußerster Bedrängniß. Diese Familie, bestehend aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern, kam am 27. dieses Monats gegen Abend von einem Ausflug heim und hatte das Unglück, am Anfange des Parks, eine halbe Stunde von der Stadt, unter einen Haufen betrunkener Soldaten, Handwerksburschen und liederlicher Dirnen zu gerathen. Dieser Haufe benutzte sogleich die günstige Gelegenheit, die harmlosen Lustwandler auf's Gröblichste zu beleidigen und zu beschimpfen. Die Polizei schien anderswo beschäftigt zu sein, Niemand von den wenigen andern Spaziergängern wagte es, dem bewaffneten und unbewaffneten Pöbel seine Opfer zu entreißen, und Keiner wehrte es dem wüthenden Haufen, von Worten zu Handgreiflichkeiten überzugehen. Am meisten waren die beiden armen Mädchen zu bedauern, die alle Qualen der Hölle duldeten, bis endlich der muthige Retter und Ritter erschien. Der Baron, Herr L. v. P., kam den wild sich daher wälzenden Schaaren entgegen und stürzte sich, nachdem er die Sachlage erkannt, ohne Bedenken in die Mitte des Pöbels, ihn mit Drohworten und Stockschlägen auseinandertreibend. Der Pöbel, anfangs verblüfft, ließ von seinen Opfern ab, und diese eilten halb besinnungslos auf beflügelten Sohlen fort; — der Baron blieb allein in der Mitte der Wüthenden. Die Soldaten warfen sich mit gezogenen Säbeln, die Handwerksburschen mit ihren Knitteln auf den jungen tapfern Mann. Er wehrte sich nach besten Kräften, aber erhielt bald einen Säbelhieb über den Arm, der ihn kampfunfähig machte. Wer weiß, was nun das Schicksal des muthigen Schützers der Bedrängten gewesen wäre, wenn nicht endlich die Polizei herbeigeeilt wäre und die Uebelthäter verhaftet hätte! Wir haben allen Respect vor einem Adel der Gesinnung, der in solchen ritterlichen Thaten zur Erscheinung kommt. Die Verwundung des Barons soll gottlob nicht gefährlich sein.“

Die Verwundung des Barons war gottlob nicht gefährlich; machte dagegen einen ausgezeichneten Effect in der Stadt. Selbst die Tante Juliane konnte den „Juden“ nicht so widerstehen, wie sie wohl gemocht hätte; fast wider ihren Willen beschäftigte sie sich von Tag zu Tag mehr mit ihrem Neffen, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; sie wußte wirklich nicht mehr, „was sie von dem Burschen denken sollte.“

Acht Tage lang hatte Leon von Poppen mit seinem verwundeten Arm, indem er ihn in einer schwarzseidenen Binde spazieren

führte, Parade gemacht; als ihm am neunten das Freifräulein wieder begegnete.

Diesmal hielt der Neffe die Tante an, indem er ihr lachend den Weg vertrat und rief:

„Die beiden Israelitinnen waren reizend, chère tante — Philanthrop vom reinsten Wasser, ma tante! Auf Ehre, ganz allerliebste Mädchen; — hätte mich für die beiden Alten gewiß nicht auf den Altar der Humanität gelegt!"

„Weshalb sagen Sie mir das, Leon?"

„Weil ich noch weit entfernt von den höchsten Stufen der Vollkommenheit bin, gnädigste Tante. Ich habe die Ehre —"

Der Freiherr warf der alten Dame eine Kußhand zu und tänzelte davon; Juliane sah ihm wiederum nach, und dieses Mal noch viel nachdenklicher als das erste Mal.

„Der Junge ist wenigstens kein Heuchler!" sagte sie. Vierzehn Tage nach dieser Begegnung bat der Neffe die Tante in einem höchst komischen Briefe um ein Darlehen von hundert Friedrichsd'or, welches er mit einem kurzen Begleitschreiben erhielt, und welches er wieder acht Tage später persönlich zurückerstattete.

In kürzester Frist hatte somit der junge Diplomat die bedeutendsten Fortschritte gemacht, die größten Erfolge errungen; das Freifräulein gewann allmälig den Glauben an eine würdigere Fortdauer des Geschlechts derer von Poppen wieder, und in ihrer innersten Seele that ihr dieser Gedanke wohl.

Manche Stunde widmete sie den ernstesten Betrachtungen über ihren Neffen; — wie gern hätte sie ihr kleines Vermögen, ihre ganze Existenz geopfert, wenn sie dadurch den Stammhalter der alten Familie auf den rechten Weg hätte bringen können.

Manche Stunde widmete Leon den ernstesten Betrachtungen seiner selbst vor — dem Spiegel. Er frisirte sich à la bonhomme, er gab seinen Halsbinden ein unbeschreiblich solides Etwas — jeden Morgen legte er seiner ganzen Person ein Bruchtheil von Gesetztheit zu. Zu Anfang November hatte er sich vollständig das Aeußere eines jungen Doctors der Medicin, welcher eine große Praxis ahnt, dieselbe jedoch noch nicht hat, zugelegt. Er war bewunderungswürdig! Gewichtige alte Herren aus den maßgebenden Kreisen fingen an, seinen Gruß achtungsvoll zu erwiedern. Vornehme Mütter, deren Söhne noch auf den Pfaden der Sünde lustwandelten, blickten ihm mit geheimen Seufzern nach und beneideten die seligen Gefühle Victorine's von Poppen. Letztere befand sich in einem Zustande rathloser Verwirrung, welcher in der Sculptur nur durch einen offenen Mund und starre, weit geöffnete Augen ausgedrückt werden kann. Die Beglückwünschungen, welche ihr von allen Seiten zukamen, nahm sie aber fast wie Beileidsbezeugungen auf, und sie hatte Recht, da solch ein edler Sohn, solch ein reuiger Sünder durchaus nicht in die engen Kreise ihrer Anschauungen paßte. Was sollte sie mit „einem solchen Leon" anfangen? Was sollte sie seinen Anspielungen auf Verwandtenliebe, Juliane von Poppen, und dergleichen entgegensetzen?

Wahrlich, die Baronin Victorine war lange nicht so sehr zu beneiden, als manche der betrübten Mütter aus den höhern Ständen glaubte.

Aber was war dem Baron Hekuba? Der schlechte Sohn kümmerte sich wenig um die Migräne der Mutter; immer mehr, immer offener nahm er Partei für die Tante Juliane, und diese ging mit sich zu Rath, ob sie den umgewandelten Neffen zum Kaffee einladen könne, solle und — möge.

Wir werfen einen Blick nach der andern Häuserreihe der Kronenstraße!

Die jetzige Wohnung des Banquiers Wienand lag auf der Sonnenseite der Straße; aber sie war durch niedergelassene Vorhänge so dunkel als möglich gemacht. Wie das Feuer dem Tischler Tellering die Augen des Leibes genommen hatte, so hatte es dem Banquier die Augen des Geistes verdüstert; Keiner von Beiden konnte mehr das Licht ertragen.

Als wir den Banquier zum letzten Mal erblickten, war er ein kräftiger Mann; jetzt war er ein armer Idiot, der zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, stier vor sich hin sah und die Hände wie in großer Angst aneinanderrieb. Es ist ein schrecklich Ding, wenn Jemand in die fixe Idee sinkt, langsam verhungern zu müssen! Wie viele reiche, überreiche Leute sind schon in dieser unglückseligen Vorstellung zu Grunde gegangen? Es liegt eine unendlich bittere Ironie in diesem Spiel des Schicksals mit den Menschen.

Von Tag zu Tag hatte sich bei dem Banquier der Gedanke, daß er bankerott,

daß sein Name ehrlos sei, fester gesetzt. Da half kein vernünftiges Zureden, keine Aufforderung, sich zu fassen. Am liebsten möchte sich der arme Kranke in dem tiefsten Grund der Erde verbergen; wenn nicht auch da der Hungertod so schrecklich wäre. Wer kann die gräßlichen Fratzen und Gespenster verscheuchen, die aus allen Ecken und Winkeln hohnlachen? Niemand! Niemand!

Nun treibt die Angst, die Verzweiflung den Irrsinnigen auf. Er springt empor, er durchsucht das Gemach, das Haus, Abfall aller Art, Lumpen, Papierschnitzel, zerbrochenes Glas, Bindfadenstückchen rafft er auf und trägt sie zusammen. Seine Taschen strotzen von den verschiedenartigsten Dingen; er macht Schatzkammern, Vorrathskammern daraus; er hat einen Platz, wo er alles Gesammelte anhäuft, vor welchem er wacht, wie der Drache vor dem verzauberten Schatze. Wagt es nicht, Euch diesem Platze zu nähern; der Kranke würde Riesenstärke in der Vertheidigung desselben gewinnen; er würde Euch tödten, wenn Ihr die Hand danach ausstrecktet.

Der berühmte Banquier Wienand will auch nicht mehr essen. Wie Verschwendung, leichtsinnigste Vergeudung des letzten Nothpfennigs erscheint ihm Alles, was zum Leben nöthig ist. Harte Brotrinde und Wasser sind das Einzige, was er annimmt, und auch nach diesen greift er nur zitternd und im höchsten Hunger und Durst.

Was wäre aus der armen Helene Wienand geworden, wenn sie in Dunkelheit, Jammer und Elend nicht den Gedanken an den Schützling des Polizeischreibers Fiebiger, den Schüler des Sternsehers Ulex gehabt hätte?

Was wäre aus ihr geworden, wenn sie gewußt hätte, welche Pläne der Freiherr Leon von Poppen, gegenüber in dem großen altersschwarzen Hause, im Busen bewegte? Was wäre aus ihr geworden, wenn sie endlich gewußt hätte, wie unendlich günstig das Schicksal in diesem Augenblick auf die Pläne und Wünsche des trefflichen jungen Barons, der leider noch lange nicht der letzte seiner Art war, herablächelte?

Ja, der Baron Leon von Poppen hatte Aussichten auf Erfolg seiner Pläne. Wünschen wir ihm alles Glück dazu; denn was hilft's, wenn wir uns darüber ärgern oder gar grämen. Laissez-aller!

Einundzwanzigstes Capitel.

Große Krisis in Nummer Zwölf; — höchst tragisches Capitel. Der Polizeischreiber Fiebiger entdeckt etwas, was andere Leute längst wissen.

Der dichte Nebel eines dunkeln Vorwintermorgens lag schwer über der Stadt. Vor einer großen aufgeschlagenen Bibel saß der Sternseher Heinrich Ulex in seinem warmen Gemache und blickte ernst in die weißgraue Dämmerung, welche der neue Tag nicht hatte verscheuchen können. Es war ein Sonntagmorgen, und der Klang der Glocken, welche zur Kirche riefen, kam zum Ohr des gelehrten Greises, bei der schweren feuchten Luft, wie aus weitester Ferne. Man konnte fast nicht sagen, ob diese Tonwellen aus der Höhe nach der Tiefe, oder aus der Tiefe nach der Höhe rollten. Geheimnißvoller wie sonst sprachen die Glocken zu den Herzen der Menschen; es war als hätten sie mehr zu sagen und mehr zu verschweigen; ihr Klingen gab viel zu bedenken; die meisten Menschen dachten jedoch nicht sehr viel dabei. Der Sternseher Heinrich Ulex gehörte aber nicht zu Denjenigen, welche den Sonntagmorgen nur insoweit schätzten, als man an ihm ungestört einige Stunden länger schlafen kann. Er stand im Gegentheil an diesem Tage früher als gewöhnlich auf; die ersten Stunden desselben waren dem tiefsten Nachdenken gewidmet; er ließ sich höchst ungern darin stören, und verriegelte und verrammelte seine Wohnung wo möglich noch fester, als zu anderer Zeit.

Den wallenden Nebel schätzte er auch mehr als andere weniger phantasiebegabte Menschen. Er konnte Bilder darin aufbauen, Gestalten darin hervorzaubern, er konnte ihn formen, wie der Bildhauer den Thon, er konnte darauf zeichnen, wie der Maler auf der grauen Leinwand.

So saß er denn auch an diesem gegenwärtigen Sonntagmorgen, blätterte in dem weisheitvollen Buche, ließ die Poesie des sonnigen Orients im winterlichen Norden emporsteigen und verknüpfte die Sprüche und Erzählungen der jüdischen Seher und Propheten mit den Ereignissen, den Empfindungen, den Hoffnungen und Befürchtungen, den Freuden und Schmerzen des eigenen Daseins.

Wie der Nebel über die Dächer rollte, wie er sich ballte und löste, beobachtete er.

Jetzt war die weite schwarze Brandstätte ganz verdeckt und nur die nächste Nähe, in einen feuchten Schleier gehüllt, sichtbar; — jetzt tauchten in der Ferne die Baugerüste, die sich bereits hier und da wieder inmitten der Trümmerhaufen erhoben, auf, und traurig dunkel schimmerte der Grund durch den schwankenden Dunst.

Des Alten Seele war sehr häufig an diesem Morgen in der niedrigen Kammer des Meisters Johannes Tellering, dessen Tod man jetzt täglich, stündlich erwartete.

„Jetzt siehet man das Licht nicht, das in den Wolken helle leuchtet; wenn aber der Wind weht, so wird's klar," las er aus dem Buche Hiob.

Wieder blickte er in den Nebel und dachte an seinen Schüler Robert Wolf und wieder schlug er ein Blatt um und las:

„Die dicken Wolken scheiden sich, daß es hell werde, und durch den Nebel bricht das Licht. Er kehret die Wolken, wohin er will, daß sie schaffen Alles, was er ihnen gebeut, auf dem Erdboden, es sei über ein Geschlecht, oder über ein Land."

Lang schaute er wieder zu, wie der Dunst wogte und sich kurz vor seiner Verflüchtigung immer seltsamer gestaltete. Wieder las er:

„Alle Menschen hat er in der Hand, wie verschlossen, daß die Leute lernen, was er thun kann." Und bald dumpfer, bald heller klangen in das Sinnen des Greises die Glocken — Geisterstimmen, die aus der Höhe, die aus der Tiefe einander riefen. Wer wagte es, den Sternseher im jetzigen Augenblick zu stören?

Ein schnelles, wie aufgeregtes, ängstliches Klopfen ließ sich an der verriegelten Thür vernehmen und schreckte den Greis auf. Einige leise Runzeln erschienen auf seiner Stirn, als er sich erhob und gegen die Thür schritt. Sein Aerger legte sich freilich; aber seine Verwunderung stieg, als er den Polizeischreiber Friedrich Fiebiger athemlos vor sich sah. Auch der Schreiber brachte die Sonntagmorgen gern ganz still innerhalb seiner vier Pfähle zu und gab eingehüllt in Tabackswolken seinen innersten Gedanken Audienz, oder las, auf dem Sopha liegend, seine sehr verschiedenartigen Lieblingsschriftsteller. Der Sternseher hätte in dem Störenfried jeden Andern eher vermuthet, als seinen Freund Fritz. Nur ein wichtiges Ereigniß konnte denselben zu so ungewohnter Stunde zu dem Giebel des Gelehrten hinauftreiben; und Heinrich Ulex trat, nachdem er seine Thür geöffnet hatte, einen Schritt zurück und rief mit bewegter Stimme:

„Er hat es überstanden?! er ist todt?!"

„Wer?" fragte der Schreiber.

„Der Meister Johannes!"

Fiebiger schüttelte den Kopf, warf Hut und Stock von sich, sank auf einen Stuhl, legte die Hände auf die Kniee, blickte dem Sternseher einige Augenblicke hindurch komisch, verlegen, zweifelnd in's Gesicht, zog ein Büchlein, in blauem Sammt gebunden, mit silbernem Schnitt und Titel aus der Tasche, und rief aufspringend:

„Heinrich Ulex, bist Du am vierundzwanzigsten Juni dieses Jahres, Nachmittags um vier Uhr, durch die Musikantengasse gegangen, mit der Nachtmütze statt des Hutes auf dem Kopfe?"

Der Sternseher sah den Fragenden höchst verwundert an, ohne eine Antwort finden zu können.

„Erinnerst Du Dich des Factums, Ulex?"

„Ich — ich — gewiß nicht — mein Gott — was soll das heißen?"

„Hier steht es schwarz auf weiß, alter Knabe! Hier steht noch viel mehr über Dich, über mich, über das Freifräulein, über Gott, den Teufel, Himmel und Erde. Welch ein Weib! O Ulex, Ulex, Du auf Deinem Thurm hast keinen Begriff von den Dingen, welche eine edle Frauenseele in ihrem Tagebuche notiren kann. Und unser Robert — mein Robert Wolf — Himmel und Hölle, Heinrich Ulex — es ist heraus!"

Der Sternseher schlug seine Bibel zu und sagte:

„Ich verstehe Dich nicht, Friedrich. Was hast Du? Was sollen die Fragen? Was soll dieses Buch? Was ist heraus? Was ist mit Robert Wolf?"

„Er ist wieder verliebt!" rief der Polizeischreiber kläglich und setzte mit tragischem Ton hinzu: „Und ich rühmte mich meines scharfen Auges! Morgen werde ich mein Pensionirungsgesuch einreichen."

„Sprich weniger in Räthseln, so werde ich Dich verstehen," sagte der Gelehrte.

„Ja Räthsel, Räthsel!" rief der Schreiber, auf- und ablaufend. „Dich trifft's so gut wie mich. Du bist eben so blind gewesen, wie ich!"

Der Sternseher setzte sich in seinen hohen Lehnstuhl wie ein Mann, der Zeit hat zu warten.

„Blind! blind! blind! O Fiebiger, o Polizei und schwarzer Staar!“ sprudelte der Schreiber. „Verliebt — uns vor der Nase — Fräulein Wienand — Juliane — tausendfacher Maulwurf — o Ulex, Ulex!“

Der Sternseher rührte sich nicht in seinem Lehnstuhle; er wußte, daß die hochgehenden Wogen sich ihrerzeit beruhigen würden; er wartete mit Geduld.

„Die Hexe notirt es in ihren Memoiren; Julius Schminkert weiß es länger als lange —

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth —

schönes kindliches Gemüth — o Fiebiger, Fiebiger, geh' heim und laß Dich pensioniren!“

Wir wollen mit dem Sternseher in Geduld abwarten, bis sich der Polizeischreiber beruhigt hat, und während dieser Zeit dem Leser erzählen, was in der Nummer Zwölf der Musikantengasse vor diesem merkwürdigen Sonntagmorgen vorgegangen war.

Das kalte Wasserbad, welches dem declamirenden Künstler Julius Schminkert unter dem Kammerfenster Angelika Stibbe's zu Theil geworden war, hatte seine Liebe zu dem holden Kinde nicht im Mindesten abgekühlt. Die Wasserfluthen hatten sich gleichsam über ungelöschten Kalk ergossen; Schminkert's Seele zischte, kochte und dampfte. Der Schauspieler war in seinen jetzigen Plänen fast eben so beharrlich, wie der Freiherr von Poppen in den seinigen. Jeder von den Beiden hatte ja außer der künftigen Lebensgefährtin auch den Geldkasten des Schwiegerpapas in spe im Auge, und ein voller Geldkasten ist bekanntlich ein trefflicher Gesichtspunkt auf dem stürmischen Meere des Lebens. Die größte Hälfte der Menschen hält ihn für den besten, und behält ihn im Auge, wenn alle andern Leitsterne, Leuchtthürme, Feuerbaaken längst in die Wogen gesunken sind.

So lavirte denn Herr Julius seinem Ziel mit Ausdauer entgegen und ließ sich durch keinen ungünstigen Wind aus seinem Curs bringen. Er gewann so viel Geschmack an diesem Kreuzen, wie Leon von Poppen an dem seinigen. Man konnte Geschick und Wissen dabei zeigen, und beweisen, daß man kein dummer Teufel sei.

Fräulein Aurora Pogge suchte ihr Tagebuch nicht mehr — wie jener wohlaffectionirte römische Regent wünschte sie aber der ganzen Menschheit nur einen einzigen Kopf, um ihn mit einem einzigen Streiche abschlagen zu können. So lange sie die Hoffnung noch nicht verloren hatte, das köstliche Manuscript wiederzufinden, war sie ungemein vorsichtig, zurückhaltend und höflich im Umgange mit Jedermann gewesen; denn sie betrachtete Jeden, der ihr nahe kam, mit geheimer Angst. Nachdem sie die letzte Hoffnung aufgegeben hatte, das Buch mit den schnäbelnden Tauben zurückzuerhalten, änderte sich natürlich ihre Stimmung; sie gerieth in den Zustand stumpfster Gleichgiltigkeit gegen Alles, was die Welt denken, sagen und thun mochte. Sie heuchelte nicht mehr, sondern zeigte sich in ihrem eigensten Wesen. Die Herren Drönemeier und Rothzwang fanden die einst so gastfreundliche Thür jetzt fest verschlossen; es gab jetzt keinen Thee, keine Schokolade, keinen alten Madeira mehr für sie; sie segneten sich und stöhnten über das arme Schaf, das sich so plötzlich aus der Hürde verloren hatte.

Die Hausgenossenschaft vorzüglich fand oft Ursache zur Verwunderung über Fräulein Aurora Pogge. Niemand — sogar der Rentier Mäuseler nicht — Niemand entging ihren Wuthanfällen; ihre kreischende Stimme erschreckte zu jeder Zeit des Tages und der Nacht Alt und Jung. Mimi, die Katze, wurde immer magerer, ging eines Abends aus und — kam nicht wieder; es war ihr zu viel geworden. Hulda folgte der vierbeinigen Leidensgenossin und nahm eine Stelle in einer Privatheilanstalt für Irre an, sie hatte die Befähigung zur Ausfüllung eines solchen Platzes im Dienste Aurora's vollkommen erlangt. Das Fräulein kochte „sich selber,“ und schlang somit immer mehr Gift hinein. Der Rentier Mäuseler — kündigte ihr die Wohnung und zerbrach damit das letzte Band, welches Aurora der Hausgenossenschaft gegenüber noch fesselte.

Alle Register ihres Grimmes zog sie jetzt; Mäuseler, der Polizeischreiber, Robert Wolf, Schminkert, die Frau Krieg, die Familie Tellering, Monsieur Alphonse Stibbe, Fräulein Angelika Stibbe wurden auf gleich schreckliche Weise von der Erynnie angefallen. Der Augenblick, wo Julius Schmin-

kert Gebrauch von dem blauen Buche machen mußte, war gekommen. Die Götter hatten es in allgemeiner Rathsversammlung so beschlossen; Zeus der Vater hatte die ambrosischen Locken, nickend, geschüttelt; der grause Mars hatte sich zähnefletschend die Hände gerieben, Aphrodite die Liebliche hatte den Gürtel der Reize enger geschnallt und siegesfroh gelächelt

— pasci
Pugnando teneri volunt Amores,

wie Johannes Secundus eben so schön wie wahr sagt. Am Sonnabendmorgen schwang sich Iris, da Mercur's Flügelbrodequins eben beim Schuster waren, zur Erde nieder, und eine halbe Stunde später erschienen an den Ecken der Stadt riesengroße Zettel, welche das vergnügensuchende Publicum zum Maskenball und zu vorzüglichen warmen und kalten Speisen und Getränken in die Walhalla luden.

In das lauschende Ohr Julius Schminkert's flüsterte die Götterbotin; sie flüsterte in das Ohr Angelika Stibbe's. Und nicht lange, so flüsterten Julius und Angelika zusammen im Hausgange. Was hatte Iris in der Wohnung Aurora's zu suchen? Treppab schlich die rosen — näsige Bewohnerin des ersten Stocks und lauschte dem Gespräch des Jünglings und der Jungfrau.

So lauscht die Boa Constrictor, ehe sie sich vom Wipfel der Königspalme niederstürzt auf das unschuldige, kosende Gazellenpaar!

„Ich will Euch! .... jetzt soll's zu Ende kommen!" flüsterte Fräulein Aurora Pogge, als sie, ihre Pantoffeln in der Hand tragend, wieder treppauf schlich.

Es kam zu einem Ende; aber zu einem andern, als das hohnlächelnde Mitglied des bessern sanften Geschlechts sich vorgestellt hatte.

Julius Schminkert und Angelika Stibbe besuchten den Ball in der Walhalla, ohne eine Ahnung des düster über ihren leichtsinnigen Häuptern sich zusammenziehenden Gewitters. Sie tanzten, ohne, wie die französische Gesellschaft, zu wissen, daß sie auf einem Vulcan tanzten. Wie Louise Millerin genoß Angelika die Limonade, die ihr Julius präsentirte — Wehe Euch Unglücklichen, vergiftet war der kühlende Trank! Julius Schminkert im Costüm des Grafen Almaviva war ein Cavalier, wie ihn Angelika sich nicht eleganter wünschen konnte. Die Tochter Don Alphonso Stibbelino's als Sonnenjungfrau war unwiderstehlich, widerstand aber auch selbst nicht den schmeichelnden, überredenden, überzeugenden Betheuerungen des Conte Julio. Nach dem siebenten Walzer war das Paar einig, und Julius Schminkert schlug der Geliebten, der Verlobten vor, in Compagnie ein Parfümeriegeschäft zu etabliren und zwischen Seife, Wohlgerüchen, Haar- und Schönheitstincturen ein wonniges, seliges, sonniges Liebesleben zu führen.

Wer klopfte in nächtlicher Stunde an die Thür der Schlafkammer des schlummernden Vaters, der jetzt in seinen Träumen nicht mehr angstvoll dem Baron Schleifenbein, sondern fast noch angstvoller einem neuen Schuldner, dem Kammergerichtsassessor Beutler nachjagte —? Drückte den juristischen Stutzer die Last seiner Schuld so sehr, daß er sie jetzt in der ersten Stunde nach Mitternacht von der Seele wälzen wollte? ... Nein! Fräulein Aurora Pogge's knöcherner Finger weckte den Schneider, daß er den imaginären Rockkragen des Kammergerichtsassessors losließ, sich jählings im Bett aufrichtete und hastig fragte:

„Was gibt's? Was ist's? Wer ist da?"

Und eine Stimme drang durch das Schlüsselloch, so scharf und schrill, wie ein Zugwind, der es auf einen hohlen Zahn abgesehen hat.

„Stibbe, wenn ich in Ihrer Stelle wäre, so sähe ich einmal von Zeit zu Zeit nach, ob die hochnäsige naseweise Gans meine Tochter im Bette sei."

„Was?! wer ist das? Sind Sie es, Fräulein Pogge? Wo soll meine Tochter sein?"

„Nicht auf dem Walhallaballe, Sie alter Narr!" antwortete die Zugwindstimme. „Der Schauspieler, der Vagabond vom Hahnebalken ist auch nicht zu Hause. Stibbe, in Ihrer Stelle guckte ich von Zeit zu Zeit einmal unvermuthet in meiner Tochter Bett."

„Tonnerre!" fluchte der Tailleur de Paris; aus dem Bette springend, und nach dem Feuerzeug greifend: „Fräulein, ich bitte Sie —"

Aber die Stimme wurde nicht mehr gehört. Als der unglückliche Vater den Kopf aus der Thür steckte, war auch Nichts zu

sehen; weder eine Katze, noch ein Drache, noch Fräulein Aurora Pogge. Im ersten Stock aber knarrte eine Thür und ließ sich ein mühsam unterdrücktes Hohngelächter vernehmen.

Im tiefsten Negligee hielt der edle Vater die Lampe über das Lager der unglückseligen Tochter; und stieß einen wahren Theaterschrei aus, als er das leere Nest erblickte. Sollte er jetzt nach der Walhalla stürzen und sein sündiges Kind aus dem üppigen Kreise der Freude reißen, um es in den tiefsten Schlund der zähneklappernden Schmach hinabzuschleudern? Non! zu großer Scandal! Impossible!

Der zürnende Vater vervollständigte rachedürstend seine Toilette und legte sich auf die Lauer, bewaffnet mit einem Stock, der an Wucht und Elasticität selbst für Aurora Pogge kaum etwas zu wünschen übrig gelassen hätte. Die langsamen Stundenschläge zählte der Greis in schauerlicher Aufregung den Kirchuhren nach. Eins, zwei — drei — — vier — — — fünf! Sein Zorn wuchs, je mehr die Nacht wich, je näher der Morgen kam.

„Da sind sie! — jetzt!“ ächzte er, wenn ein Tritt unter dem Fenster erschallte. Krampfhaft umspannte er den Stab Wehe!

„Wieder nicht!“ seufzte er in ohnmächtiger Wuth. „O die Dirne, die unverschämte Diablesse!“

Er bereitete ein Glas Punsch, um sich warm und seine Wuth heiß zu erhalten.

Um ein Viertel nach Fünf kamen — sie! Sie kamen durch einen leisen Regen, dicht aneinandergedrängt — ganz Paul und Virginie. Der Arm des Jünglings umschlang die Jungfrau aber kaum so fest, wie die Hand des Vaters der Jungfrau das hispanische Rohr. Sie konnten anfangs das Schlüsselloch nicht finden; es war, als habe selbst der Hausschlüssel eine Ahnung davon, daß Jemand hinter der Thür stehe und warte.

Sie fanden endlich das Schlüsselloch und traten auf den Zehen ein; ein lautes Wehgeschrei und wildes Gefluche war die unmittelbare Folge davon. Der Stock war überall da, wo sie ihn nicht vermutheten; er hüpfte und sprang, als sei er mit Leben, Verstand und Vernunft begabt; die schmerzenhaftesten Stellen suchte er sich aus, und Geschrei und Fluchen waren sehr schlechte Schutzmittel gegen ihn. Das Wehegeheul der Liebenden weckte aber das ganze Haus, und bis auf Fräulein Aurora Pogge glaubte Jedermann wieder, es brenne abermals, und das Haus stehe bereits in hellen lichten Flammen.

Auf den Wahlplatz stürzten die Bewohner der Nummer Zwölf, und von jetzt an können wir die Fortsetzung des Berichtes wieder in die guten Hände des Polizeischreibers Fiebiger legen. Er wohnte den fernern Verwicklungen und der schließlichen Lösung bei, und weiß gut zu erzählen.

„Du hast wirklich nichts, gar nichts von dem Spectakel gehört, Ulex?“

Der Sternseher schüttelte den Kopf.

„Das wundert mich. Der Lärm war großartig und gewiß eine Stunde weit zu hören. Im hohen Discant kreischte der Schneider, die Tochter flötete wie eine Nachtigall, der ein Mehlwurm in die unrechte Kehle gekommen ist; im sonorsten Tragödienpathos fluchte und perorirte Julius Schminkert dazwischen. Der Schneider hatte sich auf die beiden jungen Leute gestürzt, wie der Bock auf die Haferkiste. Es gab heillose Schläge, und trotz meiner Stellung als Mann der allgemeinen Ordnung und Ruhe fühlte ich mich nicht bewogen, der Wuth des Tailleurs Einhalt zu thun. Schade um jeden Schlag, welcher nebenaus ging! Es war übrigens ein vollständiges Lustspiel im Augenblick der Krisis. Alle Figuren, welche Thalia in's Feld zu führen pflegt, waren vorhanden: der gekränkte Vater, die Schöne, der Liebhaber, die böse Nachbarin, der mürrische Nachbar, der gleichgiltige Nachbar sammt dem Chor der dienenden Geister. Lustig wirbelte das Alles durcheinander, und als der Liebhaber dem zürnenden Papa endlich den Stock entriß, faßte Stibbe den Hausherrn und rief alle Strafen des Himmels und der Erde — als Schneider sagte er nicht: der Hölle — auf ihn herab, wenn er den Störenfried und Don Juan Julius nicht auf der Stelle aus dem Hause werfe. Auf die Augen des Fräuleins Pogge fuhr die liebende Tochter mit ausgespreizten Fingern zu, und bald sollte ich erfahren, daß es höchst wünschenswerth gewesen wäre, wenn die schöne Angelika der Megäre die Sehorgane ausgekratzt hätte. Leider legten wir uns in's Mittel und retteten das Geschöpf vor ewiger Blindheit. Ich bewunderte den Schauspieler. Er hatte sich auf das Treppengeländer geschwungen

und sah jetzt aus der Höhe ungemein kaltblütig auf das Getümmel der Parteien herab; er ließ die Geister aufeinanderplatzen und schien durch kurze pikante Bemerkungen die Leidenschaften noch mehr steigern zu wollen. Der Schlingel wußte, daß er das Mittel habe, die hochschlagenden Flammen zu besänftigen; er hatte dieses himmelblaue Büchlein in der Tasche und zog es hervor, als der Lärm den höchsten Grad erreicht zu haben schien. Silentium! rief er mit königlichem Pathos; alle Blicke wendeten sich auf ihn, und Fräulein Aurora Pogge stieß einen Schrei aus, wie ich ihn noch nie gehört hatte und nimmer wieder hören werde. Auf den Schauspieler wollte sie sich stürzen; aber dieser schrie, das blaue Buch schwingend: Haltet sie! Laßt sie nicht heran! Es gibt einen Mord! Halten Sie sie, Stibbe! Mäuseler, packen Sie zu. Wir griffen Alle zu, und Fräulein Pogge fiel in Ohnmacht. Silentium! wiederholte Julius Schminkert und hielt darauf ungefähr folgende Rede: Verehrungswürdige Anwesende beiderlei Geschlechts, süßeste Geliebte meiner Seele, Sie, Stibbe, theurer Mann, den ich bald Schwiegerpapa zu nennen hoffe; Sie, Mäuseler, edler Besitzer dieses Grund und Bodens; Sie Herr Polizei — — erlauben Sie mir, daß ich bereits zu Anfang dessen, was ich zu sagen habe, einige Thränen der Rührung vergieße. O Angelika, möge diese feierliche Stunde unser Geschick entscheiden — Angelika, ich liebe Dich — hört es Alle! Monsieur Alphonse Stibbe, ich habe von einer Tante achthundert Thaler geerbt und halte hiermit feierlich um die Hand Ihrer Tochter an! — Der kleine Schneider im fliegenden hellgrünen Schlafrock wollte wie ein erboster Grashüpfer gegen den Redner anspringen; aber dieser wies ihn mit einer imposanten Handbewegung zurück und fuhr fort, während Aurora Pogge in meinen Armen langsam das Bewußtsein wiedererlangte: Meine Herren und Damen, wer kennt die süßen Triebe nicht? wessen Herz ist so ausgebrannt, daß kein Flämmchen mehr daraus hervorzuckt, sei es auch nur dem letzten Aufflammen des Rums an einem Plumpudding vergleichbar!? Meine Herren, ich liebe mit der vollen Dampfkraft der Jugend diese hier gegenwärtige Jungfrau, Angelika Stibbe; ich werde sie heirathen mit dem Willen des Geschicks, gegen den Willen desselben! Der Schauspieler warf einen Blick über die Versammlung der Hausgenossen, hob das blaue Buch, blätterte darin und fuhr fort: Wie aus diesem Manuscript (Fräulein Pogge wand sich wie ein Aal, dem lebend die Haut abgezogen wird), wie aus diesem Manuscript hervorgeht, hat hier gegenwärtige reife Jungfrau, Fräulein Aurora Pogge, ihr Auge und ihr Herz auf hier ebenfalls gegenwärtigen Jüngling, Herrn Rentier Mäuseler, geworfen und will ihn heirathen mit seinem Willen, gegen seinen Willen. Der Redner machte lächelnd eine Pause, der Rentier sah sehr erschrocken und eselhaft aus; Aurora fiel scheinbar abermals in Ohnmacht. In dem himmelblauen Buche blätternd, sprach Julius Schminkert mit erhöhter Stimme: Pagina hundertundsechs beweist, daß Herr Alphonse Stibbe, Wittwer von Karoline Stibbe, geborene Triller, ebenfalls bereit ist, das sanfte Joch der Ehe sich wieder aufzuladen. Gegenüber — der Schneider hing plötzlich am Halse des Declamators und drückte ihm hastig die Kehle zu. Die schöne Angelika schlug die Hände mit lautem Geschrei zusammen: Steht das da, Julius? O Himmel, steht das da? Na Papa?! Ich erwürge Dich, wenn Du den Mund nicht hältst, flüsterte der Schneider dem zukünftigen Schwiegersohn in's Ohr, und dieser nickte lachend: Ruhig Papa; es steht hier noch manches Andere über Sie geschrieben. Und Julius Schminkert fing jetzt an, wirklich Bruchstücke der Memoiren des Fräuleins Aurora Pogge uns vorzutragen. Ein allgemeines Wuth- und Rachegeschrei brach unter den Hausgenossen los; selbst mir sträubten sich die Haare in die Höhe. Ulex, dieses Weib ist bewunderungswürdig — eine geistige Gesche Gottfried, eine moralische Giftmischerin vom reinsten Wasser, reinste aqua toffana. Ueber uns Alle ging es her, wir konnten kaum Athem schöpfen unter dem schmutzigen Strom, der sich über uns ergoß. Der Schneider fiel dem Schauspieler weinend um den Hals: Und Du, mein Junge, hast das Scheusal enthüllt? Ja, Du sollst mein Kind haben — o dieser Satan! diese Teufelin! Jetzt war's wirklich Zeit, daß ich eingriff; man hätte die Schriftstellerin sonst in Stücke zerrissen; laut schreiend floh sie die Treppe hinauf, und ich und Robert deckten unten an der Treppe ihren Rückzug. Ihr nach wollte

der Zorn der Empörten, der Gekränkten, Verlästerten. Laßt uns durch! schrie der Schauspieler. Durch! durch! ihr nach! schrien die Andern in allen Tonarten; aber wir hielten gut und trieben den Ansturm zurück. Bahn frei, natürlicher Sohn der Polizei, rief Schminkert unsern Robert an, und setzte hinzu: Sie sollten doch auch Partei für uns nehmen, Wolf. Vivat Helene Wienand, Pagina Zweihundertdreizehn. Was soll Helene Wienand? fragte ich erstaunt, und der Schauspieler antwortete lachend: Fragt nur diesen Jüngling aus dem provincialen Urwalde selber, Fiebiger. Hurrah, Sturm, Sturm! Vorwärts, Schwiegerpapa! Schlagt ihr die Thür ein, heraus mit ihr aus dem Hause. En avant, Mäuseler. Marsch, marsch, trarrara! Hinaus mit ihr auf die Straße! Ich faßte den Tollkopf an den Schultern, und fragte ihn ernstlich, was er mit seinen Worten über das Fräulein Wienand gemeint habe; es war aber unmöglich, in diesem Augenblick von ihm Näheres zu erfahren."

„Und Robert?" fragte der Sternseher.

„Ja Robert. O Du hättest den Jungen sehen sollen! Erstarrt stand er, roth und bleich wurde er abwechselnd, zuletzt so todtenbleich, daß ich fast Furcht bekam. Glücklicherweise fing ich seine Faust, die eben den Schauspieler niederschlagen wollte, auf. Ich ließ die Andern ihre Angelegenheiten mit Fräulein Pogge allein ausmachen und zog meinen Zögling die Treppen hinauf. Er ließ sich willenlos führen und —"

„Und?!" fragte der Sternseher.

„Und ich erfuhr, daß Julius Schminkert, daß das Tagebuch Aurora's Recht habe!" antwortete der Schreiber, kläglich die Hände faltend. „Was sollen wir nun mit ihm anfangen, Ulex?"

„Erzähle mir Dein Gespräch mit dem Knaben; ich werde Dir dann meine Meinung sagen."

„Der arme Junge," seufzte Fiebiger, „eben haben wir ihn aus dem Regen glücklich in's Trockene gebracht, so geräth er unter die Traufe, in des Wortes verwegenster Bedeutung. Wie ein Oelgötze stand der arme Sünder da und beichtete, was er zu beichten hatte. Es war nicht viel; aber es war genug, übergenug für mich. Ich schüttle den Erstarrten; aber es kostet Mühe und Zeit, ehe er meine Fragen beantwortet. Endlich faßte er wild meine Hände, so daß ich noch jetzt blaue Flecke davon aufzuweisen habe. Unten im Hause vor der verriegelten Thür Aurora Pogge's singt die wüthende Hausgenossenschaft dumpf den Chor der Rächenden aus Lucretia:

Deine Wuth riß aus liebenden Armen
Meinen Ohm Appian ohn' Erbarmen!

Schauerlich klingt die Weise herauf, und Robert Wolf ringt die Hände: „Was soll ich sagen? ich weiß es nicht, ich habe es nicht gewußt; o Gott, ich wußte es ja selber nicht; wer hat es ihnen gesagt? — Er bittet mich, ihn fortzuschicken — grade wie damals — ich soll ihn ziehen lassen in seine Heimath, ruft er, und ich habe alle Noth, ihn nur etwas zur Ruhe zu bringen. Es ist so, Heinrich Ulex, die armen Kinder haben sich öfters gesehen und gesprochen, als für ihre Ruhe gut war. Diesmal aber hat die Liebe den albernen Jungen auf eine andere Art gepackt. Die Geschichte mit Eva Dornbluth ist gar nichts dagegen. Er hat wieder merkwürdig unruhige Tage und Nächte hingebracht; — daher seine Zerstreutheit —"

„Sein Mißbrauch meiner Fernröhre!" warf der Sternseher ein.

„Daher sein Maulaufsperren, sein Aufschrecken bei jeder unvermutheten Anrede! Ich habe dem Schauspieler dies himmelblaue Buch abgenommen, es steht Mancherlei über das neue Verhältniß darin; aber Julius Schminkert selbst wußte doch noch mehr. Der Narr hat schärfere Augen gehabt als wir Alten. O Himmel, Heinrich Ulex, wie sind wir hinter das Licht geführt! Der Junge liegt jetzt auf meinem Sopha und hat das Gesicht in den Händen vergraben; Ludwig Tellering ist heute Morgen auch auf meiner Stube gewesen; auch Der hat mehr gesehen, als wir alten klugen Leute. O Heinrich, Heinrich, ich hatte die beste Hoffnung, aus meinem Knaben einen gescheiten behaglichen Hagestolz zu machen. Nun ist die Hoffnung in's Wasser gefallen, und der Teufel mag sie wieder herauffischen. Zum Teufel; der Narr hat doch schon ein gut Stück vom Weibervolk kennen gelernt! Oh, oh, oh Heinrich Ulex, was fangen wir mit dem Jungen jetzt an?"

Der Sternseher sah in den Nebel, der jetzt bedeutend sich gelichtet hatte; er sah nach der Decke, sah auf den Boden, sah

höchst bedenklich seinen Freund an. Den Kopf schüttelte er und sprach endlich:

„Wir wollen das Fräulein von Poppen fragen. Ich werde zu ihr gehen."

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Lebendigen wandeln in Unruhe; — der Tod guckt in das Buch.

Der Polizeischreiber schlug sich vor die Stirn, wie Jemand, dem ein großes Licht aufgeht.

„Das ist das Richtige, Heinrich!" rief er. „Geh zu ihr; die Geschichte geht sie fast noch mehr als uns an. Sag' ihr, sie solle die Kleine tüchtig in's Gebet nehmen. Was hat das Mädchen meinem armen Jungen in den Weg zu laufen — o diese Weiber, diese Weiber!"

Der Polizeischreiber machte seinem Herzen noch lange in ähnlicher Weise Luft; der Astronom aber machte Toilette, und das war nichts Geringes für ihn. Er schwitzte jedesmal Angstschweiß dabei, suchte stundenlang Dinge, die er bereits um und an sich hatte; und stieg zuletzt doch die Treppe mit dem Gefühl herunter, daß trotz aller angewandter Mühe, noch nicht Alles in Ordnung sei. Weshalb wären auch sonst so viel Leute stehen geblieben, um ihm nachzublicken?

Je mehr der Sternseher sich in den Gassen fürchtete, desto gemessener, feierlicher, würdiger wurde sein Schritt. „Welch ein Pedant!" sagten die Leute, die ihm begegneten und ihn nicht kannten. „Welch eine treffliche Bühnenfigur!" sagte der Localpossendichter, „den Mann werde ich studiren und gut verwenden!" Er hielt nur halb Wort; freilich studirte er den komischen Kauz, aber er brachte ihn nicht auf die Bühne; tief zog er den Hut ab, wenn er und Heinrich Ulex später sich wieder begegneten. Komisch, possenhaft war der Mann doch nicht zu verwerthen.

Nach elf Uhr erreichte der Gelehrte die Wohnung des Freifräuleins, die in einem durchaus nicht vornehmen Stadtviertel lag. In der Schulstraße wohnte Juliane zu ebener Erde in einem Eckhause, dessen Fenster zum Theil auf einen wimmelnden Gemüsemarkt sahen, und die Zimmer boten einen ganz andern Anblick dar, als die der Baronin Victorine in der Kronenstraße. Die kleine, lahme, cynische Philosophin hielt nicht viel auf weiche Divans, Fauteuils und Teppiche; aber sie liebte schöne Gemälde und Kupferstiche und hatte ihre Wände reichlich damit geschmückt. Seltsamerweise schien das Freifräulein vorzüglich eine Vorliebe für die Riedinger'schen Thier- und Jagdstücke zu haben; sie besaß deren eine große Anzahl, und hatte ihnen in reichen Goldrahmen fast überall die Ehrenplätze angewiesen. Das alte Junkerblut und der Winzelwald konnten sich nicht verleugnen.

Es gab im Haushalt des Freifräuleins keine schnippische Lisette, keinen gespreizten gallonirten Baptiste. Ein kleines Mädchen, welches Juliane aus einer Armenschule zu sich genommen hatte, öffnete dem Sternseher die Thür und sagte:

„'S Fräulein ist drin' mit'n Herrn."

Ulex klopfte nochmals leise an eine zweite Thür, und diesmal öffnete das Fräulein selbst, trat aber einen Schritt zurück, als es den alten Freund erblickte.

„Ulex?! um des Himmels willen, wie kommen Sie, — was ist geschehen? Ist der Giebel eingefallen? Ist etwas mit der Sonne passirt? Herein mit Euch, Mann, — was treibt Euch hierher?"

In's Zimmer wurde der Greis gezogen, auf einen Stuhl wurde er gedrückt, der Hut wurde ihm abgenommen, ehe er zu Athem gekommen, ehe er seiner Verwirrung Herr geworden war.

Ein anderer jüngerer Herr hatte sich von einem andern Stuhl erhoben.

„Mein Neffe, Leon von Poppen," sagte das Fräulein vorstellend. „Herr Ulex, mein alter Freund." Beide verbeugten sich voreinander und Leon dachte: „Bien, den Burschen hätt ich schon längst gern gekannt." Laut sagte er: „Sehr erfreut, Ihnen die Hand drücken zu können, Herr Doctor; —"

„Es ist eine große Ehre für Sie, mein Neveu!" sagte das Freifräulein. „Nun, Ulex, reden Sie; was ist geschehen? Es muß etwas Außergewöhnliches sein."

Wäre der gelehrte Mann, der weise Beobachter der Sterne nicht solch ein altes Kind gewesen; er würde sich gewiß zweimal bedacht haben, ehe er in Gegenwart Leon's von Poppen das ausgesprochen hätte, was ihn durch die Gassen trieb, was ihn zu der alten Freundin führte. Aber Heinrich Ulex bedachte sich nicht; er verstand es nicht, etwas zu verbergen, wenn er sich der Tochter des

Poppenhofes, der Elfin des Winzelwaldes gegenüber befand. Er hatte keine Ahnung, daß der Bericht dieser einfachen Liebesgeschichte den ernsthaften, bescheidenen, jungen Mann, den Neffen seiner Freundin, so sehr interessiren könne.

Unter der Maske lächelnder Gleichgiltigkeit verbarg Leon von Poppen seine Verwunderung:

„Höchst originell, überraschend merkwürdig!“ dachte er. „Diese Wölfe scheinen prädestinirt zu sein, mich überall zu contrecarriren. Dieser Lümmel vorzüglich; — ausgezeichnet — Eva — Fräulein Helene Wienand! Per bacco, der Einfall dieses Einfaltspinsels und übergeschnappten Professors, jetzt hierher zu kommen, um bei ma tante Vortrag zu halten, ist anerkennungswerth! nicht zu bezahlen, auf Ehre! Werde aber doch den Bauerjungen schärfer im Auge behalten und meine kleine Zukünftige auch nicht vergessen.“

Hoch auf horchte das Freifräulein, als es die große Neuigkeit vernahm, bedeutend mehr Priesen als sonst nahm sie, und ihre Nasenspitze rieb und behandelte sie so, als sei dieselbe durchaus nicht ihr Eigenthum. Dagegen unterbrach sie, ganz gegen die Gewohnheit der Weiber, die Erzählung des Alten nicht; sondern nahm erst das Wort, nachdem der Berichterstatter mit einem Gestus, welcher bedeuten konnte: so, gottlob, meine Seele ist die Last los — athmend das Kinn auf seinen Stockknopf stützte.

Nun hob das Fräulein die kluge, spitze rothgeriebene Nase, trommelte auf der Dose und rief:

„Das ist freilich eine tolle Nachricht, die Ihr mir bringt, Ulex. Ei, ei, also das ist's?!“

In ein tiefes nachdenkliches Schweigen versank Juliane von Poppen; der Sternseher rührte sich nicht, Herr Leon von Poppen betrachtete mit ungeheurer Aufmerksamkeit einen Kupferstich, auf welchem ein Fuchs geduckt einen Hühnerstall umschlich:

„Höchst angenehme Situation für einen im Geheimen Liebenden — une école! Man kann doch immer etwas lernen.“

Wieder aufschauend sprach das Freifräulein:

„Also das ist's! Na, Gott sei Dank, Ulex; es hätte schlimmer sein können. Daß meinem Pflegekinde außer der Sorge um den närrischen Vater noch etwas Anderes auf dem Herzen lag, habe ich längst gemerkt; — dies freilich ahnte ich nicht. Wir wollen jetzt nicht weiter darüber reden, Ulex; mein Neffe dort würde sich zu sehr langweilen. Erwartet mich heute Abend zur gewohnten Stunde auf Eurem Thurm, Alter. Wir haben den Schreiber zu unserer Berathschlagung ebenfalls nöthig; — übrigens macht Euch keine unnöthigen Sorgen, Ulex; wir wollen den Kindern schon die Köpfe zurechtsetzen.“

Der Sternseher nahm Abschied von der alten Freundin und ging auf möglichst menschenleeren und verborgenen Pfaden nach Haus. Auch der Baron von Poppen verabschiedete sich von der Tante, und diese sagte bei seinem Weggehn:

„Haltet Euch gut, Poppen; ein Narr seid Ihr und bleibt Ihr; aber ich glaube fast, es steckt doch noch ein Keim zu einem anständigen Menschen in Euch.“

„Dank für die gute Meinung, theuerste Tante,“ lachte Leon, der alten Dame die Hand küssend. „Man sieht doch wenigstens, daß Sie den Glauben an die Menschheit noch nicht verloren haben. A revoir.“

Damit ging auch der Baron und legte sich im Zimmer seiner Mutter hinter der Gardine auf die Lauer; aber er bekam nicht einmal den Schatten Helene's zu Gesichte. Gegen vier Uhr Nachmittags seufzte er:

„Mama!“

„Was gibt es, Leon, Du böses Kind?“

„Mama, da macht so eben ma chère tante unserm liebenswürdigen Vis à vis die gewohnte Visite; darf ich ihr eine Kußhand zuwerfen?“ Im Geheimen setzte er hinzu: „Könnte ich doch die alte Schachtel begleiten!“

Victorine de Poppen, née de Zieger, welche bis dahin auf ihrem Divan im gewohnten apathischen Halbschlummer gelegen hatte, richtete sich höchst lebendig, aufgeregt, entrüstet auf die Interpellation des Sohnes hin in die Höhe:

„Leon, ich verbitte mir jetzt ganz ernstlich diese gräßliche Art, in welcher Du mir seit Deiner sogenannten Umwandlung jeden ruhigen Augenblick verdirbst. Was gehen mich die Leute drüben an? Du scheinst seit einiger Zeit ordentlich Buch über ihr Thun und Lassen zu führen. Und die Person — ich sage Dir Leon, wenn Du Deine arme

unglückliche Mutter in ein frühzeitiges Grab stürzen willst, so setze diese seit Kurzem von Dir angenommene abscheuliche Weise fort, und ärgere mich durch Erwähnung ihres Namens. Leon, Leon, trotz Deiner miraculeusen Besserung machst Du mir doch Kummer genug; Frau von Flöte —"

Diesmal war an dem vortrefflichen Freiherrn die Reihe, sich die Nennung dieses Namens höflichst zu verbitten. Der junge Mann fühlte sich, nachdem er von dem Besuch bei der Tante zurückgekehrt war, wieder einmal recht hinfällig an Körper und Geist. Es gab einen Augenblick, in welchem er beschloß, seinen so energisch aufgegriffenen Plan fallen zu lassen; aber eine lichte Gestalt, ein Schein, der drüben an den Fenstern des Banquiers Wienand hinglitt, litt das nicht. Herr Leon von Poppen mußte weiter auf der so kühn beschrittenen Bahn, trotz Kopfweh, Nervenzucken und Rheumatismus. Es war nicht zu prätendiren, daß der Baron in der Nacht, welche auf diesen merkwürdigen Sonntag folgte, von Lydda von Flöte anders träumte als von einer Hexe, die auf einem Heirathscontract in viel lieblichere Traumbilder störend hereingaloppirte; während Robert Wolf und Eva Dornbluth mit einem tollen indianischen Kriegstanz um das Bett des Freiherrn sich belustigten.

Der arme Robert Wolf! er dachte nicht im Mindesten daran, Herrn Leon von Poppen irgendwie weder geistig noch körperlich zu belästigen. Auf der Stube des Polizeischreibers gab er sich selbst den wildesten, schwärzesten Phantasien hin, und den Schlüssel zur Stube hatte der Polizeischreiber vorsichtig ausgezogen und in die Tasche geschoben, ehe er seine Wohnung verließ, um sich zu der verabredeten Zusammenkunft auf dem Observatorium des Sternsehers zu verfügen.

Im Erker des Nikolausklosters aber sagte Juliane von Poppen:

„Ich habe Alles reiflich überlegt, Ihr Herren. Ich werde meinem Kinde nicht auseinandersetzen, welche Entdeckung wir gemacht haben. Die Tage des armen Herzens sind finster genug geworden; es ist kaum zu glauben, was es um den Vater leidet. Vielleicht ist es ein hohes Glück, daß diese erste Neigung dem Kinde grade jetzt gesendet wurde. Wir dürfen keinesfalls mit zu harter Hand darein greifen. Wir wollen der armen Helene diesen blauen Fleck am dunkeln Himmel so lange als möglich lassen; und wenn wir auch schärfer Wacht halten, wie bisher, so wollen wir es ihr doch nicht merken lassen. Den Jungen, den Schlingel, könnt Ihr freilich schon härter anpacken, Fiebiger. Redet ihm in's Gewissen, Alter. Erinnert ihn an die Schauspielerin; es schadet gar nichts, wenn Ihr ihm den leichten Sinn ein wenig niederdrückt. Robert ist noch sehr jung; man hat mit seinem Herzen gespielt, nun soll er nicht mit dem meines Kindes spielen dürfen. Laßt ihn tüchtig arbeiten, laßt ihn lernen, legt ihm eine eiserne Hand auf den Kopf und zeigt ihm jetzt das Leben so nüchtern als möglich. Wenn in dieser Neigung die rechte Kraft ist, so wird er den Kopf schon wieder aufrichten, und die Zukunft wird das Dienliche bringen! Wir wollen uns nicht zu viel Sorge darüber machen. Wann denkt Ihr den Knaben aus Eurer Schule entlassen zu können, Ulex?"

„Ich hoffe, daß wir ihn im nächsten Frühjahr zur Universität senden können," antwortete der Sternseher.

„Vortrefflich! das paßt ganz. So habt denn gute Acht auf den Knaben, Ihr Herren; für das Mädchen will ich schon sorgen. —"

Als Friedrich Fiebiger und Juliane von Poppen vom Thurm des Sternsehers niedergestiegen und in den Klosterhof getreten waren, war der erste Schnee des Winters gefallen, und über die Stadt und weit über alles Land lag die weiße Decke gebreitet. Stumm gingen die beiden alten Leute nebeneinander, man hörte ihre Schritte nicht, weder auf dem Hofe von Sanct Nikolaus, noch in der Straße, noch in dem Hofe von Nummer Zwölf in der Musikantengasse. Sie sahen noch einmal in die Wohnung des Tischlers Johannes Tellering, sie beugten sich still über das Lager des Kranken. Hinter ihnen her war verhüllt ein Anderer, noch lautloseren Schrittes, gegangen; er stand auch jetzt hinter ihnen und blickte ihnen über die Schultern, und schüttelte wie sie den Kopf. Alle in dem dämmerigen Gemach ahnten seine Gegenwart und schauderten — — Johannes Tellering sollte nun nicht lange mehr leiden.

Als Juliane und der Schreiber aus der Hofwohnung wieder in's Freie getreten waren und mit vollen Zügen die frische Luft geathmet hatten, sagte das Freifräulein:

„Wie wunderlich, wunderlich — wie Herzen ihre Hoffnungen da aufbauen, wo eben so viele Hoffnungen zu Grunde gehen; — o Fritz, es muß doch eine tüchtige Lebenskraft in der Welt stecken! — — —“

Noch einmal sahen sich Robert und Helene am Bette des Meister Johannes, und das war gut; dann endete das Leben des alten Handwerksmannes, und das war auch gut. Nun lag der wackere Kämpfer ausgestreckt, still auf seinem Lager; er hatte Ruhe — es war, als spiele ein Lächeln des Triumphes um die bleichen Lippen. In ihrer Kammer weinten Mutter und Tochter, aus der Werkstatt erschallte kraftvoll der Hammerschlag Ludwig Tellering's; der Sohn vollendete eben den Sarg des Vaters; er machte meisterliche Arbeit, es mußte der trefflichste Sarg werden, den er jemals angefertigt hatte. So maß er denn, und behobelte er die guten Bretter, auf denen des Vaters Augen so oft geruht hatten; es war ihm während der Arbeit, als ruhten sie noch darauf, und er bestrebte sich mit fieberhaftem Eifer, daß das Stück ohne Fehl und Tadel — ein gutes wackeres Schreinerstück — zu Stande komme.

Wieder war es Nacht; wieder lehnte Robert Wolf an der Hobelbank neben dem Freunde; und Ludwig Tellering sagte zu ihm:

„Was hilft es Alles, — weiter, immer weiter! Brett zu Brett, Nagel bei Nagel, Schraube bei Schraube; — was sorgen wir uns viel um ein Leben, das zuletzt doch hiermit zu Ende ist?“

Dröhnend fiel die Faust des Arbeiters auf den Sarg; dann fuhr er fort:

„Weiter, immer weiter! Wenn ich den stillen Mann dort in der Kammer hier in dieser Kiste in die Erde gelegt haben werde; was dann? Werde ich dann können, was ich muß? Kann ich hier in dieser Werkstatt weiter hämmern und weiter hobeln in gewohnter Art? Es kommt mich ein Grauen an, wenn ich daran gedenke. Ich muß, ich muß! Sieh um Dich, Robert, siehst Du nichts im Dunkel der Winkel? Die Noth, der Hunger kriechen gierig daraus hervor. Täglich und stündlich schlage ich sie mit dem Hammer nieder; aber sie richten immer höhnischer die Köpfe auf. Dagegen ist keine Hilfe hier. Ich denke oft, in der Ferne sei Hilfe; — aber wo? ich zerbreche mir oft den Kopf darüber. In die Ferne möchte ich, — weit, weit von hier weg; immer weiter, weiter!“

„Ueber das Meer, nach Amerika, zu Marie Heil,“ sagte Robert Wolf, ohne eigentlich zu wissen, was er sagte. Die Ideenassociation ergab sich von selber; aber Ludwig starrte den Freund an, als ob er etwas ganz Unbegreifliches, Ueberraschendes ausgesprochen hätte.

„O,“ sagte Robert Wolf, „Du bist doch noch glücklich. Wohl ist der Tod Deines Vaters ein schmerzliches Ereigniß; aber das schrecklichste Leiden ist dadurch zu Ende gekommen; der Gute dort in der Kammer fühlt keine Schmerzen mehr, geh hinein und sieh, wie er lächelt. Du bist immer noch glücklich, Ludwig; Du kannst Deine Liebe aufsuchen; nichts hindert Dich, morgen zu gehen, und Deiner Mutter und Schwester kannst Du drüben vielleicht ein besseres Loos schaffen, als hier es möglich ist. Du kannst Marie suchen und wirst sie finden; ich aber — ich muß meine Liebe fliehen; — sie haben entdeckt, was ich so tief in meiner und Deiner Brust verborgen glaubte; sie haben es auf die Straße gerissen; die Narren, die bösen Weiber lachen und grinsen darüber, die Freunde schütteln traurig den Kopf — was soll ich thun? was soll ich thun?“

Die jungen Herzen schlugen laut und wild; der todte Greis in der Kammer nebenan regte sich aber nicht, das Lächeln schwand jedoch auch aus den erstarrten Zügen: Staub zu Staub, Asche zu Asche; ruhig, ruhig, ihr jungen Herzen! — —

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Es kommt Nachricht von den Wanderern. Robert Wolf läßt sich naßregnen. „Texas!“

Hoch lag der Schnee, und grau war der Himmel, als der Leichenzug des Meisters Johannes Tellering sich durch die Straßen wand; aber selten wurde der Sarg eines armen Mannes mit so schönen und theuern Blumen geschmückt zur Gruft getragen. Von seinem Thurm herab war der Sternseher Heinrich Ulex gestiegen und schritt dicht hinter den Trägern des Sarges; der

Polizeischreiber Fiebiger hatte Urlaub vom Rath Tröster, seinem hohen Chef, genommen und ging mit Robert Wolf hinter Ludwig und dem alten Ulex. Ein langer Zug Handwerksgenossen in den langen ehrbaren Feiertagsröcken, Citronen auf den Handwerksemblemen tragend, folgte. Juliane von Poppen und Helene Wienand blieben in der Hofwohnung bei den armen Frauen der Familie Tellering.

Hoch lag der Schnee, dunkel war die Luft, der Tag ganz geeignet zu einem Begräbniß. An der Grube auf dem Kirchhof hielt weder der Consistorialrath Krokisius, noch die Herren Seelenhirten Rothzwang und Drönemeier Lobreden auf den Verstorbenen. Aber es war viel nachdenkliches und betrübtes Volk zugegen, und das Lob, das leise und mit Thränen in den Augen geflüstert wurde, war auch ein Lob. Es zeigte sich, daß der Meister Johannes ein sehr bekannter, ein sehr angesehener Mann war und zwar nicht nur bei den Handwerksgenossen.

Das Sprichwort meint freilich, man müsse sterben, um gelobt zu werden, wie man freien müsse, wenn man getadelt werden wolle; aber hier war das Lob so einstimmig und innig, daß wirklich nicht daran zu zweifeln war. Selbst Julius Schminkert war an diesem Morgen sehr ernst gestimmt, und Niemand hörte an diesem Tage einen der gewohnten Witze von ihm. Schnell erhob sich über dem Leibe des Meisters Johannes der Hügel, und noch während der Arbeit der Spaten deckte ihn bereits der herabwirbelnde Schnee. Durch ein lustiges Gestöber schritten die Träger, die Leidtragenden nach Hause, und Die, deren Heimweg lang war, vergaßen den Todten, bevor sie das erste Viertel des Weges zurückgelegt hatten. Sie hatten ihre eigene Noth, ihre eigenen Bedrängnisse, — dem Todten war sein Recht gegeben; wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie nun sogleich wieder an das Leben dachten? Es war für die meisten Theilnehmer am Grabgefolge doch hart genug, dieses Leben!

Nach Hause wateten durch den tiefen Schnee auch die Freunde aus der Musikantengasse und der Gelehrte vom Giebel des Nikolausklosters. Sie vergaßen den Todten nicht so schnell, nachdem die traurige Pflicht abgethan, und Staub zu Staub gelegt war. Noch einen Augenblick saßen Ulex, Fiebiger und Robert Wolf nieder in der dunkeln Hofwohnung, inmitten der kleinen trauernden Familie, deren Haupt sie zu Grabe gebracht hatten. Milde tröstende Worte sprach der Sternseher zu der Frau Anna und der weinenden Louise, und Helene Wienand, dicht an das Freifräulein sich schmiegend, verwandte die Augen nicht von dem ehrwürdigen Gesichte des Greises. Auf dem Heimwege aber faßte das junge Mädchen die Hand Juliane's und rief mit einem plötzlichen Ausbruch:

„O er muß zu meinem Papa kommen; er muß ihn sehen, er muß zu ihm sprechen!"

„Von wem sprichst Du da, Kind?" fragte das Freifräulein ganz verwundert.

„O von ihm, dem Guten, dem guten alten Mann!" rief Helene. „Er wird zu dem Vater sprechen; er wird ihn heilen; er wird thun, was der Herr Rath Pfingsten nicht kann!"

Das Freifräulein sah das Pflegekind ganz verwundert an.

„Den alten Ulex meinst Du? Wahrhaftig, es könnte Deinem Vater gar nichts schaden, wenn er mit ihm zusammengebracht würde. Welch eine Idee! Wir wollen noch darüber sprechen."

Der Wagen hielt vor dem Hause in der Kronenstraße, und die Baronin Victorine, welche am Fenster stand, fuhr beim Anblick der Schwägerin, mit den Zeichen allerhöchsten Abscheus, bis in die Mitte des Zimmers zurück:

„Die Person! schlimmer als eine Spinne! schlimmer als — eine — Maus! Elise, Elise, mein Fläschchen!"

Elise stürzte mit dem Riechfläschchen herbei und führte ihre Herrin zu dem Divan, wo dieselbe aus einem leichten Krampfanfall dem gewohnten Schlummer anheimfiel. Im obern Stockwerk lauerte Leon hinter der Gardine auf das Füßchen Helene's. Das Wenige, was er davon erblickte, setzte ihn in eine sehr gemischte Stimmung.

„Der Engel!" hauchte er und setzte grollend hinzu: „Impertinenter alter Drache von Tante! Aber nur ruhig, Leon, mein Sohn; wir machen da drüben doch noch Visite." — —

Es spannen sich die Tage eines Jeden fort durch den Winter. Zu Robert Wolf sagte der Polizeischreiber Fiebiger:

„Du hast Dir ein hohes schönes Ziel vorgesteckt, mein Junge, und es ist sehr

zweifelhaft, ob Du es erreichen wirst; ob Du Deinen Willen haben wirst. Eines merke Dir, Junge; durch Träumen und Grillenfangen erreichst Du es nicht, und wenn Dir die Umstände noch so günstig wären, wenn Dir — hm — das kleine Ding — hm — noch so gut wäre. Fräulein Wienand ist ein ganz hübsches Mädchen; aber nicht nur vor die Tugend, sondern auch vor das Schöne setzten den Schweiß die unsterblichen Götter, wie Ulexius sagen würde. Und diese Götter sind ganz merkwürdige Persönlichkeiten; äußerlich höchst glücklich und classisch-regelmäßig gebildet; inwendig aber voll Nücken, Tücken und Schrullen. Es amüsirt sie, die Menschen wie Kreisel tanzen zu lassen, sie wissen die Peitsche wohl zu gebrauchen, und die Göttinnen — Venus Amathusia vor allen — stehen und halten sich die Seiten vor unbändiger Heiterkeit. Ach, wir auf der Polizei erfahren viel von ihrem Wesen, mehr als alle griechischen und lateinischen Schullehrer und Professoren! Die Götter wollen sehr oft den Schweiß — Schweiß und Blut — ohne den Lohn geben zu wollen. Versuche es aber doch und schwitze, wer weiß, was geschieht!"

Und Robert Wolf arbeitete; und die jetzt so scharfäugigen Alten waren nicht so grausam, daß sie ihn ganz von Helene getrennt hätten; sie überwachten jedoch die Zusammenkünfte der beiden jungen Leute sehr genau, und gaben Acht, daß kein Schaden geschehe.

Der Hammer in der Hofwohnung klang Tag und Nacht, fast ohne Aufhören. Die Säge kreischte, der Hobel fuhr über alles Rauhe, über alle Aeste und Knorren: glatte Bahn! glatte Bahn! Guten Muth, Ludwig Tellering, auch im Menschenleben räumt eine starke Hand manchen Knorren und Ast aus dem Wege und macht glatte Bahn, glatte Bahn, glatte Bahn!

Der Sternseher sah nach den Sternen, und das Freifräulein führte ihn bei dem armen Banquier in der Kronenstraße ein; aber der Kranke hatte große Angst vor dem Greise und duldete nur zitternd seine Gegenwart. Der Sanitätsrath Pfingsten sprach sich gegen das Freifräulein dahin aus: es werde endlich nichts übrig bleiben, als den Patienten in eine Irrenanstalt zu bringen, Hilfe und Heilung werde aber voraussichtlich da nicht zu finden sein; denn diese Art der fixen Ideen komme meistens nur mit dem Tode des Individuums zu Abschluß.

„Wenn das ist, so wollen wir den armen Mann nicht fremden Händen überlassen, Pfingsten," sagte Juliane. „Zu Tode füttern können wir ihn auch." Der Arzt zuckte die Achseln. —

Unter dem Getön einer höchst fröhlichen Katzenmusik sämmtlicher Hausgenossen verließ Fräulein Aurora Pogge die Nummer Zwölf der Musikantengasse, und der Tag ihres Exodus war für die Nummer Zwölf ein sehr heiterer Tag. An der Thür der Schneiderwerkstatt hatte der satanische Julius Posto gefaßt, und Angelika kicherte hinter dem Thürvorhang. Ueber Alles und Jedes machte das holde Paar seine frivolen Bemerkungen. Nichts war ihnen heilig, weder die jungfräuliche Bettstatt Aurora's, noch das Porträt des kriegscommissarischen Papas; ja Schminkert trieb die Verwogenheit sogar so weit, dann und wann ein Stück Hausrath anzuhalten und, zum Ergötzen des vor der Hausthür versammelten Volksspiels, seinen Scherz damit zu treiben:

„Hier kommt der Thron der Grazien! Laßt den Thron der Grazien durch, Bürger von Athen!" schrie er, als ein grinsender Packträger einen kastenähnlichen Stuhl, auf welchem man grade nicht sehr graziös sich niederzulassen pflegt, hervorschleppte.

„Laß den Deckel zu! Laß den Deckel zu, glorwürdig Volk!" schrie der Schauspieler. „Hier kommt ein ganzer Waschkorb voll süßer Erinnerungen aus lang, unendlich, unermeßlich, schauderhaft lang vergangener Jugendzeit. Setzt ab die Bahr', Ihr schwarzverhüllten Träger — bei allen Mächten, hineingucken muß ich, und wenn des Teufels Großmutter in eigener Person Wache davor hielte! . . . Brrr! Lauter Perrücken und mauserige Schmachtlocken? Lauter abgelegte imitirte üppige Körperformen? Hurrah, versammeltes Volk, was sagst Du hierzu?"

Mit spitzen Fingern hielt der Spötter eine vergilbte seidene Robe aus dem Anfang dieses Jahrhunderts in die Höhe, und Janhagel sperrte lachend das Maul auf:

„Donner, welch'n Staat!".

„So trug man sich, als Fräulein Pogge ein junges Mädchen war; es ist lange her!" sprach der Schauspieler mit einem tiefen Seufzer und ließ den Plunder wieder fallen. Er erblickte jetzt den Hausherrn am Fenster und rief ihm mit gellender Stimme zu:

„Soll ich ein Angedenken für Sie — ganz roccoco, Herr Mäuseler — soll ich ein Andenken zurückbehalten für Sie?“

Der Rentier schüttelte krampfhaft das ehrwürdige Haupt, und Julius Schminkert setzte seine spaßhafte Inventur zum Ergötzen der gesammten Nachbarschaft fort; bis mit dem letzten Hausgeräth Fräulein Aurora Pogge selbst, grüngelb, vor Wuth dem Tode nahe, das Haus verließ, und mit einem allgemeinen Jubelgeschrei von der Hausgenossenschaft entlassen und dem Haufen auf der Straße empfangen wurde.

„Jetzt Chlorkalk her!“ jubelte Schminkert. „Pulver aufgeblitzt! Mit Essig den Boden gesprengt! Räucherkerzen und Königsräucherpulver! Herr Stibbe, Schwiegerpapa in spe, Sie, Herr Mäuseler, Commerzienrath in spe; ich bitte um ein Attest darüber, daß ich mich um das Vaterland verdient gemacht habe!“

Fräulein Aurora Pogge zog aus, und Julius Schminkert blieb im Hause; sein Ansehen und Ruf war bedeutend gestiegen, seine Liebe für die liebliche Angelika blieb dieselbe. Er legte die achthundert Thaler, das Vermächtniß der seligen Tante, nieder in die Hände des Tailleurs Alphonse Stibbe, als Bürgschaft für künftiges gutes Verhalten. Dem Hausherrn, Herrn Mäuseler, malte er in mancher Privatunterhaltung immer schrecklicher die Heirathsfallen, welche ihm — Mäuseler dem Edlen, Aurora Pogge gelegt habe; und der Rentier erklärte ihn — Julius Schminkert — für einen recht gescheiten jungen Mann, mit dem man Nachsicht haben müsse, da er doch nichts dafür könne, daß ihn Gott in seinem Zorn zum „Kinstlär“ gemacht habe.

Unter den allbekannten, oft besungenen und beschriebenen Symptomen nahm der Winter Abschied, und kam der Frühling: es gab ein großes Aufthauen und viel Schmutz in der Stadt sowohl, als auf dem Lande. Unglückliche Buttervögel wagten sich hervor und erfroren wieder in sehr kalten Nächten; auf der Promenade kreischten die Damen hell auf, wenn harmlos der erste Frosch vor ihnen über den Weg hüpfte; irgendwo durchbohrte der erste Mückenrüssel den feinen weißen Strumpf und sog Jungfrauenblut zum hohen Unbehagen der Jungfrau. Die frommen Schwalben kamen aus ihren unbekannten Winterquartieren zurück und klebten ihre Dreckneſter an die Häuser, und sehr viele pietätlose Hausbesitzer stießen sie mit langen Stangen wieder herab, weil sie behaupteten, das „Viehzeug“ bringe Wanzen mit. Der Landmann pflügte fluchend über die sauere Arbeit und die hohen Steuern den Acker, und die Krähen hüpften hinter ihm her und fraßen mit Appetit Engerlinge; auch der während des Winters erzeugte Dünger wurde auf's Feld gefahren. Man bekam sehr leicht den Schnupfen und wurde ihn sehr schwer wieder los. Es war nicht zu verlangen, daß der Polizeischreiber Fiebiger sich sehr begeistere für den Frühling; er nahm ihn, wie er sich gab und traute ihm nicht eher, bis er vorüber war. An einem Morgen im Frühling aber war's, als der Beschützer Robert Wolf's in den vor seiner Thür angebrachten Briefkasten griff und einen Brief hervorzog, welcher durch Vermittelung eines der bekanntern Handlungshäuser der Stadt in den besagten Kasten geworfen war.

Der Schreiber vergaß nicht leicht eine charakteristische Handschrift, wenn er sie auch nur ein einziges Mal gesehen hatte: Der Brief kam aus weiter Ferne, kam über's Meer, der Brief war von Friedrich Wolf.

„Keine Ueberstürzung!“ sagte der Polizeischreiber, legte das gewichtige Päckchen auf den Tisch, zündete seine Pfeife an, warf einen Blick auf Robert Wolf, der am Fenster eifrig las, zog einen Stuhl an den Tisch, setzte sich mit einem Seufzer nieder, und erbrach nun erst ganz bedachtsam das Couvert. Zwei andere Briefe fielen heraus; der eine war von Marie Heil an Louise Tellering, der andere von Eva an Robert gerichtet. Der Schreiber warf wieder einen Blick auf seinen nichtsahnenden Schützling und vertiefte sich dann in das an ihn selber gerichtete Schreiben Friedrich Wolf's.

Es lautete:

„Mit dem ersten Schiff, welches nach Beginn der Schifffahrt nach dem alten Lande abgeht, senden wir aus der neuen Heimath den Freunden drüben diese Botschaft. Geschwiegen haben wir bis jetzt, weil wir das für das Bessere hielten. Die Zeit sollte erst die Wunden, welche nicht wir geschlagen hatten, verharrschen machen. Wir hoffen, daß die Zeit ihre lindernde Kraft bewiesen hat!

Ich kann dem wackern Mann, der meinem armen Bruder so hilfreich die Hand

reichte, nur immer von Neuem danken. Eva schreibt selbst an Robert.

Ich habe meine Frau wild und weit durch die Welt geführt; die Kinder aus dem Winzelwalde haben ihr eigenes Schicksal und wechselnde Sterne leuchten über ihnen. Nun stehen wir wieder vor einer großen Wanderung. Den Reichthum, welchen mir das Glück unaufgefordert in den Schooß warf, hat es mir in einem Anfall übler Laune wieder bis auf ein Bruchtheil genommen; und meine Angelegenheiten befinden sich jetzt ziemlich vollständig, wie man hier zu Lande sehr geistreich sagt, out of fix. Die Stimmung haben wir uns jedoch nicht verderben lassen, und bereiten uns jetzt zu einer marooning party, das heißt eine Landpartie auf mehrere Tage mit Proviant vor; das heißt wiederum, wir gehen einige tausend Meilen weit, nach Texas. Es weht hier eine ungemein gesunde Luft, und wir athmen den Hauch des Weltmeeres zugleich mit dem Hauch des Urwaldes und der Prärie ein; man verliert dabei nicht so leicht den Muth. Die eigene Kraft, die in Europa so manches Mal nur eine Phrase ist für ein von tausenderlei Staatsgewalten gezügeltes, zurückgehaltenes, niedergedrücktes, vergebliches Abkämpfen, ist hier für den echten Mann noch immer eine Wahrheit, was auch die nächsten Zeiten bringen werden. Wenn man nur nach den Sternen sieht, so findet man immer seinen Weg; — mit frischem Muth westward ho, und — Gott befohlen!

Eva Wolf ist wohl und fröhlich, von fixings keine Spur; — sie weiß vortrefflich mit dem Revolver umzugehen, und wird, eine herrliche stolze Jägerin, mit den Jägern und Handelsleuten reiten. Die Frau wird sich weitläufiger in ihrem Schreiben auslassen; meine Zeit ist gemessen, rastlos muß ich den Schleifstein drehen, auf dem ich die Waffen und Werkzeuge schärfe, welche uns den Weg weiter bahnen sollen. Die Funken springen im feuerigen Kreise, das Leben wartet auf Niemand; morgen sind wir auf dem Wege der Sonne vom Orient zum Occident. Was kümmert uns die Nacht? Wir sehen nach den Sternen, an die wir glauben!

Lebt wohl!

Friedrich Wolf.

New-Orleans, Astorhouse, am 28. Febr. 184—."

„So ist es!" murmelte der Polizeischreiber. „Der Eine sitzt in der Höhe, zum Exempel drüben auf dem Giebel des Nikolausklosters, hoch über dem Getriebe der Menschen und sagt: Seht nach den Sternen. Der Andere marschiert im Getümmel mit, tritt seinem Vordermann auf die Hacken, läßt sich von seinem Hintermann auf die Hacken treten und faßt seine Lebensweisheit in dieselben Worte zusammen. Phantasten sind sie Beide; aber es ist doch ganz nobel, sich solchen Phantastereien hinzugeben. Uebrigens hat der Mann im Giebel den Vortheil, daß er wenigstens so ziemlich sicher sitzt; dieser hier" — der Schreiber legte die Hand auf den Brief Friedrich Wolf's — „dieser hier beschreitet einen gefährlichen Pfad und führt, was das Schlimmste ist, ein anderes schwächeres Wesen auf demselben Pfade mit sich fort. Es ist wahr, sie haben viel Glück, diese phantastischen Abenteurer, die in lächelnder Sorglosigkeit keinen Zweifel kennen und sich allen feindlichen Gewalten gewachsen glauben; die Welt bedarf ihrer; die Poeten, die Helden jeder Art recrutiren sich aus ihnen. Dieses nach seinen Sternen sehende Abenteurerthum schiebt die Geschichte vorwärts; überall ist es am Werk beschäftigt, hinter der Bühne und auf der Bühne. Wer zieht die Seile und haspelt an der Maschinerie, wenn die Scene sich verändern soll? Diese sternguckenden Gesellen sind es. Wenn nur ihre Sterne nicht so oft sich in Sternschnuppen verwandelten! Arme Burschen! Was ist das Ende der Meisten? O Friedrich Wolf, mein tapferer, mein lieber, muthiger Junge, wohin wirst Du von Deinen Sternen geführt werden? Wohin wirst Du Dein muthiges, edelherziges Weib führen?"

Stumm erhob sich Friedrich Fiebiger und legte den Brief Eva's auf den Phädon, Robert Wolf vor die Nase.

Auch der Jüngling erkannte sogleich die Handschrift; er stieß einen erschreckten Laut hervor, eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, die Hand, mit welcher er das Siegel zerbrach, zitterte nicht wenig; aber dieses Mal zerriß er den Brief Eva's nicht ungelesen. Das geöffnete Schreiben in der Hand, wollte er aus der Thür stürzen, als der alte Fiebiger lächelnd rief:

„Halt ein wenig! Hier ist noch eine Epistel an Fräulein Louise Tellering; nimm sie mit und gib sie ab."

Robert griff nach dem Dargebotenen und eilte jetzt davon; den Brief an Louise legte er auf dem Hofe in die Hand Ludwig Telleriug's, mit dem Schreiben Eva's sprang er in die Gasse und durcheilte sie fast so schnell wie an jenem Abend, wo er von Julius Schminkert und dem Polizeischreiber gejagt wurde. Manche Straße mußte er durchlaufen, ehe er sich so weit gefaßt hatte, daß ihm die Buchstaben nicht mehr verworren vor den Augen durcheinandertanzten. Es regnete leise; aber er merkte es nicht; an eine Hauswand gelehnt stand er mitten in dem an ihm vorübertreibenden Getümmel und las:

„Lieber. lieber Robert!

Ich schreibe Dir wieder einen Brief. Ein Jahr und ein halbes ist vergangen, seit wir uns zuletzt sahen, das ist eine lange Zeit für das kurze Menschenleben. Man kann darin viel Leid erdulden und viel Freude haben; man kann darin viel besser und viel schlechter werden. Man kann darin ein ganz anderes Wesen werden, und manchmal merkt man das, oft merkt man es nicht; es geschieht darum aber doch.

Es trennt uns nicht nur die Zeit, es trennen uns auch weite Räume, Land und Wasser, und oftmals mein' ich noch, es sei nur ein Traum, der mich hier gefesselt halte, und mir so bunte Bilder zeige. O ich sehne mich gar nicht nach dem Erwachen; ich bin eine glückliche Frau geworden, Lieber; — o möge es Dir auch so gut gehen und mögest Du all das Glück finden, welches ich Dir zu jeder Stunde wünsche. Ich fühle es nun recht mit geheimem Schauder, dort bei Euch hätte ich zuletzt doch zu Grunde gehen müssen; ich war wie ein armer Vogel, welchem man die Flügel abgeschnitten hat, und der im Staube sein Leben, das eigentlich den blauen Lüften gehört, verhüpfen muß. Weißt Du, lieber Bruder Robert, in unserer Stube zu Poppenhagen hüpfte solch ein verstümmelter Vogel unter den Bänken, verstäubt, halb blind, mit zerzaustem Gefieder, immer in Furcht vor der Katze. Fritz hatte ihn gefangen und mir geschenkt, ich denke heute noch kummervoll an das arme Thier — die Katze hat ihn zuletzt doch erhascht. Mir sind jetzt die Flügel wieder gewachsen, und ich kann hoch und weit fliegen; aber den armen Hänfling vergaß ich darum doch nicht, auch nicht das Schulhaus und das Pastorenhaus, die Gräber auf dem Kirchhof, die Berge, den Poppenhof, — das ganze Poppenhagen. Die Kirchglocke höre ich noch immer, und alle Dorfleute kommen mir vor die Augen, als habe ich sie erst gestern verlassen. Wenn ich hier in großer Gesellschaft bin, im englischen Sprachgewirr, wenn alles higgledypiggledy durcheinander zischt und schnappt; auf dem Mississippidampfer, im Wagen oder zu Pferde; überall und immer kommen mir die alten bekannten Bilder. Und wenn mich dann irgend ein kluges oder dummes Wort aufweckt und ich antworten muß, so merke ich, wie ich in meinen Träumen aus dem Getümmel so weit weg war. — Da sitze ich, und frage mich, ob wohl die alte Liese noch lebe und vor der Schenke in der Sonne kauere? Ob wohl an dem Wegweiser auf dem Kaiserberge immer noch alle drei Arme fehlen? Welche Kinder mögen jetzt wohl die Abendglocke ziehen, da wir fort und so weit in der Welt zerstreut sind? Ich hätte doch nie gedacht, daß ich einmal das Heimweh nach dem Winzelwald, nach dem schmutzigen Dorf Poppenhagen bekommen würde.

Lieber Bruder, Friedrich ist sehr gut gegen mich; er hat viel Unglück gehabt in der letzten Zeit. Ein großer Liner, das heißt eines der Liverpooler Packetschiffe ist mit vielen Gütern, die uns gehörten, untergegangen; wir haben viel Geld verloren beim Bauquerott einer Bank in Philadelphia. Aber Friedrich ist ein rechter Mann, der sich nicht durch Widerwärtigkeiten beugen läßt; wir werden jetzt eine große Reise antreten in ein ganz neues Land, wo es Vielen gelingt, Reichthümer zu erwerben; Fritz hat die besten Hoffnungen; er summt, singt und pfeift den ganzen Tag, und sein Schritt erschüttert immer stärker den Fußboden. O wenn ich ihm nur behilflich sein könnte auf seinem Wege! Wäre meine Hand so stark wie mein Herz, er sollte auf kein Hinderniß auf seinem Pfade stoßen. Nun kann ich aber nur treu an seiner Seite gehen und den Sternen, die er sieht, glauben, und ihm folgen, wie er mich führt, durch Wildniß und Wüste, über Land und Meer, durch alle Noth und allen Schmerz. Lieber, theurer Bruder, je fester ich mich an das Herz, welchem ich mich gegeben habe, festklammere, desto mehr muß ich mit Wehmuth an den Schmerz denken, der durch mich einem andern Herzen, wenn auch ohne

meine Schuld angethan ist. O möchtest Du doch schon die gefunden haben, welche Dir zum Trost und zur Begleitung auf Deinem Lebenswege von Anfang an bestimmt wurde; — ich war es nicht, lieber Robert, das sage ich Dir immer wieder. Wir leben hier in einem herzlosen, lieblosen Getümmel; ach Robert, wenn Du doch wüßtest, was es mir sein würde, wenn ich nur mit dem einen Gefühl des Heimwehs der Heimath gedenken könnte! Gedenke Du der Wanderer im fremden Lande, Robert, aber sende ihnen keine harte und wilde Gedanken nach auf ihren wilden, gefahrvollen Weg.

Sei tausendmal gegrüßt und lebe wohl!

Eva Wolf."

Die Leute, welche an dem lesenden Robert vorübergingen, hatten hinreichend Grund, sich über den jungen Mann zu verwundern; er gab an seiner Hauswand eine vollständige dramatische Vorstellung dem erstaunten Publicum zum Besten, und Julius Schminkert hätte es nicht besser gemacht. Als er wieder zur Besinnung kam, entzog er sich ziemlich beschämt so schnell als möglich dem gaffenden Kreise, welcher sich um ihn gebildet hatte, und eilte ziemlich durchnäßt vom Regen heim. In der Musikantengasse stürzte ihm Ludwig Tellering, welcher sich in einer ähnlichen Gemüthsverfassung, wie er selbst befand, entgegen:

„Texas! Texas! Sie geht nach Texas, hat sie der Schwester geschrieben! Und ich — wir — die Mutter und Louise — wir Alle gehen ihr nach. Ich habe es lange mit mir herumgetragen; aber jetzt ist's fest beschlossen; ich gehe mit der Mutter und Louise nach Amerika. Es finden so viele Tausende, Hunderttausende ihr Glück drüben, weshalb sollten wir es nicht auch dort finden? Sie brauchen rüstige Arme und guten Muth drüben, und guten Muth und rüstige Arme habe ich. O Marie, Marie! Nach Amerika, nach Texas!"

Der Polizeischreiber in seiner Stube vernahm ein großes Gepolter und richtete den Kopf von seinem Buche in die Höhe:

„Na, da ist er wieder. Jetzt werden wir auch wohl erfahren, was in dem Scriptum steht. Kann's mir freilich schon denken. Na, Gott segne die Wirkung."

In die Thür stürmte Robert Wolf und reichte dem alten Freunde das Schreiben Eva's.

„Lesen Sie! O lesen Sie. Was soll ich thun, um solcher Worte würdig zu werden?"

„Werde ein echter Mann, wie sie ein echtes Weib ist!" sagte Fiebiger ernst, nahm den Brief Eva's und legte dafür den Friedrich's in die Hand des Jüngling's.

Am Abend wurden beide Schreiben dem Sternseher auf den Thurm gebracht, und Heinrich Ulex neigte sein weißes Haupt darüber:

„Seht nach den Sternen!"

Vierundzwanzigstes Capitel.

Reden der Weisen und Guten; Herr Leon von Poppen hält sich aber auch für gar nicht dumm. Perspectivische Aussicht auf einen Parfümerie- und Modewaarenladen.

Ein Jahr und ein halbes sind vergangen, seit die Leute dieses Buches uns zum ersten Male vor die Augen traten. Wir haben unser Bestes gethan, den Leser mit ihnen bekannt zu machen. Ist uns das gelungen? — Große Tragödienfiguren konnten wir nicht aus ihnen machen und wollten es auch nicht. Keiner aus der bunten Reihe lehnt sich im tragischen Zorn gegen die Welt und die gegebenen Verhältnisse auf, um das eigene Ich, sei es im edelsten, sei es im verderblichsten Sinne an ihre Stelle zu setzen und unterzugehen an dem großen Unterfangen.

Eine Hand voll Leben haben wir herausgegriffen aus dem Gewimmel des Daseins, wie der Schiffer aus dem leuchtenden Meer eine Hand voll lebendiger Gluth schöpft. Es ist ein großes ewiges Glänzen, aber der einzelne Funken erlischt bald! Das Farbenspiel, welches im Ganzen kein Ende hat, das kommt in der noch so vollen Hand bald zum Schluß. Wir müssen uns drein ergeben; wir betrachten zappelnde Mollusken, und zappeln selbst molluskenhaft zum Vergnügen Anderer, bis die kurze Stunde unserer Zeit vorbei ist.

Die Frühlingssonne schien über Gerechte und Ungerechte, Kranke und Gesunde und erweckte nicht nur Flöhe, Mücken, Wanzen, das Gesindel Mephisto's, sondern auch Blumen, Schmetterlinge und liebliche Hoffnungen aller Art. Es war doch Alles in Allem genommen ein recht erfreuliches und gar nicht langweiliges Ding um sie. Wenn

auch der Frühling schon mehr als einmal dem Winter gefolgt war, er war doch ein lieber, gern gesehener Gast und fand überall offene Thüren und sehr viele offene Herzen. Wehe den Thüren und Herzen, welche ihm verschlossen blieben!

Neben dem Vater in dem verdunkelten Gemache saß Helene Wienand und nähete im Lichte des einzigen Sonnenstrahles, welcher, an dem niedergelassenen Vorhange vorbei, in das Zimmer dringen konnte. Mit angstvoller Aufmerksamkeit blickte der gebrochene Mann auf die geschäftigen Finger seiner Tochter; sie durfte unter diesem Blicke kaum innehalten mit ihrer Arbeit; denn es gehörte zu den bösen Einbildungen des Banquiers, daß sein Kind ihn, den verlorenen Bettler, mit dem Werk ihrer Hände ernähren müsse. Stundenlang konnte der reiche Mann sitzen und zusehen, wie die feinen Finger der armen Helene sich abmühten. Nur auf die Finger seines Kindes achtete der Vater, nicht darauf, daß die Augen desselben immer mehr ihren Glanz verloren, nicht darauf, daß die Wangen desselben immer mehr abzehrten. Tag für Tag, immerzu, immerzu mußte Helene Wienand jetzt unter diesem finstern, unheimlichen Blicke nähen; erst wenn die Erschöpfung den Vater übermannte und ihn in einen unruhigen Schlaf versenkte, konnte sie sich Ruhe gönnen, konnte sie die Nadel sinken lassen und still weinen.

Seit dem Begräbniß des alten Tellering hatte sie die Straße nicht wieder betreten; sie wich dem Vater nicht mehr von der Seite, und selbst das Freifräulein konnte nichts dagegen thun.

Das Freifräulein war übrigens noch die Einzige, welche einen Schimmer von Einfluß auf den Banquier hatte. Ohne sie wäre Helene bald ganz verloren gewesen. Täglich, stündlich kam sie; den Vater behandelte sie mit der gewohnten gutmüthigen Schroffheit und jenem spottenden Humor, über den sie so gut zu gebieten wußte; das junge Mädchen umgab sie mit ihrer ganzen Liebe, suchte es auf jede Weise zu erheitern, trug ihm die Neuigkeiten der Stadt zu, lobte den trefflichen Neffen Leon von Poppen und erzählte von Zeit zu Zeit auch von — dem Schützling des Polizeischreibers Fiebiger.

So kam sie auch heute, um am Tage vor dem grünen Donnerstag eine fröhliche Osterkerze in eine recht dunkle Stunde zu tragen. Herzermunternd erklang ihr Krückstock tap — tap — tap — auf der Treppe; — mit ihr drang in die Thür ein frischer Hauch des Lebens, und der einzige Sonnenstrahl in dem dämmerigen Zimmer glänzte doppelt stark darüber; — wer könnte aber die ermunternde Wirkung ihrer Stimme schildern?

„Da hocken Sie wieder im Dunkeln!“ rief sie polternd, durch das Gemach humpelnd. Mit energischer Hand zog sie die Fenstervorhänge zurück und ließ die Frühlingssonne gleich einem Blitz in das Zimmer schlagen.

„So, Sie alte Nachteule!“ sagte sie. „Kneifen Sie nur nicht die Augen zu, Wienand; es hilft Ihnen nichts, Sie müssen es ertragen. 'S kostet auch kein Geld. Hören Sie, wer weiß, ob man nicht einst aus dem Sonnenschein Gold macht. Was sagen Sie dazu, Wienand? Das wäre so etwas für Sie! Nicht wahr, es wäre gar keine üble Kunst, wenn man den Sonnenschein von den Wänden kratzen und zu Louisd'ors umschmelzen könnte? Das ist eine Idee, denken Sie einmal darüber nach, Banquier.“

Der arme Mann starrte die Rednerin mit weit offenen Augen an und rieb eifriger als je die Hände aneinander. Das Wort Gold rief immer in seiner Seele eine Reihenfolge von Gedanken hervor, welcher er gierig folgte und so auch jetzt. Erst schloß er die Augen wie im tiefen Nachsinnen; dann starrte er in die Fluth des Lichtes, wie sie in das Fenster drang; dann griff er mit den hagern, zitternden Händen in den Strahl, als wolle er die funkelnden Stäubchen fangen und zusammendrücken und kneten zu den kostbaren Barren und gerundeten Stücken.

„Wie es flimmert, flimmert!“ rief er mit kreischender Stimme. „Gold, Gold, o so viel Gold in der Luft. Seht, seht, wie es flimmert; wer es doch fassen und halten könnte! Hier — da hab ich's — nein — nein, da ist die leere Hand; o wie schrecklich ist's, verhungern zu müssen, wenn so viel, viel, viel Gold in der Luft blitzt. Helene, Helene, greif Du zu; vielleicht gelingt es Dir besser — banquerott — banquerott — der arme Wienand hat kein Glück mehr, er wird das Gold nicht fangen!“

Weinend küßte die Tochter die gefurchte Stirn des Vaters und flüsterte:

„O lieber Papa, wir wollen es schon fangen; habe nur guten Muth, ich fange es schon, das Gold; Stück für Stück fange ich es; sieh hier, da ist schon ein Stücklein von den vielen, vielen, welche ich für Dich erlangen werde."

Sie hielt dem Kranken ein neugeprägtes, funkelndes Goldstück hin, und mit einem heisern Schrei griff der Banquier Wienand danach; in höchster Aufgeregtheit betrachtete er es, als wolle er es mit den Augen verschlingen; krampfhaft hielt er es, als fürchte er, daß man ihm das blanke Metall sogleich wieder entreißen werde. Dann hob er sich aus seinem Lehnsessel und schlich auf den Zehen aus dem Zimmer, um den kostbaren Schatz an einem unbekannten Ort zu verbergen.

Helene sank in die Arme Juliane's und schluchzte:

„Ich trage es nicht mehr! Es ist zu schrecklich! Es ist zu viel Schmerz!"

Auch dem alten Fräulein traten die Thränen in die Augen; aber es wischte sie resolut ab, machte sich sanft von der Umarmung des Mädchens frei und rief, die Locken des Pflegekindes streichelnd:

„'S ist recht, Kind, laß dem Weinen sein Recht; aber übertreib's auch nicht. Schau auf, mein Herz, es ist viel Unglück in der Welt, und kein Mensch kann eine Ringmauer dagegen um sich ziehen. Setze Dich her, wir wollen ein Stündchen zusammen verplaudern, Du arme Kleine. Sieh, da hab ich Dir auch einen Strauß Frühlingsblumen mitgebracht. Stell ihn auf Deinen Nähetisch in ein Glas mit Wasser. Wenn Du wieder mit dem thörichten Papa allein bist, so mag das hübsche Ding Dich an die weite Welt erinnern, die so bunt und glänzend, so frei und unermeßlich weit um jeden Schmerz her liegt. Du wirst auch noch Dein Theilchen davon haben; warte nur — auch die schwärzeste Wolke zieht vorüber; wie Meister Ulex sagt: post Phoebila nubus, oder wie es sonst heißen mag. Weißt Du, von wem ich diese Blumen habe?"

Helene schüttelte den Kopf und sah das Freifräulein betrübt-lächelnd an.

„Ein junger Ritter, der gestern einen gefährlichen Waffengang gut bestanden hat, gab sie mir. Du kennst den jungen Mann auch. Nun, wer mag es sein?"

„Etwa Herr Wolf, des Herrn Ulex Schüler?" fragte Helene leise, ganz leise und erröthete nicht wenig dabei.

„Richtig gerathen. Wie schlau wir sind! Der Junge begegnete mir, als ich hieher kam; er trug die Nase hoch zum Himmel emporgerichtet und wurde wacker gepufft und geknufft von den Leuten, welche vernünftiger waren als er, und welche grade aus auf ihren Weg sahen. Er war bestaubt und erhitzt von einem weiten Weg durch die Felder und Wiesen vor der Stadt. Er mußte nach seiner Beschreibung meilenweit gelaufen sein — Gott segne ihm seine gesunden Beine! — um die Aufregung aus dem Blute loszuwerden. Er hat nämlich gestern ein Examen — sein Maturitätsexamen bestanden und zwar sehr gut; der alte Ulex —"

„Ah," rief Helene kindlich treuherzig mit glänzendem Gesicht: „Da freue ich mich! O wie ich mich darüber freue!"

„Das dachte ich mir wohl," lächelte das alte Fräulein. „Ich freue mich auch; und der junge Mann schien ebenfalls höchst vergnügt darüber zu sein. Er behauptete, vor diesem Examen eine entsetzliche Angst gehabt zu haben; aber nun sei Alles in bester Ordnung, und er habe nicht die mindeste Angst mehr. Der Meister Ulex hat ihn nun aus seiner scharfen Zucht entlassen; auch Fiebiger reibt sich die Hände, der junge Taugenichts aber benutzt seine wiedergewonnene Freiheit dazu, in den Feldern umherzustreifen und Blumen zu pflücken, oder in den Gassen ältliche Damen zu erschrecken durch plötzliches Anspringen gegen dieselben. Was soll eine alte Person wie ich mit solchem Strauß solcher Blumen anfangen? Da, nimm, mein Kind — für Dich passen sie recht gut und — wer weiß, was der Schlingel gedacht hat, als er sie mir in die Hand drückte. Nimm und stelle sie in frisches Wasser; — späte Ostern können recht bunt gefeiert werden. Da hast Du Veilchen, Himmelsschlüssel, Anemonen — auch einen blühenden Weißdornzweig; — stich Dich nicht an den Dornen, junges Blut — Birkenschäfchen, eine kleine Epheuranke — die Vergißmeinnicht mußt Du Dir dazu denken; sie kommen erst später."

So plauderte die alte Dame fort, und der Wunsch, ihr Pflegekind aufzuheitern, ließ sie mehr sagen, als sie eigentlich im Willen hatte. Helene Wienand aber hielt den Strauß Robert Wolf's im Schooß,

und ihre Seele war wirklich für kurze selbstvergessene Minuten so rein und licht, wie in frühern, glücklichern Tagen, als sie noch das verzogene Kind des klugen, stolzen, reichen Banquiers und nicht des unglücklichen, von Jedermann bemitleideten Irrsinnigen war.

Es erzählte das Fräulein von Poppen noch Mancherlei und that gar nicht, als ob sie merke, wie die Kleine immer von Neuem auf allerlei feinen Umwegen das Gespräch auf den Giebel des Sternsehers, den Polizeischreiber Fiebiger und den Pflegesohn desselben zu bringen suchte. Willig ließ sie sich immer in die Musikantengasse und die Nachbarschaft derselben führen und erzählte, wie Robert Wolf die Arzneiwissenschaft studiren wolle, und wie der Sterngucker und der Polizeischreiber sehr damit einverstanden seien, da diese gelehrte Kunst den Mann am selbständigsten in der Welt hinstelle. Dann erzählte das Freifräulein, daß Ludwig Tellering nunmehr fest entschlossen sei, mit seiner Mutter und Schwester nach Amerika auszuwandern, und daß der berühmte Schneider Herr Alphonse Stibbe seine Einwilligung zur Heirath der schönen Angelika und des nichtsnutzigen Julius Schminkert gegeben habe. Sie war noch dran zu berichten, wie bereits ein Nonplusultraschild mit der Inschrift Schminkert und Comp. für den Nonplusultraparfümerieladen gemalt werde, als sie plötzlich im höchsten Grade erstaunt und nicht wenig ärgerlich emporsprang.

Gemeldet wurde:

„Herr Baron von Poppen!" und Leon trat in das Zimmer.

Ja, da stand er, ehrbar und bescheiden, das Muster eines gebesserten Sünders! Und da er einmal da war, so konnte man ihn nicht hinauswerfen; sondern man mußte hören, was er zu sagen hatte.

Und er verbeugte sich — o so verlegen, so linkisch, so ganz überzeugt von seiner Unwürdigkeit, diesen Raum zu betreten.

„Sie hier, Leon?!" rief die Tante. „Was soll das? Was wollen Sie hier?"

Und der Freiherr ließ den Hut fallen, hob ihn auf und ließ ihn wieder fallen.

„Hören Sie mich, liebste Tante! Gnädiges Fräulein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich — werde — sogleich — wieder gehen. Gnädigste Tante, ich war in Ihrer Wohnung und hörte, Sie befänden sich hier. Tausendmal Verzeihung — ich bin so verstört; — liebe, liebe Tante, ich mußte Sie auf der Stelle sprechen — ich bin so erfreut — so voll Jubel — ich habe die Stelle im Ministerium des Innern erhalten, die Stelle, von welcher wir sprachen. Ma tante, wir wollen der Welt zeigen, daß die Poppen doch noch nicht ganz verloren gegangen sind. Gnädiges Fräulein, wieder und wieder bitte ich um Verzeihung wegen meines tollen Eindringens; ich bin wie berauscht durch die Straßen gelaufen; ma tante —"

„Liebe Helene," sprach die alte Dame in sehr würdiger Haltung, „dies ist mein Neffe, der Baron Leon von Poppen, der jetzt ein brauchbarer, anständiger Mensch zu werden scheint. Du bist ihm vielleicht früher schon in der Gesellschaft begegnet; aber es lohnte sich damals nicht, seine Bekanntschaft zu machen."

Helene verbeugte sich in höchster Verlegenheit; Leon von Poppen aber sprach sanft lächelnd:

„Meine Tante hat ganz Recht, gnädiges Fräulein; ich bin ein großer Sünder gewesen — Mitglied von allerlei verbotenen Gesellschaften, ein impertinenter Gesell, forlorn on the hill of the storm, wie Ossian es nennen würde. Aber hier stehe ich, in meines Nichts durchbohrendem Gefühl und schäme mich ein wenig. Nur ein ganz klein wenig, mein Fräulein; denn ganz bekehrt bin ich noch nicht, wie ma tante dort auch recht gut weiß. Es ist noch viel an mir zu bessern; mein Eindringen hier zeugt auch davon. Ma tante, ich küsse Ihnen unterthänigst die Hand; gnädiges Fräulein —"

„Der Vater!" rief Helene, und die hagere, gebückte Gestalt des Banquiers Wienand schob sich wieder in das Zimmer. Er hatte seinen Schatz verborgen und schlich zu seinem Sessel zurück. Als er den fremden Herrn erblickte, erschrak er heftig; er fürchtete alle fremden Gesichter.

„Es ist mein Neffe, der Baron von Poppen," rief das Freifräulein.

„Der Baron von Poppen, der Baron von Poppen," wiederholte der Kranke. Er verbeugte sich vor dem jungen Manne viele Male und sagte dazu immer von Neuem: „Der Herr Baron! Der Herr Baron! Der Herr Baron!"

„Was soll das nun wieder?" murmelte das Freifräulein.

„O der Herr Baron! Namen und Ehre! Ehre und Geld, viel Geld — O der Herr Baron — viel Ehre, viel Ehre! Der Herr Baron ist willkommen, sehr willkommen — armer Mann, sehr armer Mann — sehr willkommen ist der Herr Baron!“ murmelte der Kranke. Er wurde immer zutraulicher gegen den jungen Freiherrn, und dieser wußte mit sicherm Tact ihn in guter Stimmung zu erhalten. Das Erstaunen des Freifräuleins wuchs von Minute zu Minute. Auch Helene horchte athemlos; so vernünftig hatte ihr Vater seit langer Zeit nicht gesprochen; so klar war sein Auge lange nicht gewesen.

Den Einfluß, welchen der Sternseher Heinrich Ulex nicht gewinnen konnte, schien Herr Leon von Poppen binnen kürzester Frist zu erlangen.

„Dies ist meine Tochter, Herr Baron, ein gutes Ding, aber arm, sehr arm — sehr armer Mann, Herr Baron!“

Das Freifräulein nahm Priese auf Priese. Helene drängte sich dicht an ihre Seite; Herr Leon ließ sich traulich neben dem Sessel des Banquiers nieder, und der Banquier hielt ihn am Rockschoß; — Herr Leon Freiherr von Poppen konnte mit dem Fortschritt, den er heute auf seinem Wege gemacht hatte, sehr zufrieden sein, und seine Gefühle waren auch gar nicht übler Art. Er fühlte sich ganz behaglich neben dem Stuhle des kranken Mannes und versprach — wiederzukommen. —

Hinauf die alte knarrende Wendeltreppe im Hofe des Nikolausklosters! Dunkel ist die Nacht, gefährlich der Weg; aber nur Muth! Hinter der schwarzen Thür leuchtet die Lampe des Sternsehers Heinrich Ulex, und Freunde sind um sie her versammelt.

Freunde umgeben den armen Robert Wolf; aber mit der Morgendämmerung scheidet er aus ihrer Mitte, um in der Ferne seine Studien fortzusetzen und ein tüchtiger Arzt zu werden.

Es sprach der Sternseher:

„Die Stunde des Scheidens ist gekommen, mein Kind. Wir haben Dich aufgenommen, als Du krank, als Du verlassen und freundlos warest; nun senden wir Dich von Neuem in die Welt; aber die Wunden sind geheilt, und nicht mehr gehst Du einsam in wildes Gelärm und Getümmel. Freunde decken Dir den Rücken bei jedem Schritt, welchen Du vorwärts thust; so schreite denn muthig vorwärts und blicke dem Leben grade in's Gesicht; fürchte Dich nicht und sieh nach Deinen Sternen; dann wirst Du nicht irren auf Deinem Pfade. An der Stelle des alten Schmerzes, den Du in unsere Mitte mitbrachtest, ist Dir eine neue tiefe Sehnsucht aufgewachsen. Wir können nicht wissen, ob dieser Sehnsucht einst Erfüllung wird; aber sie ist gut an und für sich, sie wird Dich nach Oben führen, wenn Du ihr folgst. O folge ihr, folge ihr; es gibt nichts Besseres, kaum etwas Edleres, als solcher Sehnsucht zu folgen!“

Der Alte schwieg; er hatte noch manches Andere sagen wollen, aber er beschattete seine Augen mit der Hand und schwieg. Juliane von Poppen ließ ihren Krückstock fallen und sah ganz nachdenklich auf den Greis; dann aber faßte sie plötzlich den Arm Robert's, welcher ihr den Stab aufgehoben hatte und rief:

„Gehe mit Gott, mein Sohn. Du hast gute und treue Lehrer gehabt, nun mache ihnen in der Ferne Ehre. Laß uns nur Gutes von Dir hören. Du hast viel Glück gehabt im Leben; erkenne das dankbar an und komme nicht gleich von Sinnen, wenn Dir einmal etwas nicht nach Wunsch geht. Halt den Kopf oben, mein Kind, der Meister Heinrich dort wird Dir sagen, wie viel Großes und Gutes aus unerfüllten Wünschen tüchtiger Menschen entstanden ist!“

Das alte Fräulein sah bei diesen Worten sehr ernst und fast drohend drein, und Robert Wolf sah sie Beide ziemlich kläglich an.

Nun sprach der Polizeischreiber Fritz Fiebiger in großer Bewegung:

„Mein Junge, reise glücklich und laß bald von Dir hören. Ich schmeichle mir, Dir manche nützliche Lehre gegeben zu haben, laß mich noch einige hinzufügen. Vor allen Dingen laß Dich niemals verblüffen. Wir Leute von der Polizei wissen Bescheid davon, wie leicht die Menschheit sich in's Bockshorn jagen und sich aus der Fassung und zu einer submissen Rückgradskrümmung bringen läßt. Ich habe Dich ein wenig hinter die Coulissen blicken lassen, ziehe Nutzen davon und beuge Dich nicht tiefer als es nöthig ist. Wie mit der hohen Polizei, so ist es auch mit allen übrigen Erdengottheiten; stehe fest, wo Du im Rechte bist. — Jeder macht Wind auf seine eigene Art; je größer der Blasebalg, desto stärker der

Wind, desto ohrenbetäubender das Schnarren und Schnauben. Halte den Hut fest, es wird mehr als Einer seine Kraft dran setzen, ihn Dir vom Kopfe zu pusten. Wenn der Deckel aber einmal in der Luft fliegt, so mache Dich nicht zum Gespött der Gassen und renne nicht toll und blind hinter ihm her; sondern gehe ihm fein langsam nach und lache selbst; oft wird ein Anderer ihn auffangen und Dir entgegentragen; Du kommst dann mit einem Dank davon. — Es bläst, greift und streicht Jeder sein Lieblingsstück auf seinem Lieblingsinstrument; Du, ich, das Fräulein hier im Lehnstuhl, der alte Ulex dort im Winkel, alle Andern groß und klein, ebenfalls. Im Grunde ist's ein heilloses Concert; aber die Gewohnheit bewirkt, daß wir es recht gut ertragen, ja es öfters für die echte wirkliche Sphärenmusik halten. Blase Dein Stückchen, mein Sohn; aber wolle Deinen Tact nicht der ganzen übrigen Menschheit aufdrängen. Ich habe mehr als einmal mit Heiterkeit gesehen, wie bei solcher Gelegenheit die Instrumente zu Waffen in den Händen der Virtuosen und Dilettanten wurden, und wie eine blutige Schlacht entstand. Bedenke, Robert Wolf, daß Du doch nur eine ganz kleine klägliche Pfeife bläsest, und daß solch ein dicker Brummbaß zu einer gewaltigen Keule wird, wenn der erboste Spieler ihn umkehrt und ihn auf den Köpfen der Orchestergenossen tanzen läßt. — Hüte Dich, mein Junge, einen Menschen muthwilliger Weise auf die Krähenaugen zu treten; leide es aber auch selbst nicht, sintemalen es ein verflucht unangenehmes Gefühl ist. — Ereifre Dich nicht über unschädliche Narrheiten der Leute, die Du doch nicht ändern kannst. Stelle Dir vor, Du habest Dein Eintrittsgeld zu einem schlechten Lustspiel gezahlt; gähnen magst Du, aber thu' es mit Anstand. Erinnere Dich immer, daß Du nicht der einzige Mensch in der Welt bist, der — der sich klüger dünkt als alle Andern. Wenn Du mir versprichst, Dich daran zu erinnern, so gebe ich Dir die Erlaubniß, so gut von Dir zu denken, wie Du willst. Mein lieber Sohn, manchem Hallunken geht es wie dem frommen Storch, er hat einen bessern Ruf, als er verdient. Auch der Storch ist berühmt als Ausrotter von allerhand Ungeziefer; aber sein weiter Magen ist gefüllt mit gemordeten jungen Hasen, Rebhühnern und andern einfältig-unschuldigen Delicatessen. Ein kluger Mann läßt sich nicht täuschen, es ist kein besonders behaglicher Aufenthalt im Magen eines solchen biedern Gesellen. — Ich habe manches Haus gesehen, über dessen Thür stand: salve hospes; aber auf gut Deutsch hieß das nur: der Eintritt ist verboten, wer hereinkommt, wird hinausgeworfen. Merke Dir das, Robert Wolf, und bitte Dir, ehe Du dem „salve" traust, von dem Portier eine Uebersetzung des „hospes" aus. — Zum Schluß knöpfe Deine Ohren so weit als möglich auf und vernimm, daß der Mensch viel schneller und früher alt wird, als er gewöhnlich für möglich halten will. Eines schönen Morgens wirst Du erwachen und das klägliche Factum nicht mehr leugnen können. Sorge, daß Du Dich dann mit gutem Gewissen in den Großvaterstuhl setzen kannst. Ich habe gesprochen."

Was Robert Wolf auf alle diese Reden sagte? Er sagte wenig, oder vielmehr gar nichts, und was er fühlte, das gab sich in verworrenen, von Thränen erstickten Interjectionen kund. Er fühlte viel; aber es ist eigentlich nicht die Sache des erzählenden Schriftstellers, Interjectionen in seinen Text zu werfen. Wir können nur sagen, daß Robert Wolf durchdrungen war von dem Bewußtsein, daß man ihm viel, sehr viel Gutes erwiesen habe, und daß er Allerlei versprach, worüber er sich in diesen Augenblicken kaum selbst hätte Rechenschaft geben können.

Die Nacht war dunkel; aber es war recht eine Nacht der Astronomen: Die Sterne leuchteten hell, und wer irgend nach den Sternen sah, fand sie rein und klar an ihrer Stelle. In tiefer Finsterniß begraben lag die Brandstätte, deren Schutt und Asche so schwer und dicht auf den Geist des klugen Banquiers Wienand gefallen war; wenn wir wieder dahin blicken, so werden sich viel neue stattliche Mauern, viel hohe Gebäude daselbst erhoben haben, und wieder werden viele Sternbilder dem Auge des alten Sternguckers Heinrich Ulex verdeckt sein.

Noch eine kurze Zeit saßen die Freunde im Giebelzimmer des Nikolausklosters zusammen; dann trennten sie sich, und der Alte vom Thurme küßte Robert Wolf auf die Stirn:

„Lebe wohl, lebe wohl, mein Sohn, Du hast mir viel Freude gemacht. Lebe wohl, sei glücklich und vergiß nicht die Sterne!"

„Kriechen Sie in Ihre Höhle, Fiebiger," sagte das Freifräulein in der Gasse. „Robert kann mich allein nach Hause begleiten; geben Sie mir Ihren Arm, mein Sohn."

Der Schreiber verschwand in der Thür der Nummer Zwölf der Musikantengasse, und das Fräulein und Robert Wolf setzten ihren Weg fort. Leise, eindringlich und viel sprach noch auf diesem Wege Juliane von Poppen zu dem Jüngling; der Name Helene kam mehrmals in ihrem Geflüster vor, und Robert schritt gleich einem Nachtwandler an der Seite der Alten. Was sie ihm sagte, erfüllte seine Seele bald mit hohem Entzücken und stürzte ihn gleich wieder in halbe Verzweiflung.

Eine Viertelstunde später lief der Jüngling allein durch die Gasse:

„Ich soll mich ihr nicht zu nähern suchen! Sie liebt mich, aber, ich soll ihr nicht nahe kommen, soll ihr nicht schreiben! O Helene, Helene, was soll ich thun?"

Plötzlich stand er vor dem Hause, welches der Banquier Wienand jetzt in der Kronenstraße bewohnte, und sah nach den dunkeln Fenstern desselben.

„Was soll ich thun? Was soll ich thun? O wie ich sie liebe, — und ich soll sie nicht mehr sehen! Die Grausamen! Die Grausamen!"

Der Baron Leon von Poppen hatte noch Licht. Lang ausgestreckt lag er auf seinem Sopha, das neueste Meisterwerk Paul de Kock's studirend. In den Pausen seiner Lectüre sah er mit unendlichem Behagen den Wolken seiner Cigarre nach; ein Maler hätte zu einer Personification des guten Gewissens kein tauglicheres Vorbild finden können. Herr Leon hatte heute seine zweite Visite beim Banquier Wienand abgestattet, und diesmal in Abwesenheit der Taute Juliane. Der Kranke war in seiner Gesellschaft ganz munter und lebendig geworden, und die arme Helene mußte sich gestehen, es sei wünschenswerth, daß der liebenswürdige Nachbar öfters zu dem Vater komme.

„Riesenfortschritte! Siebenmeilenstiefel!" lächelte der sinnige Träumer auf seinem Sopha. „Bah, bald werden wir die Dornen abgestreift haben vom Stengel! Bah, lächerlich, wer pflückt eine hübsche Rose mit einem Fausthandschuh? Mein lieber Baptiste, ich habe Dich heute abermals im tête à tête mit der leichtsinnigen Elise getroffen; ich warne Dich ernstlich — bedenke die Folgen!"

Baptiste empfing diese Warnung unmittelbar nach seinem Eintritt in's Zimmer, er neigte sein schuldiges Haupt und erwiederte:

„Herr Baron, ich komme soeben nach Hause — drüben vor der Thür des Herrn Banquiers Wienand steht wieder der junge Mann — Sie wissen — "

„Laß ihn stehen, Baptiste!" hauchte mit ungemein gütigem Ton der Freiherr. „Wir wollen ihn ganz ruhig stehen lassen, lieber Baptiste. Was könnten wir auch sonst mit ihm anfangen, Du guter Mensch?"

Und Baptiste zog sich zurück, und Robert Wolf durfte unbelästigt unter den Fenstern Helene Wienand's die heiße Stirn vom Nachtwind kühlen lassen. Kein von Poppen'scher Vasall stürzte sich mit geschwungenem Flamberg auf ihn; Niemand stellte sich ihm hindernd in den Weg, als er endlich den Heimweg seufzend antrat. Von der nächsten Ecke herüber pfiff der Nachtwächter höchst unpoetisch die zwölfte Stunde. Es ist ein Jammer, die ganze Maschinerie der Romantik fällt allgemach auseinander; wir armen Teufel von Novellisten mögen noch so viel mit dem Federbart und dem Oelglase uns mühen: die Räder wollen nicht mehr, die Haken und Hebel sind zerbrochen; wie lange währt es noch, bis das Ding stillsteht?

An einer andern Straßenecke stand Julius Schminkert im Schein einer Gaslaterne und betrachtete nachdenklich die Stelle, wo demnächst über dem berühmtesten Parfümerie- und Modewaarenladen der Welt das Schild prangen sollte mit der Inschrift:

J. Schminkert und Comp.

Mit übereinandergeschlagenen Armen stand der declamirende Künstler da, trotz seines nahen Glückes düster, wie die Nacht. Der Künstler wehrte sich in ihm mit aller Macht gegen den Parfümerieladen, Thalia wollte nicht das Mindeste mit Putzsachen und articles de cour zu thun haben. Aber die Würfel waren geworfen.

„Gutwillig muß ich untertauchen, oder ich werde mit Gewalt niedergedrückt, Wolf!" sagte der Schauspieler tragisch, als Robert zu ihm trat. „Wie ich höre, wollen Sie uns morgen verlassen; ich wünsche Ihnen alles Glück; Freiheit liebt das Thier der Wüste, frei im Aether herrscht der Gott; na ja, ich werde einen schönen Hausvater

abgeben — Schminkert und Compagnie — o süße Angelika! Hören Sie, Robert Wolf, was halten Sie von Fräulein Angelika Stibbe, meiner himmlischen Anverlobten?

Das war nun eine recht verfängliche Frage, und Robert verfing sich auch richtig.

Ganz verlegen sagte er:

„Ich — ich — würde nicht mit Herrenhandschuhen handeln."

„Jüngling," rief der Schauspieler, „welch ein Gott legte Dir dieses Wort auf die reine, unschuldige Zunge. Das muß ich sagen, so ganz uneingeweiht in der Menschen Verhältnisse scheinst Du mir doch von hier nicht abzugehen. Hat Dich das der alte Sterngucker gelehrt? . . . Kommen Sie, Robert, wir wollen nach Hause wandeln, jeder mit seinem Bündel. Ich weiß, Sie haben auch das Ihrige zu schleppen."

Arm in Arm schritten die beiden jungen Männer nach der Musikantengasse; Julius Schminkert verstand die Kunst, sich festzuklammern; wie die Andern gab auch er bereitwillig in dieser Nacht seine Rathschläge zum Besten, obgleich Robert sie ihm gern geschenkt hätte. Robert Wolf konnte nicht ahnen, wie eng sein Geschick mit dem dieses angenehmen und glücklichen Individuums verknüpft war. Höchst gleichgiltig, wenn nicht ein wenig widerlich war ihm sowohl die schöne Angelika, als der treffliche Julius.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hof in Indien.

Vor mehreren Jahren lebte in London ein Omnibusführer, der früher Barbier gewesen und in seinen Lebensschicksalen die merkwürdigsten Veränderungen erfahren hatte, indem er der Vertraute und Rathgeber eines Königs in Indien war. Von dem Privatleben eines orientalischen Königs erwartet man eins jener geheimnißvollen Gemälde, von denen man sich nur mit halblauter Stimme zu unterhalten wagt. Man vertieft sich in Gedanken bereits in jene dunkeln Paläste, wo sich der König, mit einer absoluten Macht sowohl zum Guten wie zum Bösen ausgestattet, jenen fabelhaften Orgien überläßt, welche die Einbildungskraft kaum zu fassen vermag. Das vor mehreren Jahren in London erschienene Buch, welches das Leben Nussir-u-Deen's erzählt, und dem wir diese Schilderung entnehmen, ist ganz darnach angethan, in dieser Hinsicht die übertriebenste Neugierde zu befriedigen. Es wirft mehr Licht auf den Zustand Indiens und gibt mehr Anhaltspunkte, um sich das allmälige Verschlingen dieses unermeßlichen Reiches seitens einer einfachen Handelscompagnie zu erklären, als alle jene Untersuchungen, welche in großen Blaubüchern auf den Repositorien der Parlamentsbibliothek angehäuft werden.

Der Biograph des Königs von Oude wurde theils durch Geschäfte nach Lucknow, der Hauptstadt dieses Königreichs, geführt, theils veranlaßten ihn die wunderbaren Erzählungen, welche in Calcutta über die ungeheuren, von dem Könige dieses Landes unterhaltenen Menagerien so wie über seine merkwürdige Vorliebe für Europäer verbreitet waren, zu einer Reise dahin. Da er einen Freund am Hofe hatte, so gelang es ihm, sich eine Audienz beim König zu verschaffen, und dieser faßte sogleich eine starke Zuneigung zu ihm. Der Reisende erfuhr, daß ein Platz in der Hofhaltung Seiner Majestät erledigt sei, und that Schritte, sich denselben zu verschaffen. Da aber kein Europäer in den Dienst des Königs treten durfte, ohne die Erlaubniß des britischen Residenten, mußte er sich an diese hochgestellte Persönlichkeit wenden, welche ihm sein Gesuch bewilligte, „unter der Bedingung, daß er sich in keiner Weise in die Politik des Königreichs Oude einmische und allen Intriguen der Minister, die sich die Macht streitig machten, und den Zwistigkeiten der großen Grundeigenthümer, die im fortwährendem Kriege miteinander waren, durchaus fern bleibe."

Der Hofhalt des Königs zählte fünf Europäer, von denen Einer, der Professor, das nominelle Amt hatte, Se. Majestät im Englischen zu unterrichten. Der König nahm den Unterricht nach fürstlicher Manier. Wenn er fünf Minuten lang gelesen hatte, rief er: „Es ist genug! Ein Glas Wein, Lehrer!" Dann warf er das Buch bei Seite und die Lection war zu Ende. Der Professor bekam 1500 Pfd. Strl. jährlich für seine Mühe. Er war einer der nähern Freunde des Königs, welcher seinem Bibliothekar, seinem Maler, seinem Hauptmann der Garde und seinem Barbier gleich-

falls seine Zuneigung schenkte. Die Geschichte des Letzteren, eines neuen Olivier-le-Daim, wollen wir hier mittheilen.

Dieser Mann kam nach Indien auf einem Schiffe, auf welchem er als Schiffsjunge diente. Er hatte in seiner Jugend in London das Friseurgeschäft erlernt. Bei seiner Ankunft in Indien desertirte er von seinem Schiffe und kehrte zu seinem frühern Berufe zurück. Er hatte Glück und durch Anwendung von Puffs und Reclamen wußte er sich einen gewissen Ruf in Calcutta zu verschaffen. Einst kaufte er eine Partie europäischer Waaren und schiffte den Ganges hinauf, um Handel damit zu treiben. In Lucknow traf er mit einem Residenten zusammen, der durchaus wünschte, daß seine Haare, welche glatt und straff herabhingen, gekräuselt sein möchten wie die des Generalgouverneurs; denn bekanntlich ist in Indien der Generalgouverneur der Spiegel der Mode. Der Resident strebte also mit aller Macht darnach, demselben zu gleichen. Unser Kaufmann nahm sogleich Brennzange und Rasirmesser zur Hand und bewirkte Wunderdinge an dem Kopfe seines beamteten Clienten, welcher von der Geschicklichkeit des Barbiers ganz bezaubert war und ihn in eigener Person dem Könige vorstellte. Der Barbier, auf seine Geschicklichkeit vertrauend, bemächtigte sich des Kopfes Sr. Majestät und bearbeitete ihn so vortrefflich, daß der König sich selbst nicht wiedererkannte. Seit diesem Augenblicke überschütteten Ehren und Reichthümer wie Hagel den glücklichen Urheber dieser Metamorphose. Es wurden ihm Adelstitel ertheilt. Der Günstling eines Königs hat tausend Mittel in Händen, um sich zu bereichern; aber unser Barbier begnügte sich nicht mit den gewöhnlichen Mitteln. Unter seinen Aemtern befand sich auch das, Wein und Bier für die königliche Tafel zu besorgen, und er verstand es vortrefflich, seinen Nutzen daraus zu ziehen. Nussir setzte seinen Gunstbezeigungen gegen den Barbier, welcher ihn ganz zu bezaubern wußte, keine Grenzen. Allmälig kam es dahin, daß er der tägliche Tischgenosse des Königs wurde und an der Tafel seinen Platz zur rechten Seite desselben einnahm. Se. Majestät mochte aus keiner Flasche trinken, welche von einem Andern entkorkt wurde als von dem Barbier. Er hatte eine so große Furcht, von Jemand aus seiner eigenen Familie vergiftet zu werden, daß jede Flasche in dem Hause des Barbiers mit dem königlichen Petschaft versiegelt wurde, ehe sie auf die königliche Tafel kommen durfte. Bevor er sie öffnete, untersuchte der kleine Mann mit großer Aufmerksamkeit, ob das Siegel noch unverletzt sei. Wenn er sie dann aufgekorkt hatte, trank er ein Glas davon und füllte dann dasjenige des Königs.

Die Gunst, deren sich der glückliche Barbier bei dem König von Oude erfreute, wurde bald in Indien bekannt und die Presse schoß eine Menge satirischer Pfeile auf ihn ab. Aber der Barbier wendete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Anhäufen von Rupien und ließ sich durch die Angriffe des Neides nicht beunruhigen. Er ließ nur in einem Journal von Calcutta, mit welchem er in Correspondenz stand, durch einen jungen europäischen Commis, den er in den Bureaux des Residenten kennen gelernt, die Angriffe beantworten, wofür er allein zehn Pfund monatlich zahlte. Der Verfasser des Werkes, aus dem wir schöpfen, bezeigte natürlich eine starke Begierde, den großen Barbier kennen zu lernen, und seine Wünsche wurden bei der ersten Einladung, welche er zur Tafel erhielt, befriedigt. Der König trat in den Saal, gestützt auf den Arm seines Günstlings. Nussir war der Größere von Beiden, aber der Barbier schien kräftiger zu sein. Se. Majestät war nach englischer Mode gekleidet, ganz in Schwarz. Seine Haltung ermangelte keineswegs einer gewissen Grazie; in seinem Gesichte und seiner Figur lag etwas Königliches. Dem Gesicht des Barbiers dagegen war der unverkennbare Stempel der Gemeinheit aufgedrückt. Das Diner wurde ganz in europäischer Weise servirt, nur daß es durch Tänzerinnen verschönert wurde, ein Vergnügen, welches unsern Mahlzeiten fremd ist. Die Küche war ausgezeichnet. Der Vorsteher derselben war ein Franzose, der im Bengalischen Club in Calcutta seine Kochkunst gezeigt hatte. Nach der Tafel gab es ein Marionettentheater. Der König zerschnitt zu seinem Vergnügen mit einer Schere die Fäden, durch welche die Puppen bewegt wurden. Nach dieser vortrefflichen That, die ihm ohne Zweifel sehr gefiel, weil er sie öfters wiederholte, machte er sich an das Trinken, bis er unter den Tisch taumelte. Alsdann trugen ihn zwei kräftige Eunuchen in seinen Harem.

Wenn Se. Majestät bei guter Laune war, so ergötzte er sich gern an unschuldigen Spielen. Eine Probe davon ist Folgendes:

Die Gesellschaft befand sich eines Tages in einem großen, mit Mauern umgebenen Garten des Chaun-Guuge, eines Parks des Schlosses, wo die Thierkämpfe abgehalten werden. Als nun ein Anwesender dem Könige von den in England gebräuchlichen Spielen erzählt hatte, kam das Gespräch auch auf das sogenannte Bockspringen, und sogleich empfand der König die größte Lust, dasselbe kennen zu lernen. Man schloß die großen Thore, um nicht durch Neugierige und Zudringliche belästigt zu werden, dann wurde angefangen. Der Capitän der Leibgarde bot seinen Rücken dem Professor dar, dieser dem Bibliothekar, Letzterer dem Maler, und so fort, und Alle begannen dann, Einer über den Andern hinwegzuspringen. Der König blieb nicht lange ein müßiger Zuschauer des Spieles; auch er wollte sich darin versuchen. Se. Majestät war sehr mager und nicht sehr stark. Der Verfasser des Buches befand sich grade in seiner Nähe; er befahl ihm, sich vor ihm niederzubeugen, dann sprang er und bot ihm nun seinerseits seinen Rücken. Jener schwingt sich über ihn, aber in dem Augenblicke, wo er seine Hände auf den Rücken des Königs legte, gibt dieser Rücken unter ihm nach; der Engländer fällt und Se. Majestät und er rollen über den Rasen. Der König erhob sich sehr verdrießlich. „Sapristi! Ihr seid schwer wie ein Elephant," rief er aus. Jener fürchtete, daß der König in Zorn gerathen würde, er kam jedoch mit dem Schrecken davon. Das Spiel begann von Neuem. Als sie dann Einer über den Andern springend den ganzen Garten umkreist hatten, verlangte Se. Majestät Bordeaux in Eis, um sich zu erfrischen.

Ein anderes seiner Lieblingsvergnügen war, mit Schneebällen zu werfen, natürlich nicht mit wirklichen Bällen von Schnee, sondern mit jenen großen weißen Blumen, welche man so nennt. „Eines Tages," so erzählt der Verfasser, „warf er mich mit einem Schneeball, ich warf ihn wieder, und sogleich begannen sämmtliche Höflinge, welche zugegen waren, unserm Beispiele zu folgen. Einen Augenblick darauf sah man nichts als von allen Seiten durch die Luft fliegende weiße Blumen Der König fand erstaunlich viel Geschmack an diesem Spiele. Wir waren ganz mit Blüthen bedeckt, welche sich an unsere Haare und Kleidungsstücke hefteten und nur mühsam wieder zu entfernen waren. Aber der König hatte sich amüsirt und das war genug."

Bei einem solchen Könige und einem Volke, das so sehr wie die Indier an die Autorität gewöhnt ist, kannte das Favoritenthum keine Grenzen. Der Barbier seinerseits verstand es vortrefflich, sich den Seckel zu füllen. Die Rechnung, welche er alle Monate bei dem Finanzminister des Staates einreichte, war ein wahres Meisterstück unverschämter Arithmetik. Der Verfasser des genannten Buches bekam einmal eine dieser Rechnungen zu Gesicht, welche vier und eine halbe Elle lang war. Die Totalsumme war schreckenerregend, sie belief sich auf mehr als 99,000 Rupien oder 9000 Pfd. Strl. Sie wurde nichtsdestoweniger ohne die geringste Beanstandung ausgezahlt und als eines Tages einige Höflinge, welche etwas mehr Sparsamkeit wünschten, die Aufmerksamkeit des Königs auf diesen Umstand lenkten und ihn zu überzeugen suchten, daß der Barbier ihn auf unverschämte Weise bestehle, antwortete Se. Majestät höchst zornig: „Nun, was geht Euch das an, wenn ich den Khan bereichern will? Ich weiß, daß seine Rechnungen ungeheuer sind, aber darum hat sich Niemand zu bekümmern. Ich will, daß der Khan in meinem Dienste sein Glück mache."

Zum Unglück für Diejenigen, welche der König mit seiner Gunst beglückte, war derselbe aber auch mit einer ungemeinen Launenhaftigkeit behaftet und ging mit einer erschreckenden Schnelligkeit von Freundschaft zu Gleichgiltigkeit und Haß über. Unser Autor führt als Beispiel eine Tänzerin aus Kaschmir an. Eines Abends sang sie vor dem König und dieser war so entzückt von ihr, daß er ihr tausend Rupien schenkte und von der Tafel aufstand, um mit ihr in seinen Harem zu gehen. Am andern Tage sang die Tänzerin nochmals und diesmal schenkte ihr der König zweitausend Rupien. Sie erhob sich reißend schnell in der Gunst des Königs und sah bald den ganzen Hof zu ihren Füßen. Acht Tage lang gab es nichts als glänzende Festlichkeiten ihr zu Ehren, aber schon nach Verlauf einer Woche war der König

ihrer überdrüssig. Eines Tages kam er auf den Einfall, sehen zu wollen, welche Figur sie wohl in einem europäischen Anzuge machen möchte. Er lies aus dem Hause des Barbiers ein Kleid und andere Toilettengegenstände einer Dame holen, und befahl dann seiner Favoritin, sich in ein anstoßendes Gemach zurückzuziehen und diese Kleidungsstücke anzulegen. Das arme Geschöpf gehorchte; aber in dieser Weise umgestaltet, war sie nicht wiederzuerkennen. All ihre Anmuth, all ihre Schönheit war verschwunden. Ihr düsterer und niedergeschlagener Blick war traurig anzusehen, als sie ihren Platz wieder einnahm. Der König und der Barbier lachten aus vollem Halse, während glühende Thränen über die Wangen der Unglücklichen herabrollten. Ganze Wochen hindurch wurde sie gezwungen, in diesem lächerlichen Costüme zu erscheinen; endlich verschwand sie und man hörte nichts wieder von ihr.

Der König bewahrte aber auch seinen Freunden ein treues Gedächtniß. Als Beispiel nennt man einen Residenten, mit welchem er auf dem Fuße der innigsten Freundschaft stand. Der Resident, den wir Mr. Smith nennen wollen, hatte eine Frau von außerordentlicher Schönheit und die scandalöse Chronik behauptete, daß Se. Majestät noch mehr von Mistreß Smith bezaubert gewesen sei als von ihrem Gatten. Dies trug sich vor der Ankunft unseres Autors in Lucknow zu, auch hörte er nur vom Hörensagen davon sprechen. Herr Smith verließ Lucknow jedenfalls viel reicher, als er dahin gekommen war, und nahm 65 Laks Rupien mit sich fort, das sind 750,000 Pfd. Strl. Ein so kolossales Vermögen erregte natürlich den Verdacht der Compagnie, welche eine Untersuchung anstellen ließ; diese fand bei verschlossenen Thüren statt und das Resultat derselben war, daß Smith seine Entlassung nahm und nach England zurückkehrte. Nach dessen Abreise sprach der König noch sehr oft von seinem sehr theuren Freunde, besonders wenn überreichliche Libationen in Champagner seine Zärtlichkeit aufgeregt hatten, und er schickte sogar an Smith durch einen Europäer, der nach England zurückkehrte, seine Uhr, die mit einem prächtigen Diamant im Werthe von 15,000 Franken verziert war.

Unter den lebenden Merkwürdigkeiten des Palastes war es besonders das aus Frauen bestehende Sipahisbataillon, welches unsern Autor am meisten in Staunen setzte. „Ich hatte diese Amazonen ganze Monate lang die Wache vor den Gemächern der Frauen Sr. Majestät beziehen sehen, ohne daß in mir eine Vermuthung über ihr Geschlecht aufgestiegen wäre. Sie behalten allerdings ihr langes Haar, aber sie ziehen es nach dem Scheitel empor und befestigen es dort vermittelst eines Knotens, welcher vollständig unter dem Tschako verschwindet. Sie tragen die gewöhnliche Uniform der indischen Sipahis, den Kittel, die Muskete, das Bajonnet, das Lederwerk und die Patronentasche. Sie haben nichts Anderes zu thun, als den Harem zu bewachen, und paradiren nur in den innern Höfen des Palastes, wo ich sie ihre Exercitien ganz in der strammen Haltung von Veteranen machen sah. Sie werden von einem eingeborenen Officier der königlichen Armee geschult und scheinen mit allen Einzelheiten des Casernenlebens sehr vertraut zu sein. Sie haben ihre Sergeanten und Corporäle; doch keine, glaube ich, hat sich über den Grad eines Sergeanten erheben können. Ein großer Theil von ihnen ist verheirathet und daher genöthigt, von Zeit zu Zeit den Dienst auf einen oder zwei Monate einzustellen.

Der Einfluß des Barbiers war so groß geworden, daß es Niemand wagte, ihm entgegenzutreten. Mehrere Ursachen wirkten zusammen, um ihm diese außerordentliche Macht zu verleihen. Der Barbier schmeichelte mit teuflischer Geschicklichkeit den gröbsten und niedrigsten Leidenschaften des Königs. Noch mehr, er hatte sich Sr. Majestät ganz unentbehrlich gemacht und war der Canal geworden, durch welchen alle Gnadenbezeugungen ihren Weg nehmen mußten. Jede Flasche Wein, welche im Palaste getrunken wurde, warf etwas für ihn ab. Es lag daher sehr in seinem Interesse, den Monarchen daran zu verhindern, von seinem Laster der Trunksucht abzulassen. Jeder Sclave, jede Tänzerin, welche die Blicke des Königs auf sich zogen, suchten sich die Gunst des Barbiers vermittelst reicher Geschenke zu verschaffen. Zu gleicher Zeit ermunterte dieser den Geschmack des Königs an Grausamkeiten. Es bestand eine tiefe Feindschaft zwischen dem Könige und seinen Oheimen, und Se. Majestät war

stets höchst erfreut, wenn sich eine Gelegenheit fand, denselben einen bösen Streich zu spielen, wobei ihm denn der Barbier von ganzem Herzen behilflich war. Einmal wurde einer der Oheime des Königs, Namens Azoff, von diesem zur Tafel geladen und bei dieser Gelegenheit im furchtbarsten Grade berauscht gemacht. Er verfiel bald in einen tiefen, lethargischen Schlaf. Der Barbier befestigte die Enden des Schnurrbartes desselben vermittelst Bindfaden an den Seitenlehnen des Stuhles, auf welchem er saß, holte dann Kanonenschläge, legte dieselben unter den Stuhl und brannte sie los. Azoff, dessen Füße dadurch verbrannt wurden, sprang erschreckt in die Höhe und riß sich dabei einen Theil des Schnurrbartes sammt der Haut aus. Der König wollte platzen vor Lachen. Sein Oheim aber stand da von Blut übergossen und noch betäubt von den Dünsten der Trunkenheit, dankte dem König für die Gnade, zur Tafel geladen zu sein, und entfernte sich, indem er um Entschuldigung bat, daß sein Nasenbluten ihn verhindere, länger zu verweilen.

Diese Mißhandlung verschärfte nur den Haß, welchen die Familie des Königs gegen diesen hegte. Ganz Lucknow erhob sich; die königlichen Truppen wurden von den Insurgenten geschlagen und Nussir verlangte Hilfe und Schutz von dem Residenten, welcher aber ihn wie seine Familie derb ablaufen ließ. Nach einer Woche voll Unruhe und Verwirrung wurde ein lahmer Friede zusammengeflickt. Die Europäer benutzten die Abwesenheit des Barbiers, den der König mit einer Sendung nach Calcutta betraut hatte, um Sr. Majestät Vorstellungen zu machen und es durchzusetzen, daß der Günstling bei seiner Rückkehr auf sein Amt als Barbier beschränkt werde und nicht mehr an der königlichen Tafel erscheinen dürfe. Aber die Rückkehr des elenden Barbiers ließ alle guten Vorsätze des Königs wieder verschwinden. Eine neue Krisis brach aus; Nussir wurde von seinen Oheimen vergiftet und der Barbier genöthigt, Lucknow zu verlassen. Er trug jedoch 250,000 Pfd. Strl. mit sich fort. Nach seiner Rückkehr nach England fing er an zu speculiren. Wie der Frosch in der Fabel, wollte er dem Ochsen an Größe gleichkommen und einer der Eisenbahnkönige werden. Aber das Glück wendete ihm jetzt den Rücken. Er verlor Alles, was er im Dienste des Königs von Oude zusammengescharrt hatte, und wurde wegen Schulden in den Kerker geworfen. Als Führer eines Londoner Omnibus hatte er dann später Gelegenheit, von seinem hohen Sitze herab über die Eitelkeit der menschlichen Angelegenheiten nachzudenken.

Literarisches.

Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619. Von Dr. B. Erdmannsdörfer. Leipzig, Veit und Comp.

Es wäre wohl angemessener gewesen, das Buch „Studien aus der Geschichte Piemonts" zu überschreiben, wenigstens beschränkt sich der Verfasser keineswegs auf den Gegenstand, den der von ihm gewählte Titel bezeichnet; dieser Gegenstand ist in der Monographie, die, wie es scheint, eine Habilitationsschrift ist, nur Episode. Die von dem Autor aufgestellte Hypothese, daß Herzog Karl Emanuel durch Mansfeld bewogen worden, als Candidat um die böhmische Königskrone aufzutreten, hat viel innere Wahrscheinlichkeit für sich, obschon sie der Natur der Sache nach nicht erwiesen werden kann. Aufgefallen ist uns, daß Erdmannsdörfer bei seiner Darstellung der Königswahl zu Prag und der Ereignisse, Bestrebungen und Intriguen, welche dem Acte selbst vorausgingen, die Machinationen Kursachsens, die Wahl der böhmischen Stände auf den Kurfürsten zu lenken, völlig ignorirt. Die Thatsache, daß die letztern Bestrebungen scheiterten, ist auf die Entwicklung der ersten Periode des dreißigjährigen Krieges von dem wesentlichsten Einfluß gewesen.

Stein. Eine Biographie für's Volk. Von Aline von Schlichtkrull. Berlin, Franz Duncker. Ein populär gehaltener Abriß aus dem Leben des großen deutschen Staatsmannes, der sich auf Kreise berechnet, denen jede nähere Kenntniß der historischen Verhältnisse zu Anfang des Jahrhunderts abgeht. Der Ausdruck könnte durchweg maßvoller, edler sein; ein bloßes rhetorisches Echauffement ist grade in Vorträgen zu vermeiden, welche sich an die untern Volksschichten wenden. Bei der äußern Ausstattung hätten wir weniger Oekonomie gewünscht; der Druck ist ziemlich augenmörderisch.



Aus den Urwäldern Borneo's.

Von

Fr. Steger.

III.

Der Limbang, an welchem Bruni liegt, entsteht durch die Vereinigung zweier Flüsse, des Madalam und des Madihit. In der Nähe der Küste hat er einen sehr gewundenen Lauf und durchströmt ein niedriges, meistens sumpfiges Gebiet. Von seinen obern Theilen, die von Gebirgen und Felsen eingeengt werden, erzählen die Malayen Wunderdinge, aber nicht einer hat diese Herrlichkeiten gesehen, da Reisen aus Bruni fast immer nach drei Tagereisen enden, während man bis zum Oberlauf des Limbangs sieben Tage braucht. Spenser St. John benutzte den Limbang zu einer Reise nach dem Molugebirge und andern Gegenden des Innern, die, so verhältnißmäßig nahe sie der Hauptstadt Bruni sind, doch zu den unbekannten Theilen der Erde gehören.

Eine solche Flußreise hat ihre großen Unbequemlichkeiten. In der Nähe des Meeres sind die Moskitos unerträglich, im Sumpfdickicht gibt es Blutegel zu Tausenden und an den Flußufern Schwärme von Sandfliegen. In der Nähe des Meeres setzen die Trusans der Fahrt die größten Hindernisse entgegen. Unter Trusans verstehen die Eingeborenen natürliche Canäle, die von einem Flußarm zum andern laufen und das eigentliche Fahrwasser bilden. Diese Verbindungen werden von Tausenden benutzt und Niemand denkt daran, sie in einem fahrbaren Zustande zu erhalten. Der Schlamm verstopft sie so, daß an manchen Stellen kaum sechs Fuß freies Wasser bleibt, und Bäume fallen in sie hinein. Statt solche Hindernisse zu beseitigen, warten die Bote stundenlang, bis die eindringende Fluth den Wasserstand so erhöht, daß man über Schlamm und Bäume hinwegfahren kann.

Die Ufer des Limbangs sind spärlich bevölkert. Die Ursache verrathen die vielen Stellen, wo man Ruinen von Dörfern und menschliche Gebeine findet. Jede Beleidigung, jede Abweisung einer ungerechten Forderung wird durch einen Ueberfall gerächt, der, wenn er glückt, einer ganzen Niederlassung den Untergang bereitet. Die Männer haut man nieder, um ihre Köpfe als Trophäen mitzunehmen, die Frauen und Kinder macht man zu Sclaven. Zu vielen Ueberfällen gibt gemeine Raubsucht die Veranlassung, aber auch jedes andere Motiv genügt. Von einem Eingeborenen, Japer genannt, hörte Spenser St. John folgende Geschichte: „Als ich zum Islam übergetreten war, verlor ich zwei meiner Enkel an einer Krankheit. Wie sollte ich den Kummer besiegen, der mein Herz schwer bedrückte? Ich entschloß mich, auf die Kopfjagd zu gehen. Ich schickte hundert meines Stammes den Rejang hinauf und brach selbst mit siebzig nach Bintulu auf. Dort kam der Orang Kaja Pamancha zu mir und sagte: „Du willst einige meiner Leute tödten." „Nein, das will ich nicht,"

antwortete ich. „Gut," sagte er, „in der Nähe von Bukit Lambin leben Punans, die mir Geld für Waaren schulden. Jetzt verkaufen sie ihr Wachs und ihren Kampher an Andere, nicht an mich. Geh' und greife sie an; es sind ihrer bloß dreißig Männer. Vergiß mich aber nicht, wenn es an die Vertheilung der Frauen und Kinder geht."

Meinen Bruder, der ein tapferer Mann ist, schickte ich in einem Kahn mit drei Kriegern voraus. Nach langem Suchen kam er in die Nähe der Punans und hörte sie in einem Walde untereinander reden. Er verbarg seinen Kahn und schlich in der Nacht an das Dorf heran. Nachdem er sich entkleidet und sein Schwert abgelegt hatte, band er einen Strick um einen Baum, nahm das andere Ende in die Hand und kroch wie ein Schwein auf allen Vieren vorwärts. Der Strick sollte ihm den Rückweg zu dem Baume zeigen. Er überzeugte sich, daß das Gemeindehaus groß sei, und kroch zu der Stelle zurück, von der er ausgegangen war. Er war jedoch mit seiner Erkundung nicht zufrieden und wollte sich das Dorf bei Tage genauer ansehen. In einem hohlen Baume versteckte er sich und wartete, bis alle Punans auf die Jagd gegangen waren. Dann ging er kühn auf das Haus zu und zählte die Thüren, deren es vierzig gab.*) Darauf kehrte er zu seinen Gefährten zurück und fuhr auf dem Flusse nach Bintulu.

Als wir uns trafen, fragte ich ihn, was er Neues bringe? Es waren Leute zugegen und mein jüngerer Bruder antwortete daher bloß: „Antoch" (nichts Besonderes), nahm mich aber sofort bei Seite und berichtete mir Alles. Noch in derselben Nacht brach ich mit meiner ganzen Gesellschaft auf. Als wir den Eingang des Flusses Lambin erreichten, stieg ein großer Alligator zur Oberfläche auf und begleitete unsere Kähne eine weite Strecke. Dies war eine gute Vorbedeutung und ich sprach zu dem Thiere: „O Großvater, verschaffe uns gutes Glück und ich werde Dir zu einem Mahl verhelfen." Wir waren alle in der heitersten Stimmung, als ein Vogel von der Rechten zur Linken über den Fluß flog und rief: Trick, Trick! Unmittelbar darauf flog ein zweiter Vogel von der Linken zur Rechten und rief auch: Trick, Trick! Daß diese Vögel sich kreuzten, war eine ganz schlechte Vorbedeutung, die mich ein langes Gefecht und Verluste ahnen ließ. So sagte ich denn zu meinen Leuten: „Laßt uns umkehren und drei Tage lang warten; diese Vorbedeutung ist zu schlecht." Sie lachten aber über mich und sagten: „Du wirst furchtsam!" „Wohl denn," antwortete ich, „so laßt uns gehen; ich werde nicht der Einzige sein, der auf diesem Zuge seinen Tod findet."

Wir näherten uns dem Hause, und als der Tag anbrach, begannen wir unsere Siligis (hölzerne Wurfspieße) durch die Rindenwände zu schleudern. Die Punans antworteten uns mit einer Wolke von Sumpits (vergifteten Pfeilen), und einer traf mich in die Hand. Mit meinen Zähnen — einige waren mir damals noch geblieben — zog ich ihn heraus und verband meine Wunde. Vor dem Gifte brauchte ich mich nicht zu fürchten, denn ich besaß einen Zauber. Als meine Verwandten sahen, daß ich verwundet war, sagten sie: „Vater, Du solltest Dich aus dem Gefecht zurückziehen." Ich antwortete aber: „Nein, wenn ich auch heute kein Gefecht gesucht habe, so werde ich doch nicht weichen." Ich versuchte eine neue Flinte abzufeuern, die ich gekauft hatte, das Gewehr versagte aber immer. Möge es dafür verflucht sein und Der dazu, der es mir verkauft hat.

Bald begannen die Punans zu fürchten, daß wir Feuer an ihr Haus legen würden, und stiegen herunter, um auf ebener Erde zu fechten. Es waren ihrer fünfunddreißig, wir zählten siebzig, aber die Sonne war so tief gesunken, wie sie jetzt am Himmel steht (es war vier Uhr Nachmittags), ehe das Gefecht vorüber war. Sie fochten wie tapfere Männer, nicht Einer suchte sich zu retten und wir tödteten sie alle. Nun gingen wir zum Hause und bemächtigten uns der Frauen und Kinder, von denen wir fünfundfünfzig vorfanden. Wenn wir eine Mutter faßten, so war es als, ob wir eine Henne gefangen hätten: alle ihre Kinder drängten sich wie Küchlein an sie heran. Ergriffen wir ein Kind, so lief die Mutter sogleich herbei. Die Nacht verbrachten wir fröhlich im Hause, am nächsten Morgen brachen wir nach Bintulu auf. Einige der

*) Wir erinnern an die Bauart der „Dörfer," die wir im ersten Artikel näher beschrieben. Um die Vertheidigung zu erleichtern, wohnen die Familien gemeinschaftlich in einem großen, auf Pfählen stehenden Hause.

Gefangenen weinten, andere gaben keinen Laut von sich. Auf meinen Antheil kamen zwei Weiber, die ich für einen Pukul Flinten (dreißig spanische Piaster) an einen Brunimann verkaufte. Bei diesem Gefecht wurden zehn unserer Leute getödtet und eben so viele verwundet. Das war die Folge, daß man den Ruf der Vögel nicht beachtet hatte; die jungen Männer waren zu hitzig. Hätten sie meinen Rath befolgt, so würden wir die Punans unvorbereitet getroffen haben, aber auf mich wurde nicht gehört."

Unter den vorbedeutenden Vögeln gilt besonders einer viel, den die Eingeborenen Burong Papoch nennen. Er ist so groß wie eine Amsel und hat einen hellrothen Leib, schwarze, weißgesprenkelte Flügel, einen schwarzen Kopf mit hellblauem Schnabel und hellblauer Kehle und einen langen Schwanz. Er hat drei Rufe, die jeder eine besondere Bedeutung haben. Ruft er: Trick, Trick, so warnt er vor Wunden und Tod.

Die Eingeborenen bezeichnen den Burong Papoch als selten, den Europäern will es so scheinen, als ob Vögel auf Borneo überhaupt selten seien. Zu gewissen Stunden und an gewissen Plätzen sieht man einige Tauben oder Krähen, an den Flußufern fliegen einige Bachstelzen und Königsfischer umher, im Gebüsch zieht zuweilen ein Singvogel die Aufmersamkeit auf sich. Von den minder besuchten Gewässern erhebt sich wohl eine einsame Ente, oder ein Habicht wiegt sich in der Luft. In der Nähe der Gebirge kommen Hornschnäbel vor, auf den Grasebenen in der Nähe des Meeres nisten Sperlinge, ein weißer Kranich und verschiedene Arten von Brachvögeln zeigen sich hier und da. In einigen Bezirken fängt man Rebhühner und Fasanen in Schlingen, aber da diese Vögel wegen des dichten Unterholzes bloß auf dem Boden umherlaufen können, so gewahrt man sie kaum anders, als wenn sie zum Verkauf gebracht werden.

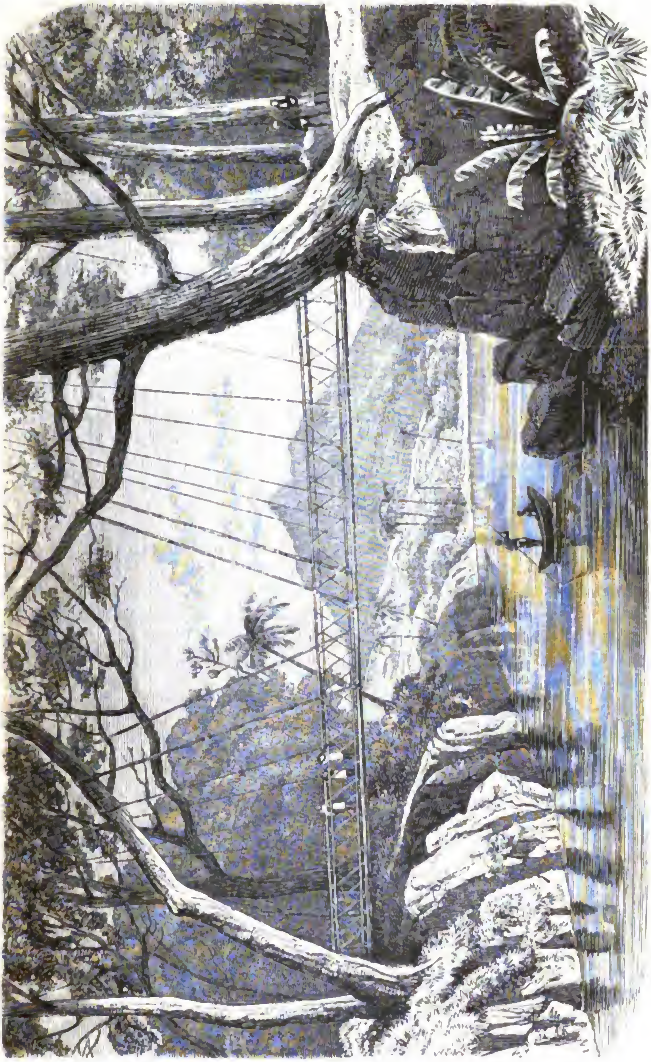
Je näher man dem Molugebirge kommt, um so mehr wird man durch die Schönheit der Landschaft für die herrschende Stille und Einsamkeit entschädigt. Spenser St. John war aus dem Limbang in den Hauptzufluß eingedrungen, der von den Eingeborenen Madalam genannt wird, und folgte weiter aufwärts dem Trunan. Plötzlich hatte die Schifffahrt ein Ende. Der Fluß verschwand, als habe die Erde ihn verschlungen. Vor dem Reisenden erhob sich ein Kalkfelsen, dessen scharfe Ecken und Kanten durch üppig wuchernde Bäume, auf denen sich Moose, Orchideen und andere Schmarotzer angesiedelt hatten, durch Farnkräuter und Schlingpflanzen, die gleich schönen Blumengewinden niederhingen, verhüllt wurden. Im Felsen öffnete sich eine Höhle mit einem gewölbten Eingange, in welche die Bote hineingerudert wurden. Die Stelle, durch die der Fluß hier eindrang, war lange nicht zu entdecken, bis Spenser St. John in das krystallhelle Wasser blickte und nun zwei große Oeffnungen gewahrte, aus denen der Trunan hervorquoll. Als er den Felsen umging, sah er den Fluß aus dem Batu-Barit-Berge hinaustreten.

In diesem Gebirge zeigt sich schon der Charakter der Schroffheit, den man im Molu noch ausgeprägter findet. Die Malayen sagen von dem dortigen Felsen: „Man hat scharfe Beile unter sich und spitze Nadeln über sich." Schlägt man mit dem Stock auf den nackten Stein, so entsteht ein heller, fast metallischer Klang. Die Masse besteht aus einem feinkörnigen Kalkstein, an dem man keine Spur von einer Schichtung wahrnimmt, und hat im Bruch bald eine hellrothe, bald eine weiß- oder graublaue Farbe. Daß sich die Felsen in einem Winkel von 70 Grad neigen, ist etwas Gewöhnliches, und an manchen Stellen steigt der Winkel auf 75 Grad. Auf diesem nackten und steilen Gestein klettern gleichwohl Schlingpflanzen in Menge empor. In den Höhlen am Fuße der Berge, die eine doppelte Kette von 5- bis 6000 Fuß Höhe bilden, sammeln die Eingeborenen eßbare Schwalbennester. Die Sammler erzählen viel von gespensterhaften Erscheinungen, durch die sie erschreckt worden sind. Dem Einen ist ein Zug weißer Gestalten in wallenden Gewändern begegnet, dem Zweiten hat sich ein scheußlicher Zwerg entgegengestellt, der Dritte hat Eier gefunden, welche die vereinigte Kraft von zehn Männern nicht zu heben vermöchte u. s. w. Auch ungewöhnlich große und schöne Diamanten soll es am Molugebirge geben, und das könnte wahr sein, obgleich man alle Erzählungen der Eingeborenen von Edelsteinen mit Vorsicht aufnehmen muß. Selbst die Diamanten, welche gezeigt und zum Verkauf angeboten werden, muß man auf's Genaueste prüfen. Ein malayischer Häuptling in



Der Trunan im Batu-Barit-Gebirge.

Bruni besaß einen angeblichen Diamanten von der Größe eines Hühnereies, für den er 1000 Pfund forderte. Als der Stein untersucht wurde, ergab er sich als ein fleischfarbener Topas. Gleichwohl gibt es auf Borneo große Diamanten vom reinsten Wasser, die im Gebiet Landak von Malayen und Chinesen geschliffen werden. Man kennt die Orte, wo sie gefunden werden, doch eine geologische Untersuchung dieser



Murut-Brücke in Tabari's Dorf.

interessanten Punkte hat bis jetzt nicht stattgefunden.

In den Flüssen, die Spenser St. John befuhr, leben viele Alligatoren. Man fürchtet sie nicht, weil die vielen wilden Schweine, die von einem Ufer zum andern schwimmen, ihnen so viele Nahrung gewähren, daß sie sich nicht an Menschen zu wagen brauchen. Es kommt indessen doch vor, daß ein Alligator plötzlich neben einem Bot auftaucht,

den Steuermann mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes in's Wasser schleudert und mit ihm verschwindet. Ein ungeheurer alter Alligator machte sich in dieser Beziehung wahrhaft furchtbar. Ein Engländer Crookshark und ein als tapfer bekannter Malaye beschlossen, das Unthier zu erlegen. Sie fuhren lange auf dem Flusse umher, ohne daß der Alligator sich sehen ließ. Der Malaye wurde ungeduldig, sprang von seinem Sitz im Bot auf, schwang seinen Speer und forderte das Thier unter den beleidigendsten Ausdrücken zum Zweikampf heraus. Plötzlich senkte er den Speer, griff zum Ruder und begann mit aller Macht zu arbeiten — der Alligator war nicht zwanzig Ellen vom Bot entfernt an die Oberfläche hinaufgestiegen. Crookshark steuerte und war daher in der gefährlichsten Lage, aber doch konnte er sich bei dem Anblick des Malayen, der vor Furcht zitterte, des Lachens nicht enthalten. Sie waren dem Ufer nahe gekommen, als der Prahler wieder muthig wurde. „Die Ueberraschung," sagte er, „daß meine Herausforderung auf der Stelle angenommen wurde, hatte mich aus der Fassung gebracht. Aber jetzt," fuhr er fort, sprang wieder auf und schwang seinen Speer wie früher, „mag er kommen und ich werde mich zeigen." In diesem Augenblick stieg der Alligator wieder auf, und der Malaye war mit einem Satze auf dem Ufer.

Nach dem Alligator ist die Gauna die größte Eidechse. Spenser St. John erlegte eine, welche 6 Fuß 6 Zoll englisch maß. Sie kommt häufig in die Höfe der Gebäude, um sich Hühner anzueignen. Ist die Gauna klein, so gehen die Hähne und Hennen auf sie los und suchen sie durch Schreien und Flügelschlagen zu schrecken. Auch den Schlangen treten die Hühner entgegen. Spenser St. John sah einmal einige zwanzig einen Gegenstand umringen, in dem er, als er nähertrat, eine Cobra von 6 Fuß Länge erkannte. Die Schlange hatte den Kopf einen Fuß über den Boden gehoben und wollte alle Augenblicke beißen. Sobald sie sich aber gegen ein Huhn wendete, erhielt sie von andern Schnabelhiebe in den Schwanz und fuhr herum. Es ist die Frage, ob dieser Kampf, dem St. John durch einen Schlag auf den Kopf der Schlange ein Ende machte, ohne seine Dazwischenkunft nicht zu einem Siege der Hühner geführt hätte.

Die wenigen Einwohner, die den Ufern des Limbangs wenigstens einiges Leben verleihen, unterhalten außer Hühnern auch zahme Büffel und ernähren sich hauptsächlich von Sago, Reis und Bananen. Die Sagopalmen bilden am Fuße der Ladankette unermeßliche Wälder und werden, nachdem man sie gefällt und von den Blättern gereinigt hat, auf den Flüssen in die Dörfer der Eingeborenen geflößt. Die wilde Sagopalme hat häufig Dornen auf der Rinde, die cultivirte ist immer glatt. Nach drei oder vier Jahren wachsen neben der Palme Schößlinge hervor, die, wenn der ältere Baum das achte Jahr erreicht hat und nun gefällt wird, der Reife entgegengehen. In einer gut geleiteten Pflanzung gibt es in jeder Palmengruppe jedes Jahr eine, die man benutzen kann. Daß das Mark reif ist, erkennt man daran, daß der Baum Blüthen zu tragen anfängt. Man muß ihn nun fällen, denn ließe man die Frucht sich entwickeln, so wäre es mit der Sagogewinnung vorbei.

Auf ihren Jagden und Handelsreisen nehmen die Eingeborenen selten Lebensmittel mit und verlassen sich auf das, was die Natur ihnen bietet. Allerdings sind sie in der Wahl ihrer Gerichte nicht ekel und begnügen sich, wenn Hirsche, Wildschweine und Schildkröten fehlen, mit Schlangen und den Wurzeln und Früchten der Sumpfdickichte. Wenn sie die Schlangen nicht zur Stillung ihres Hungers brauchen, so vermeiden sie diese Thiere mit dem größten Abscheu. Vor der Cobra, die im Wasser fast noch schneller ist als auf dem Lande, fürchten sie sich am meisten. Sie behaupten, daß diese Schlange, wenn sie durch einen Fluß schwimme und ein Bot erblicke, dasselbe zu ersteigen suche. Die Baumschlangen kann man sich leicht selbst in's Bot schleudern, wenn man nahe am Ufer unter überhängenden Zweigen, an die man anstreift, hinfährt. Sie verbergen sich zwischen dem Blätterwerk von Fruchtbäumen oder liegen ruhig auf einem dicken Ast, um den Vögeln aufzulauern, die hier ihre Nahrung suchen. Sie gleichen den Bäumen so in der Farbe, daß Spenser sie selten entdeckte, wenn sie ihm nicht von den Eingeborenen gezeigt wurden. Es gibt Baumschlangen, die dicker als ein Mannesarm sind. Eine von ihnen, die an ihren großen regelmäßigen Schuppen und ihrem drei-

eckigen Kopfe kenntlich ist, scheint giftig zu sein.

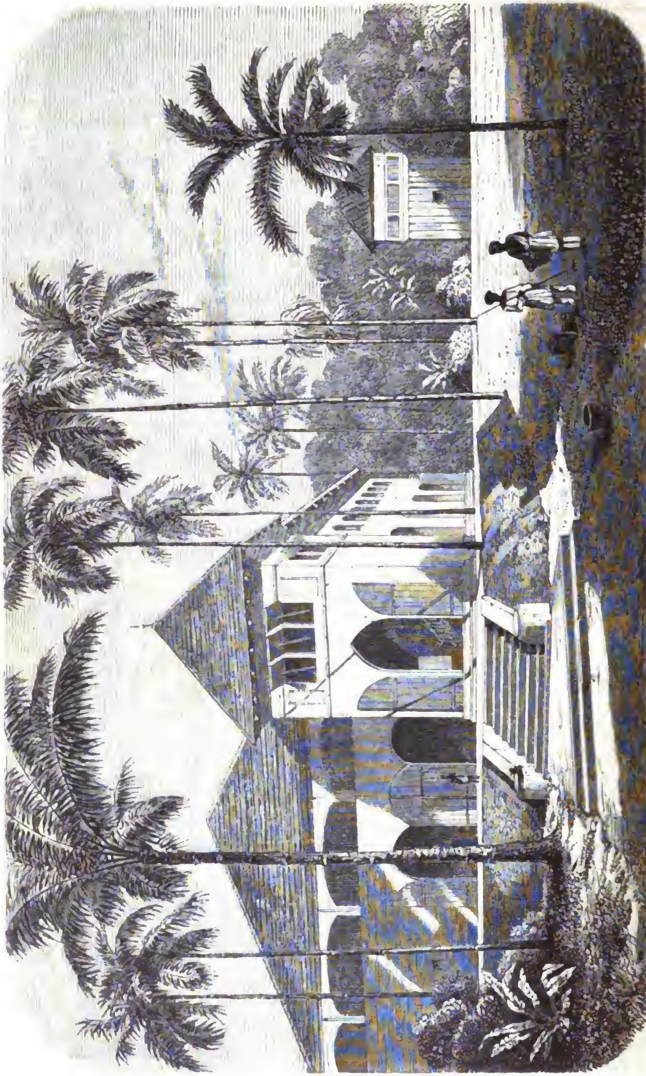
Jene sorglose Gewohnheit der Eingeborenen, sich auf Reisen nicht mit Lebensmitteln zu versehen, brachte dem englischen Reisenden große Unannehmlichkeiten. Ihr verdankt er es hauptsächlich, daß es ihm nicht möglich war, bis zum Gebirge Lawi vorzudringen. Die Muruts, die seine Führer waren, hatten es nicht für nöthig gefunden, sich mit Reis zu beschweren, und um Lebensmittel zu finden, mußte man so viel Umwege machen, daß die nasse Jahreszeit eintrat, als man dem Gebirge eben nahe gekommen war, und zur Umkehr nöthigte.

Diese Muruts sind mit Speeren und vergifteten Pfeilen bewaffnet. Die Speere, die aus einem harten dunkelrothen Holze bestehen, wissen sie nicht selbst zu fertigen und kaufen sie von den wilden Punans und Pakatans. Ein tapferer Krieger verläßt sich hauptsächlich auf seinen Speer und wird eine Waffe, die sich als gut bewährt hat, zu dem höchsten Preise nicht verkaufen. Gegen die vergifteten Pfeile, die ihnen ein Feind unversehens aus einem Dickicht zuschicken kann, schützen sich die Muruts durch Jacken und Helme. Die Jacken werden aus Bärenfellen gemacht und können, da man sie dick füttert und die Außenseite mit Kaurimuscheln belegt, beinahe Panzer genannt werden. Die Helme bestehen aus demselben Stoff und reichen hinten so weit herab, daß auch der Nacken durch sie gedeckt wird. Der Bär wird wegen seines Felles eifrig gejagt und ist das größte Raubthier der Insel. Tiger gibt es nirgends, und auch in frühern Zeiten scheint dieses Raubthier nicht einheimisch gewesen zu sein. Bloß an der Nordküste hat man in ältern Zeiten einige Tiger gesehen, von denen man vermuthet, daß sie von Fremden losgelassen worden sind, wie dies auch mit den Vorfahren der heutigen Elephanten der Fall gewesen ist. Nach den Erzählungen der Eingeborenen hat es früher Tiger gegeben, die immer in Gesellschaften von acht gejagt haben. Sie zeigen eine Tigerhöhle, einen Felsen, den sie Tigersprung nennen, und Aehnliches. Ein anderer Stamm vermeidet die höchsten Gipfel der Gebirge, weil in Schluchten und Wäldern noch immer Tiger lauern sollen.

Unter den Muruts herrscht die Sitte, sich nach Spitznamen zu benennen. Ein Einwohner von Sakavang hieß wegen seiner auffallenden Stärke und Muskelentwicklung Sauh Besi, der eiserne Anker. Andere erhalten wegen ihres Wuchses die Namen Si Buntak und Si Panjang, Herr Kurz und Herr Lang, und ein Dritter wurde Spenser St. John als Si Juling, Herr Schieler, vorgestellt. Ein wohlbeleibter chinesischer Kaufmann war bei Alt und Jung bloß unter dem Namen Si Laapoh, Herr Fett, bekannt. Eine Frau, die als Kind plump und ungeschickt gewesen war, behielt ihren Namen Si Buntar, Frau Rund, obgleich sie sich zu einer schlanken Gestalt entwickelt hatte. Andere, ebenfalls sehr gewöhnliche Bezeichnungen sind Sulong und Bonsu, der Aelteste und der Jüngste. Nicht selten nimmt der Ehemann, wenn ihm der erste Sohn geboren worden ist, den Namen desselben an und heißt von nun an zum Beispiel Pa Sipi, der Vater Sipi's. Spenser St. John wurde Tuan Brooke, der Sohn Brooke's, getauft, weil er von dem berühmten Engländer kam.

Zu den Handelsartikeln der Muruts gehört auch Salz und Marmor. Von dem Salz erzählen sie, daß es in dem Wasser einer Bergquelle enthalten ist, welches in kleine Teiche geleitet und dann ausgekocht wird. Es sieht schmutzig aus und hat einen eigenthümlichen Geschmack, als ob viel Soda darin wäre. Von dem Marmor, den sie Batu Gading oder Elfenbeinstein nennen, ist der Fundort nicht bekannt. Da am Baram ein Berg liegt, der Batu Gading heißt, so könnte der Marmor dort gebrochen werden. Hirschhörner, die man in jedem Hause bis zu vierzig und fünfzig sieht, sind noch kein Handelsartikel geworden. Sie werden als Pflöcke zum Aufhängen von Sachen benutzt. Bezoarsteine werden als Heilmittel verkauft. Spenser St. John sah einen solchen Stein, der $1^1/_2$ Zoll lang war und einen Umfang von $2^1/_2$ Zoll hatte. Der Bezoarstein soll in Affen vorkommen, die man bloß seinetwegen jagt. Ob er sich im Kopf oder in der Blase ausbilde, darüber sind die Muruts nicht einig. Der Bezoarstein, den Spenser St. John sah, glänzte wie geschliffen, hatte eine hellbraune Farbe und war nicht schwerer, als ein Stück leichtes Holz von derselben Größe gewesen sein würde.

Beim Herannahen der nassen Jahreszeit



Regierungsgebäude von Sarawak.

wurde das Ungeziefer unleidlich. In dem Tagebuche des Reisenden wird dieser Qual häufig erwähnt. Unter dem Datum des 13. Septembers finden wir eingetragen: „Ich glaube, daß der große Blutverlust, den ich durch Blutegel hatte, meine heutige Ohnmacht herbeiführte. Ich habe sie zu Hunderten abgestreift, und jede Wunde blutete eine Zeit lang nach.“ Einmal konnte er sich vor einem wüthenden Anfall von Hor-

nissen nur dadurch retten, daß er in's Wasser sprang und untertauchte, und in derselben Nacht mußte er sein Zelt Ameisen überlassen, die von den Muruts als giftig bezeichnet werden. Diese Eigenschaft hatten die zu Myriaden erscheinenden Thiere nicht, da die Schmerzen, die ihr Biß verursachte, bald nachließen, dagegen schwoll der rechte Arm St. John's von einem einzigen Hornissenstiche zum doppelten Umfang an.

Der entfernteste Punkt, den der Reisende erreichte, war ein Dorf mit dreiundzwanzig Familien, welches dem Häuptling Tatari gehörte. Den Häusern gegenüber liegt eine der an Bäumen befestigten, aus Holz und Bambus bestehenden Brücken, die man in Borneo überall trifft.

Diese ganze Gegend ist gebirgig und je näher man dem unbekannten Innern kommt, desto höher werden die Berge. Die höchsten Ketten waren immer in Wolken gehüllt und deshalb nicht sichtbar. Zwei Berge, die Spenser St. John auf 7- bis 8000 Fuß schätzte, wurden von den Muruts als Lawi's Kinder bezeichnet. Nach dieser Benennung ist auf eine bedeutende Höhe jener Berge zu schließen.

Die Rückreise Spenser St. John's übergehen wir. Sie war mühsam und selbst gefährlich, da sie auf Flößen erfolgte, denen die hochgeschwollenen Ströme manchen harten Stand bereiteten. In Kutsching, der Hauptstadt von Sarawak, konnte er sich im Regierungsgebäude beim Radscha Sir James Brooke erholen.

Das Reich, welches dieser Engländer beherrscht, den die Nachwelt zu den großen Männern unserer Tage rechnen wird, kann sich an Umfang mit mehr als einem Königreiche und an Bevölkerung mit verschiedenen deutschen Bundesstaaten vergleichen. Nach einer Schätzung, die wahrscheinlich zu niedrig gegriffen ist, beträgt die Volkszahl:

In den innern Bezirken .	80,000	Köpfe.
In den Seebezirken . . .	120,000	„
Zwischen Rejang und Bintulu	40,000	„
	240,000	Köpfe.

Fruchtbarer Boden ist in Ueberfülle vorhanden, namentlich bestehen die Ufer der Flüsse aus einem angeschwemmten Boden, auf dem die ganze Ueppigkeit des tropischen Pflanzenwuchses sich entwickelt. Dabei ist Sarawak eines der bestbewässerten Länder der Erde und besitzt außer dem Rejang, der auf eine Strecke von 130 englischen Meilen eine Tiefe von 30 Fuß (bei Hochwasser) behält, und außer dem Sarawak und Batang Lupar, in dem Samarahan, Sadong, Seribas, Kalaka, Lundu, Mato, Oya und Muka Flüsse zweiten und dritten Ranges, die für das Land von wesentlichem Nutzen sind. Die Hauptstadt Kutsching liegt am Sarawak, dessen Hauptmündung Muaratabas den Schiffen einen leichten Eingang und beim niedrigsten Wasserstande des Flusses eine Tiefe von $3^1/_2$ Faden gewährt. Noch 1848, als Brooke seine Thätigkeit bereits begonnen hatte, war Kutsching noch ein unbedeutender Ort und rings von Sumpfdickichten (Dschongeln) umgeben. Die chinesischen Gärtner, die einzigen des Ortes, konnten gegen die Wildniß nur schwer ankämpfen. Außer diesen Gärtnern lebten noch einige Chinesen als Kleinhändler in der Stadt, und die Malayenbevölkerung zählte ungefähr 600 Köpfe. Es gab sehr wenig Handel, denn die Eingeborenen hatten sich an den Uebergang vom Seeraub zum friedlichen Geschäft noch nicht gewöhnt. Mit dem wachsenden Vertrauen zu Brooke stieg die Bevölkerung, und 1860 hatte Kutsching schon 15,000 Einwohner, deren Ausfuhren und Einfuhren einen Werth von 250,000 Pfund Sterling erreichten. Mit diesen durch Brooke geschaffenen Verhältnissen werden wir uns im letzten Artikel beschäftigen.

Ueber die

Anwendung einiger Gegengifte.

Von

August Vogel.

Gegengift, Antidotum, nennen wir im Allgemeinen diejenigen Mittel, welche die schädlichen Wirkungen eines Giftes aufzuheben vermögen; ihre Wirkung kann eine doppelte sein, entweder unmittelbar chemisch zersetzend oder indem sie mit dem Gifte eine schwerlösliche und somit unschädliche Verbindung eingehen. Es liegt nicht immer in dem Begriffe des Antidots, daß es in verhältnißmäßig großen Gaben ohne nachtheilige Wirkung auf den Organismus angewendet werden könne, da bisweilen ein

Stoff, der für sich als schnelles Gift wirkt, im Verhältniß zu einem andern als wirksames Gegengift zur Anwendung gebracht werden kann. Die Lehre von den Gegengiften ist übrigens eine sehr alte, wissen wir ja doch, daß schon der alte König Mithridates, glorreichen Angedenkens, sich durch täglichen Genuß von Gegengiften gegen die tödtliche Wirkung der Gifte, welche seine liebenswürdigen Söhne ihm zu appliciren für gut fanden, trefflich zu schützen wußte.

Wir beschränken uns hier vorläufig darauf, einige Gegengifte zu erwähnen, welche in neuester Zeit nach glaubwürdigen Mittheilungen mit Erfolg gegen die tödtlichen Wirkungen des Schlangenbisses in Anwendung kommen. Sind wir auch in unserm gesegneten deutschen Vaterlande von den gefährlichern und größern Sorten dieser giftigen Bestien nahezu verschont, so dürften die zu erwähnenden Antidote in der Folge vielleicht auch beim tollen Hundsbiß, welcher trotz aller gesundheitspolizeilichen Maßregeln auch bei uns noch zuweilen vorkommt, von Wichtigkeit werden.

Die hierher bezüglichen Gegengifte gehören theils dem vegetabilischen, theils dem unorganischen Reiche an und sind in den Gegenden, welche von giftigen Schlangencolonien vorzugsweise heimgesucht werden, meistens durch Ueberlieferung bekannt, vielleicht noch von den ursprünglichen Bewohnern jener Gegenden, den Indianern, herrührend, obgleich aus dieser Quelle neben manchem Brauchbaren auch manches ganz Werthlose uns zugekommen ist.

Was zunächst die vegetabilischen Gegengifte gegen Schlangenbiß betrifft, so haben Humboldt und Bonpland zuerst auf eine in Westindien einheimische Pflanze aufmerksam gemacht, welche dort als Alexipharmakum vielfach in Anwendung gezogen wird;*) dies ist die Mikania Guaco aus der Familie der Compositeen und der Gattung Eupatorium sehr nahe verwandt. Es ist indeß wahrscheinlich, daß die amerikanischen Indianer mit dem Namen Guaco mehrere zu gleichen Zwecken benutzte Pflanzen aus verschiedenen Familien belegen. Von der Gattung Mikania gehört noch den Vereinigten Staaten M. scandens L. an, welche in Gebüschen in der Nähe von Bergen und Flüssen wächst; sie besitzt einen starken aromatischen Geruch und würde sich wahrscheinlich ähnlich wie unsere Eupatoriumarten benutzen lassen, welche alle mehr oder weniger diaphoretische und diuretische Eigenschaften besitzen. Auf diesen Wirkungen beruht wahrscheinlich auch die Anwendung einiger derselben gegen Schlangenbiß; hierin scheinen sie mit der Humboldt'schen Guaco übereinzustimmen.

Ueberhaupt findet man bei Vergleichung der therapeutischen Eigenschaften der hierher gehörenden Pflanzen, daß dieselben entweder an und für sich schweiß- oder harntreibend sind, oder daß sie als warmes Infusum gereicht, leicht Diaphorese und Diurese bewirken, obwohl sie in erster Linie als stimulirend und tonisch gelten müssen; fast alle bewirken, in größern Gaben gereicht, Ekel und Erbrechen oder Durchfall und gehören entweder zu den scharfstoffigen Mitteln oder reihen sich denselben an, indem sie neben dem scharfen Principe vorzugsweise flüchtige Oele enthalten.

Was ihre Anwendung für den angegebenen Zweck betrifft, so ist dieselbe bei Allen die gleiche oder doch sehr ähnlich. Man gibt entweder den ausgepreßten Saft oder ein starkes Decoct in Wasser oder Milch und applicirt dasselbe zu gleicher Zeit äußerlich auf die Wunde, auf die man auch wohl die zerquetschte Wurzel oder die zerstoßenen Blätter als Kataplasmen legt. Bei den meisten wird eigentlich die Wurzel innerlich gereicht, bei andern jedoch das Kraut oder Wurzel und Kraut ohne Unterschied.

Die Wurzeln von Eupatorium aromaticum und ageratoides L. sind unter dem Namen white snakeroot, weiße Schlangenwurz, in einigen Landestheilen im Gebrauch; größere Wichtigkeit haben aber in den südlichen Staaten Eup. hyssopifolium L. und leucolepsis Gray erlangt, welche beide unter dem Namen Justice's weed bekannt sind. John Justice heilte mit diesen Pflanzen häufig die Folgen des Bisses giftiger Schlangen; sein Geheimniß wurde ihm von der Gesetzgebung von Südcarolina behufs der Veröffentlichung abgekauft, und sein Name ist seitdem mit dem localen Trivialnamen beider Pflanzen verknüpft.

Außer diesen gibt es noch eine Reihe von Pflanzen, welche theils auf ärztliche Verordnung, theils als Hausmittel gebraucht

*) J. M. Maisch, Neues Repertorium. Band II. Seite 352.

werden, wie einige Liatrisarten, welche wegen ihrer Wirkung in mehreren südlichen Staaten unter dem Namen Rattlesnake's master, Klapperschlangenmeister, bekannt sind. In neuester Zeit hat Dr. Irwin, welcher als Militärarzt in dem District Arizona an der mexikanischen Grenze stand, auf eine Pflanze aufmerksam gemacht, welche, seinen Versuchen an Hunden zu Folge, als Antidot gegen Biß der Klapperschlange, Crotalus confluenta, angesehen werden muß. Seinen Angaben zu Folge ist dieses Reptil dort sehr verbreitet und häufig werden Menschen von ihm verwundet; der Biß endet aber nie tödtlich, weil die Einwohner des Districts stets sogleich das Gegenmittel anwenden, welches in dem Saft von der dort selbst in großer Menge wachsenden Euphorbia prostrata Acton besteht. Der Saft wird mit vielem Wasser verdünnt innerlich gegeben und die Wunde damit ausgewaschen; sonstige Maßregeln sind überflüssig. Auch gegen den giftigen Biß von Skorpionen, Spinnen und dergleichen wird dasselbe Mittel mit sicherm und schnellem Erfolg gereicht.

Nächst diesen Gegengiften aus dem Pflanzenreiche ist der sogenannten Schlangensteine, Pambu Kolu, Erwähnung zu thun, deren erfolgreiche Anwendung bei Verwundungen durch giftige Schlangenbisse nach den constatirten Mittheilungen englischer Berichterstatter nicht mehr zu bezweifeln ist. Der Gebrauch der Schlangensteine ist den Singhalesen, wie es scheint, durch herumziehende Schlangenbeschwörer, welche sich von der Küste von Coromandel nach der Insel Ceylon begeben, bekannt geworden. In den beschriebenen Fällen wurde unmittelbar nach der Verwundung von Eingeborenen ein dunkelschwarzer und stark polirter Stein von der Größe einer kleinen Mandel auf die noch blutende Wunde gelegt. Nach ungefähr zehn Minuten war er abgefallen und hiemit nun nach der Versicherung des Indianers alle Gefahr vorüber, was sich auch bestätigte, indem der englische Berichterstatter in der Folge noch öfters die Gebissenen in vollkommener Gesundheit anzutreffen Gelegenheit hatte.

Eine nähere Untersuchung ergab, daß der Schlangenstein nichts Anderes als ein Stück verkohlten Knochens sei, welches vielleicht schon einige Male mit Blut gefüllt und dann wieder sorgfältig gebrannt worden war. Beweis hierfür gewähren nicht nur die Oeffnungen der Zellen oder Röhren auf der Oberfläche, sondern auch der Umstand, daß der Stein beim Drücken nachgibt, bricht und innerlich eine organische Structur zeigt. Bei gelinder Hitze verflüchtigt sich Wasser und etwas Ammoniak, und bei stärkerer Erhitzung an der Luft verbrennt die Kohle vollkommen und eine entsprechende Menge weißer Asche bleibt zurück, welche die Gestalt und Größe des Steines behält. Diese Asche besteht, wie die chemische Analyse auf das Bestimmteste nachwies, fast ganz aus phosphorsaurem Kalk. Ob nicht die ganze Wirksamkeit des Schlangensteines auf seiner Porosität beruhe, indem hierdurch mit dem Blute vollständig das Gift absorbirt wird, so daß wohl auch Bimssteinstücke oder andere poröse Substanzen in diesem Falle dienen könnten, muß fernern directen Versuchen zur Entscheidung vorbehalten bleiben.

Als ein zuverlässiges Gegengift bei Schlangenbiß ist ferner durch wissenschaftliche Versuche das Brom erkannt worden. In der Vereinigten-Staaten-Armee wird für alle Posten, welche in Gegenden stationirt sind, wo giftige Schlangen vorkommen und jetzt für alle Theile der in den südlichen Staaten operirenden Armeen der Vereinigten Staaten Brom geliefert, welches in der von Bibron empfohlenen Weise angewandt, sich stets als erfolgreich zeigte. Statt des Broms selbst wird aber seit einiger Zeit sehr zweckmäßig das daraus gefertigte Bibron'sche Präparat geliefert, weil mit dessen Transport weniger Gefahr, als mit dem des reinen Broms zu fürchten ist. Die Bestandtheile des Präparats sind: Brom, Jodkalium und Sublimat in Weingeist gelöst. Die Dosis ist ein Theelöffel voll, verdünnt mit einem Eßlöffel voll Wein oder Franzbranntwein.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß durch alkoholische Flüssigkeiten, bis zur Trunkenheit innerlich gegeben, den Vergiftungsfolgen durch den Biß giftiger Schlangen wirksam vorgebeugt werden könne. Nach einem glaubwürdigen Berichte aus Texas sind durch den rechtzeitigen und profusen Genuß von Kornbranntwein in mehreren Fällen von Klapperschlangen Gebissene in überraschendster Weise geheilt oder, um es richtiger zu sagen, die Folgen der gefährlichen Verwundung gänzlich abgeschnitten worden. Der günstige Erfolg ist

um so wahrscheinlicher, als bekanntlich auf berauschte Personen der Schlangenbiß gar keine Wirkung ausübt. Nach den vorliegenden Beobachtungen scheint es absolut nothwendig zu sein, die Spirituosen unmittelbar nach dem Bisse, so lange die Wunde noch blutet, in Anwendung zu bringen, damit sie die Oberhand über das Schlangengift gewinnen und die Lebenstheile der Gebissenen zuerst erreichen können. Man muß daher, sobald man gebissen worden, so viel als möglich von einem starken geistigen Getränke zu sich nehmen, bis zur totalen Trunkenheit, ein Zustand, der natürlich bei Individuen, welche von jeher an große Mengen Branntwein gewöhnt sind, viel schwerer und langsamer zu erreichen ist, als bei solchen, die sich stets von einem Uebermaße geistiger Getränke fern gehalten haben. Da in neuerer Zeit auch bei innern Krankheiten günstige Resultate durch den übermäßigen Genuß von Branntwein erzielt worden sein sollen, so wäre es wohl von Interesse, durch Versuche an Thieren die Heilkraft dieses an und für sich einfachen, obwohl etwas unanständigen Mittels bei tollem Hundsbiß oder als Antidot anderer Vergiftungen kennen zu lernen.

Literarisches.

Aus dem deutschen Rechtsleben. Schilderungen des Rechtsganges und des Culturzustandes der letzten drei Jahrhunderte auf Grund von Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Acten des kaiserlichen Kammergerichts. Von Oberappellationsrath Dr. Rudolf Brinkmann. Kiel. Ernst Hoffmann.

Die Rechtsgeschichte ist ein nicht unwesentlicher Theil der Culturgeschichte überhaupt. Der jedesmalige Standpunkt des positiven und des ungeschriebenen Rechtes und der Gerichtsorganisation, so wie die praktische Handhabung der Rechtspflege und ihre Objecte gewähren ein durchweg treues Bild des Sittenzustandes in jedem Zeitalter. Deutschland besitzt in dem Archive seines Reichskammergerichts einen überaus reichen Schatz für die Forschung auf diesem Gebiete innerhalb dreier Jahrhunderte. Er ist von Wigand in seinen verschiedenen Schriften trefflich benutzt. Aber derselbe hat vorzugsweise nur rechtshistorische Alterthümer daraus gesammelt und dargestellt. Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist weiter gegangen. Er hat erkannt, ein wie echtes Spiegelbild der Zeit, ihres politischen, ökonomischen und geselligen Zustandes, zugleich die Darstellung der verhandelten und entschiedenen Rechtsfälle selbst in ihrer Veranlassung und Gestaltung bieten müsse. Handel und Gewerbe, Ackerbau und Schifffahrt, gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse, Freiheit und Sicherheit der Unterthanen, Vorrechte und Anmaßungen des Adels und der Städte, kaiserliche und landesherrliche Macht, kurz Alles, was das bürgerliche Leben und die staatliche Ordnung mit sich bringt und dahin eingreift, wird, so weit die benutzten Quellen für die in Rede stehenden Landestheile dafür ausreichen, neben der Sprache und den Sitten und Gewohnheiten der Altvordern nach vielen Seiten hin anschaulich gemacht, und zwar grade für die so bedeutsame Periode jener drei Jahrhunderte vom Anfange des sechzehnten an, welche politisch, religiös und social den Uebergang aus dem Mittelalter in die Gestaltungen der neueren Zeit bilden. Die Einleitung gibt eine zwar gedrängte aber übersichtliche Darstellung der Verfassung und des Verfahrens des Reichskammergerichts, so wie der Gerichtsverfassung und der Landesrechte von Holstein und Lauenburg. Sodann folgt die Darstellung der einzelnen für den obigen Zweck wichtigen Rechtsfälle aus den aus dem Archive des Kammergerichts neuerlich dem Oberappellationsgericht zu Kiel ausgeantworteten, jene Landestheile betreffenden Acten. In der Darstellung selbst ist außer der Erzählung des Rechtsfalles, des Laufes des Processes und der Entscheidungen jedesmal das daneben liegende, die interessantesten Einzelnheiten darbietende, reichhaltige culturgeschichtliche Material in dem angedeuteten Sinne skizzirt, und so ein Gesammtbild gegeben, welches für den Rechtsgelehrten, den Geschichtsforscher und selbst für den Laien mannigfache Belehrung gewährt.

Unter dem Titel „Das festliche Jahr“ von Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld ist bei Otto Spamer in Leipzig ein culturhistorisch interessantes, reichhaltiges Buch erschienen, in welchem eine Zusammenstellung der Festgebräuche germanischer Länder für die Hauptfeiertage des Jahres gegeben ist. Reiche Illustration und elegante Ausstattung machen das Buch zu Geschenken sehr geeignet.



Neuestes aus der Ferne.

Die Zustände in Bulgarien.

Die Auswanderung der Tataren aus der Krim ist von den europäischen Zeitungen mit einer gewissen Theilnahme besprochen worden. Hätte man gewußt, auf welche Art die türkische Regierung diese Glaubensgenossen angesiedelt hat, so würde sich die Theilnahme in Mitleiden mit den Gegenden, die man ihnen angewiesen hat, verwandelt haben. 12,000 von ihnen haben in Bulgarien Wohnsitze erhalten. Dieses Land, welches einst der Mittelpunkt eines großen bulgarischen Reichs war, hatte schon früher viel zu leiden. Seine Bewohner waren eine wehrlose Heerde, die von den Paschas und deren Dienern mit grenzenloser Willkür behandelt, von aufgedrungenen griechischen Bischöfen ausgesogen wurde. Dem geistlichen Druck entzog sich ein nicht unbedeutender Theil der Bevölkerung durch Uebertritt zur katholischen Kirche, dem weltlichen Druck der türkischen Behörden war nicht zu entgehen. Durch die Uebersiedelung der Tataren wurde das allgemeine Elend bis zum Unerträglichen gesteigert. Man wies den Einwanderern die schönsten Gegenden an, die sich von Florentin am Timok längs der Donau bis Rustschuk erstrecken. Die dortigen Dörfer wurden gezwungen, den Tataren ihre besten Ländereien zu überlassen und ihnen Häuser und Viehställe ohne Entschädigung zu bauen. Das Dorf Rakowitza in der Nähe von Belgradschik mußte 206 tatarischen Familien, das heißt 36 mehr, als im Dorfe bulgarische Familien wohnen, Unterkunft verschaffen. Aehnlich wurden die übrigen Dörfer des Bezirks behandelt und bloß die wenigen katholischen Gemeinden blieben auf französische Verwendung verschont. Diese neue Willkür brachte die Bulgaren zur Verzweiflung. Sie holten die alten verrosteten Waffen aus den Verstecken hervor; ermuthigt durch die Nachrichten von einer allgemeinen südslawischen Schilderhebung, die aus Serbien kamen, warfen sie sich auf die kleinen türkischen Besatzungen, die in den Balkanpässen stehen, und überwältigten sie. Da die Serben ruhig blieben und dem Aufstand eine einheitliche Leitung fehlte, so konnten die ersten Erfolge keine Dauer haben. Der Aufstand ist niedergeschlagen, in Bulgarien herrscht wieder die Ruhe, die das Bajonett des Siegers zu schaffen im Stande ist. Wir fragen aber, wurde die Türkei deshalb in das europäische Concert aufgenommen, um ihr zu gestatten, alle verbrieften Rechte zu verletzen, die sie ihren christlichen Unterthanen ertheilt hat, und besteht deshalb ein Schutzrecht der Großmächte über die Christen der Türkei, um nicht ausgeübt zu werden?

Mineralogisches von Ceylon.

Ratnapura auf der Insel Ceylon ist berühmt durch seinen Reichthum an Edelsteinen, die hier theils als vollkommen scharfkantige Krystalle, theils als Geschiebe vorkommen. Früher war das Graben der Edelsteine ein Regierungsmonopol, nun ist es freigegeben. Die Edelsteine kommen im Gerölle der Bäche und Flüsse und in den morastigen Niederungen vor; durch Waschen in flachen Körben wird das Gerölle vom Schlamme befreit. Die Mineralien, die hier gefunden werden, gehören meist dem Quarz- und Korundgeschlechte an. Die durchsichtigen Bergkrystalle enthalten mitunter Stücke von Antimon eingeschlossen. Unter den Korunden ist der rhomboëdrische am häufigsten und unter diesen wieder die blauen Varietäten. Diese Saphire sind jedoch nicht immer rein blau, sondern oft blau und weiß oder roth und blau gestreift. Die letztern werden gebrannt. Die Juweliere kleben sie in ein Stück Thon ein, wobei sie dem aus den Hügeln der Termiten den Vorzug geben, und brennen sie durch eine halbe Stunde in kleinen Tiegeln, wodurch das Blau verschwindet. Schöne rothe Rubine sind seltener, ein durchsichtiger, mehr als taubeneigroßer (2 Zoll Durchmesser) Saphir war vor längerer Zeit am Platze um 300 Pfd. Strl. verkauft worden. Der Werth der im Jahre 1851 ausgeführten Edelsteine belief sich auf 1205 Pfd. Strl. Der Demantspath ist gleichfalls sehr häufig; er wird zum Schleifen der Edelsteine verwendet. Es soll aber auch viel davon vom Festlande Indiens herkommen. Gelbe und grüne Korunde werden als orientalische Topase und Smaragde verkauft. Der dodekaëdrische Korund ist in rothen durchsichtigen Varietäten (Spinell und Ballasrubin) und in undurchsichtigen häufig. Von den letztern sind die gewöhnlichsten große violette Oktaëder, schwarze Varietäten in Combination des Oktaëders mit dem Dodekaëder sind seltener; jene sind die eigentlichen Ceylanite oder Pleonaste. Zirkon kommt in dunkeln Varietäten und häufig krystallisirt vor in der Combination der vierseitigen Pyramide mit der vierseitigen rechtwinkligen Säule.

Die Turmalingruppe ist häufig und unter ihren Varietäten ist wie überall auch hier der schwarze Schörl der gewöhnlichste; neben ihm die grüne und rothe Varietät, oft in schönen rhomboëdrischen Combinationen. Aus der Gruppe der Flußhaloide sieht man öfter weiße, vollkommen durchsichtige Würfel in Combination mit dem Tetraëder. Von Feldspath findet sich hier eine blaue Varietät (vielleicht Lasulit?). Der Glimmer ist grün, blau und braun, letzterer in schönen sechsseitigen Säulen.

Auch eisenhaltige Erze sind vorhanden: Es sind rothe und braune Eisensteine. Es wird jedoch kein Bergbau darauf getrieben, sondern die Erze werden nach Bedarf von der Oberfläche gesammelt und von Zeit zu Zeit auf sehr einfache Weise ausgebracht.

Vierzehn bis sechzehn Meilen südlich von Ratnapura wird Graphit in größerer Menge gefunden und abgebaut. 1851 wurden 25,800 Centner im Werthe von 5600 Pfd. Strl. ausgeführt. Ein älterer Kalk kommt in geringer Ausdehnung unter ähnlichen Verhältnissen im Gneiß aufgelagert vor wie am östlichen Rande des centralen Bergstocks; eben so Conglomerate. Kohlen sind am südlichen Abhange der Hortonsplain, aber bis jetzt nur in geringer Ausdehnung und Mächtigkeit gefunden worden.

Pflanzenpapier aus Japan.

Im Acclimationsgarten zu Paris gedeihen recht gut einige junge Bäume aus Japan, aus deren Rinde die Japanesen ein sehr gutes und starkes Papier verfertigen. Diese Baumart bildet eine Abart derjenigen Species des Maulbeerbaums, deren Rinde von den Chinesen zu Papier verwendet wird. Vielleicht wird die Rinde der japanesischen Art, welche von Siebold Brussonetia Kaminoki genannt worden ist, zu einem japanischen Ausfuhrartikel werden, denn bei uns in Europa sind die Lumpen theuer, der Centner kostet bis zu 12 und 15 Thaler und die Kaminokirinde würde sich auf den halben Preis stellen. Auch meinen die Botaniker, daß der Baum in vielen Gegenden Europa's sich eingewöhnen werde. Er liebt steinigen, kalkhaltigen Boden und muß in Abständen von nur 3 Fuß gepflanzt werden, denn sonst breiten die Zweige sich aus und die Rinde bekommt viele Knoten. Der Boden wird nach der Anpflanzung erst im zweiten Jahre gedüngt und im Herbste desselben schneidet man den

Stamm über der Wurzel ab. Das wird, nebst dem Düngen, jedes zweite Jahr wiederholt. 100 Pfund Zweige geben etwa 10 Pfund Rinde, die man leicht abzieht, nachdem die Zweige eine halbe Stunde in weichem Wasser gelegen haben. Man läßt sie drei Tage lang maceriren, bleicht sie in der Sonne und wiederholt dieses Verfahren einige Mal. Zuletzt kocht man sie drei Stunden lang in einer Aschenauflösung, trocknet sie, stampft sie fein, feuchtet sie mit Wasser zu einem Brei an und setzt diesem eine leimartige Flüssigkeit hinzu. Dann wird das Papier auf dem gewöhnlichen Wege bereitet.

Die amerikanische Aloe.

Die Aloe, welche die alten Mexikaner Maguey nannten, ist für Mexiko von unschätzbarem Werthe. Sie gedeiht auch auf dürrem steinigen Boden sehr kräftig. Von ihr gewinnt man das Getränk Pulque und eine Art Sirup; ihre Blätter liefern das Magueypapier, welches schon von den alten Azteken bereitet wurde; den faserigen Theil verwendet man wie Stroh zum Dachdecken oder zur Verfertigung von Stricken und groben Geweben. Eine Art dieser Aloe liefert auch einen feinen Faden, den Fil de jita, aus welchem die Indianer sehr hübsche Zeuge herzustellen wissen; die Stacheln werden wie Nadeln oder Nägel benutzt. Die Pflanze tritt in Blüthe, je nachdem die Art ist, im achten, zehnten, zwölften Jahre oder auch später. Aber die Blüthe und den Stamm oder Stiel, welcher dieselbe trägt, und der manchmal bis zu achtzehn Fuß Höhe emporschießt, sieht man nur da, wo die Pflanze wild wächst und unbenutzt bleibt, oder in Gärten, wo der Eigenthümer sich an ihnen erfreuen will. Nach der Blüthe stirbt die Magueypflanze ab. Man gewinnt das allgemein beliebte Nationalgetränk, den Pulque, auf folgende Weise. Wenn das „Herz" der Pflanze sich öffnen will, um den hohen Blüthenstengel zu treiben, ist der Indianer auf der Hut und paßt auf; er schneidet oder bricht zu passender Zeit die innern Herzblätter heraus, so daß eine Vertiefung entsteht. In dieser sammelt sich der Saft. Man bedeckt sie sorgfältig und schöpft sie, wenn sie sich angefüllt hat, vermittelst einer Art von Saugheber aus. Der Indianer bereitet den Heber aus der Schale von Kürbissen, indem er in beide Enden desselben ein Loch schneidet, und er weiß mit diesem Werkzeuge sehr gewandt umzugehen. Den Saft läßt man gähren; er ist dann das Getränk Pulque, welches, wenn es frisch ist, eine weißliche Farbe und scharfen säuerlichen Geschmack hat, an welchen sich auch der Fremde, der ihn zuerst meist unangenehm findet, bald gewöhnt; übrigens ist er gesund und kühlend. Zur Hälfte mit Wasser und mit einer Zuthat von Zucker versetzt, gibt der Pulque die Tepache, welche einen Ersatz für unser Bier bildet.

Das Erdöl in Pennsylvanien.

In Betreff dieses wichtigen mineralischen Products, dessen Entdeckung man erst der neuesten Zeit verdankt, spricht sich neuerdings die Times in folgender Weise aus:

Wir haben mehr als einmal mit Bewunderung und selbst mit Erstaunen von diesen wunderbaren Brunnen natürlichen Oels in Pennsylvanien gesprochen, deren Erzeugnisse eine so große commercielle Wichtigkeit scheinen annehmen zu sollen; wir müssen nun auch wissen lassen, welcher Ursache es zuzuschreiben ist, daß diese eigenthümliche Entdeckung auf die Märkte oder vielmehr auf den englischen Markt bis jetzt so wenig Einfluß ausgeübt hat. Das Oel ist eins der ersten Bedürfnisse, das nicht immer durch das Gas und die Kerze zu ersetzen ist. Die Einführung des natürlichen Oels auf die europäischen Märkte würde eine wahre Wohlthat sein und trotzdem ist der Einfluß der Entdeckung dieses natürlichen Oels bei uns bis jetzt fast gleich Null gewesen. Welcher Ursache ist das beizumessen? Liegt es in der Seltenheit des Oels? Keineswegs, denn die Quellen dieses Erzeugnisses scheinen unerschöpflich zu sein. Die Ursache liegt einzig und allein in der Schwierigkeit der Verschiffung. Der Toronto Globe sagt: „Für raffinirte Oele sind diese Schwierigkeiten gering, für rohe Oele sind sie bedeutend. In der That verbreiten die Rohöle einen durchdringenden Geruch, welcher das Schiff, dessen man sich zur Versendung derselben bedient hat, für den Transport anderer Waaren untauglich macht, ausgenommen Kohlen, Eisen, Holz und einige andere Producte, auf die der Geruch des natürlichen Oels ohne Einfluß ist. Alle andere Aus-

fuhrartikel würden auf einem mit Oel befrachteten Schiffe oder das früher dazu benutzt worden wäre, verderben. Deshalb müßte man sich, um den Transport des natürlichen Oels zu bewerkstelligen und ihm auf den europäischen Märkten den Platz anzuweisen, der ihm nach seinem Nutzen gebührt, eigends dafür bestimmter Schiffe bedienen. Schon jetzt verschafft dieses Oel, trotz so großer Schwierigkeiten, denen, welche diese Oelquellen ausbeuten, großen Gewinn; wie weit größer würde derselbe aber sein, wenn, selbst bei einer Herabsetzung der Preise, bedeutende Quantitäten davon nach England verschifft würden! Jetzt wird in Liverpool das Gallon mit einem Shilling bezahlt, nicht viel mehr als die Transportkosten. Wenn die erwähnten Schwierigkeiten von uns beseitigt würden, so würde das halbe Gallon kaum einen Penny, vielleicht noch weniger kosten.

Aus einer der Oelgruben gewinnt man stündlich 1000 Gallons; eine andere lieferte täglich 70,000 Gallons; andere sind noch ergiebiger, folglich kostet der Rohstoff fast nichts. Die Verminderung der Transportkosten würde, indem es den Preis des Oels noch billiger machte, demselben erlauben, mit andern Oelen in Concurrenz zu treten, die so selten, so schwierig zu erlangen und folglich sehr theuer sind."

Die Times hat dabei einen sehr wichtigen Umstand übersehen, nämlich daß diese so reichen Oelgruben weit von der See entfernt liegen und daß der Landtransport des Oels lang und kostspielig ist, auch wegen der Beschaffenheit des Oels nicht ganz gefahrlos sein soll. Trotzdem läßt sich mit Sicherheit vermuthen, daß die Auffindung dieser reichen Oelquellen sich auch für Europa bald sehr vortheilhaft herausstellen wird, sobald nur erst der traurige Bürgerkrieg in Nordamerika zu Ende ist und somit den Bewohnern jener Gegenden die Zeit wird, sich ungestört mit der Sorge der materiellen Interessen beschäftigen zu können. Jedenfalls gehört die Auffindung dieser reichen Oelschätze im Innern der Erde zu den interessantesten Entdeckungen der neuesten Zeit, die eben so sehr in geologischer wie commercieller Hinsicht die größte Beachtung verdient.

Quarzadern in Californien.

Die außerordentlich ausgedehnte eruptive und metamorphosirte Formation Oregons und Californiens wird namentlich durch starke weiße Quarzadern charakterisirt, welche in Gängen von der Dicke eines Zolles bis zu zehn Fuß anderes Gestein durchziehen. Die Quarzadern in Mariposas, westlich vom Colorado, haben wegen ihrer Goldhaltigkeit eine Berühmtheit erlangt und dort ist sogar eine Stadt nach diesem Gestein „Quarzburg" genannt. Mehrere Mühlen sind an jenem Ort errichtet, um den Quarz zu zermalmen und das in demselben enthaltene Gold zu gewinnen. Oft glaubt man die Ueberreste künstlich hergestellter Mauern zu erblicken, indem das die Quarzader einhüllende Gestein längst verwitterte und die gegen die Einwirkung der Atmosphäre unempfindlichen Felsen zurückließ. Doch grade diese mächtigen, weißen, glasartigen Quarzblöcke enthalten kein Gold, oder doch nur in so geringer Masse, daß es nicht der Mühe lohnen würde, dasselbe zu gewinnen. Die Quarzadern am Colorado scheinen alle dieser Art zu sein. Zu den bekanntesten Felsenbildungen, welche ihre phantastischen Formen den äußern Einflüssen der Atmosphäre verdanken, gehört der Chimney-Peak, am Ufer des Colorado, welcher das Auge durch die ungeheuren Felsmassen, die sich kühn wie Ruinen eines stolzen thurmreichen Schlosses erheben, täuscht. Der Peak liegt nicht unmittelbar am Flusse, sondern etwa fünf oder sechs Meilen weiter zurück, umgeben von vulcanischen Gebirgsmassen, die theils als runde Hügel, theils in Zuckerhutform oder als Mauern und Thürme bis zu 800 Fuß über den Spiegel des Flusses emporragen.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 77. Februar 1863.



Der dreizehnte December.

Novelle von Robert Griepenkerl.

In einer einsamgelegenen Posthalterei Schlesiens — auf der Glogauer Straße wollen wir annehmen — unweit einer kleinen Stadt wohnte der königliche Posthalter Traugott Boner, ein Invalide. Bei Saalfeld hatte er den rechten Arm verloren und war später wegen näherer Dienstbeziehungen zu dem in dieser Schlacht gefallenen Prinzen Louis Ferdinand durch Verleihung seines jetzigen Postens besonders ausgezeichnet worden.

Eine Tochter, Dora mit Namen, pflegte nicht nur ihn, sondern auch seit zwei Jahren ihren Großvater mütterlicherseits, den Wachtmeister Kanitz, der noch den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte und wegen zunehmender Schwächlichkeit von Glogau in die Posthalterei übergesiedelt war.

Außer den Postillonen, die kamen und gingen, war noch der Stallknecht Ruprecht Mitbewohner des Hauses.

Die Ausschmückung des Wohnzimmers verrieth sogleich den preußischen Patrioten. Ueber der Thür stand zwischen zwei Hirschgeweihen auf einer hölzernen Console die Gipsfigur Friedrich's des Großen zu Pferde. Daneben hingen rechts das Bild Friedrich Wilhelm's des Dritten, links das Bild der Königin Louise. Unter letzterm hatte Dora ein Blumentöpfchen angebracht, aus dem zwei Epheuranken emporschossen, die das geliebte Bild in Form eines Herzens umgaben.

An dieses Wohnzimmer grenzten auf der einen Seite die Passagierstube, auf der andern Seite eine größere Kammer.

In diesen bescheidenen Räumen, in diesem kleinen Kreise harmloser Menschen sollte sich eines Tages Außerordentliches ereignen. Freilich waren auch noch einige Hausfreunde Zeugen dieses seltenen Erlebnisses.

So der reiche Apotheker Seeliger aus dem nahen Orte, der junge Rector der Schule daselbst, Steiner mit Namen, und der Besitzer eines benachbarten Hofes, von Dora Onkel Opitz genannt. Allwöchentlich pflegten diese einmal die Posthalterei zu besuchen.

Den Bräutigam Dora's, den jungen Förster Walther, nennen wir zuletzt; er kam allabendlich, freilich um allabendlich ein und dasselbe Thema ohne alle Variationen mit dem polternden Schwiegervater durchzusprechen.

Dora mag uns selbst sagen, um was es sich dabei handelte.

Sie saß eines Nachmittags — es war der dreizehnte December des Jahres 1812 — im Wohnzimmer am Ofen und nähte in eine Serviette ihren Namenszug.

„D. W!“ sprach sie zu sich, „Dora Walther! Wie stolz das klingt — Dora Walther! — Ist es aber nicht gotteslästerlich, das da hineinzunähen so lange vor der Hochzeit? Das heißt dem Glück ein Bein stellen, wenn es vielleicht grade unterwegs ist. — Begreife gar nicht, was der Vater will mit seinem Machtspruch: der Walther heirathet Dich nicht eher, als bis unser guter König sich einmal wieder freuen kann. — Das hat gute Weile. Wenn der Franzosenkaiser aus Rußland zurückkommt, da wird er's erst recht toll treiben. — Ich muß an den König einen Brief schreiben, daß er dem Vater den Kopf zurechtsetzt. Was hat das nur mit unserm Heirathen zu thun, ob der König sich einmal wieder freut, oder nicht? — Ja, ja, ich werde dem Könige schreiben, das ist das Beste: Majestät, mein Bräutigam, der Fritz Walther — ich muß gleich mit dem Fritz anfangen, um zu zeigen, wie lieb ich ihn habe — also: Majestät, mein Bräutigam, der Fritz Walther —“

In diesem Augenblicke stürzte Walther, der junge Förster der nahen Grafschaft, mit einem dreimaligen Hurrah in's Zimmer.

„Da steht unser Glück schwarz auf weiß,“ rief er, ein Papier hervorziehend. „Lies, Dore!“

„Bestallter Förster des Herrn Grafen — und fünfzig Thaler Zulage?“ jubelte Dora, als sie gelesen.

„Weiter! Lies weiter!“

„Und freie Wohnung im Borkenhause, freie Heizung und zu Weihnacht zehn Thaler?“

„Alles auf einmal, Dore! Im Frühjahr zieht der alte Förster als Haushofmeister in's Schloß, und wir, die jungen Förster — wir ziehen in den Wald und bauen unser Nest mit den Buchfinken um die Wette.“

„Aber der Vater und seine Bedingung?“ zweifelte Dora.

„Habe schon allerlei Pläne, Herzchen. So bleibt's nicht, wie es der alte Förster hatte. Der Garten muß bis an den Bach reichen, und da muß eine Bank von Birkenholz stehen. Zur Wiese hinüber schlage ich eine Brücke auch von Birkenholz; das leuchtet in der Nacht.“

„Wenn's doch möglich wäre, Walther! Aber der Vater und seine Bedingung?“

„Nun, jetzt wird er doch zur Vernunft kommen. Mit dem Papier da kann man sich schon sehen lassen vor dem Herrn Posthalter. — Ich glaube, Dore, er macht nur Flausen. Es sollte erst Alles fest sein mit der Stelle. Die Bedingung wird er schon fallen lassen. Der Kaiser Napoleon sitzt in Moskau und bleibt bis an sein Ende Herr der Welt. Vor seinem Tode wird's nicht anders; und auf den können wir doch nicht warten mit der Hochzeit? Der Apotheker und der Rector kommen heute, um dem Vater die Bedingung auszureden. Auch Onkel Opitz hat's versprochen. O, wir können mit dem Papier da schon Trumpf ausspielen! Glückt's heute nicht, glückt's nimmer.“

„Da kommt der Vater!“ winkte Dora und nähte weiter.

Gleich darauf brauste Boner, der Posthalter, in's Zimmer.

„Abgemacht!“ sprach er. „Der Herr Landrath wäre bedient und auf und davon. Kein Huf mehr im Stall. Und wenn nun der leibhaftige — Bonaparte selber käme, da hieß' es: Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.“

Damit sprang er auf den Drehstuhl vor seinem Pult, öffnete das Fenster, sah nach dem Thermometer und rief mit hohnlachender Freude: „Fünfundzwanzig Grade unter Null! Wohlbekomm's unter Null!“

„Herr Vater“ — raffte sich Walther auf — indem er sein Patent vorhielt.

„Was gibt's?“

„Lest das Papier.“

„Keine Zeit! Mache hier Jagd auf 'nen Rechnungsfehler und kann den Bock nicht finden.“

„Mein Patent, Herr Vater!“

Boner, sich auf dem Stuhle drehend, nahm das Patent und las es.

„Nun, das mußte ja über kurz oder lang von selbst kommen.“

„Von selbst kommen? Und wenn nun der Förster nicht auf den Dienst paßte?“

„Verdammte Schuldigkeit! Wollte, der Herr Förster hätte auf einen andern Dienst zu passen, als im Walde herumzulungern. Militärdienst, das ist jetzt die Loosung.

Aber nur Geduld! kommt Alles von selber."

„Habe da ein Leibgericht für den Herrn Vater," sagte Walther, indem er einen Hasen aus seiner Jagdtasche zog.

„'ne wahre Jammergestalt!" höhnte Boner, den Hasen an den Ohren hochhaltend. „Ja, ja, hungern und frieren thut weh. Kommt noch besser! Nur Geduld!"

„Nun — ich meinte nur so; 's war nicht böse gemeint," schmollte Walther.

„Weiß! Weiß! Mit der Wurst nach der Speckseite. Aber aus der Hochzeit wird nichts, bis meine Bedingung erfüllt ist."

„Der Herr Vater sollte eine Bedingung stellen, die man erfüllen kann. Ich werde den Herrn Grafen bitten, ein Fürwort einzulegen."

„Und ich," trotzte Dora, „ich schreibe an den König einen langen, langen Brief."

„Wendet Euch an den lieben Gott, der kann's machen. Scheint auch Lust zu haben," sagte Boner, indem er prüfend nach dem Thermometer blickte. „Fünfundzwanzig Grade! Kommt noch besser. — Ich sag's zum letzten Mal heut: Eher keine Hochzeit, als bis sich unser guter König nach langem, schweren Leid einmal wieder freuen kann. Seht 'mal, und wär's nur 'ne Messerspitze voll Freude für den schwergeprüften Herrn, und morgen könnte Eure Hochzeit sein. Ich bleibe dabei, es sollte sich kein Preuße eher wieder freuen — und freien sollte 'mal gar keiner, als bis unser Landesvater sagt: Jetzt, Kinder, jetzt lacht 'mal wieder. Ich sage: Punktum Streusantum!"

Walther, sich schwer bezwingend, reichte Dora mit einem unterdrückten Seufzer die Hand; mit einem trotzigen Blick auf Boner verließ er das Zimmer.

Dora stand weinend da.

„Weiß die Jungfer nicht, daß ich keine Thränen sehen kann," brummte der Alte. „Thränen sollen nur um's arme, unterdrückte Vaterland geweint werden, und um keinen Förster mit fünfzig Thaler Zulage. Marsch in die Küche und heißen Punsch gebraut für die Gäste!"

Weinend und schmollend ging Dora fort.

„Allehimmelkreuzschockbombendonnerwetter," fluchte der Alte für sich, „es muß anders werden in Deutschland. Ein jeder Hausvater nehme ein Exempel an dem königlichen Posthalter Traugott Boner. Keine Hochzeit, sag' ich, als bis die deutsche Schmach getilgt ist. Himmelkreuzschock —"

„Der Klügste gibt nach, Herr Posthalter," unterbrach hier eine Stimme den Fluch Boner's, und sein Knecht Ruprecht sah zur Thür herein.

„Eintreten!" rief Boner.

Ruprecht trat ein.

„Der Klügste gibt nach, Herr Posthalter. Draußen liegt schon wieder ein Hase im Pfeff — im Schnee, wollt' ich sagen. Er ist mausetodt vor Hunger und Kälte. Der Klügste —"

„Kerl," rief Boner sich wendend, „wie oft soll ich Dir sagen: Es heißt, der Dümmste gibt nach. Sollte mit fetter Schrift an jeder Hausthür in Deutschland zu lesen sein. — Geh jetzt und gib dem Vielfraß im Passagierzimmer einen Haufen Holz. Fängt sich 'was, muß warten. Kein Huf im Stall."

„Herr Posthalter!"

„Nun?"

„Der lange Zapfen an der Dachtraufe ist — weg ist er. Er wollte mit dem Kopf durch die Mauer — da brach er ab. Der Klügste gibt nach."

„Kerl, jetzt —"

„Ich will gar nichts mehr sagen, Herr Posthalter. Der Klügste gibt nach."

„Kerl —" rief Boner in Wuth aufspringend.

Aber schon hatte sich Ruprecht davongemacht.

Nach ihm kam der Wachtmeister mit seinem brennenden Pfeifchen aus der Kammer und setzte sich an den Ofen, Boner gegenüber, der an seinem Pult verzweiflungsvoll rechnete.

„Nichts Neues von der Armee?" fragte Kanitz.

„Immer das Alte, Großvater — nichts Neues. Seit Moskau nichts."

„Wie mag's da oben aussehen? Sicher jubiliren sie im Winterquartier und trinken auf Preußens Untergang; denn darauf ist's ja doch abgesehen."

„Ich habe so meine curiosen Einfälle, Großvater. Ich lasse mir's nicht nehmen, der liebe Herr Gott denkt sich was bei der Kälte. Heiße nicht umsonst der Traugott Boner. 's wird schon zu Tage kommen."

„Was wird kommen? Preußens Unter-

gang. Der Komet, der Komet, der hatte was zu bedeuten."

„'s brennt, Herr Posthalter," sagte Ruprecht zurückkehrend. „Das grüne Holz räsonnirt; aber endlich brennt's doch. Der Klügste gibt nach."

„Lauf' zum Nachbar Opitz, Ruprecht," befahl Boner, „und lad' ihn zum Abendbrot. Aus der Stadt kommen sie auch."

„Hu, wie's stürmt!" schauerte Ruprecht, als ein heftiger Windstoß das Haus erschütterte und die Fenster geisterhaft mit Schnee verwehte. „Vergangene Nacht da pfiff der Wind nach Noten — immer höher, wie die alten Basen singen im Kirchstuhl. Dabei waren die Sterne lebendig wie die Mäuse. Mir graut vor dem Wege über die Wiesen. Die Weiden im weißen Nachthemd, die schneiden Gesichter und machen Nasen. Hu! hu! Ihr solltet's nur 'mal hören, das Hungergeheul aus dem Wald. Auch sind drüben polnische Wölfe umgegangen. Und die wollen fressen, Herr Posthalter."

„Mach fort!" schalt Boner.

„Die wollen fressen, Herr Posthalter."

„Kerl —" schrie Boner.

Und wieder hatte sich Ruprecht bei Zeiten davongemacht.

Es begann zu dunkeln, als Dora mit einem brennenden Lichte eintrat, dieses auf den Tisch am Ofen setzte und nun nach dem Schranke ging, das Tischzeug hervorzuholen.

„Recht so!" sagte Boner. „Die Gäste kommen gleich. Da pfeift schon ihr Schlitten. Muß nur gleich selbst mithandlangen."

Und schon hatte er das Zimmer verlassen.

Dora war ihm bald gefolgt, ohne mit dem Großvater zu reden.

„Woher die Nachricht?" scholl draußen die Stimme Boner's.

„Nachrichten?" horchte Kanitz hoch auf.

Gleich darauf stürmten in's Zimmer der reiche Apotheker Seeliger in einer wahrhaft fabelhaften Vermummung und der Rector Steiner in einer fast sommermäßigen Kleidung. Woher sollte der Mann einen Wolfspelz nehmen?

„Teufelmäßige Kälte!" sagte Seeliger, seine Vermummung ablegend.

„Nachrichten bringt Ihr?" fragte Kanitz.

„Sie sind von Moskau abgezogen," fuhr Boner heraus.

„Woher die Nachricht?"

„Ihr wißt doch, Großvater," sagte Seeliger, „des Bürgermeisters Sohn studirt in Königsberg. Der hat's von dort geschrieben. Der Franzosenkaiser hat den Kreml verlassen, und die große Armee marschiert auf Petersburg."

„Der Komet!" mahnte Kanitz. „Er zeigte nach Nordost. Es war die Ruthe, womit der Herr uns züchtigt."

„Armes Preußen!" jammerte Seeliger. „Paßt grade mit der Ernte, wenn sie zurückkommen. Wird das wieder ein Uebermuth werden!"

„Gott schütze nur den König vor neuem Unglimpf!" meinte Steiner.

„Seiner hochseligen Louise ist die Erde leicht," sagte Boner feierlich, „und wird's 'mal wieder anders in Preußen, da steigt sie wie ein Cherub vom Himmel und segnet das Friedenswerk. Glaubt nicht, daß die hohe Frau umsonst an gebrochenem Herzen gestorben ist. Die Engel weinten um das Opfer, und Engel weinen nie umsonst. Das ist so mein Glaube! Und darum soll die Dore auch nicht eher heirathen, als bis die Engelsthränen gesühnt sind. — Nun aber setzt Euch!"

Alle setzten sich an den Tisch, des Anrichtens gewärtig.

„Ihr habt der Posthalterei Eins wollen aufspielen mit Euren beiden Gäulen, Apotheker," sagte Boner.

„Französisch Vollblut, Posthalter. Kein Kaiser hätte sich dessen zu schämen. Beide Pferde dienten in der Schlacht bei Friedland; sollen auch den Kaiser Napoleon nach Tilsit gefahren haben."

„Zu dem faulen Frieden!" höhnte Boner. „Und dafür gab ich bei Saalfeld meinen Arm. Ein Himmelkreuzschock —"

In diesem Augenblicke trat Dora mit den gefüllten Schüsseln ein. Eine Magd mit einer dampfenden Punschterrine folgte.

„Da ist ja die Dore!" hub Seeliger an. „Hört 'mal, Posthalter, heute sitzen wir zu Rath. Der Walther ist bestallter Förster des Grafen, und wie die Sachen jetzt stehen — nach dem Falle Moskau's und dem Marsch auf Petersburg — da muß auch Eure Bedingung fallen. Sie kann noch in vielen Jahren nicht erfüllt werden. Der Franzosenkaiser ist in den ersten Vierzigen. Du liebe Zeit!"

„Nein, sag' ich, und abermals nein!

Eh' sich die Dinge in Preußen nicht ändern, keine Hochzeit!"

Dora, nachdem sie alles Nöthige auf dem Tische geordnet hatte, entfernte sich wieder.

„Nur Muth, Mamsell!" rief Seeliger ihr nach.

„Mamsell?" fuhr Boner auf. „Jungfer, heißt es. Verbitte mir die Mamsell! Was habt Ihr gegen das deutsche Wort Jungfer einzuwenden, Apotheker? Ein Himmelkreuzschock —"

„Nun, nun!" begütigte Seeliger.

„Eine deutsche Jungfer! Wie schön das klingt! Steht gleich vor Einem! Haare blond, Augen blau. Besondere Kennzeichen: hat einen gewissen einnehmenden Blick. Wir wollen keine Mamsellen. Ein Himmelkreuzschockbombendonnerwetter über all das Franzosenthum. — Wohl bekomm's auf deutsche Art und Weise," schloß Boner milde, indem er alle Gläser vollschenkte.

„Erst beten!" sagte Kanitz. „Und schließt den König in Euer Gebet ein."

Und Alle standen auf, falteten die Hände zum Gebet, und setzten sich dann wieder.

„Dem Könige!" rief Boner kräftig aufspringend.

Und Alle erhoben sich mit ihren Gläsern und sprachen feierlich, ohne anzustoßen: „Dem Könige!"

„Laßt uns nach alter deutscher Weise trinken!" rief Steiner. „Auch die Todten sollen leben! Der Königin!"

„Der Königin!" wiederholten Alle feierlich.

Hier erschütterte das Haus wieder ein äußerst heftiger Windstoß bis in seine Grundfesten, und ein grausiges Pfeifen scholl wie Hohngelächter durch alle Räume.

„Der Teufel lacht in's Fäustchen," triumphirte Boner; „er hat den Bonaparte beim Kragen."

Da — o Wunder! — fiel das Bild der Königin von der Wand, daß Alle lebhaft erschraken.

„Was ist das?" rief Boner hinzuspringend. „Das Bild der Königin mit dem Nagel aus der Wand, und das Glas entzwei grade auf dem gebrochenen Herzen. Sonderbar, Freunde! Sollt's ein Unglück bedeuten, wie wenn die weiße Frau im Schlosse zu Berlin umgeht?"

Und Allen lief's kalt über.

„Es gibt Zeichen, Freunde! Zeichen, die nicht trügen. Hört nur!" begann Boner. „Die Königin hielt hier 'mal an bei so viel Grad Hitze, als jetzt Kälte ist. Ich bot ihr Honig zur Erfrischung. Gott weiß, wie's zuging, in der Scheibe kroch eine Biene und die stach ihre Majestät, daß die Lippe hoch aufschwoll. Sie war so sanft, so mild dabei wie 'ne Taube. Ich dachte gleich, es hätte 'was zu bedeuten. Und 's ist eingetroffen. Eine giftige Biene kam und traf mit ihrem Stachel die schönste Blume des Landes, und sie sank in's Grab. Ach, sie war so weiß, so licht, so schön! Als sie aber von Tilsit kam, da hatte sie schon das letzte Gesicht. — Der Franzosenkaiser mag Vieles auf dem Gewissen haben — was er an der hohen Frau gethan, das hat Gott in sein Buch geschrieben. — Hätt' ich ihn nur 'mal! 's juckte mir wunderlich in dem einen Arm, als ich ihn sah auf seinem Zug am dreißigsten Mai zu Glogau."

„Daß er den Degen nahm meines Königs," zürnte Kanitz sich erhebend, „den Degen von seinem Sarge zu Potsdam — daß Gott es ahnden thät an ihm! Möchten sie den Degen dafür fordern vom Lebendigen!"

„Ihr saht ja wohl den alten Fritz auf seiner letzten Parade?" fragte Seeliger.

„Freilich! Aber in seinen Augen war kein Glanz mehr. Und sonst? Augen hatte er wie zwei Kohlen auf 'nem Pulverfaß. Man kriegte die schwere Noth, wenn er Einen so anblicken thät. Gott! Gott! Wo ist sein Preußen verblieben?"

„Nichts für ungut, Wachtmeister," sprach Steiner. „Laßt mich 'mal frisch von der Leber wegsprechen — mit allem schuldigen Respect vor Eurem Alter und Euren hochehrwürdigen Erinnerungen."

„Sprecht! Sprecht!" forderte Kanitz.

„Ihr redet vom alten Fritz. O, welchem Preußen lacht nicht das Herz im Leibe bei dem Namen. Und dennoch sage ich, wir haben mit dem alten Fritz zu lange geliebäugelt, zu lange gewirthschaftet nach seiner Façon — und das hat all' das Elend über uns gebracht."

„Hoho!" fuhr Kanitz auf. „Gut, daß die Wände hier keine Ohren haben."

„Möchten sie Ohren haben, so viel als in Berlin an jeder Mauer Platz finden."

„Nach des alten Fritzen Façon ist der preußische Staat doch groß geworden!"

„So mein' auch ich!" warf Seeliger hin.

„Wohlgesprochen und wohlgemeint!" rief Steiner. „Aber der preußische Staat ist wieder klein geworden, weil wir des alten Fritzen Façon einer neuen Zeit wollten anpassen. Und das war vom Uebel! Eine jede Zeit hat ihre eigene Façon. Wer sich in solche zu schicken versteht und nicht rückwärts blickt, der hat den letzten Trumpf in der Hand — und den muß in Deutschland Preußen ausspielen."

„Hurrah! Preußen hoch!" rief Boner.

„Die Franzosen kamen mit der neuen Zeit," fuhr Steiner fort, „und sie hatten dafür die rechten Leute — die Jugend. Generäle noch in den Zwanzigen! An der jüngsten Spitze wie beim Korallenthier, da ist das wahre Leben im Lauf der Welt. Der Rector Steiner ruft's heut' aus einem schlesischen Winkel und bald wird's hallen von einem End' zum andern durch ganz Preußenland: Die Jugend, ja, die Jugend ist's, die uns frei macht. Und wenn's in Preußen zu tagen anfängt, da wird's nicht lange auf sich warten lassen im ganzen deutschen Vaterland. Die Jugend! Stoßt an, Freunde! Hoch lebe die preußische Jugend!"

Und Alle stießen jubelnd an.

„Und wißt Ihr," wagte Steiner zu sagen, „wie's noch kommen kann? Ganz curios, Leute!"

„Nun, wie denn?" fragte Boner.

„Daß unsere Enkel die Ruthe küssen, die ihre Väter züchtigte."

„Was ist das?" fuhr Boner auf.

„Glaubt Ihr, daß Gott den Jammer zuließe, wenn's nicht zum Guten führte? Ich liebe den Franzosenkaiser nicht — da müßte Schmach mich treffen! — mein Herz weiß nichts von ihm; aber mein Kopf sagt mir: der Mann ist groß als Gottesgeißel, so die Welt verjüngt — und in erster Linie Preußen."

„Sapperment!" lachte Seeliger fast verlegen, weil ihn die Wahrheit überholte.

„Schulmeisterei, nichts als Schulmeisterei!" höhnte Boner.

„Und jetzt hat Gott die Geißel vor allem Volk mit Blindheit geschlagen, weil sie ihr Werk gethan."

„Curios! Curios!" warf Boner nachdenkend hin.

Da polterte es draußen, und Alle fuhren erschrocken auf.

Gleich darauf stürmte Nachbar Opitz in's Zimmer, und mit dem Rufe: „Es ist aus, Freunde!" warf er sich vor Kälte schauernd in einen Stuhl.

„Was ist, Nachbar? Um Gott, sprecht!" drängte Boner.

„Lest den Brief!" sagte Opitz, denselben hervorziehend.

„Woher der Brief?" fragte Seeliger.

„Aus Berlin. Lest nur!"

„Um Gott, was gibt's denn?" jammerte Kanitz.

Boner, der den Brief genommen und geöffnet hatte, las ganz entsetzt: „Seiner Person sich versichern. Des Königs Person?"

„Des Königs?" fuhren Alle auf.

„In Berlin wollen sie ihn aufheben als Geißel — den König, weil er heimlich rüstet."

„So ungeheuern Frevel kann Gott nicht zulassen!" sprach Boner, vorwurfsvoll gegen Steiner gewandt.

„Und da die Vossische vom achtundzwanzigsten November," sagte Opitz, das Zeitungsblatt hervorziehend. „Rückzug auf Smolensk."

„Rückzug?" fuhr Boner auf wie von einem elektrischen Schlage getroffen.

„Und Winterquartiere hinter dem Riemen," setzte Opitz arglos hinzu.

„Winterquartiere hinter dem Riemen?" wiederholte Boner, und in seinen Augen erglänzte das Feuer der steigenden Erwartung.

„Im nächsten Jahre gibt's dann den zweiten Feldzug mit Petersburg," meinte Opitz.

„Nun, Posthalter," sprach Seeliger, „jetzt fällt Euch doch der Muth, Eure Bedingung erfüllt zu sehen, in die Asche?"

„Noch nicht! Noch nicht!" stieß Boner hervor, indem er mit großen Schritten auf- und abging.

„Gebt die jungen Leute zusammen," bat Seeliger.

„'s ist aus mit Preußen," jammerte Kanitz. „Der Herr hat seine Hand abgezogen von uns."

„Noch nicht! Noch nicht!" schrie Boner, das Licht ergreifend, das fast erlosch in seinen bebenden Händen.

„Da fällt mir ein, Posthalter," hielt Seeliger den mit verzückten Mienen fortdrängenden Boner zurück, „am vierundzwanzigsten December Eintausendsiebenhun-

dertdreiundneunzig wurde Ihre Holdseligkeit Prinzessin Louise mit unserm Könige getraut. Wählt den schönen, den großen, den heiligen Tag für Preußen. Beschert den Kindern die Hochzeit zum heiligen Christ, wie sie damals im weißen Saale des Berliner Schlosses beschert wurde. Heut' ist der dreizehnte — also in elf Tagen."

„Noch nicht! Noch nicht!" schrie Boner, das Fenster aufreißend und mit dem Lichte leuchtend: „Seht da! Sechsundzwanzig Grade zeigt Gottes Finger!"

„Es blitzt!" fuhr mit einem Male Steiner auf.

„Da wieder!" rief Seeliger.

„Und da brennt's!" schrie Opitz, „das ist Feuer!"

„Feuer! Feuer!" heulte Ruprecht draußen.

„Feuer!" rief Dora hereinstürzend.

„Ich seh's! Ich seh's, wie ich's Tag und Nacht gesehen!" sprach Boner, indeß das Weihwasser höchster Erhebung seinen Augen entquoll, und seine bebenden Lippen netzte. „Der Herr hat ihn geschlagen, und ein Nordlicht sendet der Herr, ihn heimzuleuchten nach Westen."

„Ein Nordlicht?" riefen Alle und standen anschauend und sprachlos da, obwohl nur die letzten Ausladungen desselben durch den großen Bären bis zum Zenith emporschossen.

O, daß sie es hätten schauen können von seinem Anbeginn, dieses würdigste Heroldszeichen eines Weltgerichts ohne Beispiel.

Aus den Eisfeldern des Pols, an dessen Pforte eine vermessene Hand zu klopfen wagte, rückte ein blaßgelber Streifen am Horizonte höher und höher, in einem Lichtoceane Strahlen gleich farbigen Wellen sprühend, bald in der Gluthfülle der Rubine, bald im Wiesengrün der peruanischen Smaragde — dann wieder in der feuergelben Lohe der Topase Arabiens; endlich gegen das magnetische Zenith zu einem Bogen, einer Krone gleich, sich rundend, und allgemach das ganze Himmelsgewölbe in eine ungeheure Lichtkuppel wandelnd, unter deren Schirme das scheintodt daliegende Meer nachtete wie ein Asphaltsee.

Die Gluckhenne im Sternbilde des Stieres — unsere andere Mutter, sagen sie — barg zornglühend ihre Küchlein — wir selber ihre Küchlein — und in ohnmächtiger Pein des Neides stach Sirius seine Lichtpfeile in diesen Glanz eines begnadigten Planeten.

Also kleidete sich die Natur in ihr herrlichstes Gewand in dem Augenblicke, da das Weltgeschick auf dem Knopf einer Nadel zu taumeln anfing.

„Der wilde Jäger!" schrie Ruprecht draußen und stürzte gleich darauf in's Zimmer. „Der wilde Jäger kommt in's Haus. Zwei rothe Augen glotzen am Schlitten, und die Pferde brennen und rauchen, und laufen in der Luft. Hört das Knallen und das Heulen! Der wilde Jäger kommt in's Haus!"

„Possen!" sagte Boner.

Indessen standen Alle erschrocken da wie vor einem nahenden, unbekannten, jedoch überwältigenden Etwas.

„Possen!" schrie Boner, zugleich selbst erbleichend und die starren Blicke auf die Thür geheftet.

Da scholl Peitschenknallen und die stockenden Töne eines erstarrten Posthorns ließen sich hören.

„Der wilde Jäger kommt in's Haus!" jammerte Ruprecht.

„Possen!" ermannte sich Boner und schritt der Thür zu.

Walther trat ein.

„Fremde, Herr Vater! Französische Officiere in russischem Schlitten. Die Herren haben Eile. Das Handpferd stürzte beim Halt."

„Ruprecht!" befahl Boner, „führe die Pferde in den zweiten Stall und verschließe den ersten. Bring' den Schlüssel."

Ruprecht verließ bebend das Zimmer.

„Möchte die neuen Pferde nicht einbüßen," sagte Seeliger.

In diesem Augenblicke ward die Thür heftig aufgerissen, und ein Officier in der Uniform der rothen Lanciers der französischen Garde trat ein.

„Wer ist Posthalter hier?" fragte er barsch.

„Ich!" erwiederte Boner kurz.

„Der Gesandtschaftssecretär des Herzogs von Vicenza, Herr Reyneval, reist im Auftrage Seiner Majestät, des Kaisers Napoleon nach Dresden, um den großen Sieg an der Beresina zu verkünden. Tragen Sie Sorge für andere Pferde."

„Bedaure," erwiederte Boner. „Kein Huf im Stall."

„Morbleu!“ fluchte der Fremde. „Und wann können Sie Pferde schaffen?“

„Unbestimmt.“

„Man zahlt hundert Napoleon für drei frische Pferde bis zur nächsten Station.“

„Ein Napoleon genügte. Bedaure! Wo nichts ist, da hat selbst der Kaiser — sein Recht —“

Das Wort „verloren,“ ein Echo in die Schluchten aller Jahrhunderte, erstarb auf Boner's Lippen.

„Des chevaux! Des chevaux!“ schmetterte es draußen. „Offrez cent Napoléons! Nous partons pour Dresde — mais en cinq minutes!“

Zwei Athemzüge noch — und in der geöffneten Thür stand — der Kaiser Napoleon, der Gerichtete Gottes, erlegen der größesten menschlichen Katastrophe der Jahrtausende.

Die Bernsteinfarbe seines Teints hatte in diesem Augenblicke fast den grünlichen Schein der Bronze und verrieth eher einen ostindischen Rhadscha als den Kaiser des abendländischen Europa. Seine Züge lagen fest, wie sie nur der Tod zu bannen versteht. In seinen Augen schien sich sein ungeheures Geschick auf sich selber zu besinnen; sie sahen nicht diese Augen, sie blickten nur.

Verhängnißvollste Pause! Eine Erkennung in dem grollenden Deutschland, eine Ahnung seines jähen Sturzes mußte ihn schon hier verderben.

Er trat mit abgewandtem Gesicht einige Schritte seitwärts, und das Bild des königlichen Dulders sah mit ruhiger Majestät auf ihn nieder.

Zwei andere Männer, wie es schien in der Uniform der französischen Marschälle, folgten ihm.

„Wo ist ein Zimmer?“ fragte der erstangekommene Officier.

Boner öffnete, zitternd am ganzen Leibe, keines Wortes mächtig, die Thür des Passagierzimmers.

Die Fremden — welche Passagiere! — verschwanden darin.

„Cinq minutes!“ schnitt es noch einmal wie ein Geierschrei durch die Luft.

„Das war —“ stammelte Boner und taumelte auf das kleine, dichtgedrängte Häuflein seiner Freunde.

„Wer?“ fragte Opitz.

„Dieser Hut!“ sprach Steiner vor sich hin.

„Dieser Blick!“ meinte Seeliger. „Und das gelbe Gesicht!“

„Still, still, Freunde!“ mahnte Boner und schlich nach der Thür des verhängnißvollen Zimmers, erst horchend, dann durch das Schlüsselloch lugend.

„Wer war das, Großvater?“ fragte Dora.

„Still, Kind!“

Da stürzte Boner von der Thür und schob Alle in die angrenzende Kammer. „Es — es ist der Kaiser!“ zischte er mehr als er flüsterte. „Der Kaiser, wie ich ihn sah auf den Glogauer Schanzen.“

Das kleine Häuflein stand wie zermalmt. Ueber Alle kam die dämonische Gewalt der Außerordentlichkeit dieses Erlebnisses.

„Und verläßt die Armee?“ warf Kanitz nach einer Pause hin.

„Und in dieser Eile?“ fragte sich Steiner.

„Und reist als Secretär eines Herzogs?“ grübelte Opitz.

„Und hundert Napoleon für zwei Meilen Weges?“ fragte Seeliger.

„Und ohne Armee?“ wiederholte Kanitz.

„Und — und — Kinder, in meinen Augen flammt's!“ jubelte Boner. „Die große Armee ist nicht mehr; sie bleicht eine große Leiche im Nordlicht. Lauft! Lauft nach der Stadt auf's Amt! Ruft's auf allen Gassen: Der Bonaparte, der corsische Wolf ist in der Posthalterei — allein — heimlich — ohne Armee. Der Person des Königs sich versichern? Des Königs? Auch dann noch, wenn man den Kaiser hat?“

„Allmächtiger Gott! Vater, was willst Du thun?“ fragte Dora.

„Wir halten ihn!“ sprach Boner mit dämonisch verzerrter Miene, wie sie nie ihm eigen war. „Wir nehmen ihn gefangen!“

„Gefangen?“ fuhren Alle auf.

„Er ist auf der Flucht nach seinem Raubneste Paris. Wir halten ihn! Aber wir dürfen's nicht ohne das Amt. Nehmt die Pferde —“

„Unten harren zwei Diener,“ sagte Walther. „Einer in türkischem Costüm bis an die Zähne bewaffnet.“

„Schießt sie nieder!“ sagte Boner. „Um's Heil der Welt!“

„Kein Mord!“ mahnte Kanitz.

„So nehmt meine Doppelbüchse und schießt zwei Mal rasch hintereinander. Es ist das verabredete Zeichen mit dem Zoll bei Gefahr.“

„Ich folg' Euch, Posthalter!“ sprach Steiner. „Und wenn sie mich erschießen wie den Palm.“

Walther nahm die Büchse von der Wand.

„Dann werden sie den Walther auch erschießen, Vater!“ jammerte Dora.

„Lauft! Lauft um's Heil der Welt! In Sachsen hält ihn Niemand mehr. Mannschaft! Um Gotteswillen, lauft!“

Und Walther und Steiner und Seeliger und Opitz verließen mit Eins das Haus.

„Schieß nicht, Walther!“ rief Dora. „Sie werden Dich erschießen!“

Die beiden Schüsse fielen.

„O Gott! Mein Gott!“ jammerte Dora, auf die Kniee fallend.

„Was bedeutet das?“ rief, aus dem Passagierzimmer stürzend, der Lancierofficier.

„Was das bedeutet?“ erwiederte Boner. „O, mein Herr, das sind Freudenschüsse! Nichts für ungut! Es sind nur Jagdflinten. Wir haben nicht fünfzehnhundert Kanonen wie die große Armee, um das Nordlicht auszublasen zur Feier des großen Sieges an der Beresina. Halten zu Gnaden!“

„Verrath! In einem Eurer Ställe habt Ihr Pferde.“

„Kein Huf im Stall!“

„Nach den Schüssen hörten wir Pferde scharren. Deutscher Hund, die Pferde heraus!“

„Hunde, Herr — Hunde, die beißen.“

„Die Pferde heraus, oder ich schieße!“

Und die Mündung eines Pistols blitzte an Boner's Stirn.

„Gnade, Herr! Gnade!“ schrie Dora und fiel auf die Kniee.

„Aufgestanden, Dore!“

„Um Gott, Herr!“ flehte Kanitz, des Fremden Arm ergreifend.

„Ich bin ja der Erste nicht, den sie erschießen!“ trotzte Boner. „Aber der Letzte bin ich, wenn ich hier meine Schuldigkeit thue. Schießt! Ich rufe wie die Schill-schen in Wesel: Schießt! Es lebe der König!“

Ruprecht trat ein:

„Herr Posthalter —“

Boner winkte.

Ruprecht stockte während einer Pause, in der die Zeit Athem zu holen schien.

„Da ist der Schlüssel, Herr Posthalter. Die neuen Pferde —“

Im Nu hatte der Fremde Ruprecht den Schlüssel entrissen.

„Gott! Gott!“ jammerte Boner.

„Schurken! Ihr sollt es büßen. Das Erschießen soll Euch werden.“

„Euch aber sollen die Pferde nicht werden,“ schrie Boner vor den Ausgang stürzend.

Der Degen des Fremden blitzte durch die Luft. „Fort da!“

„Vater!“ schrie Dora, und flog an Boner's Hals.

„Ich tödt' Euch Beide!“

„Erst mich! Erst mich!“ Und Kanitz stand mit ausgebreiteten Armen vor Boner und Dora.

„Die Pferde müssen verschnaufen, Herr —“

„Schurken, jetzt —“

„Wenn die Pferde unterwegs fallen, muß der Herr Secretär elendiglich erfrieren, wie gewiß schon Manche erfroren sind in dem schweren Winter. 's wäre doch schade um den kleinen Herrn! Halten zu Gnaden.“

„Zurück!“ schrie der Fremde und verwundete Boner durch einen Stich in die Schulter.

„Blut! Blut! Vater!“ jammerte Dora und riß Boner mit übermenschlicher Anstrengung von der Thür weg.

„Voran!“ donnerte der Fremde Ruprecht entgegen.

Beide verschwanden im Nu.

„Noch eins! Noch eins!“ schrie Boner sich aus Dora's Umarmung reißend. „Meinen Hirschfänger, Dora! Ich ersteche die Pferde.“

Und schon war er in die Kammer geeilt.

Der Lancierofficier kehrte zurück und stürmte in's Passagierzimmer.

„Ventre à terre!“ schnitt es wieder durch die Luft.

Da, zu gleicher Zeit, traten aus dem Passagierzimmer der Kaiser — aus der Kammer mit gezücktem Hirschfänger Boner.

„Noch nicht — noch nicht —“ rief Boner, wie irrsinnig vor dem Gewaltigen zurücktaumelnd.

Der Kaiser mit seiner Begleitung verschwand.

„Au revoir!“ hallte es durch die Räume des Hauses!

Ein Peitschenknall Ruprecht's durchschnitt die Luft.

„War er's?“ sprach Boner noch wie

irrsinnig. „Sagt, war er's? Er war's! Er war's! Er ist fort!"

Damit stürmte er aus dem Zimmer.

Wie gelähmt standen Kanitz und Dora.

„Er ist fort!" heulte Boner zurückkehrend und fiel, der Aufregung erliegend, in einen Stuhl.

„Vater," tröstete Dora, „was kannst Du dafür? Sagte nicht der Pfarrer neulich: Gott läßt oft das Böse zu, wenn wir Menschen mit Blindheit geschlagen sind."

„Er ist fort!" heulte Boner. „Fort!"

„Sie kommen, Vater!" rief Dora aufhorchend.

„Zu spät! Zu spät!" heulte Boner.

Da brachen in's Zimmer Steiner und Seeliger mit vielen Leuten aus der Stadt.

„Eine — eine ungeheure Kunde!" stammelte Seeliger, und der Athem verging ihm.

„Nachrichten aus Königsberg!" jubelte Steiner. „Dort ist der Murat angelangt mit kaum hundert Mann von fünfzigtausend der stolzen kaiserlichen Garde — keine Soldaten mehr — Jammergestalten in Lumpen, Thierfellen, Weiberröcken. Marschälle und Generäle ohne Truppen, auf Schlitten, Wagen, Karren wie Hausirer. Ein grausiger Maskenzug des Todes wie nie gesehen. Die große Armee ist ein großes Nichts, verweht im Winde."

Da sprang Boner auf, ergriff krampfhaft des Sprechers Arm und zog ihn vor die offene Thür des Passagierzimmers: „Da ist das große Nichts! Er ist entflohen mit Euren Pferden. Die große Armee wird auferstehen."

„Keine Rache, sagte das Amt;" berichtete Steiner, „ein Gericht komme über ihn!"

Jetzt stürmten Opitz und Walther in's Zimmer.

„Nachrichten aus Königsberg!" scholl es aus Beider Munde.

„Der Freiherr von Stein und der Arndt sind in Königsberg!" begann Opitz. „Sie rufen das ganze Volk zu Landwehr und Landsturm. Aufgelöst die Universität — Professoren und Studenten ziehen in den Krieg für Freiheit und Ehre, für König und Vaterland."

„Was ist das?" fuhr Boner aus seiner Betäubung auf.

„Alles in der Königsstadt strömt in die Kirchen, zu beten für König und Vaterland," sprach Opitz mit fließenden Thränen.

„Durch unsere Erniedrigung, hat der Arndt gesagt," rief Seeliger, „sind die Thaten unserer Ahnen verwirkt; nur der Sieg über den Erbfeind gibt uns ihren Glanz zurück. Jetzt, oder nie!"

„Wenn das aber der König hört!" fing Boner zu jubeln an.

„Nun, Posthalter," rief Seeliger, „jetzt frag' ich Euch, ist das eine Freude für den König, wenn das ganze Volk zu ihm steht, Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer, ein einig Volk von Brüdern — wie der Schiller sagt."

„Gott! Gott!" stand Boner da und hob den Arm über sein ergrautes Haupt, wehmuthsvoll, die Hände nicht falten zu können.

„Nun, Posthalter," nahm Steiner das Wort, „ist das 'ne Freude für den König, wenn er sieht, daß seine Sache die Sache seines Volkes ist?"

Boner nickte mit dem Kopfe, denn Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Und ich frage Euch," rief Steiner, „ist das 'ne Freude für den König, wenn er's kommen sieht wie Morgenroth, daß ganz Deutschland zu ihm steht — daß von Allen Alles für Deutschland gethan wird, und von Preußen — das walte Gott! das Meiste."

Das Zimmer hallte von endlosem Jubel wieder.

Da sprach Boner feierlich: „Volkesstimme Gottesstimme! Komm, Dora!"

Und er warf Dora in Walther's Arme.

„Könnt Euch schon sehen lassen, Herr Schwiegersohn! 's gibt keinen Zweiten, der auf die Erfüllung solcher Bedingung Hochzeit macht. — 's sieht doch gut aus, Apotheker, so eine deutsche Jungfrau und ein deutscher Jüngling als Brautpaar! Zum heiligen Christ wie König und Königin Hochzeit — und im Frühjahr Krieg!"

„Krieg!" rief Walther.

„Krieg!" scholl es aus allen Kehlen.

„Es lebe der König!" jubelte Boner. Und Alle stimmten ein in ein donnerndes Hoch. —

* * *

Und an ihrem Rocken flüsterten die Parzen — und nach ihrer Scheere griff Atropos und sprach: „Weiter! Weiter! Von Lützen bis Waterloo und —"

Jakob Böhme.*)

Von Johannes Huber.

Vielleicht die merkwürdigste Erscheinung in der ganzen Geschichte der Philosophie ist der sogenannte philosophus oder theosophus teutonicus, Jakob Böhme. Wie schon seine Zeitgenossen im Urtheil über ihn sich schieden, so daß die Einen in ihm einen Ausbund von Schwärmerei und Häresie erkannten und darum bittere Verfolgungen über ihn ergehen ließen, die Anderen hingegen ihn als den Träger und das Organ göttlicher Weisheit und Offenbarung verehrten, so ist auch das Urtheil der Nachwelt lange schwankend geblieben, bis endlich alle großen Denker unseres Jahrhunderts übereinkamen, in seinen fast sibyllinischen Schriften einen reichen Schatz der tiefsten speculativen Ideen anzuerkennen. Ja noch mehr, diese Ideen lebten vielfach in der philosophischen Arbeit der letzten Zeit wieder auf und gewannen einen höchst bedeutenden Einfluß auf die ganze Gestaltung des philosophischen Bewußtseins der Gegenwart. Den Geist des Spinoza, der sich mächtig unter uns regte, hoffte man mit ihnen zu beschwören und so die große Kluft auszufüllen, die sich zwischen Philosophie und Christenthum aufgethan hatte. Vor Allem aber war es die romantische Schule, die von dem naturfrischen echt poetischen Hauche in Böhme's Schriften sich sympathisch angeweht fühlte. Bekanntlich feiert Novalis in einem Gedichte an Tieck in diesen Schriften den Anbruch eines neuen Morgens des geistigen Lebens und Friedrich Schlegel sagt in seiner Literaturgeschichte eben so wahr als sinnig von Böhme: „Man nennt Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet sein sollte, daß die Phantasie einen bei Weitem größeren Antheil an den Hervorbringungen seines Geistes hatte, als ein wissenschaftlich geübter Verstand; so muß man wenigstens gestehen, daß es eine sehr reich begabte und hoch erleuchtete Phantasie war, die wir in diesem sonderbaren Geiste gewahr werden. Wollte man ihn deshalb bloß als einen Dichter betrachten und mit andern christlichen Dichtern, welche übersinnliche Gegenstände darzustellen versucht haben, mit Klopstock, Milton oder selbst mit Dante vergleichen, so wird man gestehen müssen, daß er sie an Fülle der Phantasie und Tiefe des Gefühls beinahe übertrifft, und selbst an einzelnen poetischen Schönheiten und in Rücksicht auf den oft dichterischen Ausdruck ihnen nicht nachsteht. Die Quellen der Natur sind jedem stillen und frommen Gemüthe zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensstrom der menschlichen Seele mit einverwebt sind; und dem kindlichen Auge ist vielleicht Manches schon ganz klar und durchsichtig, was für das künstliche Fernrohr und die äußerlichen Sehanstalten des gelehrten Untersuchers oft noch mit einer siebenfachen Decke und Wolke verhüllt ist. . . . Was man indessen auch in Rücksicht auf Philosophie Mangelhaftes und Irriges oder vielleicht nur Unverständliches in der Lehre des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geschichte der deutschen Sprache darf ihn nicht mit Stillschweigen übergehen; denn in wenigen Schriftstellern hat sich noch zu jener Zeit der ganze geistige Reichthum derselben so offenbart, wie in diesem; eine bildsame Kraft und aus der Quelle strömende Fülle, welche sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zuletzt in dem Maße kundgibt und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künstlerischer Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunst- und Sprachgestalten nicht mehr besitzt."

Jakob Böhme wurde 1575 zu Altseidenberg, einem Dorfe bei dem Städtchen Seidenberg in der Oberlausitz, unmittelbar an der böhmischen Grenze, geboren. Seine Eltern waren angesehene und wohlhabende Bauersleute, die aus Böhmen stammten. Da Böhme in der Folge über der Mittheilung seiner inneren Anschauungen auf Mittheilungen aus seinem äußern Leben vergaß, so ist uns die Geschichte seiner Jugend ziemlich verborgen und nur Abraham von Frankenberg, einer seiner begeisterten Verehrer, weiß uns manches Wunderbare, was aber nicht immer die Probe der Kritik besteht, daraus zu erzählen. So soll Jakob

*) Die folgende Abhandlung stützt sich neben der Bezugnahme auf Böhme's Schriften vorzugsweise auf: H. A. Fechner's: Jakob Böhme. Sein Leben und seine Schriften, mit Benutzung handschriftlicher Quellen dargestellt (Neues Lausitzisches Magazin 33. und 34. Bd.); und: J. Hamberger's: Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme. Eben so sind die Darstellungen von Carriere, Feuerbach, Peip u. A. zu Rath gezogen worden.

schon in jungen Jahren das Vermögen der Vision und Extase kundgegeben haben. Da er einstmals in gewohnter Weise mit andern Kindern Vieh hütete und sich von ihnen absondernd den Gipfel des Berges Landeskrone bestiegen hatte, sah er plötzlich vor sich eine Felsenwand, in welche aus großen rothen Steinen ein Eingang gewölbt war, in dessen Tiefe ein großes ganz mit Gold angefülltes Gefäß sich befand. Erschrocken eilte er zu seinen Genossen zurück, führte sie mit sich zu der wunderbaren Stelle herauf, aber — nun war das ganze Gesicht verschwunden. — Jakob genoß im Hause seiner Eltern eine streng religiöse Erziehung und zeigte einen stillen, nachdenklichen und gottesfürchtigen Charakter. Er kam in die Stadtschule nach Seidenberg und erhielt einen verhältnißmäßig tüchtigen Schulunterricht, wo insbesondere auf die Lesung der heiligen Schriften viel Zeit verwendet wurde. Da er zu schwächlich war, um das Gut seiner Eltern zu übernehmen und Bauernwirthschaft zu treiben, so wurde er mit seinem vierzehnten Jahre zu einem Schuster in Seidenberg in die Lehre gegeben. Als er hier, nach einem Berichte Frankenberg's, eines Morgens allein zu Hause war, trat ein fremder Mann zu ihm in den Laden und wollte ein Paar Schuhe kaufen. Böhme schlug einen sehr hohen Preis darauf, um den Fremden von dem Kaufe abzuhalten, da er zum Verkaufe von seinem Meister keine Erlaubniß hatte. Der Fremde nahm aber dennoch die Schuhe, ging damit auf die Straße vor den Laden hinaus, von wo er dann Böhme zurief: „Jakob, komm heraus!" Dieser, voll Verwunderung, daß der Unbekannte seinen Namen wußte, folgte der Aufforderung. Da schaute ihn dieser mit innigem ernstfreundlichen Blick an, nahm ihn bei der rechten Hand und sagte: „Du bist jetzt noch klein, Jakob, aber es wird eine Zeit kommen, wo Du groß und ein ganz anderer Mensch sein wirst, so daß die Welt sich über Dich verwundern wird. Darum sei fromm, fürchte Gott und ehre sein Wort; besonders aber lies gern in der heiligen Schrift, wo Du Trost und Belehrung findest; denn Du wirst viel Noth, Armuth und Verfolgung erleiden müssen. Doch sei getrost und harre aus; denn Du bist Gott lieb und er ist Dir gnädig!" Darauf entfernte sich nach herzlichem Händedruck der Fremde. —

Dieses Ereigniß machte den Jüngling noch nachdenklicher und trieb ihn noch mehr zu einem sittenreinen Lebenswandel und religiösen Betrachtungen an. So kam es, daß ihm der Aufenthalt in der Werkstätte, bei den frivolen Reden seiner Mitgesellen, die er vergebens davon abzumahnen versuchte, unerträglich wurde; und der Meister ließ den lästigen Sittenprediger, der viele Conflicte in sein Haus gebracht hatte, gern ziehen. Böhme aber wanderte nun in die Welt hinaus, ungefähr um 1593 oder 1594, wo er zu seinem größten Leidwesen den gehässigen Kampf der Religionsparteien innerhalb der protestantischen Kirche kennen lernte und darüber in peinliche Zweifel verfiel. Er sah sich auf eigenes Forschen in der Bibel angewiesen, wollte er nicht haltlos hin und her getrieben werden, griff aber außer ihr noch nach manchen anderen Schriften, theologischen, astrologischen und anderen Inhalts, von Paracelsus, Weigel, Schwenkfeldt u. A., um, wie er sich selbst später ausdrückte, die Perlen zu finden vom Grunde des Menschen. Dazu gab er sich einem inbrünstigen Gebete hin, in der festen Hoffnung, daß der Herr denen seinen Geist schicken werde, die ihn darum bitten. —

Und so geschah es denn, daß er während seiner Wanderschaft und mitten unter den Geschäften seines Handwerks, da er wieder bei einem Meister Aufnahme gefunden hatte, sich auf einmal von allen Kämpfen seines Gemüths befreit und in einen Zustand seliger Ruhe und Gewißheit versetzt fühlte, wo es ihm war, als hielte ihn ein göttliches Licht umfangen. Er selbst beschreibt in der Aurora c. 19. denselben in folgender Weise: „Vor dieser meiner gegenwärtigen Erkenntniß und Offenbarung Gottes habe ich selbst dafür gehalten, daß das allein der rechte Himmel sei, der sich mit einem runden Kreis ganz lichtblau hoch über den Sternen schließt, in der Meinung, Gott habe allein da sein sonderliches Wesen, und regiere nur allein kraft seines heiligen Geistes in dieser Welt. Als mir aber dieses gar manchen harten Stoß gegeben hat, ohne Zweifel von dem Geist, der da Lust zu mir gehabt hat; so bin ich endlich gar in eine harte Melancholie und Traurigkeit gerathen, als ich die große Tiefe dieser Welt, die Sonne und die Sterne und die Wolken, dazu Regen und Schnee anschaute, und in meinem Geiste

die ganze Schöpfung dieser Welt betrachtete. Darin fand ich denn in allen Dingen Böses und Gutes, Liebe und Zorn in den unvernünftigen Creaturen sowohl in Holz, Steinen, Erde und den Elementen, als auch in Menschen und Thieren. Darzu betrachtete ich den kleinen Funken des Menschen, für was er doch gegen diesem großen Werke Himmels und der Erden von Gott geachtet sein möchte. Weil ich aber fand, daß in allen Dingen Böses und Gutes war, sowohl in den Elementen als in den Creaturen, und daß es in dieser Welt dem Gottlosen eben so wohl ginge als dem Frommen, auch daß die barbarischen Völker die besten Länder inne hätten, und daß ihnen das Glück noch mehr als den frommen beiständе; deswegen ward ich ganz melancholisch und sehr betrübt, und keine Schrift, welche mir doch wohl bekannt war, konnte mich trösten. Dabei wird sich gewiß der Teufel gefreuet haben, welcher mir denn oft heidnische Gedanken, die ich hier verschweigen will, einprägte. Als sich aber in solcher Trübsal mein Geist, von dem ich wenig und nichts verstand, was er war, ernstlich in Gott erhob, als mit einem großen Sturme, und mein ganzes Herz und Gemüth sich darein schloß, ohne nachzulassen mit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu ringen, er segne mich denn, das ist, er erleuchte mich mit seinem heiligen Geiste, damit ich seinen Willen verstehen möchte und meine Traurigkeit loswerde; so brach der Geist durch.

Als ich aber in meinem angesetzten Eifer so hart wider Gott und alle Höllenpforten stürmte, als wären in mir noch mehr Kräfte vorhanden, in Willens das Leben daranzusetzen, welches freilich nicht mein Vermögen ohne des Geistes Gottes Beistand gewesen wäre; so ist alsbald nach etlichen harten Stürmen mein Geist durch die Höllenpforte bis in die innerste Geburt der Gottheit durchgebrochen und allda mit Liebe umfangen worden, wie ein Bräutigam seine liebe Braut umfänget. — Was aber da für ein Triumphiren in dem Geiste gewesen sei, kann ich nicht schreiben noch reden, es läßt sich aber auch mit nichts vergleichen, als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird; und es vergleicht sich der Auferstehung von den Todten. —

In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch Alles gesehen und an allen Creaturen, an Kraut und Gras Gott erkannt, wer er, wie er und was sein Wille sei. Auch so ist alsbald mein Wille gewachsen mit großem Trieb, das Wesen Gottes zu beschreiben."

1594 kam Böhme nach Görlitz, scheint dort bis 1599 als Geselle in Arbeit gestanden zu haben, in diesem Jahre aber erwarb er das Bürger- und Meisterrecht und verehelichte sich mit der Tochter eines Metzgermeisters daselbst, Katharina Kuntzschmann, mit der er lange Jahre friedlich zusammenlebte und 6 Kinder erzeugte. Er war in treuer zarter Anhänglichkeit an die Seinigen das Muster eines Gatten und Vaters, und betrieb mit großem Fleiße sein Gewerbe, wodurch er sich binnen 11 Jahren soviel ersparte, daß er in den Stand gesetzt war, sich ein Haus zu kaufen. Sein Umgang war in jener Zeit nur auf die bürgerlichen Kreise eingeschränkt, als aber später die Glorie eines Theosophen ihn umstrahlte und Adlige und Gelehrte sich an den einfachen Mann herandrängten, zogen sich seine alten Freunde von ihm zurück, zumal auch die gehässigen Anschuldigungen, welche die Geistlichkeit gegen Böhme verbreitete, sie scheu machen mußten. — Während aber Böhme in seiner stillen anspruchslosen Weise nach Außen nichts verrieth, was auf eine große Geistesarbeit in seinem Innern hätte schließen lassen, war er doch über einer solchen im tiefsten Grunde seines Wesens bewegt und rang sich in ihm eine Weltanschauung zur Geburt, die zu den genialsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes gehört. Nämlich bald nach seiner Niederlassung in Görlitz, um 1600, soll ihm, nach Frankenberg, abermals eine wunderbare Erleuchtung zu Theil geworden sein. Als er eines Tages in seiner Stube saß, reflectirte ein blank gescheuertes zinnernes Geschirr den hereinbrechenden Sonnenstrahl so lieblich, daß er sich davon wunderbar afficirt fühlte und es ihm war, als könnte er jetzt mit voller Klarheit in die letzten und geheimsten Gründe aller Dinge sehen. Die überreiche Fülle der sich ihm aufdrängenden Gesichte erdrückte ihn fast und er begab sich daher in's Freie; auch um zu prüfen, ob draußen in der Natur seine Kraft des Schauens sich erhalte und bewähre. Und zu seiner großen Freude fand er, daß dieser Blick in die Tiefen der Natur sich nur noch steigere, so

daß er den Dingen, wie er sich ausdrückte, gleichsam in's Herz hinein zu sehen glaubte. — Aber er ließ damals von diesem Ereigniß gegen Niemand etwas laut werden, wandelte bescheiden und still seine Wege, in sich mit der Entwicklung hoher geistiger Anschauungen beschäftigt. Da überkam ihn 1610 zum dritten Mal jene extatische Ergriffenheit, eine ganze Weltanschauung dämmerte in ihm auf, zwar noch vielfach verworren, dunkel und in verschwimmenden Umrissen; der Drang der Visionen überwältigte ihn, so daß er sich gezwungen fühlte, sie niederzuschreiben. So entstand Böhme's erstes Werk, das er bezeichnend genug: „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang" nannte. „Weil ich die tiefen Geburten Gottes in ihrem Wesen nicht fassen und in meiner Vernunft begreifen konnte, sagt er, so hat sich's wohl Jahre verzogen, ehe mir der rechte Verstand gegeben worden ist. Es ist gegangen wie mit einem jungen Baum, den man in die Erde pflanzt, der ist erstlich jung und zart und hat ein freundliches Ansehen, besonders wenn er sich zum Wachsen gut anläßt, er trägt aber nicht alsbald Früchte, und ob er gleich blüht, so fallen sie doch ab, es geht auch mancher kalte Wind, Frost und Schnee darüber, ehe er erwächst und Früchte trägt. — So ist's diesem Geiste auch gegangen, das erste Feuer war nur ein Saame, aber nicht ein immer beharrliches Licht, es ist seit der Zeit mancher kalte Wind darüber gegangen, aber der Wille ist mir verloschen. Es hat sich dieser Baum auch oft versucht, ob er Früchte tragen dürfte, als er sich blühend zeigte, aber die Blüthe ist von dem Baume abgeschlagen worden bis jetzt, da stehet er in seiner ersten Frucht im Wachsen" (Aurora c. 19). Um die immer reicher sich entfaltende Erkenntniß festzuhalten, schrieb Böhme in unruhiger Hast, wenig bedacht auf die Form. Nur die hl. Schrift benutzte er hierzu, wohl aber mochten manche früher eingesogene Ideen, die er namentlich auch aus dem Umgange des mystischen Predigers Moller gewonnen haben konnte, unbewußt in ihm daran mitarbeiten. „Der Geist des Herrn ging hindurch als ein Blitz, und sahe in Grund der Ewigkeit; oder wie ein Platzregen vorübergehet: was er trifft, das trifft er; also ging's auch in mir. Ich fing an zu schreiben als ein Knabe in der Schule, und schrieb also in meiner Erkenntniß und eifrigem Trieb immerhin fort und allein für mich selber... Ich empfand mächtig des neu angezündeten Lichtgeistes Willen; aber meine Seele war vor und in ihm als ein unverständig Kind. Sie ging also in dem Rosengarten ihrer Mutter, und that als ein Knecht in Gehorsam; und mir ward gegeben, alles auf magische Art auf's Papier zu entwerfen." (Apol. I. 28, 30.) — So wurde denn die Schrift äußerst dunkel und unverständlich.

Das Buch war noch nicht fertig, noch fehlten nach Böhme's eigener Erklärung gegen 30 Bogen daran, als es ihm durch einen verhängnißvollen Zufall die Veranlassung der bittersten Verfolgung wurde. Karl von Endern, ein Kunde von Böhme, kam zufällig in seine Wohnung, sieht das Manuscript liegen, blättert darin und findet sich von dem Inhalte desselben so gefesselt, daß er den Autor bittet, es ihm auf kurze Zeit zu leihen. Endern läßt schnell eine Abschrift davon machen, die alsbald zu circuliren und vervielfältigt zu werden anfing. Auf solche Weise kam die Aurora auch in die Hände des pastor primarius, Gregor Richter, der als ein zelotischer und unverträglicher und feindseliger Pfaffe das Handwerk eines Grobschmieds, das er neben den Studien in seiner Jugend trieb, auch noch auf der Canzel fortsetzen zu müssen glaubte. Zu wiederholten Malen war der Magistrat genöthigt gewesen, seinen heftigen persönlichen Gehässigkeiten auf der Canzel einen Zügel anzulegen. Dieser, als er Böhme's Schrift durchlesen hatte, fand darin alle möglichen Ketzereien, und hielt nun, glühend vor Zorn, eine Predigt über die falschen Propheten, worin er gegen Böhme, den er namentlich bezeichnete und der sich, als ein eifriger Kirchenbesucher, auch diesmal wieder in seinem Stuhle grade der Canzel gegenüber befand, als gegen einen Ketzer und Aufrührer die Hilfe des Magistrats anrief, indem er zugleich im Falle einer Nichtberücksichtigung seiner Forderung alle Flammen des göttlichen Strafgerichts über die Stadt herabbeschwor. Das Volk gerieth in eine große Aufregung; Böhme, der gar nicht wußte, wie er zu solcher Anfeindung kam, war gegen die Insulten des Pöbels kaum mehr sicher, und schlich sich tiefgebeugt nach Hause. — Der Magistrat fürchtete den Primarius, weil er auf die Wuth des Pöbels sich stützen konnte, und ließ daher

Böhme durch einen Stadtdiener (am 26. Juli 1613) gefänglich einziehen, ja, wie eine spätere Chronik wissen will, sogar in den Stock setzen. Hierauf wurde er verhört, jedoch, nachdem ihm befohlen worden war, daß er sein Buch ausliefere und sich künftighin alles Bücherschreibens der Art enthalten möge, wieder in Freiheit gesetzt. —

Böhme fügte sich der harten Weisung, fünf Jahre lang hielt er den immer mächtiger erwachenden Trieb, seine Erkenntnisse aufzuschreiben und mitzutheilen, nieder, ungewiß, ob er nicht aus Menschenfurcht dem Gebot des Herrn widerstrebe, auch in der Angst, es möchte ob solcher Unterdrückung seiner Gabe ihm zuletzt das herrliche Licht seiner Einsicht erlöschen. In seinem 10. Sendbriefe an Abraham von Sommerfeld äußert er sich hierüber in folgender Weise: „Ich habe mich ganz geduldig unter das Kreuz gegeben und meine Sachen Gott befohlen, ihm auch gar viel geflehet, daß er solches, wo es nicht aus seinem Rathe herkomme, wollte von mir nehmen, und mich nichts auf solchem Wege erkennen lassen. Hatte mich auch nach der Verfolgung verwegen, nichts mehr zu machen; sondern, als ein Gehorsamer, Gott stille zu halten und den Teufel lassen mit seiner Rotte also über mich hinrauschen, indem dann so gar mancher Sturm gegen mich ist ergangen und was ich gelitten, nicht wohl sagen kann. Aber es ging mit mir, gleich als wenn ein Korn in die Erde gesäet wird, so wächst das hervor in allem Sturm und Ungewitter, wider alle Vernunft, da im Winter Alles wie todt ist, und die Vernunft spricht: Es ist nun Alles hin. Also grünete das edle Senfkorn wieder hervor in allem Sturm, unter Schmach und Spott, als eine Lilie, und kam wieder mit hundertfältiger Frucht, darzu mit fast tiefer und eigentlicher Erkenntniß, und mit feurigem Trieb."

Der Pastor Richter fuhr in seinen Schmähungen gegen Böhme fort, so daß dieser bald der Gegenstand des Stadtgelächters war. Er verbreitete die Aurora in der Absicht, den allgemeinen Hohn gegen den Autor zu erregen, aber damit nützte er diesem nur; denn nun wurden auch denkende Männer auf den Theosophen aufmerksam, die, wie der Director des chemischen Laboratoriums in Dresden, Dr. Walther, und der Zolleinnehmer zu Sagan, Christian Bernhard, bald als gelehrige Schüler sich bei ihm einfanden und in ihn drangen, sein Licht nicht länger unter den Scheffel zu stellen. Und so griff nun Böhme abermals zur Feder und verfaßte von jetzt bis zum Ende seines Lebens eine Reihe von dreißig größern und kleineren theosophischen und ascetischen Schriften, denen er allmälig in der Klarheit seiner Anschauungen und Darstellungen wuchs. Davon sind alle, mit Ausnahme einer Abhandlung vom jüngsten Gericht und des größten Theils seines Briefwechsels, die in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges verloren gingen, auf uns gekommen. —

Das Zeitalter Böhme's, wo bereits eine dürre Orthodoxie das lebendige Herzenschristenthum in der protestantischen Kirche zu verdrängen begonnen hatte, war höchst empfänglich für mystische Lehren. Eine Reihe mystischer Sectirer hatte sich erhoben, eine Sucht zum Wunderbaren und Geheimnißvollen gab sich allenthalben und namentlich auch in Böhme's Heimath kund. So fielen seine Schriften auf einen empfänglichen Boden und war es wohl erklärlich, daß in kurzer Zeit eine große Anzahl von Anhängern sich um ihn schaarte, aus den höheren und niedrigen Classen der Gesellschaft, die mit ihm in eifrigen Verkehr traten und bald in ihm ihr Haupt erkannten und verehrten. Es bildeten sich geheime Conventikel, zu denen Böhme eingeladen wurde, aber es war seine Sache nicht, im mündlichen Verkehr in gleicher Weise, wie einsam zu Hause beim Schreiben, seine Anschauungen zu entwickeln und zu vertreten. Und als einstmals zu einem solchen Gespräche im Jahre 1621 auch ein gewisser Dr. Staritz, ein gewandter Logiker, sich eingefunden hatte und man beim Wein, den Böhme nicht gewohnt war, die Disputation hielt, mußte er still nach Hause abziehen, da er denn so gar nicht für den Umgang mit der Welt und ein öffentliches persönliches Auftreten geschaffen war. Von seinen immer mehr an Zahl wachsenden Freunden eignete er sich nun auch Manches an, der originelle Born seiner Ideen erhielt damit manche Trübung, denn man suchte ihn für Astrologie und Alchemie zu gewinnen, und jeder Aberglaube erwartete von ihm eine Bestätigung und Erklärung. So läßt sich der Herr von Schellendorf bei ihm erkundigen, wie er das Factum erkläre, daß der

Leichenstein seiner Frau noch Thränen vergieße. Darauf erwiedert Böhme in seinem 22. Sendbrief vom 1. Januar 1622, daß Solches nicht geschehen aus des Steines Gewalt, sondern aus Gewalt des Geistes, dessen Bildniß er ist, durch Vermittlung des siderischen Geistes, um damit anzudeuten, daß der Frau bei Lebzeiten etwas macht, die er dann gewöhnlich in höchst eigenthümlicher Weise in seinen Schriften gebrauchte. Namentlich aber begegnet uns darin sehr häufig die Sprache der Alchemie, was von seinem Studium des Paracelsus und aus seinem Verkehr mit Dr. Walther sich erklärt, welcher bei seinem Besuche des theosophischen Schusters wohl die heimliche



Jakob Böhme.

Schweres im Gemüthe gelegen sei; was denn, wie Frankenberg in einer Anmerkung zu dem Sendbrief hinzufügt, auch wirklich der Fall war, denn die gedachte Frau habe es schwer empfunden, daß ihre zwei Söhne wider ihren Willen in den Krieg gezogen, in welchem sie denn auch an demselben Tage, wo das Wasser aus den Augen des Leichensteins ihrer Mutter, die mittlerweile gestorben war, herausdrang, in Ungarn von den Türken den Tod fanden. — Durch seine Freunde wurde Böhme auch mit vielen lateinischen Ausdrücken bekannt gemacht, ... Hoffnung hegen mochte, von ihm die Kunst des Goldmachens, die er selbst so eifrig anstrebte und nach welcher er den Orient bereist hatte, zu erlernen. Doch hatte Böhme für dergleichen Dinge keinen Sinn, ihm lag nur die tiefere Erfassung des Christenthums und eine lebendige Uebung desselben am Herzen; daher als einstmals ein Fremder sich zu ihm drängte, der sich für einen Alchemisten ex professo ausgab und von ihm gegen Geld das Geheimniß des Goldmachens erhalten wollte, er rasch entschlossen war und erwiederte, daß er in

Gott, aber in keinem Singular- oder Familiargeiste lebe; wolle er seine Geheimnisse kennen lernen, so möge er in Buße zu Gott zurückkehren. Als darauf der Fremde mit magischen Formeln in ihn zu dringen anfing, warf ihn Böhme zur Thür hinaus, mit dem Bedeuten, sich mit solcher Simonei und Teufelei nicht mehr zu befassen. —

Einer der besten Freunde Böhme's war Dr. Tobias Kober in Görlitz, aus der Schule des Paracelsus, der in seiner Abwesenheit und nach seinem Tode die Vormundschaft über seine Familie führte. Mit diesem, der auch einen großen Einfluß auf ihn ausübte, ging Böhme häufig spazieren, um zu botanisiren, und bei dieser Gelegenheit nun pflegte er einen merkwürdigen Natursinn, ein instinctives Erkennen der geheimen Qualitäten der Pflanzen zu entwickeln. Aus dem Namen einer Pflanze, den er sich am liebsten in der hebräischen Sprache sagen ließ, erkannte er sogleich die innere Kraft und Eigenschaft derselben. Und wenn Kober es sich hier und da beigehen ließ, bloß um Böhme's Gabe zu prüfen, einen falschen Namen der Pflanze zu sagen, so erkannte dieser sogleich, wenn er dann auch mit der Qualität derselben bekannt gemacht war, den Betrug. Als man ihm einst das Wort Idea nannte und ihn frug, was er dabei sich vorstelle, so sagte er, es gebe ihm das Bild einer schönen himmlischen Jungfrau auf. Böhme glaubte an eine Natursprache, wonach die Namen der Dinge nicht das Werk des Zufalls oder der Convenienz, sondern, aus der mit dem Wesen der Dinge identischen Vernunft entspringend, dem innern Wesen desselben entsprechend wären.

Als nun Böhme in einer eifrigen literarischen Thätigkeit seine Intuitionen niederzuzeichnen und zu verbreiten begann, als er das Orakel eines weiten Kreises geworden war, konnte er nicht mehr wie vormals sein Gewerbe betreiben; er gerieth daher oft in große Dürftigkeit, da die Unterstützungen seiner Freunde nicht immer zur rechten Zeit bei ihm anlangten, andererseits kaum so reichlich ausfielen, daß er mit einer großen Familie dabei hätte bestehen können. Seine adligen Freunde nahmen ihn oft Wochen und Monate lang auf ihre Schlösser, wo dann allerdings für seinen Unterhalt, aber noch nicht für den der Seinigen gesorgt war. So verfiel er oft in peinliche Sorgen, wo er die Stärke seines Gottvertrauens erproben konnte, und griff bald wieder zu seinem Handwerk, bald zu einem andern Erwerbszweig, nämlich zu einem Handel mit wollenen Handschuhen, die er von den Bauern der Umgegend aufkaufte und jährlich einmal im Herbste nach Prag zu Markte brachte, wo er, in dieser Absicht anwesend, am 15. November 1619 den Einzug Friedrich's V. von der Pfalz, des neuerwählten Böhmenkönigs, mit ansah. Als nun der dreißigjährige Krieg seine verheerenden Wogen über Deutschland wälzte, blieb auch Böhme's Heimath nicht verschont und wurde die Lage unseres Theosophen nur noch bedenklicher. In seinen Briefen berichtet er hie und da von den Gräueln und Verwüstungen, unter denen dieselbe zu leiden hatte. —

Das Verhältniß, in welchem sich Böhme zu seinen Freunden befand, trägt den Charakter der Innigkeit und Vertraulichkeit. Hier wird kein Standesunterschied, keine particuläre Eitelkeit offenbar, der tiefe religiöse Sinn, der diesen Kreis belebte, ließ alle conventionellen Schranken fallen. Böhme zeigt sich gegen seine Wohlthäter dankbar, aber er ist fern von jeder Kriecherei und Niederträchtigkeit, ja, wo es ihm möglich ist, sucht er selbst mit Geld aus freundlicher Hand überkommene Sendungen zu erstatten.

Als nun Böhme wider das Gebot des Magistrats und den Willen Richter's abermals als Schriftsteller hervorzutreten anfing, da konnte der Groll des Letzteren sich nicht lange von einer öffentlichen Verfolgung zurückhalten. Böhme suchte zwar seine erneute Schriftstellerei geheim zu halten, aber dies war bei der Verbreitung, die seine Manuscripte fanden, nicht lange möglich. Und als nun gar erst die Herren von Schweinichen im Jahre 1623 ein paar Schriften von Böhme vom ewigen Leben und der wahren Buße drucken ließen, so erhob sich Richter abermals mit Anathemen von der Canzel herab gegen Böhme, suchte alle Geistlichen im Fürstenthum Liegnitz zu einer gemeinsamen Klage gegen diesen aufzustacheln, lief bei den Magistratsherren in Görlitz selbst umher, um Böhme zu verklagen und strenge Maßregeln gegen ihn zu erwirken; endlich verfaßte er eine heftige Schmähschrift gegen ihn in lateinischer Sprache „über des enthusiastischen

Schusters fanatische Bücher." Darin heißt es unter Anderem: „So viel Zeilen sind, so viel sind Gotteslästerungen in des Schusters Büchern zu finden; welche nach nichts als nach Schusterpech und nach der garstigen sogenannten Schuhschwärze stinken: pfui, pfui, dieser gräuliche Gestank sei fern von uns! . . . des Arii Gift ist nicht so arg gewesen, als dieses Schustergift. Die Morgenländer sind wegen des Arii Gift mit mohamedanischer Blindheit gestraft worden: und was für Strafen sind uns vom Himmel vorbehalten, so wir nicht mit gebührlichem Ernst diese Pest fern von unserm Vaterland verjagen, und mit Stock und Stiel ausrotten? . . ." Hierauf wird zwischen Christus und dem Schuster eine arge Parallele gezogen, wobei Böhme der Habsucht und des Ehrgeizes und insbesondere der Trunksucht angeschuldigt wird. „Christus, heißt es, hat den Durstigen Wasser des Lebens zu trinken gegeben; aber der Schuster läuft des Morgens zum Wasser des Todes. Christus hat schlechten und gesunden Wein getrunken; aber der Schuster säuft gerne ausländischen und Branntwein." Und im dritten Abschnitt des Pasquills „Zehrpfennig auf den Weg" betitelt, ruft Richter unserm Theosophen noch nach: „Gehe nur geschwind, und zeuch weit weg, Du leichtfertiges, gotteslästerliches Maul, und erfahre, Du elender Mensch, was Dir für Unglück bereitet ist. Du bist gleich dem Oedipus, welchen die Erde hat verschlungen, hüte Dich, daß Dir dergleichen nicht auch widerfahre! . . . So gehe denn, daß Du das Wiederkommen vergessest und den Hals zerbrechest, Du Schuster; nimm einen Schuh in die Hand und nicht die Feder."

Die letzte Stelle bezieht sich auf die Verfügung, welche der durch Richter und seinen Anhang geängstigte Magistrat über Böhme ergehen ließ. Dieser befand sich zur Zeit, als dieser neue und noch viel heftigere Sturm losbrach, auf einer Reise abwesend bei Hans von Schweinichen. Der Magistrat ließ ihn zu sich vorladen, und Böhme folgte dem Befehl, fest entschlossen, die Wahrheit ohne Menschenfurcht zu verkündigen, da er glaubte, die Stunde der Reformation, die er verkündigt hatte, sei nun gekommen. Obwohl er unter den Magistratspersonen selbst theilweise Anhänger fand, so wurde er doch zur Verbannung verurtheilt und zwar sollte er, ohne die Seinigen noch zu sehen, augenblicklich die Stadt verlassen. Böhme ergab sich willig in das schmerzliche Urtheil und wanderte fort; am andern Morgen aber widerrief der Magistrat seinen Beschluß, ließ den Verbannten durch Gerichtsboten wider zurückbringen, bat ihn aber, „sich etwas beiseite zu machen, daß sie mit ihm nicht Unruhe hätten."

Böhme verfaßte nun am 10. April des Jahres 1624 eine Apologie gegen Richter „zu gebührlicher Ablehnung des schrecklichen Pasquills und Schmähkarten," nachdem er einige Tage vorher eine „Schriftliche Verantwortung an den E. Ehrbaren Rath zu Görlitz wider des Primarii Lästerung, Lügen und Verfolgung über das gedruckte Büchlein von der Buße" eingereicht hatte. In dieser erzählt er den Hergang, wie er abermals zum Schreiben gekommen sei, beklagt sich bitter über die bisherige und gegenwärtige Verfolgung des Primarius, „der ihn sammt Weib und Kindern zu Schauspiel, Eule und Narr allenthalben gemacht habe" und bekräftigt seine Anhänglichkeit an die christliche Kirche, und bittet schließlich um den Schutz des Rathes gegen die Angriffe Richter's. In seiner Apologie gegen diesen aber weist er Punkt für Punkt die Falschheit seiner Anklage nach, mit entschiedenem Ernst und mannhaftem Muth — zuletzt aber bemerkt er darin, daß nicht die Rücksicht auf Richter, sondern die Rücksicht auf diejenigen, die von ihm blindlings aufgereizt wurden, ihm der Grund zur Abfassung derselben gewesen sei. — Der Rath nahm die ihm von Böhme eingereichte Verantwortung nicht an, da Richter heftig dagegen tobte, und ermahnte den Theosophen noch einmal, sich fortzumachen, welcher aber, nachdem am 26. März die Verbannung über ihn beschlossen war, noch ein paar Monate in Görlitz blieb, während welcher Zeit er viele Insulte auf der Straße und im eigenen Hause zu erleiden hatte. Allmälig wurde der Sturm gegen ihn zwar ruhiger, aber Böhme verfiel in große Schwermuth, die er in beweglichen Klagen in den Briefen an seine Freunde ausschüttete und nur die Anerkennung von ihrer Seite warf hie und da wieder einen Strahl der Freude in sein verfinstertes Gemüth. Am 9. Mai 1624 machte er sich auf nach Dresden an den kurfürstlichen Hof, wo man seit geraumer

Zeit auf ihn aufmerksam geworden war und wohin man ihn schon im März l. J. eingeladen hatte. Böhme's Vaterland, die Lausitz, war nämlich an Sachsen gefallen. Die Geistlichen waren auf den theosophischen Schriftsteller neugierig, auch wollten sie sich vergewissern, daß er keine unchristliche Sectirerei treibe; am Hofe selbst aber hielt man ihn für einen Goldmacher und hoffte für diese Kunst etwas von ihm zu profitiren. Mit großen Erwartungen kam Böhme nach Dresden und wurde hier auch sehr freundlich von dem Arzte des Kurfürsten, Dr. Hinkelmann,' der nach Walther's Abgang Director des chemischen Laboratoriums geworden war und gleichfalls der Alchemie huldigte, aufgenommen, und von diesem bald mit angesehenen Hofleuten und Geistlichen bekannt gemacht. Er gewann alle Herzen, und wurde auf mannigfaltige Weise gefeiert, wodurch indeß sein bescheidener Sinn nicht geändert wurde, nur daß er jetzt Maßregeln gegen die Verfolgungen Richter's zu erwirken hoffte und dies auch ziemlich triumphirend voraussagte. Nach einem Aufenthalt von sechs Wochen wurde er zu einem feierlichen Colloquium mit dem Oberconsistorium berufen, worin er als ein orthodoxer Christ und frommer Mann erfunden und zuletzt in Gnaden entlassen wurde. Richter's Betragen gegen ihn fand allgemeine Mißbilligung. Ob Böhme auch noch bei dem Kurfürsten Audienz erhielt, ist zweifelhaft; nachdem man sich aber bei Hofe in den alchemistischen Hoffnungen getäuscht sah, ließ man ihn seine Wege ziehen, ohne daß er in Dresden eine gute Unterkunft, wie er erwartet, oder auch nur einen wirklichen Schutz gegen den Primarius gefunden hätte, der während dieser Zeit seine Familie mit fortwährenden Kränkungen hatte verfolgen lassen. Gebeugten Herzens kam er auf wenige Tage zu den Seinigen nach Görlitz zurück, fand es aber gerathen, schnell einer Einladung seiner adligen Freunde auf ihre Schlösser zu folgen. Als er hier bei dem Herrn von Schweinichen einstmals von dem Besuche eines benachbarten Edelmanns zurückkehrte, warf ihn sein Begleiter, der von einem Arzte bestochen worden war, ihn in eine Pfütze zu werfen, vom Pferd, wobei Böhme hart auf einen Stein auffiel und sich bedeutend verletzte. Man schaffte den Verunglückten zu seinem Gastfreunde, wo ihm die nöthige Pflege zu Theil wurde und Mitglieder seiner Familie zu ihm auf Besuch kamen. —

Am 24. August 1624 war Böhme's unversöhnlicher Gegner, Gregor Richter, gestorben; aber nicht lange darauf sollte ihm auch das Opfer seines Hasses in's Grab nachfolgen. Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten bei Schweinichen fiel Böhme in ein hitziges Fieber, dem er durch häufiges Wassertrinken zu begegnen suchte. Dadurch aber schwoll sein Leib auf und entwickelte sich eine tödtliche Unterleibskrankheit. In der Ahnung seines bevorstehenden Endes bat er, zu seiner Familie nach Görlitz gebracht zu werden, wo er in großer Schwäche ankam. Als Dr. Kober, sein behandelnder Arzt, keine Hoffnungen gegeben hatte, sah er mit Ergebenheit und Ruhe seinem Tode entgegen. Nach vierzehntägiger Krankheit begehrte er die Sacramente, die ihm der neue Ortspfarrer, der in Richter's Fußtapfen getreten war und diesem eine glänzende Leichenrede gehalten hatte, nur gegen die Ablegung des lutherischen Glaubensbekenntnisses gewährte. Dies war am 15. November; Tages darauf äußerte Böhme zu den Seinigen: „In drei Tagen werdet Ihr sehen, wie es Gott mit mir gewendet hat." Aber er starb früher, schon am nächsten Tage, den 17. November. Es war 2 Uhr Morgens, an einem Sonntag, als er seinen Sohn Tobias fragte, ob er die schöne Musik höre? Da dieser es verneinte, gebot er ihm, die Thür zu öffnen, damit der liebliche Gesang um so stärker hereinströme. Dann fragte er, wie viel Uhr es sei, und als man ihm die Stunde angegeben hatte, erwiederte er: „Das ist noch nicht meine Zeit. O Du starker Gott Zebaoth, rette mich nach Deinem Willen, o Du gekreuzigter Herr Jesus Christus, erbarme Dich mein und nimm mich in Dein Reich." Nach einiger Zeit gab er noch an, wo verschiedene von seinen Schriften sich befänden, sprach die Hoffnung aus, daß Schweinichen sich seiner Wittwe annehmen werde, verkündete ihr aber, daß sie ihm bald folgen müsse, was auch eintraf, da sie ein Jahr darauf an der Pest starb. Um 6 Uhr Morgens, ehe noch die Thore der Stadt geöffnet und seine Freunde zu ihm gekommen waren, nahm er plötzlich Abschied von den Seinigen und rief nach einigen unverständlich gemurmelten Worten aus: „Nun fahr' ich

hin in's Paradies." Darauf wandte er sich um und verschied; wie berichtet wird, mit fröhlicher Miene, sanft und selig. Er hatte sein prüfungsreiches Leben auf fünfzig Jahre gebracht.

Aber auch nach seinem Tode ruhte der Fanatismus noch nicht. Der Ortspfarrer und sein Gehilfe weigerten sich, eine Leichenrede an dem Grabe zu halten, die nicht voll grober Angriffe auf den Dahingegangenen gewesen wäre. Endlich auf wiederholtes Andringen von Böhme's Freunden gebot der katholische Landvogt der Lausitz, Graf Hannibal von Dohna, der zufällig in Görlitz verweilte, die kirchliche Beerdigung vorzunehmen. Nur gezwungen fanden die Prediger sich ein, der Oberpfarrer aber stellte sich krank und blieb zu Hause. Unter Begleitung der Schuljugend und der Zunft der Schuster und Gerber wurde Böhme's Leiche zur Erde bestattet. Der Prediger konnte jedoch seines Grolls nicht Meister werden und begann, daß er lieber zwanzig Meilen wollte gegangen sein einem Andern zu Gefallen, als Solches verrichten, doch weil ihm ein Ehrbarer Rath dies auferlegt, müßte er's wohl thun. Darauf kehrte er sich nicht an die herkömmliche Ordnung, erwähnte nichts von Böhme's letzten Stunden, sondern theilte nur das ihm abgepreßte Bekenntniß mit. — Aber auch nach der Beerdigung scheint der Invectiven gegen Böhme noch kein Ende gewesen zu sein, da der Rath am 23. November d. J. den Befehl erlassen mußte, weder publice noch privatim des Schusters zu gedenken und namentlich sich des Invehirens auf der Canzel zu enthalten.

Die Freunde Böhme's schickten ein Kreuz für sein Grab; unter der Inschrift inmitten desselben, wo sein Geburts- und Todestag verzeichnet stand, sah man ein Lamm mit einer Bischofsmitra unter einer Palme, das sich unter Blumen weidend einer Fontäne nähert, mit der Aufschrift veni; auf dem linken Ende des Querbalken einen schwarzen Adler auf einer Felsenplatte, welcher mit seinem linken Fuß auf den Kopf einer großen zusammengewickelten Schlange tritt, mit seinem rechten aber einen Palmzweig und im Schnabel einen Lilienzweig hält, der ihm von der Sonne gereicht wird, mit der Aufschrift vidi; auf dem rechten Ende des Querbalkens dann einen Löwen, der auf dem Haupte eine mit einem Kreuz geschmückte Krone trägt, mit seinem rechten Hinterfuß auf einem Würfel, mit seinem linken auf einem Globus steht; in seiner rechten Vorderpfote ein flammendes Schwert, in seiner linken ein brennendes Herz hält, dabei war dann das Wort vici geschrieben. Außerdem standen auf dem Mittelbalken noch die Worte, womit der Theosoph sein Leben geschlossen hatte. — Auch dieses einfache Denkmal hat roher Zelotismus zerstört, so daß es bald schwer wurde, Böhme's Ruhestätte aufzufinden.

Genügte die vorübergeführte Leidensgeschichte, in der ihr Held eine so große Ergebenheit und christliche Stärke bewies, noch nicht, um beredtes Zeugniß von seinem tiefsittlichen religiösen Wandel abzulegen, so möge hier auch noch jenes zarten Zuges seines Herzens erwähnt sein, der sich in der treuen Fürsorge um das hinterlassene Töchterlein seines gestorbenen Bruders kundgab, für das er, mit Geschäften aller Art überladen, dennoch jede Woche in's Dorf, wo es verpflegt wurde, hinauswanderte, um Nachsehen zu halten. (IV. Sendbrief vom 15. Nov. 1619.)

Sein Freund Abraham von Frankenberg berichtet über ihn: „Seine Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen, kleine Statur, niedrige Stirn, erhobene Schläfe, etwas gekrümmte Nase, grau und fast himmelbläulich glänzende Augen, kurz dünnen Bartes, klein lautender Stimme, doch holdseliger Rede; züchtig in Gebehrden, bescheidentlich in Reden, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmüthig von Herzen."

Keinem der Porträts, die man von Böhme zeigt, dürfte er ähnlich gewesen sein. — In die Stammbücher seiner Freunde schrieb er gewöhnlich den tiefsinnigen Spruch:

Wem Zeit ist, wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit, wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Böhme's Lehre ist Theosophie; weil sie nicht durch das Medium menschlichen Erkennens allein gefunden ist, sondern sich auf höhere Belehrung durch die heilige Schrift und unmittelbare göttliche Eingebung beruft. Er lehnt es daher von sich ab, der Urheber seiner Schriften zu sein, und will sie selbst erst verstehen können, wenn der Geist des Herrn, in dem sie verfaßt

sind, wieder über ihn komme. „Mit nichten ich sagen kann," schreibt er an Abraham von Sommerfeld, „daß es meines Verstandes und der Vernunft Werk sei, sondern erkenne es für ein Wunder, darinnen Gott will große Dinge offenbaren: da denn meine Vernunft gleich auch mit zusiehet und sich immer mit verwundert, denn ich habe die Geheimnisse mein Lebenlang nicht studirt, auch sonst nicht davon gewußt, denn ich bin ein Laie, und soll nun solche Dinge an's Licht bringen, das allen hohen Schulen ist zu mächtig gewesen, gegen welchen ich doch ein Kind bin und weder Kunst noch ihre Weisheit habe, und muß schlechterdings aus einer anderen Schule schreiben. Und das noch größer ist, ist mir die Natursprache eröffnet worden, daß ich kann in meiner Muttersprache die allergrößten Geheimnisse verstehen, und wiewohl ich nicht sagen kann, ich habe es ergriffen und gelernt, sondern also lange als die Hand Gottes über mir hält, so verstehe ich es: so sie sich aber verbirget, so kenne ich auch meine eigene Arbeit nicht, und bin meiner Hände Werk fremd worden, damit ich doch sehen möge, wie gar unmöglich es sei, Gottes Geheimnisse ohne seinen Geist zu erforschen und zu halten." (X. Sendbrief, §. 28 und 29.) Und so erklärt er denn auch dem Zolleinnehmer Lindern (XII. Sendbrief, §. 20): „Ich lebe in Schwachheit und Kindheit, in der Einfalt Christi, in seinem mir gegebenen Kinderwerk, darinnen habe ich mein Spiel, und ist mein Zeitvertreiben, darinnen habe ich meine Freude, als in einem Lustgarten, da viel edle Blumen innen stehen: mit denen will ich mich dieweil ergötzen, bis ich wieder werde die Paradiesesblumen im neuen Menschen erlangen." Ja Böhme behauptet nicht bloß, daß die natürliche Vernunft nicht nur seine Lehre nicht verstehen könne, sondern daß sie sogar zu einer Leugnung des Daseins Gottes fortgehe. So bleibt denn nichts übrig, als daß wir uns mit tiefster Demuth dem göttlichen Geiste hingeben, damit er zu uns rede und wir in seinem Lichte sehen. — Was alle tieferen Denker von jeher erkannt haben, daß nämlich Gleiches nur von Gleichem erkannt werde, das spricht nun auch Böhme in seiner Weise aus: das Göttliche außer uns kann nur durch das Göttliche in uns erfaßt werden, oder wie Göthe dies ausdrückt, wenn er sagt:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken.
Lebt nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken."

Darum fordert Böhme, daß der Mensch sich durch Ertödtung alles Eigenwillens der göttlichen Gnade würdig mache, damit sie ihn Gott verähnliche: „Dein eigenes Hören, Wollen und Sehen verhindert Dich, daß Du Gott nicht siehst noch hörst. Mit Deinem eigenen Wollen brichst Du Dich von Gottes Wollen ab, und mit Deinem eigenen Sehen siehst Du nur in Dein Wollen, und Dein Wollen verstopft Dir das Gehör mit Eigensinnlichkeit irdischer, natürlicher Dinge, und überschattet Dich mit dem, was Du willst, daß Du nicht magst zu dem Uebernatürlichen, Uebersinnlichen kommen. Wenn Du aber vom Sinnen und Wollen Deiner Selbstheit stille stehst, so wird in Dir das ewige Hören, Sehen und Sprechen offenbar, und hört und siehet Gott durch Dich." (Uebersinnl. Leben, §. 3 — 5.) — Auf diesem Wege der Demuth und Selbstverleugnung ist Böhme, nach seiner eigenen Erklärung, zu seiner Erkenntniß gekommen; ohne sie zu suchen, sei sie ihm von Gottes Gnade geschenkt worden; wer in gleicher Weise seine Schriften lese, dem werden sie nicht länger ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln sein, sondern er werde aus ihnen ein wunderbares Verständniß Gottes und der Welt schöpfen.

Nur die Principienlehre oder die Theologie Böhme's bereitet dem Verständniß Schwierigkeiten, von da aus aber ist alles Weitere leicht und einfach. Es kommt uns darum hier vor Allem darauf an, einen Gesichtspunkt zu gewinnen, von dem aus auch die Theologie ohne viele Mühe verstanden wird. Der Grundgedanke derselben ist einfach der, daß Gott ein lebendiger Gott sei und daß wir darum, um ihn als einen solchen wirklich zu begreifen, alle die Forderungen, die im Begriffe des Lebens liegen, auch in seinem Begriffe erfüllen müssen. Wenn wir nun alles das lebendig nennen, was aus einem Zustande der bloßen Möglichkeit oder des Keimes in den der Wirklichkeit oder vollendeten Existenz durch eigene Thätigkeit tritt und damit aus einem Innern in ein Aeußeres, aus einem bloß idealen Sein in ein thatsächliches, so werden wir das Leben wohl als ein Sich

selbst Hervorbringen oder als ein durch eigene Kraft sich in der Existenz Erhalten bezeichnen können, da Selbsterhaltung nur Reproduction ist. Jedes Lebendige ist darum zugleich Ursache und Wirkung von sich, oder, wie dies in der Terminologie der Scholastik ausgedrückt wird: causa sui. Wir nennen die Pflanze lebendig, weil sie durch eigene Kraft und Thätigkeit aus dem Saamen sich zu ihrem Blüthenstand erhebt; wir nennen den Geist lebendig, weil er durch sich selbst sein Denken und Wollen vollzieht und darin sich selbst als Geist erst verwirklicht. Wenn wir nun einen lebendigen Gott behaupten, so werden wir nicht umhin können, auch ihn nach der Kategorie des Lebens zu denken; wir werden sagen, daß er sich selbst hervorbringe, daß er aus der Potenzialität in die Wirklichkeit durch eigene Kraft sich erhebe, daß er aus einem innern, bloß idealen Sein zu einem wirklichen vorwärtsschreite, kurz, daß er als Ursache und Wirkung seiner selbst in einem beständigen Proceß begriffen sei; denn das Leben ist ja kein einmal gewonnenes und damit gleichsam stehendes Product, sondern ein in jedem Moment fortwährend sich gewinnendes und erneuerndes. So ist es uns demnach vollständig klar, wenn Böhme sagt, daß Gott in einer ewigen Geburt begriffen sei, wenn er einen theogonischen Proceß behauptet. Im Grunde genommen spricht er damit keine neue Lehre aus, die in der christlichen Kirche unerhört gewesen wäre, sondern er kommt damit nur zum Begriff der Dreieinigkeitslehre, in welcher ja auch von einer beständigen Geburt des Sohnes aus dem Vater die Rede ist. Die erste christliche Religionsphilosophie, die Gnosis, die gleich am Anfang der christlichen Kirche auftrat, hatte schon die große Idee eines theogonischen Processes, die zuletzt wieder Schelling in der letzten Phase seines Systems aufnahm und entwickelte.

Indem sich nun Böhme, nicht bloß an der Hand eines tiefen speculativen Denkens, sondern auch auf dem Flügelroß einer kühnen und großartige Anschauungen gestaltenden Phantasie daran macht, diesen göttlichen Lebensproceß zu schildern, kann er, nicht ohne Zagen über die Größe seines Unternehmens, nicht umhin, einige Bemerkungen gegen etwaige Mißverständnisse seiner Deductionen vorauszuschicken. Er muß natürlich den ganzen Proceß successive beschreiben und bringt ihn damit für seine Darstellung unter die Kategorie der Zeit, die jedoch von Gott nicht gelten kann, da er, wenn auch in der beständigen Thätigkeit seiner Selbstverwirklichung begriffen, doch zugleich als vollendet gedacht werden muß. „Ich kann Dir nicht die ganze Gottheit in einem Cirkel beschreiben; denn sie ist unermeßlich, aber dem Geiste, der in Gottes Liebe ist, nicht unbegreiflich; er begreift's wohl, aber nur stückweise; darum fasse Eins nach dem Andern, so wirst du das Ganze sehen" (Aurora, C. 10). „Wenn ich Dir die Geburt Gottes aus sich selbst begreiflich machen soll, so muß ich wohl auf eine teuflische Weise reden, als ob das ewige Licht aus der Finsterniß sich angezündet; als ob die Gottheit einen Anfang hätte; außerdem kann ich Dich nicht also unterrichten, daß Du es verstehst. Es ist in Gott kein Erstes und kein Letztes der Geburt und Entwicklung, doch muß ich Eines nach dem Andern setzen" (ib. 23). „Die ewige Gebärung ist eine unanfängliche Geburt und hat weder Zahl noch Ende und ihre Tiefe ist unergründlich und das Band des Lebens unzertrennlich" (Drei Principien, 4, 17). „Die Gottheit ist ein ewig Band, das nicht zergehen kann. Also gebieret sie sich selber von Ewigkeit zu Ewigkeit, und ist das Erste auch immer das Letzte, und dieses wieder das Erste" (Menschwerdung Christi, II. 5, 9). Und bei dieser Gelegenheit der Darstellung des theogonischen Processes bricht bei Böhme auch der kühnste Idealismus durch, woraus er dann, nicht mehr bloß aus göttlicher Erleuchtung, sein Wissen erklärt: „Darum, ob wir gleich reden von der Schöpfung der Welt, als wären wir dabei gewesen und hätten solches gesehen, deß darf sich kein Mensch wundern und für unmöglich halten: denn der Geist, so in uns ist, den ein Mensch vom andern erbt, der ist aus der Ewigkeit in Adam geblasen, der hat es Alles gesehen und siehet es Alles im Lichte Gottes, und ist gar nichts Fernes oder Unerforschliches. Denn die ewige Geburt, so im menschlichen Centro verborgen stehet, thut nichts Neues; sie erkennet, wirket und thut eben das, was sie von Ewigkeit gethan hat, wirket zum Licht und Finsterniß und arbeitet in großen Aengsten. Wenn aber das Licht in ihr scheint, so

ist in ihrem Gewirk eitel Freude und Erkenntniß" (Aur. 7, 6).

Um nun die Darstellung des göttlichen Lebensprocesses bei Böhme zu verstehen, haben wir noch die Reflexion ausfindig zu machen, von der er in derselben geleitet wird und die uns auch sicher durch das Labyrinth seiner Ideen hindurchführen dürfte.

In Allem, was existirt, unterscheiden wir zweierlei, einmal die Form, als die und in der es besteht, und zweitens das Bestehen, die Realität selbst. Wenn wir die erstere als das Geistige an jedem Wesen betrachten, indem die Form allein es ist, die wir in's Bewußtsein aufnehmen und zu einem Begriff gestalten können, ja, die selbst nichts Anderes als ein wirklich gewordener, gleichsam objectiver Begriff ist, so ist das Sein hingegen dasjenige, was niemals sich rein im Gedanken auflösen läßt. Es ist darum wie der Gegensatz des Geistes, es ist der Stoff oder das Substrat für die Idee oder Form. Jedes Kunstwerk ist aus dieser Dualität von Materie und Form entstanden und darin bestehend. Wenn nun Gott wirklich ist, so kann er nicht bloß Form und Gestaltung sein, er muß auch Realität enthalten, das, wodurch die Form erst Halt und Bestand erhält. Wir können dieses Princip der Realität selbst die Natur nennen und dürfen darum sagen: der wirkliche Gott kann nicht reine Geistigkeit, blanke Intelligenz, bloße Form der Existenz, er muß auch Natur sein. Und so denkt sich denn Böhme den wirklichen Gott als Form und Existenz, als Geist und Natur zugleich und da er lebendiger Gott ist, kann er nur aus dem Dualismus dieser Principien durch eigene Kraft sich zur Einheit und Vollendung seines Wesens erhoben haben. Es ist demnach ein innerer Gegensatz in Gott, den er ewig überwindet und gleichsam, wie verschiedene Töne, zur Harmonie seiner Existenz vereinigt. Nur durch diesen Gegensatz und seine Ueberwindung kommt die wahre Energie des Lebens in die Gottheit. Ohne die Ueberwindung der Versuchung, also eines dunklen Princips in uns, kann es keine Tugend und keinen Beifall des Gewissens geben; in jeder Aufgabe steht gleichsam ein Gegensatz wider uns, den wir zu bewältigen haben, in deren Lösung unsere Kräfte sich erhöhen, welche Erhöhung uns ein gesteigertes Lebensgefühl und damit Lust vermittelt. Gott wäre nach Böhme ohne allen Selbstgenuß, er wäre weder selig noch heilig, wenn er nicht in sich einen Gegensatz zu überwinden hätte und wirklich ewig überwinden würde. Wenn die äußerliche Unterwerfung des Stoffes unter die Idee die Erscheinung der Schönheit gibt, so resultirt aus der Beherrschung des leidenschaftlichen Triebes, aus seiner Unterordnung unter den Dienst der Idee die moralische Schönheit oder die Tugend. Und wie der Anblick jener beseligt, so auch die Empfindung dieser.

Böhme nimmt demnach zwei Principien in Gott an, die er aber nicht vom Anfang an nebeneinander stellt; denn damit würde er mit dem Dualismus beginnen, was allem Denken widerspricht, welches das Erste nur als Einheit setzen kann; sondern er läßt durch eine eigenthümliche Phantasie aus dem Einen, dem Geist, das Andere, die Natur, von Ewigkeit her in Gott entspringen. Das Erste, der reine, noch schattenhafte (gespenstische) Geist macht bereits in sich einen Proceß durch, bis aus ihm die Natur entsteht; da er aber ohne diese selbst nicht wahrhaft real ist, so sucht er, nachdem sie in ihm geworden und sich in sich selbst bis zu einer gewissen Höhe der Existenz entwickelt hat, sich mit ihr zu vereinigen, um an ihr vollendet und wirklich zu werden. So bricht aus der ursprünglichen energischen Einheit der Gegensatz hervor, welcher Gegensatz in erneuerter und gesteigerter Lebensthätigkeit überwunden, zum Substrat und Thron des absoluten Geistes gemacht wird. Betrachten wir nun diesen theogonischen Proceß näher und zwar zunächst das Wesen und die Genesis des unanfänglichen Geistes.

Gott in seinem tiefsten Abgrund als reinster Anfang gedacht, ist nur als ein unendlicher grundloser d. h. durch nichts entstandener, auf sich selbst ruhender Wille oder Trieb zu denken. Der Wille oder Trieb hat in sich die Natur des wahren Anfangs, er treibt über sich hinaus, er ist die Forderung eines Anderen und Zukünftigen, er ist der wahrhafte Keim, wie umgekehrt wieder jeder Keim ein Trieb und Wille, das Verlangen nach einer höheren Existenz ist. „In der Ewigkeit als im Ungrunde außer der Natur ist nichts als eine Stille ohne Wesen; es hat auch nichts,

das etwas gebe; es ist eine ewige Ruhe, und keine Gleiche, ein Ungrund ohne Anfang und Ende. Es ist auch kein Ziel noch Stätte, auch kein Suchen oder Finden, oder etwas, da eine Möglichkeit wäre. Derselbe Ungrund ist gleich einem Auge, denn es ist sein eigener Spiegel; er hat kein Wesen, weder Licht noch Finsterniß, und ist vornehmlich eine Magia, und hat eigen Willen, nach welchem wir nicht trachten noch forschen sollen, denn es turbiret uns. Mit demselben Willen verstehen wir den Grund der Gottheit, welcher keines Ursprungs ist; denn er fasset sich selber in sich; daran wir billig stumm sind, denn er ist außer der Natur." (Menschwerd. Christi, II. 1, 8.) — Dieser ewige Wille kann nur sich selber wollen, kann auf nichts außer sich bezogen sein, da jedes Ziel ein Maß dessen ist, der strebt, und demnach jedes andere Ziel als die Gottheit selbst diese nur endlich machen könnte. Der ewige Wille muß also auf sich selber gehen, in sich zurückkehren. Der Wille als Object oder Ziel ist nun nach Böhme der göttliche Sohn, während der Wille als bloßes Subject der Vater war. Dieser, der noch nichts Bestimmtes wollte, sondern erst als dunkler Drang, als treibende Sehnsucht vorhanden war, wußte sich selbst nicht und besaß sich noch nicht; er ist wie ein Auge, das immer aus sich schaut in die Unendlichkeit, aber auf keinen Gegenstand in der unendlichen Ferne und Oede trifft und darum, obwohl sehen könnend, doch nicht sieht. So sind wir oft im Leben in einer unruhigen Sehnsucht begriffen, unser ganzes Wesen löst sich in ein Drängen und Begehren auf, wir wissen nicht, was diese innere Unruhe beschwichtigen könnte, bis auf einmal ein Gegenstand sich darbietet, in dem unser Verlangen sich vollkommen erfüllt. — Hat nun der ewige Wille sich selbst zum Gegenstand genommen, ist so Subject und Object, Ausgang und Eingang und damit ein sich in sich zurückschlingender Kreis in jener stillen Tiefe der Ewigkeit gesetzt, so ist Gott Geist geworden, und er weiß sich nun; doch ist diese Geistigkeit und das mit ihr gegebene Sicherfassen keineswegs ein klares Selbstbewußtsein, sondern es ist noch schattenhaft, die Bilder desselben sind nur wie Träume, die ohne scharfe Umrisse, ohne greifbare Körperlichkeit in ihm vorüberschweben. Dennoch aber sieht er hier wie im Traum die ganze reiche Fülle seines Wesens, alle die Wunder und Kräfte, die er in sich schließt. Dieses Traumbild ist die ewige Weisheit (Sophia) oder wie Böhme sie auch nennt, die Jungfrau. „Der erste unanfängliche Einige Wille, welcher weder böse noch gut ist, gebieret in sich das Einige ewige Gute, als einen faßlichen Willen, welcher des ungründlichen Willens Sohn ist und doch in dem unanfänglichen Willen gleich ewig; und derselbe andere Wille ist des ersten Willens ewige Empfindlichkeit und Findlichkeit, da sich das Nichts in sich selber zu Etwas findet: und das Unfindliche, als der ungründliche Wille, gehet durch sein ewig Gefundenes aus, und führet sich in eine ewige Beschaulichkeit seiner selber. Also heißt der ungründliche Wille ewiger Vater: und der gefaßte geborene Wille des Ungrundes heißt sein geborener oder eingeborener Sohn; denn es ist des Ungrunds Ens, darinnen sich der Ungrund in Grund fasset. Und der Ausgang des ungründlichen Willens, durch den gefaßten Sohn oder Ens, heißet Geist, denn er führet das gefaßte Ens aus sich aus in ein Weben oder Leben des Willens, als ein Leben des Vaters und des Sohnes: und das Ausgegangene ist die Lust, als das Gefundene des ewigen Nichts, da sich der Vater, Sohn und Geist immer siehet und findet: und heißet Gottes Weisheit oder Beschaulichkeit. Dieses dreifaltige Wesen in seiner Geburt, in seiner Selbstbeschaulichkeit der Weisheit, ist von Ewigkeit je gewesen, und besitzt in sich selber keinen andern Grund noch Stätte, als nur sich selber; es ist ein Einig Leben, und ein einiger Wille ohne Begierde, und ist weder Dickes noch Dünnes, weder Höhe noch Tiefe, noch Raum oder Zeit noch Stätte, sondern ist durch Alles in Allem, und dem Allem doch als ein unfaßlich Nichts" (Gnadenwahl, 1, 5—7). „Die Jungfrau oder Weisheit stehet vor der Gottheit als ein Glast oder Spiegel der Gottheit, da sich die Gottheit innen siehet, und in ihr stehet das Freudenreich des göttlichen Willens, als die großen Wunder der Ewigkeit, welche weder Anfang noch Ende, noch Zahl haben; sondern es ist Alles ein ewiger Anfang und ein ewiges Ende: und gleichet zusammen einem Auge, das da siehet, da doch im Sehen nichts ist" (Menschwerd. Christi, I, 1, 12).

Wir haben bisher das Wesen und die Genesis Gottes, insofern er reine Geistigkeit, ohne alle Realität ist, beschrieben. Bis zu einem träumenden Selbstbewußtsein, in welchem sich ihm die ganze Herrlichkeit zeigt, die er der bloßen Möglichkeit nach in sich birgt, hat sich der Geist aus der Nacht und Unwissenheit eines dunklen Strebens erhoben. Nun aber entsteht in ihm das Princip der Wirklichkeit, die Natur und zwar dadurch, daß den Geist, indem sich ihm das Traumbild der Sophia zeigt, die Begierde ergreift, das, was er hier als bloßes Bild, als bloße Möglichkeit vor sich hat, in der Wirklichkeit zu besitzen, wie den Künstler eine concipirte Idee mit dem unruhigen Begehren erfüllt, sie im Kunstwerk wirklich zu machen. Diese Begierde, die wie eine Trübung und Verfinsterung der blanken Idealität und Geistigkeit Gottes ist, ist der Ursprung der Natur in ihm und geht, einmal entstanden, zunächst in einen Selbstgestaltungsproceß isolirt vom Geiste ein, in welchem sie sich immer mehr zur Realität und zu einem tauglichem Substrat desselben potenzirt. In sie senkt sich dann endlich der göttliche Geist ein, wodurch seine Idealität zur Wirklichkeit, der bloß schattenhafte Geist gleichsam zum leibhaftigen wird und alle die Traumbilder im Spiegel seiner Weisheit zur Existenz gelangen. Die drei göttlichen Personen, die in jenem anfänglichen idealen Proceß nur wie drei Formen, aber noch nicht als wahrhafte Persönlichkeiten sind, werden dies erst, wenn sie sich in die Natur einsenken, denn nun kann es zu einem wirklichen Unterschied zwischen ihnen und darum auch zu einem eigentlichen Selbstbewußtsein kommen. — Wir haben oben schon erörtert, wie aus der Existenz eines Gegensatzes in Gott sich erst die Energie seines Lebensprocesses und alle moralischen Attribute erklären; aber noch mehr, die wahre persönliche Geistigkeit Gottes wird erst daraus verstanden; denn das Selbst kann nur an dem Andern sich in seiner Eigenheit erfassen. Böhme ist unerschöpflich, in immer neuen Bildern und Wendungen die Nothwendigkeit des Gegensatzes in Gott zu deduciren, soll dieser sich selbsterfassender Geist und damit wahrhafte Persönlichkeit sein. Da diese Einsicht zu Böhme's größten Thaten auf dem Gebiete der Philosophie gehört, wollen wir noch etwas dabei verweilen. „Kein Ding ohne Widerwärtigkeit mag ihm selber offenbar werden: denn so es nichts hat, das ihm widerstehet, so gehts immerdar für sich aus, und gehet nicht wieder in sich ein: So es aber nicht wieder in sich eingehet, als in das, daraus es ist ursprünglich gegangen, so weiß es nichts von seinem Urstande." „Um die Morgenröthe scheidet sich der Tag von der Nacht, und wird ein jedes in seiner Art und Krafft erkannt, denn ohne Gegensatz wird nichts offenbar, kein Bild erscheint im klaren Spiegel, so nicht eine Seite verfinstert wird. Wer weiß von Freuden zu sagen, der kein Leid empfunden, oder vom Frieden, der keinen Streit gesehen oder erfahren. Also ist die Widerwärtigkeit eine Offenbarung der Gleichheit, die in der stillen Ewigkeit in sich selber unempfindlich schwebet, ohne Licht, Finsterniß, ohne Freud, ohne Leid." (Von der göttlichen Beschaulichkeit, C. I. 8 und ff.)

Wir betrachten nun die Entstehung und Selbstgestaltung der Natur in Gott.

Das Princip der Natur und zugleich das erste Stadium desselben ist die Begierde, die ihrem Wesen nach zusammenziehend ist, indem der Begehrende Alles in sich hineinziehen will. Sie ist, nach Böhme's Ausdruck, wie das Salz, das herbe, brennend und zusammenziehend ist, wie ein scharfer magnetischer Hunger, der Alles in sich hineinschlingt. So alle Individualität vernichtend, ist sie auch gleich der Nacht und Finsterniß, in der wir nichts mehr unterscheiden. Mit einem streng wissenschaftlichen Terminus bezeichnet ist die Natur in ihrer ersten Potenz die Contraction. — Aber die Begierde trägt einen Widerspruch in sich, indem sie Begierde nach Ausbreitung und Offenbarung, nach concreter und unterschiedlicher Darstellung des Inhalts der göttlichen Möglichkeit ist, und so entspringt an ihr die Antithese der Bewegung nach außen, des Strebens nach Vielheit, die Expansion, oder wie Böhme es auch ausdrückt, das Quecksilber, als das absolut Flüssige und Bewegliche. Indem diese beiden Naturgestalten einander entgegenwirken, die eine, als die vollendete Selbstsucht, nach Vertilgung aller Individualität, zur Ruhe und Finsterniß drängt, die andere nach Offenbarung, Vielheit und Bewegung ringt, ent-

steht zwischen ihnen ein heftiger Krieg ohne Sieg und Entscheidung und wird also die dritte Naturgestalt, die Angst, nämlich dieser chaotische Sturm geboren. Böhme nennt sie auch den Schwefel. —

Mit ergreifender Gewalt und Anschaulichkeit schildert Böhme diesen Kampf der Naturmächte: „Die Angstqual wird also verstanden: die herbe Begierde die fasset sich, und zeucht sich in sich, und macht sich voll, hart und rauh; so ist das Ziehen ein Feind der Härte; die Härte ist haltend, und das Ziehen ist fliehend; Eins will in sich, und das Andere will aus sich: so es aber nicht voneinander weichen oder sich trennen kann, so wirds ineinander gleich einem drehenden Rade; Eins will über sich, das Andere unter sich. Denn die Härte gibt Wesen und Gewicht, und der Stachel gibt Geist und das fliegende Leben; dies drehet sich miteinander in sich und aus sich, und kann doch nirgends hin. Was die Begierde, als der Magnet, hart macht, das zerbricht das Ziehen wieder, und ist die größte Unruhe in sich selber, gleich einer wüthenden Unsinnigkeit, und ist in sich eine erschreckliche Angst" (myst. magn. 3, 15—16).

In diesen drei niederen Potenzen hat die Natur ihren Selbstverwirklichungsproceß, soweit sie ihn aus eigener Kraft vermag, vollbracht. Wir haben in ihm die vollkommenste Antithese zum idealen Ternar. Wenn hier der Beginn ein von sich ausgehender Wille ist, so ist dort der Anfang die in sich Alles verschlingende Begierde, wenn hier das Ende eine stille Harmonie und ein friedlicher Zusammenschluß der einzelnen Potenzen ist, so ist dort das Resultat ein gährendes tobendes Chaos, das es für sich zu keiner Gestaltung bringen kann und darum mit Sehnsucht nach dem ordnenden Geiste sich richtet, der nun ganz in der Weise der alttestamentlichen Anschauung, über den stürmischen Wogen dieses unendlichen Oceans schwebend, gedacht ist. Je gewaltiger die Natur aus allen ihren Lebenstiefen schäumt, um so herrlicher wird sich die Macht des Geistes offenbaren, wenn er sie zu seinem Dienst unterwirft und ihre finsteren, vorerst nur in der Zerstörung arbeitenden Kräfte der Idee gehorsam macht. Aber der Geist, der in der Natur das Princip ahnt, dadurch er selbst zur Leibhaftigkeit und zum realen Besitz seiner Herrlichkeit gelangen kann, wendet sich gleichfalls verlangend nach ihr und so waltet zwischen beiden ein Zug tiefer Sehnsucht, dem Zuge der Geschlechter zueinander vergleichbar. Und Böhme hält auch dies Bild fest, wenn er den Geist als formendes und männliches Princip, als den göttlichen Magus bezeichnet, die Natur aber als weibliches und empfangendes Princip, als Gehilfin des göttlichen Geistes zur Geburt des vollkommenen göttlichen Lebens, als Magia construirt. Indem sich nun die beiden Principien, die magische lichte Einheit des Geistes in seinen drei Momenten und der idealen Sophia mit der dunkel wallenden und wogenden Natur verbindet, entsteht die vierte Naturgestalt oder der Blitz. Wie eine finstere Wolke mag sich Böhme die Natur denken; indem das göttliche Licht in diese Nacht hineinleuchtet, erscheint sie auf ihrem Grunde als feuriger Blitz, der noch nicht beständig, nur vorübergehend leuchtet. So flammt in der Seele oft nach langem chaotischen Ringen, womit sie sich zum Lichte einer höheren Erkenntniß aufwärts richtet, diese momentan wie ein rascher Blitz auf, der sie weit mehr blendet als erleuchtet. Der Blitz ist die erste Berührung des Geistes mit der Natur, auf ihrem dunklen Grunde zeichnet er erst flüchtig die Linien einer künftigen Gestaltung. Böhme sagt hierüber: „Die ewige Einheit oder die ewige Freiheit, die ist sanft, still und lieblich, gleich einem sanften Wohlthun, welches man nicht aussprechen mag, was für eine Sänfte außer der Natur die Einheit Gottes sei; und die drei Eigenschaften zur Natur sind scharf, peinlich und schrecklich: in diesen drei peinlichen Eigenschaften steht der ausgeflossene Wille, welcher durch's Wort oder göttliche Hauchen entstanden ist, und steht auch die Einheit darinnen. So sehnet sich der Wille nach der sanften Einheit, und die Einheit sehnet sich nach der Empfindlichkeit, als nach dem feurischen Grunde; also gehet eines in das andere; und wenn das geschieht (verstehe das Sehnen), so ist's wie ein Schrack oder Blitz, gleich als riebe man Stahl und Stein aneinander, oder gösse Wasser in's Feuer, im Gleichniß geredet" (Schlüssel. IX. 49).

In dieser vierten Naturgestalt tritt zuerst der Geist in die Natur ein und gewinnt in ihr, als dem Feuerprincip, seine reale Basis. — Die fünfte, aus dem Feuer-

blitz hervorgehende Naturgestalt ist die sanfte Liebe, das weiße Licht oder der Geist des Wassers, eine weit innigere Durchdringung des göttlichen Geistes und der Natur, in welcher diese bereits zu erliegen beginnt. „Wenn der Feuerblitz in seine Mutter, die Herbigkeit kommt und findet sie also überwunden und sanft, so erschrickt er gar sehr und wird in der überwundenen Herbigkeit augenblicklich weiß und hell. Wenn nun die Herbigkeit dieses helle, weiße Licht in sich krieget, erschrickt sie also sehr, daß sie gleichwie todt, überwunden zurücksinket, sich ausdehnet und wird ganz dünn und überwunden. Denn ihr eigener Quell war finster und hart; nun ist er licht und sanft, darum ist er erst recht wie ertödtet, und ist nun der Wassergeist." (Drei Principien, 4, 50. 51.) In der fünften Naturgestalt macht sich der göttliche Sohn leibhaftig und persönlich; sie ist auch wie der Aether, in dessen Schooß alle künftigen Gestaltungen liegen, sie ist die allgemeine Grundlage und der Keim für die Ausgestaltung und Entwicklung des vollendeten göttlichen Seins. „Diese fünfte Gestalt hat alle Kräfte der göttlichen Weisheit in sich und ist das Centrum, darinnen sich Gott der Vater in seinem Sohn durch's sprechende Wort offenbaret. Es ist der Stock des Gewächses des ewigen Lebens" (Gnadenwahl, 3, 29). Darum ist nun die folgende sechste Naturgestalt die Aufhebung jener ununterschiedenen Einheit, der Hervorgang der in ihr liegenden Gegensätze, die Individualisirung und concrete Gestaltung, und wird Hall oder Schall genannt, weil jedes Einzelne in ihr für sich in bestimmter Form dargestellt und damit für sich laut und sprechend, hallend oder schallend wird. Alle diese Potenzen und Formen vergleicht Böhme mit Tönen, die ewig in der Herrlichkeit des göttlichen Lebens erklingen, darum sagt er: „So Du in dieser Welt viel tausend Instrumente und Saitenspiel zusammenbrächtest und zögst sie alle auf's Künstlichste ineinander und hättest die allerkünstlichsten Meister dazu, die sie trieben, so wäre es doch nur wie ein Hundegebell gegen den göttlichen Schall oder die Musica, die durch den göttlichen Schall aufgehet von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Aurora, C. 4).

In dieser Naturgestalt verwirklicht sich der göttliche Geist, der überhaupt die scheidende und ordnende Macht in der Gottheit oder, wie Böhme es ausdrückt, das sprechende Wort ist. — Die Harmonie dieser Töne, der lebensvolle Organismus dieser zur Einheit verbundenen Potenzen ist endlich die Vollendung des göttlichen Seins, als siebente Naturgestalt, und wird von Böhme als wesentliche Weisheit, als die wirklich gewordene göttliche Herrlichkeit oder Sophia, als Natur und Leib Gottes, als ein ungeschaffener Himmel bezeichnet. „Du liebes Gemüth, siehe, betrachte es! Dieses ist nun Gott und sein Himmelreich mit dem ewigen Element und Paradies, und also stehet es im ewigen Urkunde von Ewigkeit zu Ewigkeit. Was nun für Freude, Wonne und Lieblichkeit darinnen sei, dazu habe ich keine Feder, daß ich's schreiben kann, ich kann's auch nicht sagen; denn die irdische Zunge ist viel zu wenig darzu; es ist gleich wie Koth gegen Gold zu achten und noch viel weniger" (Drei Principien, 14, 90). „Gleichwie die Erde immerdar schöne Blumen, Kräuter und Bäume, sowohl Metalle und Wesen gebieret, und je einmal herrlicher, stärker und schöner hervorbringet als das andere; und wie bald im Wesen eines aufgehet, das andere unter und eine immerwährende Nießung und Arbeit damit ist: also ist auch die ewige Gebärung des heiligen Mysterii in gar großer Kraft und Wiederbringung, da je eine göttliche Frucht der großen Liebebegierde neben der anderen im göttlichen Wesen stehet und ist Alles wie ein Immerringen, ein Blühen der schönen Farben und ein lieblicher Geruch. . . . Alles das, wessen diese Welt ein irdisch Gleichniß und Spiegel ist, das ist im göttlichen Reich in großer Vollkommenheit im geistlichen Wesen; nicht nur Geist, als ein Wille oder Gedanke, sondern Wesen, körperlich Wesen, Saft und Kraft, aber gegen die äußere Welt wie unbegreiflich" (Von der Geburt und Bezeichnung aller Dinge, 16, 18—20).

Diese wirklich gewordene Weisheit oder göttliche Seinsmöglichkeit ist das Resultat der Versenkung des dreifaltigen Geistes in der Natur, wobei jener als activ, diese als passiv sich verhält. Wie nämlich jede der drei Formen des göttlichen Geistes Leibhaftigkeit an der Natur erhielt, so auch jene ideale Fülle der göttlichen Herrlichkeit. Die drei göttlichen Personen, an der Natur

leibhaftig geworden und darum von Böhme auch als Feuer,- Licht,- und Gestaltungsprincip nach den ihnen entsprechenden Naturgestalten bezeichnet, sind die wirkenden Lebensgründe für die reale Darstellung der göttlichen Sophia und damit des vollendeten göttlichen Lebens. Die Begierde, die den göttlichen Geist nach ihrer Wirklichkeit ergriff, ist nun in der siebenten Naturgestalt erfüllt und so ist das Ziel des ganzes Processes vollendete Glückseligkeit. Gott ist in der anschaulichsten Weise als das allerwirklichste und vollkommenste Wesen construirt. Dieser göttliche Lebensproceß ist aber, wie wir gleich am Anfange seiner Darstellung hervorhoben, ein fortwährender, die sieben Naturgestalten erzeugen sich beständig und wirken ineinander und füreinander, wie die Organe des lebendigen gesunden Leibes.

„Nun möchtest Du fragen: Ist denn in Gott auch ein Widerwille zwischen den Geistern Gottes? Nein. Ob ich gleich allhier ihre ernstliche Geburt anzeige, wie die Geister Gottes so ernstlich und streng geboren werden, dabei ein Jeder gar wohl den großen Ernst Gottes verstehen mag: so folgt darum nicht, daß eine Uneinigkeit zwischen ihnen sei. . . . In Gott triumphiren alle Geister wie ein Geist, und ein Geist sänftiget und liebet immer den andern, und ist nichts denn eitel Freude und Wonne. Ihre strenge Geburt aber, welche im Verborgenen geschieht, muß also sein; denn das Leben und der Verstand und die Allwissenheit wird also geboren und ist das eine ewige Geburt, die niemals anders ist" (Aurora, C. 10).

Die weitere Entwicklung der Böhme'schen Lehre kann sich kurz und summarisch fassen. Daß er die Gottheit in selbstbewußter Geistigkeit und Realität denkt, ist uns nach Allem offenbar; aber er verfällt damit nicht jenem schalen Deismus, der sie jenseits der Welt annimmt, sondern bei aller Unterscheidung zwischen Gott und Welt hält er dennoch die innigste Beziehung beider fest, so daß nach ihm Gott wohl über der Welt, aber nicht minder auch in ihr und zwar nicht bloß dynamisch, durch seine Kraft und Wirkungsweise, sondern leibhaftig, der Substanz nach gegenwärtig ist. In der Schrift von der Geburt und Bezeichnung aller Dinge (C. 16, 1—2) erklärt Böhme sich hierüber bestimmt und genügend: „Die Schöpfung oder ganze Creation ist anders nichts als eine Offenbarung des allwesenden, ungründlichen Gottes: Alles was er in seiner ewigen unanfänglichen Gebärung und Regiment ist, dessen ist auch die Schöpfung, aber nicht in der Allmacht und Kraft, sondern als ein Apfel auf dem Baume wächset, der ist nicht der Baum selber, sondern wächset aus Kraft des Baumes. Also sind alle Dinge aus göttlicher Begierde entsprungen und in ein Wesen geschaffen worden, da am Anfange kein Wesen darzu vorhanden war, sondern nur dasselbe Mysterium der ewigen Gebärung, in welchem eine ewige Vollkommenheit ist gewesen. Denn Gott hat nicht die Creation erboren, daß er dadurch vollkommen würde, sondern zu seiner Selbstoffenbarung, als zur großen Freude und Herrlichkeit. Nicht daß solche Freude erst mit der Creation habe angefangen; nein, sie ist von Ewigkeit im großen Mysterio gewesen, aber nur als ein geistlich Spiel in sich selber Die Creation oder Schöpfung ist dasselbe Spiel aus sich selber, als ein Modell oder Werkzeug des ewigen Geistes, mit welchem er spielt; und ist eben als eine große Harmonie vielerlei Lautenspiel, welche alle in eine Harmonie gerichtet sind." — „Der rechte Himmel, da Gott innen wohnet, ist überall an allen Orten, auch mitten in der Erde: er begreift die Hölle, da die Teufel wohnen, und ist nichts außer Gott; denn da Er gewesen ist vor der Welt Schöpfung, da ist Er noch, als in sich selber, und ist selber das Wesen aller Wesen: alles ist von Ihm erboren und urkundet von Ihm; und heißt darum Gott, daß Er allein ist das Gute, das Herz oder Bestes, verstehe das Licht und die Kraft, davon die Natur urkundet" (Drei Princ. 7, 21). Form und Stoff der Welt, dürfen wir sagen, ist aus Gott. In der Weisheit, dem Spiegel seiner Allmacht sah er auch unsere Welt, an der ewigen Natur hatte er, wie der Künstler am Stoffe, die materiale Möglichkeit, sie wirklich zu machen. — Nach vielen Aeußerungen Böhme's hat es den Anschein, als setze er die siebente Naturgestalt mit der Welt als eins, indeß finden sich wieder eine Menge von Aussprüchen, die unzweideutig diese Identificirung Gottes und der Welt verwerfen. Aber, was hier entscheidend ist, die ganze weitere Entwicklung seines Systems

spricht gegen eine solche. Manche Darsteller suchen über diesen dunkeln Punkt in Böhme's Lehre stillschweigend hinwegzukommen; wir heben aber hier hervor, daß es der gottinnigen Intuition Böhme's nicht selten passirt, im Wunderbau des Weltalls die Fülle der leibhaftigen Sophia zu erblicken; aber doch will er dies nicht Wort haben. Auf die vierte der theosophischen Fragen, was gewesen ist, ehe die Engel und Schöpfung waren? wird geantwortet: „Es war Gott mit den zwei centralischen Feuern, mit den großen Kräften, als eine ewige unendliche Gebärung der Wunder, Farben und Tugenden, da die Engel und Seele des Menschen, sammt allen Creaturen dieser und der inwendigen engelischen geistlichen Welt, in einer Idea oder geistigen Inmodelung, inne lagen, darinnen Gott alle seine Werke hat von Ewigkeit gesehen, nicht in creaturlicher gebildeter Art und Form, als in einer Scheidung, sondern in Formlichkeit der Kräfte, da Gottes Geist mit sich selber gespielt hat."

Auf jede Einsicht in das Warum und Wie der Schöpfung verzichtet Böhme; man könnte nur sagen, meint er, daß es die dreieinige Gottheit gelüstete, Kinder ihres Gleichens zu haben.

Wie die Gottheit selbst aus den Factoren des Idealen und der dunkeln, aber überwundenen Natur besteht, so finden sich dieselben Momente auch das Wesen der Creaturen constituirend, deren Form ja aus der Idealwelt, deren Realität aus dem Naturgrund stammt. Die Welt aber als Offenbarung Gottes trägt überall die Signatur desselben und darum construirt Böhme Alles nach der Dreipersönlichkeit und den sieben Naturgestalten.

Seiner Dreipersönlichkeit entsprechend hat Gott zuerst die drei Erzengel Michael, Lucifer und Uriel geschaffen, von denen er jedem ein eigenes Reich mit besonderen Engelschaaren anwies. Michael entspricht dem Vater, Lucifer dem Sohn, Uriel dem heiligen Geiste. Diesen drei Erzengeln sind dann, den sieben Naturgestalten analog, noch sieben andere Fürstenengel untergeben, die untereinander und mit den noch tiefer stehenden Engelschaaren so lange durch die innigste Liebe verbunden waren, als sie insgesammt Gott anhingen. Sie wohnten in einer wunderbaren Natur, welche viel herrlicher ist als unsere Erde, wo alle Kräfte harmonisch zusammenwirkten, ein gesundes, glückseliges Leben zu erzeugen. Alle Engel waren anfänglich rein und aus Licht geschaffen, aber sie sollten auf dieser Höhe dadurch sich behaupten, daß sie den dunkeln Naturgrund in ihrem Wesen, der die Wurzel der Selbstsucht und alles Bösen ist, dem Geiste unterwarfen, ebenso wie Gott aus der Ueberwindung des Naturgrundes ewig als heiliger und seliger sich gebiert. Es mußte eine freie Wahl bei den Engeln stattfinden und dies war möglich durch die vierte Naturgestalt, welche gleichsam das Scheideziel zwischen der untern Welt, dem selbstsüchtigen Naturgrund und der Lichtwelt, dem Willen des Geistes und der Liebe ist; denn auch in Gott ist sie gleichsam der Moment des Kampfes und der Wahl, wo die beiden Principien der Natur und des Geistes sich noch das Gleichgewicht halten. Auf diese Weise sucht Böhme auf die für die christliche Theologie so schwierige Frage, was denn die Engel versucht habe und wie Wahlfreiheit gedenkbar sei, in seinen metaphysischen Principen eine erklärende Antwort zu gewinnen. Ebenso erreicht er damit eine viel tiefere Anschauung von Himmel und Hölle, als die gewöhnliche ist. Wie für Gott, so ist auch für die Creatur der Himmel und die Seligkeit die richtige Ordnung und das harmonische Ineinanderwirken der Principien, wie die Gesundheit des Leibes auch nur in dem richtigen Gleichmaß der Functionen, in dem harmonischen Zusammenwirken der Organe besteht. Und so ist auch die Hölle kein Ort, der von außen die Unseligkeit verursachte, sondern gleichfalls ein innerer Zustand, die disharmonische Verfassung des Gemüths, die Zerrüttung der Seele, wo das, was unten und dienend sein sollte, sich zur Herrschaft aufgeworfen hat, das aber, was hiezu bestimmt ist, in den Grund gedrängt wird. Lucifer, der jenen Theil der Schöpfung beherrschte, in welchem unsere Erde und der von ihr aus sichtbare Sternenhimmel liegt, bestand die Versuchung nicht; die hohe Stellung, in der er sich befand, die Schönheit, in der er glänzte, erregte seine Hoffahrt; so daß er, anstatt sich Gott unterzuordnen, sich über ihn hinauszuschwingen suchte. Damit aber schloß er in sich die Hölle auf, indem nun die unteren Naturgestalten die höheren unterwarfen, so daß ein

heftiger Streit derselben immerwährend in ihm tobt. — Mit Lucifer's Fall wurde der ganze Raum, den er bewohnte, zerrüttet, unsere Erde und der sie umgebende Himmel. Lucifer sah die Folgen seines Abfalls voraus, aber er bändigte darum die Selbstsucht nicht in sich. Ebenso erkannte Gott Lucifer's Abfall voraus, aber selbst ein stärkerer Zug der Gnade hätte ihm nicht gewehrt, da eine Distel im Sonnenstrahl nur noch stachlichter wird. — Ein Theil der Engel folgte Lucifer in's Verderben und schied mit ihm sich von den in Gott sich bewährenden Geistern aus. Ihre Trennung ist vor Allem als eine innerliche zu denken, denn wenn die Teufel auch die Erdregion bewohnen, so sind doch hier auch die guten Mächte mit ihrem Segen gegenwärtig, diese dienen Gott als Werkzeuge in der Weltregierung und wehren dem Teufel, dessen Unseligkeit erst dann vollendet ist, wenn ihm aller Einfluß auf unsere Welt genommen, sein Heraustreten aus sich verhindert und er ganz in sich, in sein höllisches Innere zurückgedrängt wird.

Die von Moses erzählte Schöpfung gilt Böhme nur als Restauration der durch Lucifer's Fall zerrütteten Erde und Alles dessen, was zu seinem Reich gehörte; eine Ansicht, welcher heutzutage nach dem Vorgang von Friedrich Schlegel viele protestantische Theologen beigetreten sind. — Wie in Lucifer's Wesen die unteren Naturgestalten die oberen überwältigten, so auch in seinem Reich, das darüber zu einem Chaos zerfiel, in welchem die dunkle Natur die Geistigkeit und Reinheit zurückdrängte. Eine starre Materialität breitete sich aus, die Gott zunächst dadurch zu überwinden suchte, daß er sie durch Wasser zu einem bildsamen Stoff erweichte, aus welchem später dann neue Bildungen hervorgehen sollten. Ueber das Wasser ließ Gott das Licht aufgehen, welches die Finsterniß überwältigte und allenthalben Leben anregte, und am zweiten Tag das äußere materielle Wasser von dem innern immateriellen, worunter Böhme wohl den Aether, als höchste Potenzirung der Materialität, verstand, trennte. In der Mitte von beiden wurde dann die Veste des Himmels gesetzt, die am dritten Tag mit der Erde in Beziehung trat und auf sie wirkte, wie das männliche Element auf das weibliche, so daß die edeln Metalle und andere Mineralien gebildet wurden und die Pflanzenwelt aufkeimte, welche Producte halb gut und halb böse waren, da der Himmel in der zerrütteten Erde sie bildete. Es war aber noch kein Leben und Wachsthum in ihnen, bis Gott nicht die Sonne und die Sterne am Himmel schuf, in welch' ersterer er sich wie in einem hellen Spiegel offenbarte und den Teufel immer tiefer in die Finsterniß verdrängte, das Chaos überwand und die Ordnung feststellte. — In Uebereinstimmung mit den sieben Naturgestalten und ihnen entsprechend treten sieben Planeten auf, zu denen Böhme auch Mond und Sonne rechnet. Die Sonne aber ist ihm die höchste Blüthe und Quintessenz der ganzen Sternenwelt, um ihretwillen sind alle die andern Gestirne geworden, sie sind daher nur Mittel für sie als Zweck; sie bringt erst Harmonie in die Sternenwelt. Nachdem nun diese einmal vorhanden war, entstand durch sie das siderische Leben, d. h. die Beseelung der Thiere; denn Böhme läßt den Sternenhimmel von einer allgemeinen Seele belebt sein, die sich in den einzelnen Sternen individualisirt und durch sie auf der Erde wieder eine individuelle Beseelung wirkt. Zuletzt wurde der Mensch erschaffen, als volles Abbild der göttlichen Herrlichkeit und darum selbst die Engel überragend. Aus ihm sollte ein himmlisches Heer, eine neue Engelschaar hervorgehen, um die durch Lucifer's und seiner Anhänger Abfall leer gewordenen Plätze auszufüllen.

Der Mensch hat die drei Principien in sich, das Princip des Feuers, die Begierde oder Seele; das Lichtprincip, den Geist oder die Vernunft und das Princip der vollendeten Leiblichkeit, das Wirkungsvermögen. Mit dem ersteren, als der Wurzel der Individualität, war die Selbstsucht; mit dem zweiten, wodurch er mit anderen Menschen eins ist, da ja die Vernunft allen einwohnt, war die Liebe; mit dem dritten die Vollendung seines Wesens oder die Persönlichkeit, welche Einheit der natürlichen Individualität und der Vernunft ist, gegeben. Die Ordnung dieser Principien war bei Adam die richtige und harmonische und so erschien er als Ebenbild Gottes. Das Licht seiner Gnade durchdrang ihn, und erhob selbst Adam's Leiblichkeit, die ein Auszug aus allen Kräften der Natur war, in eine höhere geistige Region, wie Feuer

das Eisen durchglühend dieses seiner schwarzen Farbe entkleidet und ganz zu Feuer zu machen scheint. Adam war mit einem kindlichen Gemüth Gott ergeben, besaß eine klare Einsicht in die göttlichen und weltlichen Dinge, und hatte als Herr der letzteren Gewalt über sie. Weil er in sich innerlich selig war, so erhob er auch die ihn umgebende Natur zur Verklärung; die Erde zum Paradies. Von der Verfassung des Gemüthes hängt unsere Außenwelt ab, die schönste Landschaft erscheint der zerrütteten Seele schmucklos. Im Paradiese fanden sich alle Producte unserer irdischen Welt, nur in übernatürlicher Schönheit. Hätte der Mensch sich bewährt, so wäre dieselbe über die ganze Erde verbreitet worden. Er hatte nämlich die Aufgabe, die ihm angeschaffene richtige Ordnung der Principien durch seine Willensentscheidung zur eigenen That zu machen; den Egoismus für immer der Herrschaft der Vernunft unterzuordnen; in seiner Weise denselben Proceß in sich zu wiederholen, den Gott realisirend sich zum seligen und heiligen macht. Der göttliche Sohn, der Teufel und die Welt zogen an Adam, daß er sich nach irgend einer Seite hin entscheide. Der Erstere wirkte auf seine Vernunft; der Zweite, der den Menschen um seine hohe Stellung beneidete, auf die Selbstsucht, der Geist der irdischen Welt, worunter die noch nicht verklärte, zum Theil noch chaotisch zerrüttete Natur zu verstehen ist, auf die Leiblichkeit. Adam ließ sich, seine Freiheit mißbrauchend, und der Sollicitation des Teufels folgend, zur Begierde nach der irdischen Welt verleiten, wodurch der Baum des Lebens sich ihm in den Baum der Versuchung verwandelte; denn beide sind nur einer, aber das eine Mal in paradiesischer, das andere Mal in irdischer Existenzweise. Die letztere besteht in der Scheidung der Qualitäten des Feuer- und Lichtprincips, beide stehen in ihr gleichmäßig nebeneinander, während in der paradiesischen das letztere das erstere beherrscht. Neben dieser objectiven Folge von Adam's Begierde nach der irdischen Welt ergab sich die gleiche subjective, daß auch in ihm die Principien einzeln für sich hervortraten und sich nebeneinander stellten, wodurch sein paradiesischer Leib zu einem irdischen wurde. Gottes Bild erblich damit in ihm und Adam, sinkend aus dem paradiesischen Wesen in das irdische, wurde kraftlos und fiel in Schlaf. Während desselben fand in ihm, der Androgyne, die höhere Einheit von Mann und Weib war, die geschlechtliche Scheidung statt; das Weib ging aus ihm hervor. In dieser Schwächung Adam's lag eine gnädige Fügung der Vorsehung, denn kraftlos geworden konnte er nicht in gleicher Weise energisch wie Lucifer auf Gott einen Angriff machen und daher mit der Schwäche der Sünde nicht das gleiche Maaß der Strafe verdienen. — Gott verbot dem ersten Menschenpaar von dem Baume der Versuchung zu essen, aber der Teufel, im Bunde mit dem Geiste der Erde und der eigenen Begierlichkeit, verleitete sie dazu und zwar war es Eva, die zuerst sündigte und Adam mit sich in's Verderben zog. Wenn Lucifer aus Hoffahrt sündigte, indem er sich über Gott erheben wollte, so sündigte der Mensch aus Niederträchtigkeit, indem er von seiner hohen Stellung aus sich abwärts in die irdische Welt sehnte.

Durch Adam's Sünde erhielt das finstere Princip in der Natur wieder die Uebermacht, es entstanden die physischen Uebel, die Krankheiten und der Tod. Gott wirkt durch die Sonne denselben entgegen und läßt durch sie belebende Kräfte ausfließen. Aber auch die andern Gestirne, welche durch Lucifer verderbt worden, brachten manches Böse über die Erde und störten den heilsamen Einfluß der Sonne. — Die Erde hat ein eigenes Leben; bringt darum lebendige Producte hervor und richtet sich sehnsüchtig nach der Sonne, woraus sich ihre Bewegung um dieselbe erklärt. — Die vier Elemente, woraus die Erde besteht, sind eigentlich nur Eigenschaften des wahrhaften fünften Elements, aus dem sie hervorgetreten sind. Als einig und doch verschieden sehnen sie sich nacheinander und bekriegen sich doch unaufhörlich. — Die Producte der Erde zeigen den Dualismus des Guten und Bösen; während in vielen Mineralien die starrste Materialität sich zeigt, das Leben ganz im Tode gefangen ist, leuchtet uns doch aus den edeln schon der Funke des wahrhaften Wesens entgegen. Ebenso zeigt sich auch im Pflanzen- und Thierreich die Macht des finstern Princips, aber doch treten in beiden Reichen Bildungen von paradiesischer Schönheit auf. In jedem Ding liegt ein Ewiges, Geistiges verborgen, durch überwiegende Materialität gebunden und getrübt.

Durch Adam's Sünde trat der Geist oder das Princip des Lichts in ihm in den Hintergrund, die selbstsüchtige Begierde erhob sich und zerrüttete ihn. Gott aber ließ ihn nicht zum Teufel werden, indem er ihm einen äußerlichen materiellen Leib gab, wodurch sein Erkenntniß- und Wirkungsvermögen und also die Energie seiner Verirrung geschwächt wurde. Dann aber bewahrte ihn der Eintritt in die Verhältnisse des irdischen Lebens, die ihn mehr aus sich herauszogen und zerstreuten, vor der äußersten Entartung; die Verkehrtheit seines Willens konnte er hier weniger geltend machen und die irdische Welt verhüllte ihm die göttliche Herrlichkeit, deren Anblick sein Widerstreben gegen sie nur verhärten würde. — Der Mensch wurde thierisch seinem äußern Wesen nach, so daß er Gott und das Göttliche nicht mehr wahrnahm, sein Wille und Gemüth wurden vom Geiste der Welt in Besitz genommen; nur nach dem Irdischen und Thierischen, nicht mehr nach dem Geistigen und Göttlichen stand sein Sinn. Auch die jetzige thierische Fortpflanzung ist Folge der Sünde, ohne sie hätte der Mensch durch eine ihm eingegossene Schöpferkraft Wesen seines Gleichens auf geistige Weise producirt und jeder Nachkomme hätte an Würde seinen Urheber übertroffen. Nachdem aber der Urmensch in Mann und Weib sich gespalten hat, sehnen sich die Geschlechter nacheinander, was Gott ein Greuel ist und was er bloß duldet, wenn die sinnliche Liebe in die sittliche der Ehe sich erhebt. Durch die Erzeugung wird nicht bloß der Leib, sondern auch Geist und Seele fortgepflanzt, doch finden hierbei himmlische, irdische und höllische Einflüsse statt. Die sittliche Beschaffenheit der Eltern wirkt auf die des Kindes ein, jedoch nicht bis zur Aufhebung seiner Willensfreiheit, vermöge welcher auch ein von bösen Eltern stammender Mensch zu Gott sich wenden kann und umgekehrt. —

Ohne besondern Gnadenschutz Gottes wäre die Menschheit um der Sünde willen dem ewigen Verderben anheimgefallen, aber Gott hielt den Menschen im Falle gleichsam auf, so daß er nur mit Gleichgiltigkeit, nicht mit Haß, wie der Teufel, gegen ihn sich stellte. Die Hilfe war nur dadurch möglich, daß der Sohn oder das Licht Gottes in den Menschen einging, mit seinem unterdrückten Lichtprincip sich verband und so den finstern Naturgrund oder die Selbstsucht in ihm wieder in die Tiefe drängte. — Diese Rettung und Erlösung der Menschheit durch den göttlichen Sohn reifte allmälig im Laufe der Geschichte, gleich nach der Sünde begann dieser seine Wirksamkeit und offenbarte sich in demüthigen Seelen; nicht bloß den Juden, auch unter den Heiden. Durch Opfer, wo sich der Naturgrund oder die Selbstsucht in die dargebrachten Gaben versenkte, wurde dem Menschen die Gnade des göttlichen Sohnes zu Theil; denn wie jene durch vom Himmel fallendes Feuer verzehrt wurden, so wurde die Selbstsucht durch das im Menschen aufgehende göttliche Gnadenlicht verzehrt und die Sünde getilgt. — Zuletzt nahm der göttliche Sohn Menschengestalt an; aber seine Gottheit, obwohl sie in die innigste Gemeinschaft mit der Menschlichkeit trat, vermischte sich nicht mit ihr, durchdrang und durchleuchtete sie nur, wie das Feuer Eisen durchglüht. Durch seine Menschwerdung wollte der göttliche Sohn den Menschen zu der ihm vom Anfang an bestimmten Glorie erheben, selbst in den Tod eingehend wollte er gleichsam von innen heraus seine Macht brechen. Diese Ueberwindung des Todes erfolgte theilweise schon, als Christus die Versuchung des Teufels bestand, der ihn sowohl zur Hoffahrt wie zur Niederträchtigkeit verführen wollte, welche Verführung Christus aber durch geistige und leibliche Entsagung von sich abschlug, wodurch sein irdischer Leib sich in den ursprünglich adamischen, also paradiesischen verwandelte. Aber dieser Sieg Christi über den Teufel genügte noch nicht zur Erlösung und Ueberwindung des Todes, vielmehr mußte Christus selber sterben und als das Licht von der Finsterniß verschlungen werden, um dieselbe in Licht zu verwandeln. Auch dieser Tod Christi wurde durch den Teufel herbeigeführt, der die weltliche und geistliche Obrigkeit wieder ihn hetzte. Leiblich und geistig aber mußte Christus sterben, um Heiland zu werden; durch den leiblichen Tod sollte seinem äußern Wesen Alles genommen werden, was aus dem finstern Princip stammend der himmlischen Herrlichkeit widerstrebte; durch den geistigen aber, d. h. durch vollendete Hingabe seines Willens an den des göttlichen Vaters, sollte Gott zu Allem in Allen gemacht werden. — Mit dem Opfer seines Eigenwillens wurde Christi Seelenleben nicht vernichtet, sondern

ging nur ganz in den göttlichen Willen ein und ebenso wurde durch seinen leiblichen Tod sein äußeres Wesen nur zu seinem wahrhaften Wesen erhoben. Durch diesen überwand er die Macht der Hölle und auferstehend aus ihm war sein Leib in einen himmlischen verwandelt, den nichts Irdisches mehr halten konnte, der aber wohl den irdischen Leib in sich wie verschlungen enthielt, so daß er, ihn hervortreten lassend, sich nach seiner Auferstehung sichtbar machen konnte. In der Himmelfahrt aber ging er in die Fülle göttlicher Kraft und Herrlichkeit ein.

Indem nun Böhme zur Betrachtung der christlichen Kirche übergeht, dringt er in der Befolgung des göttlichen Wortes auf die Ablegung jedes Buchstabendienstes; im Geiste der Liebe, in der demüthigen Hingabe des Willens soll Gott verehrt werden. Von dem gelassenen Willen, von der lebendigen Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott und nicht von der Erkenntniß des äußeren Wortes macht er das Heil abhängig. Bitter spricht er sich gegen die Wortchristen und die vom Geiste Christi verlassenen Lehrer seines Evangeliums aus; in innig bewegender, tief ergreifender Weise erklärt er die Bedingungen und die Glückseligkeit des christlichen Lebens, so daß wir fühlen, wie er aus dem eigenen Leben heraus spricht. Er verwirft alle äußere Werkheiligkeit, aber auch die lutherische Imputationstheorie; von der Liebe allein macht er des Menschen Rechtfertigung abhängig; er fordert eine innerliche Erneuerung in Christo; dieser muß in uns leben, sterben und auferstehen. —

Mit Luther dann nimmt er nur die beiden Sacramente der Taufe und des Abendmahls an, in deren sinnenfälligem materiellen Substrat er eine höhere himmlische Natur als gegenwärtig erkennt und mittheilen läßt. — Nachdem er das Zusammenleben der Christen im Staate betrachtet und sie zur gegenseitigen Förderung im geistigen und leiblichen Leben aufgefordert hat, blickt er begeistert in die Zukunft und verkündet am Ende der Zeiten ein wunderbares Reich, wo die Natur verklärt und alle Völker in seligem Frieden zusammenwohnen werden. Sie werden dann nur eine Sprache mehr reden, jene ehemalige unanfängliche Natursprache, die das Wesen der Dinge adäquat ausdrückt. Die göttliche und natürliche Wissenschaft, Autorität und Vernunft, Glauben und Wissen werden sich versöhnen und jede confessionelle Parteiung wird aufhören. „Wenn sich die Aeste wieder erkennen, daß sie im Baume stehen, so werden sie nimmer sagen, sie sind eigene Bäume; sondern sie werden sich in ihrem Stamme erfreuen, und werden sehen, daß sie allesammt nur Aeste und Zweige eines Baumes sind, und daß sie allesammt Kraft und Leben aus einem einigen Stamme haben" (myst. magn. 30, 52).

So klingt bei Böhme die Lehre vom tausendjährigen Reich durch. — Endlich spricht er noch von den vier letzten Dingen.

Durch die Sünde ist der Mensch auch in die Gewalt des Kreislaufes der Gestirne d. h. der Zeit gefallen und kann darum nicht immerfort äußerlich leben, er muß sterben und im Tode fällt sein Leib den vier Elementen anheim; nur in ihrer Wurzel, dem fünften, bleibt er stehen; die Trennung des Leiblichen und Geistigen ist darum im Tode nicht vollständig. Je nachdem sich nun der Mensch im Leben für das Feuer- oder Lichtprincip entschieden hat, wird sein künftiges Schicksal sein. Wer nicht das Licht der Liebe in sich angezündet hat, der verfällt der Qual und Verwirrung der Finsterniß und verdammt sich selbst. Böhme erklärt sich entschieden gegen die Annahme, als habe Gott einen Theil der Menschheit in seiner Voraussicht zur Verdammniß prädestinirt; der eigene Wille des Menschen bestimmt die Mittheilung oder Entziehung der göttlichen Gnade. Wie Dante in der göttlichen Komödie das innerste Wesen der vollbrachten That in der Weise ihrer Belohnung oder Bestrafung offenbar werden läßt, so daß er den Geizigen beständig vom Frost, den Zornigen von der Hitze leidend, den Hoffährtigen in einem beständigen Fliegen begriffen schildert, in ähnlicher Weise stellt auch Böhme die Strafen der Sünden dar. Die That, in die ein Mensch sich mit freiem Wollen eingeführt hat, ist zu seinem Charakter geworden. Er entlehnt liebliche Farben für die Schilderungen des Himmels, düstere für die der Hölle; zwischen beiden dann nimmt er einen mittleren Ort — das Purgatorium — an.

Im allgemeinen Weltgericht erfolgt eine dritte Manifestation der Gottheit, nachdem die beiden der Weltschöpfung und Menschwerdung, jene dem Vater, diese dem Sohne

eignend, vorausgegangen waren. Die letzte große Scheidung nimmt aber der heilige Geist vor. Durch Hervorbrechen des göttlichen Feuers wird am jüngsten Tage die gegenwärtige Welt zerstört und durch Unterwerfung der Kräfte des Zornes in ihre ehemalige Herrlichkeit zurückgeführt. Eine allgemeine Auferstehung der Leiber erfolgt, alles Verborgene wird offenbar, alles Unentschiedene geprüft und entschieden. Mit der Auferstehung der Leiber, die der Seelenverfassung ihrer Träger entsprechen, steigert sich sowohl die Seligkeit der Verklärten, wie die Unseligkeit der Verworfenen; beider Zuständlichkeit ist von immerwährender Dauer. Die Verklärung aber besteht in der völligen Hingabe des Geschöpfes an Gott; eine Harmonie vereinigt alle Wesen untereinander und mit Gott.

„Ich soll Gottes des Vaters und seines ausgesprochenen Wortes und Halles Instrument und Saitenspiel sein; und nicht allein ich, sondern alle meine Mitglieder in dem herrlichen zugerichteten Instrument Gottes; wir sind alle Saiten in seinem Freudenspiel; der Geist seines Mundes ist's, der unsere Saiten seiner Stimme schläget" (Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen, 12, 13). „Das ganze Himmelsheer ist alles in eine Harmonie gerichtet; ein jedes Königreich der Engel in ein sonderlich Instrument, aber Alles ineinander in Eine Musica, alles in dem einigen Liebehall Gottes; eine jede Saite dieses Spieles erhebet und erfreuet die andere, und ist ein eitel Liebehören, Schmecken, Fühlen, Riechen und Sehen. Alles, was Gott in ihm selber ist, das ist auch die Creatur in ihrer Begierde in ihm, ein Gottengel und ein Gottmensch, Gottes Alles in Allem, und außer ihm nichts mehr. Wie es war vor den Zeiten dieser Welt in seinem ewigen Hall, also auch bleibt's in dem creaturlichen Hall in ihm in seiner Ewigkeit; und das ist der Anfang und das Ende aller Dinge" (ib. 15, 52).

Ein Ehrenhandel.

In einem schönen Herbstabend des Jahres 1842 waren sieben Personen, mich selbst mitgerechnet, vor dem Landhause des Sennor Arguellas, welches eine Meile von Santjago de Cuba, der im östlichen Theile der Insel gelegenen ehemaligen Hauptstadt, entfernt ist, im heitersten Geplauder begriffen, als ein Ereigniß eintrat, welches auf unsere lärmende Unterhaltung wie eine unvermuthet einschlagende Bombe wirkte. Aber wir müssen erst einige Worte über die sieben Personen und über die Umstände wissen, welche sie hier zusammengeführt hatten.

Es befanden sich in dieser Gesellschaft drei amerikanische Kaufleute aus dem Süden, welche mannigfache Handelsverbindungen mit den Antillen unterhielten und am folgenden Tage mit Erlaubniß des Wetters — wie die übliche Redensart lautet — auf dem Schiffe Neptun, Capitän Starkey, nach der Morantbai (Jamaika) abzureisen gedachten; ferner ein Artillerielieutenant von der spanischen Armee, der Sohn unseres Wirthes; dann ein Herr Dupont, ein junger und reicher, von französisch-spanischen Eltern geborener Creole, der für den erklärten Liebhaber Donna Antonia's, der Tochter und einzigen Erbin des Sennor Arguellas, galt; Letztere war eine liebenswürdige Schönheit von sechzehn Jahren, ein Alter, welches bei der vom dortigen Klima erzeugten Frühreife für ein bereits etwas vorgeschrittenes gilt; außerdem der Capitän Starkey vom Neptun, ein Engländer von ungefähr dreißig Jahren und einem sehr vornehmen Aeußern; der Siebente endlich war ich selbst, damals noch ein sehr junger Mann und eben kaum von einer schweren Krankheit genesen, welche mich ein Jahr vorher genöthigt hatte, von Jamaika nach Cuba zu reisen, das sich eines weit milderen und gleichmäßigeren Klimas erfreut, obgleich die Entfernung zwischen beiden Inseln nur fünf Grade beträgt.

Ich war ebenfalls einer der Passagiere des Capitäns Starkey, sowie auch Sennor Arguellas, welcher Geschäfte in Kingston abzumachen hatte und auf seiner Reise von Sennora Arguellas, Donna Antonia, dem jungen Lieutenant und Herrn Dupont begleitet werden sollte. Der Neptun hatte eine gemischte Ladung von Messerschmiedewaaren, Baumwollenzeugen und andern Artikeln nach Cuba gebracht und segelte mit einer halben Ladung verschiedenartiger Gegenstände wieder ab. Darunter befanden sich eine Anzahl, den amerikanischen

Kaufleuten gehöriger Pulverfässer, welche in Cuba keinen Abnehmer gefunden hatten, für welche man aber bessere Chancen in Jamaika zu finden hoffte. Es gab vortrefflich eingerichtete Cajüten an Bord des Neptun, und da das Wetter schön war und man auf eine eben so angenehme als kurze Ueberfahrt hoffte, so waren wir sämmtlich, wie bereits gesagt, in der heitersten Laune, labten uns an den feinsten Havannahcigarren, sprachen über die politischen Angelegenheiten Cuba's, Amerika's und Europa's und erörterten lebhaft die Eigenschaften der französischen und spanischen Weine.

Der Abend war wundervoll klar und heiter. Der Seewind fächelte sanft und führte uns die Frische der einbrechenden Nacht und die balsamischen Düfte der Thäler zu, welche sich in der Ferne hinzogen. Fast alle hatten wir dem Weine wacker zugesprochen, vielleicht selbst ein wenig zu viel. Man fing erst an, französisch zu sprechen, eine Sprache, die Jedem der Anwesenden ziemlich geläufig war, nachdem Sennora Arguellas und ihre Tochter sich entfernt hatten. Ich habe vergessen zu bemerken, daß Sennor Arguellas noch in der Stadt zurückgehalten wurde, woselbst er noch einige Geschäfte vor seiner Abreise nach Jamaika zu ordnen hatte.

„Gehen Sie nicht weg von hier, ich bitte Sie darum, bevor ich Sie nicht noch einmal gesprochen habe," sagte Sennora Arguellas, als sie sich von ihrem Sitze erhob, an den Capitän Starkey sich wendend. „Sobald es Ihnen genehm ist, belieben Sie zu klingeln, und ein Diener wird mich davon benachrichtigen. Ich wünsche Ihnen noch Einiges in Bezug auf die Einrichtung unserer Cabinen zu sagen."

Der Capitän verneigte sich. Niemals hatte Antonia, wie es mir scheinen wollte, auf eine graziösere Weise gelächelt. Die Damen verließen uns. Ich kann mich nicht genau der Ursache oder des Umstandes der Veränderung entsinnen, aber nach wenigen Minuten fühlte Jeder, daß die Unterhaltung eine unangenehme Wendung nahm. Ich glaubte zuerst, daß Herrn Dupont die anmuthige Freundlichkeit nicht gefallen haben mochte, mit welcher Antonia den Capitän gegrüßt hatte; aber die Bitterkeit, welche später zum Ausbruch kam, schien nicht aus dieser Ursache zu entspringen. Der Capitän hatte sich verbindlich gemacht, mehrere Familien freier Farbiger nach Jamaika hinüberzuführen, wo Arbeiter, welche für erfahren im Zuckerrohrbau galten, für einen höhern Lohn gedungen wurden, als sie in Cuba erhalten konnten. Die Amerikaner hatten sich bereits über dies Uebereinkommen aufgehalten, aber dabei hatte sich ihre Mißbilligung nur in scherzhaften Aeußerungen über die „schwarzen Principien" des Capitäns, wie sie die sehr bescheidene Rechtfertigung seines Verfahrens nannten, Luft gemacht. Dies hätte vorübergehen können, ohne zu unangenehmen Scenen zu führen, hätte es sich der Capitän nicht unvorsichtigerweise beikommen lassen, die Bemerkung zu machen, daß er früher als Schiffsfähnrich auf dem Geschwader gedient habe, welches die Engländer zur Unterdrückung des Sclavenhandels unterhalten. Ich merkte an den verworrenen Redensarten Dupont's, daß seine Interessen durch die Wachsamkeit dieses Geschwaders gelitten hatten. Es gab nun einen Streit mit leidenschaftlichen Worten. Von der einen Seite griff man mit bitterer Verachtung die Motive an, welche die Engländer bei ihrer Einmischung in den Sclavenhandel leiteten, von der andern Seite antwortete man mit eben so viel Lebhaftigkeit als Humor. Kurz, mitten in diesem Streite, wo Beide, vom Weine erhitzt, kaum wußten, was sie sagten, belegte Dupont die Königin von England mit einem unziemlichen Beiwort und der Capitän warf ihm ein Glas Wein in's Gesicht. Beide erhoben sich gleichzeitig und hatten, wie es schien, in Folge des bedauerlichen Zwischenfalls ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

Der Capitän ergriff zuerst das Wort.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Dupont," sagte er mit einer gewissen Verwirrung; „ich habe Unrecht, sehr großes Unrecht, mich in dieser Weise betragen zu haben, wiewohl ich nicht ohne Entschuldigung bin."

„Verzeihung! — — Tausend Donner! — —" rief sein Gegner, zitternd und sich die Stirn mit seinem Taschentuch abtrocknend; „Verzeihung! Ja, eine Kugel durch den Kopf soll Ihnen die Verzeihung bringen!"

Und in der That war nach den Anschauungen, welche in der cubanischen Ge-

sellschaft herrschen, ein Duell das Einzige, was diese Angelegenheit schlichten konnte. Der Lieutenant Arguellas eilte sofort in das Haus und brachte ein Kästchen Pistolen herbei.

„Wir wollen uns," sagte er lebhaft mit leiser Stimme, „in das benachbarte Gehölz begeben."

Er nahm den Arm Dupont's und Beide begannen davonzuschreiten.

In diesem Augenblicke näherte sich Herr Desmond, der Aelteste der Amerikaner, dem Capitän, welcher seine Ruhe wiedergefunden hatte und mit gekreuzten Armen neben dem Tische stehen blieb.

„Mein werther Herr," sagte er, „ich bin nicht gänzlich unerfahren in Angelegenheiten dieser Art, und wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so —"

„Ich danke, Herr Desmond," erwiederte der Capitän, „ich bedarf Ihrer Dienste nicht. Herr Lieutenant Arguellas, Sie können hierbleiben. Ich bin kein Duellant und werde mich nicht mit Herrn Dupont schlagen."

„Was sagt er?" rief der Lieutenant, indem er mit wildem Blicke sich umwendete, „sich nicht schlagen?"

Ich sah jetzt, wie das angelsächsische Blut beim Anblick dieser offenbaren Feigheit eines Mannes von unserer Rasse eben so lebhaft in den Adern der Amerikaner kochte wie in den meinigen.

„Sich nicht schlagen, Capitän Starkey!" sagte nach einem Augenblick des Stillschweigens Herr Desmond mit ernster und verwunderter Miene, „Sie, dessen Name in die Listen der königlich englischen Marine eingetragen ist! Das kann Ihr Ernst nicht sein!"

„Ich spreche in vollem Ernste. Ich bin aus Princip ein Gegner des Duells."

„Ein Feigling aus Princip!" schrie Dupont mit einem Gelächter voll Ironie und Wuth, und dabei drohte er dem Engländer mit der geballten Faust.

Diese beschimpfende Benennung wirkte wie ein Schlangenbiß auf den Capitän. Seine schwarzen Augen funkelten; er that einen Schritt auf Dupont zu, aber plötzlich wieder Herr über sich selbst, sagte er:

„Nun gut, ich muß das ertragen! Ich hatte Unrecht, mich zu einer Gewaltthätigkeit gegen Sie hinreißen zu lassen, obwohl Ihre Impertinenz jedenfalls eine Züchtigung verdiente. Dennoch wiederhole ich Ihnen, daß ich mich nicht mit Ihnen schlagen werde."

„Aber Sie müssen meinem Freunde Genugthuung geben," rief der Lieutenant Arguellas, welcher eben so aufgeregt war wie Dupont, „andernfalls schwöre ich Ihnen, daß ich Sie überall als einen Feigling bekannt machen werde, nicht nur auf dieser Insel, sondern auch auf Jamaika."

Auf diese Drohung und als einzige Antwort klingelte Capitän Starkey kaltblütig und trug einem Sclaven auf, Sennora Arguellas zu benachrichtigen, daß er im Begriffe sei aufzubrechen und ihr zu Diensten stehe.

„Dieser brave Engländer will unter dem Unterrocke Ihrer Tante Schutz suchen, Alphons," sagte Dupont mit beißendem Spotte.

„Ich zweifle fast, daß Herr Starkey ein Engländer ist," sagte Desmond, welcher gleichwie seine beiden Freunde anfing, sehr erbittert zu werden; „aber es mag sein, wie es wolle, da meine Eltern in England geboren sind und dort gelebt haben, so sage ich Ihnen, wenn Sie etwa andeuten wollen —"

Sennora Arguellas trat in diesem Augenblicke heran und der Amerikaner unterdrückte mit Mühe seinen Zorn. Die Dame schien im höchsten Grade erstaunt über das merkwürdige Aussehen der Gesellschaft, welche sie kurz vorher erst verlassen hatte. Auf die Bitte des Capitäns trat sie jedoch mit diesem in das Haus zurück und überließ die übrigen Gäste sich selbst.

Zehn Minuten später erfuhren wir, daß Capitän Starkey das Haus verlassen und der Sennora angezeigt habe, der Neptun werde am andern Morgen Punkt neun Uhr absegeln. Bei dieser Nachricht brachen von Neuem Worte der Wuth und Verachtung hervor, und einen Augenblick schien ein Duell zwischen dem Lieutenant Arguellas und Herrn Desmond unvermeidlich zu sein, da Letzterer durchaus irgend Jemand den Kopf spalten wollte, um die Ehre des englischen Namens aufrecht zu erhalten. Indeß kam es nicht so weit und die Gesellschaft trennte sich voll Verwirrung und Zorn.

Des andern Tages waren wir zur besagten Stunde Alle an Bord. Der Ca-

pitän empfing uns mit kalter Höflichkeit, und ich bemerkte, daß die verächtlichen Mienen Seitens des Lieutenants und Herrn Dupont's ihn durchaus nicht in Verlegenheit zu setzen schienen; dagegen war es unverkennbar, daß die abgewendeten Blicke und die geringschätzige Miene der Donna Antonia, als sie mit ihrer Mutter an ihm vorüberschritt, um sich in ihre Cajüte zu begeben, und die Sorgfalt, mit der sie dabei ihre Mantille an sich zog, als ob sie fürchtete — wenigstens dachte ich es, vielleicht mit Unrecht, — durch die Berührung eines Feiglings sich zu beschmutzen, einen lebhaften Eindruck auf ihn machten; aber der Ausdruck seines Gesichts wurde augenblicklich wieder eben so kalt und ernst als zuvor. Man bemerkte jedoch bald, daß diese Geduld ihre Grenze hatte. Dupont, der sich ihm genähert hatte und ihm in's Gesicht sah, murmelte mit einer Stimme, die mehreren umstehenden Matrosen noch vernehmbar war:

„Feigling!“

Er wandte sich dann um und wollte sich entfernen, aber er wurde von einer eisernen Faust zurückgehalten.

„Hören Sie, mein Herr,“ sagte der Capitän, „was mich persönlich betrifft, so verachte ich Alles, was Sie etwa sagen mögen; aber ich bin Capitän auf diesem Schiffe und werde Niemandem erlauben, mich in Gegenwart der Mannschaft zu beleidigen und meine Autorität zu schwächen. Erlauben Sie sich nur einmal, Ihr Benehmen zu wiederholen, und ich lasse Sie in den untersten Schiffsraum werfen, vielleicht in Ketten, bis zu meiner Ankunft in Jamaika.“

Dann stieß er seinen erstaunten Zuhörer kräftig bei Seite und ging seines Weges. Alle Passagiere, Weiße und Farbige, waren an Bord; der Anker wurde gelichtet, die Segel schwellten sich und einige Minuten später durchfurchte das Fahrzeug die Wellen.

Wenige Stunden genügten, um zu zeigen, daß der Capitän, wenn ihm auch der Muth zum Duelle fehlte, doch ein vollkommener Seemann war, und daß die Mannschaft, die aus einem Dutzend resoluter Burschen bestand, vortrefflich befehligt wurde. Der Dienst auf dem Fahrzeuge wurde mit derselben Regelmäßigkeit und Ruhe versehen wie auf einem Kriegsschiffe, und Jedermann erkannte es offen oder im Geheimen an, daß man sich im Falle eines Sturmes oder sonstigen Gefahr mit vollem Vertrauen auf die Erfahrung und Festigkeit des Capitäns Starkey verlassen könne. Das Wetter blieb glücklicherweise unverändert schön, aber der Wind war schwach und veränderlich, so daß, nachdem wir schon seit mehreren Tagen die blauen Berge Jamaika's erblickt hatten, die Entfernung doch noch nicht beträchtlich abgenommen hatte. Endlich wehte eine scharfe Brise einige Zeit aus Nordwest und wir näherten uns allmälig Point-Morant. Wir umschifften das Cap und segelten gegen zwei Uhr Morgens in die Bai ein. Man konnte somit die Reise als beendet betrachten und das gereichte den Cajütenpassagieren zu großer Befriedigung, abgesehen von dem Vergnügen, sich wieder ausschiffen und dem langweiligen Leben an Bord entgehen zu können. Denn Alle waren wir genöthigt, uns einen höchst widerwärtigen Zwang aufzuerlegen; der Capitän führte den Vorsitz an der Tafel mit eisiger Höflichkeit; die Conversation, wenn man ihr diesen Namen beilegen darf, war äußerst einsilbig; Jeder war daher sehr vergnügt darüber, jetzt endlich das letzte Diner an Bord des Neptun eingenommen zu haben.

Als wir Point-Morant umsegelten, waren alle Passagiere bereits zu Bett, ausgenommen ich und Capitän Starkey, der sich in seiner Cajüte eifrig mit dem Ordnen seiner Papiere beschäftigte. Ich selbst befand mich in einem zu aufgeregten Zustande, um an Schlafen denken zu können, und setzte daher meinen Spaziergang auf dem Decke in Gesellschaft des ersten Lieutenants Hawkins, welcher die Wache hatte, fort, und betrachtete begierig die Lichter an dem mir so wohl bekannten Ufer, welches ich vor einem Jahre mit sehr geringer Hoffnung, dasselbe jemals wiederzusehen, verlassen hatte. Während ich so nach dem Ufer hinschaute, zitterte plötzlich ein lebhafter Glanz wie ein rother Mondstrahl über die finstere See dahin, und als ich mich sogleich umwendete, bemerkte ich, daß derselbe von einer Flamme herrührte, die aus der großen, von zwei Matrosen in diesem Augenblicke aus irgend einem Grunde ein wenig geöffneten Luke hervorstrahlte. Bei dem Zustande der Schwäche, in welchem ich mich noch befand, lähmte mich der Schreck, den mir diese Flamme ein-

jagte — denn ich dachte sogleich an die an Bord befindlichen Pulverfässer — auf einige Augenblicke vollständig, und ich wäre auf das Verdeck niedergestürzt, wenn ich mich nicht unwillkürlich an den Schanznetzen festgehalten hätte. Der Ruf: „Feuer! Feuer!“ der schrecklichste, den man zur See vernehmen kann, ertönte durch das Schiff. Man lief und drängte sich von allen Seiten. Das erschreckende Getöse hatte mich so in Aufregung versetzt, daß ich inmitten der verworrenen Stimmen und des rastlosen Handthierens der Matrosen kaum die imponirende Gestalt des Capitäns wahrnahm. Aber dieser war so eben auf das Verdeck gesprungen; mit dem Sprachrohr in der Hand gebot er Ruhe und befahl, die brennende Luke zu schließen. Nachdem dieser Befehl prompt ausgeführt war, stieg er in das Vordercastell hinab. Die zwei oder drei Minuten seiner Abwesenheit kamen uns wie ein Jahrhundert vor. Jedermann war so sehr davon überzeugt, daß unsere Rettung allein von seinem Urtheil und seiner Festigkeit abhing, daß bis zu seiner Rückkehr kein Wort gewechselt, ja nicht einmal eine Pantomime gemacht wurde. Endlich erschien er, geschwärzt vom Feuer, und trug etwas in seinen Armen, das wie ein Leichnam aussah. Er warf seine Last auf das Verdeck, wandte sich lebhaft an Hawkins und sagte zu ihm mit gedämpfter Stimme:

„Laufen Sie hinab, wecken Sie die Passagiere und bringen Sie mir meine Pistolen aus meiner Cajüte. Schnell, schnell! Der Verlust eines Augenblickes kann hinreichen, um uns in's Verderben zu stürzen.“

Dann wandte er sich an die Matrosen und sagte zu ihnen mit schneller, aber fester Stimme:

„Ihr wißt, daß ich unter keinen Umständen und unter keinem Vorwande fähig bin, Euch zu täuschen. Also hört mir mit Aufmerksamkeit zu. Dieser Schlingel, den Ihr da seht, der Bediente des Lieutenants Arguellas, hat mit seinem Lichte den Rum in Brand gesetzt, den er zu stehlen beschäftigt war. Der ganze Schiffsraum steht in Flammen und es wäre nichts als Vergeudung der kostbaren Zeit, wenn wir versuchen wollten, den Brand zu löschen.“

Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth erhob sich unter der Mannschaft. Mit einem Sprunge stürzten sich die Matrosen auf die Schaluppen, aber sie standen still, als sie die feste und entschiedene Stimme des Capitäns hörten:

„Niemand rühre sich von der Stelle! Aufgepaßt! Sobald Unordnung und Uebereilung entsteht, sind wir sämmtlich verloren! Wenn wir aber Muth und Entschlossenheit zeigen, so kann Jedermann an Bord gerettet werden, bevor das Feuer das Pulver erreicht. Und denkt daran,“ fügte er hinzu, indem er von Hawkins seine Pistolen empfing und sie spannte, „daß ich dem Ersten, welcher ungehorsam ist, eine Kugel zusende, und Ihr wißt, daß alle meine Schüsse treffen. Vorwärts, an's Werk, mit Entschlossenheit und Energie!“

Es war ein schönes Schauspiel, den Einfluß zu sehen, welchen die Worte und die eben so energische wie imponirende Haltung des Capitäns auf diese Männer ausübten. Der panische Schrecken, welcher sie ergriffen hatte, machte einer festen Entschlossenheit Platz und in wenig Augenblicken waren die Bote auf dem Wasser.

„Sehr gut, brave Burschen, sehr gut!“ sagte der Capitän. „Wir haben noch hinlänglich Zeit. Vier Mann bleiben bei mir,“ — und er rief sie mit Namen auf — „drei andere steigen in jede Schaluppe; zwei in das Bot; führt die Fahrzeuge auf diejenige Seite des Schiffes, die nach dem Lande liegt. Wenn sich Alle über Hals und Kopf hineinstürzen wollten, so würden die Schaluppen umschlagen, und wir haben nur Zeit zu einer einzigen Ueberfahrt.“

Unterdessen waren die Passagiere auf das Verdeck gestürzt, halbbekleidet und vom heftigsten Schrecken erfüllt, denn Alle wußten, daß eine große Menge Pulver an Bord war. Sobald die Bote das Schiff berührten, stürzten sich die Männer, Weiße und Farbige, vor, um selbst noch vor den Frauen und Kindern hineinzugelangen, und dachten offenbar nicht an die, welche sie zu opfern im Begriffe waren; so sehr fühlten sie sich gedrängt, den Vulcan zu verlassen, welcher unter ihren Füßen glühte.

Aber der Capitän, unterstützt von den vier kräftigen Matrosen, welche er eigens dazu auserwählt hatte, trieb sie heftig zurück.

„Zurück! zurück!“ rief er mit Donnerstimme. „Zuerst die Frauen und die Kinder, dann die Greise. Reicht der Sennora

Arguellas die Hand, dann ihrer Tochter Donna Antonia; schnell!"

Während das junge Mädchen im Begriffe war hinabzusteigen, schlug eine Flamme aus der Hauptluke mit dem Geräusche einer Explosion heraus. Die Passagiere stießen einen Schrei des Schreckens aus und stürzten vor, um die Leiter zu erreichen. Dupont bahnte sich mit der Kraft eines Rasenden einen Weg mitten durch die Matrosen und rannte so heftig an Antonia, daß diese in das Meer gestürzt wäre, wenn sie der Capitän nicht mit Aufbietung aller Kräfte festgehalten hätte.

„Zurück, Elender, zurück, Feigling!" rief der Capitän, durch die Gefahr, in welcher sich die junge Dame befand, außer sich gebracht und ihn fest am Kragen packend. „Blickt dorthin, blickt einen Augenblick dorthin!" fuhr er fort und zeigte mit der Mündung seiner Pistole auf mehrere Haifische, welche man beim Scheine der Flamme in kurzer Entfernung vom Schiffe genau unterscheiden konnte. „Matrosen!" rief er dann, „Ihr werft Jeden über Bord, welcher sich herandrängt, ehe die Reihe an ihn kommt!"

„Ja wohl, ja wohl, Capitän!" antworteten die Männer einstimmig.

Diese furchtbare Drohung stellte sofort die Ordnung wieder her. Man schiffte dann die Frauen und Kinder der Farbigen ein; die Schaluppe schien vollständig angefüllt zu sein.

„Abgestoßen!" befahl der Capitän, „die Schaluppe kann ohne Gefahr Keinen mehr aufnehmen."

Ein unterdrückter Seufzer ließ sich hören und wurde verstanden.

„Haltet noch einen Augenblick!" rief der Capitän; „laßt Sennor Arguellas hinabsteigen. — Gut — stoßt ab, und schnell!"

Die zweite Schaluppe wurde schleunigst gefüllt. Die Farbigen, mit Ausnahme eines Einzigen, und die drei Amerikaner stiegen hinein.

„Ihr seid ein edles Herz," sagte Herr Desmond, indem er die Hand des Capitäns ergriff, „und ich war toll, daß ich —"

„Vorwärts," entgegnete der Capitän, „es ist jetzt keine Zeit zu Complimenten."

Der Befehl zum Abstoßen war eben gegeben, als der Blick des Capitäns zufällig auf mich fiel, der ich stumm vor Schreck hinter ihm stand und mich auf die Schanznetze stützte.

„Noch einen Augenblick!" rief er, „da ist noch ein junger Mensch, dessen Gewicht die Schaluppe nicht zu sehr beschweren kann!" und er ließ mich hinab und sagte dabei mit leiser Stimme: „Erzähle Deinen Eltern von mir, im Falle ich dieselben nicht wiedersehen sollte!"

Es blieb nur noch ein Bot übrig, welches höchstens acht Menschen fassen konnte, und man fragte sich voll Angst, wie dasselbe außer den zwei Matrosen, die schon darin saßen, noch den Lieutenant Arguellas, Herrn Dupont, einen Farbigen, vier Matrosen und den Capitän aufnehmen sollte. Alle wurden jedoch schleunigst eingeschifft mit Ausnahme des Letztern allein.

„Kann es noch Jemand tragen?" fragte er mit so fester Stimme wie stets zuvor.

Ich bemerkte jedoch, daß sein Gesicht, obgleich voll Entschlossenheit, von einer Todtenbläße überzogen war.

„Da es sich um Sie handelt, so wollen wir es gern thun; aber wir sind fürchterlich belastet und haben gefährliche Nachbarn."

„Wartet einen Augenblick. Ich kann das Schiff nicht verlassen, so lange noch eine Seele an Bord ist."

Er that schleunig einige Schritte, kehrte mit dem Körper des noch betäubten Bedienten des Lieutenants Arguellas zurück und ließ denselben in das Bot hinab. Der Capitän mußte ein dumpfes Gemurmel vernehmen, aber er warf das Tau des Botes in's Meer und rief:

„Jetzt stoßt ab und rettet Euch!"

Die Ruder senkten sich und das Bot fuhr davon.

Jetzt, wo Alle, mit Ausnahme seiner selbst, in Sicherheit waren, begann der Capitän, die Hand über den Augen, mit forschenden Blicken nach dem Ufer zu spähen; bald wendete er sich an die bereits am weitesten entfernte Schaluppe: „Man muß uns schon seit einiger Zeit vom Ufer aus bemerkt haben," sagte er, „und Pilotenbote müssen unterwegs sein, wiewohl ich noch nichts davon wahrnehmen kann: sobald Ihr einem derselben begegnet, so treibt es zur Eile an. Diese eine Hoffnung bleibt mir noch übrig."

Diese ganze Scene, auf deren unvollkommene Wiedergabe nach meinen eigenen

und den Erinnerungen Anderer ich so viele Worte verwenden mußte, dauerte, wie mich später Herr Desmond versicherte, von der Einschiffung der Sennora Arguellas bis zum Abstoßen des letzten Botes, nur acht Minuten.

Niemals werde ich den Anblick vergessen, welchen dies den Flammen zur Beute gewordene Fahrzeug darbot, der einzige Gegenstand, uns selbst ausgenommen, welcher in der finstern Nacht auf dem Spiegel des Meeres sichtbar war, und wo wir den heroischen Mann zurückgelassen hatten, welcher, nachdem er uns durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart gerettet hatte, seinerseits zu einem unvermeidlichen Tode verurtheilt schien. Wir waren höchstens zweihundert Ellen vorwärts gekommen, als die Flammen, von allen Seiten auf das Verdeck schlagend, die Takelage und einige Segel ergriffen und mit feurigen Zügen den Rumpf des Schiffes, sowie die Masten mit den Raaen am Himmel abzeichneten. Der Capitän hatte sich, um die Hoffnung nicht zu verlieren, von der er gesprochen hatte, an das äußerste Ende des Bugspriets begeben, und war dort für einige Zeit in Sicherheit vor den Flammen; aber wozu sollte das nutzen, als nur um die Angst vor dem Tode, der ihn erwartete, zu verlängern?

Die Schaluppen entfernten sich im tiefsten Schweigen, welches nur durch das tactmäßige Geräusch der Ruder unterbrochen wurde, und mehr als ein Blick haftete mit lebhafter Angst an dem Ufer, in der Hoffnung, endlich den Piloten zu entdecken, den man erwartete. Endlich erscholl ein deutlich vernehmbarer Ruf, die Matrosen antworteten demselben und inmitten der Finsterniß schoß ein Bot daher, welchem unmittelbar darauf ein zweites folgte.

„Was für ein Schiff ist es?" rief ein Mann, der auf dem Bugspriet des ersten Fahrzeuges saß.

„Der Neptun, und es ist Capitän Starkey, der sich auf dem Bugspriet hält."

Ich erhob mich lebhaft, und mit aller Kraft, deren ich fähig war, schrie ich:

„Hundert Pfund Sterling für das Bot, das zuerst das Schiff erreicht!"

„Das ist die Stimme und die Gestalt des jungen M.," rief der Pilot. „Vorwärts! Hurrah die Belohnung!" und die beiden Bote eilten mit aller Macht vorwärts, ohne wahrscheinlich die Gefahr zu ahnen, in welche sie sich begaben.

Einen Augenblick darauf kam noch ein anderes Fahrzeug heran, aber als es nach einigen Fragen und Antworten die Lage der Dinge erfahren hatte, blieb es am Platze und nahm einige von den Passagieren auf. Unsere eigenen Schaluppen sanken unter der übermäßigen Last zu tief ein und zumal das kleinste Bot war in großer Gefahr.

Wie schrecklich marterte uns die Angst der Ungewißheit die ganze Zeit hindurch! Heute noch kann ich kaum ohne Aufregung daran denken. Ich schloß die Augen und mit zitterndem Herzen erwartete ich die Explosion, welche Alles beendigen sollte. Und sie kam! — wenigstens glaubte ich es und sprang erschrocken in die Höhe. Mein Gehirn war durch den doppelten Einfluß einer eben erst überstandenen schweren Krankheit und des erlebten Schreckens so geschwächt, daß ich den lärmenden Aufschrei der Leute in den Hafenboten für die Katastrophe genommen hatte. Niemand war mehr auf dem Bugspriet, nur ein Tau hing von demselben hernieder. Die beiden Piloten, welche ohne Zweifel die Gefahr nicht kannten, entfernten sich bereits wieder von dem Schiffe. Unterdessen hörten wir nicht auf, sie anzufeuern. Plötzlich stieg eine ungeheure Feuergarbe aus dem Schiffsraum empor; eine fürchterliche Explosion ertönte. Ich fiel nieder oder wurde umgeworfen, ich weiß nicht wie; die Schaluppe wurde erschüttert, als ob sie von einem heftigen Strudel ergriffen worden wäre; dann kam das Pfeifen und Geräusch einer Menge Gegenstände, die aus einer ungeheuern Höhe in das Meer hinabstürzten; endlich folgte auf die blendende Helligkeit und das fürchterliche Getöse das tiefste Stillschweigen und die dickste Finsterniß, in welcher man nicht einmal seinen Nachbar unterscheiden konnte. Dieses Stillschweigen wurde durch einen Zuruf unterbrochen, der aus einem der Pilotenbote kam; wir erkannten die Stimme und unsere lauten Jubelrufe bezeugten dem braven Capitän, wie glücklich wir waren, ihn gerettet zu sehen. Eine halbe Stunde später stiegen wir wohlbehalten an's Ufer, und da Schiff und Ladung versichert waren, so war der einzige Erfolg eines Unsterns, der uns in eine so große Gefahr geführt hatte, ein

ziemlich beträchtlicher Verlust der Assecuranzgesellschaft.

Ein silbernes Service wurde dem Capitän Starkey bei einem öffentlichen Mahle überreicht, welches ihm zu Ehren zu Kingston veranstaltet wurde. Im Verlaufe der Danksagung, welche er bei dieser Gelegenheit aussprach, erläuterte der Capitän den Grund, welcher ihn dazu bestimmt hatte, das Duell mit Dupont beharrlich zu verweigern, ein Duell, über welches die Zeitungen bereits mehr als eine Lesart gebracht hatten.

„Nachdem ich bereits sehr jung zur Waise geworden war," sagte er, „wurde ich von einer Tante, Mistreß C. (er nannte einen wohlbekannten Namen) mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit erzogen. Ihr Gatte wurde in einem Duell getödtet, im zweiten Monate nach ihrer Verheirathung. Meine Tante verbrachte ihr Leben in fortwährender Trauer, bis ich mein neunzehntes Jahr erreichte; der Schmerz, welcher ihr Leben verdüstert hatte, hatte einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, und es hatte sich mir ein so ernstlicher Abscheu gegen den barbarischen Gebrauch eingeprägt, welcher Schuld war an ihrem vorzeitigen Ende, daß es des feierlichen Versprechens nicht bedurfte, welches sie mir auf ihrem Sterbebette abforderte, nie und unter keinen Umständen ein Duell anzunehmen. Was mein Benehmen bei dem unglücklichen Brande des Neptuns betrifft, welches mein Freund, Herr Desmond, mit zu viel Lobeserhebungen geschildert hat, so habe ich nichts weiter gethan als meine Pflicht; er und ich gehören einer Rasse von Seeleuten an, welche den Grundsatz als heilig ansehen, daß der Capitän der Letzte sein muß, der sein Schiff verläßt. Uebrigens hätte ich der größte Feigling sein müssen, wenn ich schwach geworden wäre in Gegenwart von — von — das heißt — unter den Umständen, welche — in der That — ich meine —" Hier erröthete der Capitän und blieb in seiner Rede stecken; offenbar war er kein Redner; ich weiß nicht, ob seine Verwirrung durch den eigenthümlichen Gesichtsausdruck des Sennor Arguellas hervorgerufen wurde, der ihn in diesem Augenblicke ansah, oder durch den Blick, den er auf die Galerie warf, wo er die würdige Ruhe der Sennora Arguellas und das Erröthen der Donna Antonia wahrnahm; indeß er fuhr fort, mühselig zu stottern, obgleich ihn die Gesellschaft auf jede Weise ermuthigte und ihm Zeit gab, sich zu sammeln. Nach einigen unverständlichen Redensarten setzte er sich voll Verwirrung wieder nieder, man spendete ihm jedoch lauten Beifall und zeigte ihm allgemein die wohlwollendste Gesinnung.

Ich habe nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Der Capitän Starkey ist seit langer Zeit zu Havannah ansässig, Donna Antonia ist Mistreß Starkey geworden und der Capitän befindet sich in glücklichen Verhältnissen. Ich weiß nicht, was aus Dupont geworden ist, und, die Wahrheit zu gestehen, habe mich auch wenig darum bekümmert. Der Lieutenant Arguellas ist zum Grade eines Majors aufgerückt, wenigstens glaube ich, daß er der Major jenes Namens war, dessen die Zeitungen als leichtverwundet bei der Expedition des Flibustiers Lopez erwähnten.

„Und Sie, Herr Erzähler," fragt mich einer der Leser vielleicht, „wie geht es Ihnen jetzt?"

„Mir? — ich danke, ich befinde mich ganz gut!"

Shelley und Byron.

Bearbeitet von Emma Hertz

nach dem Englischen des E. J. Trelawny.

II.

Derjenige, welcher eine Sympathie für das Mystische des Charakters sowohl als der Dichtungen Shelley's empfindet, der, welcher das vorwaltend Göttliche in dieser Menschennatur wahrzunehmen glaubt, wird die Worte Posa's: „Dies Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif," auch auf diesen, von seinen Zeitgenossen gänzlich mißverstandenen Menschen und Dichter anwendbar finden.*) Und wenn Schiller die Aufgabe

*) Nach Shelley's Tode schrieb Byron in einem Briefe an Moore über ihn: „Es ist ein Mensch dahingegangen, in welchem sich die Welt wieder einmal auf die unverständigste, unnatürlichste und brutalste Weise getäuscht hat." Und gegen Trelawny äußerte er einmal, als er sich an die Kränkungen, die man ihm selbst in England zugefügt hatte, erinnerte: „Und Shelley, dieser beste und edelste der

seines Posa damit, daß er „einen Funken Wahrheit in des Despoten Seele geworfen," als beendet ansieht, und ihn alsdann ein williges Opfer eigener großherziger Schwärmerei werden läßt, so hat die allweise Vorsehung Shelley durch einen frühzeitigen und plötzlichen Tod einer Welt entzogen, in welcher er sich ewig ein Fremder fühlen mußte. Diese Annahme wird der Leser in den Mittheilungen Trelawny's häufig begründet finden, namentlich da, wo er uns Gelegenheit gibt, den Dichter, dessen stillen und abgeschlossenen Geist jedes geräuschvolle Leben und Treiben der Welt mehr beunruhigte als ergötzte, in einer der romantischsten, einsamsten Gegenden Italiens im vertrautesten Umgang mit der Natur, seinem eigenen Lebenselement zu beobachten.

Der Verfasser dieser Mittheilungen, welcher seine Betrachtungen über Shelley und Byron aus der Quelle eines engen und täglichen Zusammenlebens mit ihnen schöpft, offenbart bei den häufigen Vergleichen, welche er zwischen den Charakteren dieser beiden Dichter aufgestellt, freilich eine große Vorliebe für Shelley, und darf man, zu Gunsten Byron's, über welchen Shelley bei jedem solchen Vergleich einen glänzenden Sieg davonträgt, den Beurtheiler von einer vorwaltenden Sympathie für den Letzteren nicht völlig frei sprechen. Er selbst würde auch schwerlich sich diese Empfindung wegleugnen und ebenso wenig in Abrede stellen wollen, daß ihm dadurch das Verständniß für das Mystische in Shelley's Natur erleichtert wurde, indessen verdient er sicherlich nicht den Vorwurf der Ungerechtigkeit, da seine Anschauungen in diesem Punkte mit den von ihm selbst erlebten Ereignissen und Thatsachen überhaupt in unbestreitbarer Harmonie stehn. Schon die in der nächstfolgenden Erzählung mitgetheilten Züge aus dem Leben Shelley's geben ein so anziehendes Bild von dessen Originalität, daß ein großer Theil der Leser sich gewiß selbst nicht wird erwehren können, die scheinbar parteiische Sympathie des Erzählers für ihn zu theilen. Wir lassen Trelawny hier seine früher mitgetheilten Berichte fortsetzen.

* * *

Menschen — wie einen tollen Hund verjagten sie ihn aus seinem Vaterlande, weil er ein christliches Dogma in Zweifel gezogen."

„Es ist im Allgemeinen rathsam, jede Begegnung mit Schriftstellern und Dichtern, deren Werke uns ergötzen oder belehren, zu vermeiden; ihre persönliche Bekanntschaft dürfte unser Vergnügen an der Lectüre ihrer Werke leicht beeinträchtigen. Shelley war eine entschiedene Ausnahme von dieser Regel, hier konnte man sagen, daß man, um seine Poesien richtig zu beurtheilen, eigentlich ein Zeuge seines täglichen Lebens sein mußte. Seine Worte und Handlungen gaben das beste Verständniß für seine Schriften.

Ich badete eines Tages an einer tiefen Stelle im Arno, und Shelley sah mit Erstaunen den Schwimmkünsten zu, welche ich von den Bewohnern der südlichen Meere gelernt hatte. Als ich aus dem Wasser kam, sagte er betrübt: „Warum kann ich nicht schwimmen? Es scheint so leicht zu sein." Ich antwortete: „Weil Sie meinen, Sie können es nicht. Wenn Sie wollten, könnten Sie es schon. Springen Sie nur getrost in's Wasser, und wenn Sie in die Höhe kommen, da legen Sie sich gleich auf den Rücken, und Sie werden schwimmen, wie eine Ente — aber den Rücken müssen Sie einziehen." — Im Augenblicke hatte er seine Kleider abgeworfen und war in den Fluß gesprungen. Da lag er ausgestreckt auf dem Boden gleich einem Meeraal und machte auch nicht die geringste Anstrengung, in die Höhe zu kommen. Er würde sicherlich ertrunken sein, hätte ich ihn nicht schnell herausgezogen. Als er wieder Athem schöpfte, sagte er: „Dies ist eine leichte Art, sich von der Last des Körpers zu befreien."

„Glauben Sie an die Unsterblichkeit des Geistes?" fragte ich ihn. „Gewiß nicht, — wie könnte ich?" antwortete er, „wir haben keine Beweise, wir sind nicht einmal fähig, unsere innersten Gedanken auszudrücken, denn diese sogar sind uns selbst unverständlich."

„Warum aber nennen Sie sich denn einen Atheisten? Das vernichtet Sie schon in dieser Welt."

„Es ist ein Wort," erwiederte er, „welches die Welt mißbraucht, um jede Untersuchung abzuschneiden, ein gemalter Teufel, die Thoren zu schrecken, eine Drohung, die Guten und Weisen einzuschüchtern. Ich gebrauchte es nur, um meinen Abscheu vor dem Aberglauben auszudrücken. Ich nahm das Wort auf, wie ein Ritter den Hand-

schuh aufnimmt, um die Ungerechtigkeit herauszufordern. Die Täuschungen des Christenthums sind dem Genius und der Ursprünglichkeit gefährlich, sie beschränken die Gedanken."

Shelley's Durst nach Wissen war unlöschbar. Er setzte sich an die Arbeit über ein Buch oder über eine ganze Pyramide von Büchern. Seine Augen glänzten dann von so durchdringender Kraft, wie die des armen Goldgräbers, der an einem Quarzfelsen arbeitet, und dessen forschendem Blick, während er sich seinen Weg durch alle Hindernisse bricht, doch kein einziges Körnchen reinen Goldes entgeht. Ich besuchte den Dichter eines Morgens um zehn Uhr, und fand ihn in seinem Studirzimmer vor einem offenen deutschen Buche, welches auf dem Gesimse eines alterthümlichen Kamins lag. Er selbst stand, und hatte ein Wörterbuch in der Hand. Er las gewöhnlich stehend. Er hatte mit mir einen Spazierritt verabredet, bat mich aber jetzt, ihn seines Versprechens zu entbinden. Ich ritt also allein nach Livorno, eine Entfernung von elf bis zwölf Meilen, brachte dort mehrere Stunden zu, und als ich Abends nach Hause kam und in Shelley's Zimmer trat, fand ich ihn noch in derselben Stellung, in welcher ich ihn des Morgens verlassen hatte, doch sah er bleich und erschöpft aus. „Nun," sagte ich, „haben Sie es gefunden?" „Nein," erwiederte er mit einem tiefen Seufzer, indem er das Buch schloß und an's offene Fenster trat; „ich habe es verloren, und einen ganzen Tag dazu."

Ich bat ihn dann, sich zu erholen und vor allen Dingen zum Essen zu kommen.

Er fuhr mit den langen, dünnen Fingern durch die Masse seiner verwirrten Haare, und sagte mit schwacher Stimme: „Gehen Sie nur ohne mich, ich habe schon früh meinen Mittag gehalten, das späte Essen sagt meinem Körper nicht zu."

Als ich aus dem Zimmer gehen wollte, bemerkte ich auf einem seiner Bücherbretter einen Teller mit Brot und kaltem Fleisch. „Für wen ist das?" fragte ich. „Das," sagte er erröthend, „ei, das muß wohl mein Mittagbrot sein. Sonderbar, ich glaubte wirklich, ich hätte schon gegessen!"

* * *

Um bald dahin zu gelangen, wo uns Gelegenheit werden soll, Shelley entfernt von jedem Weltgeräusch in ländlicher Zurückgezogenheit und in beglückender Seelenverwandtschaft mit der Natur zu sehen, sei es uns gestattet, Trelawny's Erzählung einige Augenblicke zu unterbrechen, um andeutungsweise das mitzutheilen, was Shelley zu dem Entschluß, sich von Pisa zu entfernen, Veranlassung gab.

Ein flüchtiger Besuch, welchen er mit Trelawny von Pisa aus nach Livorno macht, führt ihn nach dem dortigen Hafen, wo er Gelegenheit nimmt, an Bord einiger der aus allen Weltgegenden versammelten Schiffe zu gehen. Die eigenthümlich schöne Bauart eines amerikanischen Klippers fesselt ganz besonders seine Aufmerksamkeit, und die scherzhafte Aeußerung Trelawny's, sich nach diesem Muster ein Bot bauen zu lassen, findet einen ernsten Anklang in des Dichters Brust. Jedes Mittel, welches ihn mit einem Elemente der Natur vertrauter machen konnte, beschäftigte seine Phantasie so lange, bis er es erreicht hatte, oder sich genöthigt sah, es als etwas Unerreichbares aufzugeben. Schon auf der Rückfahrt von Livorno wird dies Bot ein Gegenstand ernster Betrachtung. Trotz der bedeutenden Geldmittel, über welche Shelley gebieten konnte, ließ er den äußern Comfort in Betreff seiner Person gänzlich unberücksichtigt, aber für das Vergnügen, ein eigenes Bot zu besitzen, in welchem er auf dem schönen Arno unter dem blauen Himmel Italiens dahinsegeln konnte, war ihm kein Preis zu hoch. Ein Plan ward entworfen, und die Ausführung desselben Trelawny übergeben, dessen praktischer Sinn diesmal noch durch die hilfreiche Hand eines im Schiffsbau wohlerfahrenen Freundes, des Seecapitäns Roberts aus Genua, unterstützt werden sollte. Aber so plötzlich gefaßte Pläne, die häufig nur Schnellgeburten der Phantasie sind, finden in der Erfüllung selten Befriedigung, und pflegen oft nur dazu zu dienen, neue zu erzeugen. Wenn Shelley ein Bot besaß, so mußte er auch für dasselbe einen weiteren Spielraum haben als den, welchen der Arno ihm bieten konnte. In der Nähe des Meeres mußte er wohnen, sich mit der ganzen Gewalt desselben vertraut machen. Es wurde nun beschlossen, den Sommer an dem

Meerbusen von Spezzia zuzubringen; daß Trelawny mitgehen sollte, verstand sich von selbst, und Shelley zweifelte keinen Augenblick, daß die Familie Williams gern die Stadt gegen einen so herrlichen ländlichen Wohnort vertauschen würde. Byron für dieses Project zu gewinnen, schien nicht so leicht, denn sich seiner gewohnten Lebensweise zu entziehen, war ein Opfer, welches dieser weder dem Vortheile Anderer, noch dem eigenen bringen mochte. Trelawny übernahm es dennoch, ihm den Vorschlag zu machen.

* * *

„Des folgenden Tages," fährt der Verfasser fort, „theilte ich Byron unsern Plan mit, und ohne Zureden meinerseits, ging er freudig darauf ein, bat mich, eine Jacht für ihn bauen zu lassen und mich nach einem Hause umzusehen, das so nahe wie möglich an der See gelegen wäre. Ich ließ einige Tage vorübergehen, bevor ich einen Schritt zu diesem Zwecke that, um zu sehen, ob sein launenhafter Sinn sich nicht ändern würde, und erst als er seinen Wunsch dringend wiederholte, schrieb ich einem alten Freunde, dem Seecapitän Roberts, welcher damals in Genua lebte, und besonders befähigt war, solchen Auftrag auszuführen, und ersuchte ihn, Pläne und Berechnungen zu zwei verschiedenen Böten herzuschicken, zu einem offenen für Shelley und zu einem großen mit einem Deck für Byron. Bald darauf ritten Williams und ich längs der Küste des Meerbusens von Spezzia, um Wohnungen zu suchen. Shelley's Ansprüche, das wußte ich wohl, waren auch hier gänzlich frei von Eitelkeit; dennoch hatten wir die größte Schwierigkeit, ein Haus zu finden, in welchem selbst die einfachste Bürgerfamilie ihren Verhältnissen gemäß leben könnte.

An den Ufern dieser prächtigen Bucht, welche an Naturschönheit nur durch die Bucht von Neapel übertroffen wird, hat die Tyrannei so gänzlich die Energie und den Unternehmungsgeist der Menschen gelähmt, daß das einzige Zeichen menschlicher Ansiedelung in einigen elenden Fischerdörfern bestand, die längs dem Ufer dieser Bucht zerstreut umherliegen. Nahe seinem Mittelpunkt zwischen den Dörfern St. Otrenzo und Lerici kamen wir an ein verödetes, alleinstehendes Gebäude „Villa Magni" (S. 507) genannt, welches mehr einem Bot oder Badehaus, als einer Wohnung glich. Es diente zum Aufbewahren für Takelwerk und Fischergeräthe, bestand aus einer Terrasse oder vielmehr aus einem ungepflasterten Erdgeschoß und einem einzigen Stockwerk. Dieses war in eine Halle oder einen Saal und vier kleine Zimmer, deren Wände einst weiß gewesen sein konnten, eingetheilt. Auch ein Kamin zum Kochen war vorhanden. Ich meinte, daß Shelley und seine Frau sich während des Sommers damit begnügen möchten. Das einzig Hübsche dabei war eine der See gegenüberliegende Veranda.

Wir suchten den Eigenthümer auf, und mietheten das Haus auf sechs Monate. Aber hier, in nicht zu weiter Entfernung von der Bucht, einen Palast für einen „Milordo Inglese" zu finden — daran war nicht zu denken. Für mich selbst hatte ich in Lerici ebenfalls kein bewohnbares Asyl gefunden, ich beschränkte also meinen Plan darauf, so oft als möglich der dringenden Einladung der Freunde zu folgen, meinen Wohnsitz aber in Livorno zu nehmen; jedoch die Gesellschaft der beiden Familien, namentlich diejenige Shelley's, machte mir die romantische Einsamkeit, in der sie lebten, so anlockend, daß ich den größten Theil des Sommers dort verlebte. Hier in dieser ihm so seelenverwandten Natur hatte Shelley erst die wahre Heimath gefunden, und ihn so befriedigt zu sehen, mußte Allen, die ihn umgaben und verstanden, selbst die höchste Befriedigung geben.

Von Mrs. Shelley und Mrs. Williams erinnere ich mich freilich manchen Seufzer über ihren Sommeraufenthalt gehört zu haben, und daß alle Beredtsamkeit Williams nöthig gewesen war, um sie überhaupt zu bewegen, dort einzuziehen. Wir Männer hatten nur die See und die Gegend angesehen, und wären zufrieden gewesen, in einem Zelte zu wohnen. Aber Frauen betrachten ihr Haus wie ihr Reich. Ohne Empfangzimmer sind sie wie Gemälde ohne Rahmen, oder Vögel ohne Federn — das fühlten auch wohl jene beiden Frauen, als sie Alles daran setzten, diesen wüsten Ort in ein behagliches Wohnhaus umzuwandeln.

Eine von den Gewohnheiten der Eingeborenen dieser Bucht erinnerte mich an die Inselbewohner der Südsee. Bei Sonnenuntergang zog die ganze Bevölkerung

Männer, Frauen und Kinder, nach dem Wasser, und vergnügte sich gleich wilden Enten stundenlang darin. Wir thaten zuweilen dasselbe, und Shelley besonders ergötzte sich an diesem Zeitvertreibe, zu dem seine Frau jedoch ein ernstes Gesicht zu machen pflegte. Einmal äußerte sie sogar, daß solcher Scherz „unschicklich" wäre. Mit Heftigkeit stritt Shelley gegen die Willkür dieses Worts. „Schweig, Marie!" rief er, „die Echo's dieser Wälder und Felsen haben das gefährliche Wort niemals gekannt, mögen sie es von Dir nicht lernen. Dies war eins der Worte," fuhr er fort, „welche meine Namensgenossin, die Schlange, in Eva's Ohr flüsterte, und jedesmal, wenn ich es höre, wünsche ich mich weit weg nach einer einsamen Insel, wo es keine andern Bewohner gibt, als Seehunde, Seevögel und Wasserratten." Dann sagte er sich zu Williams wendend: „In Pisa meinte meine Frau, eine Jacke zu tragen wäre nicht schicklich, weil dort Niemand eine Jacke trüge, und hier ist es nicht schicklich zu baden, weil Jedermann badet? O, was ist denn richtig zu thun?"

Williams kehrte nach Pisa zurück, ich ritt weiter nach Genua, und besprach mit Roberts das Nöthige über die Böte, welche er für uns bauen sollte. Er hatte mit seiner gewohnten Geschäftigkeit sich schon die Erlaubniß verschafft, sie in den königlichen Docks zu bauen, und war auch mit seinen Plänen und der Kostenberechnung bereits fertig.

Als ich nach Pisa zurückkam, fand ich die beiden Dichter denselben Gewohnheiten nachgehend, bei welchen ich sie verlassen hatte. Byron stand nach zwölf Uhr Mittags auf und schlenderte 2 bis 3 Stunden umher, dann wurde der gewöhnliche Weg zu Pferde gemacht, auf demselben Bauerngute angehalten, einige Knallbüchsen abgeschossen und dann in derselben gemächlichen Weise nach Hause geritten. Seinem einfachen Mahle folgte ein Besuch bei der Familie Gamba und diesem — die Mitternachtslampe und — die unsterblichen Verse.

Der Andere war um sechs Uhr, spätestens um sieben außer dem Bette, las den Plato, Sophokles oder Spinoza, wobei er ein Stück trockenes Brot verzehrte. Dann machte er mit Williams in einem Segelbot eine Fahrt auf dem Arno, immer mit dem Buche in der Hand, und von dort ging er allein nach dem Fichtenwalde oder nach einem andern einsamen Plätzchen. Wenn die Vögel ihre Nester suchten, begab auch er sich nach Hause, und widmete den Abend bis zur Mitternacht der mündlichen Unterhaltung oder der Lectüre. Die Gleichmäßigkeit dieses Lebens wurde nur in langen Zwischenräumen durch die Ankunft einiger alten Freunde Byron's: Roger, Hobhouse, Moore, Scott (nicht Sir Walter) unterbrochen, und diese Besuche waren kurz. John Murray, Byron's Verleger, versorgte unsere beiden Dichter mit der neuesten Lectüre und schrieb ergötzliche Briefe voll Neuigkeiten; so thaten auch Thomas Moore und noch Andere. Solche Briefe wurden uns gewöhnlich vorgelesen, wobei Byron einmal höhnisch bemerkte, daß seine Privatcorrespondenz mehr bekannt sei als eine seiner veröffentlichten Schriften.

Shelley's kindischer Eifer, das neue Spielzeug zu haben, von welchem er sich so viel Vergnügen versprach, war erfreulich mit anzusehen; er schien schon die Freude lebhaft zu empfinden, wenn er auf dem Bote über die blaue See und unter dem wolkenlosen Himmel Italiens dahingleiten würde. Sein Freund Williams genoß dies Vergnügen ebenfalls schon im Vorgefühl. Auf dem sandigen Ufer des Flusses machten wir Grundrisse von dem genauen Umfange des Botes, theilten es in verschiedene Abtheilungen. Der vordere Theil sollte ein Verdeck haben und zum Packraum dienen, und dann kauerte ich mich mitten in die herumgezogenen Striche, um die Stelle zu bezeichnen, wo die Cajüte hinkommen sollte. Mit einer vor ihnen ausgebreiteten Karte des mittelländischen Meeres und mit einer so wichtigen und ernsthaften Miene, wie die des Columbus und seiner Gefährten wohl gewesen sein mochte, hielten sie dann Rath, welche Inseln besucht, und welche Küsten erforscht werden sollten. Byron, welcher bei solchen Scenen gewöhnlich ein müßiger Zuschauer war, fragte mich einmal, nachdem er über unsere Pläne seine satirischen Bemerkungen gemacht, mit einem Mephistolächeln nach dem Betrage des Bergelohnes, den wir, die Berger, in dem wahrscheinlichen Falle, daß wir Shelley's leck gewordenes Schiff retten und in den Hafen bugsiren müßten, beanspruchen würden.

Da die Jahreszeit vorrückte, wurden die sandigen Ebenen von Pisa zu heiß, um

länger angenehm zu sein, und die Familie Shelley, welche sich nach Seeluft sehnte, begab sich nach ihrem neuen Wohnorte. Byron hatte nicht Willenskraft genug, sich seinen Gewohnheiten freiwillig zu entreißen, und so zögerte er mit der Uebersiedelung unter dem Vorwande, daß er die Familie Leigh Hunt, welche das Erdgeschoß in seinem Hause beziehen sollte, erwarten müßte. Ich eilte nach Genua, um die Vollendung und Abholung der lang versprochenen Botflottille zu beschleunigen. Ich fand Shelley's Bot fast fertig.

Williams hatte, als er England verließ, den Durchschnittsriß eines Botes mitgenommen, um es bei vorkommenden Fällen als Modell zu benutzen. Die Erfindung war von einem Seeofficier, und die beiden Freunde hatten diese Spielerei, welche sie für ein Wunderwerk der Schiffsarchitektur hielten, so oft mit Vergnügen betrachtet, daß sie darauf bestanden, ihre Barke genau nach demselben Riß gebaut zu haben. Roberts und der Baumeister in Genua, welche anderer Ansicht waren, suchten ihnen die Unrichtigkeit der ihrigen zu beweisen. Vergebens!

So wurde das Bot also nach Williams' Lieblingsmuster gebaut. Als es fertig war, brauchte es 2 Tonnen Eisenballast, um in die nöthige Tiefe zu gelangen, und dabei fand ich es doch gegen den Wind sehr unfest und schwankend, obgleich stark im Kiel. Es war sonst fest und stark gebaut, und nach Art der im Torbay aufgestellten Schiffe.

Ich übergab es der Sorge zweier kräftigen Matrosen und eines muntern Schiffsjungen, dessen Namen Charles Vivian war. Shelley aber schickte die beiden Matrosen zurück und behielt nur den Knaben. Als diese nach Genua zurückkamen, erzählten sie mir, daß sie in einer stürmischen Nacht auf der See gewesen wären, und daß dies Bot ein schwer zu regierendes Fahrzeug sei. Aber es habe gut gesegelt, und möchte mit zwei tüchtigen Seeleuten wohl seine Pflicht thun. Sie hätten auch, fügten sie hinzu, den beiden Herren empfohlen, vorsichtig damit umzugehen. Kurz darauf erhielt ich von Shelley folgenden Brief:

Lerici, den 16. Mai 1822.

„Mein lieber Trelawny!

Der „Don Juan“ ist angekommen und nichts kann die Bewunderung, die er erregt hat, übertreffen. Williams erklärt, daß er unübertrefflich ist, und ich theile seine Begeisterung so weit, als eine Landkrabbe wie ich sich auf solche Dinge versteht. — Wir sind nun schon mehrere Tage hintereinander draußen gewesen, haben aber vergebens gehofft, unser Schifflein gegen eine Felucke oder gegen ein anderes großes Segelschiff zu versuchen. Die kleinen übertrifft es an Schnelligkeit, wie ein Komet die dunkeln Planeten am Himmel. Wann denken Sie mit dem „Bolivar“ herzukommen?

Von Byron habe ich nur einmal gehört und nur über diesen Gegenstand. Wir haben großes Verlangen, Sie zu sehen, und rechnen auf Sie für den letzten Theil des Sommers. Dann dürfte Livorno schon den Reiz der Neuheit für Sie verloren haben. Seien Sie, mein lieber Trelawny, überzeugt von der aufrichtigen Freundschaft

Ihres

P. B. Shelley.

(Nachschrift.)

Diesen Morgen sahen wir Sie in der Entfernung von etwa acht Meilen auf der hohen See, allein die Abnahme des Windes läßt uns wenig Hoffnung, daß Sie noch diesen Abend Livorno erreicht haben können. Schreiben Sie uns, ich bitte, einen vollständigen, treuen und genauen Brief über Ihre Reise, wie Byron das Schiff gefällt, welches Ihrer Beider Absichten und Vorbereitungen für den Sommer sind, und wann wir hoffen dürfen, Sie oder ihn in dieser Gegend wiederzusehen und besonders, ob Nachricht von Hunt da ist.

Roberts und Williams sind sehr beschäftigt, den „Don Juan“ von Neuem auszurüsten, sie scheinen entschlossen, daß er in voller Ausstattung in Livorno einlaufen soll. Ich bin kein großer Kenner von solchen Dingen, fühle mich aber dennoch Ersterem sehr verpflichtet und freue mich, daß Williams ein Vergnügen daran finden wird, wie der Sperling, wenn er die Jungen des Kuckucks erzieht. Sie werden natürlich in Livorno Gesellschaften besuchen. Wenn Sie da zufällig eine Persönlichkeit antreffen, welche das ätherische Oel von bittern Mandeln zuzubereiten versteht, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir eine kleine Quantität davon verschaffen. Die Zubereitung erfordert die größte Vorsicht und muß die Lösung sehr stark con-

centrirt werden. Es sollte mir für diese Medicin kein Preis zu hoch sein. Sie erinnern sich wohl, daß wir neulich davon sprachen und Beide den Wunsch äußerten, dieselbe zu besitzen. Der meine war ernst gemeint und entstand aus der Absicht, unnütze Qualen zu vermeiden. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich in diesem Augenblick keinen Gedanken an Selbstmord habe, aber ich gestehe, daß es mir eine Beruhigung sein würde, diesen goldenen Schlüssel zur Halle der Ruhe als Eigenthum zu besitzen.

Ich bin begierig, etwas über die Schrift zu hören, deren Inhalt Lord Byron und der Pisa-Zirkel ist. Ich hoffe doch, daß es ihn nicht ärgern wird; mir ist die Sache im höchsten Grade gleichgiltig." —

*
* *

Gleich der indischen Palme konnte Shelley nur in der Nähe des Wassers gedeihen. Wenn er genöthigt war, seine Wohnung in der Stadt zu nehmen, eilte er jeden Morgen mit dem Instinkt, welcher die Wasservögel leitet, nach dem nächsten See-, Fluß- oder Meeresufer und kehrte erst zur Nacht zurück. Wenn er daran gehindert war, suchte er sich die einsamsten Orte auf. Städte und Menschengewühl verstimmten ihn; selbst die halbverödeten Städte Italiens mit ihren Tempeln, Palästen, Malereien und Sculpturen konnten ihn nicht fesseln, wenn daselbst nicht ein Wald oder ein Gewässer für ihn erreichbar war. In Pisa hatte er einen Fluß unter seinem Fenster und einen Fichtenwald in der Nähe, hier den Blick auf die herrliche See. Als Shelleys noch in Pisa ihren Wohnort hatten, begleitete ich an einem der glänzenden Frühlingsmorgen, deren wir uns auf der entgegengesetzten Seite der Alpen so selten rühmen können, Mrs. Shelley nach diesem Walde, um ihren Mann aufzusuchen. Eine Calesche führte uns aus Pisa durch das Thor der Cascini, und noch einige Meilen weiter durch Weingärten und Meiereien, auf die großherzoglichen Besitzungen. Als wir in die Nähe einiger Pachthöfe kamen, wo auch ein Jagdschloß und eine Capelle standen, stiegen wir ab, und bezeichneten dem Kutscher eine Stelle, an welcher er uns Nachmittags abholen sollte. Dann gingen wir zu Fuße weiter, ohne eigentlich zu wissen, was für einen Weg wir einzuschlagen hätten, und waren sehr überrascht, uns plötzlich auf einem offenen Platze zu finden, von welchem vier Wege ausliefen.

Unentschlossen standen wir eine Weile da, bis ich von einem vorübergehenden Landmanne erfuhr, daß der vor uns liegende Weg direct nach der See führte, welche etwa drei Meilen davon entfernt lag. Rechts von uns führte einer nach dem Serchio und links nach dem Arno. Wir beschlossen, den Weg nach der See zu nehmen und setzten dann unsere Wanderung auf einem sandigen Wege fort. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und da Mrs. Shelley sich nicht rühmen konnte, eine tüchtige Fußgängerin zu sein, hatten sie die Hitze und der tiefe Sand bald ermüdet. Als wir unter das kühle Schattendach der Fichten gelangten, setzte sie sich auf einen Stein und gestattete mir gern, allein ihren Mann aufzusuchen. Ich schritt also vorwärts; zur Linken hatte ich den Wald, zur Rechten ausgedehnte Wiesen mit Heerden von Ochsen, Pferden und Kameelen, die dort weideten. Dann gelangte ich an die offene See auf einen Platz, „Gombo" genannt, von wo aus ich Via Reggio, den Golf von Spezzia und die jenseits desselben liegenden Berge sehen konnte. Ich badete, und da ich noch immer keine Spur von unserm Dichter entdecken konnte, durchdrang ich den dichtesten Theil des Waldes, indem ich von Zeit zu Zeit die rings umherliegenden Wälder mit dem Namen „Shelley" erfüllte, wodurch ich die Reiher und Wasservögel von den sumpfigen Pfützen, die meinen Weg behinderten, verscheuchte. Da kein Wegweiser vorhanden und durch die dichten Bäume kein Himmel zu sehen war, hatte ich mich in dieser Wildniß bald verirrt. Ich setzte mich daher auf einen Stein, machte mir Feuer und rauchte eine Cigarre. Ein Indianer würde seinen Weg an der Art der Bäume, selbst an ihrem Wuchse, ihrer Gestalt und Farbe erkannt haben. — Auch Fußspuren hätten einen solchen Menschen auf die Spur helfen können. — Indem ich traurige Betrachtungen über meine Unwissenheit anstellte, wurde ich plötzlich durch das Geschrei eines Esels aufgeschreckt, und gleich darauf erblickte ich das Thier selbst. Ihm folgte ein alter Mann, welcher Tannenäpfel aufsuchte. Ich fragte ihn, ob er nicht einem Fremden begegnet wäre.

„Der melancholische Engländer haust dort in dem verrufenen Walde," sagte er, „ich werde Euch sein Nest zeigen."

Wie wir weiter gingen, schwoll der Boden zu Hügeln und Höhen an, dann zeigte der Alte nach und nach mit seinem Stock auf einen Hut, Bücher und umherliegende Papiere, und dann auf einen tiefen Teich klaren Wassers, indem er sagte: „Eccolo!" *) Ich meinte, er wolle damit sagen, daß Shelley in diesem Wasser läge. Die gleichgiltige, fast möchte ich sagen, ungeduldige Art, mit welcher er die Last des Lebens trug, gab seiner Familie und seinen Freunden oft das Gefühl der Furcht, daß er in einem unglücklichen Augenblicke diese Last verlieren oder abwerfen möchte. Das helle Licht strahlte durch die Oeffnung der Bäume. Eine der Fichten war durch das Wasser entwurzelt, hineingefallen. Daneben und fast verborgen saß der Poet, hinabstarrend in den dunkeln Spiegel, und so vertieft in seine dichterischen Träume, daß er mein Herannahen nicht hörte. Auf dieser Stelle waren die Bäume nur kurz gewachsen und gekrümmt, und ihre Häupter, abgeschoren durch die Seewinde, waren kahl, wie die der Mönche, ausgenommen eine kleine Baumgruppe, unter welcher Shelley's Gepäck lag. Um ihn nicht aus seinen Träumen aufzuschrecken, setzte ich mich unter einen hohen Baum und öffnete seine Bücher. Eins war ein Band seines Lieblingsdichters, Sophokles, dasselbe Buch, welches ich nach seinem Tode in seiner Rocktasche fand, und ein anderes ein Band von Shakspeare. Endlich entschloß ich mich, ihn anzureden. Er wandte seinen Kopf um, und sagte mit schwacher Stimme: „Kommen Sie herein."

„Ist das Ihr Studirzimmer?" fragte ich.

„Ja," erwiederte er, „und diese Bäume sind meine Bücher; was sie mir sagen, ist Wahrheit." Dann rief er: „Sie sitzen ja auf dem Zauberstuhle. In jenen drei Bäumen sind die Schicksalsschwestern eingeschlossen, und hier — indem er auf den Teich zeigte — ist der Kessel, in welchem sie ihren Zaubertrank kochen. Von dort unten verkündeten die pythischen Priesterinnen ihre Orakelsprüche, — jetzt kommen sie uns von oben. Hören Sie doch diese Musik in den Gipfeln der Fichten, und das schwermüthige Murmeln der Meereswogen. Zuweilen toben und brüllen, schreien und heulen sie wie eine Schaar von Priestern. In einem Sturm, wenn ein Schiff untergeht, ahmen sie das verzweiflungsvolle Stöhnen ertrinkender Seeleute nach. Ihr Chor ist der ewige Klageton unglücklicher Menschen."

„Von unglücklichen Frauen aber scheinen sie, wie die Welt überhaupt, wenig Notiz zu nehmen. Die Seufzer und Klagen, von welchen Sie eben sprechen, sind nicht die weit entfernter Männer, sondern die einer Frau, welche sich hier in unserer Nähe befindet — nicht Töne aus den Fichtenwipfeln, sondern die einer verlassenen Schönen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er.

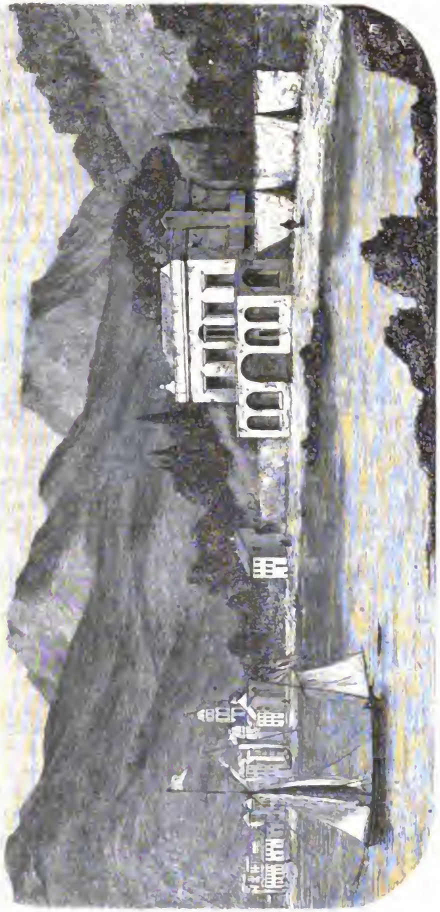
„Ich meine damit, daß ich vor etwa einer Stunde Ihre Frau, welche in Verzweiflung war, Sie nicht zu finden, am Eingang dieses Waldes verlassen habe."

Er sprang auf, nahm eilig seine umhergestreuten Bücher und Papiere zusammen, steckte sie in seinen Hut, in seine Rocktaschen und sagte seufzend: „Arme Marie! das ist ein trauriges Geschick. — Kommen Sie schnell! Sie kann die Einsamkeit nicht ertragen, ich nicht die Gesellschaft. Das Leben verbunden mit dem Tode." Mit seiner gewöhnlichen Raschheit eilte er fort, wie er überhaupt immer ein Ziel, das er im Auge hatte, mit der größten Hast verfolgte.

Shelley machte gleich andern Studirenden, wenn der Zauber, der seinen Geist bannte, gebrochen war, sein Buch zu und überließ sich den wildesten Ausbrüchen von Heiterkeit und Frohsinn. Als er seine Frau mit zärtlicher Abbitte wegen der Besorgniß, die er ihr veranlaßt, versöhnt hatte, wurde er fröhlich wie ein Kind. Wir plauderten, lachten und jubelten, als wir aus den Schatten der düstern Fichten mit ihren sich neigenden Aesten heraustraten und uns unter dem kühlen rothen Zwielicht auf freiem Felde befanden. Die muntern, anmuthigen Bauermädchen, welche aus den Weingärten und Olivenhainen heimkehrten, standen still, um uns zu betrachten. Der alte Mann, welchem ich an diesem Morgen begegnet war, ritt auf seinem Esel schnell an uns vorbei. Er wich Shelley, so weit er konnte, aus; er schien zu meinen, daß

*) Da ist er.

der — tiefsinnige Engländer nun völlig toll geworden wäre. Sancho sagt: „Gesegnet sei der Mann, welcher den Schlaf erfand.“ Der Mann, welcher das Lachen erfand, verdient nicht weniger den Segen.



Villa Magni.

Nicht lange darauf, als ich den vorher mitgetheilten Brief von Shelley erhielt, leistete ich seiner Einladung in Byron's Bot „Bolivar“ Folge. Es war nichts daran zu tadeln; der Baumeister und Roberts hatten es aus eigener Erfindung gebaut, und es war sowohl sicher als fest. Ich bemannte es mit fünf erfahrenen Seeleuten, vier Genuesern und einem Engländer, und ließ es in den Meerbusen von Spezzia einlaufen. Ich fand Shelley entzückt von seinem Bote, und Williams so verletzbar in Betreff des Rufes desselben, als ob es seine Frau wäre. Sie verbrachten in demselben den größten Theil ihrer Zeit, und sprachen von dem mittelländischen Meere, wie von einem See, der viel zu beschränkt und ruhig wäre, um darauf ihr Schiff in seiner ganzen Herrlichkeit und Größe zu zeigen. Auf dem

gewaltigen Atlantischen Meere hätten sie zu segeln gewünscht, bei heftigem Sturme ohne Segel vor dem Winde zu laufen, mit der weiten See vor sich. Ich fuhr eine Strecke mit Shelley's Bot, um zu sehen, wie sie es handhaben möchten. Es machte mir vielen Spaß, wie Williams den Dichter in der Kunst des Steuerns oder in andern zum Seefahren gehörigen Dingen unterrichtete. Wie gewöhnlich hatte Shelley auch dabei ein Buch in der Hand, er könnte lesen und steuern zu gleicher Zeit, meinte er, da doch das eine eine geistige, und das andere eine mechanische Beschäftigung wäre.

„Bringen Sie das Schiff nach dem Winde!" sagte Williams.

Shelley richtete das Steuerruder nach der unrechten Seite, Williams wies ihn zurecht. „Sehen Sie da vor uns die beiden weißen Punkte? Nehmen Sie sie in einer Linie, der Wind ist uns entgegen." Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Helfen Sie mir das große Segel einziehen, und dann will ich Ihnen zeigen, wie dicht es vor dem Winde liegen kann, um sich von dem dem Winde entgegengesetzten Ufer wegzuarbeiten."

„Nein," antwortete ich, „ich bin nur ein Passagier, ich rühre kein Tau an."

„Buff," sagte Williams, als das Bot schwankte, „Shelley, Sie verstehen nicht zu steuern, Sie segeln grade in den Wind hinein, geben Sie mir den Helmstock und achten Sie auf das Hauptsegel. Geschwind herum! Senken Sie die Ruder, lassen Sie das Vordersegel los. Wie sich das Schiff im Kreise dreht! Sieht es nicht prächtig aus? Lassen Sie das Hauptsegel los, Du, Bursche, kannst das Klüversegel beiholen!" Das Hauptsegel wurde fest eingezogen, und das Bot war nun unlenkbar, oder, wie Seeleute es nennen, „hatte eine Eule gefangen." Als die Beiden es endlich los gemacht hatten, wurde Shelley's Hut über Bord geworfen, und er selbst würde wahrscheinlich das nämliche Schicksal gehabt haben, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte. Er war so merkwürdig ungeschickt, daß Williams, nachdem nun Alles geordnet war, etwas unwillig über das unbeholfene Manöver, den Dichter wegen seiner Nachlässigkeit und Unachtsamkeit gegen das Commando ausschalt. Shelley war indessen so seelenvergnügt dabei, und diese Schiffsausdrücke ergötzten seine Phantasie dermaßen, daß er sogar seinen geliebten Plato in die Tasche steckte und sich gänzlich dem Vergnügen und dem Scherze hingab.

„Den Shelley werden Sie nicht eher gebrauchen können," bemerkte ich, „bis Sie seine Bücher und Papiere über Bord geworfen haben, und vor Allem müssen Sie ihm das Büschel Haare abscheren, was ihm über die Augen herabhängt, und seine Arme bis über den Ellbogen in eine Theertonne stecken. Und Sie, Capitän, Sie werden sich nicht eher ein Ansehen verschaffen, bevor Sie nicht Ihren kurzen Rock und Ihre Cavalleriestiefel abgelegt. Sie sehen, ich bin zum Schwimmen entkleidet," setzte ich lachend hinzu, „halten Sie daher, so lange ich an Bord bin, das Schiff in einiger Entfernung vom Ufer."

Der Schiffsjunge war flink und gewandt, und mit seinem Handwerk ziemlich vertraut. Williams war auch nicht so unerfahren, als ich vorausgesetzt hatte, nur zu eifrig und zu wenig geübt; und die Uebung ist es hauptsächlich, die einen Mann entschlossen in der Noth macht. Shelley wurde bald vertieft in die Anschauung der wechselnden Bilder, die der Himmel und das Meer darboten und achtete jetzt weniger auf das Bot. Durch meinen Vorschlag, die Mannschaft durch einen genuesischen Matrosen, dem die Küste bekannt wäre, zu vermehren, durch einen solchen, wie ich ihn an Bord des Bolivar hatte, fühlte sich Williams fast beleidigt, indem er zu meinen schien, ich unterschätzte seine Leistungen als Seemann.

Als ich mit dem Bolivar nach Livorno abreiste, begleiteten mich die Freunde bis über die Bucht hinaus, und dann trennten wir uns. Ich kam noch denselben Abend nach Livorno und fand, daß Byron es endlich über sich gewonnen hatte, Pisa zu verlassen und nach Monto Nero nahe bei Livorno zu gehen. Er hatte wahrlich einen schlechten Tausch gemacht. Denn seine neue schwach gebaute Villa, nicht unähnlich den vorstädtischen zerbrechlichen Buden an der Themse, war natürlich zehnmal heißer, als das alte feste Schloß mit seinen kühlen gewölbten Marmorhallen, welches er eben verlassen hatte. Mit seinem Bote war Byron sehr zufrieden, aber nicht mit der Summe, die er dafür zahlen sollte. Er schien sich übrigens wenig für dasselbe zu interessiren, und ich konnte ihn lange nicht bewegen, eine

Fahrt darin zu versuchen. Stets hatte er eine Entschuldigung, und das erste Mal, als er an Bord kam, und ich ihn auf etwas von dem Takelwerk aufmerksam machte, sagte er:

„Die Leute schließen aus meinen Schriften, ich müßte ein Stück von einem Seemann sein, aber sie irren. Alle Seeausdrücke, die ich gebrauche, habe ich aus der zweiten Hand, und es kostet mich Zeit und Mühe, mir dieselben, wenn ich sie anwenden will, in's Gedächtniß zu rufen. Sie werden bald merken, daß ich nur ein Landwurm bin. Ich kann kaum den Kiel von dem Spiegel des Schiffes unterscheiden und weiß weder den Namen noch den Gebrauch eines einzigen Segels oder Taues. Ich weiß nur, daß die See blau und nicht grün ist, wenn gleich diese Landratte Shakspeare sie immer so nennt."

Dies Geständniß beruhte gänzlich auf Wahrheit, denn Byron war wirklich völlig unbekannt sowohl mit dem Seeleben, als mit den Ausdrücken der Seeleute, auch bemühte er sich weder das eine noch das andere kennen zu lernen, außer wenn er es für seine Schriften brauchte. Gegen Ende Juni kam die lang erwartete Familie Hunt von England an.

„Sie werden in Hunt," sagte Byron, „einen Gentleman in Kleidung und Benehmen finden."

So fand ich ihn auch, und ich fand noch mehr in ihm, eine glänzende Phantasie und einen hochgebildeten Geist. Er war sehr heiter und gesellig. Seine schriftstellerischen Pläne, die er mit Byron und Shelley auszuführen dachte, waren eine Quelle hohen Genusses für ihn, und außerdem war er glücklich, sich in dem Lande der Schönheit und Dichtkunst zu finden. Was aber jede Freude übertraf, war die Hoffnung, seinen Shelley so bald wiederzusehen. Aber ach! —

„Die falschen Geister,
Die unsern Ohren ihr Versprechen halten
Und es der Hoffnung brechen!"
Sie hielten es — sie brachen es dem Freunde.

Shelley und Williams liefen bald mit ihrem Bote in den Hafen von Livorno ein. Sie gingen mit der Familie Hunt nach Pisa und führten sie dort in Byron's Hotel, wo Shelley eine Etage für sie wohnlich eingerichtet hatte. Nach einigen Tagen kehrte Shelley nach Livorno zurück und fand Williams schon sehr ungeduldig, in See zu stechen. Wir machten eine Fahrt außerhalb des Hafens in zwei Böten. Shelley war in gedrückter Stimmung. Eine neuliche Unterredung mit Byron war die Veranlassung dazu gewesen. Der Beweggrund von Hunt's Reise nach Italien war hauptsächlich die Herausgabe der beabsichtigten neuen Review, weshalb auch Byron seine Ankunft mit noch mehr Ungeduld als Shelley erwartet hatte, bis seine englischen Correspondenten Befürchtungen in ihm erweckt hatten. Sie widerriethen ihm nicht, denn sie kannten ihn zu wohl; aber sie gaben ihm geschickt zu verstehen, daß er seinen Ruf und sein Vermögen auf's Spiel setze. Shelley fand Byron in so reizbarer Stimmung, so ausweichend und zweideutig, als er mit ihm über die Erfüllung seines Versprechens in Betreff Hunt's sprach, daß, würde er nicht seines Freundes Aussichten und Hoffnungen zu schaden gefürchtet haben, er sicherlich seine Verbindung mit Byron für immer gelöst hätte.

Es sollte dies ihre letzte Zusammenkunft sein. Williams schrieb in einem Briefe an seine Frau nach der Villa Magni Folgendes: „In Lord Byron's Umgebung ist Alles in großer Bestürzung. Die Schelme, welche er sich selbst zu seiner Bedienung gewählt, haben ihn in einen zweiten Scandal verwickelt, und obgleich die gegenwärtige Verbannung der Gamba's aus Toscana der ersten Affaire mit dem Dragoner zugeschrieben wird, so ist doch sicherlich der fortwährende Aufruhr unter ihren und Byron's Dienern der Hauptgrund, daß diese Verbannung so schnell erfolgte. Vier Tage nur waren ihnen bewilligt, sich einen andern Zufluchtsort zu suchen, und da Byron dies als einen zwar stillschweigenden, aber doch persönlichen Angriff gegen seine Person betrachtete, so hat er beschlossen, ihnen nach einer andern Gegend zu folgen. Genua wurde zuerst gewählt; aber man überzeugte sich bald, daß sie von dieser Regierung keinen Schutz hoffen konnten. Dann wurde Genf vorgeschlagen, doch dies erwies sich eben so ungünstig, wenn nicht noch schlimmer als das erstere. Man entschied sich also für Lucca, und Trelawny ward gestern Abend abgeschickt, um die Gesinnung des Gouverneurs, an den er Briefe mit hatte, in ihrem Interesse zu erforschen. Während dieser ganzen Zeit wird Hunt

von einem Tage zum andern vertröstet, und der Himmel weiß, wann oder wie das noch enden wird.

Ich habe, mein theures Kind, so eben den Kai verlassen, und finde, daß der Wind dem Wege nach Spezzia grade entgegen ist, was meinen Aerger, an diesem Orte gefesselt zu sein, natürlich noch mehr vergrößert. Wenn es auf mich angekommen wäre, so würde ich aller Wahrscheinlichkeit nach schon am Mittwoch Abend bei Dir gewesen sein. Allein ich wurde von einem Tage zum andern zurückgehalten, weil ich auf ein endliches Uebereinkommen zwischen Shelley und Byron in Betreff Hunt's wartete. Indessen muß morgen hier in Shelley's Angelegenheit etwas Entscheidendes geschehen; und wenn ich dann noch nicht mit ihm kommen kann, werde ich in einer Felucke meinen Weg nehmen und das Bot zurücklassen, welches mit dem „Bolivar," der uns Trelawny bringen soll, mitkommen kann.

Dienstag Abend spätestens, wenn der Wind mich nicht zurücktreibt, bin ich bei Dir.

Dein
Williams."

Die Affaire mit dem Dragoner, auf welche in Williams' Brief angespielt wird, und die mit der Familie Gamba's zusammenhängt, war folgende: Als Byron und seine Gefährten eines Tages nach Pisa zurückkehrten, kam ein Sergeantmajor hinter ihnen, ebenfalls zu Pferde, und da die Cavalcade die Breite der Straße eingenommen hatte und der Mann im Dienste war, ritt er mitten durch. Einer dieser gelehrten Rotte, ein Held mit Worten, aber ein furchtsamer Reiter, wurde dadurch fast von seinem sich bäumenden Gaule herabgeworfen. Um die Neckereien, die er darüber von den Andern hören mußte, zu unterbrechen, rief er Byron zu: „Sollen wir die Unverschämtheit dieses Menschen dulden?"

„Nein," sagte Byron, „er soll uns Genugthuung geben; und augenblicklich sprengte er dem Dragoner nach, den er vor dem Thore von Pisa erreichte, und wohin seine Gesellschaft ihm folgte. Die Thorwache trat ihnen mit gezogenen Degen in den Weg, konnte sie aber nicht zurückhalten. Einige von Byron's und Gamba's Dienern standen zufällig vor dem Hause des Lords, sie bemerkten plötzlich den Kampf, und einer von ihnen bewaffnete sich mit einer Heugabel, stürzte auf den eben vorbeisprengenden Dragoner zu und brachte ihm eine gefährliche Wunde in der Seite bei. Diese Scene spielte bei hellem Tage in der Nähe des Arno, auf einem der besuchtesten Plätze der Stadt, daher auch eine Menge von Leuten Zeuge derselben waren. Dennoch konnte die Polizei mit ihrem Heer von Spionen und unterstützt durch die Macht einer despotischen Regierung, niemals ermitteln, wer den Streich geführt hatte. Da sie mit dem englischen Dichter selbst nicht anbinden mochte, verhaftete sie zwei seiner Diener und verbannte die Familie des Grafen Gamba. Byron, wie gesagt, entschloß sich, ihnen zu folgen. Der Haß der Italiener gegen ihre Fürsten und gegen Alle, welche eine Gewalt über sie haben, ist, beiläufig gesagt, so groß, daß die blinden Bettler an den Straßenecken (andere als Blinde dürfen in Toscana nicht betteln), als sie hörten, daß die Engländer unbewaffnet wären, sich schnell an sie heranschlichen und ihnen Stilets, welche sie in den Aermeln ihrer zerlumpten Kittel verborgen hatten, heimlich zusteckten."

Die letzten Worte, welche Williams in sein Tagebuch geschrieben, sind datirt vom 4. Juli 1822, sie heißen: „Processionen von Priestern und Mönchen ziehen durch die Stadt und bitten um Regen, aber die Götter zürnen, oder die Natur ist mächtiger als sie."

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Vergangene Tage. Culturhistorische Novellen von Ludwig Ziemssen. Cassel und Göttingen. Georg H. Wigand.

Zwei Novellen aus der Zeit zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bilden den Inhalt des ziemlich starken Bandes. Beide vergegenwärtigen uns Zustände und Vorgänge aus dem Pommerlande in eben so abgerundeter wie ernst gemeinter Weise. Die culturhistorische Darstellung der Verhältnisse nach Zeit und Ort überwiegt einigermaßen; nichtsdestoweniger ist das novellistische Element mit Geschick hinein verwoben und macht die Gabe auch für weitere Kreise anziehend.



Ueber

einen Fund römischer Küchen- und anderer Abfälle in Mainz.

Von P. J. Gergens.

Die Zeit liegt noch nicht fern, wo die meisten Geschichtschreiber ihren Beruf erfüllt zu haben glaubten, wenn sie uns die Namen der Regenten, die Zeit ihrer Regierung und die Kriegsthaten berichteten, die von ihnen, oder vielmehr von ihren Armeen verrichtet worden sind; es gleicht da meist jeder Zeitraum dem andern zum Verwechseln, und die Jugend, die mit solcher trocknen Kost abgefertigt wurde, konnte in der Geschichte natürlich nur eine unnütze Vermehrung des vielen Ballastes erblicken, mit dem die Schule nach altem Herkommen den vorwärtsstrebenden Geist niederzuhalten pflegte. — Bleibt auch noch jetzt gar Vieles zu wünschen, so müssen wir doch bekennen, daß in den letzten Jahrzehnten die Mehrzahl der Geschichtschreiber sich mehr und mehr bestrebt, von dem bürgerlichen Leben und häuslichen Treiben der Völker in jeder Periode ein anschauliches Bild zu geben, daß auf diese Verhältnisse und die dadurch bezeichnete Culturstufe tiefer eingegangen wird, mit einem Worte, daß der Geist, der in der Geschichte der Menschheit waltet, gebührende Berücksichtigung findet. — Von diesem Gesichtspunkte aus mag es vielleicht von Interesse sein, sogar den verachteten Abfällen der Küche und Haushaltung unserer Vorfahren einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Es gewährt einen eigenthümlichen Genuß, einen Blick auf die tägliche Beschäftigung der Menschen zu werfen, die Jahrtausende vor uns gelebt haben, sich da in das Leben und Treiben dieser längst entschwundenen fernen Zeiten zu versetzen, und in Zustände, die unsere Phantasie so gern mit lebhaften Farben malt, bald im heitern Lichte des idyllischen goldenen Zeitalters, bald im glänzenden Waffenschmuck der thatenreichen Heldenzeit, oder mit allen Schrecken der rohesten Barbarei. — Selten ist es uns vergönnt, wie in den plötzlich verschütteten Städten am Fuße des Vesuv, die Schwelle zu betreten, die noch eben erst der Eigenthümer für einen Augenblick verlassen zu haben scheint, um bei seiner Rückkehr die unterbrochenen Geschäfte sogleich wieder fortsetzen zu können. Meistens müssen wir uns schon glücklich schätzen, wenn es uns einmal gestattet ist, einen flüchtigen Blick auf die spärlichen Ueberreste längst zerstörter Wohnstätten unserer Voreltern zu werfen, und wir freuen uns schon, wenn ein glückliches Ungefähr uns in der Nähe noch die Kehrichthaufen finden läßt, aus denen wir zerbrochene Geschirre und mangelhafte Trümmer von Hausgeräthen, und die weggeworfenen Ueberreste ihrer Mahlzeiten als werthvolle und belehrende Funde auslesen, um uns daraus ein Bild des Lebens und Treibens ihrer einstigen Besitzer zusammenzustellen. — Sogar das scheinbar Unbedeutendste kann da für den Kundigen von Wichtigkeit werden, und darum haben auch in der neueren Zeit die Haufen von Küchenabfällen an den dänischen Küsten mit Recht die Aufmerksamkeit, nicht nur der Geschichts- und Alterthumsforscher, sondern auch der Geologen in Anspruch genommen. — Doch

nicht allein dort, sondern auch in Deutschland haben wir ähnliche Funde aus sehr verschiedenen Zeiten aufzuweisen, und ich halte es nicht für überflüssig, hier derer zwei zu erwähnen, von welchen ich selbst den einen mit aller nur irgend wünschenswerthen Muße zu beobachten im Staude war.

Neuerdings hat Professor Dr. F. M. Claudius in Marburg, auf dem Warteberge bei Kirchberg unweit Fritzlar in Kurhessen, ein Knochenlager aufgefunden, welches offenbar aus der ältesten, der sogenannten Steinperiode unserer Voreltern stammt, und uns belehrt, daß die mehrfach beschriebenen Anhäufungen von Küchenabfällen (Kjökkemoddings) nicht auf Dänemark beschränkt sind, daß wir auch in unserm Vaterlande dergleichen finden, die wohl der nämlichen geschichtlichen Periode angehören dürften.

Claudius fand auf dem Gipfel dieses Basaltkegels außer den gewöhnlichen Steinwaffen (Meißel und Keile) aus Feuer- und Grünstein auch die Trümmer vieler sehr roh und massiv gearbeiteter Geschirre aus ungemein quarzreichem Thon, mit zahlreichen zerbrochenen Knochen, worunter die vom Schweine, Hirsche und Rinde am häufigsten, seltener die vom Bären, Rehe und Hunde, nur einzelne vom Biber, Pferde, dem Schafe und der Ziege sind. Es scheint kaum zu bezweifeln, daß diese Thiere an Ort und Stelle von den Menschen, die wohl dort ihre Wohnungen hatten, verzehrt wurden.

Obgleich die Steinwaffen, die Beschaffenheit der roh gearbeiteten Thongeschirrstücke und das völlige Fehlen von Bronze- oder Eisengeräthen mit Sicherheit auf die Steinperiode schließen lassen, so ist es doch andererseits auffallend, daß unter den Knochen keine gefunden worden sind, die den damals und sogar noch später in Deutschland heimischen, jetzt aber bei uns ausgestorbenen Arten angehören. Uebertreffen auch einzelne Knochen vom gewöhnlichen Bären sogar die des Eisbären an Größe um ein Beträchtliches, und findet das nämliche Verhältniß ebenfalls bei denen des Schweines, Bibers, Edelhirsches und Pferdes statt, so dürften wir doch nicht berechtigt sein, sie andern als den noch jetzt hier lebenden Arten zuzuschreiben; weder vom Elenn, noch vom Wisent (bison) oder vom Ur (primigenius) wurden unzweifelhafte Knochen gefunden. Lebten diese Arten vielleicht damals nicht in den Wäldern Niederhessens?

Diese Abhandlung hat mir einen Fund um Vieles jüngerer römischer Küchen- und anderer Abfälle in Erinnerung gebracht, den ich vor einigen Jahren in Mainz selbst vom Anfange bis zum Ende verfolgt habe, und der wohl verdienen dürfte, zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden, weil ich dabei, abgesehen von einer reichen antiquarischen Ausbeute, auch Gelegenheit hatte, mehrere in naturwissenschaftlicher Hinsicht nicht uninterressante Beobachtungen zu machen.

Wo man auch in Mainz und seinen nächsten Umgebungen graben mag, allenthalben findet man Ueberreste aus der langen Zeit, in welcher die Römer hier geherrscht, gewohnt und sich in ihrer Weise behaglich eingerichtet hatten. Mainz war damals wie noch jetzt ein strategisch wichtiger Punkt mit starker Besatzung, wo nach den zahlreichen Kämpfen mit den jenseitigen Germanen die Legionen ihr verlorenes Material immer wieder ergänzen konnten. — Ueberreste von Gebäuden und Tempeln, Bädern, Wasserleitungen, Gräbern, Inschriften, Altären, Waffen und Münzen, Schmuck, Töpferwaaren, Metallgeräthe 2c. werden fast bei allen Erdarbeiten gefunden, und seit die Gesellschaft für rheinische Geschichte und Alterthümer, wissenschaftlich geleitet durch den tüchtigen Dr. Lindenschmit, ihre rege Thätigkeit begonnen hat, und aus ihr durch die Thätigkeit desselben Gelehrten das römisch-germanische Museum hervorgegangen ist, bereichern sich nicht mehr wie früher die Museen des Auslandes mit diesen alterthümlichen Ueberresten unserer Vaterstadt, und es geht keiner dieser Funde, wie bisher so häufig, für die Wissenschaft verloren, die gegründete Ursache hat, die Gleichgiltigkeit und Unkenntniß früherer Zeiten zu beklagen.

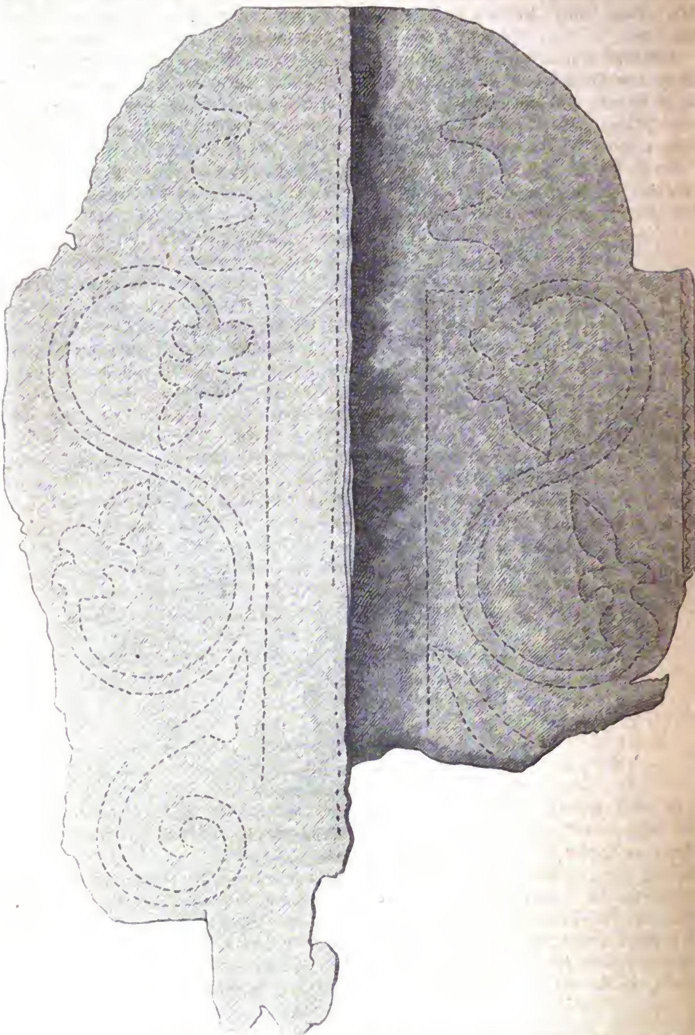
Es war im Januar des Jahres 1857, als hier in dem Keller eines auf dem Thiermarkte gelegenen Hauses, zum Thiergarten genannt, ein Brunnen gegraben wurde. Nachdem man drei Fuß tief den Schutt, welcher den Boden des Kellers bildete, weggeräumt hatte, kam man auf eine etwa vierzehn Fuß mächtige, ungemein dichte Erdschicht; sie hatte große Aehnlichkeit mit schwarzem Torf, und bestand aus Pflanzenresten, untermischt mit Lederabfällen. In siebzehn Fuß Tiefe stieß man endlich auf äußerst feinen Sand, wie ihn der Rhein anzuschwemmen pflegt.

(Rheinschleich) und acht Fuß tiefer, etwa vierundvierzig Fuß unter der Oberfläche des Thiermarktes, und etwas tiefer als der mittlere Wasserstand des Rheins, erhielt man Wasser und mauerte den Brunnen auf. Erst als man anfing, die ausgegrabene Erde auf die Felder zu fahren, fanden sich in derselben, welche die Arbeiter nicht mit Unrecht für uralten Mist hielten, einige ziemlich gut erhaltene, auf den Sohlen mit dicken Eisennägeln reichlich beschlagene Sandalen, welche von Dr. Lindenschmit als römische erkannt wurden.

Wegen der großen Seltenheit dieses Fundes erlaubte der Eigenthümer des Hauses dem hiesigen Alterthumsvereine, in seinem Keller die ausgedehntesten Nachgrabungen zu machen, bei welchen der ganze Boden desselben bis auf die oben erwähnte Sandschicht ausgehoben und genau untersucht wurde. Da es mich interessirte, die alluvialen Ablagerungen, auf denen unsere Stadt erbaut ist, auch an dieser Stelle kennen zu lernen, verfolgte ich diese Arbeiten mit Aufmerksamkeit, und hatte dabei Gelegenheit, mehrere, auch für Andere interessante Beobachtungen zu machen.

Der Thiermarkt, ein großer freier Platz, an welchem das besprochene Haus liegt, erstreckt sich längs des Fußes der Anhöhe, welche den höchsten Theil der Stadt trägt, der unter dem Namen Kästrich bekannt ist. Auf dieser Höhe ist die Stadt von einem Ueberreste der alten römischen Stadtmauer begrenzt, an welche sich die Häuserreihe anlehnte, die durch die Pulverexplosion des Jahres 1857 zerstört wurde. Zwischen dieser Stadtmauer und dem Rhein finden sich besonders häufig bei jedem Tiefbaue römische Häuser- und andere Ueberreste, und man überzeugt sich da leicht, daß diese ganze Fläche durch die von der Höhe herabgeschwemmte Erde, sowie durch die Trümmer der mehrfach zerstörten Stadt, bis in die neueste Zeit nicht unbeträchtlich erhöht worden ist, denn sogar an den nach dem Rheine führenden Stadtthoren hat man vor mehreren Jahren drei bis vier Fuß unter dem jetzigen Straßenpflaster ein älteres, wahrscheinlich dem dreizehnten Jahrhundert angehörendes aufgefunden, welches den architektonischen Verhältnissen der Thorbögen vollkommen entspricht, was von dem erstgenannten keineswegs behauptet werden kann. Jetzt liegt der Thiermarkt zweiundvierzig Fuß über dem mittlern Wasserstande des Rheins, und etwa sechsunddreißig Fuß über dem, von dem einst hier viel breitern Strome angeschwemmten feinen Sande. Die oberste Bodenschicht von etwa dreizehn und einem halben Fuß besteht nur aus Dammerde, schon in der Tiefe von einigen Fußen mehr oder weniger mit römischen Ziegelbrocken, Scherben von gemeiner römischer Töpferwaare und rothem feinem Geschirr ꝛc. gemengt; erst unter dieser, von dem Kästrich herabgeflößten Erdmasse beginnt dort die mehr erwähnte Anschüttung vegetabilischer und anderer Ueberreste. Sie besteht oben aus dunkler humusreicher Erde mit deutlich erkennbaren Blättern und Stengeln von Carex, Juncus und ähnlichen Sumpfpflanzen, aus Reißig und Holzspähnen. Auf den ersten Blick macht sie den Eindruck von Mist aus saurem Heu, wie es die sumpfigen Wiesen der Rheinniederungen liefern, das man in Ermangelung von Stroh als Streu benutzt haben mag, von einer Miststätte, auf welche man das Kehricht und die Küchenabfälle geworfen hatte. Der Dünger mag damals nicht werthvoll gewesen sein, denn man hat sich offenbar nicht die Mühe gegeben, denselben zu benutzen, sondern einen zufällig dort vorhandenen tiefen Wassergraben damit ausgefüllt. Bei genauer Untersuchung der stellenweis sehr reichlichen Holzreste ergab sich, daß dieselben zum größten Theile aus Abfällen von Reißig, aus Spähnen und Aststücken von Birken und Tannen, zum Theil auch von Haseln, Weiden und Eichen abstammten; von letzterm Holze kamen auch größere bearbeitete Stücke vor. Das auffallende Vorwiegen von Birken- und Tannenholz macht es wahrscheinlich, daß damals die Rheinniederungen von beiden Holzarten bedeckt waren, die man als Brennmaterial benutzte. Einige Reben sind besonders deshalb interessant, weil sie den Beweis liefern, daß die Römer schon damals in der Nähe von Mainz Weinbau getrieben haben. Von Baumfrüchten fanden sich einige Haselnüsse, Eicheln und Kastanien, außerdem auch zwei Austerschalen, ein Cardium (Herzmuschel) und eine Flußperlenmuschel, Unio margaritifera, die noch jetzt in einigen Bächen lebt, welche in den Neckar münden. Austerschalen von ungewöhnlicher Größe und Dicke und sehr gut erhalten, habe ich auch an anderen Stellen in Mainz mit römi-

Fig. 1.



Stück von einem Lederkoller mit eingepreßten Zeichnungen.

schen Haarnadeln, Thonscherben und Münzen zusammen gefunden.

Als unbezweifelbare Küchenabfälle können wir wohl zahlreiche, offenbar vom Fleischer zerkleinerte Knochen von Schweinen und ganze Klumpen ihrer Borsten ansehen, die darauf hindeuten, daß man in der Nähe Schweine schlachtete und zurichtete; alle

Kopfknochen waren zerhackt, sie bildeten bei Weitem die Mehrzahl der sämmtlichen Speisereste. Auch viele Knochen von Ziegen kamen vor.

Auffallend war es mir, unter der großen Menge von Knochen nur einzelne vom Ochsen zu finden, woraus man auf eine geringe Pflege der Rindviehzucht in der damaligen Zeit schließen möchte.*)

Einige Hörner von Ziegen, ein Ochsenhorn und ein Rehgeweih, zum Theil bearbeitet, und Theile von Hirschgeweihen fanden

Fig. 2.



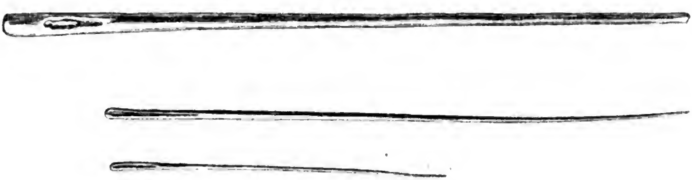
Pfriem.

sich ebenfalls vor, von andern Thieren nichts, außer einigen Vogelknochen und Klumpen von ausgerupften Federn und von Menschenhaaren, letztere offenbar Abfälle von einer Toilettenoperation, die mit anderm Kehricht und Scherben auf diese Miststätte geworfen worden waren.

In einer Tiefe von ungefähr zwanzig Fuß wurden die Küchenabfälle allmälig seltener, es fanden sich aber nun Dinge, die nur von einer großen Schuhmacher- oder Schneiderwerkstatt herrühren konnten. Zahlreiche kleinere und größere Lederabfälle, große zusammengefaltete Lederlappen, Stücke von Lederkollern (Fig. 1) mit eingeprägten Namen und Lederschürzen (wie sie bei uns noch vor sechzig bis achtzig Jahren von den Schuhmachern getragen wurden) nebst mehr oder weniger schadhaften Sandalen, Schuhe und Lederstrümpfen von Männern, Frauen und Kindern, schwer benagelt wie für Legionssoldaten, oder leicht und zierlich wie für zarte Damen, kamen zum Vorschein und nahmen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in hohem Grade in Anspruch.

Für die Meinung, daß sich in der Nähe eine Schuhmacherwerkstatt befunden haben möge, spricht auch der Fund eines Bündels Pechdraht nebst Schweinsborsten, eines Pfriems, großer Nähnadeln (Fig. 2 u. 3) von drei bis vier Zoll Länge, und einiger anderer Stücke, die von Sachverständigen als Schuhmacherwerkzeuge erkannt worden sind. Die Bündel großer, noch ungebrauchter Lederstücke, die nach so langer Zeit, nachdem sie, noch feucht, gut mit Thran eingerieben worden waren, wieder ihre frühere Geschmeidigkeit erhielten, sprechen für eine schnelle, übereilte Räumung der Werkstatt, bei welcher man Alles, was man nicht mitnehmen konnte, auf den Düngerhaufen warf, wobei dann in der Uebereilung auch Werkzeug und brauchbares Leder mitgerafft werden mochte.

Fig. 3.



Nadeln verschiedener Größe.

Von eigenthümlichem Interesse waren die Lappen von leinenem und wollenem Zeug, sowie von aus beiden Stoffen gemischten Geweben; grob und mittelfein, ein- und mehrfarbig, glatt und mit eingewebten Streifen, manche nach der Aussage von Fachmännern wahrer Buxkin. Diese, sowie die Sandalen, Schuhe und Lederstrümpfe verdienen an einem andern Orte besonders besprochen zu werden.

Bei weiterm Nachgraben gelangte man endlich etwa sechsunddreißig Fuß unter dem Straßenpflaster und sechs Fuß über dem jetzigen mittlern Wasserstande des Rheins

*) Etwa zwanzig Jahre früher war zwischen dem Drususmonumente (Eichelstein) und der Stadt bei dem Bau einer Caserne der Kopf und die zersägten Schenkelknochen eines Ur (Bos primigenius) nebst einer Walfischrippe, in welcher ein Bronzenagel steckte, und römischen Gefäßen und Münzen gefunden worden; dieses Thier war doch wohl dort von den Römern verzehrt worden.

auf schwarzen Schlamm mit den nämlichen Lymneen, Planorben und eingeschwemmten Litorinellen, Pupen, Bulimus- und Helixarten, also mit denselben Schalthieren, die noch jetzt in allen mit dem Rheine in Verbindung stehenden Sümpfen gefunden werden. Hier, wo der torfartige Dünger unmittelbar auf dem schwarzen Sumpfschlamme ruhte, und wo derselbe eine Menge von aufrecht stehenden Sumpfgräsern enthielt, (es war eine Masse von mehr als 14,000 Cubikfuß), konnte ich mich überzeugen, daß an dieser Stelle ursprünglich ein Wassergraben vorhanden gewesen war, der mit dem Rheine in Verbindung gestanden und den man als Düngergrube benutzt hatte. Die Böschung des Grabens war ursprünglich mit einer dichten Moosdecke überwachsen, die vollkommen gut erhalten, nur etwas von ihrem lebhaften Grün eingebüßt hatte.

Fig. 4.

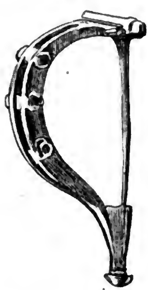


Schreibgriffel.

die noch eine fahlgrüne Farbe hatten und aussahen, als hätten sie in kochendem Wasser gelegen, fand ich an mehreren Stellen bräunlichgrüne Bündel von Conservenfäden und Häufchen von so gut erhaltenen, so frischgrünen Wasserlinsen (Lemna minor), daß ich hoffte, sie in einem Aquarium wieder zum Wachsen bringen zu können, was mir jedoch nicht gelang. Dagegen entwickelte sich dort bald eine so üppige Vegetation von Conserven, daß ich genöthigt war, diese zu entfernen, um die übrigen Pflanzen des Aquariums nicht zu verlieren. Ob nun die Keime dieser Conserven mit den Wasserlinsen dorthin gekommen waren, oder einen anderweitigen Ursprung hatten, wage ich nicht zu entscheiden, bin aber geneigt, der erstern Ansicht beizustimmen. Offenbar waren diese beiden Pflanzenarten plötzlich verschüttet, und dadurch dem zerstörenden Einflusse der Luft so vollständig entzogen worden, daß sie nach etwa 1200 Jahren wieder unverletzt an das Tageslicht gebracht werden konnten. Bei gewissenhafter Prüfung der Umstände schien es mir nicht wahrscheinlich, daß diese Wasserpflanzen später von Außen hereingeschwemmt worden seien; die übergelagerte Masse war sechsunddreißig Fuß mächtig und so dicht, als wäre sie durch eine hydraulische Presse zusammengedrückt worden, es war nicht denkbar, daß hier das Wasser auch nur das kleinste Körperchen hereingeführt hätte; die Wasserlinsen hatten demnach viele Jahrhunderte in ihrem dunkeln Grabe, wenn auch nicht vegetirt, doch unzerstört ausgedauert.

Da die Erdmasse in der ganzen Erstreckung des Kellers bis auf den Rheinsand ausgehoben und genau untersucht wurde Die Bestimmung mehrerer Arten mußte wegen Mangel an Früchten etwas zweifelhaft bleiben; es waren folgende noch jetzt bei uns wachsende. **Mit Früchten**: Leskea complanata, Hypnum splendens, tamariscinum, lutescens. **Ohne Früchte**: Hypnum velutinum, triquetrum, Mnium roseum, undulatum, Brium bimum, Anomodon curtipendulum und eine Jungermannie. Das Holz, von dem ich oben sprach,

Fig 5.



Fibula von Bronze.

war sehr wenig verändert, nur durch eingedrungene Humussäure dunkel gefärbt; an dem Birken- und Buchenholze war die Rinde fast wie frisch, aber die einhalb bis zwei Zoll dicken Zweige von Eichen, Birken und Haseln elliptisch platt gedrückt, während an älterm und an bearbeitetem Eichenholze von vier Zoll Dicke und darüber nichts Derartiges wahrzunehmen war, sie hatten als älteres Holz dem Drucke vollkommen widerstanden.

Auch einige beinerne Styli (Schreibgriffel

Fig. 6.



Fischangel.

für flüchtige Notizen auf Wachstafeln, Fig. 4) waren vollkommen gut erhalten und fast wie neu. Außer den oben schon angeführten Gegenständen fand man im Verlaufe der Ausgrabung einige Schmucksachen (Fibulae, Fig. 5) von Bronze, eiserne Speerspitzen, Messer, Sandalennägel, Kloben, ein Stück eines aus Draht geflochtenen Panzer-

Fig. 9.



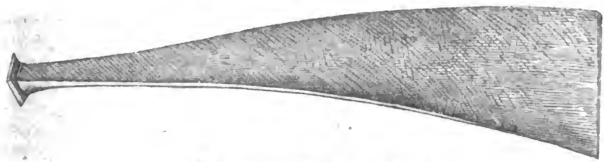
Stecheisen für das durchbrochene Oberleder der Sandalen.

hemdes, eine Fischangel (Fig. 6) und mehrere Streifen Bronzeblech, an dem es mir auffiel, daß, als ich dasselbe aus der Erde nahm, seine Politur so vollkommen erhalten war, daß ich nirgends daran eine Spur von Rost wahrnehmen konnte.

Von Münzen, die einigermaßen auf die Zeit dieser Anschüttung schließen ließen; fanden sich nur drei, nämlich Colonia Nemausus, Augustus und Hadrianus, es ist also dieser Kehrichthaufen wenigstens nach Hadrian entstanden und an dieser Stelle seit der Römerherrschaft der Boden um ungefähr dreißig Fuß erhöht worden.

Am meisten interessirte mich die Neubildung einiger Mineralien, deren Entstehung in der schwarzen Düngermasse nicht zweifelhaft sein konnte. Häufig fand ich zerstreute Punkte von phosphorsaurem Eisenoxydul (erdigem Eisenblau), welches auch in einem benachbarten Festungsgraben, dem sogenannten Münsterweiher, fortwährend in so großer Menge gebildet wird, daß der tiefe Schlamm dieses fast stehenden Wassers davon bläulich gefärbt ist. Am reichlichsten fand ich dieses Eisenblau an den Eisenstücken, die in dem Dünger gelegen hatten. Die Sandalennägel, Kloben, Speerspitzen, Messer 2c. (Fig. 7 bis 10) waren mit einer dicken Kruste dieses Minerals überzogen und schmutzig hellblau gefärbt, aber so viele Knochen ich auch zerschlug, in keinem einzigen konnte ich die geringste Spur von

Fig. 7.



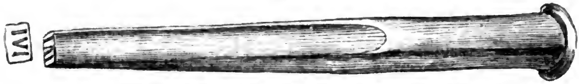
Messer zum Zuschärfen der Lederränder.

Fig. 8.



Stecheisen zum Vorstechen der Ledernähte, noch jetzt bei Lederarbeitern im Gebrauch.

Fig. 10.



Stempel zum Bezeichnen der Arbeiten.

krystallisirtem Vivianit entdecken, obgleich die Zähne meist einen blauen Anflug hatten.

Nicht minderes Interesse hatte für mich das ungemein häufige Vorkommen von Struvit in der ganzen unteren Hälfte der festen Düngermasse. Die Kryställchen waren meist sehr klein, selten über drei bis fünf Millimeter im Durchmesser, bedeckten aber Grashalme, Holz, selten Knochen, am häufigsten die zahlreichen Lederstücke als dichter Ueberzug und Ausfüllung ihrer Falten, oder sie lagen lose in der Masse des Mistes. Am häufigsten waren sie gegen die Sohle der genannten Schicht und überkleideten das Moos mit mikroskopisch kleinen Kryställchen, die jedoch beim Trocknen schnell ihren Glanz verloren und dadurch unsichtbar wurden.

Der Ursprung dieser beiden phosphorsauren Salze ist bei der großen Menge der Knochen, der Erzeugung von Ammoniak durch die Zersetzung thierischer Reste und dem Magnesia- und Eisengehalte des einfiltrirten Wassers nicht zweifelhaft. Vielleicht hatte auch das Stroh die zur Struvitbildung nothwendige Magnesia hergegeben, die Knochen aber das leicht lösliche phosphorsaure Ammoniak, wodurch sich denn auch das Fehlen des Struvit auf den Knochen und dessen Häufigkeit auf allen Pflanzenresten erklärt, da wohl erst an letzteren die Struvitbildung vor sich gegangen sein mag.

Besonders auffallend waren mir einige große Lederlappen, Theile eines Arbeiterschurzfelles, die mir von den Findern als vergoldete Lederstücke vorgezeigt wurden. Sie waren theilweise mit einem dünnen metallglänzenden Anfluge bedeckt, der sich bei genauerer Untersuchung als sehr hellgelber Schwefelkies und schön goldgelber Kupferkies erwies. Leider verwitterte der Schwefelkies beim Trocknen des Leders sehr schnell und nur der Kupferkies blieb unzersetzt; an einer Stelle war derselbe sogar deutlich krystallinisch. Bei genauerer Untersuchung fand sich auch auf diesem Leder eine stellenweis mehrere Millimeter dicke schwarze Kruste von amorphem Schwefelkupfer, und ich bin geneigt, zu glauben, daß die Lederstücke früher zum Putzen von Kupfer- und Bronzegeräthen benutzt worden waren, in welchem Falle diese Mineralbildung in einem Boden, der nicht wenig Schwefelwasserstoffammoniak entwickeln mußte, durchaus nicht zweifelhaft sein kann. Sogar anklebende Pflanzenreste waren von Schwefelkupfer durchdrungen.

Alterthumsforscher haben mehrfach von Vergoldung an ausgegrabenem Lederwerke gesprochen; war diese vielleicht von der Art der eben beschriebenen? Fragen wir nun nach der Zeit, welche erforderlich war, diese Mineralbildungen hervorzubringen, so weisen uns die Münzen auf das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück, so daß demnach von der Verschüttung der Wasserlinsen bis zur Zeit ihrer Ausgrabung etwa fünfzehn Jahrhunderte verflossen sein mögen; vielleicht etwas weniger von der Anhäufung der Lederstücke, die höher lagen; ein sehr langer Zeitraum in Berücksichtigung der ungewöhnlich guten Erhaltung einer so zarten Pflanze! Weniger darf es uns befremden, daß die genannten Mineralien in dieser Zeit gebildet wurden, für sie war die seitdem verflossene Zeit sicher mehr als genügend.

Die Verschlechterung des Wassers
in großen Städten.

Von

August Vogel.

„Es dürfte vielleicht eine Zeit kommen, wo die Beschaffung gesunden Trinkwassers für Städtekolosse, die auf zusammengedrängtem Raume täglich Massen von Unrath auswerfen, die der verwesende und diffundirende Einfluß der Atmosphäre auf die Dauer nicht mehr zu bewältigen vermögen wird, auf keine andere Weise mehr möglich werden dürfte, als durch eine im riesigsten Maßstabe ausgeführte Destillation." Diese treffende Bemerkung eines berühmten Naturforschers*) gehört heutzutage leider nicht mehr in das Capitel verfrühter Uebertreibungen; jetzt schon ist die Beschaffung guten Trinkwassers in großen Städten zur brennenden Lebensfrage geworden. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Klagen über die sich immer steigernde Verschlechterung des Trinkwassers in großen Städten, und wo nicht rechtzeitig mit den kräftigsten und durchgreifendsten Mitteln diesem Uebelstande

*) Kletzinsky, Biochemie, 1858 S. 53.

gesteuert wird, dürfte das frische Trinkwasser in nicht zu ferner Zukunft ein verhältnißmäßig sehr kostspieliger Artikel werden. Die Gründe der an manchen Orten schon zur Calamität gewordenen Wasserverderbniß liegen sehr nahe, es sind dies die Verunreinigungen organischen Ursprungs. Wir wissen zwar, daß ein jedes Wasser, auch das reinste Quellwasser, außer den mineralischen Bestandtheilen Spuren von organischen Beimengungen enthält. Kommt doch ein jedes Wasser, es mag nun ein stehendes oder fließendes sein, mit einer Menge organischer Substanzen in vorübergehende oder dauernde Berührung, von welchen es vermöge seiner indifferenten auflösenden Fähigkeit mehr oder weniger aufnimmt. Wenn nun solche organische Beimengungen, so lange sie nur in geringen Spuren im Wasser vorkommen und außerdem, von hineingefallenen Blättern oder Holztheilen herrührend, vorzugsweise vegetabilischer Natur sind, keine schädliche Wirkung auf das Trinkwasser ausüben, so ist dies freilich etwas ganz Anderes, sobald deren Menge wesentlich vermehrt wird und diese Verunreinigungen sogar dem animalischen Reiche zum Theil angehören.

Solche Verunreinigungen sind es, welchen das Wasser vor Allen in großen Städten, diesen Herden des Lebens, ausgesetzt ist. Hier wird theils durch mangelhafte Canalisirung, theils durch die Nachbarschaft der Cloaken vermittelst des porösen Erdbodens dem Wasser eine so unglaubliche Menge in Zersetzung begriffener organischer Substanzen zugeführt, daß dieses nothwendigste aller Lebensbedürfnisse, mit den Producten und Effluvien der Fäulniß überladen, einen durchseuchenden Einfluß auf die Bevölkerung ausüben muß.

Die Stadt München, welche lange den Ruf eines guten Trinkwassers behauptet hatte, ist in der neueren Zeit in Folge ihrer raschen Vergrößerung und ungewöhnlichen Zunahme der Bevölkerung ebenfalls von dieser Calamität in sehr fühlbarer Weise heimgesucht werden. Namentlich haben die in einigen Vorstädten zuerst laut gewordenen Klagen über ungenießbares Trinkwasser der Pumpbrunnen die Aufmerksamkeit der Behörden auf diese Uebelstände geleitet.

Die physikalische Untersuchung dieses Wassers an Ort und Stelle ergab, daß es durch ekelerregenden Geschmack und unangenehmen, stallähnlichen Geruch nicht nur als Trinkwasser, sondern auch zum häuslichen Gebrauch vollkommen ungeeignet sei. Ja sogar zur Reinigung der Fußböden kann es nach der gerechtfertigten Angabe der Bewohner jenes Stadttheiles nicht gebraucht werden, indem hierdurch den bewohnten Räumen ein unerträglicher Geruch mitgetheilt wird.

Bei einem Wasser, welches schon auf den ersten Anblick in so hohem Grade alle Zeichen der Schädlichkeit an sich trägt, konnte sich begreiflich die chemische Untersuchung darauf beschränken, den Nachweis zu liefern, daß die Verderbniß des Wassers von einer außergewöhnlich großen Menge organischer Verunreinigungen herrühre und durch diese bedingt sei. Beim Abrauchen einer größern Menge des Wassers blieb ein beträchtlicher Rückstand von gelblicher Farbe und eigenthümlichem unangenehmen Geruch. Daß der Gehalt an organischen Beimengungen ein sehr bedeutender sei, ergab sich schon aus dem Umstande, daß dieser Wasserrückstand im Platintiegel erhitzt mit stark rußender Flamme theilweise verbrannte. Es entwickelte sich hierbei der beim Verbrennen thierischer Substanzen charakteristische Geruch. Eine directe Bestimmung des Stickstoffes im Rückstande zeigte auf das Unzweifelhafteste, daß die organischen Verunreinigungen dieses Wassers von nicht unbedeutenden Mengen animalischer Substanzen begleitet sind.

Als veranlassende Ursache dieser Wasserverderbniß ist hiernach offenbar die Nachbarschaft der Cloaken zu bezeichnen, welche, nicht gehörig gemauert, ihren flüssigen Inhalt den Brunnen durch Filtration mittelst der lockern Bodenumgebung mittheilen. Vielleicht dürften, nach der im Münchener Publicum häufig verbreiteten Ansicht, als mitwirkende Ursache auch die Dejectionen der in der Nähe dieser verdorbenen Brunnen in großer Anzahl befindlichen Bierbrauereien in Betracht kommen. Allerdings läßt man in mehreren Bierbrauereien jener Vorstädte das sogenannte „Weichwasser," d. i. das Wasser, welches zum Erweichen der Gerste gedient hat und beim Faulen einen höchst widrigen Geruch annimmt, in ungeheuern Mengen ohne weitere Canalisirung ablaufen, so daß hierdurch den benachbarten Brunnen

ein nicht geringes Quantum in Umsetzung begriffener organischer Substanzen zugeführt werden könnte.

Da man leider noch kein recht geeignetes Mittel kennt, um diesen Uebelständen in großem Maßstabe zu begegnen, d. h. verdorbenes Wasser auf einfache Weise zu verbessern, — denn die Filtration des Wassers durch Kohle, die schon am Anfang erwähnte Destillation oder die Entfernung der organischen Verunreinigungen durch Uebermangansäure können doch vorläufig nur als beschränkte Nothbehelfe betrachtet werden, — so wird wohl die sicherste Abhilfe in einer verbesserten Canalisirung, einer Ueberwachung der Cloaken etc. bestehen, um baldmöglichst die Zufuhr organischer Verunreinigungen gründlich abzuschneiden. Den Sanitätsbehörden großer Städte aber sind diese Verhältnisse um so dringender zu ernster Berücksichtigung zu empfehlen, als bekanntlich der länger andauernde Genuß verdorbenen Wassers, wenn auch dessen Schädlichkeit nicht immer so deutlich hervortritt wie in dem beschriebenen Falle, auf die Einwohnerschaft ganzer Städte einen vergiftenden Einfluß ausübt, — ein Einfluß, der namentlich bei anomalen meteorologischen und klimatischen Verhältnissen zur Zeit ausgebreiteter Epidemien schwer empfunden werden müßte.

Blumenzucht im südlichen Frankreich.

Die Blumenzucht erfordert in der Provence verhältnißmäßig wenig Pflege, mit Ausnahme vielleicht des Jasmins, der ab und an bewässert werden muß. Man baut dort den Orangenbaum, die Rose, das gefüllte Veilchen, die Tuberose, die Jonquille, den Jasmin und die Cassia. Außerdem bestellt man Felder mit Rosmarin, Lavendel, Thymian, Geranium-Rosa etc.

Die Ernte der Orangenblüthe findet zweimal im Jahre statt, im Mai und im Spätherbst. Die erstere ist an Reichthum und Güte der Blumen bei Weitem die bedeutendste. Es gibt besonders geschützte Thäler an den Südabhängen der provencalischen Höhenzüge, in denen sehr bedeutende Orangenpflanzungen sich finden. Das einzige Landgut des Dichters Sardou in Le Cannet, dasselbe, wo die Rachel starb, hat eine Pflanzung von nahe an 5000 Orangenbäumen. Im Mai ist man des Duftes wirklich oft müde; die Lüfte sind buchstäblich parfümirt. Die andern Blüthen werden in kleinerem Maßstabe gebaut und mehr allmälig gesammelt, so daß man von der Ernte wenig bemerkt; die Orangenblüthenernte ist aber ein vier Wochen währendes, reizend poetisches Fest.

Der Jasmin und die Cassia blühen im October. Man pflanzt den sogenannten spanischen Jasmin (Jasminum grandiflorum L.). Die Blüthen sind äußerlich purpurn. Im Frühling schneidet man die alten Zweige dicht über der Erde ab und zieht die neuen Triebe an niedrigen Geländern. 1050 Pflanzen geben als Durchschnittsertrag der Ernte vom September bis Ende November 40 Kilogramme. Eine Hectare gibt 6640 Kilogramme, was (das Kilogramm auf 4 Franken 50 Centimen oder 36 Silbergroschen gerechnet) einen Ertrag von 14,940 Franken gibt.

Die Cassia (Cassie de Farnèse) wird mit 3 bis 5 Franken bezahlt. Eine Hectare kann 25,000 Franken abwerfen.

Die Blumen werden in den Fabriken der Provence, meist in Grasse, zu Parfüms verarbeitet; durch den Transport würden sie an Duft sehr verlieren. Die letzte Hand legt aber das berühmte Haus „L. T. Piver in Paris" an: „Boulevard de Strassbourg 10 à la reine des Fleurs," indem es den Fabricaten einen Stempel aufdrückt. Dieses große Haus hat in London und Brüssel ein Comptoir und in Paris außer dem Hauptgeschäft fünf Detailmagazine in den besuchtesten Theilen der Stadt. Der Umsatz ist außerordentlich. Die Stadt Grasse liefert jetzt jährlich für circa 5 Millionen Franken destillirte Essenzen. Der Preis für die reinen Essenzen wechselt jedes Jahr ein wenig; am theuersten ist die Essenz von der Warzenpomeranze (Neroly Bigarrade), welche im letzten Jahre 400 Franken der Liter kostete. Veilchenextract wurde das Pfund mit 18 Franken, Reseda, Heliotrop u. s. w. mit 11 Franken bezahlt. Darnach kann man sehen, wie hoch man in den Detailmagazinen die zierlichen Fläschchen und die reizenden Vignetten auf den Etiketten bezahlen muß.



Die Leute aus dem Walde,

ihre Sterne, Wege und Schicksale.

Ein Roman von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Zwischen Himmel und Erde; Stimmen aus der Nähe und aus der Ferne. Sonnenuntergang — Robert Wolf durchlebt seine letzte Jugendstunde.

— —

„Es zechen die Götter im hohen Olymp,“
Wir sitzen auf grünendem Hügel;
In der Mitte zumal,
Zwischen Aether und Thal,
Da wachsen dem Herzen wohl Flügel.

Nun drücket den blühenden Kranz auf das Haupt
Und jauchzet: es lebe das Leben!
Und den Göttern sei Heil,
Die so wonniglich Theil
Von Himmel und Erd' uns gegeben.

Hemm' Keiner den pochenden Herzschlag der Brust,
Wir sitzen in heiliger Runde;
Blickt nicht vor, nicht zurück,
Denn das flüchtige Glück,
Es haftet ja nur an der Stunde.

Und so hebet die Becher in's Abendroth,
Gold haltet dem Golde entgegen;
Schlürft die selige Stund',
Doch mit lästerndem Mund'
Nicht reizet das Schicksal verwegen.

Und so klinget die vollen Pocale an;
Doch weckt nicht die Götter vermessen;
Denn ihr Neid hat beim Mahl
Im olympischen Saal
Nur minutenlang uns vergessen.“

Dieses Lied wurde wirklich zwischen Aether und Thal, auf dem Gipfel eines Berges, beim rothen Schein der untergehenden Sonne gesungen und hallte, kräftig, lebensmuthig, aber doch mit dem Anklang von Wehmuth, welcher fast keiner deutschen Melodie fehlt, durch die Waldthäler, die im üppigsten Grün des Frühlings prangten. Unter dem Gezweig einer knorrigen, kurzstämmigen Hagebuche lagerten die jugendlichen Sänger mit ihren vollen und leeren Flaschen — eine Studentenschaar aus der nahegelegenen Universitätsstadt — und begleiteten ihren Gesang, den Worten des Liedes gemäß, mit dem Klingen der Gläser. Berauschend war der Wein, berauschend das purpurne Licht des Sonnenunterganges, berauschend war der Walddduft, der Duft der Tannen, welcher aus der Tiefe aufstieg, berauschend war aber auch der Duft des wilden Thymians auf der Höhe. Im Kreise lagerten die Musensöhne um den Vorsänger, welcher kein Anderer als unser Freund Robert Wolf, der Schüler des Sternsehers Heinrich Ulex, der Schützling des Polizeischreibers Fritz Fiebiger, war.

Zwei Jahre sind vergangen, seit wir ihn zum letzten Mal Arm in Arm mit Julius Schminkert in den Gassen der Stadt erblickten; wir finden ihn nicht zu seinem Nachtheil verändert wieder. Der Jüngling machte aber dem Manne Platz; das Siegel des festen Willens, welches einst der Weise vom Giebel des Nikolausklosters im Gesicht des Jünglings vermißt hatte, war ihm jetzt schon deutlicher auf die Stirn gedrückt. Robert Wolf sah jetzt seinem Bruder Friedrich ähnlicher; obgleich man nicht

hätte sagen können, wo eigentlich diese Aehnlichkeit lag.

Der Sänger auf dem Berggipfel sah gewiß mit eben so leuchtenden Augen in die schöne Welt, wie die im Kreise lagernden Genossen; aber in seinen Augen lag noch etwas Anderes, was in denen der Uebrigen nicht zu finden war. Der wehmüthige Trotz schimmerte darin, der Trotz, welcher den Schicksalsmächten schon oft hat weichen müssen, der aber niemals weiter weicht, als er muß. Die volle Harmlosigkeit der Jugend hatte Robert Wolf eigentlich nie gekannt; er hatte auch nicht die volle Heiterkeit, welche das freie, sorglose Studentenleben glücklicheren Gesellen bietet, genossen. Er hatte immer erst eine schwere Last trüber Gedanken abzuschütteln, ehe er das leichte flatternde Gewand der Freude fassen konnte. Zu Heiterkeit des Daseins konnte er sich immer nur mittelbar erheben, und so ward sie ihm niemals ganz rein, ganz ungetrübt.

Die beiden Jahre, welche wir in unserer Erzählung übersprungen haben, waren nichtsdestoweniger sehr inhaltvoll für alle die Leute, mit welchen wir es bisher zu thun hatten. Wer erlebt nicht etwas in zwei Jahren? Auch das beschränkteste, gleichmäßigste Dasein weiß nach zwei Jahren von irgend etwas zu erzählen. Wir müssen das Versäumte nachholen und kurz berichten, wie Lachesis an den verschiedenen Lebensfäden unserer Geschichte gesponnen hat. Der weißsilberne Faden, welcher die Existenz des Sternsehers Heinrich Ulex bedeutet, glänzt glatt und knotenlos vor unsern Augen. Der Alte vom Thurm klagt wohl, daß ihm die Freunde, seine Weltlichter, in immer weitere verschwommenere Ferne zu rücken scheinen; er meint wohl, daß er die gewichtige Hand des Alters schwer auf seinem Scheitel fühle; aber er fühlt sich unendlich wohl in seiner stillen, friedlichen Greisenhaftigkeit, auf seiner Höhe. Und wenn die Sterne ganz seinen dunkelwerdenden Augen sich entziehen; vermag er es nicht, auf dem grauen Grunde des Nebels farbige, ideale Bilder hervorzuzaubern? Sieht er etwa nicht die Sterne auch mit geschlossenen Augen?

Von dem Sternseher Heinrich Ulex haben wir nur zu sagen, daß wir ihn wiederfinden, wie wir ihn verließen.

Da ist sein Freund der Polizeischreiber Fritz Fiebiger, den fing das Alter an, mit härterer Hand zu fassen; obgleich auch bei ihm ein Nachlassen der geistigen Fähigkeiten nicht im Geringsten zu bemerken war. Die Bücher, welche der Schreiber auf dem Bureau Nummer Dreizehn zu führen hatte, mußten allmälig den stärksten Nacken beugen mit ihrer Wucht von Thränen, Schmach und Blut. Wir wissen, wie der Alte darüber dachte, und wie er sich gegen die Geister, welche aus ihnen aufstiegen, zu wehren suchte. „Du bist es mir schuldig, mein Junge," schrieb der Schreiber vor Kurzem an Robert, „Du bist es mir schuldig, mein Junge, daß Du mich nicht allzu lange mehr allein lässest hier in der Musikantengasse. Ich weiß zwar, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht sehr angenehm für Dich sein kann, hierher zurückzukehren; aber ich glaube doch, daß es trotz Allem ein wenig Deine Pflicht ist. Es sind außer mir noch andere Leute vorhanden, welche Deine Zurückkunft sehnlichst erwarten. Denke an das arme Fräulein von Poppen! Sei fleißig, mache Dein Examen und komm. Sei ein rechter Mann und komm! —"

Das „arme" Fräulein von Poppen? Ja, das arme Fräulein von Poppen! Es hatte in den zwei verflossenen Jahren das Meiste und das Bitterste erlebt; Herr Leon, Freiherr von Poppen, hatte der Tante das Spiel abgewonnen, mit ironischer Höflichkeit hatte er ihr die letzten Karten aus den Händen genommen. Eben so höflich lächelnd hatte ihr der Neffe den Stuhl, auf welchem sie im Hause des Banquiers Wienand saß, weggezogen und, verwundert, zornig, starr vor Schrecken und Angst saß sie nun auf der platten Erde, und suchte vergeblich das Gewand, die Hand Helene's festzuhalten. Anmuthig trat der Baron zwischen das junge Mädchen und die alte Dame, um das Pflegekind Juliane's von Poppen unter — seinen eigenen Schutz zu nehmen. Das Freifräulein konnte nichts dagegen machen, und der Banquier Wienand hatte nichts dawider.

Der Banquier Wienand? Ja, der Banquier Wienand! Es war eine große Veränderung mit dem Manne vorgegangen, und Herr Leon von Poppen hatte wenigstens theilweise vollbracht, was weder dem Sanitätsrath Pfingsten noch dem Sternseher Heinrich Ulex gelungen war. Der Kranke war geheilt von seiner fixen Idee;

doch bei mehr als einer Gelegenheit mußten sich die Freunde, und vorzüglich Juliane von Poppen, fragen, ob es nicht für das Wohl der Welt — wenigstens so weit sie von dem Banquier abhing, besser gewesen wäre, wenn es blieb, wie es war.

Wir haben gesehen, wie sich Leon in das Haus des Banquiers einstahl; wie er sogleich festen Fuß darin faßte, wie ihn der Kranke empfing und ihn besser zu verstehen schien, als irgend einen andern Menschen. Der Verkehr dieser beiden Männer war Eins der Wunder der Psychologie. Die zwei Frauen, welche, wie es nicht anders sein konnte, anfangs dem Verkehr mit dankerfülltem Herzen zusahen, fingen erst leise an, zu frösteln unter dem erkältenden Hauche, der mit dem neugebackenen trefflichen Ministerialsecretär in ihr Zusammenleben eindrang; dann überkam sie der volle herzerkältende Schauder mit der vollen Gewißheit, daß Leon von Poppen Herr geworden sei im Haus. Der kranke Mann begann, auf den Schritt Leon's zu horchen, wie auf den Fußtritt des Glücks; er war nur dann zufrieden, wenn der Baron neben ihm saß, und nach und nach konnte dieser ihn führen, wie er wollte. Er führte ihn leider nicht auf jene lichten Höhen, zu welchen ihn der Sternseher Heinrich Ulex leiten wollte; sondern in jene nebelige, dämmerhafte Sumpflandschaft des Egoismus, wo tückisch leuchtende Irrlichter sich spreizen, und sich für die Sterne des Lebens ausgeben. Der Banquier Wienand schlich nicht mehr im Hause umher, um allerlei Abfälle zusammenzusuchen und sie gleich den größten Kostbarkeiten zu verbergen. Er erkannte allmälig wieder den Werth, den die Dinge in der menschlichen Gesellschaft haben; die nervöse Aufregung legte sich im Laufe des ersten Jahres, und der Kranke erwachte wie aus einem bösen Traum. Der Mangel an Beurtheilung machte nun einer scharfen, aber unendlich einseitigen Beurtheilung Platz, und somit nahm eigentlich die dunkle Wolke, welche über seinem Geiste hing, nur eine andere Farbe an; aus dem Schwarz und Grau wurde ein unheimliches Gelb: die Welt, welche sich auch nicht wenig falsche Begriffe von den Dingen bildet, schickte sich an, dem berühmten Banquier Glück zu wünschen zu seiner Genesung. Aus seiner Krankheit sollte der Banquier als ein sehr harter und selbstsüchtiger Mann hervorgehen; als sich der Schleier vor seinem Auge lichtete, fühlte er sich tief erniedrigt durch den Zustand, in welchem er sich befunden hatte. Ein fieberhaftes Bestreben, die Erinnerung an diesen Zustand in sich und in der Gesellschaft auszulöschen, ging daraus hervor; aber leider maß der aufgeregte Geist die Dinge nur nach dem Maße, welches die Welt ihnen anlegte, und der Baron Leon von Poppen fand das rechte Feld für seine Pläne. Mit fast wilder Satire kämpfte Juliane von Poppen gegen diese Art der Lebensanschauung an. Der Makel, welchen der immer noch kranke Mann auf sich zu fühlen glaubte, brannte schärfer als das Wort der alten Freundin. Die Gier nach Ansehen und Reichthum wuchs immer mehr und überwältigte jedes andere Gefühl; — auch vor dem Brande hatten nicht viele Sterne am Lebenshimmel des großen Banquiers geleuchtet; der Wahnsinn hatte auch die wenigen ausgelöscht, die Heilung brachte den Glanz der guten Lichter nicht zurück. Der Banquier Wienand wollte nicht mehr für „verrückt" gehalten werden, und vergaß nur, daß die Welt Manches für verrückt erklärt, was ganz an der rechten Stelle steht, und welches von alter und neuer Weisheit als sehr edel, löblich und lieblich gepriesen wird.

Seit das Comptoir und das prachtvolle Hauptbuch in der Kronenstraße aus einer Fiction wieder zu einer Wahrheit wurden, betrachtete der Banquier Alles nur von dem niedrigen Standpunkte dieser beiden Gegenstände aus, und drei Viertheile der Gesellschaft hoben die Hände empor und priesen über alle Maßen dieses „energische Sichaufraffen." Auf das Mitleid der Welt folgte die bewundernde Billigung, und Herr Leon von Poppen erlangte aus dem glücklichen Ereigniß auch sein Theil Credit in der allgemeinen Stimmung. Bald stand der Banquier als Capitalist und scharfäugiger Geschäftsmann vollständig rehabilitirt da; den schwarzen grimmigen Unhold Wahnsinn hatte er in der festesten Kammer seines Hirns eingesperrt, und Wacht hielt er unablässig, Tag und Nacht, daß er nicht wieder hervorbreche. Es war doch ein unheimlich Ding!

Wie arbeitete der Banquier, um sich des Preises der Menschen würdig und zugleich sie sich dienstbar zu machen! Mit unverhohlener Kälte begegnete er der alten zürnen-

den, trauernden Hausfreundin; hart und kalt behandelte er auch seine arme Tochter; — sie war ja auch nur ein Mauerstein, der sich gut, vortheilhaft vermauern ließ in dem Tempel seines Glückes! Der junge talentvolle Politiker, welchem er so viel zu danken hatte, gab ihm auch in dieser Hinsicht die besten Lehren. Das Haus Wienand war noch zu gewaltigen Dingen berufen.

Das Freifräulein hatte Augenblicke, in welchen ihr das Leben unerträglich schien. Sich klagte sie an, wenn sie, mit Thränen in den Augen, die arme Helene in die Arme schloß. Sich klagte sie an auf dem Giebel des Sternsehers.

„Ich hätte so viel dagegen thun können, wenn ich alte Närrin die Augen aufgesperrt hätte!" rief sie jammernd. „O Ulex, wir hätten ihn doch noch auf unsere Weise geheilt; aber ich, ich bin Schuld daran, daß dieser perfide Hallunke, dieser Leon, uns so überlistete, daß er es jetzt wagt, die schmutzige Hand nach meinem Kinde auszustrecken. O welch eine Gans ich war, als ich mich von ihm so leicht übertölpeln ließ! Es möchte einen Stein erbarmen, daß ein altes Weib wie ich, welches ein ganzes schweres Leben hindurch den Kopf immer ehrlich und resolut aufgerichtet getragen hat, ihn zuletzt so tief beugen muß. Diesem Kopf freilich ist's ganz recht; weshalb hat er sich von dem albernen Herzen so kläglich hinter's Licht führen lassen! Ach Fiebiger, Eurem Jungen verbiete ich die leiseste Annäherung an meine arme Helene auf's Strengste, und diesen Bösewicht, diesen Leon, führe ich so zu sagen selbst ihr zu! Blutige Thränen möchte ich drum weinen!" —

Traurige Ferien brachte Robert Wolf von Zeit zu Zeit, während dieser beiden Jahre, bei den Freunden zu. Er sah Helene öfters, er sah auch seinen glücklichen, höhnischen Nebenbuhler. Juliane von Poppen hätte fast den Polizeischreiber eifersüchtig gemacht, so sehr bemächtigte sie sich des jungen Studenten. Ganze Nachmittage und Abende mußte er bei ihr zubringen; in den Gassen stützte sie sich auf seinen Arm — ach sie hinkte nicht mehr so schnell wie früher einher, sie hielt es nicht mehr für unglaublich, daß sie sich einmal eines Wagens bedienen müsse. An Robert Wolf klammerte sie sich, wie an eine letzte Hoffnung.

„Was sollte aus meinem Kinde werden, wenn sie wirklich ganz und gar in die Gewalt dieses Leon's fiele? O mein Sohn, mein lieber Sohn, der gute Gott wird das doch nicht zulassen!"

Robert Wolf rang die Hände:

„Was sollen wir thun? Wir können ja nichts thun! Der Vater scheint diese Verbindung so fest zu wollen; Helene wird folgen müssen —"

„Sie wird sich zu Tode weinen!" rief das Fräulein. „Am besten wäre es, ich ginge mit ihr fort — so weit als möglich fort und ließe dem alten und dem jungen Sünder das Nachsehen; aber das Kind will ja nicht; es glaubt selbst zu sündigen, wenn es gegen den Willen des Vaters das Haus verließe. O Robert, Robert, welche Demüthigungen habe ich des Mädchens wegen schon auf mich genommen, und wie viele werde ich noch ertragen müssen. O daß ich nicht mit meiner Krücke hier drein schlagen darf! —"

Wenn Robert und Helene zusammenkamen, so drückten sie sich stumm, mit weinenden Augen und schweren Seufzern die Hände. Niemals lag vor zwei armen Kindern die Zukunft dunkler, unheimlicher, widerlicher. Ach, wie beneidete Robert Wolf seinen Freund Ludwig Tellering. Der war jetzt der Geliebten gefolgt; nach Amerika war er mit seiner Mutter und Schwester ausgewandert; in die dunkle Hofwohnung in der Musikantengasse war ein Schuhmacher gezogen, der zugleich Vögel abrichtete und unglücklichen Finken und Dompfaffen die Augen ausstach; — ein wilder roher Gesell, mit welchem der Polizeischreiber Fiebiger keinen Verkehr haben wollte, außer vielleicht auf dem Polizeibureau Nummer Dreizehn, als Protocollführer des Raths Tröster. Von Galveston aus hatte Ludwig Tellering an den Studenten der Medicin geschrieben; er hatte die Geliebte noch nicht erreicht; er hatte zuerst seine Werkstatt in der Hafenstadt aufschlagen müssen; aber es ging ihm und den Seinigen gut, und er schrieb freudig erregt und hoffnungsvoll.

Auch Julius Schminkert hatte den vollen blüthenreichen Kranz des Lebens sich auf die erhabene Stirn gedrückt; die holde Braut hatte er heimgeführt, und der Parfümerie- und Modewaarenladen stand in voller Glorie und zeichnete sich durch geschmackvoll stilisirte Annoncen und Recla-

men in allen Blättern der Stadt aus. Julius Schminkert verstand sich auf's Lärmmachen und wußte seine Phrasen elegant abzurunden; niemals wurden Seife, Schönheitswasser, Haarfärbungsmittel, Handschuhe und Hauben geistreicher, großmäuliger und genialer ausgeschrien, als es durch die unvergleichliche Firma Schminkert und Compagnie geschah. Monsieur Alphonse Stibbe, der glückliche Schwiegervater, hatte sich auf's Neue beweibt und die geheimnißvolle Person geheirathet, wegen welcher er einst in jener denkwürdigen Nacht, als die Tagebücher Aurora Pogge's vorgelesen wurden, dem Vorleser die Kehle zudrückte. Es war eigentlich gar nichts Geheimnißvolles an der Person; sie war eine Wittwe, reich an Jahren, Erfahrung, Tugend; nur ein wenig zu massiv für den kleinen vertrockneten Kleiderkünstler, welchen der Polizeischreiber acht Tage nach der Hochzeit schluchzend und sein Schicksal verwünschend nächtlicher Weile vor der verriegelten Thür der eigenen Wohnung desselben im Parterre der Nummer Zwölf fand.

Jeder hatte sein Schicksal, und der arme kleine Schneider schleppte gewiß eben so schwer an dem seinigen, wie Robert Wolf an seinem trug; wer gibt uns eigentlich das Recht, das Loos des Einen poetischer auf- und anzufassen, als das des Andern? Wie es auch sei, wir haben das Recht, und lassen es uns so leicht nicht nehmen: der jugendliche schmerzenreiche Sänger, welcher auf dem frühlingsgrünen Berggipfel den Becher der untergehenden Sonne entgegenhält, ist immer eine andere Figur, als das auf der Treppe im Dunkeln kauernde Schneiderlein.

Da stand der Jüngling hochaufgerichtet unter den freudigen Genossen, fest auf seinen Füßen. Nicht mehr hatten die finstern Gewalten, die ihn vor vier Jahren so verzweiflungsvoll durch die Gassen der großen Stadt getrieben hatten, ihre verwildernde Macht über ihn. Er trug den Schmerz und die Sorge wie ein Mann; gut hatte er bis jetzt die Schule des Lebens bestanden; ruhig und ernst konnte er von der sonnebestrahlten Höhe in die schwülen, dämmerigen Thäler herniederblicken. Mochte sich auch der Sturm dort unten sammeln, mochte die Nacht drohend von dorther heraufkriechen, mochte die Zukunft bringen, was sie wollte, Robert Wolf zerschlug nicht mehr die Brust, zerraufte nicht mehr das Haar in der ohnmächtigen Wuth des Schmerzes. Zu einem Mann hatten ihn die Freunde, hatte ihn das Schicksal gemacht; er verstand die große Kunst, männlich zu dulden und den kommenden Tag zu erwarten.

Auf der Höhe verklang das Lied vom flüchtigen Glück und dem Neid der Götter; aber im Thal wurde es von einer einzelnen Stimme wieder aufgenommen.

„Das ist Krokisius!“ riefen die Studenten, und Robert Wolf meinte:

„Seht nach, ob noch eine volle Flasche für das alte wackere Haus da ist.“

„Stoff die Fülle!“ jubelte man; näher klang die volle Bruststimme des Kommenden. Jetzt trat er aus dem Walde drüben und schwang den Hut, Denen auf dem Gipfel zu:

„Und so klinget die vollen Pocale an,
Doch weckt nicht die Götter vermessen;
Denn ihr Neid hat beim Mahl
Im olympischen Saal
Nur minutenlang uns vergessen.“

Jauchzend begrüßten die Freunde den Freund, den braven „Doppeldoctor“ Otto Krokisius, der seinem Herrn Vater so viel Kummer machte, der jetzt, nachdem er der Philosophie überdrüssig geworden war, sich der Juristerei und „leider auch“ der Politik in die Arme geworfen hatte, und der in so schlechtem Geruche bei Artemisia und Lydda von Flöte stand. Der junge Mann sah aber gar nicht aus wie ein verlorenes Schaf; höchst vergnüglich fächelte er sich mit einem grünen Zweige die erhitzte Stirn und leerte ein volles Glas Rüdesheimer; dann warf er Robert Wolf einen schweren Brief zu:

„Da ist etwas für Dich. Da Du nicht mehr zu Hause warst, hat der Briefträger seine Last guter Nachrichten, Wechsel und dergleichen angenehme Eitelkeiten der Welt“ bei mir abgelegt. Möge Fortuna aus dem Packet springen — noch ein Glas, Leute! Das ist ein wonniger Abend; der Teufel hole Euren melancholischen Gesang hier oben, er hat mich selbst unterwegs ganz melancholisch gemacht. Holla Wolf — was ist? Um Gotteswillen, Wolf, Wolf?“

Robert hatte den Brief, welcher von dem Polizeischreiber Fiebiger kam, sogleich erbrochen. Einen zweiten, in unbekannter Handschrift überschrieben, nahm er heraus und fing auf der Stelle an, zu lesen.

Es zuckte über sein Gesicht, er fuhr mit der Hand über die Augen, todbleich wurde er; er schwankte auf den Füßen und wäre zu Boden gestürzt, wenn die erschreckten Genossen nicht zugesprungen wären und ihn in ihren Armen aufrecht erhalten hätten. In dem Briefe des Polizeischreibers barg sich die Nachricht, daß man täglich die Verkündigung der Verlobung Helene Wienand's und des jungen Barons Leon von Poppen erwarte. Das zweite Schreiben war von dem bekannten Reisenden Konrad von Faber, von San Francisco aus an den Polizeischreiber gerichtet und erzählte in tragischer Einfachheit und Kürze von dem Tode Friedrich Wolf's in dem neuentdeckten Goldlande Californien. Auch Eva lag krank in einer elenden Hütte in einem der Felsenthäler der Umgebung des Sacramentoflusses; — im todbringenden Fieber lag sie und rief um Hilfe nach der Heimath, rief nach Robert, ihrem Bruder und Jugendfreund. Es war ein trostloser Brief, welchen der Hauptmann Konrad mit seinem Namen unterzeichnete; eben so trostlos als der andere: diese beide Schreiben in der zitternden Hand, nahm Robert Wolf nun wirklich für immer Abschied von seiner Jugend.

Was die Freunde wissen mußten, theilte er ihnen mit; dann nahm er auch Abschied von ihnen, dann schritt er aus ihrer Mitte weg und stieg langsam den Berg hinunter in den Wald. Keiner der Genossen folgte ihm; sie standen Alle stumm und blickten ihm traurig betroffen nach. Lang fiel sein Schatten über die Berglehne. Vom Eingang des Waldpfades winkte er noch einmal zurück, und sie winkten wieder; dann verbarg ihn das Gebüsch. Als er gesenkten Hauptes durch den Wald fürder schritt, vernahm er, wie sie das Lied, das er eben noch vorgesungen hatte, von Neuem begannen; aber die Stimmen wurden schwächer und schwächer und gingen an der nächsten Thalecke im Rauschen des Waldbaches, der nun melancholisch seinen Weg begleitete, gänzlich unter.

In derselben Nacht bereits befand sich Robert Wolf auf der Reise zu den Freunden in der großen Stadt, und zugleich auf dem Wege zu Eva Wolf, die aus so unermeßlicher Ferne nach ihm rief.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Auf der alten Stelle. Zum zweiten Mal soll der Schüler die Lection aufsagen.

Schwer ächzte und keuchte die Maschine, durch welche Robert Wolf der Hauptstadt und den Freunden entgegengeführt wurde. Frisch und sonnig war der Morgen, der Thau blitzte auf den Wiesen; jedes Dorf lag wie ein Idyll in seiner Feldmark; die winzigen Figürchen, die sich auf den Aeckern von der frühen Morgenarbeit aufrichteten und sich einen kurzen Augenblick der Rast gönnten, um dem schnellen Zuge nachzublicken, konnten nimmer Noth und Elend unter jenen rothen Dächern im Grün zu erdulden haben! Aber doch?! sollte es doch möglich sein? . . . wieder ein Dorf; die Baumzweige der letzten Gärten streifen fast die Wagenfenster; zwischen den Gärten ein Blick in eine enge Gasse, begrenzt von grünen Hecken — ein Leichenzug — Träger und Leidtragende — ein sonnebeschienener Kirchhof — eine Gruppe von Kindern um ein offenes Grab, den schwarzen Sarg erwartend — blitzschnell Alles vorüber! O wie wunderlich solch ein Blick aus dem Fenster des Dampfwagens auf solch einen Zug schwarzer Gestalten, die sich nicht von der Stelle zu bewegen scheinen — o wie wunderlich solch ein Blick im flügelschnellen Vorübersausen auf den kleinen Kirchhof und das Grab, die nicht von der Stelle kommen, und denen wir doch nicht entgehen können!

Hussah, wie die Räder durch die sonnige Landschaft donnern! Was gehen uns die kleinen hübschen Puppen mit den blitzenden Miniaturrechen und Spaten, was geht uns der winzige Ameisentrauerzug an? Was haben wir zu schaffen mit dem fremden Todten? — Die nächsten Secunden reißen das Alles in unendliche Ferne; die eigene Sorge aber begleitet uns, der eigene Gram läßt uns nicht los, so schnell auch die Räder sich drehen mögen!

Dieser selbige Eisenbahnzug hatte vor drei und einem halben Jahre den Knaben aus dem Winzelwalde nach der großen Stadt getragen; und wenn den finstern jungen Mann in der Ecke des Waggons die Gefühle überwältigen wollten, so rief er jene Tage mit allen ihren schrecklichen Einzelheiten in das Gedächtniß zurück, und die

bösesten Geister duckten sich vor der Gewalt dieser Erinnerungen. Damals und jetzt; — welche Aehnlichkeiten, und doch Alles, Alles wie verändert! Wo waren die Herbstwolken, die damals Schnee und Regen im kalten Gemisch auf die vorbeifliegende Gegend ausgeschüttet hatten? Andere Gebilde am Horizont, andere Gebilde in der wunden Seele! Zu einer Zeit behielt man vom Zuge aus lange einen kahlen Hügel und auf diesem einen einzelnen Baum im Auge. Robert Wolf erinnerte sich ganz genau an diesen Baum, er verknüpfte keine deutliche Erinnerung irgend eines Bildes, irgend einer Gedankenreihe damit, er wußte nur, daß er diese unfruchtbare kahle Fläche, diesen Hügel, diesen einsamen Baum schon einmal gesehen habe, und daß er damals unsäglich elend gewesen sei. Und doch hatte er das Leben ertragen, hatte manches Leid vergessen und manche Freude genossen; viel gelernt hatte er, und älter war er geworden: nun trug ihn das Feuerroß wieder an diesem Baum, welcher damals im Regen und Nebel sich halb verbarg, vorüber, und leichte Wolkenschatten glitten über die Ebene und den Hügel — andere Gebilde am Himmel, andere Gebilde in der Seele! Wo war der Groll gegen die schöne Eva Dornbluth geblieben? Damals hätten alle Wasser, die zwischen dem goldenen Thor und diesem einsamen Baum auf der deutschen Heide rollten, ihn nicht ausgelöscht — — und jetzt? Wie nahe gerückt waren sich jetzt die beiden Herzen, trotz all' der großen Wasser, trotz all' der weiten Länderstrecken.

Vorüber an Dorf und Stadt, weiter — immer weiter! durch Wald und Feld, weiter — immer weiter! Was hatte der todte Bruder Fritz mit den sonnedurchglänzten Wäldern, durch welche der Zug braust, zu schaffen? Bei jedem Blick in das dicht verschlungene Grün, bei jedem Blick in die Lichtungen faßte die Wehmuth den jungen Reisenden mit verdoppelter Gewalt. Im Coupee lachten und schwatzten die Passagiere, und ein ausgetrocknetes, gebräuntes, bärtiges Individuum sprach ein Langes und Breites von einer Expedition in das Innere Neuhollands, an der es Theil genommen hatte, und von einer Tour nach Island, welche es jetzt unternehmen wollte. Halben Ohres horchte Robert auf die Erzählung und dachte an den Bruder, der auch so wild über kreuz und quer die Welt durchschweift hatte, und der jetzt so still lag im Wald am Yuba.

O über den Wald, sein Licht und seinen Schatten! O über das Eingeweide des Berges, durch welchen der Mensch seinem Feuerroß den Weg gewählt hatte!

Vorüber an Dorf und Stadt, weiter — immer weiter! Durch Wald und Feld weiter — immer weiter! Heller Morgen! schwüldunkler Mittag — dämmernder Abend — Nacht auf den Feldern und Bergen — Lichter in den Häusern der Menschen — weiter, immer weiter!

Was hatte der Lichtschein aus den Fenstern der Hütten und Häuser mit Helene Wienand zu thun? Je näher die Nacht kam, je heller die Lichter schimmerten, desto mehr mußte Robert Wolf an sein verlorenes Lebensglück denken; — ruhig, ruhig Herz, wie der Zug donnert über Brücken und Viaducte — Du hältst ihn nicht auf durch Deinen Willen, Du hältst ihn nicht auf durch Deine Seelenangst — fortgerissen wirst Du mit den Andern, fort, fort, bis der Haltepunkt, zu welchem Dich das Schicksal bringen will, erreicht ist.

Weiter, weiter in schwindelerregender Hast; senke das Haupt und ergib Dich, Robert Wolf — — — — — — —

Angekommen!

Da war das Gewühl am Bahnhofe, die Polizeimannschaft, das Geschrei der Packträger, die Droschkenreihe; da war die breite, menschenvolle Straße, die unendliche Linie glänzender Gaslaternen; da war aber auch Julius Schminkert, melancholisch in der Eisenbahnhalle in das Getümmel starrend, wie unschlüssig, ob er ein Billet nach den Grenzen der Erde nehmen, oder ob er zu Hause bleiben solle. Wie oft platzt in die elegischste, tragischste Stimmung der Spaß herein und macht das ernste Gesicht noch ernster, das finstere noch finsterer! Julius Schminkert war da, und Robert Wolf konnte ihn nicht los werden von seiner Seite. Aber der junge Mediciner erkannte den Schauspieler fast nicht wieder. Verschwunden war alle ungebundene geniale Liederlichkeit aus dem Aeußern des einst so hoffnungsvollen declamirenden Künstlers. Er trug jetzt einen soliden hohen Hut, und zwar e was in die Stirn gezogen; er war im Besitz eines sehr anständigen Rockes, und Hosen und Weste ließen ebenfalls nichts zu

wünschen übrig. Sehr respectabel sah Julius Schminkert aus; aber leider auch sehr gedrückt, sehr wehmüthig; Julius Schminkert war auch nicht mehr der frühere Julius Schminkert. Vorbei war das lustige Leben in den Lüften, das Flattern von Blume zu Blume; der leichtsinnige Schmetterling schien sich die Flügel gründlich verbrannt zu haben. Neben Robert schritt der Parfümeriehändler, der Chef der Firma Schminkert und Compagnie, und hielt nicht hinter dem Berge mit seinen Kümmernissen. Es schien ihm Erleichterung zu gewähren, sich Jemandem, der ihn in seinem frühern Dasein gekannt hatte, mitzutheilen; und schweigend den eigenen Gedanken nachhängend, duldete der Schützling des Polizeischreibers Fiebiger das Geplauder des einstigen Hausgenossen.

„Hören Sie, Robert," seufzte Julius, „sehen Sie, wissen Sie, es war eine brillante Hochzeit. Ich selbst hatte Alles auf's Beste arrangirt — Kranzjungfern, Delicatessen, Equipagen, Aufführungen, Alles comme il faut. Ich möchte Den sehen, der mir natürlichen Geschmack und Erfindungsgabe abspräche! Die Musikantengasse konnte Maul und Augen, so weit sie wollte, aufsperren; es war ihr doch absolut unmöglich, die erhabenen, angenehmen, rührenden und gemüthlichen Vorgänge in der Nummer Zwölf in ihrer ganzen vollen Bedeutung und Glorie aufzufassen. O ich war glücklich, überglücklich, — se - lig, auf — ge — löst in Won — ne. Jungfräuliche Myrthen — Erröthen, Thränen — o Thränen, Robert! Selbst die väterliche Schneiderseele, der theure Schwiegerpapa, Alphonse Stibbe, tailleur de Paris, vergoß etwas von jenem kostbaren Naß; mit höchsteigenen Händen hatte er mein hochzeitliches Gewand gebaut, und er saß — ich meine den Frack — er saß magnifique. So wurde das Meisterstück der Schöpfung und der Schneiderkunst — diesmal meine ich nicht den Frack — mein. Für Zeit und Ewigkeit wurden wir miteinander verbunden. Ich sollte ihr Herr sein, meinte der ehrwürdige Herr, welcher den feierlichen Act der unauflöslichen Verknüpfung gegen die gesetzlichen Gebühren, und nach Vorlegung der nothwendigen beiderseitigen Legitimationspapiere, vornahm. Ihr Herr? o mon Dieu, Robert, Sie sind ein guter Kerl und sprechen nicht weiter davon; — ihr Herr?! Nach Hause, nach dem eigenen Hause, Kranzstraße Nummer Dreiunddreißig, wie Sie wissen, führte ich mein junges Glück: Parfümerien und Putzgegenstände, parterre, vorn heraus, sehr elegant, Spiegelscheiben, Sammtfauteuils; — hinten hinaus flitterwöchentlicher Ehestand, allerhöchste Seligkeit auf beschränktestem Raume, etwas feucht, dunkel und dumpfig — Wanzen! — Da saß ich nun umgaukelt von Amoretten und Amorinos, und der Handel ging gut, besser, immer besser; o Robert Wolf, er ging endlich zu gut. Handschuh, Handschuh, Wolf! O dieses Handschuhanprobiren! Welcher Gott legte Ihnen damals die Warnung davor auf die jugendliche Zunge? — Haben Sie den Othello gesehen? Ich sage Ihnen, meine Eifersucht fing klein an; aber sie wuchs mit so fabelhafter Schnelligkeit, daß man sie wachsen hörte. Ja, die Nachbarn hörten sie wachsen und machten ihre Glossen darüber. Dazu nahm meine Huldin einen Ton an — Diskantschlüssel — der mich nicht wenig frappirte; mit unendlicher Grazie setzte sie mich auf den Moquirstuhl und — und da sitze ich noch, Robert Wolf! Sollte man nicht wünschen, daß die Firma Schminkert und Compagnie zwischen jetzt und morgen bankerott mache? — Und er soll Dein Herr sein — crasseste Ironie! Der Schwiegerpapa hat's auch nicht besser getroffen; — o Robert, was für ein glücklicher Mensch Sie sind. Doch hier ist mein Geschäft; — Julius Schminkert und ein Geschäft — auch nicht übel. Nun sehen Sie, allerneueste Pariser Neuigkeiten. Bitte, sehen Sie da! Famos! nicht wahr?"

Mit einem Seufzer wies Julius auf die hellerleuchteten Spiegelscheiben seines „Etablissements," in dessen Schaufenstern alle die Sachen und Sächelchen, mit welchen die Firma Schminkert und — Frau handelte, so verlockend und reizend als möglich dem Publicum vor die Augen gestellt waren. Trotz seiner Bedrücktheit schien der bejammernswerthe Geschäftsmann den äußern Effect, den glänzenden Anblick mit weiter geöffneten Nasenlöchern einzuschlürfen. Für einen Augenblick verlor sein Gesicht den Ausdruck der Zusammengekniffenheit, und seine Züge legten sich auseinander, wie die Blätter einer Stockrose unter einem erfrischenden Regenschauer. Aber der glückliche Augenblick ging blitzschnell vorüber, als

über die Schwelle, aus dem Laden hervor, ein junger Herr trat, ein Paar neugekaufter Glaceehandschuhe fester über die Finger ziehend. Hinter ihm erschien holdlächelnd, mit der Taille einer Wespe, frisirt à l'impératrice, Madame Angelika Schminkert geborene Stibbe, in potenzirtester Liebenswürdigkeit den Abschiedswink des jungen Herrn beknixend. Der Ehemann knurrte einen Theaterfluch, Robert Wolf aber fuhr zusammen und faßte die Unterlippe mit den Zähnen: der Kunde der schönen Modewaarenhändlerin war kein Anderer, als Herr Leon, Freiherr von Poppen, der Verlobte Helene Wienand's. Mit ausgesprochener Bonhomie grüßte der Baron den Gatten Angelika's, und dieser mußte den Gruß erwiedern und sehr dankbar sein für die Kundschaft und Ehre; ob der treffliche Diplomat den Zögling des Sternsehers erkannte, blieb zweifelhaft, jedenfalls zeigte er weder Freude noch Kummer darüber; — er war ein sehr brauchbarer Mensch, und seine Vorgesetzten fingen immer mehr an, ihn als ein großes Talent zu schätzen und zu verwenden; — er hatte eine große Zukunft, und die Gegenwart war auch nicht zu verachten.

Er streifte Robert fast im Vorbeigehen, und dieser schlug ihn nicht zu Boden; sondern wich nur zurück wie vor einem giftigen Thier; er starrte ihm nach, wie er um die Ecke schwebte. An der Ecke fiel der Schein der Laterne noch einmal voll auf das gelbliche Gesicht, das jetzt ein höhnisches Lächeln überflog; — jetzt berührte Leon von Poppen den Hut gegen Robert Wolf, dann verschwand er, und nur noch einmal sollte ihn Robert wiedersehen.

Die Gattin schwebte dem Gatten entgegen, Robert Wolf ließ sie Beide an ihrer Ladenthür ihre Gefühle austauschen, und eilte schnellern Schrittes durch den Lärm der Straßen der innern Stadt, der alten, treuen Musikantengasse zu. Er kreuzte die Stelle, auf welcher er vor drei und einem halben Jahre in Schmutz und Blut lag. Damals wie jetzt ging ihm ein tiefer Schmerz durch die Seele; aber das heutige Weh war fast noch schärfer, bänger, als das damalige; obgleich es ruhiger ertragen wurde. Mit klopfendem Herzen stand Robert still; er sah sich im Gefängniß, er sah den bärtigen Schließer, den Regen hörte er an die trüben vergitterten Scheiben schlagen; den Wachtmeister Greiffenberger erblickte er und den langen Gang, der zum Bureau Nummer Dreizehn führte. Ganz deutlich athmete er wieder den eisig-ungesunden Hauch, welcher durch das ganze Polizeigebäude zog; — im Bureau Dreizehn stand er vor dem Rath Tröster — wie konnte es geschehen, daß der Hauptmann von Faber, welcher jetzt den Tod Friedrich's meldete, damals in demselben Bureau auf der Armensünderbank saß? Nun tauchte plötzlich über das hohe Pult das Gesicht des Polizeischreibers Fiebiger auf, das treue geliebte Gesicht mit den klaren schlauen Augen, den hundert Falten — gesegnet sei das theure Haupt! Und neben dem Gesicht des Greisen das andere Gesicht? O Helene, Helene! Das Volk drängt sich wild im Kreis, zu Boden liegt der Knabe aus dem Winzelwalde — dunkel ist der Himmel — o das Gesicht, das Gesicht, das andere Gesicht — Helene, Helene! . . .

Im jähen Schreck fuhr Robert zusammen; eine Hand legte sich ihm plötzlich auf die Schulter: der Polizeischreiber Fiebiger stand nicht mehr als Traumgebild, sondern in natura hinter ihm: so runzlig, so vertrocknet, so kläräugig wie immer; die Arme breitete er aus nach dem Schützling:

„Da bist Du! Hab' ich Dich wieder? Ruhe, Ruhe! Muth, Muth!"

„Mein Vater, mein Freund! O mein Vater!" rief Robert Wolf, und der Alte, unfähig, seine Erregung, seine Rührung auf andere Weise zu verbergen, stürzte sich sogleich, Hals über Kopf in seinen gewöhnlichen Ton:

„Komm, komm, mein Junge. Der hohen Polizei ist es am wenigsten gestattet, eine Scene auf offener Straße hervorzurufen; — weder tragisch noch komisch, ganz gegen das Reglement. Komm nach Haus, lieber Junge, mein wackerer Junge — der arme Fritz, die arme Eva — komm fort. Doch halt, sieh, wer da kommt."

Die Hand des alten Freundes ließ Robert Wolf los und eilte schnell einer kleinen, schwarz gekleideten Dame entgegen, welche dicht vor ihnen aus der Menge auftauchte und ebenfalls schnell auf die beiden Männer an einem Krückstock zuhinkte.

Die kleine schwarze Dame faßte ohne Scheu, vor allen Menschen, den Studenten in die Arme:

„Gott segne Dich, mein armer Junge.

Ach Robert, Robert, was muß man erleben in der Welt. Wenn man glaubt, nun sei Einem alles mögliche gebrannte Herzeleid angethan, so ist immer noch ein Stück zurück, welches Einem die Last schwerer und die Augen trüber machen kann. Welche traurige Botschaft ist uns über's Meer von Deinem Bruder, von der schönen Eva, seiner Frau, gekommen! Aber was hilft's, auf der Straße, auf dem Markt davon zu schwatzen. Jetzt wollen wir gehen; ich meines Weges, Ihr des Eurigen; nachher, Fiebiger, treffen wir uns bei Heinrich; er soll uns sagen, was die Sterne darüber denken; ach Gott, 's ist immer doch nur: après la mort le médecin; wenn der Jammer ausgeflossen ist, stopft man das Loch mit Philosophie, mit schönen Redensarten zu."

Das Freifräulein Juliane von Poppen winkte den Beiden, ihr nicht zu folgen, und hinkte gesenkten Hauptes weiter; sie schämte sich zu sehr, daß sie sich von dem ausgezeichneten Neffen so kläglich hatte hinter's Licht führen lassen, und für einen Charakter gleich dem ihrigen war solche Scham fast vernichtender als der Schmerz.

Der Polizeischreiber sah ihr traurig nach und sagte:

„Am liebsten würde sie einen härenen Sack anziehen und barfuß durch die Gassen gehen. Komm, Robert; und nimm Dir ein gutes Beispiel an der alten Frau, ich will es auch thun."

In wehmüthigem Schweigen setzten der Greis und der junge Mann ihren Weg zur Musikantengasse fort; und wieder einmal sah sich Robert Wolf in den grauen, tabackverräucherten Räumen, in denen er geistig so viel erlebt, in denen er so viel geträumt, so viel gelernt hatte.

Inmitten dieser alten schäbigen und doch so freundlichen Wände, inmitten dieser abgelebten, wackligen Geräthschaften — hier, inmitten seiner eigentlichen Heimath, kam ihm jetzt mit doppelt erschreckender Klarheit die Vorstellung, wie er nun wieder von Allem, was er um sich her aufgebaut habe zu seinem Glück, erbarmungslos losgerissen und in das Ungewisse, Lieblose, Fremde, Wirre und Verderbliche hinausgeschleudert sei.

„O mein Freund, mein Vater, was soll ich thun?" rief er. „Woran soll ich mich halten? Was bleibt mir in der ganzen weiten Welt?"

„Mein lieber Junge, das mußt Du allgemach selber wissen!" antwortete der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen. „Vielleicht kann Dir aber der Alte dahinten im Giebel etwas dazu sagen — Du weißt, aus der Höhe übersieht man Alles am leichtesten und besten."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Robert Wolf beweist, daß man auf den alten Fleck zurückkommen kann, ohne von dort die Welt in der alten Weise anzusehen. Der Baron Leon von Poppen steigt zu dem Observatorium des Sternsehers Heinrich Ulex empor.

Die Sterne gaben in dieser Frühlingsnacht einen Schein so rein und klar wie selten. Wie junge Mädchen im Tanz lachten und winkten sie einander zu, und der Mensch auf dem Stern, Erde genannt, wurde darob theilweise ungemein feierlich gestimmt und fragte sich: worüber eigentlich Die da droben sich unterhielten. Harmlose, naive Individuen, wie zum Beispiel der Schreiber Dieses, dachten bei diesem Winken und Nicken an kosmische Ballangelegenheiten, spaßhafte Vorkommnisse beim letzten Sphärenconcert, an tölpelhafte Courschneidereien irgend eines landjunkerhaften Kometen, an das letzte Zerwürfniß zwischen Venus und Mars. War vielleicht der dicke zerstreute Oberappellationsgerichtsrath Saturnus wieder einmal in eine komische Verlegenheit gerathen? War der alten boshaften Jungfer, dem Fräulein Vesta, ein gesellschaftliches Malheur begegnet? Chi lo sa, wer kann es wissen? — Ernstere Charaktere, wie der Sternseher Heinrich Ulex, dachten freilich ernster über das Raunen und Winken in der Höhe; aber auch sie mußten den irdischen Gewalten nachgeben und sich ihren erhabenen Grübeleien entreißen, wenn es — an ihrer Thür klopfte.

Laß die Sterne, Heinrich Ulex, schieb den Thürriegel zurück und tröste Deinen Schüler, welcher sich an Deine Brust werfen will und Trost von Dir verlangt!

Still und ohne Eifersucht sah der Polizeischreiber den zärtlichen Begrüßungen, die zwischen dem alten Gelehrten und Robert Wolf stattfanden, zu. Die beiden Greise theilten sich gern in die Liebe des jungen Heimathgenossen, weil Jeder den Werth dessen, was der Andere gegeben hatte, bereitwilligst anerkannte.

Alles fand sich in dem Museum des Sternsehers im Giebel von Sanct Nikolaus noch am alten Fleck. Da stand die sphaera armillaris zwischen den Manuscriptenhaufen, da hing an der Wand die mensa Isiaca zwischen den ernsten Bildnissen Kepler's und Galileo Galilei's. Ernst blickten von der entgegengesetzten Wand Copernicus und Herschel hernieder; — der große Tubus am Fenster richtete immer noch die Nase nach oben. Man ahnt gar nicht, wie sehr Leute, die ganz im Geistigen zu leben und aufzugehen scheinen, von geringfügigen Aeußerlichkeiten abhängen: dem Polizeischreiber Fiebiger wär's höchst gleichgiltig gewesen, wenn ihm irgend ein Geschick seine Häuslichkeit total durcheinandergeworfen oder ganz zerstört hätte; den Sternseher Ulex hätte eine Verschiebung der gewohnten Geräthschaften auf's Aergste verstört, ihn recht unglücklich gemacht. —

Ueber das Gesicht Robert's fuhr der Greis sanft mit der Hand:

„Fort mit den bösen Falten: sie haben noch immer nicht das Recht, sich hier finden zu lassen."

„Ach mein Vater, ich bin so hart bedrängt von allen Seiten; die Falten kommen wie der Dieb über Nacht; mit dem besten Willen vermag ich nichts dagegen."

Der Greis schüttelte traurig das Haupt.

„Es ist wahr, mein armes Kind, es werden Dir viel Bitternisse zu Theil. Böse Nachrichten haben wir aus der Ferne vernommen, und was die Nähe bietet, häuft Leiden zu Leid. Mein armes Kind, am liebsten behielte ich Dich wieder hier; Du nähmst dann dort Deinen Platz am Tisch — schau, der Homer liegt noch an seiner Stelle — von Neuem ein, wir schlössen die Thür und öffneten sie nur den nächsten Freunden, und sähen nach den Sternen, so viel das Gemäuer, das dort auf jener Brandstätte wieder emporgeschossen ist, uns davon übriggelassen hat. O wir wollten doch noch schöne herrliche Sterne und Sternbilder finden; aber —"

„Aber es geht nicht; die Sterne wollen es nicht, Heinrich," sagte der Polizeischreiber, „und die Sterne sind sehr mächtig und kümmern sich blutwenig um das, was die Leute, denen sie die Suppe des Lebens versalzen, dazu sagen."

„O Fritz, die Sterne sind nie höhnisch, sind nie falsch; sie freuen sich nicht über das Elend der Erdgeborenen!" rief der Astronom. „Wer ihnen folgt, mag wohl seinen Pfad mit Thränen nehmen müssen, aber es ist doch der rechte Weg; er führt in die Höhe, und was nach Oben führt, das verspottet und verachtet der Mensch nicht ungestraft. Tretet an dieses Fenster und blickt hinaus."

Der Polizeischreiber und Robert folgten dem Wink und sahen in die klare Nacht; der Sternseher stand zwischen ihnen und deutete feierlich in die Tiefe:

„Dort unten sah ich, einige Tage nach jener großen Feuersbrunst, einen Mann stehen, welcher durch das wilde Element viel von seinen irdischen Gütern verloren hatte, dem aber Gott viel Gutes erhalten hatte. Um den Mann her lagen hohe Trümmer, sein Fuß trat auf schwarzen Schutt und Staub, und hier und da wand sich noch schwarzer Qualm aus der Verwüstung. Durch mein Glas sah ich das Gesicht des Mannes ganz klar und genau, und mein Herz schlug laut und ängstlich; denn ich wußte, Gott hatte Jenen auf einen Scheidepunkt gestellt. Himmel und Erde kämpften in seiner Brust, aber ich kämpfte diesen Kampf mit ihm und für ihn durch, und eine tiefere Bangigkeit ist mir selten durch das Herz gegangen. Wie soll ich Euch beschreiben, was ich in diesen schwankenden Augenblicken für jenen Mann fühlte? Ich kann Euch nur sagen, was mit ihm geschah. Er sah nicht nach Oben; am Staub klebte sein Auge, die schwarzen Trümmer nahmen seine Seele gefangen, und kurz nur war das Ringen gegen die dunkle Gewalt, die uns zu Füßen liegt, und die uns ewig zu sich herabziehen will. Viel schöne Namen haben wir dafür, prunkende, farbige Hüllen werfen wir darüber; aber der Staub bleibt nichtsdestoweniger Staub, und aus den glänzenden Hüllen kriecht es empor und umschlingt Glied auf Glied — nieder! nieder! Wie viele Leiber erstickte, wie viele Seelen begrub die Asche, über welche unser Fuß durch dieses Leben schreitet? Hätte jener Mann, der auf den Trümmern seines verbrannten Hauses stand, den Blick nach oben — nach den Sternen — gerichtet, er wäre gerettet gewesen! Er that es nicht, und er ging unter — unter, erst in der Nacht des Wahnsinns; dann, als der Körper die Krankheit überwunden hatte, unter in dem Leben, welches Ihr kennt.

Er ist ein harter, liebloser, selbstsüchtiger Mann geworden; nur das, was den täglichen erbärmlichen Vortheil, die Ehre der Welt und das Geld bedeutet, kennt er noch; was darüber liegt, hat keinen Sinn mehr für ihn. Fragt nun seine Leute, fragt sein Kind, fragt die Arbeiter in seinen Fabriken, was das für sie bedeutet. O Friedrich, alter Freund; o Robert, lieber Sohn, sehet nicht zu Boden in der Unglücksstunde; aufwärts zu den Sternen richtet den Blick; bei den Sternen ist Heil, zu Euern Füßen findet Ihr nur Untergang und Verwesung."

Robert Wolf sah den Greis mit leuchtenden Augen an; aber der Polizeischreiber zuckte doch ein wenig die Achseln und sagte:

„Du hast gut reden, Heinz. Hier sitzest Du auf Deinem Thurm und hast Beine und Füße hoch in die Luft gezogen; aber — aber! Die Herren und Damen in der Arche mochten wohl, als dieses ausgezeichnete Fahrzeug flott wurde, mit dem Gefühl der persönlichen Sicherheit dem Jammergeschrei der ertrinkenden Mitbrüder und Mitschwestern lauschen; aber ich beneide sie darum doch nicht. Die Familie Noah nahm jedenfalls auch ihren Ballast an Erdenschuld mit an Bord: der frivole Spaßvogel Ham wie die Andern. Ich meine, wir sind allesammt gleich vor dem Herrn; der Meister Noah und seine Familie wurden nur wie die Thierpärlein in ihrer Eigenschaft als Gattungsexemplare gerettet, nicht etwa als Tugendausbündler. Wir haben uns Beide auf die Schmetterlingskunde gelegt. Ulexius; Du jagst den goldglänzenden Dingern mit azurblauen Flügeln, die in der freien Luft der Höhe geboren werden und schweben, nach; ich liebe es, zu sehen, wie ähnliche Wesen auch aus dem Schlamm, aus der Verderbniß sich strahlend erheben und über dem Sumpfe flattern. Arme Dinger, wer kann sagen, ob es Eure Schuld ist, wenn Ihr flügelmatt, nach kaum begonnenem Flug, wieder herabsinkt, um im Schmutz zu verkommen? Es ist aber auch nicht Alles Schlamm und Sumpf zu unsern Füßen; nahrhaften Acker und Gartenland, trefflichen Wiesenboden gibt es auch, und der Mann, der im Unglück sich daran hält, mag so gut sich dem Elend entringen, wie der, welcher nach — den Sternen sieht. Am besten ist's, man thut das Eine und läßt das Andere nicht. Also Robert, mein Rath ist, halte Dich mit den Händen und im Nothfall mit den Zähnen an dem Gewande unserer alten Mutter Erde; die Augen aber richte empor zu den Sternen des weisen Meisters Henrici Ulexii, privilegirten und patentirten Sternguckers und Platonikers im Giebel des vormaligen Klosters Sancti Nicolai. Auf der Erde halte Dich an die Dinge selbst, an die Materie, mögen sie Ecken und Kanten haben, so viel sie wollen; verachte aber nicht die Ideen, welche über der Materie sind; denen Gott die Materie ähnlich und so die Welt schuf, wie sie ist. He, Heinrich Ulex, war das nicht gesprochen, als ob der Sohn des Ariston im akademischen Biergarten vor dem thriasischen Thor das Wort gehabt hätte?"

„Semper idem!" sagte der Astronom lächelnd; da klopfte es wieder an der Thür.

„Schiebe Deinen Riegel fort, Mann des Ideals," brummte Fiebiger, „der Schritt, welcher da sich naht, wandelt auch nicht immer auf rosigem Gewölk, sondern über recht holpriges Pflaster, faulende Bohlen und morsches Estrich; aber er steigt doch vielleicht noch über Deine Höhen."

Heinrich Ulex neigte, während er seine Riegel zurückstieß, das Haupt und sagte einfach und leise:

„Du hast Recht, Fritz!"

Ueber die Schwelle des Observatoriums trat das Freifräulein Juliane von Poppen, und hinter ihr erschien — o Robert Wolf, was sagte Dein Herz? — hinter ihr erschien, bleichschüchtern das liebliche Gesichtchen Helene Wienand's.

„Seid gegrüßt, Ihr Herren," sprach das alte Fräulein ungemein feierlich. „Ich komme heute früher, dieses Kindes wegen; ich hielt es für wünschenswerth, daß es diesen Abend in unserer Mitte zubringe — so ist es hier; gib dem Fräulein die Hand, Robert."

Wie sich Robert Wolf und Helene Wienand einander in die Augen sahen, was sie bei dieser Zusammenkunft fühlten, können wir nicht beschreiben. Die Hände reichten sie sich wortlos, und die Alten sprachen zuerst ebenfalls nicht und sahen nur traurig auf die beiden jungen Leute. Dann nahm Heinrich Ulex die Hand der Tochter des Banquiers Wienand und führte selbst sie zu einem Sitze. Es lag etwas unendlich Zärtliches und zugleich Trauriges in der Art, wie er sich um das junge Mädchen bemühte.

Nun saßen sie Alle im Kreis und bedachten den Ernst des Lebens, und die großen Astronomen, die in ihrem Leben auch so viel getragen hatten, schienen noch ernster als gewöhnlich aus ihren Bilderrahmen herabzublicken.

Es sprach das Fräulein von Poppen:

„Ich wußte eigentlich nicht recht, ob es gut sein würde, wenn ich mein Kind an diesem Abend hierher brächte; ich wäre beinahe mit ihm unten an der Treppe noch umgekehrt. Jetzt aber weiß ich, daß es gut ist; wir müssen uns gegenseitig aussprechen, und Helene Wienand darf dabei nicht fehlen; selbst ihr Vater könnte ihr das Recht, hier zu erscheinen, nicht streitig machen, und so habe ich sie hergeführt, daß sie höre und selbst spreche. Robert Wolf, Du bist von Allem, was uns Frauen betrifft, unterrichtet?“

Robert senkte den Kopf und sagte: „Ja. Im Cabinet des Königs liegt das Adelsdiplom des Herrn Banquiers Wienand zur Unterzeichnung vor. Sobald dasselbe ausgefertigt ist, soll — soll —“

„Soll die Verlobung meines Neffen, des Barons Leon von Poppen, mit Fräulein Helene Wienand der Stadt verkündigt werden!“ rief das Freifräulein. „Abgemachtes Geschäft — Vortheil auf beiden Seiten — nichts mehr dagegen zu machen: das Haus von Poppen hat eine gute Speculation gemacht und das Haus Wienand keine schlechte. O arme Helene, verkaufen möchten sie Dich, wie sie die eigenen Seelen verkaufen würden; aber sie sollen ihren Willen nicht haben; ich leide es nicht, ich dulde es nicht. Habe ich Dich damals als winziges, erbärmliches, schreiendes Ding in meine Arme genommen und Dich zu einem so hübschen, verständigen Mädchen auferzogen, um Dich armes Lamm jetzt diesem abscheulichen höhnischen Jesuiten, der leidergotts meinen Namen trägt, geduldig zu überliefern? O sie sollen das Freifräulein von Poppen kennen lernen, diese — diese — Je — su — iten!“

Unnachahmlich war die Art, in welcher Juliane das Wort Jesuiten hervorstieß. Es war eins ihrer höchsten Worte und sie wandte es nur in Augenblicken der zornigsten Aufregung an. Ihr Pflegekind dicht zu sich heranziehend, fuhr die alte Dame fort:

„Weine nicht, mein Herzchen, es liegt immer noch ein weiter Raum zwischen ihrem Willen und der Vollendung ihrer liebenswürdigen Pläne. Noch bist Du nicht Baronin von Poppen und sollst es mit Gottes Hilfe für's Erste nicht werden. Dein Vater hat nicht das Recht, Dich in's äußerste Verderben zu stürzen.“

„Ach, wie kann ich mich wehren gegen Das, was mein Vater will?“ rief Helene, die Hände ringend. „Er ist mein Vater, und ich habe ihn so lieb, so lieb! Wie kann ich jemals vergessen, daß er sonst so gut gegen mich war? Wenn ich Abends zu Bett gegangen bin, um mich in den Schlaf zu weinen, wie muß ich dann lauschen, ob er nicht wie früher wiederkommen will, um sich, wie früher — als er noch nicht krank war — über meine Kissen zu beugen und mir die Stirn zu streicheln zu guter Nacht. Ich denke, es kann nicht anders sein, er muß wiederkommen, es kann nicht Alles, Alles so anders geworden sein; er muß mich wieder an sein Herz nehmen, wie früher, er kann mich nicht so grenzenlos unglücklich machen wollen.“

„Zur Baronin Poppen will er Dich machen,“ rief das Freifräulein. „Er hält das gar nicht für etwas Schlimmes; er verlangt ja Deine ganze kindliche Dankbarkeit dafür. Ich wollte nur, ich hätte Deinen Zukünftigen jeden Tag eine Viertelstunde hindurch im Bereich meines Krückstocks!“

„Solche Wünsche, wie diesen, Fräulein, muß man im Leben leider nur zu oft unterdrücken,“ seufzte der Polizeischreiber Fiebiger. „Wir kommen durch alle Wünsche, Klagen, Hoffnungen und Befürchtungen auch nicht den kleinsten Schritt weiter, sondern gerathen nur immer tiefer in Muthlosigkeit und Verwirrung. Am besten ist's, wir legen uns klar und trocken noch einmal Alles auseinander; scheiden das Richtige von dem Unrechten und gehen dann, ein Jeder muthig, tapfer und ergeben den vorgeschriebenen Weg. Hier sind wir: die Alten, die den Kampf um die Existenz so ziemlich hinter sich haben, und die Jungen, welche soeben in den Kampf eingetreten sind, und welche von den Grauköpfen wissen wollen, wie sie durch den großen wilden Wald, den gnadenlosen Wald gekommen sind. Die Sache, um welche es sich handelt, ist sehr einfach und durchaus nicht neu, wie das Lied sehr richtig bemerkt. Wie oft aber auch der Knoten gelöst oder durchgehauen wurde, die jedesmal Bethei-

ligten glauben stets, sie seien die Einzigen, welche je vor solch ein Hinderniß geriethen. Es gibt aber Knoten von mancherlei Art, und Jeder findet sie an seinem Lebensstrick. Laßt uns die vorliegende Verwicklung betrachten. Hier ist Robert Wolf aus Poppenhagen; der Arzneikunst Beflissener, ein junger Mensch von gutem Körperbau und mannigfachen Geistesanlagen. Wir, Heinrich Ulex und Friedrich Fiebiger, gleichfalls aus Poppenhagen im Winzelwalde, haben in einem gefährlichen Zeitpunkt, so zu sagen, die Rolle der Moira, des Fatums für besagten jungen Wolf gespielt, und haben ihn durch Gut und Böse, nasses und trockenes Wetter bis zum jetzigen Augenblick taliter qualiter durchgebracht. Hier ist auf der andern Seite Fräulein Helene Wienand, die Tochter des Banquiers Wienand, ein armes, kleines Mädchen, welches in ähnlicher Weise eine Beschützerin gefunden hat in dem Freifräulein Juliane von Poppen, ebenfalls aus Poppenhagen im Winzelwalde, und unter unsern alten blinden Augen hat sich zwischen den beiden jungen Leuten etwas angesponnen, wovon in unserm Erziehungsplane nicht die Rede war."

Robert und Helene schlugen die Augen nieder, errötheten und zitterten an allen Gliedern; das Freifräulein nahm Priese auf Priese; rückte immer unruhiger auf ihrem Sitze hin und her und hob jetzt winkend die Hand gegen den Schreiber; dieser aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein, lassen Sie nur das Winken, Fräulein Juliane; ich glaube, es wird am besten sein, wenn wir so offen und methodisch als möglich zu Werke gehen; das Rührende, Gefühl- und Thränenvolle wird schon von selbst sich in die Historie stehlen; wir haben zur Hervorrufung desselben ja den Herrn Neffen, das staatsmännische Talent, welches zu so großen Dingen im Vaterlande berufen ist. Der Herr Banquier Wienand, der wenig oder gar nichts von unserm Robert weiß, zieht natürlich den hoffnungsvollen jungen Baron als Schwiegersohn bedeutend vor, und nur ein Bruchtheil hiesiger Stadtbevölkerung verdenkt es ihm. Es ist nicht zu leugnen, daß der Vater in gewisser Weise das Recht habe, über die Zukunft seines Kindes zu verfügen, und sich und es nach bestem Willen und Kräften glücklich zu machen. Die Frage stellt sich meiner Meinung nach jetzt einfach so: Gibt nicht der Vater, welcher den größten Theil der Seele seines Kindes einer andern Person, die treuer darüber waltet, als er selbst es vermöchte, überläßt, einen eben so großen Theil an der Verfügung über dasselbe auf? Hat das Freifräulein Juliane von Poppen das Recht, den Theil des Herzens Helene Wienand's, der ihr gehört, gegen den Willen des Vaters zu wenden? Ich kämpfe für die Seele, die ich zu vertreten habe; ich vertrete das Glück meines Sohnes Robert Wolf und beantworte die Frage mit Ja!"

Robert Wolf stieß einen leisen Schrei hervor und streckte die Hände gegen den Erzieher aus; Helene Wienand aber wurde fast noch bleicher als gewöhnlich, blickte starr, wie im höchsten Grade erschreckt, auf den Polizeischreiber, und dann mit fragend gefalteten Händen auf die alte Freundin. Diese faßte die fieberhafte Hand des Kindes und rief:

„Recht, recht, Fritz; wir haben Jeder eine Seele, die wir uns gewonnen haben, zu vertreten. Ja ich habe mir diese Seele gewonnen, und ich gebe mein Recht daran gegen Keinen auf. Nicht wahr, mein Liebchen, ich habe Theil an Dir, und Du verlässest mich nicht? Habe ich um Dich gesorgt und in Krankheitsnächten an Deinem Bettchen gewacht, wie eine Mutter? Konnte eine Mutter mehr thun, als ich für Dich gethan habe? Welcher Theil Deines Wesens gehört dem Banquier Wienand, und welcher gehört dem alten lahmen Fräulein von Poppen?"

„O meine Mutter, meine liebe, liebe Mutter," rief Helene, das Freifräulein umarmend; Sie sind meine wahre Mutter. Nimmer kann ich ausdenken, wie gut, wie liebevoll Sie für mich gewesen sind. So weich haben Sie mich durch das Leben getragen. Was wäre aus mir während der letzten Jahre geworden, wenn Gott Sie nicht mir gegeben hätte? Ich bin lange nicht so gut, als Sie — als Alle glauben; aber was löblich an mir ist, das haben Sie, Mutter, zum größten Theil mir gegeben, und mein Vater — o mein lieber — armer Vater —"

Das junge Mädchen vollendete ihre Rede nicht; die Worte gingen ihr im krampfhaften Schluchzen unter, und Robert Wolf stürzte mit thränenvollen Augen vor ihren Knien nieder:

„Liebe, Liebe, ach quäle Dich nicht so! Gegen den falschen Leon wird Dich das Fräulein Juliane schützen; wir Beiden aber müssen den Sternen trauen. Mein Herz blutet über Dein und mein Weh; aber die Sterne, die rechten, wahren Sterne täuschen nicht — o weiser Meister, sagt es ihr, daß sie nicht täuschen; sagt ihr, daß sie allen Denen, welche ihnen trauen, und treu, treu — bis in den Tod getreu zu ihnen aufblicken, den rechten Weg weisen. Meister, Meister, sprecht zu ihr, sprecht zu uns; bei Euren Sternen ist Trost; die Welt ist so wild und hart und grausam; aber Eure Sterne sind milde und geduldig. Sie gehen nicht mit dem Strauchelnden in's Gericht; sie bändigen durch Sanftmuth die Leidenschaft — ich habe es erfahren! — in aller Noth ist Heil bei ihnen. Meister, Meister, sprecht zu der armen Helene und zu mir, dessen Herz in so großer Noth und Qual zwischen zwei Welttheilen schwebt, sprecht zu uns von Euren Sternen und ihrem Rath!“

Das Freifräulein sah erstaunt auf den erregten jungen Mann, der Polizeischreiber kratzte sich mit vielen Hm's und Ha's nach seiner Art hinter dem Ohre und brummte:

„Da bin ich drin für die Kosten! Bei Gott, der Alte hat mit seinem Idealismus doch das längste Ende gezogen! Und ich habe dem Jungen so schöne sceptische Principien vorgeritten. Da liegt der Napf im Feuer, und aus dem realen Punsch werden transcendentalblaue Flammen, die durch den Schornstein zu den — Ster — nen in die Höhe schlagen.“

Emporgerichtet hatte sich aber Heinrich Ulex der Sternseher, und leise sprach er:

„Ich wußte es! Ja, es konnte nicht anders sein. Gesegnet seien Deine Worte, Robert; mit ihnen überwinden wir das Leben, mit ihnen überwinden wir auch den Tod. Wie hinter dem Tode, so ist hinter der Geburt ein großes Geheimniß; der Sterbende tritt in das eine, das Kind, welches geboren wird, in das andere. Auch das Leben ist eine Kette von Mysterien, die hienieden oft nur zum geringsten Theil gelöst werden. Den Schoß der Mutter verläßt das Kind und weiß nichts von sich. Es hört ein unbestimmtes Geräusch und wird von einem unbekannten Licht geblendet, mit Weinen und Klagen wehrt es sich gegen Beides. Mit jeder Geburt hebt der uralte Sang von der Schöpfung wieder an: wüst war es und leer, und es war finster auf der Tiefe; aber der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Im Buche der Genesis freilich wird es mit einem Male Licht; in der dunkeln Seele des Menschen jedoch kommt das Licht langsam, langsam; erst ein dämmeriger Schein, dann ein Funke hier, ein Funke da, ein Aufleuchten, welches eine mehr oder weniger fremdartige Gegend zeigt, ein Verschwinden jeglichen Scheins, wieder ein Blitz, ein Zerreißen der Finsterniß, neue schwarze Wolken, und so bis zum Tode ein Kampf zwischen Ormudz und Ahriman! Dunkel ist an und für sich das Universum, und das Licht darin geht nur von den glänzenden Kugeln aus, die wir Sterne nennen; dunkel ist auch von Grund aus die Menschenseele, ein eben so großes Mysterium wie das Weltall; auch in ihr kommt das Licht von den Sternen, und deren gibt es viele und sehr schöne. Jeder von ihnen wirft einen andern Schein in das dunkle Sein, und dem echten Menschen verbinden sie sich in jeder guten, aber viel mehr noch in jeder bösen Stunde zu heilbringenden Constellationen. Der Mensch der Materie, der Mensch des Paradieses, der weder Gut noch Böse kennt, gibt den Steinen, Pflanzen und Thieren Namen; aber der sittliche Mensch, welchem Gott befahl — erectos ad sidera tollere vultus — das erhobene Gesicht zu den Sternen zu richten, dieser Mensch gab den Gefühlen Namen und nannte sie: Liebe, Freundschaft, Glaube, Geduld, Barmherzigkeit, Muth, Demuth, Ehre — und Jahrtausende vergingen, ehe diese Namen und so viele gleiche gefunden waren. Seht nach dem Stern der Liebe, meine Kinder; aber Du schöne Jungfrau, vergiß auch nicht den Stern des kindlichen Gehorsams; es ist ein edles Gestirn, folge ihm bis zur Entsagung, in das Verderben jedoch darfst Du ihm nicht folgen. Mein Sohn, Du hast eine köstliche Tramontana gefunden; aber erinnere Dich, daß Du schon einmal glaubtest, sie gefunden zu haben. Gedenke immer der Verzweiflung, aus welcher wir Dich emporzogen; denke daran, wie Du damals das Leben wegwerfen wolltest, gleich einem vollgeschriebenen Blatt Papier. Es hat sich nachher auf dem Blatt immer noch Platz für Mancherlei gefunden. Du glaubtest das Dasein verloren zu haben,

ehe Du es angefangen hattest. Damals warst Du ein verblendetes Kind, heute bist Du ein Mann; damals glaubtest Du zu lieben, heute liebst Du — ernst, schweigend, geduldig, in alle Ewigkeit. Was geschehen mag, Du hast viel gewonnen; habe nur weiter Acht auf die Sterne der Ehre und des Muthes. Gebet mir Eure Hände, Ihr beiden armen lieben Kinder; Jedes von Euch weiß Bescheid von dem Andern — mehr Bescheid als wir Alten wissen können. So soll nun Jedes dem Andern sagen, was es zu thun hat. Sprich zuerst, Robert Wolf, was verlangst Du von Helene Wienand?"

In die Augen sahen sich die beiden jungen Leute; Jahre lang hatten sie nachher zu sinnen, um sich über diese flüchtige Minute Rechenschaft zu geben; in einem fliegenden Augenblick zog ihnen ihr ganzes vergangenes Sein durch die Seele; und Robert Wolf sagte mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Habe Mitleid mit mir; traue auf mich, ich will immer mehr Deiner würdig werden. Du hast es gehört, Du weißt es, daß ich Dir nicht ein unberührtes Herz bringen kann; ach, ich darf ja eigentlich gar nichts von Dir fordern. Was Du Reine mir geben willst, ist Alles ein unverdientes Geschenk. Und doch verlange ich Liebe, Liebe von Dir; denn trotz Allem, was aus der Vergangenheit, was jetzt sich zwischen uns drängt, sind wir mit unlöslichen Ketten aneinandergeschlossen; Du kannst Dein Herz nicht losreißen, ohne daß es zu Tode blutet. Liebe, Liebe verlange ich von Dir, doch verlange ich nicht, Deine Hand zu berühren, wenn der Vater zürnend es verbietet. Geduldig will ich harren, bis Du zu mir kommen darfst und ich zu Dir. Viel zu sehr liebe ich Dich, um je ungeduldig zu werden. So sitze still, beuge Dein Haupt, weise das Schlechte und Falsche im heiligen Zorn von Dir — Du darfst es. Ich liebe Dich, ich liebe Dich, Helene Wienand; — ich liebe Dich und will warten auf Dich, bis über den Tod!"

Der Sternseher hielt das junge Mädchen mit dem Arm umschlungen; jetzt machte es sich los und warf die eigenen Arme dem Schüler des alten Heinrich Ulex um den Nacken: In's Ohr flüsterte sie ihm kaum vernehmlich:

„Geh' zu unserer Schwester, geh' zu Eva, ich will stark und treu sein wie sie. Gleichwie sie auf unsern Bruder, auf Friedrich gewartet hat, will ich auf Dich warten. Auch sie wollte Leon von Poppen in den Schmutz ziehen; aber es ist ihm nicht gelungen. Wie Eva Dornbluth, wird Helene Wienand ihr Gewand, ihre Hand rein erhalten vor seiner Berührung. Gehe ruhig, ganz ruhig, Du Lieber, ich will stark und treu sein, wie Eva Dornbluth."

Der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen überließ sich wieder einmal Körperverrenkungen, welche kein Komplimentirbuch für gesellschaftlich zuläßig erklärt, und welche den Polizeirath Tröster mit Entsetzen erfüllt haben würden. Das Freifräulein Juliane von Poppen aus Poppenhagen ließ Tabacksdose und Krückstock achtlos zur Erde fallen, sie riß wild das Pflegekind an die Brust und schluchzte und lachte durcheinander.

Der Sternseher Heinrich Ulex aus Poppenhagen hielt still die Hand seines Schülers mit der Rechten und beschattete mit der Linken die Augen. Da klang auf der Treppe draußen das Gepolter unsicherer Tritte, als ob Leute, die mit dem Wege vollkommen unbekannt wären, emporstiegen.

Eine dünne schneidende Stimme rief:

„Vorsichtig, excelsior! Immer mit Vorsicht höher hinauf, Herr von Wienand! Beim Zeus, das ist ja eine wahre Räuberhöhle — höchst interessant — Hasenpfote als Glockenzuggriff — noch höher? Leuchten Sie doch, alte Dame — ah, per aspera ad astra, hier sind wir — stellen Sie die Lampe auf das Geländer, gute Frau; wir kommen sogleich zurück. Muth, Muth, theurer Herr, Muth und Geduld! Ich beschwöre Sie, sich zu erinnern, daß Sie mir versprachen, unter allen Umständen ruhig zu bleiben! Durch Geschrei und Trompetenfanfaren mochten wohl die Mauern von Jericho einfallen; aber gegen ma chère tante richten wir damit nichts aus. Ich kenne die Gnädige."

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der Baron Leon von Poppen steigt wieder herunter vom Observatorium des Sternsehers Heinrich Ulex.

Der Banquier Wienand hatte das Haus in der Kronenstraße, in welchem ihm einst seine Freunde eine Wohnung mietheten,

angekauft, da das Gebäude, welches er auf der Brandstätte in imposanter Pracht errichtete, immer noch nicht bewohnbar war. Es war ihm widerlich, mit Andern, Gleichberechtigten unter einem Dache zu hausen; überall wollte er den Fuß auf eigenen festen Grund und Boden setzen; die krankhafte Scheu vor Allem, was er „unsolide" nannte, sprach sich auch hierin aus.

Ein magisches Glück begünstigte alle seine Unternehmungen; rastlos arbeitete er Tag und Nacht. Wo eine Eisenbahn gebaut wurde, erschien das Haus Wienand an der Spitze der Actionäre; das Feuer auf manchem Fabrikherde wurde durch Mithilfe des Hauses Wienand unterhalten; auf der Börse gab es kaum einen geachtetern Namen als den des Banquiers. Das Fieber des Ehrgeizes, die Gier des Erwerbs trieben den Mann mit rasender Hast vorwärts, und laut klatschte die Stadt Beifall; — der Banquier Wienand imponirte der Stadt ungemein.

Wo aber war die markige Gestalt, die einst so fest auf den Füßen stand? Wo war der helle joviale und doch so scharfe Glanz der Augen? Der berühmte Banquier bediente sich eines Krückstocks wie das Freifräulein Juliane von Poppen, und wenn er ohne Stab gehen mußte, so lehnte er sich gern auf einen fremden Arm — am liebsten auf den Leon's von Poppen, wie wir leider wissen. Die Augen glänzten zwar noch, aber es war nicht mehr der frühere ruhige, klare Schein in ihnen; halb scheue, halb gierig suchende Blitze schossen sie. Es war der glasige Schimmer, den ihnen die Krankheit gegeben hatte, nur zum Theil gewichen. Einst — in jener verhängnißvollen Nacht, in welcher im Semmelroth'schen Geschäft der Funke in der Asche vergessen worden war, hatte der Banquier Wienand die starke männliche Faust selbstbewußt, triumphirend auf sein Hauptbuch gelegt; wo war jetzt diese starke sehnige Hand? Magere zitterige Finger wendeten die Blätter in dem neuen Buche und reihten die Zahlen aneinander.

Ueber das große Buch gebeugt, saß der reiche Mann und horchte zwischen seinem Rechnen auf den Schritt Leon's, der allabendlich um diese Zeit auf der Treppe erklang. Helene hatte mit dem Freifräulein vor kurzer Zeit das Haus verlassen, dem Banquier war die Stille, die in demselben herrschte, unangenehm; er wartete mit Verlangen auf den Baron, während dieser auf eigene Hand das Wohl des Hauses Wienand in Obacht nahm.

Wenn auch Eifersucht grade nicht im hohen Grade zu den fehlerhaften Seelenneigungen des jungen Diplomaten gehörte, so kannte er doch seinen Vortheil viel zu gut, um nicht einiges Mißbehagen, einige Sorgen beim Anblick Robert Wolf's zu empfinden. Er wußte ganz genau, daß jedesmal, wenn der „alberne Bursche aus dem Walde" während seiner Studienzeit in der Stadt anwesend war, eine Zusammenkunft zwischen demselben und Helene Wienand stattfand; er hatte nur darüber gelächelt und sogar den Banquier gehindert, etwas dagegen zu sagen oder zu thun.

„Es ist Kinderei," hatte er gemeint, „regen wir uns und die Damen nicht unnöthigerweise auf. Im gegebenen Augenblick können wir Alles ganz behutsam und ohne Lärm arrangiren."

Jetzt aber, wo seine Verlobung mit der Tochter des Banquiers, wie er meinte, so nahe bevorstand, glaubte er Grund zu haben, „die Geschichte zum Abschluß zu bringen;" und so eilte er denn, nachdem er vorhin den Nebenbuhler mild, höflich, überlegen und lächelnd begrüßt hatte, so eilig als möglich der Kronenstraße zu, und wir betreten mit ihm abermals das Haus der Baronin Victorine de Poppen.

Noch immer grinzte oder glotzte Einem beim Eintritt Baptiste der bunte Lackei entgegen, noch immer trippelte Elise kokett Trepp auf und ab, oder durch die Gemächer. Zwei weitere Jahresringe hatte die Baronin angesetzt; immer weichmüthiger, immer schläfriger war sie geworden, und winselnd beklagte sie die vollständige Entfremdung der beiden Freundinnen Artemisia und Lydda von Flöte. Immer verächtlicher wurde sie von dem „bösen Kinde," dem eigenwilligen Leon, behandelt, und den Plänen desselben in Hinsicht auf seine Verbindung mit dem Hause Wienand konnte sie nur den allerpassivsten Widerstand entgegensetzen. Dieser Widerstand beschränkte sich darauf, daß sie von ihrem Divan aus, mit sehr kläglicher Stimme, Klagelieder sang, welche sehr einschläfernd auf den vortrefflichen Ministerialsecretär wirkten.

Leon erreichte das Haus seiner Väter; Baptiste trat ihm mit dem Licht entgegen,

leuchtete ihm zu seinen Gemächern voran und wurde sanft gebeten, für einige Augenblicke in dieselben mit einzutreten.

„Lege ein Schloß vor Deinen Mund, knöpfe Ohren und Augen auf, Mensch," sagte der Baron. „Ich habe einen Thaler und einen Auftrag für Dich, im Nothfall aber auch eine Tracht Prügel. Zeige Dich als ein vernunftbegabtes Wesen, welches verdient, einen so guten Herrn, wie ich bin, zu haben."

Baptiste verbeugte sich bei jedem Redepunkt, und der Baron fuhr fort:

„Mache Dich so dünn wie möglich, Esel. Hinunter mit Dir in die Gasse; gib Acht auf die Thür drüben — Du weißt. Ich werde am Fenster warten. Sobald ma tante, das Freifräulein von Poppen, an Deinem Horizont aufgeht, das heißt an der nächsten Ecke erscheint, benachrichtigst Du mich durch den bekannten Pfiff. Wenn sie drüben eintritt, achtest Du darauf, ob sie mit dem Fräulein Wienand ausgeht. Geschieht das, so folgst Du den Damen so unbemerkt als möglich; Du bringst mir Nachricht, wohin sie gehen — ventre à terre. Allez!"

Baptiste verdiente es, einem so guten Herrn zu dienen; er pfiff nach einer halben Stunde, und kam nach einer andern halben Stunde mit der Botschaft heim: die gnädige Tante habe sich mit dem gnädigen Fräulein im Niklaskloster verloren. Leon von Poppen zog den Ueberrock und die Handschuhe an, setzte den Hut auf und ging zum Banquier Wienand, indem er brummte:

„Wirklich, die Geschichte mit diesem jungen Waldteufel tritt aus dem Stadium der Lächerlichkeit in das der Langweiligkeit. En finissons."

Er hatte eine kurze aber lebendige Unterhaltung mit dem Banquier, und zehn Minuten später fuhren die beiden Herren ebenfalls dem Nikolauskloster zu. Auf dem Hofe des alten Gebäudes griffen sie ein altes Weib mit einer Laterne auf, und gelangten unter ihrer Führung zur Thür des Sternsehers.

Heinrich Ulex öffnete ihnen, und sie fanden sich inmitten der kleinen Versammlung.

Wild blickte der Banquier umher; doch ungemein verbindlich grüßte Leon und schien sich im Geheimen sehr an der peinlichen Erstarrung, die sich auf den Gesichtern der überraschten Freunde malte, zu ergötzen.

„Bitte die Herrschaften tausendmal um Entschuldigung, wenn wir stören!" lächelte er und machte sogar Miene, der Tante die Hand zu küssen; aber er erhielt für diesen Versuch eine so gut angebrachte Ohrfeige, daß das Lächeln von seinen Lippen total verschwand, und peinliche Erstarrung auch seinen Zügen sich mittheilte.

Auf seine Tochter ging der Banquier zu und faßte heftig ihren Arm:

„Was geht hier vor? Weshalb bist Du hier? Bist Du toll geworden, daß Du Dich in solcher Weise von mir suchen läßest? Komm fort — auf der Stelle!"

„O mein Vater!" schluchzte Helene; aber der Banquier unterbrach sie und sagte mit berechneter Betonung seiner Worte:

„Wer es auch sei, der Dich gegen meinen Willen, ohne mein Wissen an solche Orte, in solche Gesellschaft lockt; ich habe nicht die Verpflichtung, ihm dafür dankbar zu sein. Leon, geben Sie dem albernen Geschöpf, dem thörichten Mädchen Ihren Arm; ich meine, es ist nichts mehr zu sagen, und wir können gehen."

„Es wäre noch recht viel zu sagen, wenn Sie Vernunft annehmen wollten, Wienand!" sprach das Freifräulein. „Aber Unglück und Krankheit haben Sie verblendet; Sie können nicht sehen, nicht hören. Wienand, Sie sind ein beklagenswerther Mann!"

Zornig schrie der Banquier auf:

„Wessen Mitleid verlange ich? Wer wagt es, mich zu bedauern? Gnädiges Fräulein, was verlangen Sie eigentlich von mir? Sie haben mir Gutes — Dienste — erwiesen, Sie haben sich meines Kindes angenommen zu einer Zeit, wo ich in einiger Verlegenheit war. Ich habe das immer anerkannt, und ich erkenne es auch jetzt noch an; aber ich habe auch von Ihnen mehr ertragen, als ich von irgend einem andern Menschen erduldet haben würde. Sie haben oft, sehr oft in meinem Hause die Tyrannin gespielt, und ich habe mich Ihnen gefügt, ohne ein Wort darüber zu verlieren. In diesem Falle aber leide ich es nicht, daß Sie meinen Wünschen, meinem wohlbedachten Willen so schroff entgegentreten. Sie haben mir einen großen Theil der Neigung meines eigenen Kindes genommen; — wollen Sie mir Alles nehmen? Ich sage Ihnen, im Nothfall überlasse ich Ihnen die Liebe der verzogenen Dirne, den Gehorsam derselben halte ich aber fest."

„Vater, Vater, o höre mich!“ rief Helene jammernd.

„Still, Mädchen! Zu Hause will ich zu Dir reden. Fräulein von Poppen, weshalb führen Sie meine Tochter ohne mein Vorwissen zu diesem Orte? Wer sind diese Herren? Wer ist dieser junge Mensch? Ich bitte gehorsamst um Antwort; die Auskunft wird mir sehr interessant sein.“

„Dieser Ort,“ sprach Juliane von Poppen ernst, fast feierlich, „dieser Ort ist für Leute Eures Schlages heiliger Boden; Ihr habt im Grunde doch großen Respect davor, wie Ihr Euch auch stellen mögt. Und hört, Wienand; wenn das Schicksal es wollte, daß ein neuer Windstoß abermals Euer armes buntes Kartenhaus umstieße, und der böse Geist — Ihr wißt, was ich meine — abermals die Hand nach Euch ausstreckte: so klopft schnell, schnell an diese Thür und bittet um Einlaß, und wenn der Euch gewährt wird, so ziehet die Schuhe von den Füßen und tretet ein. Erinnert Euch daran, daß damals nichts Euch vor dem schwarzen Dämonen schützen konnte; hier an diesem guten Ort findet Ihr vielleicht die Sicherheit, welche Euch die ganze weite Welt versagt,

So oft der Herr der Wasser und der Erden
Die Krämer beugt, daß sie nicht Fürsten werden.

Was diese Männer anbetrifft, so sind es meine Freunde, und bessere, treuere sind nimmer zu finden. Gott gebe Ihnen solche Freunde, Wienand, und dazu die Macht, sie zu erkennen und hochzuhalten. Gib mir Deine Hand, Robert Wolf; — sehen Sie hier, Herr Banquier Wienand, diesem jungen Mann habe ich einst verboten, sich Ihrer Tochter, meinem Pflegekinde zu nähern, ich habe ihm meine Gründe dafür gesagt, und er hat gehorcht, obgleich er Helene liebte. Jetzt hab' ich selber mein Kind, Ihre Tochter ihm entgegengeführt, um es zu erretten vor jenem nichtswürdigen Schurken, Leon von Poppen, meinem Neffen, welchem Sie schwacher Mann Ihr eigen Fleisch und Blut gegen einen Pergamentfetzen verhandeln wollen. Hören Sie wohl zu, Wienand; auf mein Wort hat jetzt Helene diesem Jüngling Treue geschworen, und sie wird daran halten so lange sie lebt; aber morgen geht Robert Wolf fort von hier, nach Amerika; nie wieder wird er vielleicht zu seiner Verlobten reden, und an sie schreiben wird er auch nicht. Sie sollen einen Theil Ihres Willens haben, Wienand; Helene wird sich nicht gegen Ihren Willen verheirathen; aber diesen Menschen, der leidergottes meinen Namen trägt, sollen Sie ihr in alle Ewigkeit nicht aufdrängen. Nun führen Sie Ihr Kind fort, Herr; für heute habe ich genug zu Ihnen gesprochen.“

„Genug, übergenug!“ murmelte der Banquier zwischen den Zähnen. Dann sprach er laut:

„Fräulein von Poppen, ich übernehme von jetzt an die Leitung meines Hauses und damit auch meiner Tochter wieder allein; ich denke, das ist klar! Komm, Mädchen, fort mit Dir!“

„Sie weisen mir die Thür, Herr,“ sagte das Freifräulein höchst vornehm, wirklich vornehm. „Das ist eine große Ehre, die Sie mir unter den jetzigen Umständen erzeigen. Aendern werden Sie dadurch übrigens nichts! Helene Wienand, im Namen Deiner todten Mutter, deren Stelle ich versehen habe, und für die ich hier stehe, im Namen Deiner Mutter verbiete ich, Juliane von Poppen, Dir, diesem Mann, meinem Neffen, Leon von Poppen, Deine Hand zu geben. Wir müssen uns jetzt trennen, bleibe treu den Sternen und gedenke, mein armes Kind, daß ich Dir zu jeder Stunde doch nahe, ganz nahe sein werde. Habe Muth, traue Deinen Müttern, der todten wie der lebenden, sie werden ihr Kind nicht verlassen.“

Nach einer kurzen, hastigen letzten Umarmung schob das Freifräulein das verzweifelnde Mädchen dem Vater zu, indem es demselben ganz leise in's Ohr flüsterte:

„Da nehmt es, armer Mann; versucht, was Ihr erreichen könnt. Ich habe den Sarg Eurer Frau geschmückt, obgleich Ihr mich nicht gerufen hattet. Hütet Euch, daß ich nicht nochmals ungerufen Euer Haus betreten muß, um eine andere Todte in den Sarg zu legen! ... Nun, Herr von Poppen, bieten Sie dem Fräulein Wienand Ihren Arm.“

Ab wandte sich Juliane und griff nach der Hand Robert Wolf's, welcher sich zwischen den Baron und das junge Mädchen stürzen wollte; Herr Leon aber bot dem Fräulein Wienand nicht den Arm; er stand betäubt, „wie vor den Kopf geschlagen.“ Wankend folgte er dem Vater und der

Tochter und stolperte draußen über das alte Weib, welches neben seiner Laterne auf der Treppe eingeschlafen war. Athemlos hielt er sich an dem morschen Geländer und ächzte:

„Pauken und Trompeten, welch ein Weib, welch eine Suade! Ich werde mich zu Bett legen und die Decke über den Kopf ziehen."

Er fuhr nicht mit in dem Wagen des Banquiers nach Hause; er ging oder schwankte vielmehr heimwärts. Als er vor dem Café de l'Europe von einem ihm begegnenden Collegen erfuhr, daß das Nobilitirungspatent für den Banquier Wienand von Seiner Majestät für's Erste noch zurückgelegt sei, machte diese Nachricht kaum einen bemerkenswerthen Eindruck auf ihn.

Er kam in seinem Zimmer an und zog wirklich die Decke über den Kopf, nachdem er vorher noch dem getreuen und klugen Baptiste wieder einmal auf die alte Art, das heißt durch einen Tritt vor die Posteriora, Gute Nacht gewünscht hatte. Er selbst hatte keine gute Nacht.

Im Observatorium des Sternsehers sprachen die Freunde nicht viel mehr zueinander. Was sie bewegte, ließ sich schwer in Worte fassen.

Mit heißen Thränen nahmen Juliane von Poppen und der alte Ulex Abschied von Robert Wolf; und der Polizeischreiber Fiebiger war fast von Allen der Weichmüthigste.

Am folgenden Morgen schon reiste Robert nach Hamburg ab.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Zeigt, daß Leute, die aus dem Blick entschwinden, darum doch an der rechten Stelle wieder erscheinen können.

Wer ein sorgenvolles, bekümmertes, schmerzbeladenes Herz hat, der trage es, wenn er es irgend vermag, hinaus auf die großen Wasser. Es liegt etwas Befreiendes, Kräftigendes in dem Schweben auf dem beweglichen Element; der Horizont des Menschen wird weiter auf dem Meere; es ist ewig dasselbe, und doch immer ein anderes; einfachste tiefste Harmonie ist im Sturm, wie in der Windstille; das ängstlich Kleine, welches auf der „wohlgegründeten Erde" von allen Seiten her sich aufdrängt, weicht zurück; der starke Geist empfindet lebhaft, daß es besser ist, in den Armen der lauttönenden Amphitrite erdrückt und erstickt zu werden, als von vier dumpfen Mauern und einem Haufen Federbetten.

Aehnliches empfand Robert Wolf, nachdem das deutsche Ufer hinter ihm versunken war, und er — die Seekrankheit überwunden hatte. Noch mehr empfand er das, als nach tagelangem Kreuzen gegen widrige Winde die Küsten von England und Frankreich, die Schaaren wild geschaukelter Fischerbote dem Auge sich entzogen und das gute Schiff Teutonia durch den freien Atlantischen Ocean westwärts zog. Nun hatte, gewiegt auf dem blauen Wasser, Robert die beste Zeit und Gelegenheit, über sich und seine Schicksale nachzusinnen; und mit jedem andern Erdgeborenen theilte er das Recht, Wunder über Wunder in seinem Leben zu finden. Die geheimnißvolle Tiefe, über welcher er schwebte, schien ihm nicht so viel Wunder zu verbergen, wie die eigene Brust.

Seit jene Briefe ihn von jenem grünen Waldhügel, auf welchem er mit den Genossen das Lied vom Glück der Menschen und Neid der Götter gesungen hatte, aufgeschreckt hatten, war das alte Grübeln, das alte schmerzensreiche Wühlen im eigensten, innersten Sein mit verdoppelter Macht zurückgekommen. In alter Weise rief er die Bilder der Vergangenheit zurück, verknüpfte sie miteinander und suchte sich über jede Lebensstunde Rechenschaft zu geben. Ueber sein Erwachen zum Denken im verborgenen Thal des Winzelwaldes grübelte er und suchte die ersten Anfänge der Charakter- und Geistesaufbauung mit den Anschauungen des gewordenen Mannes in Einklang zu bringen. Da wurden manche Fragen laut, auf welche es keine Antwort gab, und manch ein Räthsel blieb ungelöst dem Sinnenden. Aber auch in mancher Neigung, in mancher That, in manchem Gedanken des Kindes, des Knaben fand er die Wurzel des Daseins des reifen Mannes, und Manches, was in dem einsamen Walddorfe in der Seele aufsproßte, war noch lebendig, trieb Ranken und trug bittere oder süße Frucht in dieser Stunde, wo das große Meer und die hohen Wogen des Lebens den Weltbürger schaukelten. Nach allen Uranfängen seiner Existenz, im Guten wie im Bösen, griff Robert Wolf zurück; alle Fäden, welche davon in die Gegenwart

hineinliefen, tastete er zurück, und daß er das konnte, war auch einer von den Gewinnen, welche er aus der Schule, durch welche er geführt war, gezogen hatte. Oft beobachtete er ernst das bunte Leben, welches auf dem Schiffe herrschte, und es kam ihm vor, als sei er der Einzige, welchen nicht eine große glänzende Hoffnung über den Ocean führe. Da war Niemand, Jung und Alt, Mann oder Weib unter den Fahrtgenossen, welcher nicht von der Ferne, dem „Drüben" ein mehr oder weniger klargedachtes fabelhaftes Glück erhoffte. Sie unterhielten ihn Alle gern von ihren Plänen und Aussichten, denn die Hoffnung ist um so mittheilsamer, je verschlossener die Enttäuschung ist, und er horchte ihnen gern und theilnehmend. Er hatte jenseits der Wasser kein Glück zu erwarten; aber er hatte genug erlernt, um die Hoffenden, Frohlockenden nicht zu beneiden — und auch das war viel gewonnen hienieden, wo das Glück des Einen selten, sehr selten den Andern glücklich macht. Des wackern Ludwig Tellering gedachte Robert. Wo mochte Der sein? Hatte er gefunden, was er suchte? Das Grab des Bruders stieg drohend in der Phantasie hinter jeder von diesen Fragen empor.

Nach den ersten stürmischen Tagen hatten die Götter der Teutonia eine gute Fahrt gewährt. Leicht durchschnitt der schnelle Kiel die Fucusbänke von Corvo und Flores, welche am neunzehnten September des Jahres Vierzehnhundertzweiundneunzig das Schiffsvolk des Christof Columbus so sehr erschreckt hatten. Der kühne herrliche Genuese hatte aber das Phönikermärchen vom undurchdringlichen Meer nicht gefürchtet. Vor Märchen weicht der Genius nicht zurück; — und was ist Märchen, und was ist Wahrheit in dieser Welt?

Ueberall findet der denkende Geist hohe Beispiele, an denen er sich aus schwerer Trübsal und peinlicher Vergrillung emporrichten kann. An der Brüstung des Schiffes lehnte Robert Wolf, hinauf in die sternenhelle Nacht, hinaus in das leuchtende Meer blickte er und sprach:

„Die Mittelmäßigkeit, welche mit wenig Kunst die Erde beherrscht, traut dem Geiste nicht, der nach den Sternen sieht. Wenn sie gnädig ist und das Höchste wagen will, gibt sie ihm eine lecke Caravelle und Galeerensclaven und Verbrecher zu Hilfsgenossen, daß ja kein ehrlicher, verständiger Mann bei dem thörichten, närrischen Spaß zu Grunde gehe. Aber hohe Götter halten ihre Hand über das morsche Fahrzeug, welches den Entdecker trägt. Wenn das meuterische Gesindel in seiner Angst ihm Ketten an die Hände legt; was schadet es? Auch in Ketten vorwärts! O über die tragische Ironie! Wird nicht fast alles Große mit gefesselter Faust gewonnen? Was wollen wir Kleinen uns kümmern, wenn es den Gewaltigen so geht? Für uns nicht weniger als für sie gilt das Wort: Auch in Ketten vorwärts! Auch in Ketten vorwärts!"

Aus den Wogen tauchte Rio Janeiro mit seinen Palmen, seiner buntscheckigen Bevölkerung wie ein wunderlicher Traum; aber auf den sonnigen Glanz der Tropen folgten die Nebel und Schneestürme am Cap Horn. Doch die bösen Geister der bei den Schiffern so übelberüchtigten Planetenstelle hatten keine Macht über das gute Schiff Teutonia. Glücklich umfuhr es die gefürchtete Spitze, und stolz zeigte sein Gallionbild dem Stillen Ocean Schild und Schwert. Noch einmal im Hafen, ehe das Ziel erreicht ist! Da ist Valparaiso auf der westlichen Seite des amerikanischen Continents.

Wieder hinaus nach kürzester Frist, zu nahe winkte jetzt das Ziel, als daß man sich Zeit gegönnt hätte zum ruhigen Athemholen auf fester Erde. Als endlich, endlich abermals der Ruf: Land! erschallte, da war die Fahrt vollendet, und die langen Wellen des Großen Oceans rollten gegen die Ufer der californischen Küste. Im unbeschreiblichen Tumult stürzte die wilderregte Menge auf der Teutonia gegen die Schiffsbrüstung. Mit gierigen Augen und hochklopfenden Herzen starrte sie in die Ferne auf die Bergzacken, die duftverschleiert, mehr geahnt als gesehen, am Horizont auftauchten.

Da lag es nun vor den Augen dieser armen Menschenkinder, da lag es — das Goldland — das Dorado, nach welchem fast seit Beginn der Geschichte die Menschheit auf die verschiedenartigste Weise sich abängstete; welches sie suchte im Stein der Weisen, welches sie sah in den phantastischen Träumen vom Reich Ophir, vom Land Golkonda, vom Reich des Priesters Johann. Immer dasselbe Drängen auf einem andern Wege. Ach mit welchen Blicken klammerte

sich dies begünstigte Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts an diese todten kahlen Berge, von denen die goldführenden Ströme sich in's Meer herabstürzten!

Und rückwärts auf der Linie des Meereshorizontes tauchte Segel um Segel auf. Jedes Volk des Erdballs kam, seinen Theil zu nehmen von dem unendlichen Glück.

Auf dem Deck der Teutonia zitterte das Fernrohr in der Hand des Capitäns. Mit toller schwindelnder Hast führten die Matrosen die gegebenen Befehle aus; — immer deutlicher trat das Land hervor; eine hohe Felswand schien den Lauf des Schiffes hindern zu wollen; aber was ihr durch Jahrtausende gelungen war, das gelang jetzt nicht mehr; — das goldene Thor öffnete sich, auf beiden Seiten traten die Felsen zurück, ein hundertstimmiges Jauchzen stieg himmelan vom Bord der Teutonia; unwillkürlich machten sich dadurch die zusammengepreßten Gefühle in jeder Brust Luft. Vor den Augen der Seefahrer dehnte sich, blitzend im Strahl der Morgensonne, die Bai von San Francisco.

Wer jetzt — jetzt, wo jene Zeit schon längst old forty-nine, Alt-neunundvierzig geworden ist, dort anlandet, der findet da eine prächtige Stadt, ein geregeltes Staatsleben, ein geregeltes Leben der Individuen. Das war damals anders. Damals setzte Jedermann den Fuß des Eroberers auf diesen dürren Strand, mit dem festen Willen, Niemandem zu weichen auf dem Wege zum grenzenlosen Reichthum. Jeder nur mit sich selbst beschäftigt, sah in dem Mann zur Seite nur den gefährlichen Nebenbuhler, den Todfeind. Selten fand der Strauchelnde eine barmherzige hilfreiche Hand; nur der Egoismus verband hier und da die Einzelnen zur gemeinschaftlichen Arbeit.

Da lagen auf der Rhede die Schiffe aller Nationen: die chinesische Dschunke neben der englischen Brigg, das Fahrzeug aus Honolulu neben dem Bremer Schooner, und von jedem Bord hatte sich der Strom der Abenteurer an's Land ergossen und auf dem Strande die tolle Zeltstadt San Francisco errichtet, leicht und wunderlich gleich den Gedanken, welche in den wilden Herzen umwirbelten. Ihren Ankerplatz fand auch die Teutonia, und auch ihre Menschenlast stürzte sich im drängenden Getümmel in die Böte, um so schnell als möglich den glorreichen Boden zu erreichen. Ein klares Denken war in diesem Augenblick eine Unmöglichkeit; möglich schien nur, daß alles Dieses, welches Wirklichkeit sein sollte, nur eine Vision war. Jedermann hatte das Gefühl, als könnten diese Gebirge, diese Landzunge mit der beweglichen Stadt, dieses bunte Gewühl der Völker, dieser Mastenwald sich wieder in Nebel und Nichts auflösen.

Schwindelnd stand Robert Wolf, nach fünfmonatlichem Geschaukel auf den Wogen, auf dem festen Erdreich; fast so schwindelnd wie damals, als das Geschick ihn zum ersten Mal rathlos, hilflos in die große Stadt geschleudert hatte. Der Uebergang war zu plötzlich. Eben befand man sich noch auf dem weiten Meere, inmitten der Gestalten, der Gesichter, der Stimmen, an die man sich wohl oder übel durch das lange Zusammensein gewöhnt, über die man sich ergötzt, geärgert, erbost, an die man sich auch wohl mit Zuneigung angeschlossen hatte; — nun war man mit einem Schlag, durch einen Schritt über ein schwankendes Brett, in eine Scenerie, in ein Leben versetzt, von welchem man bis dahin nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Verschwunden waren die bekannten Figuren. In einem Augenblick hatten sie sich in dem Getümmel verloren. Das Schiff war zu einer Art von Heimath geworden; diesem unbekannten Lande, diesem unbekannten Leben gegenüber fühlte man sich vollkommen heimathlos. Für muthige Charaktere jedoch geht dieses zaghafte Gefühl, dessen sich wohl Keiner anfänglich erwehren kann, schnell vorüber, und auch bei Robert Wolf war es nicht von Dauer. Fest stand er und blickte klar in das Wirbeln und Wogen.

Um sein geringes Gepäck brauchte er keine Sorge zu haben. Im Nothfall konnte er den leichten Koffer auf den eigenen Schultern zu irgend einer der Holz- und Leinwandbaracken tragen, welche durch ein flatterndes Banner oder durch eine flüchtig und roh bepinselte Tafel als „Hotels“ dem müden Seefahrer sich ankündigten. Aber der junge Deutsche konnte sich nicht losreißen von dem merkwürdigen Schauspiel, welches vor seinen Augen fort und fort wechselte; er schrak auch nicht wenig zusammen, als er plötzlich eine gewichtige Hand auf seiner Schulter fühlte:

„Holla, Landsmann, seid Ihr nach Californien gekommen, um auf offener Straße

ein germanisch Tagträumen zu beginnen? Beim Plutus und Mammon, kein Platz dafür hier, Herr Robert Wolf aus Poppenhagen im Winzelwalde."

Im höchsten Grade überrascht durch die unvermuthete Anrede drehte sich Robert um, und sah nun einen hohen, breitschultrigen Mann mit dunkelm graugesprenkelten Vollbart und sonnegebräuntem Gesicht, über dessen Stirn eine rothe Narbe lief, vor sich. Ein breitrandiger Sombrero bedeckte den charaktervollen Kopf, dazu trug der Mann ein ledernes Jagdwamms, hohe Stiefeln, eine Büchse, ein Waidmesser, eine indianische Tasche und unter dem Arm eine zusammengerollte mexikanische Serape. Das Plötzliche der Erscheinung und Anrede wirkte so verwirrend auf Robert, daß er einige Secunden hindurch nicht im Stande war, zu sagen, wer vor ihm stehe.

Der Fremde machte Dem schnell ein Ende und sagte:

„Calculire, Ihr kennt mich doch wohl! Erinnert Euch an das Polizeibureau zu — na, Ihr wißt. Schickte auch neulich einen Brief nach dem alten Lande, der Euch leider anging. Gebt mir die Hand, ich wußte, daß Ihr Euch den Weg hierher nicht verdrießen lassen würdet."

„Konrad von Faber! Der Herr Hauptmann von Faber!" rief Robert Wolf, und faßte hastig die dargebotene knochige Hand des berühmten Reisenden.

„Dank, Dank für die Hand, die Sie mir damals reichten, welche Sie mir jetzt entgegenstrecken!"

„Still, still," sagte Faber, „ich freue mich herzlich, daß ich Sie sogleich traf, Mann. Ja, Sie sind ein Mann geworden und manch Einer hätte Sie nicht sofort erkannt; aber in einem Leben, gleich dem meinigen, schärft sich das Auge für Derartiges. War auch Ihr Bruder mein sehr guter Freund — wackerer Junge! — haben zusammen an manchem Lagerfeuer gelegen, und seine Hand hat mich mehr als einmal zu Wasser und zu Land vor der letzten Unannehmlichkeit geschützt. Leider habe ich ihn jetzt nicht wieder schützen können. Es gibt Leute, die stehen zueinander, wo sie sich treffen, im Salon, wie unter dem Büchsenfeuer. 's ist ein hart Ding, daß er jetzt in diesem fatalen Sande liegen muß. Das war das Ende davon, Don Roberto, und es geht Manchem hier auf die Art. Man gräbt eine Grube und kratzt und wühlt sich die Finger blutig nach dem blanken Staube, und während dem Kratzen und Wühlen schleicht sich der Tod, das alte Gespenst, hinter Euch, und ein Tritt von seinem verdammten Skelettfuß stürzt Euch kopfüber in das Loch; die Kameraden werfen den Sand und das Gestein, welche Ihr mit so viel Schweiß und Mühe aus der Grube herausgebracht habt, wieder auf Euch und dann — dann Jeder an sein Geschäft; — go ahead! Aber es ist doch ein glorioses Treiben!"

„Und Eva? Eva — meine Schwägerin?" rief Robert, von Neuem die Hände Konrad von Faber's fassend.

Ein sonderbares Zucken ging über das Gesicht des Reisenden. Mit einem heftigen Ruck riß er seine Hände aus denen des jungen Mannes, trat einen Schritt zurück und lüftete ein wenig den Strohhut, um ihn sogleich desto tiefer in die Stirn zu drücken:

„Stand firm at your post!" murmelte er, und dann rief er laut: „O Robert Wolf, ich habe niemals mich viel um die Weiber gekümmert, es ist eine beschwerliche Last für einen Wanderer meines Schlages; — zu weichliche Creaturen für einen Menschen, der das Stillsitzen nicht vertragen kann! Robert Wolf, Eures Bruders Frau ist die einzige Königin, die mir auf meinem Lebenswege begegnet ist, und ich habe doch manche Damen gesehen, die sich officiell den Titel ausbaten. Sie ist ihrem Manne keine Last gewesen. Eine Heldin ist sie, und als solche hat sie geduldet. Ach, sie wird nicht lange mehr zu dulden haben; 's ist ein Weg von Texas bis zum Stillen Ocean, die Wälder, die Prairien, die Felsengebirge, die Wüsten könnten den stärksten Mann müde und knielahm machen; Eva Wolf ist nicht müde geworden. Wenn sich wilde Gesellen im Zuge zu Boden warfen und sterben wollten, haben wir ihnen die Eva Wolf und die Andere, die mit ihr war, die Marie gezeigt, wir haben manchen albernen Tölpel dadurch wieder auf die Beine und zum Marschieren gebracht. Sie hat auch Glück gebracht hier auf dem goldenen Boden. Sie stieg selbst zum Spaß in solch ein Loch, in welchem nun Euer Bruder begraben liegt; in diesem Augenblick noch klingt mir ihr helles Lachen in's Ohr, als sie einen blitzenden Klumpen in die Höhe hielt und

rief: „Oro! oro! Schau Fritz, damit kaufen wir das ganze Poppenhagen, Schloß und Dorf!“ — Nie vergeß ich das stolze Lächeln, mit welchem Fritz auf sein muthiges Weib blickte; sie war ganz ein Weib für ihn, und nie hat sie kalt eins seiner Luftschlösser von künftigem Glück eingerissen. Welch einen Respect alle die wilden Kerle in den Minen vor ihr hatten; — es war glorreich! Aber das Fieber, das Fieber! . . . Ihr werdet ja selbst sehen, Robert Wolf — sie wird Euch nichts vorwimmern; aber es ist nur um so herzzerbrechender.“

Mit sprachlosem Schmerz hatte Robert diesem Berichte Konrad Faber's zugehört; mit hundert hastigen Fragen bestürmte er den Reisenden jetzt und erfuhr, daß Eva Wolf in einer Blockhütte weit in den Bergen auf den Tod liege.

„Zu ihr! Zu ihr!“ murmelte Robert, und Faber nickte:

„Ja wohl, morgen in der Frühe wollen wir zu ihr; der Apotheker wird seine Drugs bis dahin wohl fertig haben. Jetzt aber kommt, lieber Junge, ich will Euch zu einem Quartier und zu Landsleuten, bei denen Ihr Euch nicht fremd fühlen sollt, führen. Morgen gehen wir zum Grabe Eures Bruders, zum Weibe Eures Bruders. Dies ist Euer Gepäck?“

Robert nickte

„Gut, packt an! Was auf dieser Seite des Erdballs der Mensch selbst schleppen kann, muß er schleppen. Ihr werdet Euch wundern über die Leute, die uns in unserm Quartier erwarten.“

Den Koffer zwischen sich nehmend, brachen die beiden Männer sich Bahn durch das Gewühl der Zeltstadt, und der Hauptmann führte den Ankömmling ziemlich bis an's andere Ende derselben, indem er ihn im Gehen auf allerlei Einzelheiten des Getümmels aufmerksam machte.

„Blickt nicht so niedergeschlagen zur Erde, junger Mann!“ rief er. „Selbst im Schmerz läßt ein rechter Mann nichts Bemerkenswerthes unbeachtet liegen. Blickt auf und um Euch; wenn Ihr später einmal wieder ruhig in Deutschland sitzt und über Kornfelder, Obstbäume zum Buchenwald hinüberschaut, so mag Euch die Erinnerung der heutigen Stunden wie das bunteste Zauberbild in die Seele treten. Nicht wahr, Don Roberto, das ist ein tolles Treiben? Achtet, ich bitte Euch, auf die Hautschattirungen. Seht den Burschen dort vor dem Gewürzladen, das ist ein Unterthan seiner kanakischen Majestät; — eine alte Bekanntschaft von mir, der Schlingel wollte mir mit aller Gewalt seine Tochter gegen meines Großvaters alte silberne Taschenuhr verhandeln. Da ich nicht darauf einging, stahl er mir natürlich den Gegenstand seiner Wünsche; — heilloser Spektakel drum vor dem königlichen Tribunal in Honolulu — französische Intervention in Ermangelung der deutschen; — britische Eifersucht auf Frankreich — Reverend Mr. Shambling nahm die Uhr und die schöne Kanakin dazu, und meines Vaters Sohn hatte das Nachsehen. Hallo, schaut Robert, da geht Paddy vom grünen Erin Arm in Arm mit Chinese-John, dem Ausreißer des himmlischen Reiches. Chilenen, Hindus, Deutsche, Mexikaner, Engländer, Yankees, Juden, Italiener, Spanier, Russen, Franzosen, Alle sind sie da, Jeder mit seinem Löffel. Calculire aber, der Breitopf wird doch nicht groß genug sein.“

Einen bessern Führer durch dieses Menschengewirr, als den großen Reisenden, der alle Nationen, ihre Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche im eigentlichsten Sinne persönlich kannte, hätte Robert Wolf nicht finden können. Das war wieder einer der Lehrmeister, welche ihm ein günstiges Geschick immer von Neuem zur rechten Zeit in den Weg führte. Mit allen Völkern der Erde stand Konrad von Faber so zu sagen auf Du und Du; er war ein lebendiges Lehrbuch der Ethnographie und wußte Bescheid in der Anschauungsweise eines jeden Bruchtheils der Menschheit, einerlei, ob dasselbe von der Mutter in einer schwäbischen Wiege geschaukelt, oder in einer Bastmatte an den Stamm einer Cocospalme gehängt war. Endlich aber sagte er:

„Angekommen! Kennt Ihr den Mann dort mit der Axt, Robert Wolf?“

Und Robert Wolf ließ seinen Theil vom Koffer fallen und stürzte mit offenen Armen vorwärts:

„Ludwig! Ludwig!“

Ludwig Tellering stieß einen ähnlichen Schrei aus und warf sich an die Brust des Freundes; aus der niedern Thür des Bretterhauses blickte die Mutter Anna und eilte herzu, die Hände in der Schürze trocknend:

„O mein Jesus, Sie sind es? Ach Du lieber Gott, die Freude! die Ueberraschung! Der Herr Hauptmann hat doch Recht gehabt."

„Eine Ahnung habe ich gehabt, daß er heute kommen würde," sagte Konrad von Faber. „Na Mutter, was macht der junge Bürger von Californien, was macht die Frau? Alles noch immer wohlauf, hoffe ich."

„Nach Umständen, Herr Hauptmann," antwortete die alte Frau mit glückseligem Lächeln; „aber laßt mich nur dem Herrn Wolf —"

„Kommt, Mutter, laßt die beiden jungen Leute jetzt allein," fiel ihr Konrad in's Wort, „und erzählt mir etwas mehr vom Enkel."

Die Alte nickte:

„'s ist schon recht; ja, mein Ludwig mag wohl ein volles Herz haben, und Herr Robert — ach Gott, weiß er denn schon Alles?"

„Alles!" sagte der Hauptmann und führte die gute Frau gegen das Haus oder vielmehr die Bretterbude.

Die beiden Freunde hatten sich währenddem lange und innig in die Augen gesehen und in den Blick viele Worte gelegt.

„So treffen wir uns hier wieder, und ich finde Dich wie gewöhnlich mitten in der Arbeit und auch — ich sehe es Dir an — im Glück!" sagte Robert. „Gott grüße Dich, alter, lieber Gesell; — Du hast gefunden, was Du so heiß suchtest und ersehntest!"

„In der Arbeit und im Glück!" rief Ludwig Tellering. „Da schau!"

Ein helles Kindergeschrei ließ sich vom Hause her vernehmen, und auf der Schwelle der Baracke erschien wieder die Frau Anna mit dem Hauptmann. In den Armen der Frau aber lag das kleine Wesen, welches seine klare Stimme lustig erklingen ließ im Brausen des Völkerdurcheinanders.

„Mein Junge, mein herziger Bube!" rief der Schreiner mit strahlendem Gesicht. „Vorgestern angekommen in der Welt! O wie schade, daß ich Dir jetzt meine Frau, meine Marie nicht zeigen darf; aber Du weißt — "

„Ich weiß, daß Du die beste, wackerste Frau hast. O sage ihr, wie ich ihr danke für Alles, was sie an Eva gethan hat."

Ludwig drückte traurig dem Freunde die Hand.

„Ja, ja, das ist der einzige schwarze Schatten, welcher durch unser Glück geht. Ach die arme Eva! O Robert, Robert, Du ahnst nicht, wie sich meine Marie quält, daß sie jetzt nicht bei ihr sein kann; jetzt, wo es am allernöthigsten wäre. Wie sie im ängstlichen Schlaf ihren Namen ruft!"

„Eure Frau hat gethan, was sie konnte, Meister," sagte Konrad von Faber, „und Ihr selbst habt Euch auch als ein braver Mann gegen Fritz und Eva Wolf gehalten. Ach, freut Euch nur des Lebens und Eures Glückes, Ihr Menschenkinder, Ihr habt es in jeder Weise verdient. Es löst hienieden immer eine Pflicht die andere ab. Auf diesen Pausback hier aber könnt Ihr doppelt stolz sein, Herr. Es ist das erste deutsche Kind, welches auf diesem fremdländischen Boden geboren wurde; Eure Frau müßte eigentlich von Rechtswegen eine Prämie vom alten Lande drüben haben. Nicht wahr, Mutter, es ist ein Labsal, dieser strampelnde deutsch-californische Schreihals in diesem verdammten Gewühl von ausgewachsenen Abenteurern, Schwindlern, Hallunken und Narren?"

„'s ist ein Gottessegen, Herr Hauptmann!" sagte die Alte; „aber nun muß ich auch ein Wort zum Herrn Wolf sprechen. Ach Du lieber Himmel, es stößt Einem doch fast das Herz ab, daß man so weit von der Heimath fort ist."

Eine heiße Thräne fiel aus dem Auge der Greisin auf die Stirn des Säuglings, als sie fortfuhr:

„So weit, so unmenschlich weit von hier liegt mein Johannes. Ach Ihr Herren, Ihr könnt's mir auf's Wort glauben, ich wäre doch nicht fortgegangen, wenn ich gewußt hätt', daß das Calfonium so weit weg sei von meines Johannes Grab. Der liegt nun da so ganz allein, und Niemand kümmert sich um sein Grab!"

„Denken Sie das nicht, Mutter Anna," rief Robert. „Ist nicht der alte Ulex noch in der Heimath? Der sorgt schon für den Hügel. Und der alte Fiebiger auch. O Mutter, Mutter, wir haben treue Freunde drüben zurückgelassen."

Die alte Frau küßte ihren Enkel heftig und dann schluchzte sie:

„Kommen Sie herein, kommt Alle herein; Sie müssen uns Alles erzählen von Daheim, von der Musikantengasse, von den Nachbarn. Es war doch ein ander Ding im Hof von Nummer Zwölf drüben, beim

Mäuseler, wenn's auch ein wenig dunkel und feucht war, als hier in dieser Bude, wo man leben muß wie die Zigeuner. Wer das mir an meiner Wiege gesungen hätte; wer das mir gesagt hätte, wenn ich sonst mit meinem Johannes aus der Kirche kam, die Straße so reinlich dalag und die Wachtparade in der Ferne spielte und Ludwig und Louise uns in der Thür entgegensprangen! Ja, die Louise — Ihr werdet Euch auch wundern, wo die ist. Drüben im Texas ist sie geblieben und hat 'nen Landsmann gefreit, 'nen guten Mann und sehr wohlhabend; aber ich werde sie auch wohl mein Lebtag nicht wieder zu sehen kriegen. Ach, davon hätt' mir in der Musikantengasse auch nichts geträumt."

Neben dem Verschlag, in welchem die Wöchnerin lag, enthielt dieses californische Wohnhaus nur noch ein Gemach, welches durch Vorhänge in verschiedene Abtheilungen geschieden war, und allen Bedürfnissen der Familie für jetzt genügen mußte. Einige Jahre später freilich erhob sich auf der Stelle ein stattliches steinernes Gebäude, und Herr Ludwig Tellering hätte die halbe Musikantengasse auskaufen können.

Die Mutter Anna tischte ein einfaches Mahl auf, von welchem jedoch Keiner der kleinen Gesellschaft, den Hauptmann vielleicht ausgenommen, vor innerer Aufregung viel genoß.

Dann erzählte Ludwig Tellering dem Freunde seine Abenteuer in Texas, wie er die Karawane Friedrich Wolf's erreicht und seine Marie gefunden habe.

„Die Mutter blieb bei Louise, die, wie Du schon erfahren hast, in Galveston ein Heimwesen gefunden hat. 's ist eine resolute Frau, meine alte Mutter da; sie hat sich gar nicht lange besonnen, als ich sie hierher nachkommen ließ; aber ich hoffe, ihr auch endlich ein ruhiges glückliches Alter bereiten zu können. Anfangs war ich natürlich ebenfalls in den Minen; hatte aber wenig Glück beim Goldsuchen — die tüchtige Arbeit ist doch überall das Beste, selbst hier in Californien. Ein halbes Jahr vor Deines Bruders Tode zog ich mit Marie hier herunter, wo mein Handwerk wirklich einen goldenen Boden hatte. Friedrich und Eva bedurften unserer damals nicht; sie waren gesund, und Alles, was sie unternahmen, gelang nach Herzenswunsch. Sie hatten ihre Blockhütte damals am Joaquinfluß, und ihnen fiel das Gold, welches ich dort vergeblich suchte, wie von selber in die Hände. Ich richtete hier in San Francisco meine Werkstätte ein, und da war für den Mann des Handwerks die rechte Stelle; ich quälte mich nicht mehr umsonst. Da hörte ich einmal durch den Herrn Hauptmann hier, daß Fritz und Eva den Joaquin aufgegeben hätten und nach dem Yuba gegangen seien und dann kam die Nachricht von Deines Bruders Tode. Meine Frau lag damals todkrank, und ich konnte nicht fort von ihr; sie hat auch über ein halbes Jahr auf den Tod gelegen, und dann meldete sich der Junge. Von Zeit zu Zeit haben wir Nachricht von der armen Eva durch den Hauptmann und auch durch andere Boten erhalten. Ach Robert, ich wollte, wir hätten mehr für sie thun können."

Robert Wolf drückte stumm dem Schreiner die Hand und seufzte:

„Ihr konntet nicht mehr thun — Gott segne Euch."

Konrad von Faber nahm jetzt den Hut, um die Arzneien vom Apotheker zu holen, und nun erzählte Robert dem Freunde von dem eigenen Leben. Er verschwieg ihm nichts und zuletzt schloß er:

„Sieh, so fahre ich denn durch die Welt, wie es im Märchen heißt: Vor mir Nacht, hinter mir Nacht. Muth und Stärke habe ich: aber nicht mehr die Freudigkeit, welche das Leben zum Leben macht. Einst bin ich wild genug der armen Eva nachgestürmt; aber so tief wie jetzt hab' ich damals doch nicht mich nach ihr gesehnt. Was bleibt mir auch anders in der weiten Welt, als der Platz neben ihrem Krankenlager? Wenn das Ziel erreicht und wenn Gott wollte, daß auch sie davongehen sollte, zur Ruhe an meines Bruders Seite, was dann? Ach Ludwig, Ludwig, es ist ein schrecklich Ding um dieses kahle, öde Was dann! Ich finde keine Antwort darauf."

Ludwig Tellering senkte das Haupt; er wußte keinen Trost für den Freund.

O Heinrich Ulex, weiser Meister, es ist doch oft sehr schwer, an den Sternen nicht zu verzweifeln. Vorwärts, auch in Ketten vorwärts, Robert Wolf; es ist wenigstens ein Trost, daß der Mensch nicht all' und jede Verantwortlichkeit für sein Dasein und seine Wege und das Ende seiner Wege zu tragen hat!

Dreißigstes Capitel.

Robert Wolf steht an einem Grabe und tritt an ein Sterbebett; Konrad von Faber zeigt, wo und wie man Gold sucht.

Die erste Nacht, welche Robert Wolf auf californischem Boden zubrachte, verging, ohne daß der Schlaf seine Augen geschlossen hätte. In seinen Mantel gehüllt, lag er in der Hütte des Freundes und horchte den ruhigen Athemzügen Konrad von Faber's und dem fremdartigen Lärm der wunderlichen Stadt draußen, welcher die ganze Nacht nicht zu Ende kam. Gegenüber in einer Theebude krächzte bis späthin eine chinesische Sängerbande ihre mißtönigen Weisen ab. Ein malaiisches Gong sandte von Zeit zu Zeit seine dumpfen dröhnenden Klänge herüber. Einmal entstand Feuerlärm in der Ferne, und dann wieder blutiger Streit in einem Spielhause in der Nähe. Betrunkene Menschenhaufen wälzten sich vor der Baracke vorüber, Revolver wurden abgefeuert; Hunde heulten den amerikanischen Mond an, Pferde und Maulesel wieherten, rissen sich im plötzlichen Schrecken los und wurden von den Eigenthümern mit wildem Geschrei durch die Gassen der Stadt verfolgt. Nebenan schrie der Säugling, die Mutter Anna erhob sich von ihrem Lager, und in all' den Lärm mischte sich jetzt ein deutsches Wiegenlied. Ludwig Tellering richtete auch einmal im Traum sich von seinem Lager neben Robert empor und rief mit ängstlicher Stimme den Namen seiner Frau. Dazu die eigenen Gedanken und Schmerzen — das Grab des Bruders, die kranke verlassene Eva in den Bergen — es war eine böse, wirre Nacht, und mit Sehnsucht erwartete Robert den neuen Tag. Er kam, und als er kam, fielen, wie es zu geschehen pflegt, dem, welcher die ganze Nacht hindurch gewacht hatte, die Augen im ungesunden Schlummer zu. Und nun konnte selbst dieser Schlummer nicht lange dauern.

„Stand up, man, stand!
Free heart, free tongue, free hand.
Firm foot upon the sod!"

sang der Hauptmann Konrad von Faber, indem er den Schläfer an der Schulter schüttelte: „Auf, auf, Wolf, 's ist Zeit, zu marschieren; in einer Viertelstunde müssen wir auf dem Wege nach den Bergen sein."

Robert sprang auf die Füße. Alles war bereits in Bewegung in der Bretterhütte. Heißer Kaffee aus Blechschalen — ein herzlicher Gruß, welchen die Frau Marie aus ihrer Kammer schickte — ein kurzer bewegter Abschied von Ludwig und seiner Mutter: und auf dem Wege zu Eva Wolf schritt Robert mit Konrad von Faber.

Noch hingen milchweiße Nebel über dem Sacramento; als sie sich lichteten, lagen die kahlen Höhen des Meeresufers hinter den beiden Wanderern, und der dichte Wald nahm sie auf in seinen Schatten. Eichen und Riesenfichten bedeckten die Berghänge, und die Sonne brach strahlend darüber hervor und warf ihren echten Goldglanz über Hügel und Thal, und auf den Spiegel des Stillen Oceans, der blitzend zwischen den Stämmen durchschimmerte. Noch einen letzten Blick auf das weite Meer; dann tiefste Dämmerung des Urwaldes! Ein Glöckchen erklang vor den Wanderern, sie überholten einen Trupp schwerbepackter Maulesel mit ihren mexikanischen Führern. Die bunten Serapen flatterten lustig im Morgenwind, die gebräunten Gestalten nahmen die Cigaritas aus dem Munde und nickten:

„Buenos dies, Sennores!"

Robert und der Hauptmann erwiederten den höflichen Gruß; aber Letzterer brummte: „Falsches, feiges Pack! Hütet Euch vor diesen Burschen, Wolf."

Wieder Stimmen; — welch eine seltsame Sprache redeten die Leute im Dickicht! Chinesen waren es; mit Schaufeln und Spaten, mit Hacken, Pfannen und Körben zogen sie zu den Minen.

„Die Langzöpfe haben ein ganz verzweifeltes Glück," sagte der Hauptmann. „Sie scheinen das Gold unter der Erde zu wittern, wie das Schwein die Trüffeln. Aber kommt, Robert, wir wollen dort jenen Vorsprung erklettern; es lohnt die Mühe."

Sie stiegen durch das nasse Gras, und über den Wald hatten sie den ersten vollen Blick auf die Sierra Nevada. Drunten zogen Mexikaner und Chinesen weiter und gell klang durch den Wald der ermunternde Ruf der Maulthiertreiber:

„Hippah, mulah! hippah, mulah!"

Keuchend arbeiteten die Thiere, und Konrad von Faber erklärte:

„Sie schleppen eine Dampfmaschine für eine Gesellschaft Amerikaner droben am

Federfluß. Die Kerle haben sich in den Kopf gesetzt, einen ganz anständigen Nebenarm des Wassers abzuleiten; und es wird ihnen mit ihrem never give up gelingen. Vorwärts, Robert."

An einer andern Stelle des Waldes trat ein schmutziger Indianer aus dem Gebüsch, fuhr beim Anblick der zwei Fremden erschreckt zusammen und schlich scheu in den Wald zurück, in welchem er, der Besitzer, nur noch ein kaum geduldeter Rechtloser war.

Als der Tag sich neigte, und die Nacht schnell den Wald füllte, setzten sich Faber und Robert an einem Feuer nieder, welches Landsleute, die sich ebenfalls auf dem Wege zu den Minen befanden, angezündet hatten. Diesmal schlief der junge Mediciner tief und fest, sei es aus übergroßer Ermüdung, sei es, weil die Wildniß ihren Einfluß auf das Kind des Winzelwaldes, den Sohn des Forstwarts vom Eulenbruch, ausübte.

In den Sacramento ergießen sich vier größere Flüsse, der Featherriver, der Bearcreek, die American-Fork und der Yuba. In diese Flüsse stürzten sich aus wilden Schluchten, Cannons genannt, Hunderte von größern oder kleinern Bergwassern, die jedoch im Sommer meistentheils versiegen, und deren Betten und abschüssige Uferränder den Tummelplatz der Goldsucher bilden. Nach einem solchen Thal, aus welchem sich ein munterer Waldbach dem Yuba zudrängte, ging der Weg Faber's und Robert's, und sie vollendeten diesen Weg, ohne irgend welche nennenswerthe Fährlichkeiten zu bestehen zu haben. Allerlei Volk zog mit ihnen desselben Pfades, oder kam ihnen aus den Bergen entgegen und bot die Gelegenheit, den Ausdruck menschlicher Hoffnung und Enttäuschung in allen Phasen zu studiren, im vollsten Maße. Der Hauptmann ließ es auch nicht daran fehlen, seinen Begleiter auf alle charakteristischen Vorgänge, Gestalten und Gesichter aufmerksam zu machen; aber Robert Wolf war nicht mehr fähig, mit der gehörigen Aufmerksamkeit den Glossen und Bemerkungen des berühmten Reisenden zu folgen. Je näher er dem Ende seiner langen Wanderung kam, desto heftiger und unwiderstehlicher verdrängte das eine Bild der sterbenden Eva alles Andere. Er zitterte an allen Gliedern, als endlich der Hauptmann von der Ecke eines langgestreckten Bergrückens in ein Thal und auf das Dach einer Blockhütte deutete, die abseits von einer Gruppe ähnlicher Gebäude an die gegenüberliegende Bergwand sich lehnte. Es regnete leise, als die beiden Männer auf dieser Höhe standen und in das verschleierte Thal stumm hinabblickten. Aus der Tiefe schallte das Jauchzen der Goldsucher, welche lange vergeblich auf diesen Regen, der ihr mühseliges Werk nicht wenig erleichterte, gewartet hatten. Sie sangen auch in ihrer Freude, den Yankeedoodle, die Marseillaise und das Lied vom deutschen Vaterlande, und das Echo that das Seinige, die wilde Harmonie oder vielmehr Disharmonie zu stärken.

„Das ist der Hawk-Gulch," sagte Konrad von Faber. „In jener Hütte drüben liegt Eures Bruders Frau, zwischen jenen drei Riesenfichten, rechts von dem Blockhaus liegt Euer Bruder. Vorwärts, Herr, nehmt Euch zusammen!"

Der Regen wurde stärker, sie stiegen nieder durch den rauschenden Wald, überschritten den Bach, und ein kurzes Steigen an der Berglehne brachte sie zu den drei himmelhohen Fichten, unter welchen der Grabhügel Friedrich Wolf's aufgeworfen war, fünfzig Schritt ungefähr von dem Blockhaus entfernt.

„Hier! hier!" murmelte Robert Wolf. „Hier, hier — das ist das Ende!"

Er griff in das regennasse Gras, welches bereits aus dem Hügel emporgeschossen war. Er fühlte in diesem Augenblick eigentlich nicht Schmerz; ein Lächeln flog über seine Züge, aber es war ein schreckliches Lächeln; die kahle fürchterliche Gleichgiltigkeit, welche aus dem Verlust alles Dessen, was uns eigenst gehörte, hervorgeht, preßte ihm mit eiskalter Faust das Herz zusammen.

Gegen das Grab, wo der Bruder, der stolzeste, muthigste Ringer des Glücks, verlassen von seinen Sternen, den letzten Schlaf schlief, neigte er sich; dann wollte er auf die Blockhütte zuschreiten; aber Konrad von Faber faßte seinen Arm und hielt ihn zurück:

„Wartet hier noch. So dürft Ihr nicht zu ihr; ich will sie erst vorbereiten auf Eure Ankunft. Euer zu plötzliches Erscheinen könnte ihr den Tod geben."

Er ging, und neben dem Grabe unter den Riesenfichten wartete Robert.

Nacht war es jetzt auf der andern Hälfte des Erdballs, und auf dem Observatorium des Sternsehers Heinrich saßen die Alten aus dem Walde, welche für sich selbst das Leben überwunden hatten, deren Hoffnungen und Sorgen sich nicht mehr auf das eigene Dasein richteten. Der Kinder des Winzelwaldes gedachten die Alten, für die fürchteten und hofften sie. Und auch die Kinder aus dem Walde hatten sich wieder zusammengefunden; aber es war ihnen nicht so gut geworden, wie den drei Alten: ein Grab, ein Krankenlager und ein von tausendfachem Weh zerrissenes Herz — das war's, was die drei Kinder aus dem Winzelwalde im wilden Wald der Welt gefunden hatten.

Heftiger rauschte der Regen hernieder; sein Haupt barg der gigantische Baum, an dessen Stamm Robert lehnte, in den Wolken. Der Gesang der Goldgräber im Thal verstummte in den Wäldern, gegenüber krachte ein Büchsenschuß und weckte hallend das Echo. Begriff von Zeit hatte Robert jetzt nicht; ob sich der Hauptmann von Faber seit einem Augenblick in jener Hütte befand, oder ob Stunden vergangen waren, seit sich die Thür hinter dem Reisenden schloß — der Bruder am Grabe des Bruders wußte es nicht.

Durch den Raum zwischen der Fichte und der Blockhütte, welche die kranke Frau des Bruders barg, drängte sich ein verworrenes Gewühl von Figuren und Scenen aus allen Epochen seines jungen Lebens, und das Trivialste verschlang sich immer unauflöslich mit dem Ergreifendsten. Das Dorf Poppenhagen, die große deutsche Stadt, die Universität, — der Eulenbruch, des Pastor Tanne's Studirstübchen, das Polizeibureau mit dem Hauptmann auf der Armensünderbank, die Wohnung Fiebiger's, der Giebel des Sternsehers — alle sandten Gestalten, Klänge, wahnsinnig ineinanderverschlungen, über das Meer, und mit halbirrem Lachen sah Robert Wolf, während sein Herz in tödtlicher Qual fast zerbrechen wollte, den Schauspieler Julius Schminkert Toilette machen, und mußte sich fragen, wie es möglich sei, daß man solche Körperverrenkungen dabei zu Stande bringen könne. Die Qual dieser Minuten war unerträglich; was half es, daß der Leidende alle Seelenkräfte zusammenraffte; machtlos war der eine Geist, vor der Masse der Geister, welche aus dem Boden emporstiegen zwischen dem Krankenlager Eva Dornbluth's und dem Grabe Friedrich Wolf's.

Nun aber öffnete sich die Thür der Blockhütte; ein junges Chinesenweib erschien auf der Schwelle und starrte nach der Fichtengruppe hinüber, Robert bemerkte jeden Zug ihrer wunderlich zusammengedrückten Physiognomie; jede Einzelheit ihres Anzuges von den Schuhen bis zu dem Pfeil im glänzendschwarzen zusammengedrehten und zurückgekämmten Haar; und doch wurde die Unerträglichkeit dieses Wartens immer fürchterlicher. Zurück zog sich die Tochter des himmlischen Reiches, wie es schien von innen gerufen, und statt ihrer trat endlich, endlich Konrad von Faber auf die Schwelle und winkte.

Vorüber war der Kampf, unter welchem Robert Wolf gelitten hatte, zerstoben war der Geistertanz; mit einem Sprunge war der Sohn des Winzelwaldes an der Seite des Reisenden — in dem verdunkelten, engen, heißen Raum der Blockhütte stand er, und von einem niedrigen Lager richtete sich bleich, hager, mit fieberglühenden Augen Eva Wolf aus Poppenhagen auf und breitete mit einem klagenden Ruf die Arme aus. So kamen Robert und Eva seit dem Tage, an welchem der Polizeilieutenant Kirre sie in dem Hause des Kunstfreundes und Regenschirmfabrikanten Schwebemeier in der Lilienstraße trennte und den Baron von Poppen aus der Gefahr der Erdrosselung errettete, zum erstenmal wieder zusammen. So kurze Zeit und so großer Wechsel — neben dem Krankenbett Eva's kniete Robert Wolf, und die Frau des Bruders schlang ihre Arme um seinen Hals und vermischte ihr Schluchzen mit allerlei abgebrochenen Liebkosungen und Ausrufen.

Ein stummer tiefbewegter Mann stand der Reisende, Konrad von Faber, der so viel gesehen hatte in der Welt neben den Beiden, und die chinesische Frau starrte verwundert an seiner Seite auf ihre Herrin und den fremden jungen Mann.

Nicht mehr die schöne, wohl aber noch die stolze tapfere Eva hielt Robert umfangen. Jetzt brauchte sie sich nicht mehr seiner Umarmung zu entziehen. Fest hielt sie ihn an ihr Herz gedrückt und küßte ihm Mund und Stirn.

„Da bist Du, da bist Du!“ rief sie.

„So — hier müssen wir uns wiederfinden. Du guter, lieber Bruder, wie danke ich Dir, daß Du gekommen bist. Ich fühle mich jetzt viel wohler, viel besser als damals, in jenen bösen Stunden, als ich Dich rief. O solch einen weiten Weg bist Du meinetwegen gekommen. Vielleicht hat Dich mein Schrei um Hilfe aus dem Schoß des Glückes emporgerissen und fortgetrieben. Bruder, Bruder, ich hätte Dich nicht gerufen, wenn mein armer Kopf damals so klar gewesen wäre, wie er jetzt ist. Aber, sieh — ich — werde Dich nicht lange auf dem Wege aufhalten; der Segen Gottes über Dich; bald, bald sollst Du wieder gehen dürfen."

„Dein Ruf hat mich in keinem Glück gestört. Vielleicht hätte ich mich, auch ohne daß Du nach mir verlangtest, zu Dir geflüchtet. Vielleicht bedarf ich Deiner mehr, als Du mich nöthig hast, Du Starke. Wir haben uns so viel mitzutheilen; von Deinem Lager weiche ich nicht, bis Du ganz genesen bist, und dann — dann gehen wir über das Meer zurück und suchen die Heimath wieder auf, die rechte wahre Heimath, den Winzelwald und das stillste, vergessenste Thal darin."

Die Kranke schüttelte den Kopf:

„Und Friedrich? . . . Nein, lieber Bruder, meine Heimath, meine wahre Heimath ist hier auf dieser fremden Scholle; ist hier neben dem Grabe unter jener Fichte.

Sie blickte durch das schmale Fenster neben ihrem Lager nach der Baumgruppe, unter welcher vorhin Robert Wolf stand.

„Ich sah Dich stehen, Bruder," fuhr Eva fort, „dort an Friedrich's Seite. Du warst ihm so ähnlich. Nun bist Du hier, ich halte Deine liebe Hand; dort draußen steht noch der Todte und winkt. Sie haben seinen Leib begraben unter den hohen Bäumen: aber seine Seele konnten sie nicht begraben. Seine Seele irrt um jenen Fleck und wartet auf mich, bis ich komme. Und ich komme bald, ich weiß es; der Todte hat keine Ruhe, und ich auch nicht. Wir gehören nun einmal zueinander — dort, dort, neben den Fichten, Robert, lege meinen Leib hin, daß meine Seele mit der Deines Bruders fortgehen kann aus diesem traurigen Thal, wo man so arg friert und doch von giftigen Flammen verzehrt wird."

„Schwester! Schwester!"

Die Kranke schwieg einige Minuten; dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn, dann legte sie dieselbe Hand auf Robert's Schulter und lächelte trübe:

„Erschrick nicht, armer Bruder, wenn ich manchmal etwas toll durcheinanderspreche; ich bin nicht allein in meinem Gehirn, das Fieber sitzt mit darin, und das ist ein böser, eigenwilliger Gast. Sieh Robert, ich sterbe doch als ein glückliches Weib; denn ich habe Fritz zu einem glücklichen Mann gemacht, so lange er lebte. Und in seinem brechenden Auge habe ich noch seine Liebe gelesen, und die war so stark, daß dieser letzte Blick mich ihm nachzieht — hinaus über jenen Hügel unter den Fichten. Laß meine Hand los, Robert Wolf, soll ich Deines Bruders Leib hier in der Wildniß unter den fremden, wüsten Gesichtern lassen? Laß meine Hand, Robert! Sei ruhig, Fritz, ich komme schon — ich bin da; Samana ist schon gesattelt. Zieh den Gurt fester an, Scipio, daß es nicht wieder geht wie vor Santa Fe, wo der Herr durch Deine Schuld so sehr über mich lachte. Wie die Prairie im grünen Glanze wogt! ready Fred — vorwärts, meine Herren! Komm Fritz, Du mußt neben mir reiten — Galopp! ah wie schön, so wild in die untergehende Sonne hineinzujagen!"

Immer tiefer verlor sich die Kranke jetzt in ihre Phantasien. Sie glaubte, an der Seite des geliebten Mannes über die großen Wiesen gegen die Felsengebirge zu galoppiren, indianische Krieger, kühne Jäger aus allen Nationen neben sich, vor sich, hinter sich. Manchen unbekannten Namen rief sie; die Genossen der vergangenen Tage waren lebendig um sie. Sie lachte und strich die Haare aus der Stirn; auch den Namen Marie Heil rief sie zärtlich; ihre Phantasien quälten sie nicht, sie waren nicht schreckhafter Art, sondern glänzend, lebhaft, angenehm.

Konrad von Faber faßte die Hand Robert's und zog ihn ein wenig vom Lager Eva's fort.

„Kommt jetzt," sagte er, „wir wollen aus der Hütte gehen; Loatoa ist eine gute treue Wärterin und wird der Kranken in diesem Augenblick von größerm Nutzen sein, als wir Beiden. Selbst in ihren Träumen ist sie noch die prächtige Eva Wolf, die Königin der Prairien. So sind ihre Phantasien immer: entweder befindet sie sich inmitten der Scenen ihrer Jugend, oder sie

leidet, kämpft, jubelt und triumphirt mit dem tollen Fritz. Das Elend hat keine Macht über sie; es ist herzzerreißend, aber es ist prachtvoll. Kommt, Herr; der Anfall wird vorübergehen — morgen früh werdet Ihr ruhiger miteinander reden können."

Die beiden Männer traten aus der Hütte. Der Regen war vorüber; von allem Gestein, aus allen Schluchten, von Busch und Baum rieselte, rauschte und tropfte es. Verstummt war der Gesang der Goldgräber; Jeder war zu emsig mit seiner Arbeit beschäftigt, und die Arbeit war zu schwer, als daß man dabei hätte singen können. Nieder zur Thalsohle stiegen Faber und Robert und sahen von einem Felsenstück aus dem merkwürdigen Treiben zu. Der Gegensatz zwischen der fieberhaften Aufregung, der keuchenden Hast, dem gierigen Wühlen in Schmutz und Schlamm hier und dem Aufgeben jeder irdischen Hoffnung durch das kranke Weib droben in der Hütte, war überwältigend. Nimmer wurde die harte Wahrheit von der Nichtigkeit und Eitelkeit der menschlichen Dinge, an welche so wenig Leute glauben wollen, so eindringlich gepredigt, als hier im Stromgebiet des Sacramento. Wahrhaft erschütternd wirkte der Contrast auf den Verlobten Helene Wienand's; o wie hohl fühlte er diesen golddurchzogenen Boden unter seinen Füßen. Keine Macht der Welt hätte ihn in diesem Augenblick bewogen, ebenfalls zum Bett des Flüßchens niederzusteigen und einzutreten in die Reihen der Goldgräber.

Konrad von Faber las klar in den Gesichtszügen des jungen Mannes.

„Ihr habt Recht," sagte er, „man läßt am besten die Finger davon, wenn man es irgend vermeiden kann. 's ist ein Hasardspiel wie zu Baden-Baden oder Wiesbaden, und Hasardspiele sind überall und immer gefährlich. Dort, wo die Eiche niedergebrochen ist vom Sturme, habe ich der californischen Fortuna mein Compliment gemacht, und, by Gad, die Dame war gnädig genug und warf mir an einem Tage mehr vom Nerv der Dinge in den Hut, als Andern, die dankbarer dafür gewesen wären, in Monaten. Mit Bowiemesser und Büchse habe ich aber den Claim, das heißt das Loch, in welchem mir der Dreck bis an den Hals ging, vertheidigen müssen, und nach Haus werde ich von den Schätzen nichts bringen, als für ein Paar neugierige junge Frauenzimmer im Osten drüben einige Schächtelchen mit blinkendem Staub, so viel als man zwischen Daumen und Zeigefinger halten kann — nicht genug zu einem Trauring für die naseweisen jungen Persönchen. Nun kommt, ich will Euch zeigen, wo Ihr für die nächste Zeit hausen werdet."

Robert Wolf folgte dem Hauptmann abermals die Berglehne hinauf, und Faber brachte ihn zu einer Hütte, die ungefähr hundert Schritt von der Eva's gebaut war.

„Mein Haus und meine Burg! Tretet ein und seid willkommen. Ich weiß, die Wölfe vom Eulenbruch sind nicht verwöhnt. Nehmt vorlieb mit Dem, was ich Euch in der Wildniß bieten kann."

Ein roher Tisch, einige leere Kisten, ein Lager aus Fellen und wollenen Decken bildeten die Ausstattung, den Hauptschmuck ein an der Wand ausgespannter riesenhafter Pelz des amerikanischen Waldtyrannen, des grauen Bären.

„Der Mensch kann geistig wie körperlich mit ungemein Wenigem auskommen, Herr," sagte der Hauptmann. „Geistiger und körperlicher Ueberfluß kann zwar etwas sehr Angenehmes sein; aber das Glück wird dadurch nicht bedingt. Daß der Millionär oft seinen Schuhputzer zu beneiden hat, ist eine alte Geschichte; vielleicht findet aber auch öfters als man für möglich hält, ein ähnliches Verhältniß des Neides zwischen dem erleuchtetsten Philosophen, dem sublimsten Poeten und dem Schuhputzer statt. Nochmals willkommen im Hawk-Gulch und unter dem Dache Konrad Faber's. Hier ist das Mehlfaß, hier der Whiskykrug, Knaster und Cigarren, hier eine Kiste mit Crackers, Schiffszwieback, an welchem Ihr Euch aber die Zähne nicht ausbeißen dürft. Da ist auch ein Bündel getrocknetes Fleisch und hier das Dintenfaß, ein Dutzend Federn von einer wilden Gans und einige Buch Papier. Frisches Fleisch holen wir aus den Bergen und Wäldern. Hier ist noch ein Haufen trockenes Holz, hier das Feuerzeug, nun seid so gut und zündet Feuer an, ich will derweilen die Pfanne reinigen; — gebt Acht, es ist unter Umständen sehr nützlich, zu wissen, wie man einen flapjack, einen amerikanischen Pfannkuchen, bäckt."

Hals über Kopf stürzte der Wirth den Gastfreund in die Sorgen der Haushaltung; er that es mit Absicht, um ihn zu verhindern, sich zu sehr seinen trüben Gedanken hinzugeben. Sich selbst schien er auch durch Lärmmachen in eine bessere Stimmung setzen zu wollen. Er sang ein tolles amerikanisches Tanzlied:

„Here we go up, up, up,
Here we go down, down, down,
Here we go backwards and forwards
And here we go round, round, round.“

dann unterbrach er sich und fragte:

„Was spluttert und knackt das Holz im Feuer? Spuck' hinein, Bob; die alten Weiber zu Hause meinen, es gäbe noch Zank in der Wirthschaft, wenn das nicht geschehe.“

Er gab es auf, heiter und ruhig zu scheinen. Den Sombrero warf er zur Seite und wischte den Schweiß von der Stirn; die Hand legte er Robert auf die Schulter:

„Ach, es hilft nichts; zum Teufel mit der lustigen Fratze. Ja, Robert Wolf, Du hast Recht, es ist ein traurig Ding. Ich will's nur gestehen; wenn ich in der letzten Zeit manchmal, wenn Loatoa draußen wirthschaftete, allein bei ihr saß am Bett, so sind mir die dicken Thränen in den Bart gelaufen. Mein armer Junge, es ist ein Jammer, daß das Herrlichste, was es in der Welt gibt, so zu Grunde gehen muß. Der Tod en masse bedeutet gar nichts; aber das einzelne Sterben dieses Weibes ist unerträglich.“

Robert Wolf starrte in das Feuer, welches er angezündet hatte, und antwortete nicht. Die beiden Männer gingen dann noch einmal hinüber zur Hütte Eva's; aber die Kranke schlief, die Chinesin saß regungslos am Bett; — die Männer konnten nicht das Mindeste für das Weib Friedrich Wolf's thun.

(Schluß folgt.)

Die Künstler des 16. Jahrhunderts.

Das von uns bereits früher anerkennend besprochene Werk: „Die Kunst und die Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts,“ welches von A. Wolfgang Becker im Seemann'schen Verlage in Leipzig herausgegeben wird, ist im ersten Bande vollendet und dieser Band bildet zugleich ein abgerundetes Ganze unter dem Titel „Die Künstler des sechzehnten Jahrhunderts.“ Wir referirten bei unserer früheren Besprechung eingehend über den Inhalt der ersten Lieferungen, welche die Charakteristiken hervorragender italienischer Meister brachten; diesen haben sich nun als zweite Abtheilung die deutschen und niederländischen Meister angeschlossen, von welchen wir Einiges nachfolgen lassen wollen.

Die Nürnberger Schule des sechzehnten Jahrhunderts wird in Becker's Werk repräsentirt durch den Bildner Peter Vischer und den Maler Albrecht Dürer. Lucas Cranach vertritt die sächsische, Hans Holbein d. J. die schwäbische Schule, Quintin Massys, Lucas von Leyden und Martin de Vos stehen als Vertreter der flamändischen und holländischen Schulen.

Mit großer Anschaulichkeit sind die Biographien der betreffenden Künstler gehalten. So u. A. die Schilderung des Verhältnisses, in welchem Holbein, der durch seine Madonna in der Dresdner Galerie bekannte Meister, während seines Aufenthaltes in Basel zu seinen Zeitgenossen und namentlich zu Erasmus von Rotterdam stand.

Was unsern Meister besonders in die Gunst des Erasmus einführte, war seine Illustration des Lobes der Narrheit (Laus stultitiae), eines die Schwächen der Menschen geißelnden Werkes, welches seiner Zeit großes Aufsehen erregte. Holbein kam eines Tages auf den Einfall, mit der Feder Randzeichnungen in ein Exemplar dieses Buches zu machen, dessen lateinischen Text er sich von Oswald Müller, einen ihm befreundeten Schulmeister erklären ließ. So entstanden nach und nach jene 83 Bildchen, mit deren Nachbildungen man spätere Ausgaben des Buches geschmückt hat. Oswald Müller machte sich selbst das Vergnügen, dem Erasmus sein Werk in dieser Ausstattung vorzulegen. Dieser hatte große Freude an den Randzeichnungen, unter denen er auch an einer Stelle, wo er von sich selber spricht, seine eigene Figur, in der Studirstube an einem Pulte schreibend, fand. Als Wiedervergeltung für diesen Scherz schrieb er unter eine andere Zeichnung, welche einen Zecher darstellt, der ein Mädchen umarmt, „Holbein,“ offenbar in der Absicht, dem Künstler, seines flotten Lebenswandels wegen, einen kleinen Hieb zu geben.

Mit solchen Freunden und Gönnern zur Seite, würde sich Holbein ohne Zweifel in Basel gut befunden haben, wenn nicht andere Umstände hinzugekommen wären, um ihm die Aussicht auf eine glückliche und sorgenfreie Zukunft zu rauben. Zunächst war sein häusliches Leben ein durchaus unbefriedigendes. Er hatte eine Frau geheirathet, die, um mehrere Jahre älter als er selber, keinen wohlthätigen Einfluß auf sein Gemüth ausübte. Zwar sind keine beglaubigten Nachrichten über dies eheliche Verhältniß vorhanden, aber begreiflich ist die unbestimmte Ueberlieferung, daß die Frau ihm so gut, wie er ihr, das Leben verleidet habe. Die ernsten Pflichten des Gatten und Familienvaters mochten für den zu einem ungebundenen Leben neigenden jungen Künstler kaum erfüllbar sein, und die dann jedenfalls gerechtfertigten Vorwürfe der Frau bei ihm keine günstige Aufnahme finden. So erklärt sich das eheliche Mißverhältniß leicht, bei dem die größere Schuld wohl auf Seiten des Mannes lag. Daß Holbein später Jahre lang von Frau und Kindern getrennt leben konnte und, obwohl er in guten Verhältnissen war, der Stadt Basel die Sorge für den Unterhalt derselben überließ, wirft auf seine Sitten und Grundsätze ein mißliches Licht und läßt uns nicht zweifeln, daß an dem Inhalt der vielen über sein Wirthshausleben cursirenden Anekdoten viel Wahres sei.

Doch die Folgen einer leichtsinnig geschlossenen Ehe, so weit sie das Gemüthsleben angehen, hätte eine leichtlebige Künstlernatur, wie die unseres Meisters, immerhin ertragen können, wenn nicht Nahrungssorgen hinzugetreten wären und die Zeiten sich mit den steigenden Bedürfnissen des Haushalts zugleich verschlechtert hätten. Zu den politischen Parteikämpfen gesellten sich die Unruhen, welche die Neuerungen auf religiösem Gebiete mit sich führten. Basel war aber wie Nürnberg einer der Punkte, wo die Geister am heftigsten aufeinanderplatzten, und spielte in der großen weltgeschichtlichen Bewegung, in deren Folge Hutten und Erasmus bekanntlich in harter Weise aneinandergeriethen, eine nicht unwichtige Rolle. Kein Wunder also, daß die Gemüther der Menschen wenig Sinn, und die Geldkisten der Reichen wenig Gold übrig hatten für künstlerische Unternehmungen und, wie Erasmus in seinen Briefen klagt, für wissenschaftliche Bestrebungen. Alles Augenmerk war auf die brennenden Fragen der Gegenwart gerichtet und Jedermann harrte ihrer, mit tiefeinschneidenden Umwälzungen verknüpften Lösung.

Holbein glaubte daher sein Heil auf anderem Boden suchen zu müssen, und Erasmus bot ihm willig die Hand zu seinem Fortkommen. Es konnte dem gelehrten Manne, der mit England sehr lebhafte Verbindungen unterhielt und mit dem hochangesehenen Canzler Thomas Morus, dem weisen Rathgeber Heinrich's VIII., in stetem freundschaftlichen Verkehr stand, nicht unbekannt sein, daß zahlreiche fremde Künstler in London gute Aufnahme und noch bessere Bezahlung fanden. Mit einer Empfehlung des Erasmus an den einflußreichen Canzler ausgestattet, hatte Holbein gegründete Aussicht, sein Glück zu machen, und da Thomas Morus ihm in einem Antwortschreiben an Erasmus seine Verwendung mit um so größerer Bereitwilligkeit zusagte, als ein von unserm Meister gefertigtes Porträt seines Baseler Freundes, welches ihm dieser zugeschickt, im höchsten Grade seine Bewunderung erregt hatte, so entschloß sich Holbein 1526, in seinem 28. Lebensjahre, sein Glück in England zu versuchen.

Nachdem er glücklich in London angelangt war, fand unser Meister in dem gastlichen Hause des edeln Thomas Morus die herzlichste Aufnahme. Dieser vortreffliche Mann, dessen Haus Erasmus als eine wahre Schule christlicher Frömmigkeit preist, behielt den seltenen Künstler für die erste Zeit bei sich. Nach und nach machte er ihn mit seinen speciellen Freunden vom Hofe bekannt, um ihn schließlich, nachdem er Sprache und Sitte des Landes kennen gelernt, dem Könige selbst vorzustellen. Zu dem Ende veranstaltete Morus, nach der Erzählung des Karel v. Mander, eine Festlichkeit, zu welcher er den König einlud, um ihn mit dem Anblick der Bilder zu überraschen, die Holbein inzwischen angefertigt hatte. Es waren Bildnisse des Canzlers, seiner Familie und nächsten Freunde, von denen sich noch manche im Privatbesitz und in öffentlichen Galerien erhalten haben. Heinrich VIII., welcher damals noch nicht der wüste Tyrann war, als welchen wir ihn aus der spätern Zeit seines Lebens kennen,

fand großen Gefallen an der improvisirten Ausstellung jener Gemälde und verlangte, da er ein großer Liebhaber und Gönner der schönen Künste war, daß ihm der Maler vorgestellt werde. Damit war die schöne Absicht des Thomas Morus erreicht. Der König nahm unsern Meister ohne Verzug in seine Dienste, ließ ihm eine Wohnung in seinem Palaste und ein Jahrgehalt von 30 Pfund Sterling mit der Zusicherung anweisen, daß jedes bestellte Gemälde ihm



Hans Holbein (der Jüngere).

noch besonders bezahlt werden solle. Von dieser Zeit an beginnt Holbein's Glücksperiode, die nur leider der Entfaltung seiner großen Anlagen nicht günstig war. Die ganze Kunstliebe der Engländer erschöpfte sich in Porträts und war in diesem Fache in der That unersättlich.

Außerordentlich interessant sind die Mittheilungen über Holbein's Aufenthalt und Erlebnisse in London. Zweimal benutzte Heinrich VIII. die Geschicklichkeit seines Hofmalers bei der Wahl einer neuen Gemahlin. Das eine Mal schickte er ihn nach Flandern, damit er die Herzogin von Mailand conterfeie, dieselbe, die dem Könige, als er auf Grund jenes Porträts um sie warb, sagen ließ, sie habe nur einen Kopf, hätte sie zwei, so würde sie dem Könige gern zu Diensten stehen. Das andere Mal wurde er entsandt, um von Anna von Cleve ein Abbild zu fertigen. Das Miniaturbild, welches (gegenwärtig im Besitz des Colonel Meyrick in England) Holbein in einer zierlich geschnitzten Elfenbeinkapsel seinem Herrn überbrachte, muß dem Könige besser gefallen haben, als die Prinzessin selbst, gegen welche er bekanntlich gleich beim ersten Anblick einen unbesiegbaren Widerwillen faßte. Diese Brautwerbung kostete dem Rathgeber Heinrich's VIII., Thomas Cromwell, Earl von Essex, das Leben, und Holbein mag auch für die bei dieser Angelegenheit geleisteten Dienste grade keine Schmeichelreden gehört haben. Unser Meister erhielt sich indeß die Gunst und das Wohlwollen seines königlichen Herrn bis an sein Ende. Wie sehr Heinrich das Talent seines Hofmalers zu schätzen wußte, das erhellt aus einer gangbaren Anekdote, die die volksthümliche Tradition aufbewahrt hat. Holbein warf eines Tages einen Lord, der sich unverschämt gegen ihn betrug, ohne Weiteres die Treppe hinunter. Der schwer Beleidigte forderte darauf vom Könige strenge Ahndung des Geschehenen und vermaß sich, da ihm Heinrich's Urtheil viel zu mild schien, er werde selbst an dem Maler Rache nehmen. Das erregte aber im höchsten Grade den Zorn des Königs, der dem Kläger nun all' und jede Genugthuung versagte und ihn mit den Worten entließ: „Denkt Ihr, daß mir an diesem Manne wenig gelegen sei, so wisset, daß ich aus sieben Bauern eben so viele Lords machen kann, aber aus sieben Lords noch nicht einen Holbein!"

Weniger interessant als die Lebensbeschreibung der deutschen Maler jener Zeit, in welchen sich gleichsam immer ein getreues Bild der interessanten welthistorischen Ereignisse im Spiegel einer großen Seele zeigt, erscheinen die Charakteristiken der niederländischen Meister, unter denen Quintin Massys durch seine Beziehungen zu den Deutschen hervorragt.

Ihn hebt Dürer in seinem Reisetagebuche mit besonderer Betonung hervor, und auch Holbein scheint besonders daran gelegen gewesen zu sein, grade diesen Meister kennen zu lernen, als ihn der Weg nach Antwerpen führte. Spätere Zeiten haben den Glanz seines Namens nach und nach verdunkelt, als der Kunstgeschmack sich mehr den Werken jüngerer Meister zuwendete, die, in Italien gebildet, das niederländische Naturell mit dem italienischen Kunstgeiste zu vereinigen strebten. Immer aber hat sein Name einen

populären Klang behalten. Im Volksmunde lebt noch heute die Kunde von dem Schmied von Antwerpen, und seine beiden Geizhälse sind fast so bekannt geworden wie die sixtinische Madonna Rafael's oder Coreggio's heilige Nacht.

Doch Popularität ist nicht immer das Zeichen großen Verdienstes um Kunst und Wissenschaft oder die geistigen Interessen der Menschheit überhaupt. Es hört sich



Quintin Massys.

interessant zu, wenn erzählt wird, daß ein Grobschmied aus Liebe zu einem hübschen Mädchen den Hammer bei Seite gelegt und den Ambos verlassen hat, um zu Pinsel und Palette zu greifen, weil der Vater der Geliebten die Hand der Tochter nur einem Maler geben will. Indeß, was ist uns Hekuba, möchte man mit Hamlet ausrufen, was kümmert uns dies rührende Histörchen, wenn der Maler nicht mehr leistete als der Grobschmied und die Dienste des Letztern der Welt nutzbarer gewesen wären, als die Werke des Erstern erfreulich?

Quintin Massys (nicht Messis, wie man sonst schrieb) wurde um 1460 wahrscheinlich in Antwerpen geboren. Die landläufige Sage läßt ihn dort als ehrsamen Grobschmied sein Handwerk treiben, bis ihn die Gunst eines schönen Mädchens, wie schon erwähnt, veranlaßte, die Malerkunst zu erlernen und zu dem Ende Städte und Länder zu durchwandern. Zur Vervollständigung dieser Sage hat man den eisernen Brunnen zu Antwerpen zu einem Werke Quintin's gemacht. Auch die Engländer schmeicheln sich, in dem eisernen Grabmale Eduard's IV. in der Capelle zu Windsor eine Schmiedearbeit von unseres Meisters kunstreicher Hand zu besitzen. Diese Angaben bedeuten wohl weiter Nichts als das Bestreben der Nachwelt, auch dem Grobschmied, ehe er Maler wurde, schon die künstlerische Weihe zu geben. Wie wir über das Geburtsjahr, die Eltern, die Erziehung und erste Jugend Quintin's keine sichere Kunde haben, so läßt sich auch nicht nachweisen, bei welchem Meister er seine Lehrjahre verbracht hat. Nach Karel van Mander hat er gar keinen Lehrer gehabt, und wenn diese Nachricht auch nicht in vollem Umfange gelten kann, so ist allerdings bei der Eigenthümlichkeit seiner Richtung, die nur im Allgemeinen den Charakter der van Eyck'schen Schule trägt, anzunehmen, daß sein Talent im Wesentlichen nur von eigenen Antrieben bestimmt wurde, und was es von Fremdem aufnahm, vollständig assimilirte. Das vollendetste Werk von Quintin Massys ist dessen Altarbild „Beweinung des todten Christus," welches sich in Antwerpen befindet. Er starb vermuthlich in der ersten Hälfte des Jahres 1532.



Südslawische Bilder.

Von V. F. Klun.

I. Die *Slowenen*.

Es ist wenig mehr als ein Jahrzehnt verflossen, seitdem man in Oesterreich von verschiedenen Volksstämmen zu sprechen begonnen hatte. Namentlich sind es die *slawischen* Stämme, deren einige vorher fast gänzlich unbeachtet, kaum dem Namen nach bekannt waren. Man sprach von „Slawen“ im Allgemeinen fast wie von einer tatarischen Horde. Das außerösterreichische, in Wissenschaft und Literatur kosmopolitische Deutschland hat auch hierin viel früher und viel gründlicher mit den Slawen sich beschäftigt, als das von fast 15 Millionen Slawen bewohnte Oesterreich. Wilhelm von Humboldt, Jakob Grimm, Goethe und andere geistige Heroen Deutschlands haben zunächst die Aufmerksamkeit auf die Slawen gelenkt. Insbesondere ist es die Literatur eines Theils der Südslawen, die jugendfrische Poesie des *serbischen* Heldenvolkes, mit ihrer kühnen Phantasie, ihren kraftvollen Bildern und der klangreichen Sprache, welche in mehr oder minder guten Uebersetzungen einer großen Theilnahme in der gebildeten Welt sich zu erfreuen hatte. Gegenwärtig verdienen die Slawen zum Mindesten die *Beachtung* eines jeden Gebildeten.

Von den 15 Millionen Slawen, welche das Kaiserthum Oesterreich bewohnen, zählt man beiläufig 11 Millionen zu den *Nord-* und 4 Millionen zu den *Südslawen*. Zu den erstern gehören die *Czechen* in Böhmen (Tschechen 2,8 Millionen), die *Moraveen* in Mähren (1,3 Millionen), die *Slowaken* in Oberungarn (1,8 Millionen), die *Polen* in Ostschlesien („Wasserpolaken“) und Westgalizien („Goralen“ im gebirgigen Süden, die „Mazuren“ im nördlichen Flachlande, zusammen an 2,1 Millionen), endlich die *Ruthenen* in Ostgalizien und in der Bukowina (3 Millionen).

Zu den Südslawen gehören die *Slowenen* in Krain, Südkärnten, Südsteiermark (an 1,3 Millionen), die *Kroaten* oder der illyrische Stamm (richtiger „Chorwaten“) in Kroatien, Slawonien, der Militärgrenze, im kroatischen Küstenlande (an 1,4 Millionen), die *Serben* in Dalmatien, in der serbischen Wojwodschaft, der Militärgrenze (beiläufig 1,5 Millionen), endlich an 30,000 *Bulgaren* zerstreut im Banat.

Es ist nicht meine Absicht, in diesen Skizzen das österreichische Slawenthum in seiner Gesammtheit darzustellen; nicht einmal die Behandlung des Südslawismus in allen seinen Theilen will ich vorderhand schildern: ich möchte vorerst nur die noch *wenig bekannten* Stämme der Südslawen vorführen.

Unter den Südslawen, welche Oesterreich bewohnen, nehmen die *Slowenen* einen immerhin beachtenswerthen Rang ein. Sie bewohnen in einer Gesammtzahl von 1,300,000 Seelen das Herzogthum Krain und zum Theil die benachbarten Provinzen Kärnten, Steiermark, Istrien, Kroatien und Ungarn. Der eigentliche Repräsentant dieses Volksstammes ist *Krain*. Klein zwar ist die Fläche dieses Landes (etwa 180 Quadratmeilen mit beiläufig 452,000 Einwohnern), aber ungemein reich an man-

nigfaltiger Verschiedenheit, durch die es das Interesse des Besuchers zu fesseln im Stande ist. Durch die Verschiedenheit der Bodengestaltung ist es von der Natur in drei Theile geschieden: Das Alpenland Oberkrain, das wellenförmige Hügelland Unterkrain, und Innerkrain mit seiner Karstnatur.

In Innerkrain ist es nicht die Oberfläche, die uns anzieht; denn die Steinwüste des öden Karstes mit der furchtbar tobenden Bora (Nordostwind) breitet sich aus wie ein großartiger Leichenstein auf dem Grabe der einstigen Vegetation, und stimmt den Besucher zu wehmüthigem Ernst. Aber die unterirdischen Wunder mit den weiten Grotten, den mächtigen Felsendomen und den zauberhaften Tropfsteingebilden, mit den verborgenen Seen und rauschenden Wassern, in denen der mit Recht so genannte „krainische Höhlenbewohner" (der Olm, proteus anguineus) mit Blitzesschnelle durch Wasserwogen und zwischen Felsenriffen schießt; diese sind es, welche uns zur Bewunderung hinreißen.

Diesem gegenüber macht die majestätische Alpennatur von Oberkrain einen erhebenden Eindruck. Der Veldessee mit seinen malerischen Ufern, seinem Mineralbade und den vielen historischen Erinnerungen; das wildromantische Thal der „Wobein" mit den herrlichen Alpenseen und dem donnernden Wasserfall der „Saviza" laden alljährlich Fremde zum freundlichen Besuch ein. Ueberhaupt bietet Oberkrain Dichtern und Malern der pittoresken Punkte in überraschender Menge dar.

Gegen diese beiden Landestheile bildet das heitere Unterkrain mit seinen Weinbergen, den anmuthigen mit weißen Häuschen besäeten Hügeln, einen freundlichen Gegensatz.

Analog der Beschaffenheit des Bodens sind die Lebensweise und der Charakter der Bewohner im Ganzen ausgeprägt. Arm, wie die Vegetation auf dem Karste — rauh, wie die wilde Bora — unwirthlich und fast eben so unfreundlich wie der steinige Boden, den er bewohnt, ist in der großen Mehrzahl der „Karstner," bis er im „Tschitschen" (Cziczen) — dem vermeintlichen Nachkömmling der alten Japoden — als eigentlicher Repräsentant dieser Gegend sich darstellt. Die Unfruchtbarkeit des Bodens nöthigt ihn, seinen Erwerb in anderer Richtung zu suchen, wobei ihm vor der Beendigung der Laibach-Triester Eisenbahn der große Waarentransport zwischen Triest und dem Innern der Monarchie lohnenden Gewinn abwarf. Aber — was auf der Straße verdient wird, wird größtentheils auch auf der Straße verzehrt; deshalb ist die materielle Lage dieses Landestheils gegenwärtig eine sehr betrübende.

Treu und bieder, stolz und unerschrocken gleich den stolzen, waldbekränzten Bergeshöhen Oberkrains arbeitet rüstig der intelligente und industrielle Bewohner dieser Gegend. Seine Außenseite scheint hart, wie das Eisen, das er verarbeitet und nach fremden Landen sendet; aber sein inneres, geistiges Leben ist reich wie die vielen Schachte seiner Berge, und fast alle Männer von Bedeutung, deren Krain sich rühmen kann, sind geborene Oberkrainer. Das nationale Bewußtsein glüht ungeschwächt in seiner Brust; das Leben in dieser herrlichen Natur, mitten unter diesem geistig und körperlich kräftigen Volke ist ein frisches, erheiterndes, stärkendes.

Der weinbauende Unterkrainer lebt in fröhlicher Genügsamkeit leichten Sinnes dahin. Er genießt oft unbekümmert das sichere Heute und will sich nicht ängstlichen Sorgen um das ungewisse Morgen überlassen. Ist hierlands der Wein gerathen, so herrscht ein fröhliches Leben; im Gegentheil aber klopft die Hungersnoth mit ihrer dürren Hand nicht selten an die Hütten der sonst so heitern Bewohner. Unterkrain ist endlich die Wiege der lieblichsten Volkslieder und Märchen; aber auch dem Freunde römischer Forschungen öffnet sich hier ein reiches Feld, das vielfach noch unerforscht geblieben.

Dies ist im Umrisse der Schauplatz, welchen Märchenwelt und Wirklichkeit, Poesie und rühriger Geschäftstrieb in anziehender Weise beleben. Rüttelt auch der „Zeitgeist" und die fortschreitende Cultur an manchen Bräuchen, während andere der sich ausbreitenden „deutschen Bildung" zum Opfer fallen — was wir übrigens im Interesse der allgemeinen Culturentwicklung keineswegs beklagen; so ist Krain doch vielfach noch eine reiche Quelle für den beobachtenden Ethnographen; deshalb will ich einige Bilder aus diesem Volksleben vorführen.

Der Vorhang rollt auf.

Da stehen vor dem Beobachter die kräftigen, hohen Gestalten mit der echt slawischen Physiognomie des breitbackigen Antlitzes. Der breitkrämpige Hut, unter dem sich ziemlich lange Haare hervorringeln, beschattet noch die kurze Jacke, die gewöhnlich aus blauem Tuche, mit stehendem Kragen und hellglänzenden Knöpfen, sehr kleidsam ist. Reichere Bauernbursche tragen statt des Sammtbändchens am Hute eine aus Goldfäden gedrehte Schnur mit langen auf die Achseln fallenden Quasten, und unter dem Hute eine bunte Wollenkappe, deren Zipfel bis auf den Rücken herabfällt. Die Scharlachweste mit großen runden, knapp nebeneinander gesetzten Silberknöpfen umschließt die Brust; die bocksledernen enganliegenden Hosen reichen bis unter das Knie, welches von den hohen, kalbledernen, ebenfalls sich anschmiegenden Stiefeln verdeckt wird. Im Winter hüllt ein langer fast bis an die Knöchel reichender Pelz, der am Rücken mit geschmackvollen Arabesken und Blumen aus verschiedenfarbigen Lederriemen geschmückt ist, den ganzen Körper ein, indeß die kleine Pelzkappe den Kopf bedeckt. Der ehemals beliebte lichtblaue Mantel kommt nur mehr selten vor. Vor Regen und Schnee schützt den Slowenen ein Regenschirm aus weißer, stark geleimter Leinwand, der bisweilen ein paar Generationen überdauert.

Sehen wir uns noch diese hübsche schlanke Frauengestalt an. Um den Kopf bindet sie sich zierlich ein großes weißes Tuch aus feinem Perkail oder feiner Leinwand, welches an den vier Ecken kunstreich geschlungen und gestickt ist. Auf dieses Kopftuch wird eine besondere Sorgfalt verlegt, es muß immer glänzend weiß und rein geglättet sein, und darunter guckt das blühende Gesicht gar lieblich hervor. Die Haare werden in zwei Zöpfe, und darunter schwarze, rothe oder blaue Bänder geflochten. Mädchen lassen gewöhnlich die Zöpfe über den Nacken frei herabhängen, die Frauen winden sie um den Scheitel unter dem Kopftuch und befestigen sie mit einem Kamme von Horn oder Messing am Kopfe. In Oberkrain wird anstatt des Kopftuches häufig eine weiße, an den Kopf anschließende Haube (ähnlich einer Nachthaube) getragen, während im rauhern Innerkrain zur Winterszeit auch Frauen Pelzkappen tragen. Im Sommer werden die Aermel des Frauenhemdes in enge Falten gelegt und geglättet; den Busen und Nacken deckt ein buntfarbiges, mit Fransen versehenes Seidentuch. In diesem Artikel herrscht ein großer Luxus, denn der Geliebte verehrt seinem Mädchen ein seidenes Halstuch, sie ihm dagegen ein weißes, mit rothem Baumwollgarn gesticktes Sacktuch. Der in reiche Falten gelegte, bis an die Knöchel reichende Frauenrock war ehemals aus braunem Tuch, unten mit himmelblauen und rothen Seidenbändern besetzt; dieses Kleidungsstück ist jedoch — namentlich in der Nähe der Städte — vielfach von den gewöhnlichen wollenen und seidenen Frauenröcken verdrängt worden. Als Fußbekleidung dienen Stiefel aus weißem Schafsleder, geziert mit grünen oder blauen Lederstreifen. Im Winter tragen die Frauen ebenfalls Pelze, und zwar entweder schwarze, die nur bis an die Hüften reichen, oder weiße bis über die Kniee herab, die gewöhnlich derart zurückgeschlagen werden, daß man die Ecken rückwärts zusammenheften kann. Im Allgemeinen liebt der Slowene in seiner Kleidung bunte Farben, vor Allem sind weiß, blau und roth (die Landesfarben) vielfach vertreten.

Die kleidsame nationale Tracht beginnt (sowie viele andere Eigenthümlichkeiten) dem steigenden Luxus und der Sucht nach Fremdländischem zu weichen; insbesondere gilt dies von den Städten und deren nächster Umgebung, wo die Tracht häufig ein so buntes Gemisch von slawischer und fremder Kleidung bietet, daß man sich des Lächelns kaum enthalten kann.

Diese Schilderung gilt für alle Slawen in Krain mit geringen Abweichungen, Abweichungen, welche vom Klima oder der Beschäftigung hier und da hervorgebracht werden.

Aus den Urwäldern Borneo's.

Von

Fr. Steger.

(Schluß.)

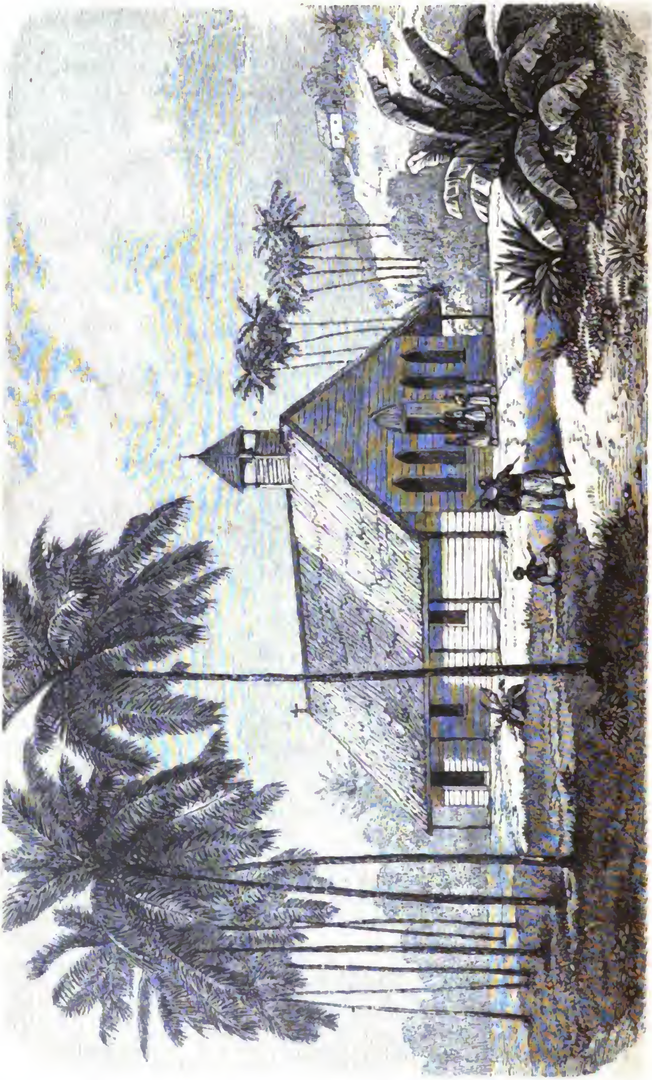
In Bruni, der Hauptstadt des eigentlichen Borneo's, haben die ältern Einwohner, einschließlich des Sultans, für neuere Ereignisse eine eigene Zeitrechnung. Sie

rechnen nach Jahren vor oder nach dem großen Aschenfall. Sie verstehen darunter den Ausbruch des Vulcans Timboro auf Sumbava, der im April 1815 stattfand. Der Berg warf unter einem Getöse, das in sehr weiten Entfernungen gehört wurde, Massen von Asche aus. Auf Sumbava selbst wurden mehrere tausend Menschen von dem schwarzen Regen getödtet, auf der Ostspitze von Java lag die Asche vier bis fünf Zoll tief und selbst in Bruni, das über 200 deutsche Meilen vom Timboro entfernt ist, wurde die Luft durch sie verfinstert.

Künftig wird man nicht mehr nach dem Aschenfall von 1815, sondern nach der Ankunft von Sir James Brooke im Jahre 1839 rechnen. Mit dem Erscheinen dieses außerordentlichen Mannes beginnt in der That eine neue Aera. Die europäische Cultur macht sich geltend, das Seeräuberwesen verschwindet, das Gesetz kommt in Achtung, der Arme findet Schutz gegen den Mächtigen, der Fleiß findet seinen Lohn und beginnt muthig den Kampf mit dem Urwalde und dem Sumpfdickicht. So rasch vollzieht sich dieser Umschwung, daß Spenser St. John, den wir dem Leser bereits als unsern Gewährsmann vorgestellt haben, in vollem Ernst erklärt, ein ehemaliger Seeräuber sei ein vorzügliches Werkzeug der Cultur, sobald es gelinge, seine energische Thatkraft auf ein sittliches Ziel zu lenken. Zum Beleg theilt er mehrere Fälle mit, daß Seeräuber, die ihr Leben lang ohne Bedenken und häufig muthwillig Blut vergossen hatten, nach der Entstehung einer regelmäßigen Regierung zu wackern Männern wurden und starken Versuchungen ehrlich widerstanden.

Natürlich ist dieser Umschwung nur da vollständig eingetreten, wo der Einfluß Brooke's und der Engländer der herrschende ist, also auf der Insel Labuan und im Gebiet von Sarawak. In Bruni macht er sich wenigstens fühlbar, wenn auch die meisten Mißbräuche fortbestehen. Das dort noch geltende System stellt an die Spitze des Staates einen Sultan, der wenig Macht und noch weniger Geld besitzt. Er kann ohne seine vier ersten Beamten nichts Wichtiges unternehmen, und seine Rathgeber werden wieder durch Unterbeamte beschränkt, die aus den Reihen des Volkes hervorgehen und vermöge ihres Ansehens und Anhangs unter demselben sehr zu berücksichtigen sind. Auf dem Lande bestehen Adelslehen, deren Eigenthümer vom Sultan nicht dem Gesetz, wohl aber der Wirklichkeit nach unabhängig sind und ihre Untergebenen nach Willkür behandeln können. Glücklicherweise ist dieser malayische Lehnsadel so schwach und arm geworden, daß einer der entferntern Bezirke nach dem andern sich freimacht. Wenn der Adel unter sich zusammenhielte, so könnte er seine Macht wiederherstellen, doch an irgend eine Einigkeit ist bei den vielen, größtentheils ererbten Familienfeindschaften und bei der Zanksucht der Malayen nicht zu denken.

In neuester Zeit ist zu den Zwistigkeiten des Reichs noch eine von religiöser Natur gekommen. Vor etwa zwanzig Jahren lehrte ein Hadschi oder Mekkapilger Namens Mahomed, daß Gott keine Persönlichkeit habe, und erklärte Jeden für einen Ketzer, der nicht gleich ihm denke. Als er sich deutlicher aussprechen sollte, sagte er, in Gedanken dürfe man sich Gott persönlich denken, wer ihm aber mit Worten eine Persönlichkeit beilege, der stelle ihn einem menschlichen Wesen gleich und begehe eine arge Gottlosigkeit. Die Geistlichkeit schickte Abgeordnete nach Mekka und diese brachten von dort die Entscheidung zurück, daß Mahomed ein falscher Lehrer sei. Er seinerseits nannte die Hadschis Betrüger des Volkes, hielt seine Ansicht aufrecht und reiste noch einmal nach Mekka, um sich selbst zu erkundigen, ob man ihm oder seinen Gegnern Unrecht gebe. Nach einer zweijährigen Abwesenheit kehrte er als grundgelehrter Mann zurück und vertheidigte seine Ansichten eifriger denn je. Der Streit wurde heiß, eine Partei um die andere schickte Gesandte nach Mekka und jeder Theil behauptete stets, daß die Gelehrten der Stadt des Propheten für ihn entschieden hätten. Es trat nun eine förmliche Glaubensspaltung ein, Altgläubige und Neugläubige bauten sich ihre eigenen Moscheen und stellten ihre eigenen Imams und Prediger an. Zu den Orthodoxen gehören der jetzige Sultan, etwa der zehnte Theil der Bevölkerung und alle Hadschis. Als Mahomed vor fünf Jahren starb, wollte diese Partei ihm ein Begräbniß auf dem gewöhnlichen Kirchhofe versagen, aber die an Zahl neunmal stärkern Freunde des Verstorbenen nahmen eine so drohende Haltung an, daß man das Begräbniß gestatten mußte.



Kirche von Lundu.

Die beiden Glaubensparteien streiten auch über die Fastenzeit: die eine rechnet den Fastenmonat zu neunundzwanzig, die andere zu dreißig Tagen. Jede feiert folglich den Schluß der Fasten an einem andern Tage. Die Altgläubigen haben das schönste Fest, da der Sultan zu ihnen gehört. Bruni bietet dann einen hübschen Anblick dar.

Wohl fünfzig lange Prabus, jede mit zehn bis fünfzig Ruderern bemannt, schießen mit bunten Flaggen und hellfarbigen Sonnenschirmen über das Wasser. Die Farbe des Sultans ist gelb, die seiner Beamten weiß, schwarz, grün und roth. Trommeln und Gongs werden geschlagen, auf dem Kirchhofe, wo die Gräber besucht und geschmückt werden, drängt sich das Volk. An diesem Tage besucht jeder Malaye seine Bekannten und versöhnt sich mit ihnen, wenn er sie beleidigt hat. Jeder bittet den Andern um Verzeihung, denn es könnte ja sein, daß er ihn unwissentlich verletzt hätte.

Mit Ausnahme dieses Tages führen die Bewohner von Bruni ein sehr einförmiges Leben. Die Hauptbelustigung besteht darin, einen Märchenerzähler oder Tänzer kommen zu lassen. Für die Harems gibt es Erzählerinnen, die stets willkommen sind, da sie außer ihren Märchen alle Neuigkeiten und Liebesabenteuer erzählen. Als Spenser St. John von einer seiner Reisen zurückkehrte, öffnete sich ihm unverhoffterweise ein Harem. Die Frauen mehrerer Radschas hatten vor seiner Abreise ihre Männer immerfort gebeten, ihnen einmal das Vergnügen einer Unterhaltung mit einem Weißen zu gestatten. Inzwischen war Spenser in's Innere gegangen und es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er gestorben sei. Die Ursache seines Todes kommt zu oft vor, als daß man an der Nachricht hätte zweifeln können. Manches Bot zerschellt beim Hinunterfahren von Stromschnellen, unter denen sehr gefährliche sind.

Da Spenser für todt galt, so hatten die Männer ohne Gefahr galant sein zu können geglaubt und ihren Frauen versprochen, daß sie ihn sehen und sprechen sollten. Sein Abenteuer war indessen nicht so schlimm gewesen, als man es erzählte. Sein Bot war zerschellt worden, er hatte sich aber auf's Land gerettet und war mit einem Male wieder in Bruni. Die Männer hatten ihr Wort gegeben und mußten es halten.

„Der Harem, in den man mich führte," erzählt er, „war höchst armselig. Etwa zwanzig Frauen von mittlerm Alter waren gegenwärtig, während ein Schwarm junger Mädchen, halb von einem Vorhang verdeckt, den untern Theil des Zimmers einnahm. Da ich mich sehr gleichgiltig stellte, ob ich sie sehe oder nicht, so kamen sie nach und nach zum Vorschein. Hübsche Gesichter sah ich unter ihnen nicht und ihre Haut war durch den fortwährenden Aufenthalt im Hause ganz hellgelb geworden. Ich fürchte, wir gefielen uns gegenseitig nicht, denn die einzige Bemerkung, die ich über mich hörte, bestand in den Worten: „„Wie matt sind seine Augen!"" Im Vergleich mit den blitzenden schwarzen Mädchenaugen konnten sie allerdings nicht anders genannt werden."

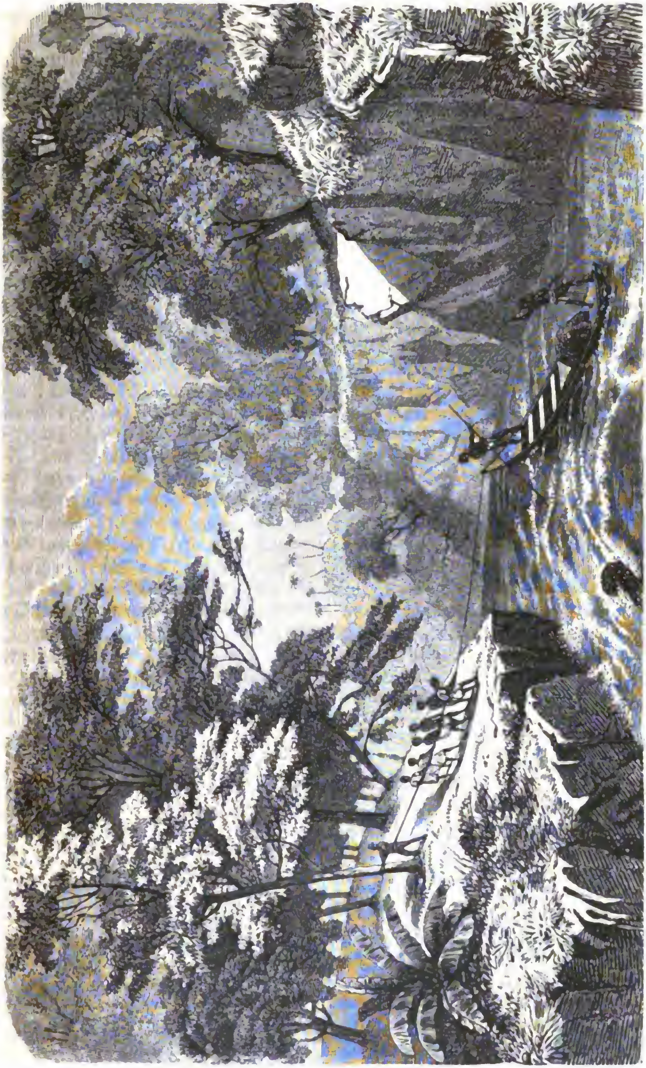
Die Erziehung der Frauen wird in höchstem Grade vernachlässigt, so daß es wenige gibt, welche ordentlich lesen und schreiben können. Mit den Kenntnissen der Männer steht es übrigens nicht besser. Junge verliebte Männer ließen sich oft von Spenser Liebesbriefe entziffern, welche sie Eingebornen nicht anvertrauen mochten. Alle waren schlecht und unrichtig geschrieben. Im Allgemeinen werden die Frauen sehr streng bewacht. Der Eifersüchtigste von Allen ist der Sultan, der, von einem steinalten Mann unterstützt, alle Ausbesserungen in seinem Harem selbst besorgt, damit kein Fremder Eintritt zu erhalten braucht. Dieser Harem ist ein einstöckiges Gebäude, siebzig Fuß lang und dreißig breit, das auf Pfählen über dem Wasser steht. Die Zahl der Frauen und Dienerinnen des Sultans beläuft sich auf siebzig, aber bloß seine Lieblingsfrau und drei oder vier Bevorzugte haben jede ein eigenes Zimmer, das mit seidenen Tapeten behangen und dessen Fußboden mit Matten belegt ist. Die übrigen Frauen müssen sich in dem kleinen Raume behelfen, wie sie können, und erhalten weiter nichts als Wasser, Holz, Reis und jährlich ein wohlfeiles Kleid. Was sie sonst brauchen, erhalten sie von ihren Familien und ihren Liebhabern.

Die Bauart der Häuser erleichtert Frauen, die ihre Männer betrügen wollen, Liebschaften ungemein. Selbst im Harem des Sultans besteht der Fußboden bloß aus dünnen Palmstämmen, die mit Rattans aneinandergebunden sind. An gewissen Stellen werden die Stämme jeden Tag aufgehoben und Kehricht oder Abfälle in den unten fließenden Strom geschüttet. Der Liebhaber fährt Nachts unter eine solche Stelle und erfährt durch einen daraus hervorsehenden weißen Lappen, daß er den Fußboden aufheben und sich in's Zimmer schwingen kann. Auf der andern Seite benutzen die Frauen diese leicht zu öffnen-



Fahrt über einen Wasserfall.

den Stellen, um Ausflüge zu machen. Die Töchter des verstorbenen Radscha's Muda Hassim entfernten sich 1859 auf drei Wochen und waren nirgends aufzufinden. Mehr als die Hälfte der jungen Mädchen des Adels bekommt keine Männer, und zwar aus zwei Gründen, einmal weil der Stand des Vaters ihn zu einer bedeutenden Aussteuer zwingt, und dann weil Mißheirathen für beschimpfend gelten. Diese unverhei-



Fahrt über eine Stromschnelle.

ratheten Mädchen unterliegen keinem andern Zwange, als den sie sich selbst auferlegen, und der ist nicht groß. „Bruni," sagt Spenser, „ist die unsittlichste aller Städte der Welt."

Die unwürdige Lage der Frauen wird von keinem Malayen erkannt. Daß das herrschende Geschlecht dem sichern Verfall entgegengeht, sehen die Verständigen ein. Die mohamedanischen Fanatiker vertrauen

auf das Schicksal und werden auf ihre Weise fromm. Die Pilgerfahrten nach Mekka haben in den letzten Jahren bedeutend zugenommen, obgleich der Pilger auf den gedrängtvollen Schiffen nicht viel weniger zu leiden hat, als der Schwarze in dem Zwischendeck des Sclavenschiffes. Auf manchen der arabischen Schiffe hat er nur so viel Raum, daß er seine Matte auf dem Verdeck, wo er die ganze Reise über bleibt, ausbreiten kann. In Sarawak dulden die Engländer kein Vollstopfen der Schiffe, und doch kamen in einem Jahre von zwölf Mekkapilgern nur fünf zurück.

Dem Anschluß der verständigen Malayen hat Sir James Brooke die großen Erfolge, die ihm in Sarawak zu Theil geworden sind, mit zu verdanken. Das größte Verdienst ist natürlich ihm selbst, seinem genialen Erfassen und Benutzen des Volksgeistes, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner menschenfreundlichen Theilnahme für den unterdrückten Theil der Bevölkerung zuzuschreiben. Diesem letztern Theil, den Dayaks, half er auf eine eben so einfache wie wirksame Weise. Bis zu seiner Zeit wurden die malayischen Beamten dadurch besoldet, daß man ihnen die Hälfte der Reissteuer anwies. Das war eine Ermunterung zu Erpressungen, die nach Kräften befolgt wurde. Kaum war Brooke zum Radscha von Sarawak ernannt, so ließ er durch seinen Neffen, Hauptmann Brooke, Inspectionsreisen in's Innere ausführen, welche die verderblichen Folgen dieses Systems enthüllten. Von nun an wurden die Beamten in Gold bezahlt und es kamen nur noch wenige Klagen von Dayaks vor. Jetzt behält der Dayak Alles, was er erntet, und hat an die Regierung weiter nichts zu entrichten, als eine Steuer von ein und ein Drittel Thaler unsers Geldes für jede Familie. Auch die Früchte der Wälder und die eßbaren Vogelnester der Höhlen gehören den Dayaks abgabenfrei.

Die Malayen haben durch das neue System ebenfalls gewonnen. Früher verwendeten die Häuptlinge einen Schwarm von Verwandten und Dienern zum Einsammeln der Steuern. Wenn ein Scheffel Reis zu geben war, so forderten diese Steuereinnehmer zwei. Das System hatte einen höchst entsittlichenden Einfluß, und es war nicht lange gefallen, als die Malayen selbst sich über die Aenderung freuten. Sie beschäftigten sich jetzt mit dem Handel, bauten Prahus und unternahmen Reisen, an die ihre Väter nicht gedacht hatten. Singapur, Java, die Halbinsel der Malayen und selbst ein Theil von Sumatra wurden besucht. Dadurch hat sich der Reichthum vermehrt, wie sich an den bessern Wohnungen, den größern Prahus und dem steigenden Aufwand bemerken läßt. Das Innere der Insel hat von diesem Handel bis jetzt den wenigsten Vortheil gehabt. Die natürlichen Hindernisse sind zu groß, und besonders bereiten die Stromschnellen dem Schiffer ernstliche Gefahren. Im Hinabfahren zerschellt ein Bot leicht, beim Hinauffahren darf nur eines der Seile reißen, mit denen man die Fahrzeuge zieht, und der Erfolg ist derselbe.

Höchst achtbar ist die Ehrlichkeit, mit der diese neuen malayischen Händler gegen Europäer verfahren. Ein Engländer, der ihren Verkehr durch Gelddarlehne bedeutend erleichterte, sagte Spenser, daß nur ein einziges Mal ein Malaye einen Versuch gemacht habe, ihn zu betrügen. Dabei ließ sich jener Engländer niemals Schuldscheine ausstellen und trug das Darlehn einfach in sein Buch ein. Einmal borgte ein Malaye von ihm eine kleine Summe und ging auf eine Reise. In einem Monate kehrte er zurück, versicherte, daß er Schiff und Ladung verloren habe und erbat sich ein doppelt großes Darlehn, welches er bekam. Zum zweiten Male scheiterte er mit seinem Schiffe an der Mündung eines Flusses und kehrte wieder zu dem Engländer zurück. „Du weißt," sagte er, „daß ich ein ehrlicher Mann bin und Unglück kann mich doch nicht immer treffen. Also gib mir so viel Geld, als ich zu einer neuen Reise brauche, und sei versichert, daß ich meine ganze Schuld tilgen werde." Der Engländer zögerte, lieh aber zuletzt das ganze Geld, das der Malaye von ihm verlangte. Der Malaye war drei Monate abwesend, und als er jetzt zurückkam, zeigte sein heiteres Gesicht, daß er Glück gehabt habe. Er bezahlte den größten Theil der Schuld auf der Stelle, berichtete später auch den Rest und wurde zu einem wohlhabenden Kaufmanne.

In seiner Verwaltung befolgt Sir James Brooke den Grundsatz, jede Behörde aus Engländern und Eingeborenen zusammenzusetzen. Die Malayen werden dadurch

politisch erzogen und bei den Engländern entsteht nicht die Verachtung gegen die Eingeborenen, die in mehreren der englischen Besitzungen so traurige Folgen gehabt hat. Im Gerichtswesen hat Brooke die einfachsten Formen angenommen und sowohl Strenge als Unparteilichkeit zur Regel erhoben. In Sarawak gibt es drei Gerichtshöfe, ein allgemeines Gericht, ein Polizeigericht und ein geistliches Gericht. Das letztere beschäftigt sich mit allen Fällen, die wie Ehesachen und Scheidungen nach dem Koran zu entscheiden sind. Vor das allgemeine Gericht gehören alle wichtigern bürgerlichen und peinlichen Processe, und die Entscheidung erfolgt durch ein Schwurgericht, in dem Engländer und Malayen gemeinschaftlich sitzen. In diesem Gericht ereignete sich folgender Fall. Der Vorsitzende, ein Engländer, sprach ein Todesurtheil wegen Mordes aus. Der Verbrecher hatte eine solche Barbarei verrathen, daß der Engländer es für nöthig hielt, den zahlreichen Zuhörern die ganze Abscheulichkeit seiner Handlung auseinanderzusetzen. Nachdem er zwanzig Minuten gesprochen hatte, befahl er dem Dolmetscher, seine Rede wortgetreu in's Malayische zu übersetzen. Der Dolmetscher sah den Gefangenen finster an und sprach: „Der Richter sagt, daß Du ein abscheulicher Schuft bist und gehängt werden mußt." Damit war er fertig und setzte sich ruhig auf seinen Platz. Der Richter staunte nicht wenig, daß seine gelehrte und eindringliche Rede so habe zusammengedrängt werden können und rief verwundert aus: „Offenbar ist das Malayische eine sehr kurze Sprache!"

Wie vortrefflich Brooke's Regierung sei, ergab sich, als sie auf eine furchtbare Probe gesetzt wurde. Es hatten sich viele Chinesen angesiedelt. Ein Theil lebte in Kutsching, die meisten beschäftigten sich als Feldarbeiter oder waren in den Goldwerken thätig. Man glaubte, daß die geheimen Verbindungen, die in China so großen Einfluß haben, unter ihnen nicht verbreitet seien. Im Ganzen war diese Ansicht auch richtig, doch existirte im Innern eine Gesellschaft von Goldgräbern, Kunsi genannt, welche die übrigen Chinesen leitete und Verbindungen mit den geheimen Gesellschaften in Sambas, Pontianak und Singapur unterhielt. Der Kunsi schmuggelte und betrog dadurch die Regierung um Tausende. Von den Artikeln, Branntwein, Taback, Opium ꝛc., welche eine Eingangsabgabe zahlen, wurde hauptsächlich Opium in Menge heimlich eingeführt und zum Theil in die holländischen Besitzungen weiter geschickt. Die Regierung entdeckte diesen verbotenen Verkehr und legte dem Kunsi eine Strafe von 150 Pfund Sterling auf. In derselben Zeit hörten die Chinesen durch ihre Verbündeten in Singapur, daß die Engländer vor Canton vernichtet worden seien und Brooke sich das Mißfallen seiner Regierung so sehr zugezogen habe, daß er auf keine Unterstützung rechnen dürfe. Zu Anfang des Jahres 1857 erschien ein Emissär von Singapur und erweckte durch seine Erzählungen von den englischen Niederlagen in China den ganzen Uebermuth seiner Landsleute. Sie beschlossen loszuschlagen und mit einem Angriff auf die Hauptstadt Kutsching zu beginnen.

Am 18. Februar 1857 rückten die Chinesen aus den Goldgruben, etwa 600 Mann, heran. In den kleinen Befestigungen, bloßen Pfahlwerken, befanden sich wenige Engländer. Brooke wurde vollständig überrascht und gleich ihm waren auch die Malayen ohne alle Vorbereitung. Die Chinesen hatten daher für den Augenblick den besten Erfolg; Kutsching kam in ihre Gewalt und wurde geplündert. Da Brooke sich gerettet hatte, so war nichts verloren. Die Malayen und Dayaks blieben ihm ohne Ausnahme treu, und die rechtzeitige Ankunft eines Dampfschiffes gab ihm schon nach wenigen Tagen das verlorene Uebergewicht wieder. Aus Kutsching vertrieben, warfen sich die Chinesen in die Wälder, wo die Dayaks auf sie lauerten. Viele verhungerten oder versanken in Sümpfe, andere gaben sich aus Verzweiflung selbst den Tod, der Rest erreichte die holländische Grenze und ließ sich ohne Widerstand entwaffnen.

Trotz ihrer Unzuverlässigkeit sind die Chinesen für Sarawak nicht zu entbehren. Fleißig und intelligent, sind sie der einzige Bevölkerungstheil, welcher nennenswerthe Steuern bezahlt. In Sarawak lebten nicht mehr als Dreitausend von ihnen, und doch hatte die Regierung von den Chinesen mehr Einnahmen als von den 240,000 Malayen und Dayaks zusammengenommen. In Brooke's Gebiet ist Raum für eine halbe Million Chinesen, die ohne Beschwerde vom Kopf zwei Pfund Sterling bezahlen können.

Man muß sie scharf beaufsichtigen und insbesondere die Bildung von geheimen Gesellschaften verhindern.

Auch Glaubensboten haben sich eingestellt, um Brooke zu unterstützen, doch ohne großen Erfolg. Denselben Vorwurf, den man gegen die protestantischen Bekehrer im Allgemeinen erhebt, macht denen in Borneo Spenser St. John. Sie hängen zu sehr an den europäischen Bequemlichkeiten des Lebens und wagen sich nicht in's Innere. Von den vierzehn Glaubensboten, die seit 1847 nach Borneo gekommen sind, haben zehn ihre Arbeiten aufgegeben und das Land verlassen. In der That waren sie von keinem Nutzen, da in Kutsching, wo sie mit den übrigen Europäern lebten, weder unter den buddhistischen Chinesen, deren Sprache sie nicht einmal verstanden, noch unter den mohamedanischen Malayen Proselyten zu machen waren. Im Innern gibt es gegenwärtig bloß noch zwei Stationen, Lingga und Lundu, die beide mit See-Dayaks zu thun haben. In Lundu bieten sich die meisten Aussichten, wenigstens ist der dortige Glaubensbote bei den Eingeborenen sehr beliebt und wird von ihnen wie ein Vater betrachtet.

Wenn Spenser St. John am Schlusse seines Werkes meint, daß die Regierung Brooke's sich annehmen müsse, so hat er in gewisser Beziehung Recht. Allerdings reichen die Mittel eines Privatmannes nicht aus, Labuan und Sarawak die rasche Entwicklung zu geben, deren sie fähig sind. Es würde sich aber Vieles ändern, wenn die Regierung diese Gebiete zu einer Colonie machte. Die Malayen und Dayaks haben sich der Person Brooke's freiwillig unterworfen, in ein englisches Colonialregiment würden sie sich nicht so leicht finden. Mit den benachbarten Sultans, namentlich mit dem von Bruni, der sich als den Oberherrn von Sarawak betrachtet, würden Differenzen entstehen, eben so mit Holland. Es besteht ein Vertrag, in dem die Engländer sich verpflichtet haben, keine Besitzungen auf den Inseln zu erwerben. Diese Verhältnisse haben das englische Ministerium bestimmt, die von Brooke angebotene Souveränetät über sein Gebiet abzulehnen.

Literarisches.

Shakespeare von G. G. Gervinus. Dritte Auflage in zwei Bänden. Leipzig. W. Engelmann.

Ein Werk, auf das Deutschland mit vollem Rechte stolz sein darf, tritt hier in neuer Auflage, welche, was Ausstattung und Format betrifft, sehr zu empfehlen ist, vor die Oeffentlichkeit. Die gereifte, klare Anschauungsweise, die gründlichen Studien und die sorgfältige Ausarbeitung, welche Gervinus in seinem Shakespeare bekundet, sind bereits vielfach gewürdigt; Mancher hat es nach ihm versucht, Einzelne haben Schätzenswerthes geleistet, aber Keiner hat es vermocht, eine ähnliche Wirkung hervorzurufen wie er. Die vortreffliche Einleitung mit den darauf folgenden Mittheilungen aus Shakespeare's Leben und Entwicklungsgang bilden ein selbständiges Ganze, und jedes der darauf folgenden Capitel gibt eine Studie, die in der scharfen Charakteristik und umfassenden Darstellung den besten Essays der Engländer verglichen werden kann. Shakespeare ist natürlicherweise nicht erschöpfend zu behandeln, eben so wenig, wie in einer bestimmten Zeitperiode, ist er auch von einer einzelnen, wenn auch noch so bedeutenden Persönlichkeit zu bewältigen. Der besondere Werth des Gervinus'schen Commentars liegt bekanntlich darin, daß er den Mann und seine Werke vor uns werden läßt, daß er sie vom Standpunkte des Historikers schildert und unseren geistigen Augen ihre Entstehung vorführt. Somit sind seine Ausführungen von viel weitergreifender Bedeutung als ähnliche Versuche: sie enthalten eine Fülle von historischem Material, welches um die erhabenen Dichtungen des großen Dramatikers gruppirt und mit großer Klarheit verarbeitet ist. Möge das treffliche Werk in dieser neuen schönen Ausgabe einen noch größeren Leserkreis gewinnen.

Von Professor Felix Eberty ist eine Biographie Lord Byron's erschienen. Gleich dem Werke über Walter Scott von demselben Verfasser ist das vorliegende ein Zeugniß fleißiger Forschung und nur die etwas pedantische Auffassung Eberty's wirkt bei der Schilderung von Byron's Leben noch befremdender als bei der Walter Scott's. Das Buch Trelawny's, von welchem die Monatshefte gegenwärtig Auszüge bringen, scheint wenig benutzt zu sein.



Neuestes aus der Ferne.

Eine Geschichte der Taipings.

Die große Revolution, die das chinesische Reich erschüttert, und ihre Urheber werden bald verdammt, bald in den Himmel gehoben. Das Letztere geschieht jetzt allerdings nur noch sehr selten, seitdem die christlichen Glaubensboten, die früher gewissermaßen die amtlichen Vertheidiger der Taipings waren, die Entdeckung gemacht haben, daß der Glaube derselben mit dem Protestantismus gar keine Aehnlichkeit hat. Eine ziemlich unparteiische Geschichte der Taipings hat jetzt ein englischer Marineofficier Lindesay Brine nach chinesischen Documenten und im Lande eingezogenen Erkundigungen geschrieben. Die Grausamkeit der Taipings gibt der wohlunterrichtete Verfasser zu. Sie selbst prahlten gegen ihn, wie sie 1853 bei der Einnahme von Nanking gewirthschaftet hatten. Von einer tatarischen Bevölkerung, die mehr als 20,000 Köpfe zählte, entkamen bloß hundert. Alle übrigen, die Frauen und Kinder wie die Männer, wurden erschlagen. „Wir tödteten sie Alle," riefen die Taipings mit Nachdruck, und auf ihren Zügen malte sich bei dieser Erinnerung eine wilde Freude. „Wir tödteten sie Alle, selbst das Kind auf den Armen, damit keine Wurzel übrig bleibe, die wieder ausschlagen könne, und stürzten die Leichen in den Yangtse." In einem Aufruf Yang's, des östlichen Königs, spricht sich die ganze Unversöhnlichkeit aus, mit der die Taipings ihre tatarischen Herrscher betrachten. Alles stand in China vortrefflich, heißt es darin, bis die Mandschu kamen. Nun schlug eine Flamme der Unterdrückung gen Himmel auf, ein Dampf des Verderbens umhüllte den himmlischen Thron und ein übler Geruch verbreitete sich weithin über die Meere. Wie hätte es auch anders sein können? China ist der Kopf, die Tatarei ist der Fuß, China ist das Land der Geister, die Tatarei ist das Land der Teufel. Wenn alle Bambus der südlichen Berge in Federn verwandelt würden, so könnte man die schmutzigen Thaten der Tataren mit ihnen nicht schreiben. Was sich von diesen Tataren erwarten läßt, zeigt ihr Ursprung. Dieses Geschlecht von Zwergen entstand aus einer Kreuzung des weißen Fuchses mit dem rothen Hunde und bildete sich bloß so weit aus, daß es den Namen von gewaschenen Affen beanspruchen kann. Aber das Maß seiner Sünden ist voll, die dreimal sieben Zeiten (210 Jahre), die ihm vergönnt waren, laufen nächstens ab, und schon ist der außerordentliche Mann erschienen, mit dem die fünfmal neun Zeiten beginnen werden. Daß dieser außerordentliche Mann wirklich, wie ihm von Glaubensboten vorgeworfen wurde, Vielweiberei im Großen treibt, zeigt ein anderes Document desselben Yang's, eine Ermahnung an den Oberkaiser, in seinem Palaste Ordnung zu halten und seine Frauen, wenn sie eine Züchtigung verdienen, nicht in krankem Zustande und nicht mit dem Stiefel zu schlagen.

Die Taipings beherrschen zur Zeit den vierzehnten Theil des chinesischen Gebiets, den sechsten Theil der Bevölkerung und besitzen den vierten Theil aller Einkünfte. Lindesay Brine meint, daß eine Theilung der Herrschaft der Ausgang des Kampfes sein werde; den Mandschu würden Tübet

und die Steppen im Norden und Westen (wo aber die Russen und die ebenfalls im Aufstande begriffenen Mohamedaner des Reiches Einsprache erheben werden) bleiben, den Taipings die eigentlich chinesischen Gebiete zufallen. Deshalb sei es ein grober Fehler, daß sich die Westmächte zu Gunsten der Kaiserlichen in den Kampf eingemischt hätten. Was die religiöse Seite der Frage betrifft, so meint der Verfasser, daß der Sieg der Taipings der Untergang der katholischen Mission in China sein werde. In den äußern Formen habe der Katholicismus so viel Aehnlichkeit mit dem den Taipings äußerst verhaßten Buddhismus, daß sie ihn unter sich nicht dulden würden. Dagegen sei es möglich, daß der Glaube der Taipings mit dem Protestantismus allmälig in Einklang komme.

Australien durchwandert.

Wie unsere Leser aus unsern frühern Berichten sich erinnern werden, war es Robert O'Hara Burke und William John Wills gelungen, von Südaustralien aus in eine solche Nähe des Golfs von Carpentaria vorzudringen, daß ihnen kein Zweifel daran bleiben konnte, das Problem einer Reise von einer Küste des australischen Continents zur andern gelöst zu haben. Die Gewässer jenes Golfs hat jetzt ein glücklicherer Reisender erreicht, M'Kinlay, den Middleton und mehrere Andere begleiteten. Sie verließen die äußersten Bezirke von Südaustralien im Mai oder Juni 1861 und brauchten zu ihrer Reise dreizehn Monate. Vom Golf von Carpentaria begaben sie sich im Juli 1862 nach Port Denison, wo sie die Yacht „Ben Bolt" fanden und auf ihr nach Rockhampton fuhren. Sie hätten dabei fast den Tod gefunden, da sie neunzehn Tage umhergeworfen wurden und sich endlich glücklich schätzen mußten, Broad Sund zu erreichen und sich dort mit Lebensmitteln zu versehen. Eine zweite Fahrt führte sie nach Rockhampton, und im September kamen sie auf einem Dampfer in Sydney an. Die Gesellschaft hat auf der Reise keinen Mann verloren und alle ihre Mitglieder befinden sich vollkommen wohl.

Die Cedern des Libanons.

Die berühmte und hundertfach besprochene Cederngruppe in der Nähe des Dorfes Ehden auf dem Libanon hat zwei berühmte Gelehrte, den Botaniker Dr. J. D. Hooker und den Orientalisten Sir Gardner Wilkinson zu wissenschaftlichen Forschungen veranlaßt. Hooker beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Alter der Bäume, ohne indessen zu einem sichern Resultat zu gelangen. Die Mohamedaner verlegen die Entstehung der Gruppe in Salomo's Zeiten zurück, nach der christlichen Sage hat der Heiland sie gepflanzt. Hooker untersuchte die Jahresringe eines Zweiges an einem ganz alten Baume und gelangte auf diese Weise zu einem Alter von 2500 Jahren, das er aber für viel zu hoch hielt. Sind die Cedern des Libanons eben so rasch gewachsen wie die Cedern von Chelsea, so ist keine über 800 Jahre alt. Hinsichtlich ihres Umfanges lassen sich die ältern Bäume in drei Classen theilen. Die stärksten, sechs an Zahl, haben einen Umfang von vierzig Fuß, die der zweiten Classe, sieben an Zahl, von neunzehn Fuß, und die der dritten Classe, deren zwölf sind, von vierzehn Fuß. Junge Bäume existiren nicht, die Trockenheit läßt den abfallenden Samen selten zum Keimen kommen, und die Schößlinge, die doch entstehen, werden von den Ziegen abgefressen. Die vierhundert Bäume der Gruppe werden also aussterben und dann gibt es auf dem Libanon wahrscheinlich keine Cedern mehr. Wenigstens kennt man nur diese Gruppe beim Dorfe Ehden, wodurch freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen wird, daß das ausgedehnte und nicht überall bekannte Gebirge noch andere Cedern tragen kann, wie dies von Seetzen auch wirklich versichert wird.

Wie Sir Gardner Wilkinson ermittelt hat, sind Belon (1550) und Fürer (1556) die ersten europäischen Reisenden, die der Cedern des Libanons erwähnen. Seitdem ist die Gruppe kleiner und kleiner geworden. In den alten Zeiten waren die obern Ketten des Libanons mit Cedern und Cypressen reich bewaldet. Plinius bezeugt es und mehrere Stellen in biblischen und profanen Schriftstellern sprechen von dem ausgedehnten Gebrauch, den man vom Cedernholz machte. Dem Tannenholz ähnlich, hatte es einen eigenthümlichen Geruch und hielt sich nicht bloß selbst lange, sondern theilte auch Sachen, die man mit ihm in Berührung brachte, Dauerhaftigkeit mit. Man deckte deshalb die Häuser mit Cedernholz, führte ganze Gebäude aus ihm auf und verwen-

dete es zu Kisten und anderm Geräth. Die innern Särge der Mumien bestehen häufig aus diesem Holze. Wie aus Josephus und Stellen des alten Testaments hervorgeht, wurden die gefällten Cedern auf den Gebirgsflüssen geflößt und an der Küste in der Nähe von Tripolis zu größern Flossen vereinigt. Kaufleute aus Sidon und Tyrus waren die Käufer, den Stapelplatz dieses Handels bildete Jaffa. Ausnahmsweise wurden auch andere Transportmittel gewählt, wie denn Diodor erzählt, daß Ptolemäus von tausend Lastthieren die Libanoncedern, deren er zum Schiffsbau bedurfte, an's Meer schaffen ließ.

Wie es kam, daß der Libanon seiner Cedern beraubt wurde, weiß man genau. Ursprünglich wurden diese Bäume bloß zu Geräthen, zu Dächern und Thüren oder ausnahmsweise zu Tempeln und Palästen benutzt. In der spätern Zeit baute man gewöhnliche Häuser von dem Cedernholze, verschwendete es auf andere Weise und dachte an keine Nachpflanzungen. Je mehr die Wälder sich lichteten, um so mehr Erde wurde von den Regengüssen von den Bergen gespült, und der Libanon wurde dadurch im Laufe der Jahrhunderte zu dem kahlen Gebirge, das er jetzt ist.

Livingstone auf dem Nyassa.

Nach längerm Schweigen hat der glücklichste Erforscher des südöstlichen Afrika's wieder von sich hören lassen. Nachdem er mit seinem Bruder Karl eine Flußreise von 300 englischen Meilen gemacht hat, befindet er sich auf dem Nyassa. Die Länge des Sees gibt er zu fast 200, die durchschnittliche Breite zu 50 englischen Meilen an, durch Sondirungen ist eine höchste Tiefe von 696 Fuß ermittelt worden. Bis zu dem Ende des Sees, das in den großen Gebirgsmassen des Nordufers liegt, konnte er nicht vordringen, da seine Neger, die er an der Küste zurückgelassen hatte, davonliefen, seine Lebensmittel auf die Neige gingen und die Umgegend, die durch Sclavenjagden entvölkert worden ist, ihm nichts zu liefern vermochte. Livingstone betreibt jetzt den Plan, einen kleinen Dampfer, den die Regierung ihm geschenkt hat, in Stücken an den Nyassa zu schaffen. Außer der bessern Erforschung des merkwürdigen Sees hat er noch einen andern Zweck im Auge. Alle Sclavenjäger führen ihre Gefangenen über den See und von da an die Küste, wo die Unglücklichen so lange in den Flußmündungen versteckt werden, bis ein Sclavenschiff erscheint. Bewacht ein bewaffneter Dampfer den Nyassa, so wird dem abscheulichen Menschenhandel wirksamer entgegengearbeitet, als durch das jetzige System, Kriegsschiffe an der Küste zu stationiren.

Russische und englische Arbeiten im Norden des Großen Oceans.

Das Klima von Britisch-Columbia bildet den Inhalt eines kleinen Heftes von zehn Quartseiten, das Oberst Sir F. James herausgegeben hat. Der Ort der Beobachtungen war das Amtsgebäude der Ingenieurs in New-Westminster, welches unter 49 Grad 12 Minuten 47 Secunden nördlicher Breite und 122 Grad 53 Minuten 19 Secunden westlicher Länge liegt. Das jährliche Schwanken des Barometers beträgt wenig mehr als einen Zoll und nur einmal in zwei Jahren ist das Quecksilber auf 29 Grad gefallen. Die Regenmenge des Jahres 1860 war ausschließlich des Junis 53,390 Zoll und 1861 während des ganzen Jahres 62,660 Zoll. Die höchste mittlere Temperatur der Luft im Jahre 1860 war im August 72,6, die niedrigste im Januar 34,4 Grad Fahrenheit. Im Jahre 1861 war die höchste Temperatur im Juli 68,9 und die niedrigste 33,2 Grad. In den Beobachtungen werden Januar und Februar als neblicht bezeichnet, der März als regnerisch, doch pflegen am 9. Schmetterlinge zu erscheinen, am 10. die Knospen zu schwellen und Fliegen ihre Verstecke zu verlassen. Am 22. März beginnt in der Regel die Moskitosplage, im April sind die Moskitos in den Wäldern lebendig, im Juli, der immer schön und angenehm ist, werden sie überaus zahlreich.

Die Russen haben ihre Thätigkeit auf das Auffinden von Steinkohlenlagern gerichtet und sind glücklich gewesen. Auf der Insel Saghalien, auf der Halbinsel Kamtschatka und auf der Insel Chiznan in der Nähe von Sitka sind Felder erbohrt worden. Das Resultat, so weit es bis jetzt feststeht, ist das, daß die asiatische Küste eine ausgezeichnete Anthracitkohle, die amerikanische dagegen zwei Arten von Braunkohlen liefert, die sich beide zum Heizen von Dampfkesseln eignen.

Die Chinchonawälder.

Die steigenden Preise der Chinarinde, des einzigen bewährten Fiebermittels, werden immer schwerer empfunden. Ueberdies ist die Zeit nicht fern, in der diese Rinde aufhören wird, in den Handel zu kommen. Wie eindringlich Humboldt, Jussieu, Ulloa, Ruiz und Pavon auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht haben, die Chinchonabäume zu schonen, hat doch Niemand auf sie gehört. Von den südamerikanischen Regierungen nicht beaufsichtigt und nicht einmal belehrt, wie sehr sie sich selbst schaden, zerstören die Cascarilleros oder Rindensammler fast alle Bäume, deren Rinde sie sammeln. Obgleich die Wälder, in denen die Chinchonas vorkommen, über Neu-Granada, Ecuador, Bolivia und Peru sich erstrecken und noch gegenwärtig 3 Millionen Pfund Rinde ausgeführt werden, sind doch Anpflanzungen der Bäume in andern Ländern dringend nöthig, wenn die Kranken der heilenden Rinde nicht bald gänzlich beraubt werden sollen. Die holländische Regierung ist mit einem guten Beispiel vorangegangen und hat auf Java in gebirgigen Gegenden Chinchonapflanzungen angelegt. Jetzt ist auch die englische Regierung nachgefolgt. 1859 schickte der Staatssecretär für Indien Herrn Clements R. Markham nach Peru, um Samen und Schößlinge zu holen. Markham hatte das Land schon früher bereist und sich mit den Sitten wie mit der weit verbreiteten Quichuasprache bekannt gemacht. Um zu den Chinchonawäldern zu gelangen, mußte er die Cordilleren übersteigen, denn nur auf der Ostseite derselben gibt es noch solche. Er sammelte Samen und Schößlinge der besten Art, der Ch. Calisaya, die besonders im Tambopatathal vorkommt. Mit den natürlichen Gefahren der Wildniß hatte er nicht allein zu kämpfen, auch die Bevölkerung wurde ihm feindlich, als sie den Zweck seiner Reise erfuhr. Man lauerte ihm auf allen Wegen auf, die er zur Rückkehr benutzen konnte, und um den Hinterhalten zu entgehen, mußte er einen selten betretenen Paß der höchsten Cordillere wählen. Als er mit seinen Pflanzenvorräthen den Hafen Islay erreicht hatte, legte die Zollbehörde auf sein Gepäck Beschlag, weil die Ausführung von Chinchonas verboten sei. Während er nach Lima ging und sich die Erlaubniß zur Ausfuhr verschaffte, machten die Hafenbeamten einen zum Glück erfolglosen Versuch, seine Leute durch Bestechung zu verleiten, daß sie Löcher in die Pflanzenkasten bohrten und die Pflanzen durch siedendes Wasser tödteten. Ein Theil derselben ging aber doch zu Grunde, und zwar durch die unzeitige Sparsamkeit der englischen Regierung. Markham hatte nämlich beantragt, daß man einen Dampfer nach Islay schicke, auf dem er seine Pflanzen direct nach Ostindien schaffen könne. Da man darauf nicht eingegangen war, sah er sich genöthigt, über Panama nach England und von da auf dem Ueberlandwege nach Indien zu gehen. Die Hitze, die auf dem rothen Meere herrscht, tödtete ihm viele Schößlinge. Der Verlust ist indessen ersetzt worden, theils durch ein holländisches Geschenk javanischer Chinchonapflanzen, theils durch zwei Agenten, Spruce und Pritchett, die Markham zum Sammeln in andern peruanischen Chinchonabezirken verwendet hat. In den englischen Besitzungen gibt es jetzt an drei Stellen Chinchonapflanzungen, in den Bergen von Ceylon, in den Neilgherries und bei der Gesundheitsstation Darjeeling. In allen drei Oertlichkeiten kommt die Pflanze gut fort, und es ist zu hoffen, daß schon nach wenigen Jahren der große Bedarf der englisch-ostindischen Armee an Chinarinde (40,000 Pfund jährlich) in Ostindien selbst gewonnen werden wird.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 78. März 1863.



Die Leute aus dem Walde,

ihre Sterne, Wege und Schicksale.

Ein Roman von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

(Schluß.)

Einunddreißigstes Capitel.

Es wird ein neuer Hügel unter den drei Fichten aufgeworfen; Konrad von Faber hält eine Rede; Robert Wolf findet, was er nicht suchte.

Bis zum Ende des Herbstes kämpfte Eva Wolf mit dem Tode. Anfangs machte, wie es schien, die Ankunft des Jugendfreundes einen guten Eindruck auf ihr Befinden; das Fieber ließ nach, kehrte nur in immer größern Zwischenräumen wieder, die Kräfte nahmen zu, und auch die Hoffnung Robert's wurde immer größer. Den europäischen Arzt konnte dieser Wechsel täuschen, den weitgewanderten Konrad von Faber täuschte er nicht; der Hauptmann wußte, daß die Kranke sich nicht wieder von ihrem Lager erheben, daß der Hügel unter den drei Fichten nicht allein bleiben würde. Er hatte Recht; doch Robert wollte nicht daran glauben. Neben der Kranken saß der Bruder Friedrich's und redete mit ihr von der Vergangenheit und von der Zukunft. Diese beiden Menschen hatten keine Geheimnisse mehr füreinander. Alles was uns hienieden abhält, uns einander, wie wir sind, zu zeigen, war zwischen diesen Beiden nicht mehr vorhanden. Gefühle, Empfindungen, die Robert Wolf selbst den Freunden auf dem Observatorium des Sternsehers zu offenbaren gezögert hätte, legte er Eva Wolf offen dar. Ausführlich vernahm er die Geschichte seines Bruders, wie Fritz zusammen mit Eva gekämpft hatte, wie er unterlegen war; — ausführlich erzählte er selbst der Frau des Bruders den eigenen Lebenslauf, die eigene Entwicklung seit dem Tage, an welchem er sie in der großen Stadt gesucht und wieder verloren hatte, um sie jetzt in Wahrheit zu finden. Von dem Polizeischreiber Fiebiger, von dem alten Ulex, von dem Freifräulein von Poppen, von Helene Wienand, dem Baron Leon und dem Banquier berichtete er, und mit immer gesteigerter Theilnahme horchte Eva.

Als sie Alles wußte, sagte sie:

„O lieber Robert, sei getrost. Aus dem, was Du mir erzählst, merke ich, daß sie Dich liebt, wie ein Weib lieben muß. Verzweifle nicht — ihr Herz wird nicht von Dir lassen, und das ist allein das Wahre. Sie wird auch schon ausharren und Dich mit ihrem Herzen erwarten. Wir Frauen sind sehr schwach; aber wir können auch sehr stark sein. Ihr Männer sagt zwar auch, daß Ihr hofft; aber wie häufig täuscht Ihr Euch und rechnet da, wo Ihr zu hoffen meint! Es ist nicht anders, und es wird auch wohl so gut sein. Große Schmerzen können wir Frauen ertragen; nur die Liebe muß dabei sein; ohne die Liebe sind wir nichts. Mein Leben ist ein kräftiges Beispiel davon, was die Liebe und die Hoffnung bei uns Frauen vermögen. Sei getrost, Bruder; ich habe Dir einst gesagt, Du würdest das rechte Herz finden, welches Niemand Dir rauben könne, welches ganz Dein eigen sei; Du hast es gefunden. Was sich zwischen Dich und dieses Herz drängt, das sind irdische Gewalten; — die vermögen nichts, und durch irdische Gewalten können sie wieder aus dem Wege getrieben werden."

Die Kranke schwieg eine Weile und versank in ein tiefes Nachdenken, dann sagte sie ganz leise:

„Hätte ich Dich doch nicht hierher gerufen! Weiß ich es doch zu sehr, welche Qual es ist, wenn so weite Meere und Länder zwischen uns und dem schönsten Theile unseres Daseins liegen. Aber gedulde Dich nur, vielleicht ist es doch gut, daß ich Dich rief. Die Sterne lieben es, für uns zu wirken, während wir in der Ferne an ihnen fast verzweifeln wollen. Das habe ich so oft erfahren, an das glaube ich auch jetzt noch in der höchsten Noth. Glaube den Sternen, Bruder, wir brauchen nun nicht lange mehr zu warten; Jeder wird binnen Kurzem seinen Pfad gehen; — ich dahin, dort wo der Todte lächelnd winkt; Du weiter durch das Leben, zurück über das Meer, wo Deine Sterne winken. Seit ich Dich gesehen habe, seit ich Deine Hand halte, ist eine unbeschreibliche Ruhe, ein Friede über mich gekommen, welche nur Gutes bedeuten können; Gutes für Dich und mich; denn ich weiß sicher, ich wäre nicht so still, wenn es nöthig wäre, um Deine Zukunft zu sorgen."

Robert Wolf versuchte es nicht mehr, der Schwester die Todesgedanken auszureden; aber desto mehr sprachen die Beiden von ihrer Jugendzeit im Winzelwalde. Alle alten Erinnerungen riefen sie wach; während der californische Herbstregen draußen vor der Hütte niederrauschte, und der Sturm aus den Bergen herüberfuhr, die Gipfel der Riesentannen durchsauste und in den Wäldern hohe Cedern und Eichen wie dürres Reisig knickte. Oft fuhr Robert Wolf zusammen; aber die Kranke achtete den Orcan nicht, sie schien ihn gar nicht zu hören. Es kam ein Mann durch, welcher von gewaltigem Schneefall noch höher in den Bergen erzählte; Onion-Valley unter der Pilotenspitze sollte mit einer Bevölkerung von hundertundzwanzig Personen schon tief unter dem Schnee begraben liegen.

„Ganz so schlimm wird's hier nicht werden; aber frei werden wir hier auch nicht ausgehen," sagte der Hauptmann.

Eva Wolf kümmerte sich nicht um den drohenden Winter; in ihrer Erinnerung war es Frühling — Sommer. Den Waldbach, welcher durch das Dorf Poppenhagen rauschte, durfte keine Eisrinde bedecken; grün und sonnig blieb der Grasgarten zwischen dem Cantorhaus und der Pfarre; — ja, ja, ewigen glänzenden Sonnenschein hatte Eva Wolf aus ihrem schönen Leben in das winterlich kalte dunkle Thal in Yuba-County gerettet!

Frei und hochsinnig blieb aber dabei ihre Anschauungsweise bis zum Letzten. Sie klagte nicht: Ach wären wir doch nimmer aus dem Walde herausgegangen. — Trotz allem Schmerz der Gegenwart hätte sie doch nicht, wie sie sagte, gebrochene Adlerflügel gegen gesunde Taubenfittiche vertauscht.

Hier war ein anderes Streben nach dem Gold, den Herrlichkeiten, der Ehre und Macht der Welt, als dasjenige, welches sich in dem Banquier Wienand darstellte. Rücksichtslos, aber doch frei vom kalten kahlen Egoismus hatte Fritz Wolf nach Allem, was unter dem Himmelszelt dem Menschen wünschenswerth erscheinen kann, gegriffen, und noch höher wie der Mann hatte sich das Weib über den Staub und Schmutz der Erde erhoben. Beide gingen sie unter; aber sie stiegen tragisch in stolze Gräber nieder; sie klammerten sich nicht jammernd an das Leben und seine Hoff-

nungen; lächelnd winkten sie von der Pforte der Ewigkeit zurück. Um das Dasein und seine Schätze hatten sie gespielt, doch nur der Aufregung, nicht des Gewinnes wegen; der Kampf war zu Ende, und sie gingen davon, und Gegner, Zuschauer und Freunde neigten ernst, ergriffen, klagend die Häupter.

Gegen Ende des Herbstes starb Eva Wolf aus dem Winzelwalde, und Konrad von Faber und Robert bereiteten ihr die letzte Ruhestätte unter den hohen Fichten an der Seite Friedrich's. Alle die wilden trotzigen Gesellen unterbrachen ihre gierige Jagd nach dem kostbaren Metall und folgten der Leiche zu Grabe. Als der Erdhügel sich über dem wohlgezimmerten Sarge erhoben hatte, lehnte sich Konrad von Faber inmitten der Rothhemden auf den Spaten und sprach:

„Zwei neue Gräber auf dem jungen Boden! Da liegen die stillen Schläfer und horchen im Traume auf die Fußtritte des großen Volkes, welches kommt — Welle auf Welle — und einst hier wohnen wird. Ich rechne, Gentlemen, wir haben Den, der sein Theil von Hitze und Kälte, von des Tages Last und Mühe getragen hat und nun ausruht, wie die Beiden unter diesen Hügeln, nicht allzu sehr zu bedauren. Ihr Part am Welt-business ist vorüber. Ihr Conto ist geschlossen, und drüben am andern Ufer werden die Todten das Bot loben, in welchem sie den Fluß kreuzten. Aber wenn sie auch in Sicherheit sind; der große Ladenhalter — shopkeeper der Welt schließt darum sein Geschäft noch nicht; hat's auch für's Erste nicht nöthig; denn die Fonds sind gut, und auf's Speculiren versteht er sich. Ich sage, Gentlemen, dies ist eine gute Stelle, um zu liegen und auszuruhen und auf die Tritte der Kommenden zu horchen. Hört Ihr die Schritte? Einzeln, zu Zweien, Zwanzigen — Tausend, Millionen — the whole hog! Es wird eine Zeit geben, da wird die große Flagge der Zukunft hier entfaltet sein. Dann gibt es vielleicht ein England des Stillen Oceans, welcher dann sehr lebendig sein wird. Wir nennen's heute Japan und stehen davor, wie vor einem dunkeln stummen Räthsel. In jener Zeit werden gewaltige neue Nationen auf riesenhaften Schiffen zwischen den Ufern Asiens und Amerika's verkehren, wie jetzt zwischen Hull und Hamburg, Dover und Calais. Da wird die Civilisation ihren Lauf um den Erdball vollendet haben, und die alte Europa, einst eine so schöne, blühende Jungfrau, einst geliebt von Zeus dem Götterkönig, wird dann ein vertrocknetes Mütterlein sein, welches uralte und alte Schätze und Andenken in altväterlichen Commoden und Schränken und in der Schürze hält. Da werden die jungen Weltvölker kommen und sich Märchen und Historien von vergangenen Tagen erzählen lassen. Berichten wird das Großmütterchen von Assyriern, Egyptern, Chaldäern, Griechen, Römern und Germanen, von der Stadt Babylon und Jerusalem, vom Kampf um Troja, von der Stadt Athen, der Stadt Rom, der Stadt Paris und der größesten Stadt der alten Welt, London. Und Gesänge wird sie singen von Hektor und Achill, vom Fall der Nibelungen, von Hamlet dem Dänen, Macbeth und dem alten König Lear, vom Wallenstein und Tell, und zuletzt das hohe tragische Lied vom Faust. Da werden die jungen Völker immer von Neuem grübeln und staunen über die versunkene Welt; aber der alte modus operandi wird das junge Blut auch immer weiter treiben, und nach den Sternen sehend, wird die Menschheit ihren Weg vollenden. — Noch eine Schaufel voll Erde auf das Grab der Frau, welche wir heute begruben! Es ist geschehen — ihr Recht haben die Todten; rührt Euch, Ihr Lebenden; denn auch Eure Stunde kommt. Je härter der Kampf um das Dasein, desto süßer die Ruhe. Auf, auf, Robert Wolf, fort mit der Thräne aus dem Auge. Ein feuchtes Auge sieht nicht klar, nicht scharf, und man hat's nöthig, scharf auszuschauen, so lange man noch auf den Füßen steht. Gentlemen, wir danken Euch für Euer Geleit zu diesem Grabe. Gut Glück einem Jeden!"

Die Goldgräber, welche wenig von des Hauptmanns Rede verstanden hatten, drückten der Reihe nach Robert's Hand und zertheilten sich im Thal, um die unterbrochene Arbeit mit verdoppeltem Eifer aufzunehmen und die verlorene Zeit einzubringen.

Eine Weile standen Faber und Robert stumm bei den Gräbern; dann sagte der Erste:

„Ich calculire, wir bleiben bei dem besprochenen Plan. Den Emigrantenweg nach Missouri wird in einigen Wochen der

Winter versperren, in San Francisco haben wir nichts zu suchen; — so warten wir denn hier auf den neuen Frühling, und während dem, Herr, mögt auch Ihr Euer Glück auf dem „Boden der goldenen Visionen" versuchen. Unglück in der Liebe, Glück im Spiel! Das Goldsuchen ist auch ein Spiel und zwar, wie schon gesagt, Hasard, wie irgend etwas. Also, Mann, an's Werk mit Schaufel und Spitzhacke. Benutzt die Zeit, welche Euch noch zur Arbeit übrig bleibt. Eures Bruders Claim ist noch nicht wieder besetzt; tretet ein für den Todten, und wenn Ihr weiter nichts findet als müde Knochen und einen guten Schlaf am Abend, so ist das viel gewonnen bei Eurer jetzigen Gemüthsstimmung."

Robert Wolf sah ein, daß der Rath gut war, und so stieg er nieder in die Grube, welche sein Bruder gegraben hatte. Wasser zum Ausschlemmen der Erde hatte der Herbst in Fülle gebracht; die Handgriffe der angreifenden Arbeit waren bald gelernt, und Robert fand mehr als müde Glieder. Der Hauptmann rührte keine Hand; auf einem Stein oder Baumstamm sitzend, seine kurze Pfeife im Munde, sah er mit philosophischem Gleichmuth zu, wie der junge Genosse sich abmühte und wirklich in kürzester Frist beträchtliche Schätze dem Boden abgewann.

„Es geht gut!" rief er bei jedem neuen Funde. „Nur zu, wenn Ihr auf dem Urgestein, dem Granit angekommen seid, werdet Ihr schon von selber aufhören. Teufel, mein Junge, wenn das so fortgeht, könnt Ihr drüben im alten Lande mehr als einen Affen tanzen lassen."

Robert Wolf wühlte das Gold mit einer Art wilden Ironie aus der Erde. Einmal fiel ihm ein Stück von bedeutendem Gewicht in die Hand; er wog es in der Hand und vor seinen Geiste empor stieg das Bild des Banquiers Wienand, während der Zeit seiner Geisteszerrüttung; — schaudernd ließ er das gleißende Metall fallen und setzte den Fuß darauf, als wolle er es wieder in den Boden treten. Aber Konrad von Faber legte es zu dem Uebrigen und meinte:

„Eure Gedanken sind anerkennungswerth; aber doch thöricht. Wenn etwas jenem Spieß der griechischen Sage, der verwundete und zugleich die Wunde heilte, gleicht, so ist es das Gold. Wer weiß, welches Gewicht dieses Stückchen blankes Metall in der Wagschale Eures Glücks bedeutet? Wir leben in einer sehr realen Welt, mein Sohn, und obgleich wir keine Flügel haben, so wäre es doch durchaus ungerechtfertigt, wenn wir aus Aerger darüber auf dem Kopfe gehen wollten. Grabt nur zu, so lange das Wetter gut ist, im Namen unseres alten Freundes vom Polizeibureau Nummer Dreizehn, im Namen Fiebiger's, grabt zu; über die Verwendung dessen, was Ihr findet, mögt Ihr nachher daheim den weisen Mann vom Giebel des Nikolaiklosters um Rath fragen."

Bald war der junge Goldgräber in Besitz dessen, was die Amerikaner im Lager a competency, ein zulängliches Vermögen nannten. Für deutsche Begriffe war Robert Wolf ein reicher Mann geworden, und manch ein anderer Erdensohn hätte unter solchem Anlächeln der Göttin Fortuna jeden andern Kummer vergessen und wäre sehr mit seinem Schicksal zufrieden gewesen.

Robert freute sich nur in sofern, als er jetzt seinem Pflegevater, dem alten Fiebiger, das Leben behaglicher machen konnte.

Während der wenigen Wochen, in welchen Robert im Schweiße seines Angesichts grub, jagte der Hauptmann, allein oder in Gesellschaft mit Andern, Europäern, Amerikanern oder Pikosindianern. Nachts aber fanden sich die beiden Männer am Feuer in der Blockhütte zusammen, tauschten die Erlebnisse des Tages gegeneinander aus, oder besprachen Anderes, welches zugleich ferner und näher lag. Bald machte der Winter die Arbeit in den Goldgruben unmöglich, und willig ließ Robert trotz seines Glückes Schaufel, Hacke und Schwemmpfanne sinken.

Schnell verging die Zeit in dem Blockhaus, und auf den Winter folgte der neue Frühling.

„Diejenigen irren," sprach eines Abends Konrad von Faber, „welche meinen, die Gesellschaft gehe durcheinander, wie Moses, Dreck und Coriander. Es ist Methode in Allem; auch darin, wie die Infusionsthiere in einem Wassertropfen sich gegenseitig auffressen. Je mehr man das einsieht, desto weniger ärgert man sich. Es gibt keinen Menschen in der Welt, welcher nicht einem andern im Wege steht, und darin liegt unter Umständen auch ein Trost, Bob. Da ist Euer und mein Freund Fiebiger in

seiner Polizeistube; ich calculire, der Mann hat Euch öfter dasselbe gesagt."

„Sie haben Recht, Herr von Faber," sagte Robert seufzend. „Aber es ist doch sehr traurig."

„Bah, das sagt Ihr jetzt, wo Herr Leon von Poppen die Oberhand, die beste Karte im Spiel hat; träte das Gegentheil ein, was gar nicht so unmöglich ist, so würde es freilich heißen: Was ist, ist gut, es ist nicht mehr als billig, daß sich das Laster und der Herr Baron zu dem Spucknapf in die Ecke zurückziehen."

„Aber Helene?!" rief Robert. „Weshalb existirt sie denn in Eurer harten, selbstsüchtigen Welt? Ich gebe Euch Recht: wir haben Waffen und Rüstung und sind daher nicht zu bedauern. Aber die Waffenlosen? die Wehrlosen? Sind sie nur ein Spielball Derer, die da kämpfen können?"

Der Hauptmann nickte.

„Ja, da liegt der große Jammer, und weder Fiebiger, noch Konrad Faber, welche, Jeder auf seine Weise, nach der besten Welt gesucht haben, haben viel Sinn in dieses dunkle Capitel gebracht. Hat Euch der Mann im Nikolauskloster, hat Euch Ulex nichts darüber gesagt?"

„Er wies nach oben und sprach: Seht nach den Sternen!"

„So thut das und laßt mich und den Polizeischreiber ungeschoren! ... Uebrigens gehen wir in acht Tagen nach San Francisco, um Euer Metall gegen Wechsel umzutauschen, und dann — zu Pferde, Robert Wolf! Unsere Zeit hier ist um, der Weg nach Osten ist frei; Ihr werdet sehen, Herr, wie solch ein Ritt über den nordamerikanischen Continent die Brust frei macht. Nehmt Abschied von den Gräbern, Wolf, und kümmert Euch nicht, wie die alte Frau drunten in San Francisco, weil Niemand für sie sorgt. Die stolzesten Grabmäler werden in den Herzen der Menschen erbaut."

Es kam der Tag, wo Robert zum letzten Mal, mit entblößtem Haupte, unter den drei Riesenfichten stand.

„Lebe wohl, Friedrich," rief er. „Lebe wohl, Bruder. Früh haben uns unsere Sterne getrennt; hochherzig und edel bist Du Deines Weges gegangen; und als ich — ein armer unwissender Knabe — die Sterne falsch deutete, hast Du nicht gelacht und gespottet; sondern liebend hast Du mir auch aus der Ferne die treue Hand geboten. Körperlich waren wir voneinander geschieden seit unserer Kindheit; aber unsere Seelen haben sich wieder zusammengefunden, als wir Männer geworden waren. Ruhe sanft, Bruder; ein leuchtend Beispiel sollst Du mir sein, und vor jeder Schwierigkeit des Lebens will ich Deiner gedenken! ... Lebe wohl, Eva, theure Schwester! Schwester, Schwester...."

Thränen erstickten die Stimme des Trauernden; auf ein Knie ließ er sich neben dem Grabhügel nieder und beugte tief das Haupt. In Worten ließen sich seine Gefühle nicht ausdrücken. Konrad von Faber beobachtete den jungen Genossen aus einiger Entfernung; dann trat er auf ihn zu, und sanfter als es sonst in seinem Wesen lag, sagte er:

„Laßt es genug sein, Freund. Von den Göttern wie von den Weibern mag es heißen: ferrum est quod amant. Die Todten, welche unter diesen beiden Hügeln, Brust an Brust, begraben liegen, wollen nicht mit weinenden Augen beklagt sein. Erhebt Euch, wir müssen fort; die Maulthiere warten, und Loatoa will Euch Lebewohl sagen."

Einen letzten Blick warf Robert auf die Ruhestätten Friedrich's und Eva's; dann folgte er festen Schrittes dem Hauptmann. Abschied nahmen sie von der Chinesin, die Erbin ihres Hausstandes wurde, Abschied nahmen sie von den Bekannten, welche sie im Lager der Goldgräber gewonnen hatten, und in vier verschiedenen Sprachen wurde ihnen gut Glück auf die Reise gewünscht.

„Gut Glück auch Euch, Kameraden!" rief Konrad von Faber. „Ihr Herren aus Deutschland, England, Frankreich und Spanien, Ihr Herren Bürger der Union, Ihr Herren Bürger von Mexiko, gut Glück! Möge im rechten Augenblick immer ein tüchtiger Platzregen auf Eure Tollköpfe und Revolverzündlöcher fallen. Lebt so wohl, als Ihr könnt!"

Die Männer, welche den Wunsch verstanden, lachten. Loatoa vergoß einige Thränen; am Abend schlugen Faber und Robert ihr Lager wohl acht englische Meilen vom Hawk-Gulch im Walde auf, und in derselben Nacht wurde von einigen der Gentlemen, welchen der Hauptmann so gute Wünsche zurückgelassen hatte, der Versuch gemacht, den beiden Reisenden ihre Reise

zu erleichtern und ihnen die Last ihres Goldes abzunehmen. Es fiel aber kein Regentropfen auf die Büchsen des Hauptmanns und seines Begleiters; die Herren gaben ihre freundschaftliche Absicht auf, nachdem etwas Blut geflossen war, und zogen sich fluchend über die damned Dutchmen zurück. Glücklich vollendeten Konrad von Faber und Robert ihre Reise und zogen wohlbehalten mit ihren Schätzen in San Francisco ein.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Ein Ritt vom Stillen Ocean zum Missouri; Konrad von Faber hält abermals eine Rede.

Sie fanden eine vollständig veränderte Stadt. Eine große Feuersbrunst hatte einen bedeutenden Theil der leichten Bauwerke, Hütten und Zelte verzehrt; andere Straßen, andere Hütten waren auf der Brandstätte entstanden. Tausende und aber Tausende neuer Einwanderer waren gekommen; es kostete viel Mühe, ehe die Familie Tellering in dem Gewimmel gefunden war, und der Zufall mußte beim Auffinden derselben das Beste thun. Bis an die Zähne bewaffnet, als eifriges Mitglied des Vigilancecomitees begegnete Meister Ludwig den beiden Reisegenossen auf der Plaza und sprang mit lautem Freudenruf ihnen entgegen. Die wichtigsten Erlebnisse tauschten sie gleich auf der Straße aus; ach, was Robert Wolf zu sagen hatte, ließ sich zuerst durch einen Seufzer, einen Blick ausdrücken und durch einen stummen Händedruck Ludwig's beantworten.

„Komm zu meiner Frau! o komm sogleich zu Marien," rief der junge Meister dann und eilte den Beiden voran, den Weg zeigend.

„Die ganze Stadt scheint ja unter Waffen zu sein. Was ist denn los, Tellering?" fragte der Hauptmann.

„Wir sind in einem neuen Lande," sagte Ludwig achselzuckend. „Viel Menschen und etwas zu wenig von dem, was wir daheim zu viel haben, Polizeigesetz! Man sucht sich eben seiner Haut zu wehren, Jeder steht Wache vor seiner Thür, und die Einsichtigen vereinigen sich zur gemeinschaftlichen Abwehr von Willkür und Raubsucht. Doch da sind wir, und da ist Marie mit dem Jungen, und da ist die Alte!"

Es ist ein eigenes trübes, wehmüthiges Gefühl, selber heimathlos in einem wohlgegründeten, wohlbeschützten Heimwesen freundlich, herzlich empfangen zu werden. Robert Wolf empfand das recht, als ihm Marie Tellering mit ihrem Kinde auf dem Arm entgegen eilte, als ihm die Mutter Anna abermals treuherzig die Hand drückte.

Weinend ließ sich die kleine Frau des Freundes vom Ende ihrer einstigen Herrin erzählen, und wollte sich anfangs auf keine Weise zufrieden sprechen lassen.

„O wer hätte das gedacht, wenn wir sonst nach dem Theater spät zusammen saßen in der Lilienstraße und von der Zukunft sprachen. Und ich habe sie verlassen müssen in ihrer höchsten Noth, und sie hat mich doch aufgenommen, als ich freundlos und hungrig war. Sie hätte mich nicht verlassen — ach es war schlecht, schlecht, schlecht von mir — ach, hätt' ich es nur anders machen können."

„Sie haben gethan, was Sie konnten!" rief Robert. „Gott segne Sie dafür. Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen, und dürfen sich Ihr Glück nicht durch solche Gedanken verbittern."

„Ich konnte ja auch nicht anders, nicht wahr, Du kleines Herz?" schluchzte die junge Mutter, ihr Kind küssend und aus tiefster Bekümmerniß zum hellsten Jubel übergehend. „Da sehen Sie ihn, Robert, sehen Sie ihn, Herr Hauptmann, ist es nicht ein Liebling? Und er hat seines Vaters Augen und ganz seine Nase; obgleich Ludwig es nicht zugeben will. Ach, ich habe ihr nicht helfen können, und sie hat ohne mich in der Wildniß liegen und sterben müssen. Herr Wolf, wie oft wache ich auf in der Nacht, und denke, sie hat mich gerufen; — wenn ich die Wiege nicht neben meinem Bette hätte, ich müßte mich todt weinen vor Kummer und Schmerz. O nicht wahr, es ist nicht meine Schuld, daß ich sie verlassen mußte?"

Immer von Neuem mußte Robert, mußten Ludwig und die Mutter der bekümmerten kleinen Frau wiederholen, daß es nicht ihre Schuld sei, wenn die arme Eva Wolf auf ihrem Sterbebette in der Wildniß von Yuba-County nicht von ihr gepflegt wurde.

Noch einige Tage brachten Konrad von Faber und Robert im Hause der wackern Freunde

zu; dann waren die Geschäfte besorgt, das Gold umgesetzt, und Alles bereit zu dem langen beschwerlichen Ritt nach Missouri. Vergeblich hatten sie auf der Post nach Briefen gefragt; keiner der Dampfer, die in das goldene Thor eingelaufen waren, hatte Nachricht von den Freunden in Europa gebracht.

Bitter war die Abschiedsstunde; aber auch sie ging vorüber; tausend ausgesprochene und unausgesprochene Grüße an die alte Heimath jenseits der großen Wüsten und Wasser trugen die beiden Wanderer mit von dannen.

Auf Nimmerwiedersehen sagten sich die beiden Freunde aus der Musikantengasse jetzt Lebewohl; aber auch sie hatten sich gegenseitig von ihrem Wesen so viel mitgetheilt, daß sie doch immer unauflöslich miteinander verbunden waren. —

Am letzten April befanden sich die beiden Reisenden in Placerville, welches damals noch Old-Hangtown hieß. Bergauf und bergunter, hinab in die Ebenen zum Carsonfluß. Da ist Ragtown, die Lumpenstadt, deren Häuser aus den zerbrochenen Wagen und zerfetzten Wagendecken der Emigranten bestehen. Schrecklich deutlich ist der Weg über die Wüste vorgezeichnet. Knochen von Pferden und Lastthieren, Gräber, umgestürzte Karren, zerbrochene Ochsenjoche und Wagenräder, zertrümmertes Geräth bezeichnen den Pfad, auf welchem der Strom der Abenteurer in das Goldland hineinfluthet. „Foot and Walker's line" nennt der Hauptmann ingrimmig und ironisch diesen Pfad, als er schwitzend unter der glühenden Sonne seinen Gaul am Zügel durch den Alkalistaub am Humboldtfluß nach sich zieht. Noch ist die Wüste menschenleer, denn es ist noch früh im Jahre, und die kommenden Emigrantenzüge haben die regennassen Prärien von Jowa und Missouri noch nicht passirt. So sind denn Wolf und Geier die einzigen lebenden Wesen, welche den zwei Reitern in der Einöde begegnen. Wieder folgen große Wiesen auf den dürren Sand — herrliche Jagdgründe, wo Konrad von Faber und Robert eine lange Rast halten, und wo der Hauptmann dem jungen Schützen aus dem Winzelwalde zeigt, wie man den Büffel jagt. Vorwärts, vorwärts — seltsame Felsenkolosse erheben sich am Horizont; gleich einer zerstörten Stadt der Riesen steigt Castle-Rock vor den Wanderern auf. —

Am vierten Juli stieg mitten in der Prärie Konrad von Faber vom Pferde, kniete nieder und legte das Ohr auf den Boden; dann forderte er den Begleiter auf, dasselbe zu thun. Ein dumpfer Hall aus unendlicher Ferne schien sich unter der Erde fortzupflanzen bis zu den beiden Lauschern.

„Es ist die Kanonade von Fort Laramie," sagte der Hauptmann. „Sie feiern den großen Festtag der Union. Ab eo libertas, a quo spiritus; — der Spiritus scheint nur leider allmälig auszugehen, und wer kann sagen, wie bald der Tag kommt, wo der Siegelring Jefferson's mit der schönen Inschrift auseinander bricht. Ich rechne, die Berliner Hegelianer, welche in der großen Republik die höchste Blüthe der staatlichen Entwicklung sehen, und die hier zu einem so schönen Abschluß ihres Systems gekommen sind, werden sich demnächst — im Laufe der nächsten zehn oder fünfzehn Jahre vielleicht — nicht wenig wundern. Es knackt ganz bedenklich in den Sparren des Daches, welches die Herren Professoren auf das Gebäude ihrer Philosophie der Geschichte gesetzt haben. Wenn ihnen nur nicht der Giebel über Nacht auf die gelehrten Köpfe fällt."

„Aber auch Sie meinten doch an den Gräbern meines Bruders und meiner Schwester, daß der Abschluß und das Ziel der Weltgeschichte auf dieser Seite des Erdballs liege; daß hier die Civilisation ihren Kreislauf vollendet habe?!"

„Ich halte auch noch daran," antwortete Faber. „Aber schwer ist die Arbeit der Selbstbefreiung der Menschheit. Wenn die unorganische Welt Millionen von platonischen Jahren nöthig hatte, um sich zu entwickeln, wie lange Zeit wird der Mensch als Gesammtheit brauchen, um das letzte Ziel zu ereichen? Weder nach der Juden noch nach Usserii Rechnung sind mehr als sechstausend Jahre verflossen, seit Gott dem einzelnen Erdenkloß seinen Athem einbließ. Das ist eine kurze Zeit, Herr, und ich meine, der Spruch: Der gab die Freiheit, welcher den Hauch des Lebens gab, wird noch lange lange nur für den Einzelnen und nicht für die Gesammtheit gelten. Das Individuum freilich, — Ihr, ich, der Mann in der Polizeistube, der Sternseher

Heinrich Ulex — das Individuum mag in diesem Wort alle irdischen Ketten von Hand und Fuß abstreifen: Ab eo libertas, a quo spiritus! Zu Pferd, zu Pferde, Mann; noch für unberechenbare Zeit liegt mehr Bedeutung in dem Studium der Fortpflanzung des Schalles am Boden, als in der Frage nach der rechtlichen Ursache, mit welcher die Besatzung von Laramie ihre Kanonen losbrennt und sich im Regierungswhisky betrinkt."

Sie ritten weiter und rasteten einige Tage in dem Fort Onkel Sam's. Sie ritten weiter und lagen noch manche Nacht einsam an einem Feuer von „buffalo-chips." Sie ritten über die Platte, erreichten die hohe Säule Chimneyrock, den Wegweiser nach Californien. Bei Courthouserock inmitten blumiger Prärien trafen sie auf den ersten, ihnen entgegenkommenden Emigrantenzug. Reiter und Wagen; Männer, Weiber, Kinder durcheinander, wälzte es sich ihnen entgegen aus dem Osten, einer Völkerwanderung im Kleinen gleich.

Manch eine hastige Frage nach dem Wege, nach den streifenden Indianerhorden wurde von ängstlichen Frauen und hagern, sonnegebräunten Männern an die beiden Wanderer gerichtet. Bericht gaben sie, und ernst und traurig sah Robert Wolf, an den Sattel seines Pferdes gelehnt, den müden, bestaubten, goldgierigen Menschenknäuel an sich vorüberziehen.

„Ab eo libertas, a quo spiritus!" murmelte er. „Ach es ist eine schreckliche Wahrheit; gegeben wird uns das Leben; aber es zu erhalten ist unsere Sache. Ist es ein Wunder, wenn uns über dem grimmigen Kampf um die Existenz die Freiheit verloren geht? Da werden sie hingewirbelt von Noth und Sorge, vom Sturm der Leidenschaften. Wie Wenige sind stark genug, sich dem Wirbel zu entziehen. Der Staub, den ihre Füße aufregen, blendet ihre Augen, und zieht sie zu Boden. Wehe, wie Wenige erkennen durch den Dunst und Nebel die hohen Sterne, die auf ihrem Wege leuchten!"

Sie stießen noch auf manchen ähnlichen Abenteurerzug, und auf manches frisch am Wege aufgeworfene Grab, ehe sie die Wälder, die deutschen Ansiedlungen am Missouri erreichten. Eine lange Zeit ritten sie mit einem Geschwader Pawneekrieger, welche dem Grabe eines verehrten Häuptlings einen Besuch abgestattet hatten, und welche jetzt nach ihren Jagdgründen heimzogen. Wie ein traumhaftes Wunder erschien es Robert, als er einige Tage später an der Seite des Hauptmanns in ein vollkommen deutsches Dorf hineinritt, und am Abend im Wirthshaus deutsche Bauermädchen und Bauerbursche nach deutschen Tanzweisen sich drehen sah. Im Drachen zu Hikorihausen in Missouri ging's eben nicht anders zu, als im Drachen zu Poppenhagen im Winzelwalde, und der Hauptmann von Faber lehnte die Büchse in die Ecke, ließ sich höchst behaglich zwischen einer Gruppe mächtig schmauchender Altväter und Leibzüchter nieder, schlug seinen Reisegenossen auf die Schulter und rief:

„Nun, mein Junge, das Schlimmste haben wir hinter uns. Wenn sie uns nicht mit einem ihrer satanischen Missouri- oder Mississippidampfer in die Luft fliegen lassen, so haben wir gegründete Aussicht, gesund und nicht dümmer in New-Orleans anzukommen." —

Als die beiden Reisenden nach einigen Tagen auf dem Dampfbot Ellen Chittenden stromab den Missouri fuhren und vom Verdeck auf die gelben tanzenden Wogen hinabblickten; sagte der Hauptmann plötzlich, ohne alle Veranlassung:

„Hören Sie, Wolf; das Schicksal hat doch eigentlich mancherlei Erziehungsexperimente mit Ihnen angestellt. Aus einer Hand sind Sie in die andere, aus einer Schule in die andere gegangen. Als der reine Rousseau'sche Naturmensch kriecht Ihr anfangs, so zu sagen auf allen Vieren, um Eures Vaters Hütte im Winzelwalde herum, ein höchst gesundes, schmutziges, unschuldig Geschöpf. Selbst als das kriechende Ding sich von den Händen aufgerichtet hat und auf den Füßen nach Poppenhagen in die Studirstube des Pastors Tanne hinuntersteigt, ist für es noch wenig Aussicht vorhanden, irgendwo anders als auf dem Kirchhof zu Poppenhagen, mit der alten Grabrede: er lebte, nahm ein Weib und starb, begraben zu werden. Aber durch das Weib ist nicht nur der Tod, sondern auch das Wissen in die Welt gekommen. Eva Dornbluth schreitet glänzend durch den Gesichtskreis des Knaben und über den Gesichtskreis desselben hinaus. Er muß ihr folgen; es versinkt der Winzelwald mit dem Dorf Poppenhagen; — die erste Schule liegt hinter dem jungen Weltbürger, er hat den Becher der Erkennt-

niß an die Lippen gesetzt, er hat die Rudimente des Latein gelernt, er hat jene Leidenschaft, welche die Welt erobert, kennen gelernt. Jetzt steht er auf der Schwelle eines neuen Daseins; Abgründe drohen zu beiden Seiten, vor sich hat er ein Gewirr von Verhältnissen und Gestalten, die ihm vollständig fremd sind; ihm schwindelt, und der Zorn — auch eine Leidenschaft, welche den Menschen vorwärts bringt, bald zum Guten, bald zum Bösen — der Zorn, der Haß schüttelt den Machtlosen, welcher diese unbekannte Welt mit den Fäusten, den Zähnen zerreißen möchte, weil er sie mit Herz und Hirn nicht fassen kann. Verloren ist der Schüler, wenn die Sterne nicht Hilfe senden; — sie senden sie im rechten Augenblick. Von seinem Dreibein im Polizeibureau steigt nüchtern, lächelnd Friedrich Fiebiger der Schreiber herab und faßt die drohend erhobene Faust des jungen Wilden und zieht ihn in das unbekannte Gewühl hinein. Die Gespenster weichen, die drohenden Schatten verflüchtigen sich, wenn man ihnen muthig näher tritt; in geregelte Gruppen ordnet sich, was nur ein wirres Durcheinander schien. Kein besserer Führer durch die reale Welt, als der humoristische Buchhalter im Bureau Nummer Dreizehn im Centralpolizeihaus! Aber der Schüler des Lebens hat in dieser Epoche noch andere Lehrer nöthig, und sie sind zur Hand. Die Sterne sorgen dafür, daß Robert Wolf inmitten der Welt des Realismus ihrer nicht vergesse. Auf dem Giebel des Nikolaiklosters sitzt Heinrich Ulex aus Poppenhagen, den Lärm der Gassen tief zu seinen Füßen. Aus seiner Höhe winkt der Mann des Ideals, und empor steigt Robert Wolf; es ist eine hohe, edle Schule, in welche er genommen wird, und nur wenigen begünstigten Staubgeborenen wird ein solches Glück vom Schicksal verliehen. Abermals tritt das Weib in den Entwicklungsgang des Schülers ein; aber diesmal in anderer Gestalt, auf andere Weise. Nicht mehr als das glänzende, stolze, heldenhafte, nicht die Ausnahme von der Regel, erscheint es; sondern als die Regel selbst. Leisen Schrittes, still, sanft, geduldig, und doch stark, wo es stark sein darf und muß, kommt es; und wieder bringt es für den Schüler den Kampf mit sich, nach uralter Bestimmung seit der Erschaffung der Welt. Aber es ist nun nicht mehr ein Kampf mit unbekannten Gewalten; Robert Wolf kennt die dunkeln Kräfte, die sich gegen ihn bewegen, sehr gut. Der Mann aus den Gassen, Friedrich Fiebiger, hat ja seine Register vor ihm aufgeschlagen und ihm den Menschen, die Gesellschaft gedeutet, wie sie sind. Aber Friedrich Fiebiger weiß deshalb doch nicht, auf welche Weise die andringenden bösen Mächte zu bezwingen sind; sein ironisches Lachen und das Polizeistrafgesetzbuch reichen dazu nicht aus. Der Idealist, der über den Gassen in der Höhe sitzt, kann aber nur den alten Wahlspruch der Stoiker wiederholen: Sustine et abstine, dulde und entsage. Trotz aller Lehrer, trotz aller Schulen steht der Mensch zuletzt doch immer allein seinem Schicksal gegenüber, und er allein hat mit seiner Persönlichkeit Antwort zu geben. Auch die härteste Schule soll dem Jüngling aus dem Winzelwalde nicht erspart bleiben; das eigene Glück, das Glück der Geliebten sieht er zerstört; aber wieder treten die Sterne zur rechten Stunde für ihn ein. Wie das Weib am besten in der Stille und Einsamkeit das Unglück, den Schmerz überwindet; so besiegt der Mann sie am leichtesten, wenn er streitgerüstet sich in allen Lärm und Aufruhr der Welt hineinstürzt. Aber mit dem besten Willen vermag der Mensch sehr oft das nicht; von tausend Banden wird er auf dem Marterstuhl festgehalten; er klebt fest im Pech. Für Robert Wolf sorgen die Sterne besser; wieder schleudern sie ihn hinaus in's Weite, in feurigen Lettern wird ihm die große Lehre von der Nichtigkeit aller irdischen Hoffnungen, aber auch von der Nichtigkeit aller irdischen Sorgen in's Herz gebrannt. Der weite Spielraum, welcher den Menschen für ihre Wünsche gegeben ist, wird ihm gezeigt im Schweifen über Land und Meer; Nationen sieht er auf dem Marsche; in tausendfältigen Variationen umrauscht ihn die alte Weise vom glückseligen Land Utopia, welches jeder Einzelne, jedes Volk in seiner Weise sucht, und welches Niemand unter den Sternen findet. Wie die Hochherzigsten im vergeblichen Streben und Ringen untergehen, lernt der Schüler an den Gräbern des Bruders und der Schwester; und wenn er dann den Kopf nicht kläglich sinken läßt; wenn er die Sterne dann nicht in ohnmächtigem Trotz anklagt; wenn er dann nicht zappelnd sich gegen das allgemeine

Loos wehrt; wenn er dann den Sternen auch über die Gräber hinaus glauben kann; dann — ist die Erziehung vollendet, und er mag heimgehen, sein Doctorexamen machen, und den Leuten zeigen, was er gelernt hat."

Mit komischem Achselzucken hatte Konrad von Faber seine Rede begonnen, mit hohem Pathos schloß er sie, indem er die ausgegangene Cigarre einem aus dem Fluß auftauchenden Alligator in den Rachen warf.

„Vollendet ist die Erziehung des Knaben aus dem Walde," sprach Robert Wolf.

„Und gut, rechne ich," meinte der Hauptmann. „Wer kann sagen, wie die Sterne die Andern führten, während wir am Yuba uralte Wahrheiten mit Hilfe von Hacke und Schaufel studirten und edles Gold in Gräbern fanden. Die Götter halten uns nicht allein im Auge, mein lieber Junge. Jedermann hat ein Recht auf ihre Fürsorge und Berücksichtigung; Herr Leon von Poppen nicht weniger, als Herr Robert Wolf aus Poppenhagen!"

Dreiunddreißigstes Capitel.

Robert Wolf beschleunigt seine Heimreise; der Autor begleitet ihn und nimmt Abschied von zwei Personen, welchen er in verschiedener Weise wohl will.

Der Missouri ergoß seine schlammigen Fluthen in die noch schlammigeren des Mississippi, und die Schaufelräder der Ellen Chittenden spritzten durchaus keine Diamantentropfen in die Luft, als das Schiff mit übergroßem Geschnauf und Gequalme aus dem einen Strom in den andern brauste. Saint Louis war um diese Zeit aus einem jammervollen Fieberneſt eine blühende Stadt von fünfzig- bis sechzigtausend Einwohnern geworden, und als eines Abends unsere beiden Reisenden daselbst landeten, fanden sie sich sogleich mitten im verwirrendsten Getümmel eines bedeutenden Handelsplatzes. Steckten nicht am Ufer die Alligatoren ihre unförmlichen Köpfe aus dem Wasser, und trieben nicht diese riesenhaften Baumstämme aus den nicht allzufernen, ungelichteten Wäldern mitten in die blühende Civilisation hinein; so könnte man wirklich meinen, dieses ganze Leben schreibe sich nicht von gestern her, sondern datire seit wenigstens tausend Jahren. Aber neu war Alles hier; — neu waren die Häuser; ungemein neu waren die deutschen Einwanderer in den Gassen; das Aelteste, was es in Saint Louis zu geben schien, waren die Gesichter der Yankeekinder, welche am Landungsplatz der Dampfschiffe von den Armen ihrer Mütter und Wärterinnen die Ankommenden mit nußknackerhaft-speculirendem Augenzwinkern anstarrten. Diese vielversprechenden Säuglinge und calomelfarbigen Natives schienen bereits das eindringende deutsche Element durch Blicke vergiften zu wollen; aber es ließ sich weder durch Blicke, noch durch andere Mittel vertreiben. Es war einmal da, wuchs täglich mehr an, und die salzsauren Quecksilbergesichter mochten sich erboßen, wie sie wollten. Nirgends im ganzen Gebiet der Union schien das „Vaterland" so festen Fuß fassen zu wollen, wie an dieser Stelle. Man sah fast mehr deutsche, als amerikanische Firmen an den Häusern. Jedes Schiff, welches von New-Orleans heraufkam, brachte neue Einwanderer aus dem alten Lande zwischen den Vogesen und der Weichsel mit, und jeden Dialekt der dialektreichen Heimath konnte man in den Gassen der jungen Stadt Saint Louis hören.

Konrad von Faber machte den Reisegefährten auf alles das aufmerksam, und dann nahm ein deutsches Gasthaus, „Zum Vater Rhein," die beiden Wanderer auf. Nach einem kurzen Mahl warf sich Robert todmüde auf sein Bett und versank sogleich in den tiefsten Schlaf; während der eiserne Hauptmann, auf welchen die Tausende von Meilen vom Sacramento her nicht den mindesten Eindruck gemacht hatten, sogleich wieder zur Bar, dem Schenkstand, hinunterstieg, um sich die Leute daselbst näher anzusehen, nach Bekannten auszuschauen und die — Stadtneuigkeiten zu erkunden.

Von oben bis unten war das Haus voll. Alles, was es unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien nicht mehr aushalten konnte, schien sich hierher geflüchtet zu haben. Die Einen nahmen die Sache leicht, die Andern aber leider desto schwerer. Manch' wilder Jauchzer durchschallte das leichte Gebäude; aber auch manchem bleichen, sorgenvollen, abgeängsteten Gesichte begegnete man auf der Treppe, oder in den Gängen. Die Nationen, welche in der Kneipe niedersitzen, die Röcke ausziehen und die Ellbogen auf den

Tisch stemmen, sind politisch nicht die gefährlichsten. Was würde aus dem s. v. ebengenannten deutschen Bunde, und Denen, welche an seiner Erhaltung ein Interesse haben, werden, wenn der beschränkte Unterthanenverstand anfinge, seinen unbeschränkten Durst im Stehen zu löschen?

Gottlob, noch sitzt der germanische Christ selbst in Amerika beim Bierkrug, und so gab es denn auch im „Vater Rhein" ein echt deutsches Gastzimmer, in welchem nur die obligaten Bilder der respectiven Landesväter, -Mütter, -Onkel, -Tanten, -Neffen und -Nichten fehlten, um die Illusion, daß man sich mitten unter den rührenden gemüthvollen Institutionen der Heimath befinde, zu vervollständigen. Daß der Wirth statt der Porträts der heimathlichen Potentaten und Potentatinnen ein Bild Robert Blum's über einer Lithographie, die Stadt Kirchheim unter'm Teck darstellend, mit einem Blumenkranze geschmückt hatte, zeugte freilich von einem sehr schlechten Herzen und höchst verderbten politischen Anschauungen.

Schwarzgeräuchert waren selbst in der neuen Stadt Saint Louis die Wände und die Decke des Gastzimmers, und undurchdringliche Rauchwolken füllten den Raum, wie überall an allen Orten, wo das deutsche Volk sich zum Trunk versammelt; doch wurden hier mehr Doppelbüchsen als Regenschirme in die Ecken gestellt, und man sah über keiner geheiligten Thür das niederträchtige Wort „Honoratiorenstube" grinsend Dummheit und alberne Abgeschmacktheit bescheinigen.

Die Gaslichter brannten bereits in dem nebeligen Raume, als Konrad von Faber eintrat, und sich vor einem Schoppen schäumenden Bieres niederließ. Groß war der Lärm der anwesenden edeln Bürger, und vorzüglich in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches ging es hoch her. Dort jubelte, lachte und klatschte man Beifall und drängte sich in einen dichten Kreis um einen, dem Hauptmann nicht sichtbaren Jemand, welcher die Aufmerksamkeit der lustigen Ecke sehr zu fesseln schien, und in der Mitte des Kreises ungemein geistreich und spaßhaft sein mußte.

Der Hauptmann, nachdem er einem armen Teufel aus dem glücklichen Lande Mecklenburg einen Schoppen gezahlt hatte, hielt es natürlich für seine Pflicht, zu erkunden, was es in jener fidelen Ecke gäbe. Er erhob sich, näherte sich jenem Kreis und legte seinen Bart über die breite Schulter eines Iowa-Farmers, der sich einen vom donnernden Lachen erschütterten respectabeln Bauch hielt.

Nach einigen Augenblicken verwunderungsvollen Horchens rief Konrad von Faber:

„Ist es die Möglichkeit?! Bei allen Mächten, er ist es!"

Ueber die Schulter des Iowa-Farmers fuhr der Arm des Hauptmanns, und das witzige Individuum inmitten des entzückten Kreises fühlte sich plötzlich, aller republikanischen Bürgerwürde zuwider, von einer kräftigen Faust beim Kragen gefaßt und vom Stuhle in die Höhe gezogen.

„Bei Allem, was auf dem Kopfe steht und auf dem Seile tanzt — Schminkert!"

— — — — — — — —

Im unerquicklichen Schlaf lag Robert Wolf. Durch seinen abgespannten Körper zuckten leise Fieberschauer. Es war der Zustand, in welchem man trotz übergroßer Müdigkeit das Bewußtsein seiner Existenz, Lage und Umgebung nur halb verliert. In jedem Augenblick wußte der Schläfer ganz genau, daß er sich im Wirthshaus zum „Vater Rhein" in Saint Louis befinde; deutlich vernahm er den Lärm der amerikanischen Stadt vor den Fenstern des überfüllten Boardinghauses, und als eine böhmische Musikbande grade unter seinem Zimmer mit dem Schmerzensschrei aller Instrumente nach dem deutschen Vaterlande fragte, ging ihm kein Ton des Jammers verloren. Wie kam es nun aber, daß plötzlich der Polizeischreiber Fiebiger mitsammt seiner langen Pfeife und seinem länglichen Wohngemach sich in den „Vater Rhein" schob? Und Robert Wolf fand es ganz natürlich, als der Alte eine sarkastische Rede über die allgemeine Nichtsnutzigkeit der Welt hielt, und über die besondere Verderbniß des Tabackshändlers gegenüber in der Musikantengasse, der Nußblätter statt Portorico und Louisiana verkaufe, und dessen Seele so schwarz sei, wie der Körper des schmauchenden Mohren vor seiner Thür. Nun saß der Träumer vor dem Tubus des Sternsehers Heinrich Ulex und blickte nach den glänzenden Gestirnen am dunkeln Nachthimmel, durch den Weltraum glitt leuchtend das Bild der lieblichen Helene Wie-

nand, und mit ängstlichem Entzücken folgte ihm der Blick des Liebenden; aber es verlor sich in der Ferne und der Finsterniß, und der alte Ulex sagte:

„Sieh nach den Sternen!"

Aber die Sterne waren nicht mehr sichtbar, und als sich der Schüler um Hilfe an den Lehrer wenden wollte, war auch dieser von seiner Seite verschwunden, und Robert Wolf befand sich wieder in seiner Jugendheimath, im Winzelwalde. Im sonnedurchglänzten Gebüsch sang Eva Dornbluth: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus. Aber aus der Dunkelheit des Tannenwaldes hervor trat ein schwarzes, uraltes Weiblein, stützte sich auf einen Stab und hob warnend den Finger. Erst war's die Fee, die Waldfrau aus dem Märchen; dann war's das Freifräulein Juliane von Poppen. Es ging ein großes Rauschen durch den Winzelwald, und der Forst verwandelte sich in das grenzenlose Meer. Zwei Schatten, die sich umschlungen hielten, schwebten über die Wogen, und in der Ferne und Finsterniß verloren sie sich, wie das Bild Helene's. Unbekannte Küsten tauchten auf. Zwei Gräber in der Wildniß. Ganz flüchtig gingen Ludwig und Marie Tellering durch den Traum, und die Musik vor den Fenstern des „Vater Rhein" zu Saint Louis spielte die bekannte Orgelmelodie:

O Deutschland, armes Deutschland,
Wo ist Dein Heiligthum?
Erschossen ist, erschossen
Dein treuer Robert Blum.

Aufrecht auf seinem Lager saß Robert Wolf, und hielt die Stirn mit den Händen. Er war völlig wach und horchte in höchster Erregung auf die mißtönig abgedudelte traurige Weise. Niemals hatte Musik einen solchen Eindruck auf ihn gemacht. Die kläglichen Töne packten ihn im Innersten seiner Seele und zerrten an allen Fibern und Fasern seines Ichs. Wenn man darüber nachdenkt, so erfährt man, wie oft es kommt, daß etwas ganz Aeußerliches, ein Blick, ein Ton, ein fallendes Blatt oder der Wind, der durch die Zweige fährt, ein beliebiges Etwas, welches mit unserm freudigen oder leidenden Zustande nicht das Mindeste zu schaffen hat, uns denselben so recht klar macht. Eine Binde scheint uns dann von den Augen zu fallen; was vielleicht nur ein dumpfes Gefühl war, das erkennen wir jetzt — oft nur einen flüchtigen Augenblick hindurch — in allen seinen Einzelheiten, in allen seinen Consequenzen. In ähnlicher Weise wirkte die Gassenmusik in dieser Minute auf Robert Wolf. Angst um die Geliebte, Sehnsucht nach der Geliebten wollten ihm fast die Brust zersprengen. Es war ihm, als habe er kurz vor dem Erwachen aus weiter Ferne ihr ängstliches Rufen vernommen. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Pulse flogen, seine Hände zitterten. Dabei waren seine Gedanken ungemein klar und bestimmt; er sah ein, wie er jetzt die Zeit der wilden körperlichen Aufregung hinter sich habe; wie er zurückkehren müsse in das ruhige bürgerliche Leben. Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn nach dem Vaterlande zurück, und zugleich mußte er sich sagen, daß eigentlich in der Heimath kein Platz für ihn sei. Auf dem Meere, in den californischen Bergen, auf den Prärien, da ließ sich noch Athem holen. Das Leben, welches man jeden Augenblick auf's Spiel setzte, welches man in jedem Augenblick verlieren konnte, ließ sich ertragen; aber drüben, wo sich langsam ruhig Stunde an Stunde, Tag an Tag reihte, wo die Existenz durch Staat und Kirche feierlich und ziemlich sicher garantirt war, drüben mußte sie zu einer unerträglichen Last werden. Zu keiner Zeit vielleicht waren dem armen Robert alle die bösen Verhältnisse, welche ihn jenseits des Atlantischen Oceans erwarteten, in solcher grimmigen Nacktheit vor die Seele getreten. Was sollte er finden, was sollte er beginnen, wenn er den Fuß wieder auf den deutschen Boden setzte? Und hätte er sich auf dem Thurme des Sternsehers, wie in einem Gefängniß eingeschlossen; er würde dadurch nichts in seinem innern und äußern Leben geändert haben. Selbst unter den Freunden konnte er fürderhin nicht mehr leben. Er dachte daran, nach Poppenhagen, in den Winzelwald zurückzugehen; er konnte Armenarzt in irgend einem ablegenen Waldstädtchen werden; er konnte mit seinem californischen Golde sich eine Hütte in irgend einem Winkel des Vaterlandes bauen. Tausend wirre Pläne kreuzten sich mit tausend schmerzhaften Einwürfen. Seine Erziehung zum Menschen war vollendet; aber er fühlte nur desto klarer des Menschen Hilflosigkeit. Er erinnerte sich, eines Tages auf dem Observatorium des Sternsehers in den Aufzeich-

nungen des alten Philipp von Commines geblättert zu haben, und matt sprach er dem Manne jetzt nach:

„Comme les aultres, je suis venu à la grande mer, et la tempeste m'a noyé.“

Er sah stier in die Flamme der jämmerlichen Lampe, welche auf dem rohen Tische neben seinem Lager stand; die Musik in der Gasse hatte längst aufgehört, drunten im Hause währte der Lärm der Gäste auf die alte Weise fort.

„Ich werde sie wenigstens noch einmal sehen — ich will sie auch nicht anreden. Heim, heim!“

Er ließ das Haupt auf das Kissen zurücksinken und schloß die Augen. Vorüber war die geheimnißvolle Seelenstimmung, die Qual reizbarer Naturen; der Verstand, die Vernunft gewannen wieder die Oberhand, und ruhig ward's im Geiste Robert Wolf's.

„Was war das nun wieder?“ sagte er. „Wie wenig ist doch der Mensch Herr über seine Nerven! Gottlob, daß das Leben mich gelehrt hat, mich auch solcher schwachen Momente zu erwehren. Trotz Allem werde ich ruhig nach Europa zurückgehen können. Vor die Freunde werde ich treten und sprechen: Weit bin ich über die Erde gewandert, und mannigfaltige Mühen und Kämpfe der Menschen habe ich gesehen. Traurig, doch nicht gebrochen kehre ich heim zu Euch; ich habe gelernt, daß allen Mühen ein Ende bereitet ist. Arbeiten und schaffen soll Jeder nach seiner Art; denn darin liegt sein Heil; bauen soll er in sich und außer sich, und was ihm in der Seele, was ihm im Umkreis seines Seins von gegenwirkenden Kräften zerstört wurde, das soll er immer von Neuem geduldig aufrichten; denn darin liegt sein Glück. Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren, er „zürnt in's Grab sich rettungslos.“ Wer aber jeden Schritt zum Grabe vertheidigt und würdig — ohne feiges Klagen, doch auch ohne ohnmächtigen Trotz — auch die lichtesten Höhen verlassen kann, um in die dunkle Tiefe hinabzusteigen, der hat gewonnen. Als Sieger schreitet er in die Gruft, nicht wird er überwunden hinabgestürzt; Schild und Schwert schlagen die Mitstreiter über seinem Hügel aneinander, von drüben winken freudig die Götter, es lächeln vom Olymp die hohen Sterne. Ich werde heimkommen; den Armen will ich mein Leben und meine Kunst widmen; das Elend und die Krankheit will ich in ihren traurigsten Schlupfwinkeln aufsuchen und bekämpfen. Dann — dann begegnet mir vielleicht dann und wann an der Seite des Freifräuleins die Geliebte. O wir werden dann nicht von der Liebe sprechen; aber wir werden uns grüßen in der Liebe; dieselben Wege werden wir gehen, und unsere Werke werden zeigen, daß wir zueinander gehören und niemals getrennt werden können.“

Die Lampe erlosch, und nach kurzer Zeit war Robert wieder eingeschlafen. Dieses Mal war sein Schlaf ruhiger und fester, und er hörte nicht die Schritte, die sich seiner Thür näherten, er vernahm nicht das Kreischen des Schlosses; empor fuhr er erst, als Konrad von Faber seine Schulter berührte, und der Schein des Lichtes, welches der Hauptmann hielt, ihm voll in's Gesicht fiel.

„Sie sind es? Was gibt's? Ist's Zeit, aufzubrechen? Hab' ich in den Tag hineingeschlafen?“

„Robert,“ sagte der Hauptmann mit etwas zitternder Stimme, „Robert, während der Mensch schläft, schnurren die Räder, und laufen die Fäden über die Spule. Es ist so, wie ich sagte: der Grashalm, welcher auf der Wiese nickt, glaubt allzu oft, er sei der einzige, mit welchem der Wind es zu thun habe. Ja, Herr, Ihr habt in den Tag hineingeschlafen! 's ist ein Glück, daß Ihr Euch in Wamms und Hosen zu Bett gelegt habt. Zieht auch die Stiefeln an, Mann, und Sie, Schminkert, treten Sie vor, und illustriren Sie Diesem hier die große Lehre von der Solidarität der menschlichen Interessen und Schicksale. Nachher wollen wir ihn mit dem Zeugniß der Reife auf's Schiff packen und nach Hause schicken. Er hat sich über seine Sterne nicht zu beklagen; — was meinen Sie dazu, Herr Schminkert?“

„Schminkert?!“ Robert Wolf starrte auf die aus dem Schatten hinter dem Hauptmann hervortretende wohlbekannte Figur wie auf eine Geistererscheinung, und Julius der Edle, der, wie wir wissen, nicht leicht sich in Verlegenheit bringen ließ, sah bei diesem unvermutheten Wiederfinden auch grade nicht aus, als ob er alle fünf Sinne richtig beieinander habe. Der Eine rieb sich die Stirn und die Augen, der Andere wühlte in den Haaren, Beide sperrten den Mund auf.

„Der Sohn der Wildniß! Robert Wolf! Er ist es wirklich — o Musikantengasse und kein Ende, Capitän, er ist es — er ist es wirklich und wahrhaftig."

„Ju — li — us — Schmin — kert!" stammelte Robert.

„Ja, Julius Schmin — kert!" rief der Schauspieler, Parfümeriehändler und Gatte der holden Angelika. „Ja ich bin's! bin's, den Mörder Bruder nennen — Julius Schminkert in ganzer Figur — angehender amerikanischer Bürger und angegangener erster Liebhaber am weltberühmten, gloriosen, sternenbannerumflatterten deutschen Universaltheater zu Saint Louis am Mississippi, unter der himmelanstürmenden Direction des Eigenthümers Signor Giuseppe Leppelli; — ko — los — sal!"

Empor von seinem Lager sprang Robert Wolf, bärtig, hager, gebräunt, im zerrissenen Jagd- und Reisegewand:

„Schminkert! Julius Schminkert!"

„Ganz backwoodsmannhaft!" rief der Tragöde, den Genossen früherer Tage von oben bis unten musternd. „Etwas schmutzig, aber moccasinhaft praktisch! Neueste Urwaldsfaçon — büffelartig elegant!"

Mit beiden Händen faßte Robert den Schauspieler:

„Schminkert — Julius — Sie sind es! Wie kommen Sie hierher? Wann sind Sie gekommen? Was hat Sie herübergeführt? O sprechen Sie — wie steht es drüben — sagen Sie, sagen Sie."

„Euer Erstaunen, mich hier zu finden, ist völlig berechtigt; ich wundere mich immer noch stellenweise selber darüber. Es war einmal an meiner Wiege gesungen, junger Weltumwandler; den Einen zieht das Schicksal an der Nase, dem Andern stößt es die Faust in die Rippen —"

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Schminkert —"

„Nur Ruhe! Drücken Sie mir das Schulterblatt nicht ein. Lassen Sie los — Donnerwetter, we are in a free country!"

„O reden Sie, Julius, erzählen Sie, spannen Sie mich nicht auf die Folter — wenn Sie wüßten — — was macht —"

„Die hohe Obrigkeit und pflegeväterliche Sicherheitsbehörde? Danke für gütige Nachfrage — großer Tabacksconsum, höchstzerrissene Hausjacke — polizeiliche Naseweisheit in schönster Blüthe."

„Und der alte Ulex?" schrie Robert, dem unverbesserlichen Julius in alter Weise die geballte Faust unter die Nase haltend.

„Astronomissimus!" lautete die Antwort. „Ein Auge hat er auf, eins hat er zu. Mit dem offenen sieht er durch's Fernrohr nach den Sternen; das zugekniffene Sehorgan aber richtet er auf das irdische Jammerthal. Origineller alter Mauerkauz."

Mit den Zähnen knirschend ächzte Robert:

„Und das Freifräulein von Poppen?"

„Etwas wackelig, sonst aber ausgezeichnete Verdauung und gutes Befinden. Demnächstige Erbin der Grafschaft Dingskirchen, Baronie Poppenhof da herum — drüben — na, Sie wissen ja, irgendwo im Winzelwalde."

Wieder faßte Robert den Arm des Schauspielers:

„Was sagen Sie da? Was ist geschehen? Ist die Baronin von Poppen todt?"

Julius Schminkert schüttelte den Kopf:

„Apoplektische alte Dame — Kronenstraße Nummer Fünfzig — Schlaganfall. Als ich die Ehre und das Vergnügen hatte, aus der Heimath zu verduften, lebte sie noch."

„Ihr Sohn? Ihr Sohn?" rief Robert Wolf, auf den Füßen schwankend. „Leon von Poppen — wo ist ihr Sohn Leon?"

„Der Racker!" schnarrte Julius Schminkert grimmig, doch setzte er sogleich besänftigt hinzu: „Na, da er die Suppe, die er sich einbrockte, ausgelöffelt hat, so wollen wir weiter nichts mehr darüber sagen. Mortuus est — mausetodt!"

Wenn auf Joseph Leppel's transatlantischem Universal-Riesen-, Roß- und Alligator-Theater Hamlet der Däne den Schädel Yorik's des Spaßmachers wog und seinen einstigen Hirngehalt taxirte, so nahm er ganz die unmögliche Stellung an, in welcher Julius Schminkert sich der letzten tragischen Nachricht entäußerte. Die Nachricht konnte dadurch aber nichts von ihrer Wirkung verlieren.

„Steht fest, Mann!" rief der Hauptmann von Faber; aber Robert Wolf saß bereits auf seinem Bette.

„Ja, es ist furchtbar, das Blut eines Nebenmenschen auf der Seele zu haben," sprach Schminkert hohl.

„Sie — Sie haben —"

„Nein, Robert Wolf; ich habe ihm bloß eine seiner Unverschämtheit angemessene Tracht Prügel gegeben. Gehauen habe ich

ihn, bis er kein Glied mehr rühren konnte; aber im Grunde meiner Seele bin ich doch ein zu guter Kerl, um meine Competenz als beleidigter Ehemann so weit zu überschreiten. Höchst tragische Geschichte — Stoff zu einem Dutzend Trauerspiele. O die Handschuhe, die Handschuhe, die Glacéehandschuhe, Robert! Wissen Sie, man probirt so lange, bis sie passen. Fluch und Verdammniß! Hohngelächter der Hölle —"

„Ruhe, Ruhe, Robert!" rief der Hauptmann von Faber. „Und Sie, Schminkert," wandte er sich dann an den leichtfertigen Declamator, „ich bitte Sie jetzt inständigst, ernste Sachen ernst zu behandeln. Sie kennen die Verhältnisse Wolf's; Sie wissen, wie sehr er bei Dem, was Sie uns zu erzählen haben, betheiligt ist; — wenn Sie sein Freund sind, so reden Sie wie ein Mann und nicht wie ein Tollhäusler."

„Ich bin sein Freund! Habe ich ihn nicht miterzogen? Habe ich nicht seine ersten Schritte auf dem Pflaster großstädtischen Lebens gelenkt? Aber ich will Ihnen den Gefallen thun, Hauptmann; ich will ruhig sein, ruhig trotz aller wogenden Weltmeergefühle. Setzen Sie sich, Capitän, und beantworten Sie mir gefälligst die Frage: Sind Sie Vater? Haben Sie einen Sohn?"

„Nein, bei allen Teufeln, nein, nein!" ächzte Konrad von Faber.

„Gut, Sir; wenn Ihnen aber einmal einer vom Himmel geschenkt werden sollte, so nennen Sie ihn um des Himmelswillen nicht Julius. Ich habe manchen Julius gekannt; aber nicht Einen, welcher nicht zum ungeheuerlichsten Pech prädestinirt gewesen wäre. Ueberall, wo sich die Juliusse hinsetzen, bleiben sie kleben. Wo alle Friedriche, Heinriche und so weiter frei durchgehen, da bleiben die Juliusse neunmal unter zehnmal hängen und lassen Haare und Wolle. Wenn ein Frauenzimmer: mein Karl! ruft, so kann es das so gefühlvoll und pathetisch thun, als es will; wenn es aber schmelzend: mein Julius! lispeln soll, so weiß es recht gut, daß es Gefahr läuft, sich lächerlich zu machen, und — accentuirt danach. Es ist ein Jammer und ich — ich Julius Schminkert, trage diesen Jammer seit meiner Taufe. Ein Julius sollte niemals heirathen; denn jeder Laffe glaubt, das Recht zu haben, ihm auf der Nase herumzutanzen. O meine Herren, was habe ich ertragen, ehe ich den Glauben an mein häusliches Glück aufgab und nach dem Knüppel griff! Wie lebte ich so harmlos, so heiter in jenen seligen Tagen der Jugend, wo ich nur die Weiber, nicht aber mein Weib vergötterte. Alles, was man mir borgte, nannte ich mein; — Robert, Sie wissen es ja, welch ein idyllisches Stillleben wir führten, Musikantengasse Nummer Zwölf — drei Treppen — hinten heraus. Ach Angelika, Victoria Regina der Treulosigkeit; weshalb mußte sich der arme Julius auf der Nadel Deiner Liebenswürdigkeit spießen? . . . Meine Herren, Sie wissen, daß ich die Person heirathete, Sie wissen, daß die Kunst mich schluchzend aus ihren göttlichen Armen losließ, Sie wissen, daß ich — Julius Schminkert, die Blüthe meines Wesens und Seins knickend, mich zu einem Seifen-, Parfümerie-, Hauben-, Handschuh- und Bänderladen entwürdigte. Ich habe gebüßt, meine Herren! Es liebt zwar auch die Welt, das Strahlende zu schwärzen; aber hier hatte das Strahlende muthwilligerweise sich selbst die Nase begossen, und alle Seife der Stibbe-Schminkert'schen Bude reichte nicht aus, den Dreck abzuwaschen. Robert Wolf, sogar der eselhafteste aller Esel, Schwebemeier aus der Lilienstraße, wagte es ungescheut, vor meinen Augen meiner Frau den Hof zu machen! Meine Herren, ich habe gebüßt, wahrhaftig, ich habe gebüßt. Referendare, Studenten, Officiere von der Linie und von der Garde — Infanterie, Cavallerie, selbst das ehrbare Geniecorps — Alles, Alles machte sich ein Vergnügen daraus, mich zur Raserei zu bringen. Und um das Maß meines Elends voll zu machen, zog gegenüber Fräulein Aurora Pogge — Sie wissen, Robert! — ein, faßte Posto am Fenster und grinste mich hinab in den tiefsten Abgrund des Menschenhasses. Die Megäre hatte der Tagebücher neue Folge begonnen, über Alles, was in meinem Laden ein- und ausflatterte, hielt sie in gewohnter Art Buch, und so notirte sie auch den Baron Leon von Poppen. Man munkelte über den Schlingel Allerlei in der Stadt; seine Verheirathung mit Fräulein Wienand war verschoben; die kleine Helene erblickte man nirgends mehr, man sagte, sie sei bedenklich krank, leide an der Brust —"

Der Hauptmann von Faber hielt den armen Robert nieder:

„Ruhe, Ruhe, mein Junge, laß den Narren ausschwatzen!“

„Leide an der Brust und dergleichen,“ fuhr Schminkert fort, ohne sich aus dem Concept bringen zu lassen. „Der Banquier hatte in Folge der politischen Verhältnisse mancherlei Verluste erlitten. Man wußte nicht recht, ob er sich von dem Freiherrn, oder ob der Freiherr sich von ihm zurückgezogen habe. Man wollte auch wissen, es sei wieder nicht so ganz richtig im Kopf des armen Herrn. Das Freifräulein von Poppen war wieder wie früher täglicher Gast in dem Hause des Banquiers. Es war Alles in Allem eine dunkle Geschichte, und nur das Eine stand für mich fest, daß der Junker Poppen mehr Eau de mille fleurs von meiner Frau kaufte, als selbst ein lieblichst zu duften wünschender Bräutigam und das Näschen der Braut consumiren konnten. Fräulein Aurora Pogge notirte jedes Flaçon und lächelte mich fast aus meiner Haut; ich hätte sie aus der ihrigen prügeln mögen. Klar fühlte ich, daß ich verloren sei, wenn ich nicht eine große That thue; — ich that sie und — legte mich auf die Lauer. Wo, wie und um welche Zeit, will ich den Herren lieber nicht mittheilen, es könnte Ihr Zartgefühl beleidigen; genug, es fand eine melodramatische Scene voll schlagender Wirkung und überwältigender Motivirung statt. Die rührenden Klagen der beiden unheilerduldenden Charaktere der Handlung brachten die ganze Nachbarschaft herbei, und unter Andern erschien auch auf dem Schauplatz das junge Ehepaar aus dem ersten Stock, Herr von Bärenbinder mit seiner Frau, einer geborenen Flöte; und es zeigte sich, daß die gnädige Frau eine alte Bekannte des Barons Leon von Poppen war. Sehr delicate Beziehungen — ungemeine Verwunderung, sich in solcher Situation einander gegenüber zu finden. Auch die Frau Schwiegermama des Herrn von Bärenbinder, Madame Artemise von Flöte, kam die Treppe herunter, und da sie mit ihrer Tochter sich auf meine Seite stellte, so konnte der Herr Schwiegersohn nicht umhin, dasselbe zu thun. Was am folgenden Tage, als der Scandal die Mäuler der Leute füllte, die beiden ritterbürtigen Herren für Complimente ausgetauscht, und welche Enthüllungen sie sich gemacht haben, kann ich nicht sagen. Die Folge davon war jedoch ein Duell, in welchem Leon von Poppen eine Kugel in den linken Lungenflügel bekam, und in Folge dessen Herr von Bärenbinder mit Gemahlin und Schwiegermutter in Italien reist. Die Leute können es! Meine Herren, und wenn Sie mich umstülpen, mehr weiß ich nicht zu sagen; denn nachdem ich mich mit meiner eigenen Gattin so gut, oder vielmehr so schlecht als möglich auseinandergesetzt hatte, erhob ich mich auf den Schwingen freien Menschthums nach Hamburg, löste ein Passagierbillet im Zwischendeck der Hammonia, lernte die Schrecken der Seekrankheit kennen, aber verlor gottlob den unausstehlichen Duft der Seifen und Pommaden aus der Nase. In New-York betrat ich, ein neugeborener Mensch, den Boden der Freiheit, und Fortuna, gerührt durch meines Geistes Heldengröße, drehte ihre Nachtseite einem Andern zu, und zeigte mir ihr holdes Angesicht. Signor Giuseppe Leppelli — ein guter Bekannter Eures seligen Bruders, Wolf, beiläufig gesagt — Signor Leppelli erkannte in mir den Verkannten, das Talent, den Diamant, kurz den Mann, den er brauchte auf einer Tour nach dem Westen! Er engagirte mich, und hier sind wir in Saint Louis und tragen im Schweiße unseres Angesichts die Cultur, die göttliche Kunst unter die Söhne der Wildniß. Meine Herren, ich habe die Ehre, das unübertroffene, Alles übertreffende Halbpferd-, Halballigatoruniversaltheater Ihrer günstigen Protection zu empfehlen. Morgen Abend: Fiesko oder die Verschwörung von Genua. Fiesko, Herr Julius Schminkert; Verrina, Herr Joseph Leppel; Julia, Mistreß Julia Leppel, Kraftstück derselben, ausgeführt mit dreihundert Pfund Uebergewicht. Bum, bum!“

Robert Wolf und Konrad von Faber hörten schon längst nicht mehr auf den Unsinn des Schauspielers.

„Mit dem nächsten Dampfer nach New-Orleans, Hauptmann! Hauptmann!“ murmelte Robert, mit zitternder Hast seine Sachen zusammensuchend, als wolle und müsse er auf der Stelle aus dem Fenster des „Vater Rhein“ auf eins der Mississippidampfschiffe steigen. Faber hatte die größte Mühe, den Aufgeregten nur ein wenig zu beruhigen, und noch dazu hinderte ihn Julius Schminkert nach allen Kräften daran. Da der treffliche Tragöde in seinem Heim-

wesen von Niemand erwartet wurde, so zeigte er die größte Lust, den Landsleuten die ganze Nacht hindurch seine angenehme Gesellschaft zu gönnen. Aber der Hauptmann von Faber expedirte ihn halb freundschaftlich, halb mit Gewaltanwendung aus der Thür und schloß sie hinter ihm ab. Wir wissen, daß ihm Solches öfters geschah, und so machte er sich nicht viel daraus, obgleich er auf dem Gange fürchterlich räsonnirte und im hohen Tone von Menschenwürde, Bürgerwürde und Künstlerwürde sprach. Seine Stimme verhallte in der Entfernung und wird fürder in diesem Buche nicht wieder gehört werden; er hatte ja auch seine Sterne, und dieselben sorgten recht gut für ihn.

Von den Sternen sprachen in dieser Nacht Konrad von Faber und Robert Wolf noch Vieles und Ernstes; Schlaf kam nicht mehr in ihre Augen. Aus dem Wenigen, was Robert über Helene und ihren Vater erfahren hatte, wuchsen viel schwarze Sorgen in der Brust des Liebenden auf; Ruhe gab es für ihn nicht eher, bis er die Heimath erreicht hatte.

In der Frühe des nächsten Morgens schon befanden sich die beiden Reisenden auf der Fahrt den großen Fluß abwärts. Das gewaltigste Vorwärtsstreben des schnaubenden, keuchenden Schiffes genügte Robert Wolf nicht. Ihm hätte jetzt weder der Zaubermantel Mephisto's, noch das geflügelte Wunderroß des Zauberers aus dem Orient Genüge geleistet.

In New-Orleans brachte der Hauptmann seinem jungen Freunde ein achtwochenaltes deutsches Zeitungsblatt; der Bankerott und Concurs des Banquierhauses Wienand wurde in demselben den Gläubigern angezeigt, mit dürren, juristisch-trocknen Worten. Von dem Banquier selbst stand in dem löschpapiernen Blatte nichts, wohl aber machte etwas weiter unten in demselben Blatte der Rechtsanwalt Dr. jur. Otto Krokisius zu Löffelhofen vor dem Winzelwalde bekannt, daß er mit dem Verkauf des subhastirten freiherrlich von Poppen'schen Gutes Poppenhof beauftragt sei, und daß der Verkaufstermin auf den fünften November des Jahres festgesetzt sei.

„Ich könnte Dir jetzt ziemlich klar an den Fingern herzählen, was Du drüben finden und thun wirst, mein Junge," sagte der Hauptmann, „aber ich will es nicht; die Sterne reden deutlich genug. Grüße die Freunde, und wenn Du ruhig genug geworden bist, so gedenke Du auch meiner. Ich hoffe fest, daß wir uns jetzt nicht zum letzten Mal die Hände drücken. Wie es aber auch komme, wir wollen den Sternen glauben in der guten, wie in der bösen Stunde. Lebe wohl, Robert Wolf!"

Lebe wohl, winkte Robert vom Schiff. Ueber die Wellen, über die Wellen! Schnell war das Schiff, schnell zogen die Wolken; aber viel, viel schneller waren die Gedanken, die nach dem Heimathlande jagten und Schiff, Wolken, Vögel, Schall und Licht weit, weit hinter sich zurückließen.

„Ich werde mich die nächste Zeit hindurch recht einsam fühlen," brummte Konrad von Faber, als er die Levee herabschritt. Im Gewühl der Farbigen und der Weißen verliert sich seine hohe Gestalt; wir sehen ihn nicht wieder. Aus unserm Gesichtskreis schreitet er; aber günstig sind ihm die Sterne; niemals hat ein Wanderer auf der Erde die Kunst, primo vivere, deinde philosophari, die Kunst, erst zu leben und dann das Erlebte geistig zu verdauen, mit so guten Beinen und wackern Muskeln vereinigt, wie der Hauptmann außer Dienst, der gute, tapfere und treue Ritter Konrad von Faber. Wir wünschen ihm schon des herzerfrischenden Exempels wegen, welches er uns gibt, ein langes, fröhliches Leben. Möge er denn dereinst in seinen Stiefeln sterben! Ein zweiter Wunsch, mit welchem wir seine Meinung zu treffen gedenken.

Vierunddreißigstes Capitel.

Juliane, Freifräulein von Poppen, setzt wieder einmal ihren Willen durch.

Es gab vielleicht in der ganzen Stadt keine Uhr, welche so richtig ging, so ängstlich pünktlich Secunden und Minuten zeigte, so unerbittlich jede Viertelstunde mit schrillem Klang von der Ewigkeit abzog, wie die Uhr in der Halle des Centralpolizeihauses. Sie lief nicht vor, sie blieb nicht zurück; erbarmungslos zerhackte sie die Zeit in die möglichst kleinsten Bruchtheile, das Sonnenjahr in zweiunddreißig Millionen Secunden; und wenn manch einem armen Teufel auf dem Armensünderbänkchen oder

im Vorzimmer die Secunde sich wieder zu einem Jahr ausdehnte, so war der Uhr das ganz gleichgiltig. Sie lief nicht vor, sie blieb nicht zurück; ihre Schuld war es nicht, wenn Andere vorliefen oder zurückblieben, dem Vordermann auf die Hacken traten, oder vom Hintermann in den Rücken geknufft wurden, und somit auf die eine oder die andere Weise Gelegenheit bekamen, im Centralpolizeihause das richtige Maß der Zeit sich in anima vili demonstriren, oder es dem lieben Nächsten vor die Seele führen zu lassen.

Die hohe Sicherheitsbehörde, welche als Gesammtheit von je eine sehr gute Meinung von sich selber gehabt hat, war natürlich überzeugt, so richtig zu gehen, wie ihre Uhr, und verbot sich jeden lauten Zweifel daran auf's Nachdrücklichste. Was der Rath Tröster, der Secretär Fiebiger, der Wachtmeister Greiffenberger als Einzelwesen davon hielten, das stand auf verschiedenen Blättern. Daß der zweitgenannte Herr über viele, allgemein als unumstößlich festgestellte Glaubensartikel seine Privatansicht hatte, wissen wir, und so müssen wir leider sagen, daß er auch von der Uhr vor der Thür des Bureaus Nummer Dreizehn eine sehr üble Meinung hatte. Gern hätte er sie verachtet; aber da sie ihm nicht die mindeste Ursache dazu gab, so haßte er sie grimmig und erklärte sie für das niederträchtigste Institut, welches je im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit die Menschen geelendet habe; beiläufig ganz die nämliche Meinung, welche er von der Behörde hatte, der er angehörte.

Greiffenberger, der Wachtmeister, besorgte mit wahrhaft entsetzlicher Pünktlichkeit das Aufziehen des exacten Mechanismus, und vergaß es seit jenem Herbstabend, an welchem unsere Geschichte ihren Anfang nahm, nicht ein einziges Mal. Ticktack — ticktack — Tag für Tag — ticktack, ticktack bei gutem wie bei schlechtem Wetter — ticktack, ticktack, wenn der Polizeischreiber seinen Hut am Morgen an den Nagel hing und stöhnend sich auf sein Dreibein setzte — ticktack, ticktack, wenn er am Abend seufzend die Feder ausspritzte und seinen großen Folianten zuschlug. Es war eine erbarmungslose Uhr; durch nichts ließ sie sich aus dem Tacte bringen — ticktack, ticktack immerzu, es mochte in der Welt, im Bureau Nummer Dreizehn, im Gehirn des Polizeischreibers Friedrich Fiebiger passiren, was da wollte.

Und es passirte so Mancherlei in der Welt, in der Polizeistube und im Herzen und Gehirn des Polizeischreibers. Kronen wackelten auf den Köpfen ihrer Träger; viel Heulen und Zähnklappen wurde im Bureau Dreizehn vernommen. Fritz Fiebiger sah seinen Zögling in die Ferne ziehen und trug manchmal nicht leicht an seiner Sorge um ihn; — der Baron von Poppen wurde vom Herrn von Bärenbinder erschossen, der Banquier Wienand verlor sein Vermögen und klopfte irrsinnig in einer wilden Nacht an die Thür des Sternsehers Heinrich Ulex.

Ticktack, ticktack, ticktack, immerzu, immerzu! Auch die Uhr in der Tasche des tödtlich Verwundeten auf dem Schlachtfelde pickt weiter, die Fliegen am Fenster summen lustig fort, während im Nebenzimmer ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt.

Der Rath Tröster, bedeutend weißköpfiger, wie zu Anfang dieser Geschichte, legte bei hereinbrechender Dämmerung die Feder nieder und blickte auf seinen Untergebenen, dem eben ein tiefer Seufzer entfuhr.

„Haben Sie noch immer keine Nachricht von Ihrem Pflegesohn, Fiebiger?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf:

„Seit er mir den Tod der Frau seines Bruders meldete, nicht. Unsere Briefe scheint er nicht erhalten zu haben. Wer weiß, was aus dem Jungen geworden ist, in welche Patsche ihn der Hauptmann von Faber geritten hat. In der Stimmung, in welcher er gewesen ist, hat er sich natürlich mehr wie gern halsüberkopf in jede Gefahr hineingestürzt, und so ist er drin stecken geblieben — scalpirt — aufgefressen — was weiß ich! Und es könnte sich jetzt Alles hier so schön machen. Alles in Ordnung. O mein Junge, mein armer lieber Junge!"

„Beruhigen Sie sich, Alter. Wer weiß denn, ob wir uns nicht ganz unnöthigerweise Sorgen machen. Der Herr von Faber ist ein sehr bekannter Mann, und wir würden gewiß Näheres erfahren haben, wenn ihm oder seiner Begleitung ein Unglück widerfahren wäre."

Der Polizeischreiber entnahm der Bemerkung des Vorgesetzten allen Trost, welcher darin lag, aber behielt Kummer genug auf der Seele, um abermals recht tief zu seufzen.

Die Uhr draußen schlug Sechs; Fiebiger zählte jeden Schlag nach, und der Rath benutzte die Gelegenheit, um zu bemerken:

„Die Zeit geht doch recht rasch hin. Es ist mir wie gestern, als der junge Mensch dort stand, und Sie die Absicht äußerten, ihn zu adoptiren. Ich warnte Sie gleich, und verhehlte Ihnen meine Meinung, daß Sie sich dadurch viel Sorge aufladen würden, nicht. Da auf der Bank saß Faber und machte seine Bemerkungen nach seiner Art; wir trafen uns nachher bei dem Bauquier Wienand, und wenn ich nicht irre, war auch dort viel die Rede von Ihrem Pflegesohn, Fiebiger. Du lieber Himmel, wie sich doch die Verhältnisse ändern! Wie geht es denn dem armen Wienand?"

Der Schreiber zuckte die Achseln und sagte dann:

„Er sieht nach den Sternen! O Herr Rath, es gibt viele ernste Dinge, an denen ein gutes Auge endlich doch eine komische Seite herausfindet; hier würde das schärfste Auge darnach vergeblich suchen. Wir sehen hier an dieser Stelle den Vorhang über manch ein Trauerspiel fallen; aber feierlicher, eindringlicher, wuchtiger ist niemals die Moral am Schluß eines Stückes verkündigt. Ja, der große Bauquier Wienand sieht nach den Sternen! Eine Rolle macht er sich täglich aus einem Papierbogen und hält sie irrsinnig vor das Auge; nur einen einzigen Menschen kennt er noch und klammert sich an ihn mit der fürchterlichen Angst des Wahnsinns. Auf den Giebel des Sternsehers Heinrich Ulex hat er sich geflüchtet; da sitzt er und hält die Hand des Weisen — o tragisch, tragisch, tragisch!"

Seufzend sagte der Polizeirath:

„Ja, Sie haben Recht, Fiebiger, es ist eine tragische Geschichte. Es war ein so scharfer Mann, wir haben so manchen Robber zusammen gemacht — wer mir das damals gesagt hätte! Und nun sitzt er beim alten Ulex im Nikolauskloster und sieht mit dem närrischen Träumer durch eine Papierrolle nach den Sternen. Es ist wirklich ungemein traurig."

„Merkwürdig traurig," brummte Fritz Fiebiger, mit einem Blick auf seinen Chef, durch welchen er nur sagen konnte: „traurig aber auch, daß an der Welt doch Hopfen und Malz verloren ist. Was helfen Euch Exempel, die Ihr nicht versteht? Blausäure muß Euch unter die Nase gehalten werden!"

„Und das Fräulein Wienand hat jetzt vollständig seinen Aufenthalt bei dem Freifräulein von Poppen genommen?" fragte der Polizeirath.

„Vollständig. Wohin sollte das arme Kind, die Tochter des irrsinnigen Bettlers, sonst auch gehen?"

„Trübselige Verhältnisse!" sagte kopfschüttelnd der Rath. „Wir können sie leider nicht ändern. Expediren Sie Dieses an den Revierlieutenant Kirre."

Das Gespräch schloß, der Polizeischreiber Fiebiger expedirte, die Uhr in der Halle zerhackte gnadenlos noch eine Stunde. Nicht eine Secunde zu früh oder zu spät zeigte sie den Beamten in den dunkeln muffigen Stuben an, daß sie gehen könnten, und nachdem sie das gethan hatte, hackte sie weiter im Interesse der Wachen und der Gefangenen.

Ein trocknes Wehen, welches seinen Ursprung fern im Osten, in den Steppen Rußlands genommen hatte, schien sich sehr für die Rockschöße des Polizeischreibers zu interessiren, als er durch die Straßen schritt; kosend hob es sie auf, überzeugte sich, daß nicht viel darunter sei und ließ sie wieder fallen, vergaß im nächsten Augenblick, daß es nichts von Bedeutung gefunden hatte, und wiederholte das Spiel. Der Himmel war klar, der Abend hell. Nicht sehr weit von dem Polizeigebäude schlossen sich zwei Frauen dem Schreiber an; eine alte kleine lahme Dame in schwarzer Seide und ein junges bleiches trauriges Mädchen.

Die alte Dame mit der Krücke sagte:

„Heute Mittag ist sie gestorben."

Und der Polizeischreiber Fiebiger fragte nicht, wer gestorben sei, sondern sprach nur einfach:

„Es ist gut, daß es vorüber ist; möge ihr die Erde leicht sein!"

Wir, die wir mit Konrad von Faber und Robert Wolf Gold in Californien gegraben haben, die wir dann mit den Beiden vom Stillen Ocean bis zum Mississippi geritten sind; wir finden uns natürlich nur ganz allmälig in den Vorgängen der Heimath zurecht und erfahren nach und nach, wie die Fäden auch hier weiterliefen.

Gestorben war in den Armen des Freifräuleins Juliane von Poppen die Baronin Victorine von Poppen, geborene von Zieger.

Nach dem traurigen Ende Leon's hatte das Freifräulein durch den Medicinalrath Pfingsten, und auf andere Weise, verschiedene Versuche gemacht, sich der unglücklichen Schwägerin zu nähern. Diese Versuche mißlangen jedoch alle. Auf die zugleich harte und apathische Natur Victorine's konnte das Unglück nicht mildernd wirken. Es lag leider viel Thierisches in dem Charakter der armen Frau, und wie ein verwundetes Thier geberdete sie sich, nachdem der vernichtende Schlag gefallen war. Bald lag sie stumpfsinnig regungslos da, bald biß und schnappte sie um sich und erfüllte das Gemach mit Klagen, deren Laut fast nichts Menschliches mehr an sich hatte. Sie lästerte Gott und die Menschen; ohne die Dazwischenkunft des Medicinalraths hätte sie eines Morgens die Frau von Schellen, die ihr mehr neugierig als mitfühlend einen Besuch abstattete, fast umgebracht. Ihre Dienstboten hielten es nur bei ihr aus, weil sie im Hause schalten und walten konnten, wie sie wollten, und trefflich in dem jetzt völlig herrenlosen Hause im Trüben fischten.

Eines Tages trugen Baptiste und Elise die besinnungslose Baronin von ihrem Divan in's Bett, es wurde noch eine Wärterin gerufen, und Pfingsten brachte einen so trostlosen Bericht über die Lage der Dinge zu dem Freifräulein, daß dieses noch einmal einen Versuch machte, in das Haus in der Kronenstraße einzudringen. Wieder vergeblich. Beim Anblick der Schwägerin gerieth die Kranke in einen solchen Wuthanfall, daß der Medicinalrath das Freifräulein schleunigst aus dem Zimmer drängen mußte. Monate lang blieb es so, und Juliane von Poppen litt schrecklich dabei. Niemals hat eine ausgeschlossene Seele die Pforte des Himmels mit verlangenderen Gedanken belagert, als das Freifräulein die Thür der Nummer Fünfzig in der Kronenstraße. Erst in der letzten Stunde, am Abend des gestrigen Tages, sollte sie Einlaß finden. Gestern Abend führte der Polizeischreiber das Freifräulein und Helene vom Thurm des Sternsehers heim, und wieder schritten sie durch die Kronenstraße.

Schwer seufzte Juliane, als sie sich der Wohnung der Schwägerin näherten, und zog ihren Arm aus dem des Schreibers.

Dunkel und stumm, öde und leer lag das Haus des Banquiers Wienand; vor der Thür der Nummer Fünfzig lehnte flegelhaft frech Herr Baptiste und unterhielt sich lachend mit einem gähnenden Standesgenossen.

Das Freifräulein stand still:

„Was macht die Baronin von Poppen?“

Baptiste sah aus, als ob er am liebsten eine unverschämte Antwort geben würde, bezwang sich jedoch, neigte ein wenig das Haupt und antwortete:

„'s steht nicht gut. Der Herr Medicinalrath waren vorhin wieder da, gaben aber wenig Hoffnung.“

„Friedrich,“ rief Juliane von Poppen, „ich ertrage es nicht länger. Ich will es noch einmal versuchen, sie zu sehen. Führen Sie das Kind nach Haus — o Gott, ich werde wahrscheinlich bald genug nachkommen.“

Sie setzte den Fuß auf die Treppenstufe, und großer Selbstbeherrschung zeigte sich Baptiste fähig, als er ihr Platz machte. Der drohend erhobene Krückstock that freilich das Seinige dazu. Die Thür schloß sich hinter dem Freifräulein und dem Bedienten, und Juliane kam nicht zurück. Nach einer Stunde sandte sie nach ihrer Wohnung am Schulplatz und ließ sagen: Fräulein Helene möge sich zu Bett legen und nicht warten; das Fräulein von Poppen werde in dieser Nacht nicht heimkehren.

Als Juliane in das Haus ihrer Schwägerin eintrat, schreckte sie zusammen unter dem feuchtkalten Hauch, der ihr entgegenhauchte. Es war todtenstill darin. Die Köchin war zu einer Freundin gegangen, weil ihr daheim graute. Baptiste verlor sich in den untern Räumen des Gebäudes, ohne sich weiter um die Eingetretene zu kümmern. Er hatte die Kellerschlüssel in seines seligen Herrn Schreibtisch gefunden — ihm graute nicht. Langsam stieg Juliane die Treppe hinauf und krampfhaft fest faßte sie ihren Krückstock, als sie auf einmal aus einem Winkel ein klägliches Winseln vernahm. Es war nur der Schooßhund der Baronin, welchen die Kammerjungfer aus dem Zimmer ihrer Herrin geworfen hatte und langsam verhungern ließ. Matt, den Leib auf dem Boden hinschleifend, kroch das arme Geschöpf hervor, als wolle es Barmherzigkeit und Hilfe von der fremden Frau erbitten. Jetzt konnte das Freifräulein nicht darauf achten, obgleich ihr das Thier unendlich leid that. Ein

niederbrennendes Licht war auf den Fußboden im ersten Stock dicht an die oberste Treppenstufe gestellt und erfüllte den Corridor mit übelriechendem Qualm. Allerlei gebrauchtes Geräth, Schüsseln, Teller, Gläser sammt einem Haufen schmutziger Wäsche versperrten die Thür, die in das Gemach der Baronin führte. Das Freifräulein schritt darüber fort und öffnete die Thür. Kein Laut! Die Lauscherin drückte die Hand auf das Herz, sie stand mitten im Zimmer. Niedergelassen waren die Fenstervorhänge, halb offen stand die gegenüberliegende Thür, und hinter den Portieren hervor drang mit dem Dunst der Krankenstube ein matter Schein. Dieser schwächliche Schimmer und das Licht, welches die Straßenlaternen draußen gaben, erhellten allein das erste Gemach, über dessen weichen Teppich Juliane jetzt unhörbar hinschritt. Wir kennen das Zimmer. In jenem Lehnstuhl hatte sich Leon gereckt und gedehnt, wenn er seine Mutter durch seine Reden quälte. Auf diesem Divan hatte Victorine von Poppen ihre Tage halb verschlummert, halb verwimmert. An jenem Tisch hatte Frau von Eichel gewitzelt, Frau von Flöte gefrömmelt, Lydda von Flöte gezimpert. Ueber tausenderlei Nippsächelchen und Spielereien streifte das unbestimmte Licht, und mit einer unbeschreiblichen, stolzen, fast wilden Handbewegung wies das Freifräulein Juliane von Poppen, die Letzte ihres Geschlechts, diese ganze jämmerliche Welt von sich, als sie die Portiere faßte, welche sie von dem Sterbebett der Baronin trennte.

Noch einmal stand sie still und beobachtete, ehe sie eintrat, und wieder drückte sie die geballte Hand auf die Brust.

Elise, die elegante Kammerjungfer, hatte die beiden Fußlichter an dem großen Toilettenspiegel angezündet, betrachtete ihre liebenswürdige Figur holdlächelnd vom Kopf bis zu den Füßen und rückte zu gleicher Zeit das cokette Häubchen zurecht. Am Ofen rührte die Krankenwärterin, Frau Rosenmeier, nachlässig in einem Töpfchen; die Kranke stöhnte auf ihrem Lager; aber Keines der beiden Frauenzimmer achtete im Mindesten darauf.

„Wasser, Wasser! Gebt mir doch Wasser!“ ächzte Victorine von Poppen.

„Gleich, Frau Baronin!“ brummte schnaufend die dicke Madame am Ofen.

„Gleich, gleich, gnädige Frau!“ lispelte geziert am Spiegel Mamsell Elise, ohne sich umzuwenden.

Auf ihrem heißen Lager warf sich die Kranke hin und her. Ihre fieberglühenden schwarzen Augen leuchteten verzweifelt, unheimlich in dem dämmerigen Winkel, wo das Bett stand.

„Zu trinken! O Ihr laßt mich verbrennen!“

Es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe sich Eins der Weiber herbeiließ, der armen Frau das Glas an die Lippen zu halten. Die Lauscherin hinter dem Vorhang zerbiß fast die Lippen vor Wuth.

Auf ihrer Decke, in ihren Kissen herum griff die Kranke.

„Ich liege so schlecht — das ist wie Stein — o Elise, so komm doch — Frau Rosenmeier! — Elise, Elise!“

„Gleich, gnädige Frau, gleich!“ kreischte die Kammerzofe, und die Wärterin stürzte wie eine Furie auf das Bett zu, schüttelte auf die roheste Weise die Kissen auf, warf die Decke zurecht und behandelte die Leidende nicht anders wie ein fühlloses Stück Holz.

„Leon, Leon, hilf Deiner armen Mutter! Wo bist Du, Leon?“ rief die Kranke im Fieberwahn, unter den rohen Fäusten sich sträubend. „Elise, Elise, ich schenke Dir meine rothe Sammtmantille, wenn Du mir hilfst. O sei nicht böse, Elise, schicke diese weg; ich will Dich auch niemals wieder schelten, gewiß niemals! Bitte, bitte, bitte!“

Mamsell Elise winkte der Wärterin und hauchte:

„Aber Rosenmeiern, was machen Sie denn? Sehen Sie denn nicht, daß die gnädige Frau das nicht leiden kann — mein Gott, wie gemein.“

Dabei ließ sich die Creatur affectirt seufzend in eine Causeuse sinken; aber jetzt zerriß auch die Portiere in der krampfhaft zitternden Hand des Freifräuleins, zur Seite flog der Vorhang, und so unvermuthet erschien Juliane in der Thür, daß die Kammerzofe im jähesten Schrecken mit abwehrenden Händen in die Höhe fuhr, daß die Wärterin die Tasse, welche sie eben zum Munde führen wollte, fallen ließ. Von ihrem Pfühl hob sich die Kranke und schrie:

„Da, da — da ist sie, ich fürchte mich

nicht mehr vor ihr! Juliane, Juliane, komm her, Du sollst das letzte Wort haben. Komm herein, Du lebst, und ich muß sterben. Treibe Die weg — Die, Die! Sie wollen mich umbringen. Jage sie fort, komm herein; — bald — morgen, wirst Du ja doch kommen, und ich werde es Dir nicht wehren können!"

An die Hand ihrer Schwägerin klammerte sich die sterbende Victorine, und mit der gewohnten Energie bemächtigte sich Juliane sogleich der Herrschaft über das Krankenzimmer. Sie hatte ritterlich schon wildere Geschöpfe gebändigt, als die Kammerzofe und die Wärterin waren, und so bezwang sie auch diese beiden Thiere. Die ganze Nacht saß sie am Bette der Verwandten, und die Baronin regte sich nicht, sondern starrte immer nur ganz fest auf die kleine schwarze Gestalt, das verrunzelte Gesicht, die spitze Nase. Gegen Morgen schlief die Kranke ein, und erwachte erst, als die Sonne in das Fenster schien.

Das Freifräulein beugte sich dann über das Kissen der Leidenden und sagte freundlich und liebevoll:

„Guten Morgen, Victorine, Sie haben einen guten Schlaf gethan, und ich habe Sie gut bewacht. Sie zürnen mir doch darum nicht?"

Victorine von Poppen gab keine Antwort. Sie warf die Arme unruhig umher, sie fuhr mit den Händen über das Gesicht, als wolle sie allerlei böse Gedanken von sich scheuchen.

Mit ihrer sanftesten Stimme fuhr Juliane fort:

„Bitte, bitte, liebe Victorine, dulden Sie mich so lange um sich, als Sie krank sind. Vergessen Sie, was zwischen uns gelegen hat. — Sind Sie durstig? hier — nehmen Sie sich Zeit. — Liebe Victorine, sobald Sie wieder gesund sind, mögen Sie mich fortschicken. Sie liegen nicht gut, warten Sie, ich will Ihre Kissen zurechtlegen!"

Die Kranke ließ wie ein Kind Alles mit sich geschehen, immer noch starrte sie das Freifräulein an; aber sie murmelte dabei fort und fort den Namen Juliane. Da trat die Kammerzofe in das Zimmer, und hinter ihr erschien die unförmliche Figur, das rothe gemeine Gesicht der Wärterin. Beim Anblick dieser beiden Personen warf Victorine beide Arme um den Hals der Schwägerin und rief in höchster Angst:

„Ich bitte Dir Alles ab! Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht! Ich bin schlecht gegen Dich gewesen und Leon auch. Leon ist todt, o verlaß mich nicht — geh' nicht von mir, so lange ich noch lebe. Ich will Dir Alles abbitten. Schicke Die fort, jage sie aus dem Hause; ich bitte Dir Alles ab."

Das Freifräulein zwang sich, heiter zu lachen, obgleich sie blutige Thränen hätte weinen mögen.

„Du hast mir gar nichts abzubitten, liebe Victorine. Du hast mir nicht mehr Püffe gegeben, als ich Dir gab. Und wenn Du es willst, so sollen die Beiden auf der Stelle Dein Haus verlassen. Ich bleibe bei Dir; habe keine Angst. Um Gotteswillen — Sie — Weib — nach dem Doctor, nach dem Medicinalrath Pfingsten! Sie stirbt, sie stirbt."

Noch starb die Baronin Victorine von Poppen nicht; aber von Stunde zu Stunde wurde sie schwächer. Sie verschied erst am Nachmittage, und die Hand Juliane's ließ sie bis zum letzten Augenblick nicht los. Sie starb, indem sie flüsterte:

„Ich bitte Dir Alles, Alles ab!"

Mit zitternden Händen drückte das Freifräulein Juliane von Poppen die blinden Augen der Todten zu. Das Gericht kam und versiegelte die Zimmer des Hauses Nummer Fünfzig, bis auf das, in welchem die kalte starre Leiche lag. Auf diese allein machten die Gläubiger keine Ansprüche.

Todt und öde war das alte Gebäude, wie das Haus gegenüber. Baptiste und Elise zogen mit reicher Beute und dem Entschluß, gemeinschaftlich einen Victualienkeller zu halten, ab. Viele Gläubiger waren auf die Nachricht vom Tode der Baronin herbeigeeilt, und von dem einst so stattlichen Besitz der Familie von Poppen konnte das letzte Fräulein von Poppen nur den armen, kleinen, halbverhungerten Hund nehmen. Sie trug ihn auf dem Arme fort, und dankbar winselnd leckte er ihr die Hand.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Es gewinnt den Anschein, daß die Sterne auch ihren Willen durchsetzen werden.

Ausführlich und in allen Einzelheiten theilte das Freifräulein dem Polizeischreiber alle Vorgänge der letzten vierundzwanzig

Stunden mit, wenn auch nicht auf dieselbe Weise, wie wir dieselben unsern Lesern erzählt haben. Gesenkten Hauptes ging Helene Wienand neben den beiden Alten; aber sie trug so schwer an den eigenen Kümmernissen, daß sie nur mit halbem Ohr auf die traurige Geschichte vom Ende des Hauses Poppen horchen konnte. Ihre Seele war gefangen auf dem Thurme des Sternsehers Heinrich Ulex. Dort saß der kranke Vater neben dem weisen Freunde und Lehrer des verschollenen Geliebten; nur dort gab es Ruhe für sie, nur dort fand sie Trost. Die Worte des ehrwürdigen Greises hatten denselben schmerzstillenden Einfluß auf sie, dessen Macht Robert Wolf vor Jahren so sehr empfunden hatte. Verhältnißmäßig heiter konnte sie nur dann sein, wenn sie im Giebelzimmer des Nikolausklosters saß, die unruhige Hand des Vaters in ihren Händen hielt, am Nachthimmel still die Sterne ihren Weg durch die Ewigkeit gingen, und der Seher der kleinen ernsten Gemeinde feierlich die erhabenen Zeichen deutete, welche Gott für alle betrübten, suchenden, zweifelnden Menschenseelen in den unermeßlichen Raum des Universums geschrieben hat.

Der Kreis um den Sternseher zog sich immer fester. Wenn in frühern Jahren die nächtlichen Zusammenkünfte der Alten aus dem Walde nur dann und wann stattgefunden hatten, so ging jetzt fast kein Abend vorüber, ohne daß man sich in dem Observatorium des Astronomen zusammenfand. Je tiefer der Lebensabend der drei Jugendgenossen aus Poppenhagen herabsank, desto mehr fiel alles Nichtige und Aeußerliche von ihnen ab; das Freifräulein verschwand aus der Gesellschaft, Friedrich Fiebiger wurde nur noch sehr selten in seiner Stammkneipe gesehen. Lange nicht mehr so häufig wie sonst erging sich der Humorist in sarkastischen Bemerkungen über die Lebens- und Weltanschauung seines Freundes. Es ist eigentlich ein bitter Ding, seine Ansicht deshalb aufgeben zu müssen, weil man zu sehr Recht bekommt, weil Einem das selbst aufgestellte Axiom von der lächerlichen Nichtigkeit aller irdischen Dinge an der eigenen Existenz zu klar demonstrirt wird.

Der Polizeischreiber war aber der Mann, welcher sich drein finden konnte; — er verlor seinen Gleichmuth nicht so sehr, daß er aus einem lachenden Philosophen ein grämelnder weinerlicher Murrkopf wurde. Er warf seine Violine auch nicht ganz in den Winkel, oder an die Wand; er musicirte weiter, wenn auch etwas dumpfer und melancholischer, wie sonst. „Eintönig unckte fort der Frosch sein elendig Sumpflied!" nannte er das mit freier Benutzung eines Verses Virgil's. „Was soll die Creatur auch anders thun; das Volk hat ganz Recht, wenn es meint, der Mensch sei ein Amphibibichum, könne auf dem Trocknen nicht leben und müsse im Wasser umkommen," fügte er dann wohl hinzu und — stopfte eine frische Pfeife.

Auch jetzt folgte er den beiden Frauen auf ihrem Wege zum Nikolauskloster, stieg mit ihnen die alte Wendeltreppe hinauf. Sie brauchten nicht mehr anzuklopfen. Heinrich Ulex öffnete seine Thür, ehe sie die oberste Stufe der Treppe erreicht hatten.

Alles unverändert in dem düstern Gemach! Jedes Bild, jedes Buch, jedes Instrument an seinem Platze! Aber in dem Schatten, welchen die grüne Studirlampe vergeblich zu verscheuchen strebte, suchte sich Jemand zu verbergen, der beim Beginn unserer Geschichte nicht anders als mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen und mit bedauerndem Achselzucken über sein großes Hauptbuch weg, aus dem Fenster seines Comptoirs, drunten gegen Süden, zu diesem Klostergiebel emporgeblickt hatte. Ja, scheu vor jedem Fußtritt, wich der Banquier Wienand in die Dunkelheit zurück und wagte sich nur dann hervor, wenn der Sternseher beruhigend sagte:

„Kommt, es sind Freunde! Kommt, ich will es!"

Nach dem Wort Juliane's von Poppen hatte der Banquier Wienand jetzt hier Schutz gesucht. In schrecklichster Weise war die warnende Drohung erfüllt. Verspottet hatte der große Kaufmann die Sterne und war den furchtbaren Mächten, den dunkeln Geistern der Erde anheimgefallen. Milde und voll Erbarmen sind die Sterne, die lichten himmlischen Kräfte; — zersprengt hatten sie die Fesseln des Unglücklichen und ihn wieder frei auf den Scheideweg gestellt. Nun hatte er zum zweiten Mal im wilden Trotz die hohen Geister verachtet, und zum zweiten Mal war er in die Gewalt der Dämonen gefallen. Auf Erden war keine Rettung mehr für den Banquier Wienand;

zweimal ließen die Unterirdischen ihr Opfer nicht frei.

Zu ihrem Vater eilte Helene und küßte ihm die Hand, diese Hand, welche noch immer die kindische Papierrolle hielt, von welcher der Polizeischreiber seinem Vorgesetzten erzählt hatte. Dem Sternseher berichtete das Freifräulein den Tod der Baronin Victorine, und wie Fiebiger sprach auch Heinrich Ulex:

„Sie ist von einem traurigen Leben erlöst, Natur und Erziehung haben sie manchen Fehler begehen lassen; bittere Frucht hat sie aus dem Samen, welchen sie streute, geerntet. Arme Frau! möge sie sanft ruhen."

Nun saßen sie Alle nach gewohnter Weise im Kreis, und dicht neben dem Sternseher kauerte der Irrsinnige und bewachte mit ruheloser Aufmerksamkeit jede Bewegung desselben.

Der eigentliche Gedankenaustausch über den Tod der Baronin von Poppen fand jetzt erst statt, wo jeder der drei Alten aus Poppenhagen seine Meinung darüber sagen konnte. Es konnte nicht fehlen, daß ein solches Ereigniß die Jugenderinnerungen auf das Lebendigste anregte. Sie erwachten auch, — traurig und freudig, trübe und lieblich stiegen sie empor. Das beschränkte, wunderlich vollgepfropfte Observatorium des Astronomen wurde zu dem großen Walde, aus welchem die drei Alten stammten; nur von ihrer Jugend und Dem, was daraus in dem jetzigen Augenblick herüberklang, sprachen die drei Alten an diesem Abend.

Ohne Scheu und Scham konnten diese greisen Köpfe jedes Angedenken zurückrufen; vor keiner Stunde ihrer Jugend mußten sie erschrecken und erröthend zurückweichen.

„Ich bin nun die Letzte meines Namens," sagte das Freifräulein, „zu Grunde geht das alte Geschlecht. Als man den letzten Herrn von Poppen todt in das Haus seiner Mutter trug, hat die Welt die Achseln gezuckt, und Viele haben der Verachtung Spott hinzugefügt. Die närrische Mutter hat sich um den Sohn zu Tode gegrämt; aber, Ihr Leute von Poppenhagen, den grimmigsten Schmerz habe doch ich, ich allein, um den letzten Freiherrn von Poppen getragen. O es ist so schrecklich, so kläglich, das letzte Weib von einem Geschlecht zu sein, dessen letzten Männern der Hohn und der Spott in die Gruft folgte, denen die öffentliche Meinung den adligen ritterlichen Schild mit Lachen am Grabe zerschlug. Sie lachen! Sie lachen! Das ganze Volk lacht, in seinen Häusern, auf seinen Märkten, in seinen Gerichtsstuben, in den Versammlungen seiner Abgeordneten und Vertreter. Weh, und es hat das Recht, zu lachen; es kann, es darf nicht die Unschuldigen, Tapfern und Treuen von den Jämmerlichen und Erbärmlichen scheiden, wenn es ein starkes, mannhaftes Volk bleiben will. Ihr Männer von Poppenhagen, beklagt, beklagt das arme Freifräulein von Poppen, beklagt alle Die, welche ihren Namen, ihr Geschlecht, ihren Wirkungskreis, Alles, Alles im Hohn des Volkes untergehen sehen, und welche sich vor Gott und ihrem Gewissen auf die Seite der Spötter und Lacher stellen müssen."

Die beiden Greise neigten sich gegen die alte Jungfer, wie sich einst stolze, tapfere, selbstbewußte Vasallen vor einer unglücklichen Lehnsherrin geneigt haben würden.

„Fräulein von Poppen," sagte der Schreiber, „in unserer Zeit, wo die bewegende Kraft in die Massen zurückfällt, wo selbst die Größten nur das wollen dürfen, was die Allgemeinheit will, in dieser Zeit steht der Einzelne, der stets und mit aller Kraft das Edle und Gute gewollt hat, freier von Verantwortlichkeit für Andere da, wie in keiner andern Epoche. Geschlechter, Stände mögen im Lachen der Menge zu Grunde gehen; der tadellose, fleckenreine Schild des Einzelnen wird um so heller glänzen."

„Juliane," sprach Heinrich Ulex, „an dem Grabe des Sohnes der Baronin von Poppen zerbrach man nicht den Schild des alten Geschlechts; man zertrümmerte nur den Schild Leon's von Poppen. Juliane von Poppen hat ihren eigenen Schild, und der wird ihr auf den Sarg gelegt werden, und Niemand, Niemand wird dabei lachen. Weinen wird man, recht von Herzen weinen, und nicht nach Ständen werden sich die Freunde um die Gruft drängen. Edelleute, Bürger und arme Proletarier werden der Geschiedenen Namen mit einer Stimme für rechtedel erklären."

„Ich danke Euch, Freunde," rief das Freifräulein, durch Thränen lächelnd. „O es war doch damals eine schöne Zeit im Winzelwalde, als ich Euch das Lesen lehrte. Wir haben uns gut durchgeschlagen und

tapfer zu jeder Zeit zusammengehalten. Fast ein halbes Jahrhundert ist's her, seit die böse Mamsell Schnubbe unser Versteck im Eberkamp ausfindig machte, und mein Vater mich halb todt schlug, und Ihr aus dem Winzelwalde fliehen mußtet, Ihr armen Knaben. Nun sitzen wir hier, drei Grauköpfe, und sehen nach den Sternen —"

„Und die Sterne haben uns gut geführt," sprach Ulex.

Fritz Fiebiger der Polizeischreiber nickte mit dem Kopfe:

„Zwei Hagestolze und ein — altes Fräulein. Die Sterne haben uns wirklich so gut als möglich geführt."

Noch Vieles sprachen Heinrich, Friedrich und Juliane von ihrer Jugend und den Sternen; der Kranke neben dem Sessel des Sternsehers schlief fest, wenn auch unruhig. Aus den Betrachtungen des Todes gelangten die drei Alten aus dem Walde allmälig immer mehr in die freundliche Helle des Lebens zurück; auch von Robert Wolf sprachen sie, von dem Jüngling aus dem Walde, und lichte Gluth flog nun über Helene Wienand's bleiches abgehärmtes Gesicht. Bis jetzt hatte sie auf das Gespräch der Greise nur halb horchen können. Die eigenen Gedanken ließen sie nicht los, und wie sie sich auch abmühte, den Geist auf das Nächste zu richten, ihn in dem Kreise der Freunde, an der Seite des unglücklichen Vaters festzubannen; immer von Neuem wurde ihre Seele widerstandslos entführt, hinausgewirbelt in die Weite, auf unbekannte Pfade, über fremde Wildnisse, über unermeßliche Wüsteneien von Land und Wasser. Das Brausen und Sausen um den alten Klostergiebel; jedes stärkere Anschwellen des Windes nach kurzer Ruhepause erhöhte dieses ahnungsvolle, bange, ruhelos suchende Gefühl. Ach, die Alten, welche mit dem Leben abgeschlossen hatten, hatten gut die Sterne zu loben!

Jetzt aber ahnte der feinfühlende Gelehrte, was im Herzen des jungen Mädchens vorging. Sanft nahm er die Hand desselben und sprach:

„Du liebes Kind, fasse Muth. Für Jeden, Jeden kommt die Stunde, wo er die Sterne preist — früher oder später, hier oder dort oben. Keiner bleibt ewig ausgeschlossen, für Jeden, Jeden kommt der Augenblick, wo Alles ausgeglichen, Alles gut ist. Keiner bleibt trotzend oder mit verhülltem Angesicht im Winkel stehen, während die Andern vom liebenden Arm der Mutter warm umschlungen werden. Hoffe, hoffe, liebes Kind, Du darfst es; die Hoffnung der Jugend liegt noch vor dem Grabe. Gib den Sternen die Deutung der Jugend, so lange Du jung bist. Ja, horche nur auf den Fußtritt des Glückes. In jedem Augenblick kann es kommen, Dich in ein neues helles Dasein zu führen."

Und während der Alte auf dem Thurme so sprach, schritt ein Wanderer schnell durch die Gassen der Stadt. Der letzte Eisenbahnzug, der von Norden her die Stadt erreicht, hatte diesen Wanderer herübergeführt; es war Robert Wolf. Ein Wundarzt, welcher den letzten Theil der Reise mit ihm zusammen machte, hatte ihn mit aller Gewalt zur Ader lassen wollen, weil er eine Gehirnentzündung oder dergleichen bei dem jungen aufgeregten Passagier im Anzug glaubte. Eine Reisetasche mit den Buchstaben R. W. figurirte später im Verzeichniß der in den Wagen vergessenen Gegenstände.

Mit einem Satze aus dem Coupee! Mit hochgeschwungenem Paß vorüber an den mißtrauischen Helfershelfern des Polizeischreibers Fiebiger! Mit einem Sprung aus der Halle in die Gassen. O wie die Pulse klopften, wie es vor den Augen flimmerte, wie die Gaslichterreihen tanzten!

Es ist ein weiter Weg vom Hamburger Bahnhof bis in die Mitte der Stadt, bis zur Musikantengasse, bis zum Nikolaikloster; aber keine Prämiendroschke hätte ihn schneller zurückgelegt, wie Robert Wolf. Erst an der Ecke der Kronenstraße mäßigte er seine Schritte; zwischen der einstigen Wohnung des Banquiers Wienand und dem von Poppen'schen Hause stand er einen Augenblick ganz still. Der holde Baptiste war nicht mehr instruirt, ihn zu überwachen; — dunkel waren die Fenster zu beiden Seiten der Häuser, zwei derselben in der Nummer Fünfzig waren geöffnet, und der Wind hatte die weißen Gardinen hervorgerissen und warf sie gespenstisch hin und her. Die Straße war nicht sehr belebt, alle Vorübergehenden hätte Robert Wolf fragen mögen, ob sie nichts wüßten von den beiden dunkeln Häusern und ihren Bewohnern. Endlich riß er sich los von der Stelle, die ihn so gewaltthätig bannte; weiter schritt er durch die bekannten Gassen, das Laby-

rinth, welches ihn vor Jahren so sehr geängstet hatte. Jetzt schreckten die aufgethürmten Steine, das Drängen des Volkes den Mann nicht mehr, welcher das Cap Horn umschifft hatte, welcher über die großen Prärien geritten war.

Noch eine Ecke, und da — da war die Musikantengasse, da war das Haus Nummer Zwölf. Ein Heimchen zirpte laut unter der Schwelle; aber nur die mittlere Etage, in welcher jetzt ein Beamter wohnte, war erleuchtet. Weiter oben war Alles dunkel, der Particulier Mäuseler befand sich im Rothen Bock; der Gatte der liebenswürdigen Angelika gähnte wahrscheinlich eben auf der andern Seite der Erdkugel den jungen amerikanischen Tag an; wo der Polizeischreiber Friedrich Fiebiger sich befand, wußte Robert Wolf, und so trat er nicht ein in das Haus, sondern grüßte nur ernst und gerührt nach den höchsten Fenstern desselben.

Da war das dunkle Gäßchen und das Fenster der Kammer, in welcher der Meister Johannes Tellering gestorben war! Da war die niedere Pforte, welche in den gerümpelvollen Hof des Nikolausklosters führte, da war die steile Wendeltreppe, der Schleichweg der Mönche, wo der Schüler des Sternsehers sonst drei Tritte für einen genommen hatte! Heute stieg er Tritt für Tritt empor und hielt sich krampfhaft an dem baufälligen, knackenden Geländer; gleich einem Trunkenen schwankte er. Alle Ecken und Winkel am rechten Fleck! auch die Ecke, an welcher man sich so leicht das Schienbein zerstieß! Tüchtig rannte Robert Wolf dagegen; aber er hatte kein Gefühl für den Schmerz.

Und im Giebelzimmer des Sternsehers sagte eben Juliane von Poppen: „Es ist Zeit zu scheiden; wir müssen gehen, Helene!“ Da richtete sich Heinrich Ulex horchend auf, und Friedrich Fiebiger sprang empor.

Welch ein Schritt draußen?!

Lautlos, regungslos horchte der kleine Kreis, und dann klopfte es an der Thür, und die Thür öffnete sich. Der Polizeischreiber stieß einen ganz unpolizeimäßigen Schrei aus, der Gelehrte hob die Hände; Helene Wienand erhob sich geisterbleich, zitternd an allen Gliedern, und das Freifräulein ließ den Krückstock fallen.

In den Armen hielt Friedrich Fiebiger den Pflegesohn:

„Da bist Du! Da bist Du! O jetzt lobe ich auch ohne Vorbehalt die Sterne. Junge, Junge, mein lieber Junge, da bist Du endlich.“

Er ließ ihn nur los, um ihn dem Sternseher hinzuschieben:

„Da hast Du ihn auch! Da habt Ihr Alle ihn! Er ist es! Die Cannibalen haben ihn nicht gefressen. Gepriesen seien die Sterne!“

„Gesegnet sei Dein Eingang, liebes Kind!“ rief Ulex mit hochbewegter Stimme. „Wir haben Dich mit Sehnsucht erwartet, aber ich wußte wohl, daß Du zu rechter Stunde kommen würdest.“

Sprachlos, mit überströmenden Augen, blickte Robert umher, er sah auch Helene und wollte auf sie zu; doch das Freifräulein trat jetzt heran, dicht heran an den heimgekehrten Wanderer. Die Lampe hatte sie vom Tisch genommen und ließ den Schein derselben ihm voll in's Gesicht fallen und sah ihm aufmerksam und prüfend in die Augen. Sie sah in das mannhafte Gesicht und sah die hellen Thränen an den Wimpern hängen, die Lampe setzte sie nieder, reichte dem Jüngling die Hand und sagte:

„Du hast Dich gut gehalten; — sei willkommen!“

Seine hohe Gestalt beugte Robert, um der alten Dame die Hand zu küssen; aber sie faßte ihn um den Hals und küßte ihn auf die Stirn. Dann warf sie in ihrer alten Weise den Kopf zurück und sagte mit vollständig verändertem Ton und Ausdruck:

„Nun, junger Herr, wollen Sie meinem Kinde hier kein Wort sagen? Komm her, Helene; komm aus dem Schatten, Liebchen; die Sonne will wieder in Dein Leben scheinen.“

Einen Schritt trat Robert vor, doch dann blieb er stehen, wie eingewurzelt; aber Helene Wienand breitete die Arme aus, und — nun war Alles gut. Der Sternseher Heinrich Ulex leitete sanft den irrsinnigen Vater zu den beiden Kindern und legte die Hand desselben auf die verbundenen Hände Robert's und Helene's. Der Banquier sah nur den Astronomen an, und als dieser das Haupt neigte, nickte auch er wohl hundertmal hintereinander und lächelte scheu blinzelnd, als freue er sich, daß er etwas thue, was dem weisen Mann gefalle.

„Seid glücklich in Eurer Liebe, Kinder!" sagte der Sternseher. „Wenn in diesem Augenblick der Schleier von der Seele dieses Armen fiele, so würde er nicht mehr trennend zwischen Euch treten. Preise die Sterne, Sohn; sie haben Dir ein gutes Theil gegeben, und ein hohes Glück hast Du gewonnen; nun halte es fest, und laß es Dir durch nichts rauben. Du aber, Tochter, erinnere Jenen immer, wenn es Noth ist, daß auch hinter der Entsagung das Glück liegen kann; — und Deine Kinder lehre auch, nach den Sternen zu blicken; viel schwerer als den Müttern wird es jedem andern spätern Lehrer."

Wir sind durch Alles, was nun noch an diesem Abend auf dem Giebel des Nikolausklosters besprochen wurde, selbst geschritten. Sie hatten Alle im kleinen Kreise viel erlebt und wohl auch viel erduldet. Viel besser ließ sich das, was in Briefen, die auf der Fahrt um's Cap Horn verloren gegangen waren, gestanden hatte, mündlich sagen. Bericht gaben sie einander und verschwiegen nichts. Die Beiden, welche lieber im stürmenden Meer, als in einem hübschen Teich voll Wasserrosen und flüsternden Schilfs versinken wollten, schwebten durch den Raum, und Alle im Kreise bis auf den Kranken grüßten in gedankenvoller Trauer die Schatten von Friedrich und Eva Wolf.

Als Robert die Erzählung seiner Abenteuer und Schicksale beendet hatte, sprach der Polizeischreiber dem König Salomo die Worte nach, welche wir diesem Roman vorangesetzt haben: „Ein Messer wetzet das andere, und ein Mann den andern." Mit einem schlauen Blick auf Helene jedoch fügte er hinzu: „Die Weiber aber wetzen tüchtig mit; — wenn die Sterne ihren Segen geben, so müssen wir am Ende wohl scharf werden."

Von den Plänen, welche Robert Wolf schon auf seiner Ueberfahrt von New-Orleans nach Hamburg in Hinsicht auf den Poppenhof gefaßt hatte, sprach er auf dem Thurm des Sternsehers nicht. Erst als er mit dem Polizeischreiber in dem alten verräucherten Gemach in der Musikantengasse allein war, theilte er sie dem Pflegevater mit, und nachdem dieser den „jungen Capitalisten," den „Glückspilz" aus Poppenhagen beglückwünscht hatte, fand er den Plan „raisonnable" und man beschloß, an Otto Krokisius zu schreiben. „Ja, kaufe das alte Junkernest," sagte der Schreiber. „Es liegt eine eigenthümliche Gerechtigkeit darin. Führe Dein junges Weib als Herrin an den Ort, welchen der letzte Freiherr von Poppen nicht behaupten konnte; erhalte dem letzten Fräulein von Poppen die Heimath. Wahrlich, die Bauern haben den Rittern das Spiel abgewonnen!" Der Morgen dämmerte über den Dächern — der Tabacksqualm war undurchdringlich. Man beschloß, gar nicht mehr zu Bett zu gehen, und Robert Wolf kochte, unendlich glücklich und hoffnungsreich, in alter Weise den vortrefflichen Kaffee, dessen Bereitung ihn einst der alte Heimathsgenosse gelehrt hatte.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Die Sterne setzen ihren Willen durch, ihrem Willen befiehlt der Erzähler sich und sein Werk.

Es war ein stiller wolkenloser Tag in jener herrlichen Jahreszeit, wo Frühling und Sommer sich die Hand reichen. Der Hochwald stand in seiner vollsten, frischesten Pracht, Dämmerung hier, dort blendendes Licht — dort flimmernd Gemisch von Licht und Schatten. Glorreich strahlte die Nachmittagssonne; aber ahnungsvoller Duft verschleierte alle Ferne. Dicht verwachsen war der Waldweg, der eine Stunde früher, als die Kunststraße, welche im Thal sich um den Kaiserberg wand, das Dorf Poppenhagen erreichte. Es kostete Mühe, sich auf diesem Pfade durchzuwinden; aber er war dafür auch mit allem lieblichen und romantischen Zauber der Wildniß auf's Reichste geschmückt. Anmuthiges Gerank, knorrige Stämme, Felsentrümmer, rieselndes Wasser, frischgrünes Moos und Blumen waren wie von Künstlerhand darauf vertheilt; die Gluth und der Staub der Heerstraße gehörten hier nur in das Reich ungemüthlicher Träume.

„Noch einen Augenblick, Lieb, und wir haben die Höhe erreicht!" rief eine klangvolle Männerstimme im Gebüsch der Tiefe. „Reiche mir die Hand, armes Kind!"

Eine andere lieblichere Stimme antwortete darauf noch ein wenig weiter zurück:

„Du beklagst mich wohl noch gar, Robert? Steig' nur voran und habe keine Sorge um mich. Es ist ein wonniglich Athmen hier."

Die Männerstimme wiederholte eine ein-

fache, aber hübsche Melodie, welche vorhin ein Waldmädchen den beiden aus der Tiefe Emporklimmenden entgegengetragen hatte; das Rauschen im Gebüsch näherte sich der Stelle, wo der Pfad den Gipfel des Berges erreichte; die zwei Wanderer traten aus dem Schatten auf die lichte Stelle, von welcher man die schönste Aussicht weit über den Winzelwald hatte, ohne jedoch nach irgend einer Seite hin das Ende desselben zu erblicken.

Wir kennen die beiden jungen Leute, welche sich aus dem Gebüsch loswanden. Es waren Robert Wolf und Helene Wienand; Letztere in schwarzen Trauerkleidern; aber doch mit dem rosigen Schimmer wiederkehrender Lebensfreudigkeit auf den Wangen.

„O wie wunderherrlich!“ rief die Braut, an dem Arme des Verlobten athmend ausruhend von den Beschwerden des Weges. Sie hatte tapfer mit dem Gezweig kämpfen müssen, mit neckischen Fingern hatte ihr eine muthwillige Ranke den breiten Hut vom Kopf gezogen und ihr in die Locken gegriffen; auf ihrer Schulter saß ein Marienkäfer, der sich lieber so anmuthig tragen ließ als selber ging.

„Und dort hast Du Poppenhagen!“ sagte Robert, auf eine Thurmspitze zeigend, welche zur Rechten aus einem Thal hervorlugte.

Lange blickte das junge Paar stumm nach der angedeuteten Gegend hin; dann erklärte Robert weiter:

„Die Felder, welche dort an jenem Berge emporlaufen, gehören zum Poppenhof; die eigentliche Feldmark des Dorfes kann man von hier nicht sehen. Nun bist Du mitten in meiner Jugendheimath, süße Braut! Ach wie oft habe ich an dieser Stelle gelegen, den Wolken nachsehend und unbestimmte Luftschlösser in den Aether bauend. Welch ein guter alter Bekannter ist jener Baumstumpf dort! Nur jene Berglehne drüben jenseits der Chaussee war damals nicht abgeholzt; sonst ist Alles heute, wie es damals war, als ich mich hier zum Robinson Crusoe träumte, oder den Fahrten Sindbad's des Seefahrers nachsann.“

„Der silberne Faden, welcher so still und langsam durch die Luft schwebt, kann Vieles überdauern, welchem der Mensch unendliches Dasein geben möchte. Es ist so traurig, daß der Mensch in sein dunkles Grab gehen muß, wenn die Welt in so lichtem Glanz daliegt. Sieh, welch ein schöner Schmetterling sich dort wiegt; wie er sich schaukelt und sich freut — aber immer, immer muß ich an den todten Vater denken!“ seufzte Helene.

„Da unten auf der Landstraße kriecht der Wagen,“ sagte Robert Wolf. „Er schleppt langsam die alten Freunde der Heimath zu. Was sollen sie thun, wenn wir so trübe und thränenvoll in all' diese Schönheit blicken?“

Die Braut küßte den Verlobten:

„Du hast Recht, Lieber; es ist Sünde gegen Dich und Gott, jede gute Stunde durch nutzlose Klagen zu verfinstern. Du mußt recht viel Geduld mit mir haben, Robert; — o Deine Heimath ist so schön! Komm, führe mich weiter hinein; glaube mir, seit wir gestern die Berge erreichten, ist mein thörichtes Herz schon um Vieles leichter geworden.“

„Bald wird es ganz gesunden, Du Süße, Liebe!“ rief Robert. „Nimm meinen Arm, einmal führe ich Dich noch recht tief in den Wald, und dann steigen wir hinab in das Dorf, und sehen, was die Freunde daselbst gefunden haben, und wie der wackere Otto für uns gesorgt hat.“

Sie folgten dem Waldwege noch eine Viertelstunde lang, dann betrat der neue Herr des Poppenhofes mit seiner Braut einen andern engen Pfad, der wieder weiter seitwärts abführte. Trotzige Felsen ragten mitten im dunkeln Tannenforst.

„Das ist der Kaiserstein,“ sagte Robert. „Von jenem Vorsprung stürzte einst Era Dornbluth meinen Bruder. Fürchtest Du Dich vor der Wildniß, Herz? O Du solltest den Tannenwald im Sturme, in der Winternacht sehen und hören. Das gibt ein lustig Sausen, Schwirren, Donnern und Krachen, wenn die Windsbraut mit den Waldgeistern hier ihre Tänze aufführt. Hier links, Liebchen — dort hinaus kommt Sumpf und Moor, das ist der Eulenbruch. Wart' nur, gleich führ' ich Dich wieder in's Licht. Wer den Weg nicht kennt und in der Nacht sich hierher verliert, den können die Irrlichter tüchtig necken und verlocken. Aber die rothen Wölfe vom Eulenbruch kennen den Weg und fürchten die Kobolde nicht.“

Auf den Tannenwald folgte wieder Buchenwald; plötzlich faßte Robert die Hand Helene's fester und zog sie schneller vorwärts, einen kleinen Abhang hinan. Dro-

ben stand er still, als eben die Sonne über die Berge im Westen herabsinken wollte; wortlos deutete er auf ein graues ärmliches niederes Gebäude, welches auf einer kleinen Wiese einsam, fern von allen andern Menschenwohnungen, lag. Nirgends ein lebendes Wesen zu erblicken! Kein Laut unterbrach die Stille.

Helene Wienand umschlang den Geliebten fest, und dieser sagte dumpf:

„Da ist der Ort! Da sind alle die rothen Wölfe, bis auf den Fritz und mich, untergegangen — verdorben, gestorben in Hunger, Jammer und Elend. Am Yuba liegt nun auch Friedrich Wolf neben Eva Dornbluth; — mich allein haben die Sterne errettet, ach und bis in's tiefste Herz hinein fühle ich, wie wenig ich selbst zu meiner Rettung, meinem Glück beigetragen habe. In tiefster Demuth beuge ich mein Haupt den Sternen; sie haben mir Alles erhalten, was Gutes in mir war; sie haben mir Alles gegeben, was ich bedurfte; die höchsten, schönsten Wünsche haben sie mir erfüllt; o Helene, Helene, meine Braut — dort die Hütte — und Dein Herz schlägt an dem meinigen — und drunten im Thal die Freunde! — o wie hat der letzte der rothen Wölfe vom Eulenbruch die Sterne zu preisen!"

„Ich will Dir ein gutes Weib sein!" sagte Helene Wienand ganz leise, und dann fügte sie leise hinzu: „Sollen wir nun näher dort hingehen; vielleicht ist die Thür offen?!"

„Nein, nein!" rief Robert Wolf; „ich kann, ich will nicht in jene Thür treten, ich will auch nicht durch's Fenster sehen. Ach Du weißt nicht, ahnst nicht, welches namenlose, gräßliche Elend jenes morsche Dach verbarg. Die Sterne haben mich darüber emporgehoben — sie haben mich gelehrt, das fremde Elend in seinen schrecklichsten Schlupfwinkeln aufzusuchen, und so Gott will, will ich keine Gelegenheit dazu leichtsinnig vorübergehen lassen. Aber die Stelle, wo ich selbst, wo meine Eltern, meine Brüder und Schwestern hilflos lagen, ohne daß sich eine Hand eher nach ihnen ausstreckte, als bis es zu spät war, die Stelle will und kann ich nicht mehr sehen."

Helene faßte den Freund fester und flüsterte:

„Du hast Recht — komm, komm! Laß uns fort, laß uns fort zu den Freunden. Es wird Abend, sieh, da ist auch schon der Abendstern."

„Grad' über dem alten Hause!" flüsterte Robert, eben so leise wie die Braut. „Wie still und friedlich Alles! Wie der letzte Strahl der Sonne die Baumwipfel vergoldet! Ueber der Hütte der Stern — ich will nie mehr an die eine ohne den andern denken."

Sie gingen zurück durch den Wald, und Stern auf Stern trat am klaren Abendhimmel hervor. Auf einem breitern Wege erreichten sie kurz vor dem Dorfe die Kunststraße. Es war jetzt vollständig Nacht, eine stille warme Nacht. Bei jedem Schritt vorwärts stieß das heimkehrende Kind von Poppenhagen auf eine Jugenderinnerung, und auf Alles machte Robert die Braut, die er mitbrachte aus der weiten Welt, aufmerksam. Da rauschte der Brunnen am Eingange des Dorfes noch grade so wie sonst; wie sonst trieben die Kinder auf der Gänseweide ihre Spiele.

Es herrschte große Aufregung in Poppenhagen, die Männer und Weiber steckten die Köpfe zusammen; man lief von Thür zu Thür und gesticulirte, es war aber auch ein Ereigniß, die Rückkehr der „Ortsleute."

Die drei Alten, Ulex, Fiebiger und das Freifräulein, waren freilich so ziemlich vergessen; nur ganz wenige Grauköpfe erinnerten sich ihrer. Robert Wolf vom Eulenbruch aber war noch in Jedermanns Gedächtniß, und jetzt — kam der heim aus der Fremde, so reich, „daß es nicht auszusagen war." Der Poppenhof gehörte dem rothen Wolf vom Eulenbruch, welchen der Pastor Tanne, Seliger, doch gewiß eine geheime Kunst aus seinen Büchern gelehrt hatte; sonst wäre so etwas doch gewiß nicht möglich gewesen!

Und der volle Mond stieg empor und beleuchtete Berg und Thal, das Dorf, das aufgeregte Volk, die Kirche und den Kirchhof.

Auf dem Kirchhof schritt gebückt eine Gestalt unter den Gräbern umher und suchte alte Namen auf eingesunkenen Steinen und morschen Kreuzen. Wo die Hecken des Kirchhofs, des Pfarrgartens und des Gartens der Schulmeisterei zusammenstießen unter der hohen Esche, wo einst Eva Dornbluth mit Fritz und Robert Wolf Zwiesprache gehalten hatte, lehnte jetzt eine ganz junge Schulmeisterin mit einem Kind auf dem Arm und beobachtete scheu neugierig

den Greis zwischen den Gräbern, den Mann aus dem Giebel des Nikolausklosters, den Sternseher Heinrich Ulex aus Poppenhagen. Auch Robert und Helene erstiegen die ausgetretenen Stufen, welche auf den Friedhof führten. Der Greis trat ihnen entgegen und seufzte:

„Ich finde meine Gräber nicht mehr — nicht eines. Es ist wohl gut so; aber auch sehr traurig. Ach, ich hätte Euch doch nicht hierher folgen sollen!"

Er stützte sich schwer auf den Arm des Schülers und ließ sich von ihm führen, wie ein Vater von seinem Sohne.

Seine Gräber fand Robert Wolf noch und zeigte sie seiner Braut; nur die Stelle war bereits etwas undeutlich, wo die vier kleinen Särge, die einst im Laufe einer Woche vom Eulenbruch hergetragen wurden, beigesetzt waren.

Still schritten die Drei wieder herab von dem Kirchhof und weiter durch das Dorf. Unter der großen Linde fanden sie den Polizeischreiber Friedrich Fiebiger aus Poppenhagen bereits im vollen lebhaften Verkehr mit der Gemeinde. Er nahm den Personalbestand des Dorfes an Menschen und Vieh auf und verfehlte nicht, den jungen Gutsherrn und seine Braut dem Kreise der dörflichen Notabilitäten vorzustellen. Der Polizeischreiber war eben so erregt und melancholisch gestimmt wie die Andern, die heute mit ihm gekommen waren; er hielt es aber für seine Pflicht, in seiner Weise der Stimmung der Andern ein Gegengewicht zu geben.

Er nahm für jetzt Abschied von dem neugewonnenen Bekanntenkreise und schloß sich dem Sternseher und seinen beiden jungen Begleitern an. In ihrer Gesellschaft überschritt er den Dorfbach, und ein kurzer Weg brachte Alle zum Einfahrtsthor des Poppenhofes.

Hatte sich im Dorfe wenig verändert, so war die Umwandlung hier desto augenscheinlicher. Alles lag in der schlimmsten Verwahrlosung, Alles war vernachlässigt und verfallen; an dem Unbedeutendsten sah man, daß lange Jahre hindurch das Auge des Herrn gefehlt haben mußte. In dem Herrenhause standen die Gemächer leer; zerschlagene Fenster und zerbrochene Dächer gab es bedeutend mehr, als ganze. Düngerhaufen waren über den ganzen Hofraum verzettelt, und ein paar magere Schweine sammt einigen Hühnern trieben sich, wie es schien, vollständig herrenlos darauf umher. Ein bösartiger Hofhund zerrte lautheulend an seiner Kette, als habe er die ungeheuerste Verantwortung dafür, daß nichts von dem Schmutz, dem Dünger, den Trümmern abhanden komme. Außer einem cretinartigen Kinde, welches mit einem andern kleinen ähnlichen Geschöpf auf dem Rücken vor den eintretenden Fremden die Flucht nahm, war Niemand von den bisherigen Bewohnern des Gutes zu erblicken.

In der Mitte des Hofes stand im Mondenschein neben einem alten wunderlichen halbverfaulten Pfosten noch eine Gestalt; aber diese gehörte nicht zu den bisherigen Bewohnern des Herrenhauses. Eine rostige Kette hing von dem häßlichen Pfahl, und das Freifräulein Juliane von Poppen hielt diese Kette gefaßt; als die Andern auf sie zukamen, warf sie aber dieselbe von sich, daß sie klirrend um den alten Pfosten schlug.

„Was wollen wir hier, Heinrich? Weshalb sind wir hierher zurückgekommen? Gib mir Deine Hand, Heinrich, Deine treue, gute, milde Hand; laß uns fortgehen, hier ist nicht unsere Stelle!"

Das letzte Fräulein von Poppen gebrauchte fast dieselben Worte, welche der Sternseher Heinrich Ulex auf dem Kirchhofe des Dorfes gerufen hatte.

Sie hatten Recht, diese beiden Alten; hier war ihre Heimath nicht mehr. Ihre Füße waren zu müde geworden von dem langen, weiten, mühsamen Wege durch das Leben und trugen die Greise nicht mehr in die wilden Verstecke des Winzelwaldes, wo alle süßen Erinnerungen ihrer Jugend schliefen. Auf dem verwahrlosten Poppenhofe aber gingen nur unheimliche Gespenster aus der vergangenen Zeit um, und aus dem Schutt der Jahre sproßte nicht die kümmerlichste Blume.

„Und doch ist nur eine kurze Zeit vergangen, seit wir Kinder waren, Juliane!" schloß Heinrich Ulex laut eine lange stumme Gedankenreihe.

„Eine kurze und doch lange Zeit," antwortete das Fräulein. „Das ist eben das Schreckliche, daß sich Beides so vermischt: wir stehen hier alt und grau in einer neuen Zeit, und doch ist es mir, als sei jener Tag, an welchem Deine Mutter hier stand und mein Bruder Dich hier mißhan-

delte, erst eben zu Ende gegangen, als seien jene Sterne dort oben eben jenem Tage gefolgt."

Auch seine Hand legte jetzt Heinrich Ulex leise auf den Schandpfahl und das Halseisen; dann aber blickte er mit feucht glänzenden Augen empor zu den himmlischen Lichtern und sprach:

„Es sind dieselben Sterne, welche jenem Tage zu Grabe leuchteten. Sie lächeln heute, wie sie damals lächelten; sie wußten, daß es damals nicht anders sein konnte; sie wissen, daß heute Alles gut ist, wie es ist."

Der Polizeischreiber Fiebiger war seit einigen Augenblicken aus dem Kreise der Andern verschwunden; jetzt kam er zurück, begleitet von dem Rechtsanwalt aus Löffelhofen, Otto Krokisius, welcher Letztere jetzt erst den Freund und dessen Braut begrüßte. Der Schreiber trug eine Axt und der Advocat eine Erdhacke.

„Greif zu, Arzt und praktischer Philosoph!" rief Fritz Fiebiger aus Poppenhagen, seinem Pflegesohn das Beil in die Hand drückend. „An's Werk, Otto Krokisius, praktischer Philosoph und beider Rechte Beflissener. Nieder mit dem Dinge! Herunter damit!"

„Wohl gesprochen, Polizei!" rief lachend der verlorene Sohn des Consistorialraths Krokisius. „Wenn Ihr's erlaubt, so wird's an uns nicht liegen, wenn dieses angenehme antediluvianische Institut noch länger sich eines aufrechten Daseins freut. Wenn es nicht unkindlich wäre, so wünschte ich, daß sämmtliche Exemplare von meines Herrn Papas und eines hochwürdigsten Kirchenraths neuester lutherisch-päpstlicher Bannbulle dran hingen!"

Der neue Herr des Gutes arbeitete mit einer wahren fieberhaften Hast an der Zertrümmerung des Pfahls, und bald stürzte derselbe zu Boden.

„Hier wollen wir einen Brunnen graben, Robert Wolf," sagte Fiebiger. „Hoffentlich wird ein gutes, klares und heilsames Wasser aufspringen."

Otto Krokisius hatte sein Möglichstes gethan, einige Zimmer des Schlosses bewohnbar zu machen. Als die Alten und Helene sich dahin zurückgezogen hatten, saß er mit dem Universitätsfreunde noch eine geraume Zeit zusammen, und sie besprachen Nahes und Fernes.

„So hast Du nun Deinen Willen und das alte Räubernest auf dem Nacken," sagte der Jurist. „Du hast viel Geld, vielleicht zu viel in den Kauf gesteckt. Du bist Arzt, aber die Mutter Erde ist eine gesunde robuste Person, hat den Doctor selten nöthig und begnügt sich mit der Hebamme."

„Darüber sorge ich nicht. Ich kenne die Wirthschaft hier im Walde; bis zum achtzehnten Jahre habe ich hier am Orte selbst thätig mit eingegriffen und weiß so ziemlich Bescheid, und werde das Fehlende leicht ergänzen; auch bin ich für die ersten schwierigsten Jahre noch anderweitig gerüstet."

Otto Krokisius kratzte sich hinter dem Ohr. „Du bist ein Glückspilz und ich glaube wahrhaftig, das wird sich auch hier wieder zeigen. Ich habe in meinem Leben nur einen Schatz gefunden und gehoben — meine Frau. Wann willst Du heirathen?"

„Wenn die Bauern Hochzeit machen, im Herbst."

„Deine Antworten kommen Schlag auf Schlag; das ist gut. Du hast auch darin, seit wir uns auf jenem Hügel trennten, Fortschritte gemacht. Alter Junge, Alles in Allem genommen, freue ich mich unendlich, daß Du hier sitzest und sitzen bleiben willst. Wir wollen hier zusammenhalten in guter und böser Zeit, und unsere Weiber sollen Rosen um das eherne Band winden."

„So soll es sein!" sagte Robert Wolf vom Eulenbruch. — — —

Es gestaltete sich Alles so gut, als der Mensch hienieden unter den Sternen verlangen kann. Trefflich gedeiht Robert mit seiner Frau und seinen Kindern auf dem Poppenhofe. Noch leben die drei alten Freunde in der großen Stadt; aber Friedrich Fiebiger allein vermag es über sich, einen Theil des Jahres im Winzelwalde zu verleben. Von seinem Dreibein im Centralpolizeihause — Bureau Nummer Dreizehn — ist er herunter gestiegen; ein Anderer, aber jedenfalls kein Besserer, führt die traurigen Folianten; aus seiner alten Höhle in der Musikantengasse will aber auch er nicht weichen, obgleich Helene Wolf die längliche Stube „gar nicht hübsch" findet. Die Kinder müssen zur Stadt kommen, wenn sie den Sternseher und das Freifräulein sehen wollen, und sie wollen es oft. Heiter und friedlich geht den drei Alten aus dem Walde die Sonne unter, und

durch den rothen Glanz blicken immer deutlicher, klarer die hohen Sterne der Ewigkeit. Konrad von Faber ist auf seinen Siebenmeilenstiefeln neulich durch den Winzelwald geschritten und hat einen Brief von Ludwig Tellering auf dem Poppenhofe abgegeben. Ludwig ist ein angesehener selbstbewußter Bürger des Staats Californien, wie das nicht anders sein konnte. Verschollen ist Julius Schminkert; aber es ist leicht möglich, daß er irgendwo wieder auftauche. Von der schönen Angelika wollen wir lieber schweigen, ihr Lebenslauf geht allzusehr in die Tiefe. Wenn Jemand den eigenen Tod notiren und mit anmuthigen Randglossen versehen könnte, so hätte es Fräulein Aurora Pogge gewiß gethan; sie verschied jedoch ohne dieses äußerste Problem der Kunst, ein Tagebuch zu führen, gelöst zu haben. Der einstige würdige Vicepräsident des Jockeiclubs, Herr von Bärenbinder, soll einer Zeitungscorrespondenz zufolge vor einigen Wochen mit Frau und Schwiegermutter in Rom zum Katholicismus übergetreten sein. Wir halten das für unwahrscheinlich, sind jedoch nicht berechtigt, es für unmöglich zu halten. Der Particulier Schwebemeier protegirt die darstellende Kunst nicht mehr; in den Bewegungsjahren war er eifriger Bürgerwehrmann und nahm sogar eine Verhaftung vor. An der Spitze seiner Rotte arretirte er höchst unmotivirter Weise den Particulier Mäuseler, welcher für seine kranke Haushälterin den Doctor holen wollte. Der Polizeirath Tröster hat sich pensioniren lassen und spielt jeden Abend Whist; der Sanitätsrath Pfingsten wird seine große Praxis noch lange nicht abgeben und spielt ebenfalls jeden Abend Whist.

Die Sterne wandeln ihren Weg und achten auf alle Menschen, Wenige der Erdgeborenen kümmern sich darum. Ein Messer wetzet das andere und ein Mensch den andern; die Sterne aber bringen Messer und Menschen zusammen. Nach den Sternen zu sehen, wenn die Kämpfer aufeinander dringen und die Klingen aneinander schlagen, ist gut und nützlich, und ein Zeichen nicht gemeinen Geistes, das lehren —

Die Leute aus dem Walde.

Shelley und Byron.

Bearbeitet von Emma Hertz
nach dem Englischen des E. J. Trelawny.

(Schluß.)

„Am Montag den 8. Juli 1822 ging ich mit Shelley zu seinem Banquier und dann in einen Laden. Es war nach 1 Uhr Mittags, als wir unsere Böte bestiegen, Shelley und Williams den „Don Juan,“ um in ihre Heimath in den Golf von Spezzia zurückzukehren, und ich das Bot Byron's, den „Bolivar,“ um sie ein Stück in die offene See zu begleiten. Als wir eben die Anker gelichtet, legte das Wachtbot bei uns an, um unsere Papiere zu untersuchen. Ich hatte meinen Hafenschein nicht bei mir. Der Quarantaineaufseher drohte mir mit 14 Tagen Aufenthalt und es war nicht daran zu denken, die Freunde zum Warten zu bewegen, denn Williams war schon mehrere Tage in heftiger Aufregung, daß er nicht fort konnte. Auch hatten sie wenig Zeit zu verlieren; denn es war 2 Uhr geworden, und der Wind sehr schwach.

Sehr verstimmt und unwillig ging ich wieder vor Anker, zog die Segel ein und beobachtete mit einem Schiffsglas den Fortschritt meiner Freunde. Mein genuesischer Steuermann bemerkte, sie hätten des Morgens um 3 oder 4 Uhr und nicht Nachmittags ausfahren sollen. Sie seien zu sehr landwärts, der Strom möchte sie zurücktreiben.

„Sie werden bald Landwind haben,“ antwortete ich. „Ich fürchte nur,“ fuhr der Steuermann fort, „daß Sie bald zu viel Wind überhaupt haben werden. Das Topsegel ist nutzlos an einem Bot ohne Deck und ohne Seemann an Bord.“ Dann zeigte er nach Südwest und fuhr fort: „Sehen Sie nur jenen dunkeln Streifen und die schwarzen Lappen, welche daran hängen — das ist ein schlimmes Zeichen. Betrachten Sie doch den Dunst, der dem Wasser entsteigt: da braut der Satan Unheil.“ Bald war Shelley's Bot so in Seenebel eingehüllt, daß wir es gänzlich aus den Augen verloren.

Obgleich die Nebel die Sonne verhüllten, war es doch drückend heiß. Nicht ein

Lüftchen wehte in dem Hafen. Die Schwüle und die ungewohnte Stille betäubten meine Sinne. Böte flogen hin und her, und um halb sieben Uhr war es fast dunkel. Die See sah aus, wie eine Bleiplatte, die von einem öligen Schaum bedeckt ist, heftige Windstöße zogen darüber hin, ohne sie zu bewegen. Die dicken Regentropfen, welche auf ihre Oberfläche fielen, sprangen davon ab, als wenn sie dieselbe nicht durchdringen könnten. Die Luft war in heftiger Bewegung und erfüllt von grausigen Tönen, die aus dem Meere heraufkamen. Fischerkähne und Küstenschiffe eilten an uns vorbei. Bis jetzt hatten sich in das Getöse und den Wirrwar auch menschliche Stimmen gemischt; aber ihr grelles Kreischen verstummte plötzlich vor der krachenden Stimme des Donners, welcher grade über unseren Köpfen ausbrach. Eine Weile hörte man nichts, als Sturm, Donner und Regen. Als die Wuth des Sturmes, welche etwa zwanzig Minuten anhielt, nachgelassen hatte, und der Horizont wieder etwas heller geworden war, blickte ich in großer Angst nach der See hinaus, ob ich nicht unter den vielen kleinen Segelschiffen Shelley's Bot entdecken konnte. Ich bewachte jeden Flecken, der am Horizonte sichtbar wurde, weil ich dachte, daß das Bot wie die anderen Böte, die diese Richtung genommen hatten, bei seinem Zurücksegeln nach dem Hafen empor kommen würde.



Edward John Trelawny.

Ich sandte unsern genuesischen Matrosen an Bord einiger anderer zurückkehrender Fahrzeuge, um Erkundigung einzuziehen, aber Niemand wollte das englische Schiff gesehen haben. Ich blieb daher, bis es ganz dunkel wurde, auf dem „Bolivar."

Die Nacht war neblig und kalt, und Blitze leuchteten längs der Küste. Bei Anbruch des Tages begann ich meine Nachforschungen von Neuem bei den Mannschaften verschiedener Böte, welche während der Nacht in den Hafen eingelaufen waren. Sie wußten nichts oder sie wollten nichts sagen. Am Morgen des dritten Tages ritt ich nach Pisa. Byron war nach dem

Lanfranchipalast zurückgekehrt. Noch beschwichtigte ich meine Angst mit der schwachen Hoffnung, dort einen Brief von der Villa Magni zu finden. Es war keiner angekommen. Ich theilte Hunt meine Befürchtungen mit und ging dann zu Byron hinauf. Er war während meiner Erzählung leichenblaß geworden, und bei den Fragen, mit denen er mich unterbrach, bebten seine Lippen und seine Stimme zitterte. Auf seinen Wunsch mußte ich augenblicklich einen Courier nach Livorno schicken mit dem Auftrage, daß der Bolivar, um Erkundigungen einzuziehen, sogleich längs der Küste hin und her segeln sollte, während ich zu Pferde dieselbe Richtung nahm, und noch einen reitenden Boten abschickte mit der Ordre, seine Nachforschungen bis Spezzia hin auszudehnen.

Bei meiner Ankunft in Via Reggio erfuhr ich, daß eine Schauke, ein Wasserfaß und einige Flaschen an der Bucht gefunden waren. Ich erinnerte mich deutlich, diese Gegenstände in Shelley's Bot gesehen zu haben, als er Livorno verließ. Sieben Tage vergingen, ohne daß noch etwas sonst gefunden wurde. Erst am achten Tage sollte das Entsetzliche, was ich gefürchtet hatte, mir zur schmerzlichen Gewißheit werden. Zwei Leichname hatte man am Ufer gefunden, den einen bei Via Reggio. — Ich begab mich dahin, um diesen zu untersuchen. Gesicht und Hände waren fleischlos, die schlanke dünne Gestalt, die Jacke, ein Band von Sophokles in einer Tasche derselben, Keat's Gedichte in der andern, die mit den Blättern nach außen geschlagen, als ob der Leser das Buch während des Lesens hastig eingesteckt hatte; dies Alles war mir zu wohl bekannt, um einem Zweifel Raum zu lassen, daß dieser verstümmelte Körper keinem andern als Shelley angehörte. In der Nähe des Thurmes von Migliarino, an der Bocca Lericcio, zwei Meilen entfernt von der Stelle, wo man Shelley gefunden, war der andere Körper an's Ufer gespült worden. Dieser Leichnam war noch viel entstellter, als der erstere. Von Bekleidung war wenig mehr übrig als Fetzen eines Hemdes, ein schwarzseidenes Tuch, nach Matrosenart um den Hals geknüpft, Socken und ein Stiefel, der halb abgezogen war, der Körper selbst war fast gänzlich von Fleisch entblößt. Einer von Williams' Stiefeln, den man später mit dem an der Leiche gefundenen verglich, stimmte in Form und Umfang völlig mit demselben überein. Dies und das mir bekannte Halstuch überzeugten mich, daß ich Williams' Körper vor mir sah.

Shelley hatte oft geäußert, daß, wenn er einmal Schiffbruch erfahren sollte, er augenblicklich verschwinden würde, um nicht ein vielleicht werthvolles Leben durch sein eigenes, welches er für werthlos hielt, in Gefahr zu bringen. Erst drei Wochen nach jenem schrecklichen Ereigniß fand man eine dritte Leiche. Diese war allem Vermuthen nach die des kleinen Matrosen, Charles Vivian, obgleich nichts mehr an ihr zu erkennen war. Er wurde an dem sandigen Ufer begraben, hoch genug, um nicht von den Wellen erreicht zu werden.

Ich bestieg mein Pferd, und ritt nach dem Golf von Spezzia, wo ich es abgab und zu Fuße weiter ging, bis dahin, von wo ich an dem Seeufer das einzeln stehende Haus erblicken konnte, in welchem Shelley und Williams gewohnt hatten und wo ihre Wittwen noch wohnten. Bis dahin hatte ich jeden freien Augenblick benutzt, die beiden unglücklichen Frauen zu besuchen und den Funken von Hoffnung, daß die Freunde ja möglicherweise noch leben könnten, in ihnen zu erhalten. Heute sollte ich selbst diesen letzten Funken auslöschen.

Den Jammer, von welchem ich an diesen Tagen Zeuge war, kann ich weder beschreiben noch vergessen.

Es wurde beschlossen, daß Shelley's Ueberreste nach Rom gebracht und auf dem Friedhofe begraben werden sollten, wo sein Kind und sein Freund Keat ruhten. Ein würdiges Monument sollte seinen Grabhügel schmücken. Williams' Leiche sollte nach England gebracht werden. Um jedoch diesen Transport mit Körpern, die schon der Auflösung nahe waren, zu ermöglichen, und zugleich den Hindernissen der Quarantainegesetze auszuweichen, wurde der Vorschlag gemacht, die irdischen Ueberreste der Freunde nach alter Sitte zu Asche zu verbrennen. Ich schrieb deshalb an unsern Gesandten Dawkins in Florenz und bat um seine Vermittlung bei den Regierungen von Lucca und Florenz, damit uns die Erlaubniß ertheilt werde, unsere Absicht auszuführen.

Sein Eifer und Einfluß waren so groß, daß es ihm gelang, alle Hindernisse und

außerdem noch den Widerwillen der Italiener gegen ein Verfahren zu besiegen, welches in ihrem Lande bis dahin beispiellos gewesen war.

In Livorno ließ ich von Stangeneisen und sehr starkem Tafelblech einen Ofen, der auf einem Gestelle ruhte, machen, und legte eine Menge von solchen Brennmaterialien hinein, wie sie bei den von Shelley so geliebten Griechen für ihre Scheiterhaufen gebräuchlich waren.

Den 13. August 1822 ging ich mit einem mir bekannten Engländer an Bord des Bolivar, nachdem ich an Byron und Hunt geschrieben hatte, daß ich ihnen, da sie dabei zu sein wünschten, anzeigen würde, wenn Alles zu unserm traurigen Geschäfte fertig wäre. Ich hatte zwei große Felucken mit Flößen und Takelwerk gemiethet, welche vor uns ausfahren und sich bemühen sollten, die Stelle, wo Shelley's Schiff untergegangen war, aufzufinden. Der Capitän einer dieser Felucken hatte erzählt, daß er während jenes unheilvollen Sturmes auf der See gewesen war und mit angesehen hatte, wie Shelley's Bot auf der Höhe von Via Reggio untergegangen war.

Mit leichtem und stoßweisem Winde erreichten wir in elf Stunden den Ort unsrer Bestimmung: den Thurm von Migliarino an der Bocca Lericcio in Toscana. Dort liegt ein Dorf und zwei Meilen davon war Williams begraben. Hier ankerte ich und schrieb an Byron, daß er sich den folgenden Tag um 12 Uhr Mittag mit Hunt daselbst einfinden möchte.. Um 10 Uhr bestiegen wir das Bot des Commandanten mit mehreren Soldaten in Arbeitskleidern, welche mit Spaten und Hacken versehen waren. Außerdem begleitete uns noch ein Quarantainebeamter und einige von seinen Leuten. Sie hatten ihr besonderes Handwerkszeug, welches so eingerichtet war, daß sie bei der Arbeit in keine persönliche Berührung mit einem ansteckenden Gegenstande kommen konnten. Zangen mit langen Griffen, Stangen mit eisernen Haken und verschiedene andere Werkzeuge, welche einen Begriff von den Instrumenten gaben, deren die heilige Inquisition sich bediente. So beladen fuhren wir ab. Mein eigenes Bot folgte mit den Effecten, die ich von Livorno mitgebracht hatte. Wir fuhren eine Strecke längs dem Ufer und landeten bei einer Reihe von starken Pfählen und Gittern, welche in die See ausliefen, indem sie eine Grenze zwischen Toscana und Lucca bildeten. Wir gingen längs dem Ufer bis an die Grabstätte, wo auch Byron und Hunt sich uns bald anschlossen. Auch sie brachten einen Officier und Soldaten aus dem Thurme von Migliarino, einen Beamten von dem Gesundheitscomitee und einige Dragoner zu Fuße mit. So waren wir von Soldaten umgeben, aber sie hielten den Platz von Menschenzudrang frei und leisteten uns außerdem bereitwilligen Beistand. Eine Menge von Zuschauern hatte sich aus der Nachbarschaft eingefunden, worunter es auch nicht an reichgekleideten Damen fehlte. Die Stelle, wo der Körper lag, den wir zu holen kamen, war durch die knotige Wurzel eines Fichtenbaumes bezeichnet.

An der Bucht stand eine Baracke, zusammengesetzt aus jungen Fichtenstämmen, von deren Zweigen sie umflochten war, und mit einem Dache von Schilfrohr versehen, welche dem dort angestellten Wächter als Schutzport diente. Einige Schritte weiter war das Grab, welches wir nun zu öffnen begannen. Die Soldaten suchten die Brennmaterialien zusammen, während ich den Ofen aufstellte. Dann machten sich die Leute vom Gesundheitscomitee an die Arbeit, um zuerst den Sand, der den Körper deckte, fortzuschaufeln, während wir drei herumstanden und in heftiger Gemüthsaufregung der Arbeit zusahen. Das erste Zeichen, daß sie den Körper gefunden hätten, war die Ecke eines schwarzseidenen Tuches. Durch das Wegräumen einer Schicht Strauchholz wurde Alles, was noch von meinem hingeschiedenen Freunde übrig war, sichtbar: eine gestaltlose Masse von Knochen und Fleisch. Die Glieder trennten sich vom Rumpfe bei der Berührung.

„Ist dies ein menschlicher Körper?“ rief Byron zurückschaudernd, — „es sieht eher dem eines Thieres, als dem eines menschlichen Wesens ähnlich. — Welche Satire auf unsern Stolz und unsere Eitelkeit!“ Ich wies schweigend auf die Buchstaben E. E. W., welche auf das seidene Halstuch gestickt waren. „Die Eingeweide eines Wurmes,“ murmelte er dann vor sich hin, „halten länger zusammen, als der Töpferton, aus welchem ein Mensch gemacht ist.“ „Halt,“ rief er dann plötzlich, als

sie den Schädel herausnahmen, „laßt mich den Kinnbacken sehen, ich kann Jeden, mit dem ich gesprochen habe, an den Zähnen wiedererkennen. Die Lippen und den Mund beobachte ich stets genau, weil sie gewöhnlich das verrathen, was Zunge und Auge bemüht sind, zu verbergen."

Stückweise wurden die Ueberreste in den Ofen gelegt. „Macht es mit mir nicht eben so," sagte Byron, „mein Körper mag auf der Stelle, wo er gefallen ist, vermodern."

Der Scheiterhaufen stand nun fertig da. Ich zündete das Feuer an, und da die Materialien trocken und harzig waren, stand das Fichtenholz augenblicklich in hellen Flammen, so daß die lodernde Gluth uns Alle zurücktrieb. Es war außerdem ein sehr schwüler Tag, kein Lüftchen bewegte sich, und der lose Sand brannte an unsern Füßen. Sobald die Flamme schwächer wurde, so daß wir uns ihr nähern konnten, warfen wir Weihrauchkraut und Salz in den Ofen, und gossen eine Flasche, mit Wein und Oel gefüllt, über den Leichnam. Bald wurde es so unerträglich heiß, daß die Beamten und die Soldaten sich entfernten, um schattige Orte aufzusuchen.

„Lassen Sie uns die Macht des Elements, welches unsere Freunde verschlungen, prüfen," sagte Byron; und mit seiner gewohnten Kühnheit warf er seine Kleider ab und sprang in's Wasser. Hunt und ich folgten ihm. Ehe wir eine Meile geschwommen waren, wurde Byron schwindlig, und ließ sich überreden, umzukehren. Auch mein Begleiter wurde von einem Krampfe ergriffen, und ich hatte Mühe, ihn an's Land zu bringen.

Um 4 Uhr glimmte das Feuer nur noch, und als wir den Ofen öffneten, war von der Hülle unseres Williams nichts übrig als ein Häuflein dunkler Asche und einige Stücke Knochen. Der wiedergeschlossene Ofen wurde auf Eisenstangen vom Boden aufgehoben und in der See nach und nach abgekühlt. Ich sammelte dann die Asche, und legte sie in ein Kästchen von Eichenholz, auf dessen Deckel eine Inschrift in einer Bronceplatte eingestochen war. Dann schloß ich das Kästchen zu und stellte es in Byron's Wagen. Er selbst fuhr mit Hunt nach Pisa zurück und versprach, den folgenden Tag bei uns in Via Reggio zu sein. Ich blieb den Abend und die Nacht in einem Wirthshause.

Am folgenden Morgen fuhren wir in denselben beiden Böten, mit denselben Personen und Geräthschaften aus, und ruderten den kleinen Fluß nahe bei Via Reggio hinab bis nach der See, und dann weiter längs der Küste gegen Massa zu. Nachdem wir gelandet, begannen wir unsere Vorbereitungen wie früher.

Drei weiße Stäbe waren in den Sand gesteckt, um des Dichters Grabstätte zu bezeichnen, doch da sie in einiger Entfernung voneinander standen, mußten wir eine Art Graben von etwa 50 Fuß Länge neben die Linie der Stäbe ziehen, um die Stelle zu finden, und es dauerte fast eine Stunde, ehe wir auf das Grab stießen.

Während dieser Zeit waren Byron und Leigh Hunt zu Wagen angekommen, begleitet wie das erste Mal von Soldaten und den Beamten des Gesundheitscomitees. Die einsame und großartige Landschaft, die uns umgab, harmonirte so sehr mit Shelley's Genius, daß es mir war, als ob sein Geist über uns schwebte. Das Meer mit den Inseln Gorgona, Capraja und Elba lag vor uns. Alte mit Zinnen versehene Wachtthürme erhoben sich längs der Küste, hinter ihnen ragten von der Sonne beleuchtet die Marmorgipfel der malerischen Apenninen in ihren vielgestalteten Umrissen hervor. Keine menschliche Wohnung war in der ganzen Gegend zu erblicken. Indem ich dachte, welche Wonne Shelley in solchen Scenen der Einsamkeit und Größe empfand, übermannte es mich, und es schien mir, als ob wir alle, die hier zu dem traurigen Geschäfte gekommen waren, nichts Besseres als eine Heerde von Wölfen und Tigern wären, da wir diesen zerstörten und nackten Körper der Stelle, wo ihn der gelbe Sand so leicht bedeckte, entrissen, um ihn zurück an's Tageslicht zu ziehen. Auch Byron war schweigend und gedankenvoll. Durch einen dumpfen, hohlen Ton, welcher dem Schlage einer Hacke folgte, wurden wir plötzlich aufgeschreckt. Das Eisen hatte auf einen Schädel getroffen, und einige Augenblicke darauf war der Körper sichtbar. Er war auch mit Kalk bestreut worden, und dies hatte ihm eine gräßliche dunkelblaue Farbe gegeben.

Byron bat mich, den Schädel für ihn aufzubewahren. Da es mir aber einfiel, daß er früher einen solchen als Trinkbecher

gebraucht hatte, war ich entschlossen, die Ueberreste Shelley's nicht solcher Entweihung auszusetzen. An diesem Körper waren Rumpf und Glieder noch nicht getrennt, so daß wir ihn ganz in den Schmelzofen bringen konnten.

Nachdem das Feuer angezündet war, wiederholten wir die Ceremonien des vorigen Tages. Es ward über Shelley's Körper mehr Wein ausgegossen, als er sicherlich während seines ganzen Lebens getrunken hatte. Der Wein, das Oel und das Salz machten, daß die gelben Flammen glänzten und zitterten. Die Hitze von der Sonne und dem Feuer waren so durchdringend, daß die Luft bebte und sich wellenförmig bewegte. Wir standen dabei, bis der Körper nach und nach bis zu Asche verzehrt wurde.

Byron konnte die Scene nicht gänzlich mit ansehen, er zog sich nach der Bucht zurück und schwamm nach dem „Bolivar." Hunt blieb im Wagen.

Die einzigen Theile, welche das Feuer nicht verzehrt hatte, waren der Kinnbacken und der Schädel und, was uns Alle im höchsten Grade überraschte — das Herz. Schnell entriß ich diese Reliquie dem Feuerofen, wobei die Gluth meine Hand nicht unerheblich beschädigte. Nachdem der Schmelzofen ebenfalls im Wasser abgekühlt war, nahm ich die Asche, schüttete auch diese in ein Kästchen, und trug dasselbe auf den „Bolivar."

Byron und Hunt kehrten nach ihrer Wohnung und die Beamten und Soldaten zu ihren Quartieren zurück. Die Leute, welche uns Hilfe geleistet hatten, wurden für ihr lobenswerthes Betragen während dieser zwei Tage reichlich belohnt, und so endete unser trauriges Geschäft.

Byron's eitles Geschwätz während der Ausgrabung der Leiche Williams' rührte nicht aus Mangel an Gefühl her, vielmehr aus seinem ängstlichen Bemühen, was er fühlte, vor Andern zu verbergen. Er hatte in London gelernt, daß jede Aeußerung von Sympathie und Empfindung weichlich und unmännlich wäre, und daß dagegen Keckheit und Gleichgiltigkeit von hoher Geburt und feiner Erziehung zeugten."

* *
*

Trelawny, welcher in Italien mehr als zwei Jahre der fast tägliche Gefährte Byron's gewesen und ihn dann auf seiner Reise nach Griechenland begleitete, sollte durch einen Zufall bei seinem Tode nicht gegenwärtig sein. In Ithaka, wohin sie während ihrer Reise einen Ausflug gemacht hatten, war es, wo der Dichter, gefesselt von der Schönheit der ihn dort umgebenden Natur, den Entschluß faßte, seine Weiterreise durch einen kurzen Aufenthalt auf dieser reizenden Insel zu unterbrechen; Trelawny aber hatte Gründe, seinen Weg unverzüglich fortzusetzen, und er verließ Byron mit dem Versprechen, sich ihm später wieder anzuschließen. Byron war nicht lange Zeit darauf in Missolunghi angelangt, und einige Monate später entschließt sich Trelawny ihm dahin zu folgen, aber schon in Salona erreicht ihn die Schreckensnachricht von Byron's Tode; dort sollte ihm wenigstens der traurige Trost werden, die sterbliche Hülle des Freundes zu sehen.

Wir lassen die Schilderung, welche uns Trelawny von seinen am Sarge Byron's verlebten Stunden gibt, hier folgen:

„Den dritten Tag nach meiner Abreise von Salona betrat ich niedergeschlagen und entmuthigt Missolunghi. — Jede Stelle auf oder unter der Erde, welche die mögliche Aussicht eines Gewinnes darbietet, findet man hier bewohnt. Ein Morast, auf welchem Reis, die Rinde eines Vulcans, auf welchem Wein wachsen kann, Lagunen, die viele Fische enthalten, sind Versuchungen, welche das Grausen vor Pest und Tod überwinden, daher mich der Anblick dieser Stadt, die an dem Rande des schauderhaftesten Sumpfes, den ich je sah, gelegen ist, wenig überraschte. Das Wunder war nur, daß Byron, der überhaupt zu Fieberanfällen neigte, sich verleiten ließ, an diesem Schlammufer zu landen und daselbst drei Monate, eingeschlossen von stockenden Pfützen, die man den Gürtel des Todes nennen könnte, zu bleiben. Obgleich es noch anfangs Frühjahr war, fand ich den größten Theil der Fremden, die sich dort aufhielten, am gastrischen Fieber erkrankt. Am 25. April kam ich an; Byron war den 19.. gestorben. Ich watete durch die Straßen zwischen Wind und Wasser nach dem Hause hin, in welchem er gewohnt hatte. Es stand abgesondert und am Ufer des seichten schlammigen Seewassers. Drei Monate war dies Haus Tag und Nacht bestürmt gewesen, gleich einem von dem Strome

ewig überflutheten Ufer, nun, da der Tod seine Thüren geschlossen hatte, war es still und einsam, wie ein Kirchhof. Niemand fand ich darin, als Fletcher — seinen vieljährigen treuen Diener. — Als ob er meine Wünsche errieth, führte er mich eine enge Treppe hinauf in ein kleines Gemach — worin nichts war, als ein Sarg, der auf einer Bahre stand. — Keiner von uns Beiden sprach ein Wort. Fletcher zog die schwarze Decke und das weiße Leichentuch fort — und da lag der einbalsamirte Körper des Pilgers — schöner im Tode als im Leben. Die Zusammenziehung der Muskeln und der Haut hatte jeden Zug vertilgt, den die Zeit oder Leidenschaften diesem schönen Antlitz eingegraben hatten. Nur wenige Marmorbüsten konnten diesem Körper an glänzender Weiße, an harmonischem Ebenmaß der Glieder und diesem vollkommenen Ganzen überhaupt verglichen werden. — Doch er selbst war mit dieser Gestalt unzufrieden gewesen und sehnte sich, davon befreit zu werden. Wie oft hörte ich ihn „diese Bürde" verwünschen.

Ich bat Fletcher, mir ein Glas Wasser zu holen. Als er die Stube verlassen hatte, enthüllte ich des Dichters Füße, um meine Vermuthung über die Ursache seiner Lahmheit zu bestätigen oder zu entfernen, und — mir ward Aufschluß — das große Räthsel war gelöst. — Beide waren Klumpfüße. — Die Form und das Gesicht eines Apollo verbunden mit den Füßen eines Satyrs. Es war, als ob ein Fluch diesen stolzen sich aufschwingenden Geist an die Erde gefesselt hielt. In dem Drama „the Deformed Transformed" hatte er Alles ausgedrückt, was ein Mensch mit einem hochbegabten Geist empfinden kann, indem er über die Ungestalt seines Körpers brütet, und doch, wenn er sagt:

„Ich that, was nur ein Mensch vermag, dem Geist in dieser Ungestalt, gehemmt von einer schmachvollen Bürde, einen Weg zu bahnen."

so fand ich dies früher in Beziehung auf ihn selbst sehr übertrieben. — Nun sah ich, daß er nicht zu viel gesagt hatte. — Diese Mißgestaltung war in seinen Gedanken stets vorherrschend, sie beeinflußte jede Handlung seines Lebens, und sie war es auch, die ihn zur Poesie ausspornte, da dies der einzige Weg zum Ruhm war, der ihm offen stand; und weil er sich an der Natur für die Schmach, „ihn halb vollendet in die Welt gestoßen zu haben," rächen wollte, verhöhnte er mit dem Stolze eines Lucifer ihre Werke und Geschöpfe. Dies krankhafte Gefühl war es auch, welches ihn zum Schlusse noch zu seiner letzten abenteuerlichen Reise nach Griechenland trieb.

Man dachte allgemein, daß sein Hinken aus einem Fehler am Knöchel des rechten Fußes entstand. Der rechte Fuß war auch am meisten ungestaltet, und soll, als Byron noch ein Knabe war, durch die vielen fruchtlosen Anstrengungen, denen man dies kranke Glied aussetzte, um es in eine grade Richtung zu bringen, noch verschlimmert worden sein. Jetzt konnte ich mir auch die höchst absonderliche Art seines Ganges erklären. Beim Eintreten in die Stube machte er gewöhnlich einen Anlauf, der etwas Unwillkürliches an sich hatte, es schien, als ob die Bewegung seiner Schritte in solchem Augenblick nicht in seiner Gewalt wäre, dann pflegte er das gesundere Bein ganz vorzustrecken und seinen Körper zurückzuwerfen, als wollte er sich das Gleichgewicht erhalten und selten konnte er mehr als einige Hundert Schritte gehen, ohne auf einer Bank am Wege auszuruhen, oder sich an eine Mauer, einen Felsen oder Baum zu lehnen. Auf den Boden setzte er sich niemals, weil ihm das Aufstehen zu viele Schwierigkeit verursacht haben würde.

Nur die Qualen des Hungers, welche Reisende und Schiffbrüchige beschrieben haben, sind mit dem, was Byron durch eine sich selbst auferlegte Entbehrung litt, zu vergleichen; und jene waren vorübergehend, die seinen aber für die Lebensdauer, gewiß auch um so unerträglicher, als er sich im Ueberfluß befand. Aber die Furcht, zu einer Körperstärke zu gelangen, deren Last die schwachen Füße nicht fortbewegen konnten, überwand Alles. „Du Aermster!" rief ich aus, „wenn Deine Irrthümer größer waren als diejenigen gewöhnlicher Menschen, Deine Versuchungen waren es auch!" Fletcher kam mit einer Flasche und einem Glase zurück. Da er die Worte, welche ich eben an den Hingeschiedenen gerichtet, gehört hatte, sagte er voll Bitterkeit: — „und diese Wilden sind ja schlimmer als die ärgsten Straßenräuber, sie haben meinen guten Herrn nicht allein seines Geldes, sondern auch noch seines

Lebens beraubt.“ Bei diesen Worten bedeckte er den Körper des Dichters mit dem Leichentuch, wobei er sorgfältig die Füße verhüllte. — Ich sah ihn, indem er dies that, heftig zittern. — So mächtig hatten auf seine abergläubische Natur die Vorschriften und Drohungen seines Herrn gewirkt, der einmal geäußert haben soll, daß weder bei seinem Leben noch nach seinem Tode irgend Jemand seine Füße sehen sollte, und daß er ihn (Fletcher) dafür verantwortlich mache.

Er gab mir einen Bogen Papier, welchen ich auf den Sargdeckel legte und worauf ich nach dem Dictiren dieses treuen Dieners die Details von Byron's letzter Krankheit und seinem Tode niederschrieb.

Ein Brief an Byron's Halbschwester Auguste Leigh lag auf seinem Schreibtische. Sie war die einzige Verwandte, welche Byron noch hatte — wenigstens die Einzige, die er anerkannte, und er pflegte von ihr in den zärtlichsten Ausdrücken zu sprechen. Als er eben an sie schrieb, wurde er von seiner letzten Krankheit befallen. — Diesen unvollendeten Brief schrieb ich ab, da das Original leicht verloren gehen konnte, ehe es seine Bestimmung erreichte.

Wie dieser Brief einerseits als das letzte Schreiben des Dichters interessant ist, so gibt es uns außerdem noch ein Bild seiner ungeheuchelten und reinen menschlichen Gefühle: Es wird darin einer Silhouette seines Kindes erwähnt. Ich fand dieselbe mit andern Andenken, die der Dichter — ich wußte es — so werth gehalten, unter werthlosen, weggeworfenen Gegenständen, die auf dem Boden umherlagen. — Ich nahm das Bild auf und rettete außerdem noch vor Zerstörung ein Taschentuch mit Spuren seines Bluts, worin der Namenszug einer Dame mit Haaren eingezeichnet war, einen kleinen Ring, ein seidenes Band, und einen kleinen Handschuh. Alle diese Reliquien band ich zusammen mit einer Locke seiner eigenen Haare, die ich ihm abgeschnitten hatte und habe dieselben als ein erinnerungswerthes Andenken aufbewahrt.

Es folgt hier der oben erwähnte Brief.

„Missolunghi, den 23. Febr. 1824.

Theuerste Auguste!

Vor einigen Tagen erhielt ich mit andern Briefen aus England Deine und Lady B.'s Berichte über Ada's Gesundheitszustand, wofür ich sehr dankbar sein muß — (ich bin es auch, hoffe ich) da sie mir Erfreuliches bringen, und dessen bedurfte ich sehr, denn ich bin in neuester Zeit wieder krank gewesen — doch nun geht es mir schon besser, so daß Du nicht beunruhigt zu sein brauchst. Du wirst wohl von unsern Reisen und wie wir mancher Gefahr glücklich entgangen und mehr dergleichen gehört haben, auch sicherlich nicht ohne Uebertreibung; aber es hat Alles gut geendet, und ich bin nun schon einige Zeit in Griechenland, welches, wenn man die Verhältnisse erwägt, in einem so guten Zustande ist, wie man es kaum erwarten konnte. — Doch ich will Dich nicht mit Politik langweilen, auch nicht mit Krieg oder Erdbeben ängstigen, obgleich wir von dem letzten vor drei Tagen eine kleine Probe hatten. Entstanden ist daraus nichts weiter, als eine ziemlich lächerliche Scene, die keinen andern Schaden herbeiführte, als daß Diejenigen, welche in ihrer Angst Alle zu gleicher Zeit aus Thüren oder Fenstern entfliehen wollten, hart an einander geriethen; unter ihnen fanden sich einige ganz frisch angekommene Individuen aus England, welche, an ruhige Elemente gewöhnt, in dem Gedränge fast zerdrückt worden wären.

Ich habe die Freilassung von etwa dreißig türkischen Gefangenen erlangt, Männer, Frauen und Kinder, und habe sie auf meine Kosten nach Hause zu den Ihrigen geschickt, aber ein hübsches kleines Mädchen von neun Jahren, Namens Hato oder Hatajie, hat dringend gebeten, bei mir, oder unter meinem Schutz bleiben zu dürfen. Ich wäre halb entschlossen, das Kind zu adoptiren, wenn ich hoffen dürfte, daß Lady Byron es als eine Gespielin für Ada zu sich nehmen möchte, da Beide ziemlich in demselben Alter sind — sonst würde ich die Kleine nach Italien in eine Pension schicken. Sie ist sehr lebhaft und heiter, hat große, schwarze, orientalische Augen und einen asiatischen Ausdruck. Alle ihre Brüder wurden in der Revolution getödtet. Ihre Mutter, welche wünscht, zu ihrem Manne nach Previsa zurückzukehren, will bei dem gegenwärtigen Zustande des Landes das Kind lieber mir anvertrauen, als es mitnehmen. Ihre zarte Jugend und ihr Geschlecht haben bis jetzt ihr Leben beschützt, aber wer kann wissen, was im Laufe des Krieges (und eines solchen Krieges) geschieht.

Augenblicklich werde ich sie vermuthlich der Sorge einer englischen Dame, welche auf dieser Insel lebt, übergeben. Das Kind ist damit einverstanden und zeigt für seine Jahre überhaupt einen sehr entschlossenen Charakter. — Du magst über die Sache sprechen, wenn Du glaubst, daß es von Nutzen sein könnte. Ich wünsche nur, daß die Kleine gut erzogen und freundlich behandelt würde, und wenn man meine Jahre und vieles Andere noch in Erwägung zieht — so wird hoffentlich Niemand argwöhnen, daß ich irgend welche andere Absichten habe. Was Ada's Gesundheit betrifft, so freue ich mich zu hören, daß es viel besser damit steht als früher, doch wäre es gut, wenn man Lady Byron darauf aufmerksam machte, daß nach ihrer eigenen Beschreibung des Kindes Neigungen und Anlagen den meinigen (wie sie sich in demselben zarten Alter bei mir äußerten) sehr ähnlich sind, nur daß ich leidenschaftlicher war. Daß das Kind lieber Prosa als Verse liest — welches bei so früher Jugend eigentlich auffallend ist — hat sie wohl auch von ihrem Vater. Ich mochte selbst nie Verse lesen und mag es heute eben so wenig — ich beschäftigte mich in ihrem Alter eigentlich fast nur mit Böten, Schiffen und überhaupt Gegenständen, die zum Meere gehören. Doch muß ich Dir etwas mittheilen, welches, obgleich es Dich betrüben wird, ich Dir dennoch nicht ersparen kann, daß nämlich mein neulicher Krampfanfall, welcher sehr heftig war, viele Symptome von Epilepsie hatte. — In meinem Alter von 36 Jahren eine auffallende Erscheinung, wie komme ich dazu? — So viel ich weiß, ist diese Krankheit nicht angeerbt, aber damit sie nicht erblich werde, solltest Du Lady Byron sagen, daß sie mit dem Arzt darüber spräche, um in Betreff Ada's einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Mein Anfall hat sich nicht wiederholt, — ich kämpfe aber auch dagegen mit strenger Diät und regelmäßiger Körperbewegung — wenn es nur ein Zufall war, so habe ich mich vielleicht mit dem einen Male abgefunden." — —

Voll von den wechselnden Eindrücken dieses Tages entfernte ich mich aus dem Trauerhause, und betrat es erst am folgenden Nachmittage wieder. Ich durchsuchte dort Byron's Papiere, darunter waren einige Tagebücher, worin sich wohl Bemerkenswerthes seiner Gedanken, aber nicht seiner Handlungen fand. — Schmähungen über die Sulioten und über manche andere noch — italienische und englische Briefe, 15 Strophen aus dem 7. Gesange des Don Juan vom 8. Mai datirt, fertige Gedichte und von mehreren nur der Anfang! außerdem seine Ansicht über Napoleon's Verbannung, Fortsetzung des „Childe Harold," des „Deformed Transformed" und anderer Fragmente.

30- oder 40,000 Dollars, welche Byron nach Missolunghi mitgebracht hatte, waren auf 5- bis 6000 zusammengeschmolzen. Ich glaubte mit diesem Gelde in Byron's Sinn nichts Besseres thun zu können, als es in Griechenland zu lassen, und damit es auch seinen Zwecken vielleicht entsprechen könnte, sandte ich es nach den Jonischen Inseln. Die ungesunde Atmosphäre, welche in Missolunghi herrschte und welche größtentheils als die Ursache von Byron's Tod zu betrachten ist, trieb mich fort. So verließ ich denn, nachdem ich noch Einiges über den Nachlaß des Dahingeschiedenen angeordnet hatte, einen Ort, an den sich eben so schmerzliche als unvergeßliche Erinnerungen knüpften."

Die heroische Devise,

ihre culturhistorische und literarische Bedeutung.

Von

Wilhelm Krähne.

In keinem Lande ist in neuerer Zeit so viel über Gebräuche, Sitten und Lebensweise der Vorfahren geschrieben und so anerkannt Gediegenes auf culturhistorischem Gebiete zu Tage gefördert als grade in Deutschland. Es ist nun einmal der Charakter unserer Tage, die ja alle „überwundenen Standpunkte" hinter sich haben sollen, das weite Gebiet der Wissenschaften, das sonst nur dem Fachgelehrten oder einem engern Kreise von Gebildeten zugänglich war, dem Volke immer mehr zu erschließen. Sowohl die Tagespresse als auch die Unterhaltungsliteratur folgen fortwährend diesem Zuge namentlich hinsichtlich der Erforschung deutscher Culturgeschichte, die auch fernerhin noch zu neuen mannigfachen Un-

ternehmungen nach den verschiedensten Richtungen anspornen wird, denn in einem Lande, wo jeder Fuß breit historischer Boden ist, da hat jeder Gegenstand, jeder Ort seine Geschichte und jede Geschichte hat wieder wenigstens ein Körnlein, das in unser Gemüth fällt als Same einer wohlwollenden Empfindung oder eines nützlichen Gedankens, über Leiden und Freuden des Menschenherzens, über die Denkart des Einzelnen und über den wunderbar verschlungenen Kreislauf des Lebens und der Welt. Die gewaltige Bewegung des Geistes, die seit einem halben Jahrhundert alle wesentlichen Grundlagen des deutschen Lebens ergriffen und theilweise umgestaltet hat, beginnt ihre Wellen gegenwärtig selbst zu jenen stillen Höhen vorzuschieben, wo die Cultur in naiver Weltvergessenheit ihre alten Träume fortträumte, oder gar in vornehmer Selbstgenüge des Zusammenhanges mit der Gegenwart, des Eingehens auf ihre Bewegungen, wie eines Eingriffes sich erwehren zu müssen glaubte — doch wir wandeln gegenwärtig nicht mehr in einem wunderlichen Chaos alter Trümmer und neuer Bruchstücke, die alten Ruinen der Vorzeit erscheinen verbunden mit den Bauten der Neuzeit, die deutschen Culturbilder der ältesten Zeit in immer größerer Vollständigkeit neben denen unserer Tage.

In die Reihe der Lichter, welche im Pantheon deutscher Culturgeschichte leuchten, gehören unstreitig auch die Devisen. Es ist auffallend, daß auf diesem interessanten Gebiete, das, abgesehen von seinem culturhistorischen Werthe, dem Heraldiker und Numismatiker so reichhaltige Aufschlüsse gibt, in neuester Zeit so wenig erschienen ist. Erst Joseph v. Radowitz hat in unsern Tagen die bezügliche Literatur zu bereichern begonnen, indem er „die Devisen des spätern Mittelalters“ (Stuttgart 1850) mit Geschick und Kenntniß behandelte. Die nachfolgenden Zeilen haben den Zweck, einen Beitrag zur Geschichte der Devise zu liefern und ihre Wichtigkeit für die deutsche Culturgeschichte und Literatur festzustellen, indem sie allgemein auf die Sache eingehen und hier zum ersten Male von den in diesem Punkte eben so wichtigen als nothwendigen Illustrationen begleitet sind, denn die Devise ist doch eigentlich nichts weiter als ein durch ein Sinnbild dargestellter Wahl- oder Denkspruch.

Der Gebrauch des Führens einer Devise reicht bis in das früheste griechische Alterthum zurück. Schon unter den Begebenheiten des heroischen Zeitalters, welches von dem Auftreten der Hellenen bis zur dorischen Wanderung hinabreicht und nur der Sage angehört, wird unter den Zuständen und Lebenseinrichtungen dieser Zeit auch der Devisen gedacht. In den ältesten Zeiten der römischen Geschichte noch vor Livius Andronicus (240 vor Christo) finden sich neben den tabulae triumphales, die auf dem Capitol aufgestellt wurden, Devisen der Feldherren in ihren ersten Anfängen; im goldenen Zeitalter der römischen Literatur, zu den Zeiten des Augustus, Virgil's, Catull's, Ovid's, Tibull's, später gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, wo griechische Bildung schon tief in Rom eingedrungen war, war die Führung der Devisen von Seiten der Feldherren und Dictatoren eine feststehende, althergebrachte Sitte.

Es ist gewiß charakteristisch, daß die alten classischen Völker ihre Sinnbilder sich in der Natur wählten, oder besser gesagt in dem Kreise, der sichtbar oder wirklich war, ein Verfahren, das sich in getreuer Nachahmung und Composition Jahrhunderte lang erhalten hat und erst in viel späterer Zeit durch überirdische, nichtexistirende, nur in der Vorstellung und Einbildung bestehende Sinnbilder geschwächt wurde, obwohl bei diesen letztern der Grundzug des alten Gebrauches des Natürlichen, der Wahl eines Himmelskörpers, eines Thieres, einer Pflanze ꝛc. fast immer beibehalten ist. Die ersten Wesen und Gegenstände, die in den ältesten Zeiten zur Devise gewählt wurden, scheinen Adler und Löwe, Stern, Blitz und Schwert gewesen zu sein. Die Hauptdevise in den Zeichen der Römer war unstreitig der Adler, dem diese Ehre besonders von C. Marius Victorinus, welcher de carmine heroico so geistreich geschrieben, zuerkannt wurde. Der Adler, in der nordischen Mythologie einst der Vogel der Weisheit, galt hier als der gefürchtete und sich allen furchtbar machende, als König der Vögel, sollte somit die große Nation bezeichnen, welche so viele Völker damals unterjocht hatte. Mit der Ausbreitung der römischen Macht wurde das Sinnbild verbessert, indem der Adler zuerst Zweige von Kleeblättern, später das Bild des Blitzes trug, vielleicht um

damit anzudeuten, daß er dem Jupiter geweiht sei, indem er dessen Waffen trug oder daß er niemals werde vom Blitze vernichtet werden. (In dieser Art und Auffassung war der Adler übrigens auch das Symbol des französischen Kaiserreiches, das unter Ludwig Philipp abgeschafft und unter Napoleon III. im Jahre 1852 wiederhergestellt wurde.) Das Sinnbild des Adlers hat sich seit den ältesten Zeiten wohl von allen am meisten als Zeichen der Herrschaft und Macht namentlich in den Wappen regierender Fürsten erhalten. Constantin der Große verbesserte um 330 vor Christus das Zeichen des Adlers, indem er denselben in fliegender Stellung auf seine Fahnen setzte, auch zur Zeit Karl's des Großen um's Jahr 760 kommt er eben so vor und erscheint von da ab als beständiges Zeichen der Kaiser. Erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu den Zeiten Ludwig's des Baiers taucht die originelle deutsche Idee der Darstellung des bekannten Reichsadlers mit zwei Köpfen, offenem Schnabel, ausgeschlagener Zunge und ausgebreiteten Flügeln auf, ursprünglich um damit das ost- und weströmische Reich zu bezeichnen, eine Darstellung, die in ähnlicher Form im russischen Wappen und andern heute noch existirt. In vielen Variationen und Compositionen erscheint das Sinnbild des Adlers. Man fand dasselbe sogar auf den Pfeilen eingeprägt, welche Gottfried von Bouillon in seinen Kämpfen vor Jerusalem verschoß; seitdem wurde die Devise, drei Adler mit abgestumpften Schnäbeln und Krallen darstellend, die Devise des Hauses Lorrain, um sowohl das Andenken an Gottfried von Bouillon als auch den Adel und das Alter des Hauses zu ehren, welches diese Devise auch seinen Münzen aufprägen ließ.

Auffallend selten erscheint der Löwe, dem man doch wohl mit dem gleichen Rechte wie dem Adler die Ehre, als Devise getragen zu werden, zuerkennen darf, in den ersten Jahrhunderten, desto mehr in der Ritterzeit des spätern Mittelalters. Hell erglänzten aber neben dem Adler der Stern und das Schwert von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Man findet beides selten als Devise der Fürsten, häufig als Zeichen der Glaubenstreue und Religiosität in Devisen und Wappen der Glaubenskämpfer, Märtyrer und Kirchenfürsten, als passende den Sieg der christlichen Religion illustrirende Devise, und man wird dabei fast zu der Annahme versucht, daß die Zeichen des Sternes und Schwertes dem des Adlers geistig als feindliche Parteizeichen gegenübertraten und den letztern überflügelten und besiegten; denn der Sieg des Christenthums (in seinen Zeichen Stern, Schwert und später Kreuz) war der einer milden, einfachen, geistigen Lehre über das sinnliche, grausame, verwildernde Heidenthum; ermattete und erbleichte doch das Weltreich der Römer mehr und mehr vor den Zeichen des christlichen Glaubens, und mit derselben gewaltigen Lehre, die ihm seine alten Götter stürzte, unterwarf das unterwürfige Rom von Neuem seine Sieger. So sehen wir denn den Stern in allerlei Formen, zuerst als aus einem schrägen Kreuze gebildet, viereckig, dann sechs- und achteckig, sogar als Kometen, 1000 Jahre nach Christus und später, als die meisten und bedeutendsten Völker an ihn glaubten, am hellsten und mannigfaltigsten glänzen. Es war dies hauptsächlich in den Zeiten der Kreuzzüge der Fall, wo die Johanniter-, Tempel- und Kreuzherren die Devise des Sternes ihren Mannen vorantrugen und womit sie dieselben zum Kampfe begeisterten.



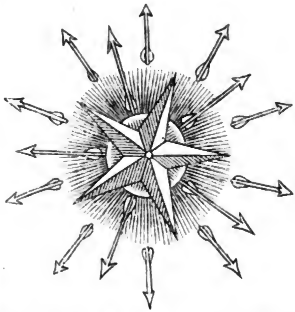


Der Adler in den Devisen des 4. und 14. Jahrhunderts.

Viele Ritter und auch die Pilger trugen den Stern in weißer Farbe an Kappe oder Helm und an der rechten Außenseite des Mantels, „zum Andenken an die Himmelskönigin“ — wie es in den Statuten des berühmten von König Johann von Frankreich gestifteten Sternordens heißt — „welche den Königen den Weg nach dem Orient zeigte, bis an die Geburtsstätte des Gottessohnes,“ daher der Stern mit dem Spruche: Monstrant regibus astra viam. Wie aber hier wie in allen andern spätern Zeiten das Princip der Nachahmung der Vorfahren unverkennbar hervortritt, so erscheint die Devise des Sternes zu den Zeiten der Kreuzzüge keineswegs neu und original, denn schon Virgil sagt bei Erwähnung eines dem Polio geborenen Sohnes:

> Ecce Dionei processit Caesaris astrum:
> Astrum, quo segetes gauderent frugibus, et quo
> Duceret apricis in collibus una colore.

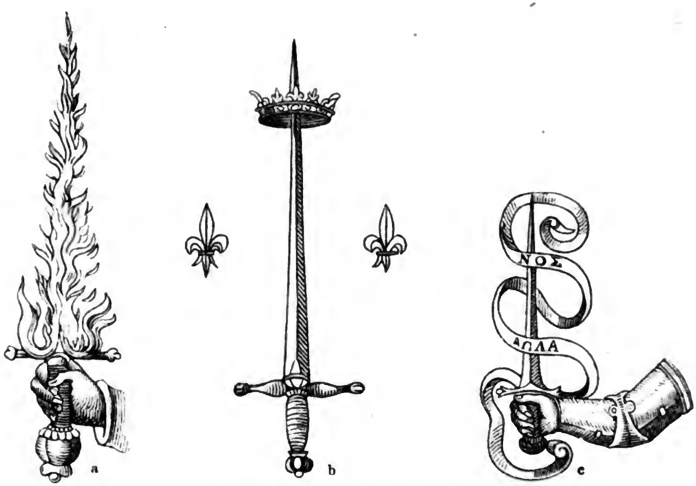
Tausendfach waren die Wandlungen, welche auch der Stern jener Zeit erfuhr, und es konnte daher gar nicht Wunder nehmen, wenn der Papst Clemens VII. um's Jahr 1378 die verbrauchte, aber noch immer moderne Sitte der Wahl des Sternes zur Devise mit der Aenderung befolgte, indem er einen Kometen oder Schweifstern mit dem Wahlspruch: Candor illaesus zur Devise wählte, und hierbei auch wieder einen Gelehrten des griechischen Alterthums, den Aristoteles, copirte, der bekanntlich den Satz ausgesprochen, daß wenn ein Komet oder ein neuer Stern erschiene, dies den Menschen entweder schöne oder sehr böse Zeiten, Glück oder totalen Ruin bezeichne. Höchst interessant sind die vielfachen Verwendungen des Sternes in allen nur möglichen Sinnbildern. Alciati, der bedeutendste Devisenschriftsteller des Mittelalters, gedenkt derselben ganz besonders in seinem „Emblematum libellus“ (Venet. 1546), und wir begnügen uns damit, wenn wir hier eine von demselben nicht genannte und wenig gekannte Devise, die des durch Schiller's Verschwörung des Fiesco so bekannt gewordenen Andreas Doria, Fürsten von Melfi, anführen. Als derselbe im Jahre 1535 auf Befehl Kaiser Karl's V. gegen die Ungläubigen nach Tunis zog, nahm er als Devise den bekannten Stern der Kreuzritter des Mittelalters, erhellt von einer dahinter stehenden Sonne und umgeben von zahlreichen Pfeilen mit dem Spruch: Vias tuas Domine demonstra mihi, als ein Zeichen des Anrufs von Gottes Schutz und Macht.



Devise Andreas Doria's, Fürsten von Melfi.

Gewiß hat das Schwert eine eben so große Wichtigkeit in der Geschichte der Devise als der Stern. Jenes flammende Schwert, das schon in der Bibel erwähnt wird, ist bezeichnend genug für die Zeitperiode des zehnten bis siebzehnten Jahrhunderts, von den Zeiten der Kreuzzüge bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Den Stiftern dieser Devise mag dabei lebendig jenes glühende Schwert vorgeschwebt haben, das zum Andenken an die Zerstörung Jerusalems in effigie jahrelang im Tempel aufgestellt gewesen sein soll, als ein Zeichen, wie der göttliche Zorn die Sünden der jüdischen Nation gerächt und durch Feuer und Schwert vertilgt habe. Diese Auffassung ist jedoch für spätere Zeiten nicht allein maßgebend, auch als geistige Leuchte galt die Devise des Schwertes; aller Orten wählten es Kirchenfürsten zur Devise, um damit die wahre Kirchengewalt und die sinnbildliche Waffe des Geistes und Glaubens zu repräsentiren, wie das ja schon St. Paulus in seinem Briefe an die Epheser als ein Gebot Gottes bezeichnet hatte. Gewöhnlich wird das Schwert später in der Hand eines Kriegers als Devise dargestellt, und auf diese Weise ist es wohl gekommen, daß es in Wappen, Devisen und Ordenszeichen der weltlichen Fürsten überging; so trug es der Connetable von Bourbon zuerst als Zeichen seiner Macht und Glaubenstreue mit dem griechischen Worte: *ΔΙΛΑΝΩΣ*

(Unbeirrt; ohne Irrthum!). Häufig findet man es noch mit der Inschrift: non sine causa; in der Devise der Jungfrau von Orleans glänzt ebenfalls ein gekröntes Schwert mit Lilien zu beiden Seiten als ein Zeichen beständiger Vertheidigung und Beschirmung ihres Vaterlandes. Doch auch in allen Nebenbedeutungen wurde das Schwert mit großer Vorliebe als Devise verwendet, wobei hier namentlich des Damoklesschwertes in den Devisen unserer Vorfahren gedacht sein mag.



Das Schwert in den Devisen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts.
a Gebräuchliche Devise der Kirchenfürsten des 14 Jahrhunderts. — b Devise der Jungfrau von Orleans. Johanna d'Arc (1429). — c Devise des Connetable von Bourbon (1508).

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Objecte, welche aus dem ganzen Naturreiche in zahlloser Menge zur Devise verwendet wurden, hier näher besprechen und ihre symbolische Bedeutung erörtern; unerwähnt möge indeß nicht bleiben, daß vor allen nächst den Himmelszeichen (Sonne, Mond und Sterne) das Thierreich zu diesem Zwecke ausgebeutet wurde. In Deutschland und England, in Frankreich, in der Schweiz und in Spanien, wo sich von Italien aus die Sitte der Annahme von Devisen unter Fürsten und Rittern fast gleichzeitig verbreitete, sehen wir zum größten Theil auch dasselbe System nachgeahmt; hier erschienen Löwe und Bär, Stachelschwein, Hirsch und Schaf in den Devisen, dort neben der Taube Adler und Kranich, aus welchen beiden der mystische Vogel Phönix, das Sinnbild der Verewigung nach läuternden Widerwärtigkeiten und der Unsterblichkeit hervorging (denselben trug im Jahre 1520 unter Andern Eleonore von Oesterreich, die Tochter Philipp's I. und Johanne's von Castilien in der Devise). Auch der Fisch, der Salamander und Delphin und namentlich die Schlange sind in den heroischen Devisen des Mittelalters und der vorhergehenden Jahrhunderte in überaus reicher Anzahl vertreten. Die letztere findet sich sehr häufig mit zwei Köpfen, von denen je einer am Anfang und Ende des Schlangenkörpers befindlich, auf spanischen, belgischen und französischen Devisen, deren Bedeutung wohl zu errathen ist, wenn wir hier mehrere dazu gehörige Sprüche folgen lassen, zum Beispiel: Prohibere nefas, oder:

Tel par devant fait bon visage,
Qui par derriere mord et outrage.

Aus dem Pflanzenreiche wählte man am meisten Lorbeer und Immortelle, Lilie und Rose, Myrthe, Veilchen und Aehren (Garbenbündel) für die heroische Devise, und es war wohl ganz natürlich, daß dies in über-

raschender Weise von Frauen geschah, deren Wesen mit gewissen Blumen lebhaft sympathisirte. So trug die schöne und geistreiche Margarethe, Königin von Navarra, die Schwester Franz' I., dieselbe, welche so anmuthig im Geschmack des Bocaccio geschrieben und deren literarischer Nachlaß vielleicht aus Anlaß ihrer Devise unter dem Titel: Marguerites de la marguerite des princesses 1547 erschien, eine gekrönte Lilie, umgeben von Tausendschönchen (marguerites) in ihrer Devise, als ein Zeichen ihrer Bescheidenheit, Tugend und Geduld, mit der sie sich in Frankreich der verfolgten Reformation annahm. Wir irren wohl nicht von unserm Thema ab, wenn wir hier die seltenen und schönen Zeilen hersetzen, die sie selbst als Sinnspruch an Stelle ihres Wahlspruches: Fato prudentia major unter die eigenhändig gezeichnete Devise in das Stammbuch ihres zweiten Gemahls, Heinrich d'Albret's, Königs von Navarra, geschrieben:



Je cherche aultant la croix et la desire
Comme aultrefoys je l'ay voulu fuir!
Je cherche aultant par tourment d'en jouyr,
Comme aultrefoys j'ai craint son dur martyr;
Car cette croix mon âme à Dieu attire,
C'est le chemin très seur pour l'aller voir,
Parquoy les biens qu'au monde puis avoir
Quitter je veulx, la croix me doibt suffire.

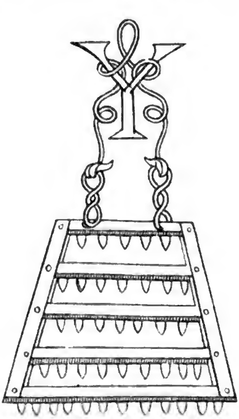
Devise Margarethe's von Valois, Königin von Navarra (1526).

In Deutschland war zu den Zeiten der Kreuzzüge die Sorgen- (Ringel-) Blume als Devise der Damen sehr modern. Dieser Blume schrieb man eine nahe Verwandtschaft mit der Sonne zu, und dies Prädicat war ihr wohl eher als allen andern Blumen zuzuerkennen, da ihre Blüthen große Aehnlichkeit mit der Sonne und deren Strahlen haben, und sich bekanntlich vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne derselben zuwenden und sich Morgens öffnen und Abends schließen sollen; somit galt sie als ein Symbol des geistigen Lichtes, welches, wie ein Devisenschriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts sagt, den Menschen bei allen seinen Handlungen nach der großen Sonne der Gerechtigkeit leite, die der allmächtige Gott selber sei und zur Betrachtung seiner großen himmlischen Werke zugleich mit auffordere. Unter den Devisen deutscher Fürstinnen und Edelfrauen war auch ein Myrthen-, Immergrün- oder Olivenzweig, umgeben von Schlangen, sehr häufig, man wollte damit größtentheils weise und tugendhafte Regierung bezeichnen, wie man denn auch häufig heranwachsenden Thron- und Majoratserben vier unreife Aehren zur Devise wählte, zum Zeichen, daß die Jugend eines Fürsten dereinst fruchtbringend und segenspendend heranreifen möge; ein Gebrauch, der unter dem alten italienischen Geschlecht der Farnese im vierzehnten Jahrhundert üblich war, aber schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Deutschland vorkommt.

Aus dem Mineralreiche erscheinen fast nur der Feuerstein und der Diamant in der Devise. Den erstern, gewöhnlich feuerschlagend dargestellt, wählten nur Männer, so Philipp der Gute um's Jahr 1419, welcher sogar den vom Stein erzeugten Feuerstrahl aus seiner Devise in den von ihm um's Jahr 1429 zu Brügge gestifteten Orden des goldenen Vließes übertrug, dessen Hauptzweck die Ehre des Ritterthums und Erhaltung des katholischen Glaubens war. Der Diamant, meist in einem Ringe gefaßt als Devise abgebildet, galt besonders einem hohen Fürstenpaare als Sinnbild ihrer Reinheit, Liebe und ewigen Freundschaft, zum Zeichen, daß die durch eine Vermählung in verwandtschaftliche Beziehungen getretenen Geschlechter auf immer zusammenhalten und das Alter und die Reinheit des Diamants erreichen und bewahren möchten, worauf auch der Wahlspruch simul et semper hinweist. Das mächtige und berühmte Geschlecht der Medici führte wohl zuerst diese sinnreiche Devise.

Von sachlichen Gegenständen sind schon in frühester Zeit außer Krone und Schwert, Schlüssel und Anker (letzterer nachweislich schon zu den Zeiten des Kaisers Titus Vespasian) in den Devisen zu finden, und

wie mannigfaltig diese genannten durch alle Zeiten zum Sinnbilde der Familie oder des Geschlechtes gewählt worden, das wird jedes Wappenbuch dem Laien am besten sagen können. Der Schlüssel erscheint nach dem Erbleichen des üblichen Sternes ungemein häufig in allerlei Formen in den Devisen der geistlichen Fürsten und hat sich auch hier wohl am meisten erhalten. Aber unendlich zahllos sind alle die Gegenstände, die außerdem in den Devisen oft ohne alle Beziehung auf die Person des Trägers aufgenommen wurden; sie sind wenigstens schwer mit den Handlungen und Eigenschaften derer, die sie trugen, in Einklang zu bringen, so daß man nicht mit Unrecht dieselben als auf besondere Ereignisse bezüglich zur Devise erhoben betrachten muß. Heinrich VIII. hatte als Devise ein Gitter mit dem Spruche securitas altera, ein Gitter nach Art derjenigen, mit denen Sylla in Zeiten der Bürgerkriege die Stadtthore und Mauern schützte; Wilhelm von Henaut, Graf von Ostrevant, erstgeborener Sohn eines Herzogs Albert von Baiern, trug im Jahre 1390 eine goldene Egge mit dem Spruche evertit et aequat in seiner Devise und auch auf seinen Standarten, als er gegen die Saracenen nach Afrika zog, bestimmt als ein Zeichen, daß wie die Egge auf den Feldern alles Unkraut ausrottet und den Boden ebnet, eben so die Ungläubigen und Widerspenstigen ausgerottet würden, welche sich gegen seine Macht auflehnten, und daß alle sich der christlichen Macht und ihrem Gesetze unterwerfen müßten. Sinnreicher war die Devise eines gewissen Peter von Mervuillier, der zwar ebenfalls die Egge in seiner Devise trug, jedoch in dieser Form (vgl. Illustration) mit dem Pythagoräischen Zeichen und mit dem passendern Spruche: hoc virtutis iter.



Devise Peter's von Mervuillier

Aus der besonders reichhaltigen Devisenliteratur hinsichtlich solcher Sinnbilder, die kaum eine Eigenschaftsbestimmung erkennen lassen und deren Wahl einzig und allein mit Bezug auf bedeutende Ereignisse stattfand, verdienen folgende als Beispiel hervorgehoben zu werden. Kaiser Karl V. bildete seine Devise durch zwei aufrecht stehende Säulen mit dem Spruche: Weiter Jenseits (Plus outre). Es war diese Devise auf die Säulen des Herkules (Heraklea) bezogen, welchen Namen bekanntlich vor Zeiten die Meerenge von Gibraltar oder vielmehr die dieselbe bildenden Vorgebirge Europa's und Afrika's führten, wo Hannibal auf europäischer Seite schon Tempel gebaut und geopfert, und zum Zeichen, wie weit er nach Süden vorgedrungen, zwei bronzene Säulen von sechzehn Fuß Höhe errichtet hatte. Lange Zeit hielt man diese Säulen für die Grenzsteine der alten Welt, und um nun seine Macht, über die er verfügte, und die Ausdehnung der Grenzen seines Reiches bis an die äußersten Spitzen des europäischen Festlandes zu fixiren, trug Karl V. die betreffenden Säulen in seiner Devise, in der Hoffnung, sein Reich immer mehr zu vergrößern und erobernd immer „weiter jenseits“ noch vorzudringen, was auch geschah, als er im Jahre 1535 von Spanien aus nach Afrika gegen den Seeräuber Haireddin Barbarossa zog und Tunis eroberte. Ein anderer Karl, der König Karl VI. von Frankreich, der Vielgeliebte, erlegte im Jahre 1380 im Walde von Senlis einen Hirsch, welcher um seinen Hals eine Kette trug, auf der in alter Schrift die Worte: hoc Caesar me donavit gestanden haben sollen. Um das Andenken an dieses seltene Ereigniß zu bewahren, nahm er für seine Devise einen fliegenden Hirsch, welcher eine Krone mit dem betreffenden Spruche auf seinen Kopfe trug. Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois, der bei aller sittlichen Verderbtheit eben so sehr die Wissenschaften wie den Krieg liebte, stiftete im Jahre 1498 in getreuer Nachahmung seines Namensvetters

Julius Cäsar eine Devise zu seinem eben nicht ruhmvollen ewigen Gedächtniß, indem er, die großartigen Unternehmungen und Thaten Julius Cäsar's sich zum Vorbilde nehmend, den Spruch: aut Caesar aut nihil dabei zu Grunde legte. Er zeichnete deshalb eine Figur, die einen Krieger darstellte und in der erhobenen Rechten die Erdkugel, in der herabhängenden Linken indeß ein Blatt Papier hielt, auf dem der Buchstabe O (oder auch die Ziffer 0) in großer Anzahl und in angemessener Entfernung geschrieben war, mit welch letzterm offenbar das Nichts skizzirt werden sollte, das leicht durch Hinzufügung von andern Buchstaben (oder Zahlen) zu einem bedeutungsvollen Etwas hätte werden können. Diesen Fürsten traf aber, nachdem er die Bischofsmütze mit dem Helm vertauscht hatte, das bittere Geschick des leidigen Nichts, er wurde nur dem Namen nach ein Cäsar und ging elend zu Grunde. Daher travestirten denn auch die Zeitgenossen seine Devise folgendermaßen:

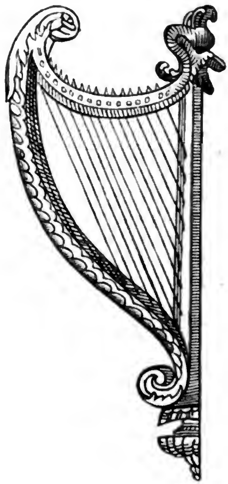
Borgia Caesar erat factis et nomine Caesar,
„Aut nihil, aut Caesar" dixit: utrumque fuit.

Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß mythische Sinnbilder, Allegorien, überhaupt alle in der Einbildungskraft zu Wesen umgeschaffene Gegenstände zu allen Zeiten sehr selten die Devise zieren, neben den hier und da auf den Devisen vorkommenden Göttern und Göttinnen der griechischen und römischen Mythologie, von denen besonders die Amalthea mit dem Füllhorn auf Devisen und Büchertiteln des Alterthums häufig ist, findet man nur den Phönix und die Sphinx, dieses alte Sinnbild des egyptischen Cultus; den ersteren später, die letztere schon von Kaiser Augustus mit dem Spruche inextricabilis error zur Devise erhoben, worüber uns Plinius interessante Mittheilungen überliefert hat.

Wir glaubten diese Andeutungen vorausschicken zu müssen, bevor wir auf die besondere Bedeutung der heroischen Devise in Bezug auf die deutsche Culturgeschichte und Literatur näher eingingen. Es ist eine eben so interessante als belehrende Ueberschau, hinzublicken auf die eigenthümliche Richtung, welche bei der Führung der Devise zu den verschiedenen Zeiten maßgebend war, wie die Devise, einst ausschließlich das Privilegium der Fürsten und des Adels in Zeichen und Wappen, allmälig auf das Volk, auf die Familie und die von ihm so lange eifrig gepflegte schöne Sitte des Führens sogenannter Stammbücher überging, wie die deutsche Dichtung in den der Devise beigefügten, bisher fast ohne Ausnahme in lateinischer Sprache verfaßten Sprüchen hervortrat und letztere Dichtungsart verdrängte, somit der Förderung und Pflege deutscher Bildung und Gesittung, der Literatur des deutschen Sprichwortes, deutscher Originalität in Leben und Dichten so erfolgreich sich erwies. Wie das herrschende System einer Philosophie der jedesmalige Ausdruck der Denk- und Handlungsweise, der Spiegel eines Zeitalters ist, wie man den Charakter desselben in der Kleidertracht, in Sitten und Gebräuchen nachgewiesen hat, so offenbart sich sein Wesen, seine fortschreitende Bildung unverkennbar in seinen Sinnsprüchen und Devisen. Wie man sagt: le style c'est l'homme, so kann man auch und vielleicht mit mehr Grund behaupten, wie ein Mensch, so seine Devise, wie ein Volk, wie ein Jahrhundert, so seine Sinn- und Wahlsprüche, denn der ganze Charakter, das Wesen, die Denkart der Menschen verschiedener Zeiten äußern sich deutlich darin. Die verschiedenen Völkerstämme Deutschlands haben mit dem Beginne des Mittelalters die Devise angenommen, freilich durchaus nicht in der Weise, daß sie nach dem Beispiel der Fürsten und Ritter die Vorfahren einfach copirten, sondern daß sie selbst Originale schufen und daß sie dieselben mit originellem poetischen Beiwerk schmückten in immer schönerer Vollendung bis zum Verschwinden der Devise zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. In der simplen Sphäre der Devisenliteratur wollen wir unsern Blick auf das Allgemeine richten und den Zusammenhang des Volkes mit der Devise nicht in den verschiedenen Nationen, sondern in den Jahrhunderten aufsuchen.

In der Zeit der Kreuzzüge, im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert fing die Devise an, dem damals noch jungen Ritterthum die Weihe zu geben, doch zu Ende der Kreuzzüge war sie schon sehr allgemein, nachdem in der wunderbar phantastischen Welt des Orients Geist und Phantasie neue Nahrung erhalten und die Reisigen ihren Geist weiter ausgebildet hatten.

Diese massenhaft ausgebreitete üppige Vegetation, diese Palmen und Cedern und märchenhaften Wunderblumen, die im prächtigen Glanze mit der Sonne wetteifern, die herrlichen Sprüche der Morgenländer mußten mächtig auf die Abendländer wirken und konnten nicht ohne Einfluß auf Geist und Bildung bleiben. Und in der That, manch' schöner Spruch ist zu jener Zeit aus den Quellen des heiligen Ostens, aus indischen, arabischen und persischen Quellen geschöpft.*) Der poetische, chevalereske Geist, der sich damals der Gemüther bemächtigte, so daß auch Handwerker und Bauern mit in den heiligen Krieg zogen, wußte nun auf sinnige Weise in der Devise das Orientalische mit dem Abendländischen zu verbinden. Von Westen und Osten, aus der deutschen Literatur und der des Alterthums treten die Sprüche voller Sinn und Sitte an den Reigen, in welchem Namen wie Walther von der Vogelweide, Freidank, Reinmar von Zweter und Andere erglänzen, aber auch nicht bloß solche allein, für deren Gehalt schon der Name des Dichters Gewährschaft gibt. Wir sehen auch, wie die Devise schon unter dem niedern Adel gewöhnlich wird und wie es allgemeiner Brauch wird, daß die Devise auf Schild und Fahne, im Wappen und Zeichen prangt und zuweilen auch im Felde als Schlachtruf und Feldgeschrei einer ganzen Partei und ihrer Vasallen gilt. Ritterlich, poetisch und schön, wie diese Menschen, war sogar ihre Tracht, aber eisern wie ihre Rüstung war ihr Geist, der in dem großen Zeitalter des Ritterthums wehte, und so wie der Eisenpanzer einen bunten, geschmackvollen Waffenrock verbarg, so verbarg die rauhe Außenseite ihres Charakters gefühlvolle, echt poetische Herzen, aus welchen gar liebliche Lieder, sinnreiche Devisen voll Schwung und Kraft hervorgegangen sind. Zu dieser Zeit war die Devise noch in ihrem Entwicklungsstadium begriffen und keineswegs populär; ganz zeitgemäß erscheint daher die Devise eines deutschen Ritters im Jahre 1229, welche eine Harfe darstellt, unter die aus Freidank's Bescheidenheit die Zeilen gesetzt sind:



Sich selber nieman loben sol,
Swer frum ist, gelobt man wol.

Deutsche Volksdevise aus dem 13. Jahrhundert.

Die Devisen verbesserten sich schon innerhalb des vierzehnten Jahrhunderts schnell, worüber man sich um so weniger wundern darf, wenn man bedenkt, daß der Ritter- und Priesterstand nicht mehr die ausschließlich privilegirten Stände waren, weil das Bürgerthum und Städtewesen bereits eine bedeutende Macht gewonnen hatten, die nicht ohne Einfluß auf Geist und Bildung bleiben konnte. Auch hatte der Völkerverkehr durch Handel und wissenschaftliches Leben so sehr zugenommen, daß Kaiser Karl IV. im Jahre 1348 die erste deutsche Universität in Prag anlegen ließ, wohin von allen Enden der damaligen civilisirten Welt der Wissensdrang die Männer aller Nationen und Zungen führte. Welche Sitten und Gebräuche, welch' köstliche Sprüchlein und Devisen werden diese nach Deutschland gebracht oder in Prag eingeführt haben,

*) Von solchen, die heute noch sehr beliebt sind, wollen wir hier nur erwähnen: Aus dem Arabischen: Sinnsprüche aus dem Arabischen des Kalifen Ali; aus dem Chinesischen: Schi-King von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Fr. Rückert; aus dem Persischen: Moslicheddin Sadi's Rosengarten, um 1250 entstanden und von K. H. Graf 1846 übersetzt, ferner Mesnewi oder Doppelverse des Scheich Mewlana Dschelaleddin Rumi, 1849 von G. Rosen übertragen; aus dem Sanskrit: Sprüche des Bhartriharis, 1835 von P. von Bohlen übertragen. Vergleiche ferner Herder's Blumenlese aus morgenländischen Dichtern und Goethe's West-Oestlichen Divan.

und wer wollte leugnen, daß diese erste Universität Deutschlands, auf die die Augen Europa's erwartungsvoll blickten, zugleich auch in vielen geistigen Richtungen die Tonangeberin wurde! Wir sehen wenigstens um diese Zeit das deutsche Sprichwort sich zur herrlichen Blüthe entfalten, die Kunst des Schreibens und Zeichnens wird im Volke verbreiteter, und hier und da malt man ein einfaches Sinnbild mit darauf bezüglichem Reimsprüchlein, den Kindern der Familie zum Andenken an die Voreltern.

Erst zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wird die Devise populär im Volke. Die Erfindung der Buchdruckerkunst bot den Geistern fortwährend neue, anregende Nahrung; die Zeit, wo Tag und Nacht im europäischen Völkerverkehr noch im Kampfe lagen, verschwand schnell, in dem Riesenkinde des Mönchs- und Ritterwesens lösten sich beide Theile auf, als der „ritterliche Mönch" Martin Luther mit seiner Poesie und seinem Lichte sich siegreich hervorthat. Es war eine gewaltige, eine hehre Zeit, die Zeit der Reformation und der aufgefundenen neuen Welt! Es war mit einem Male heller Tag und die Welt war lichter, aufgeklärter geworden. „O Jahrhundert!" — ruft Ulrich von Hutten aus — „die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!" Ein eigenthümlicher Zug klingt aus den sich so nahe verwandten Sprichwörtern und Devisen jener Zeit wieder, reine Sitte und freier Sinn leuchtet daraus hervor, der den deutschen Volksgeist seit langer Zeit schon durchdrang und nun seine anmuthigsten und reichsten Blüthen treiben sollte — ein bedeutender Fortschritt war in geistiger Beziehung gemacht, was einst so zu sagen Monopol der Ritter war, wird Gemeingut des Volkes, was sonst seit Jahrhunderten nur Dichter und Künstler in sinnigen Sprüchen und passenden Emblemen dem Helden oder dieser sich selbst widmeten, das riefen jetzt in ureigener Originalität Männer des Volkes in ernst pikanter, in ethisch-dichterischer Form in's Leben zu Nutz und Frommen des Hauses, der Familie, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit im gesellschaftlichen Leben.

Der unbändige, leidenschaftliche, strebende, ringende und sehnende Geist des sechzehnten Jahrhunderts, diese Begeisterung weckende Zeit, findet einen treffenden Ausdruck in den Devisen jener Zeit bei Vornehm und Gering. Derbheit, Natürlichkeit und ein edler freier Sinn sind von jedem Bilde, von jeder Zeile zu lesen. Wie entwickelte sich auf solch gedeihlichem Boden ureigener Volkspoesie das Sprichwort und die sprichwörtliche Redeweise, wie herrlich entfaltete sich die ethische Blüthe der Dichtung; es sei hier nur an Martin Luther's Sinnsprüche und an ein ehedem gerühmtes, vielgelesenes und vielgedrucktes Werk erinnert, an die Adagia des Erasmus Rotterdamus, ein Werk classischer Gelehrsamkeit und Weisheit des 16. Jahrhunderts, das zu Venedig im Jahre 1508 zuerst erschien. Das 16. Jahrhundert und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts bilden denn auch die Glanzzeit der deutschen Devise, viel Tüchtiges, Sinnreiches und echt Poetisches ist ohne Zweifel auf diesem Gebiete zu Tage gefördert, daß Luther wohl am 20. März 1536 an den Doctor Wenzeslaus Link schreiben konnte: „Mein gnädiger Herr Wenzel! Wo es Euch nicht zu schwer, noch zu viel, oder zu lang, oder zu weit, oder zu hoch oder zu tief und dergleichen wäre, so bitte ich Euch, Ihr wollet irgend einen Knaben lassen sammeln alle deutsche Bilder, Reimen — Devisen, Meistergesäng', so bei Euch dies Jahr sind gemalet, gedichtet, gemacht, gedruckt durch Eure deutsche Poeten und Zeichner oder Drucker, denn ich Ursache habe, warum ich sie gern hätte."

Man hat bisher wenig von einer Devise des deutschen Volkes in dieser namentlichen Bezeichnung gesprochen, und doch gebührt dieser schönen deutschen Sitte diese Benennung mit Recht. Bloße Stammbuchverse, wie man sie später zu schreiben pflegte, waren es keineswegs, diese Devisen, sondern aus eigener dichterischer und künstlerischer Kraft hervorgegangene illustrirte Denksprüche, die das Programm, das Motto der Familie oder doch des Familienvaters bildeten. Zum Schlachtenruf konnte natürlich die Devise des deutschen Bürgers nie erhoben werden, ein Wappen hatte er nicht, um seinen durch ein Sinnbild dargestellten Wahl- oder Denkspruch den Nachkommen zu erhalten, und in dieser Beziehung hatte die deutsche Volksdevise wohl nicht die Bedeutung derjenigen der Ritter, der geistlichen und weltlichen Fürsten, aber es tritt uns hier eine besondere Eigenthümlichkeit und dabei eine Ausnahme entgegen, man hatte,

abgesehen von der Originalität, dabei ganz andere, weit edlere Zwecke im Auge als der Adel und das Ritterthum: in der Abgeschlossenheit der Familie erhielt sich das Stammbuch mit den Devisen der Voreltern und vererbte sich von Kind auf Kindeskind, Zeugniß gebend von jenen zahllosen Besonderheiten in Sprache, Sitte und Bildung, — so wird die deutsche Devise immer als ein würdiges Denkmal nationaler Cultur zur Erinnerung an jene und an die vorhergehende Zeit dastehen, wo der deutsche Volksgeist in diesem wie in so vielen andern Zweigen der Literatur seine glänzenden Schwingen entfaltete.

Leider ist das bezügliche, so schätzenswerthe Material aus jener Zeit nur in handschriftlichen Stammbüchern niedergelegt und durch den Druck nie vervielfältigt; es ist höchst wahrscheinlich, daß mancher noch jetzt im öffentlichen Leben gebräuchliche, kernige Spruch seinen Ursprung jenen Devisen verdankt und durch Sammler und Volksmund uns überliefert wurde, doch die hierzu gehörigen, höchst nothwendigen Sinnbilder, die theils mit, oft ohne Text die Devise zierten, sind fast unbekannt geblieben und heut zu Tage eine große Seltenheit geworden. Man hat in unsern Tagen angefangen, Stammbücher des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ihres bedeutenden Interesses wegen, das sie jetzt gewähren, drucken zu lassen, was sehr anerkennenswerth und löblich ist; sicher hätten diese Unternehmungen bedeutend an Werth gewonnen, wenn die betreffenden Illustrationen, mit denen fast jedes Stammbuch jener Zeit ausgestattet ist, mit beigefügt wären. Möge bei spätern Veröffentlichungen solcher Stammbücher dieser Punkt mehr beachtet werden, und unsere Blumenlese von Devisen, die, aus verschiedenen seltenen Reliquien des Mittelalters zusammengetragen, in diesen Blättern zum ersten Male in getreuer Nachbildung durch den Druck erscheint, dann nur als ein schwacher Versuch in dieser Beziehung gelten. Es mag zugegeben werden, daß nicht viel Geistreiches in diesen Devisen liegt, allein wer Sinn und Verständniß für altdeutschen Geist, für Entwicklung kluger Gedanken, für sittliche und dichterische Empfindung des Volkes hat, wird nicht ohne Interesse den Unterschied von den heroischen Devisen und den Fortschritt auf diesem Gebiete entdecken.



Alles Leiden wenden thuet
Wer Ewigkeit tregt in seinem Muet
Eya, biß frisch und unverzagt
Nye waicher Muet kain Eer bejagt.

Heinrich Suso. 1331.

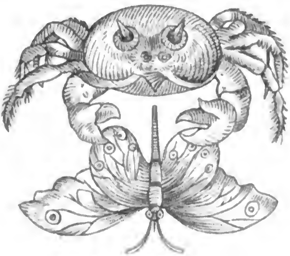


Ich stirb und waiß nit wan
ich far und waiß nit wa hin
mich nempt wunder das ich frelich bin.

Heinrich Bebel in Tübingen. 1497.



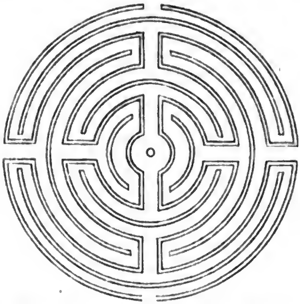
In dem Haus frölich und tugendlich,
Uff der Gassen ersam und züchtiglich,
In der Kirchen demuthig und innigklich,
Uff dem veldt menlich und sinnigklich,
An allen Enden fromm und ernveste,
Allezeit gotzvorchtig: das ist das beste.
Mathias Luffenberg. 1500.



Eile mit Weile.
Christoph Benedictus 1516.



Aliis inserviendo consumor.
(Meine Bestimmung ist, andern nützlich zu sein.)
Heinrich Julius in Halberstadt. 1578.



Die Wege des Schicksals sind ein Labyrinth; nur der, so Gott liebet und fürchtet, gehet sicheren Fußes hindurch.
Martin Ohler in Nürnberg. 1609.



Wollt mit Eren schreiten
Durch die Not der Zeiten,
Schrieb drum auf jeden latus:
In utrumque paratus.
Josephus Neudorff in Magdeburg. 1628.

Deutsche Volksdevisen aus dem 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert, aus handschriftlichen Stammbüchern mitgetheilt.

Wie trefflich ist bei seiner Einfachheit die Devise des Halberstädter Bischofs Heinrich Julius, gewiß ein warnendes Vorbild für jeden Mann auch unserer Zeit! Wie zeigen alle Sinnbilder mit ihren Denksprüchen aus den gesunden Zeiten der reformatorischen Bewegung bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges die Freiheit ureigener Volksthümlichkeit, überall Zucht und Sitte, edle Denkungsart und Originalität, unbevormundet in voller Kraft zu selbständigem Schaffen aus dem Grundquell echt deutscher, volksthümlicher Eigenartig-

keit! Aber bald sollte die Macht des Fremden, wie so manche deutsche Sitte, Lebensanschauung und Gebrauchsweise, auch diese verdrängen, nachdem der Kampf des germanischen mit dem romanischen Geiste heraufgezogen, als der vaterländische Geist der Deutschen, das gesammte deutsche Culturleben in Erschlaffung gerathen war.

Das eigentlich ritterliche Zeitalter war längst vorüber und die Zeitperiode herangekommen, wo die Blüthe der heroischen Devise dahinwelkte, wo die Stiftung einer solchen von Seiten des Adels und der Fürsten immer seltener wurde und mit dem bisherigen Glanze derselben auch ihr Ansehen schwand. Ihr Verschwinden hemmte jedoch den Entwicklungsgang der bürgerlichen Sinnbilder in keiner Weise. Nur die Männer des Volkes, die Kämpfer jener Zeit, fühlten während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts noch das Bedürfniß, die schöne, alte Sitte des Führens der mit originellen Bildern und Reimen gezierten Stammbücher fortzupflanzen, außer Lorbeerkränzen sich auch die Kränze der Poesie, der Lust und Freude des Friedens um die Stirn zu winden. Die Sehnsucht nach höhern Freuden, nach traulichem Stillleben in der Familie und nach Frieden inmitten eines so wüsten, kriegerischen Zeitalters ist ein dem dreißigjährigen Kriege eigenthümlicher Zug, und dieses Bedürfniß auch dem Frieden zu leben, dieser Doppelcharakter des Zeitgeistes offenbart sich auch in der Devise, die sowohl für den Kampf als für den Frieden berechnet war. Die trüben Fluthen des unseligen dreißigjährigen Krieges warfen den mächtigen Strom deutscher Bildung und Gesittung um mehr als ein Jahrhundert zurück, der geistige und gemüthliche Zusammenhang mit der Vorzeit war in beklagenswerther Weise unterbrochen, eine gräßliche Oede, eine trostlose Versunkenheit lag über Deutschland; aber selbst in diesen unbeschreiblich entsetzlichen Zeiten, in den Zeiten der größten politischen Knechtung und des materiellsten Bankerotts des deutschen Volkes ist die erhabene Tendenz jener illustrirten deutschen Sinnsprüche nie ganz untergegangen. Wohl traten Zeiten ein, wo Höfe mitsammt dem Adel das Einheimische für undeutsch und gemein erklärten und dem Fremden, das sich auf protestantischer wie auf katholischer Seite geltend machte, Eingang verschafften; doch im Volke selbst, so schwach es war, die Entdeutschung fern zu halten, fehlte es in allen Schichten der Gesellschaft nicht an Männern und Frauen, welche die gesunden Ueberlieferungen deutscher Sitte pflegten, und wenn dies auf irgend einem Felde des Geisteslebens geschah, so ist es eben auf dem des Wahl-, Denk- oder Sinnspruches geschehen. Gegenüber der bombastisch aufgetragenen, oft unsittlichen und rohen Phraseologie, wie sie, von Frankreich importirt, unter vielen deutschen Dichtern damaliger Zeit so mannigfaltige und getreue Nachahmer fand, traten Streiter für Glauben und Sittenreinheit auf, edle Gemüther aus allen Stellungen des Lebens, welche die schönen Ueberlieferungen der Voreltern, auch die bessern dichterischen Bestrebungen der Zeit protegirten. Leider war die Kraft und Macht dieser Wenigen nicht von großer Tragweite, doch immerhin stark genug, jene echt volksthümliche Sitte nicht aussterben zu lassen. Als man nach dem sehnsüchtig erwarteten und endlich wiedergekehrten Frieden den blutgetränkten und verwüsteten Boden wieder anfing zu beackern und die verbrannten Städte und Dörfer wieder aufzubauen, zeigte sich auch auf dem Felde geistiger Thätigkeit wieder mehr Rührigkeit und eigene schöpferische Kraft, vereinzelt zwar, jedoch intensiver als je zuvor erblühte die deutsche Cultur wieder. Der Mensch „griff wieder denkend in seine Brust,“ und das ganze Leben wurde mehr contemplativ und subjectiv. So finden wir auch das Wesen der Devise ganz verändert, die in ihrer ursprünglichen Form nur noch wenig Nachahmer fand.

Wohl begegnet man in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in den Stammbüchern der Familien noch hier und da Devisen in ihrer hergebrachten Art und Bedeutung, jedoch zweierlei neue Erscheinungen sehen wir an der Tagesordnung. Erstens fehlen die originellen Illustrationen, die Sinnbilder, fast gänzlich und dann erscheint der Wahl- oder Denkspruch nicht mehr wie bisher von den Stiftern in Bezug auf sich selbst verfaßt; auch nicht mehr in der eigentlich vorangestellten Tendenz des Ethisch-Dichterischen. Die deutsche Volksdevise des Mittelalters hatte ihren Zweck erreicht und erfüllt, nachdem sie sich gründlich von der traditionellen Form der heroischen Devise emancipirt hatte. Auch das geistige Culturleben des Volkes hatte sie durch Jahr-

hunderte veredelt und wach erhalten, das deutsche Sprichwort gefördert und die bezügliche Literatur durch manchen Kernspruch bereichert, jetzt erschien sie veraltet und in ihrem Verschwinden in das Epigramm aufzugehen; aus dem schon lange in deutscher Sprache geführten Sinnspruch entstand das Sinngedicht oder Epigramm, das man grade um diese Zeit zuerst in deutscher Sprache zu dichten begann. Wie in der Devise der Wahl- oder Denkspruch durch ein Bild versinnlicht wurde, so repräsentirt das Epigramm die Behandlung oder Kritisirung einer Person oder eines Gegenstandes durch einen schönen Gedanken — eine Verwandtschaft der deutschen Devise mit dem Epigramm läßt sich wenigstens nicht leugnen und auch nicht verkennen. Daher konnte es auch nicht fehlen, daß in der weitern Entwicklung dieser Dichtungsart immer mehr das witzige Element, die satirische Epigrammatik, hervortrat und sich auf Personen und deren Handlungen ausdehnte, welche der Satire scharfsinniger, geistreicher Köpfe einen vortheilhaften Angriffspunkt boten. Es ist gewiß charakteristisch, daß manche der ersten Erscheinungen auf dem Gebiete anfangs noch den Titel „Devisen" führten; Wernicke, der in diesem Literaturfache nennenswerthen Erfolg hatte, näherte sich schon mehr der Bezeichnung „Epigramm," indem er seinen Denksprüchen den Titel „Ueberschriften" gab.

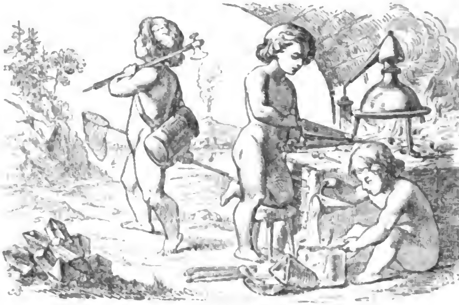
Vor dem satirischen Epigramm ging das Epigramm der Empfindung und der ursprünglich reine Sittenspruch zu Grunde, man vergaß ganz und beachtete nicht, was Deutschland bereits hierin schon Tüchtiges geleistet hatte. Schon in Logau's Sinngedichten, der doch als der größte des ganzen Gebietes nicht bloß für das siebzehnte Jahrhundert zu bezeichnen ist, waltet die Satire vor, nicht minder zum Theil in Opitz, Zeiler und Olearius; andere Dichter dieser Zeit begnügten sich mit dem Spruche in Prosa oder gaben wie Zinkgreff und Andere der Spruchweisheit das novellistische Gewand der Anekdote. Und wie ausschließlich beinahe beherrschten Ironie und Satire all die Spätern mehr denn ein Jahrhundert lang, sogar Lessing, den Untersuchungen zum Trotz, mit denen er doch selbst die weitern Grenzen des Epigramms aufgedeckt hat!

Die Beschaffenheit ihrer Quellen, die eigene Neigung oder vielleicht auch die Modesucht schränkte die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts fast ganz auf die satirische Epigrammatik ein, erst Schiller und Goethe leisteten in ihren gegen das literarische Unwesen jener Zeit gerichteten Sinnsprüchen dieser Gattung, sogenannten Xenien, sowie in ernsten, allgemeine Wahrheiten behandelnden Sinngedichten in der deutschen Literatur Vorzügliches, Herder erschien mit seinen Verdeutschungen aus der griechischen Anthologie und namentlich ein vielgestaltiger Dichter unserer Tage, Friedrich Rückert, setzte das Epigramm, diesen nahen Verwandten jenes Juwels der geistigen Schatzkammer des Mittelalters, der deutschen Volksdevise und Spruchweisheit, wieder in sein volles Recht ein und erlöste es von dem bösen Geschick, einzig dem Spott, der Witz sein sollte, zu dienen.

Literarisches.

Die evangelischen Stände im Lande ob der Enns unter Maximilian II. und Rudolph II. Von Karl Oberleitner. Wien, W. Braumüller.

Eine sehr fleißig und sorgfältig, nach handschriftlichen Quellen gearbeitete Monographie, die indeß ihrem ganzen Inhalte nach weniger auf eine allgemeine Bedeutung Anspruch erheben kann. Das Specielle, das Locale überwiegt. Für die specielle Localgeschichte haben dergleichen Zusammenstellungen ihren Werth; als eine Bereicherung der historischen Literatur kann und will aber wohl schwerlich eine solche Arbeit aufgefaßt werden. Nicht die geschickte Anordnung und Vertheilung, das Auffinden, das Zusammenstellen des Materials ist dem Herausgeber die Hauptsache. Unter Maximilian II. (1564 — 1576) erfreuten sich die österreichischen Länder einer liberalen, verständigen Regierung, die Früchte des Humanismus wurden den Bewohnern vermittelt. Das Gegentheil fand unter dem bigotten und fanatischen Rudolph II. statt (1578 — 1594). Die Saaten, welche der Vorgänger gestreut, wurden zerstört, und das Land fiel der Unduldsamkeit und dem Parteihasse zum Opfer.



Südslawische Bilder.

Von V. F. Klun.

II. Die weißen Krainer.

Nächst den Slowenen verdient ein anderer südslawischer Volkszweig, „die weißen Krainer (beli Krajnci)," die Beachtung des Ethnographen. Diese wohnen jenseits des Gerianzgebirges längs der Kulpa, von Möttling (in Unterkrain) bis gegen Osilnitz, nahe der türkischen Grenze. Die ansehnlichern Orte sind: Pölland, Semic, Kostelj, Osilniz u. a.

Der materielle und geistige Zustand dieses Völkleins ist im Ganzen kein erfreulicher und die beklagenswerth niedere Stufe des einen bedingt fast nothwendig die andere. Die Armuth dieses Volkes ist sprüchwörtlich, und rührt hauptsächlich von der Unfruchtbarkeit des Bodens her. Man erblickt bisweilen vor einem Pfluge vier Ochsen und ein Paar Pferde vorgespannt, damit in den sandigen Lehmboden die Furchen tief genug geschnitten werden können. Von den reicheren Bauern wird auch Weinbau betrieben, der jedoch selten lohnende Ergebnisse bietet; aus dem gleichen Grunde wird die ganze Landwirthschaft arg vernachlässigt.

Der Stand der intellectuellen Bildung ist derart geringe, daß es ganze Gemeinden gibt, in denen Niemand oder höchstens Einzelne lesen können. Schulen findet man fast gar nicht, trotzdem sich die Regierung für die Einführung derselben vielfach bemüht hat; es fehlt eben an Mitteln, die Schullehrer zu bezahlen. Wohlhabendere Leute (deren es begreiflich sehr wenige gibt) schicken die „zum Studiren bestimmten Kinder" nach Neustadtl in Unterkrain oder nach Laibach.

Das „Volk" lebt im Allgemeinen höchst ärmlich. Brot ist in vielen Haushaltungen ein kaum gekanntes Nahrungsmittel, die Hauptnahrung bilden Kartoffeln. Ebenso ärmlich sind die Wohnungen, und deren Fenster in der Regel so klein, daß man den Kopf durch die Fensteröffnung gar nicht stecken kann. Nicht viel größer sind die älteren Kirchen, zum Beispiel die Pfarrkirche „zum heiligen Kreuz," von welcher der Volkswitz sagt, daß man in einem Sprunge von der Thürschwelle den Hauptaltar erreichen kann. Dessenungeachtet findet man, mag es im Winter noch so stürmen und hoher Schnee die Felder decken, ganze Schaaren um das Gotteshaus herumstehend dem Gottesdienste beiwohnen. Der Eifer für Kirchen und Kirchenbauten ist übrigens bei Weitem größer, als jener für Einrichtung von Schulen.

Hinsichtlich des Religionsbekenntnisses theilen sich die „weißen Krainer" in Römisch-katholische und Griechisch-nichtunirte ein, die übrigens ganz friedlich beisammen leben.

Die Sprache der weißen Krainer nähert sich mehr der illyrisch-serbischen als der slawischen Mundart. Sie ist ohne fremde Beimischung und wird in neuester Zeit von den Slowenen vielfach zu Rathe gezogen, da sie nicht minder durch Reichthum, als durch präcise Bezeichnung der Begriffe sich auszeichnet. Am reinsten sprechen die Gebirgsbewohner, die eine Menge trefflicher Sprüche und Redensarten besitzen.

Betrachten wir uns nun die Tracht der „weißen Krainer.“ Wir treten z. B. in das Dorf Osilniz. Hier kommt uns entgegen ein rothwangiges Mädchen mit blauen Augen, und indem es lächelnd grüßt, weist es zwei Reihen feiner, glänzend weißer Zähne. Die Stirn schmückt das Sammtband (schapelj),*) an welchem glänzende Steine und Glasperlen mit gelber Seide befestigt sind, daran erkennt man das Mädchen. Das kunstreich gefaltete Kopftuch fällt ihr über den Rücken hinunter; die Aermel des Frauenhemdes sind in enge kleine Falten gelegt; die Brust schmückt eine große Busennadel (gewöhnlich aus Messing), die mit zahlreichen Glasperlen besetzt ist. Das Oberkleid aus weißem Tuche hat die Form eines langen Männerpaletots und reicht fast bis an die Knöchel, in einigen Gegenden ist es ohne Aermel. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Flechten der Haare gewidmet. Die Frauen flechten die Haare in zwei Zöpfe, welche nach vorn über die Brust herabhängen. In die Zöpfe werden Silbermünzen, von den ärmeren Frauen Metallringe, dann aus Bein oder Holz geschnitzte Heiligenbilder, Amulette u. dgl. bisweilen in großer Menge angebunden. Die Mädchen flechten nur einen Zopf, der mit rothen Bändern umwunden wird und über den Rücken hinabfällt. Auf dem Kopfe tragen sie, wenn sie nicht mit dem Kopftuche bedeckt sind, rothe Mützen mit langen Quasten. Die Strümpfe sind gleichfalls von rother Farbe. Es ist nicht zu leugnen, daß die Tracht äußerst kleidsam, ja malerisch schön genannt werden kann. Die Männer tragen breitkrämpige, niedere Hüte oder auch rothe Mützen auf dem Kopfe, dann weiße Jacken und weiße eng anliegende Beinkleider. Die Fußbedeckung bilden Schnürschuhe, opanke genannt; niemals aber fehlt die mit bunten Wollschnüren sehr reich behängte Tasche, welche unter dem linken Arme an der Seite herabhängt.

Ist der Südslawe überhaupt heiter und fröhlich, so gilt dieses besonders vom weißen Krainer. Er geht selten stille einher: er singt lustige illyrische oder serbische Lieder. Wenn die Frau auch schwere Arbeit verrichtet, die Felder bestellt, während die Männer als Krämer im Lande herumziehen; so singt sie doch, wo sie geht und steht. Sie denkt nicht lange darüber nach, was sie singen soll, — sie improvisirt sich bei jeder Beschäftigung ein Liedchen, das so recht aus der Tiefe des Herzens, ungekünstelt als reinster Volksgesang hervorquillt. Die Dichtkunst ist hier keine gesuchte Beschäftigung, die ängstlich nach Gedanken, nach phantasievollen Bildern und kunstgemäßen Formen sucht; hier ist die Poesie eine Wahrheit, sie ist ein unbefangenes Kind, welches seine Gedanken und Gefühle einfach, mitunter sogar feurig ausspricht, wie sie ihm wirklich in der Seele leben. Nebst dieser eigentlichen lyrischen Poesie, die jeden Tag neue Blüthen treibt, verdient jedoch auch die epische volle Beachtung, in welcher sich der glühende Türkenhaß und die schwärmerische Religionsbegeisterung kräftigst aussprechen. Diese Grundgedanken finden sich in fast allen epischen Dichtungen der Südslawen; sie sind der Hauptstoff, der durch Jahrhunderte stets neue Nahrung gefunden hat. —

Die Hochzeitsgebräuche der weißen Krainer haben einiges Aehnliche mit den Hochzeiten der alten Römer. Am Hochzeitstage kommen schon vor Sonnenaufgang die Gäste mit dem Bräutigam unter häufigem Abschießen von Böllern und Pistolen zu dem Hause der Braut, vor welchem sie ein Possenreißer empfängt, der Räthsel aufgibt, humoristische Fragen an sie richtet und durch allerlei Possen sie so lange unterhält, bis es im Hause lebendig zu werden beginnt. Das Haus wird sodann geöffnet, die Gesellschaft tritt ein und nimmt auf den längs der Mauer in der Stube angebrachten Bänken Platz. Auf dem langen Tische steht eine mit Nüssen oder Haselnüssen gefüllte Schüssel. Nun wird die schüchterne Braut aus irgend einem Verstecke des Hauses hervorgelockt, in die Stube geführt und dem Bräutigam übergeben, der bis jetzt in der Mitte der Stube gestanden und manchen Witz von den herumsitzenden Gästen anhören mußte. Nun hält der Brautvater (starasina) eine Rede an ihn, in welcher er ihm auseinandersetzt, es sei

*) Auch altdeutsch schapel, schapil hier wie dort der ausschließlich jungfräuliche Kopfputz, nur in reicherer Ausstattung bei den alten Deutschen, eine mit Edelsteinen, Perlen, Goldflitter, Kunstblumen u. dgl. durchflochtene Binde. Französisch chapel, chapelet, doch in minder ausschließlicher Bedeutung. — Eben solche Sprachähnlichkeit findet sich im festlichen Brotkuchen: slawisch pogazha, altdeutsch pogaz, lateinisch focatus, französisch foccasse, foccage, italienisch focaccia u. s. w.

die letzte Zeit, die Knabenschuhe auszuziehen und in die Gesellschaft der Männer zu treten. Der Bräutigam nimmt hierauf die dargereichte Schüssel und wirft Nüsse unter die vor der Hausthür harrende Jugend, welche sich kräftig dafür balgt. Dieses Werfen der Nüsse unter die Jugend, um die Lossagung von den fröhlichen Jugendspielen anzudeuten, fand unter den alten Römern ebenfalls statt. Dann reicht der Bräutigam seine Rechte der Braut und der Brautvater gießt über die vereinigten Hände Wein in Kreuzesform, indem er spricht: Ich verbinde Euch im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, worauf die ganze Versammlung mit einem feierlichen Amen antwortet. Ist die „häusliche Ehe" geschlossen, nehmen die Geladenen in strenger Rangordnung ihren Platz am Tische. Den ersten Platz am obern Ende des Tisches nehmen die Neuvermählten ein. Rechts von der Braut sitzen alle Frauen, links vom Bräutigam alle Männer und zwar ihm zunächst der starasina, dann der zastavnik (der Fahnenträger) u. s. f. Mittlerweile ist es Tag geworden; die Braut gibt das Zeichen zum Aufstehen, sie schenkt jedem Gaste ein Sacktuch und verläßt die Gesellschaft, um sich zum Gange nach der Kirche zu schmücken. Erscheint dann wieder die Braut, eine schimmernde Krone auf dem Haupte, von welcher seidene Bänder über die Schultern herabhängen, um die Stirn das Brautband (part) gewunden; so erheben sich alle Anwesenden. Böllerschüsse knallen, froher Gesang erschallt, doch ohne alle Musikbegleitung. Der Zug setzt sich paarweise in Bewegung, voran geht der Fahnenträger. Das erste Paar beginnt zu singen. Ist es mit seiner Strophe fertig, so singt das zweite Paar, dann das dritte u. s. f. Je mehr Paare geladen sind, desto vornehmer ist die Hochzeit; bei reichen Leuten gibt es deren wohl an fünfzig. Die Braut gibt Jedem, welcher dem Zug begegnet, ein Stück weißes Brot (welches sie in einer Tasche trägt), wofür ihr die lautesten Glückwünsche dargebracht werden. — Nach beendeter kirchlicher Function kehrt der Zug in der nämlichen Ordnung zum Hause der Braut zurück, wo das Festessen abwechselnd mit Gesang und Tanz stattfindet.

Auch die Begräbnisse werden hier mit großen Feierlichkeiten begangen. War der Verstorbene ein geachteter Mann, so folgt das ganze Dorf dem Leichenzuge. Frauen singen Klagelieder, in denen die Vorzüge und Tugenden des Dahingeschiedenen gepriesen werden. Die Klagefrauen werden nicht bezahlt oder eigens dazu aufgenommen; sie verrichten diesen Liebesdienst „aus Freundschaft für die Familie." Diese Klagelieder sind stets improvisirt, jede der Frauen singt das Gute, das ihr bekannt ist, und in einer Weise, wie es eben der Moment ihr eingibt.

Nach dem Begräbnisse folgt das „Todtenessen," an welchem alle Verwandte und Freunde des Hauses theilnehmen. Reiche Leute geben im darauffolgenden Herbste noch ein zweites Todtenmahl (Karmina). Bei jeder dieser Mahlzeiten müssen neun Speisen aufgetragen werden; sind je drei Schüsseln geleert, so betet die Gesellschaft gemeinschaftlich für den Verstorbenen.

Zu den Charakterzügen der weißen Krainer gehören: Gastfreundschaft, Freundlichkeit und unterwürfiger Gehorsam gegen die „geistliche und weltliche Obrigkeit." Die Schattenseiten sind: das grauenhafte Fluchen, die Unmäßigkeit und der Neid. Im Ganzen ist dieser südslawische Volkszweig noch in alter Kraft, voll Selbstbewußtsein und „Nationalstolz." Die weißen Krainer bilden bereits das Uebergangsglied zu den südlich der Save und der Donau wohnenden Slawen, sie erinnern mehrfach an den serbischen Stamm, für welchen sie ungehinderte Sympathien empfinden.

Derartige Zweige des slawischen Volksstammes sind jedoch größtentheils kaum dem Namen nach bekannt; es ist somit begreiflich, daß für deren Hebung bis jetzt nur wenig geschehen ist. Es wäre sicherlich die Aufgabe, dahin zu wirken, daß sie ihre Blicke mehr nach Westen und Norden, als nach dem östlichen Süden richten.

Neu-Deutschland.

Ein Beitrag zur Frage der deutschen Auswanderung.

Der gewesene brasilianische Generalconsul in Berlin, Herr J. J. Sturz, hat eben zwei Broschüren erscheinen lassen, welche, wie mehrere frühere Schriften dieses deutschen Patrioten und Humanisten, auf die Nothwendigkeit einer Concentrirung der

deutschen Emigration auf einem, durch Lage, Klima und Bodenverhältnisse besonders geeigneten Gebiete im Interesse des Mutterlandes wie der Fortziehenden hinweisen, und namentlich den gegenwärtigen Zeitpunkt zur Erreichung des angestrebten Zieles für besonders geeignet erachten.*) Durch den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten hat sich die Strömung der deutschen Auswanderung nach Westen bedeutend verringert, ohne inzwischen einen andern Lauf genommen zu haben. Aber mit dem Aufhören der inneren Kämpfe und mit der Abschaffung der Negersclaverei wird die Anziehungskraft der Vereinigten Staaten nicht nur von Neuem beginnen, sondern sogar noch wesentlich zunehmen. Der bisherige Ausfall in der Einwanderung muß rasch wieder ersetzt werden, denn tausende Quadratmeilen gelichteten, aber aus Mangel an Händen vernachlässigten Landes bieten den deutschen Auswanderern viel zu verlockende Aussichten, um lange unberücksichtigt zu bleiben. Der Strom der Emigration wird mit dem letzten Flintenschusse der sich jetzt feindlich gegenüberstehenden Parteien von Neuem und zwar gewaltiger als je zuvor seine Richtung nach den nordamerikanischen Staaten nehmen, und mit ihm dürfte auch die bisherige Assimilisation und Absorbtion des deutschen Elementes neuerdings ihren Fortgang nehmen. Um also in Zukunft der bedauerlichen Erscheinung vorzubeugen, daß die hunderttausend jährlich emigrirenden Deutschen die Kärrner fremder Völker werden und mit ihrer Arbeitskraft, mit ihren geistigen Fähigkeiten sowie mit ihrem Vermögen dem Mutterlande völlig verloren gehen, empfiehlt der Verfasser, die gesammte deutsche Auswanderung so viel als möglich auf ein bestimmtes Ziel zu lenken, und zwar auf ein solches, das sowohl für die Auswanderer als für das Mutterland den größten Vortheil zu gewähren verspricht. Es soll ein Land sein, wo Deutschland hoffen kann, durch die Ansiedlung seiner Söhne einen entscheidenden Einfluß auf dessen Entwicklung zu gewinnen; wo die einheimische Bevölkerung noch wenig zahlreich ist, und auch in ihrer Leistungsfähigkeit gegen die deutsche zurücksteht, damit die germanischen Einwanderer nicht nur ihre Nationalität bewahren, sondern dieselbe sogar allmälig zur maßgebenden erheben können. Ja, Herr Sturz stellt noch eine weitere Bedingung auf, daß nämlich das zu wählende Gebiet weder ein Sclavenland noch in der Tropenzone gelegen sein darf. Mit der letztern Bedingung stimmen wir aus dem Grunde nicht überein, weil sich, nach unsern persönlichen Erfahrungen, auch die Hochebenen von Nicaragua, Costarica, Honduras, Guatemala und Mexiko vortrefflich zur Niederlassung von nordischen Landwirthen eignen, und Deutschland grade durch die Besiedlung tropischer und subtropischer Länder den wichtigsten Zweck erreichen würde, nämlich die werthvollsten Producte der Tropenzone gebaut zu sehen, und gegen Producte und Fabricate des Nordens austauschen zu können! Herr Sturz hat sich aber nach eingehenden Studien für das Stromgebiet des La Plata entschieden, hier soll die deutsche Emigration concentrirt, hier soll „Neu-Deutschland“ geschaffen werden. Und in so fern als es sich um großartige, nach Millionen Menschen zählende Niederlassungen handelt, ist allerdings dieses gewaltige, herrliche, fruchtbare Gebiet jedem andern Theile Süd- oder Mittelamerika's vorzuziehen, um so mehr, als es bei weit günstigerer geographischer Lage auch eine viel größere Ausdehnung, mächtige Ströme und bessere Häfen aufzuweisen vermag. Das Stromgebiet des Plata, nach jenem des Amazonenstromes und des Missisippi das dritte der neuen Welt, umfaßt 56,000 Quadratmeilen und wird gleichwohl erst von circa zwei Millionen Menschen bewohnt. Der Plata ist aber bekanntlich nur die Vereinigung des Parana und Uruguay, zweier Ströme, welche innerhalb der Tropenzone Brasiliens ihren Ursprung haben. Bevor jedoch ersterer, mit dem letztern sich vereinigend, den eigentlich nur an der Mündung „Plata“ genannten Strom bildet, ist der Parana selbst nur die Verbindung mit dem ungeheuren Paraguay. Diesen drei, an sich schon so bedeutenden Flüssen, gesellen sich aber eine solche Menge beträchtlicher Nebenflüsse (Pilcomayo, Vermejo, Salado) oft von der

*) Kann und soll Neu-Deutschland geschaffen werden und auf welche Weise? Ein Vorschlag zur Verwerthung der deutschen Auswanderung im nationalen Sinne von J. J. Sturz. Berlin 1862. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. — Die Krisis der deutschen Auswanderung in ihrer Benutzung für jetzt und immer. Von J. J. Sturz. Berlin, 1862. Druck und Verlag von H. Hickethier.

Größe des Rheins hinzu, daß man das ganze Stromgebiet wie ein Netz von natürlichen Straßen betrachten kann, welche, weit hinauf schiffbar, die Tropenwelt mit der gemäßigten Zone verbinden und dadurch Handel und Verkehr auf das vortheilhafteste begünstigen. Die Wichtigkeit des Plata für eine Ansiedlung fleißiger Deutschen gewinnt aber noch durch den Umstand eine besondere Bedeutung, daß sowohl der Uruguay als der Parana tief im Innern von Brasilien entspringen, welches Land, trotz der außerordentlichen Ausdehnung seiner Küsten, nur wenige gute Häfen, am allerwenigsten im Süden, besitzt. Hier vermittelt der Hafen von Rio Grande de San Pedro do Sul auf einer Küstenstrecke von 400 Stunden allein den Verkehr mit dem Innern. In Folge dieser seltsamen physischen Verhältnisse dürfte einer thätigen Bevölkerung an den Ufern des Uruguay und Parana der ganze Verkehr mit dem Innern des südlichen Brasiliens zufallen und die Mündung des Platastromes der Ausgangspunkt alles Handels für das ganze Atlantische Südamerika außerhalb der Tropenzone werden. Während der Uruguay und Parana in die Region des Zuckerrohrs und der Baumwolle hineinreichen, durchströmt der Paraguay die Heimath des für ganz Südamerika so wichtigen Maté-Thees (Ilex Paraguayensis), indeß der rechts von seinem Laufe entspringende Pilcomayo bis zu den silberreichen Minen Potosi's und den Goldregionen von Cuyaba und Matto Grosso hinaufführt. Dabei theilt sich das vom Plata durchströmte Gebiet in zwei, in ihrer Oberflächengestaltung wie in ihrer petrographischen Beschaffenheit gänzlich verschiedene Hälften. Während die eine größtentheils aus Tertiärablagerungen besteht, erscheint die Patagonien zugekehrte Seite vorherrschend aus Diluvialgeschieben gebildet, und umfaßt jene unabsehbaren Flächen, welche man an Ort und Stelle nach dem Guichuaworte Pampas (Grasebenen) nennt. Was die Pußten für Ungarn, die Steppen für das europäische und asiatische Rußland, die Llanos und Savannen für das tropische Amerika, das sind die Pampas für den gemäßigten Gürtel dieses Welttheils! Die F l e i s ch kammer für das ganze Südamerika der Atlantischen Seite, und die L e d e r kammer für die halbe Welt, insbesondere aber für Europa.

Bei der ungeheuren Ausdehnung des Platagebietes tritt jedoch vor Allem die Frage an uns heran: wo ist der Anfang mit der deutschen Colonisation zu machen? Denn wenn es sich um eine Concentration der deutschen Emigration handelt, so muß diese doch an irgend einem Punkte beginnen, welcher als Kern für die weitere Fortentwicklung zu betrachten ist. Und in dieser Beziehung scheint von allen Plataländern keines besser geeignet, als die Republik Uruguay, deren Territorium an zwei Seiten vom Atlantischen Ocean bespült wird, westlich den breiten Uruguay und nördlich Brasilien zur Grenze hat. Lage, Klima und Bodenverhältnisse sind hier überall gleich günstig. Auch ist die Landschaft hier nicht so flach als westlich von Uruguay, sondern wellenförmig, mit theilweise sogar gebirgigem Charakter, so daß der deutsche Ansiedler sich rascher heimisch fühlen dürfte, als in den unabsehbaren, baumlosen Pampas. Zugleich hat Uruguay in Montevideo einen guten, in Colonia einen brauchbaren Hafen, und unterhalb Mercedes, an der Mündung des Rio Negro in den Uruguayfluß finden sich sogar mehrere ausgezeichnete Landungsplätze für große Kauffahrer, während Buenos Ayres nur eine offene Rhede besitzt. Die Republik Uruguay zählt auf einem Territorium von mehr als 5000 deutschen Quadratmeilen nur eine Bevölkerung von 250,000 Seelen, oder kaum 50 Seelen auf die Quadratmeile, während das Land, bei fruchtbarem Boden und mildem Klima, leicht 10 Millionen Menschen ernähren kann. Hier wäre also der Anfang zu machen, um einen Stützpunkt zu gewinnen, von dem allmälig das deutsche Element über das ganze Platagebiet ausgebreitet werden sollte. Es gibt gegenwärtig in Uruguay noch viele hundert Quadratleguas fruchtbaren Landes, welche für 5000 Piaster pro Legua*) erworben werden könnten, während sich der Werth dieser Grundstücke, wenn die deutsche Auswanderung einmal diese Richtung nimmt, in wenigen Jahren verdreifachen, ja an manchen Stellen verzehnfachen müßte.

Da nicht zu erwarten steht, daß die deutschen Regierungen irgend welche Anstrengungen für diesen Zweck machen werden, so schlägt

*) 1 Quadratlegua = $2/3$ einer deutschen Geviertmeile; der Piaster = 1 Thlr. 10 Sgr.

Herr Sturz vor, nachdem die deutsche Auswanderung so wesentlich mit Schifffahrt und Handel verbunden ist, die Sache kaufmännisch zu betreiben, und eine Colonisationsgesellschaft zu gründen, welche die Leitung des ganzen, nicht nur höchst patriotischen, sondern auch reichlichen Gewinn versprechenden Unternehmens, in die Hand zu nehmen hätte. Das Schicksal der meisten deutschen Colonisationsgesellschaften ist allerdings wenig zu neuen derartigen Versuchen einladend, aber die Ursache des bisherigen Mißerfolges lag hauptsächlich in der unglücklichen Wahl der für die Ansiedlung bestimmten Länder, sowie in der wenig praktischen Durchführung der projectirten Unternehmen. In der vortrefflichen Schrift: „Krisis der deutschen Auswanderung," geht Herr Sturz näher in die Organisation der zu gründenden Gesellschaft ein und meint, ein Stammcapital von einer Million Thaler wäre hinreichend, um in Uruguay circa hundert Quadratleguas Land der besten Beschaffenheit kaufen zu können. Concentrirte man nun auf die Quadratlegua 1 — 2000 Ansiedler, so würde der Bodenwerth bald verzwanzigfacht werden und wenigstens ein Fünftheil des Mehrertrages an die Käufer selbst zurückfließen. Zu den Pflichten der Gesellschaft würde es gehören, für eine obrigkeitliche Vertretung der Emigranten durch deutsche Diplomaten und commercielle Bevollmächtigte zu sorgen. Eben so dürften die Schul-, Kirchen- und Rechtsverhältnisse des „werdenden Neu-Deutschland" nicht außer Acht gelassen werden. Eigens erlesene Prediger und Lehrer müßten von der Gesellschaft für die sich bevölkernden Ländereien nach Bedürfniß engagirt, eben so Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Geometer und Juristen für die Ansiedlungen gewonnen werden, damit das deutsche Element, damit deutsche Sitten und Gebräuche nach allen Richtungen erhalten bleiben und erstarken mögen.

Daß eine mit Umsicht und praktischem Geschick geleitete Colonisation auf Erfolg rechnen könne, beweist die Unternehmung des Bankhauses Siegrist und Fender in Basel, welches bereits vor einigen Jahren in Uruguay Schweizer und andere deutsche Emigranten ansiedelte. Auf diese Weise ist eine schweizerische Colonie: „Helvetia," entstanden, welcher die später zu gründenden Colonialgemeinden sich unmittelbar anlehnen sollen. Dieser erste schweizerisch-deutsche Bezirk in Uruguay umfaßt über vierzehn Quadratstunden und ist nahe an der Küste zwischen den beiden Hauptseehäfen des Landes (Montevideo und Colonia), gelegen, von wo aus eine tägliche Dampfschifffahrtsverbindung mit Buenos-Ayres besteht. Hierdurch wird erreicht, daß die Einwanderer nahe an ihrer neuen Heimath landen, die Kosten der Ansiedlungen bedeutend verringert werden, der Fremdling keinen gierigen Werbeagenten in die Hände fällt und der Landwirth Gelegenheit findet, seine Bodenproducte leicht und mit großem Nutzen an Ort und Stelle absetzen oder verschiffen zu können. Dabei liegt die Colonie „Helvetia" nur eine halbe Wegstunde von der Stadt Rosario oder Colla mit 5000 Einwohnern entfernt, wo bereits deutsche Handwerksfamilien eingebürgert sind. Sechs Stunden westlich befindet sich die nach dem Hafen genannte Stadt Colonia del Sacramento mit 10,000 Einwohnern (darunter 4000 Deutsche), welche wieder nur fünfzehn Stunden von der Hauptstadt des Landes, von dem mit 60,000 Seelen bevölkerten Montevideo entfernt ist. Trotz einer so ausgezeichneten Lage kostet der preußische Morgen Landes nicht mehr als 6 Thaler, während derselbe bei Fleiß und mäßiger Cultur leicht an Geldwerth 200 — 300 Thaler Ertrag liefert. Nach den Angaben der Herren Siegrist und Fender in Basel gibt ein Anlagecapital von 1000 Thalern auf Bodenkauf in Uruguay verwendet, im ersten Jahre 60, im zweiten Jahre 90, im dritten Jahre 130 Procent. Das Land besteht aus einem Wiesenboden, welcher unschwer umgepflügt und urbar gemacht werden kann. Nach dem amtlichen Ausweis des preußischen Generalconsuls in Montevideo nahmen im Jahre 1858 deutsche Landwirthe bereits ein Areal von mindestens 50 Quadratstunden Landes ein, und seit dieser Zeit soll das Besitzthum der Deutschen in den Plataländern bereits doppelt so viel betragen.

Aus einer Statistik der deutschen Auswanderung vom Jahre 1819 — 1859, welche der Sturz'schen Abhandlung im Anhange beigefügt ist, geht hervor, daß im Laufe von 40 Jahren nicht weniger als 1,799,853 Deutsche ausgewandert sind! Es ziehen jährlich durchschnittlich 47,365 Deutsche und mit ihnen ein Capital von wenigstens 24,927,500

Thaler aus dem Lande; der Mann im Durchschnitt zu 1000 Thaler, die Hälfte der Auswanderung als 1000 Thaler pro Kopf werth, und den Rest der Summe auf Baarausfuhr pro Mann mit 25 Thaler gerechnet. Wir verloren also in den letzten 40 Jahren nicht nur 1,799,853 Menschen an Arbeitskraft, sondern auch ihr Vermögen und ihre Steuerfähigkeit, während England in Australien und Canada, Frankreich in Algier, Rußland am Amur und im Kaukasus davon Nutzen zu ziehen wußten. Diese ungeheure Kraft an Menschen und Capital, welche gegenwärtig jährlich für uns verloren geht, durch eine Concentrirung der Emigration auf ein bestimmtes Gebiet für das deutsche Mutterland zu erhalten und nutzbringend zu machen, ist eine der Hauptaufgaben und der edelsten Intentionen der beiden mit bewunderungswerthem Fleiß und gründlicher Kenntniß geschriebenen Schriften des Herrn Sturz, welche im Anhange zugleich durch eine Reihe wichtiger authentischer Belege die Gefahren einer Auswanderung nach Brasilien nachweisen, Gefahren, die dem als Generalconsul für das südamerikanische Kaiserreich in Preußen bediensteten Verfasser so groß erschienen, daß er aus Rücksicht für das Schicksal seiner deutschen Landsleute lieber seinen einträglichen Posten in die Schanze schlug, als ein Mitschuldiger an der Behandlungsweise deutscher Emigranten im brasilianischen Sclavenstaat zu werden!

Der Strauß.

Auf fast allen Sandhügeln der Wüste wächst eine Kriechpflanze in großer Menge, welche eine kürbisförmige und mit Stacheln besetzte Frucht trägt. Diese wird von den Eingeborenen Nara genannt und ist von köstlichem Geschmack. Sie erreicht, wenn sie reif ist, die Größe einer gemeinen Rübe und ist von grüner, in's Gelbe spielender Farbe; ihr dunkelgelbes Fleisch gewährt dem Jäger oder Reisenden das erfrischendste und appetitlichste Gericht, das er in der Wüste finden kann. Während etwa dreier Monate im Jahre essen die Eingeborenen fast nichts als diese Frucht. Man muß sich jedoch vor Mißbrauch dieser Frucht hüten, denn sie erzeugt alsdann ein eigenthümliches Uebel, indem sie Lippen und Zahnfleisch rissig macht.

Die Naras enthalten zahlreiche Körner, welche nach Geschmack und Gestalt enthülsten Mandeln gleichen. Da man diese Körner leicht aus den fleischigen Theilen der Frucht loslösen kann, so trocknet man sie an der Sonne und füllt sie in kleine Säcke aus Fellen. Wenn es keine Naras mehr gibt, so essen die Eingeborenen statt derselben die gesammelten Körner, welche eben so nahrhaft, aber viel gesünder sind. Auch auf eine andere Weise wird die Frucht aufbewahrt, man siedet sie nämlich und macht kleine flache Brote daraus, welche braunem Zucker gleichen, sich sehr lange halten und dabei doch schmackhaft bleiben.

Doch nicht die Ernährung des Menschen allein war das Ziel der Vorsehung, als sie die Nara in diese unbebauten Sandstrecken pflanzte. Auch fast sämmtliche Thiere fressen dieselbe, der Maulesel wie der Zugochse, der Hund wie der Löwe, und auch für die Vögel ist sie eine wahre Wohlthat.

Zu der Zeit nun, wo diese Frucht in Ueberfluß vorhanden ist, trifft man auf der Ebene von Narib in großer Menge den Strauß an, wiewohl derselbe auch sonst daselbst mehr oder weniger zahlreich sich aufhält.

Der Strauß bewohnt einen großen Theil von Afrika, dehnt aber seinen Aufenthalt im Westen nicht über die arabischen Wüsten hinaus aus. Im indischen Archipel wird die Familie, welcher der Strauß angehört, durch den Casuar repräsentirt, in Australien durch den Bastardstrauß und im Süden der westlichen Hemisphäre durch das Rhea; selbst in Europa findet er seine Vertretung durch die große Trappe, welche sich jedoch etwas von den generischen Merkmalen entfernt, welche das Straußengeschlecht auszeichnen.

Beim männlichen Strauß sind der untere Theil des Halses und der übrige Körper mit dunkelschwarzen Federn bedeckt, vermischt mit weißgefärbten, die jedoch nur dann sichtbar werden, wenn er das Gefieder sträubt. Die Farbe des Weibchens spielt in's Graue oder Graubraune, mit leichten weißen Flecken. Bei beiden Geschlechtern sind Flügel- und Schwanzfedern von blendendem Weiß.

Der ausgewachsene Strauß ist nicht

weniger als sieben bis acht Fuß hoch, und man spricht von Exemplaren, deren Höhe bis zu neun Fuß gestiegen sei. Dem entsprechend ist sein Gewicht, welches wohl zwei- bis dreihundert Pfund betragen mag. Einzelne Reisende behaupten sogar, daß er eine Schwere von dreihundertundfünfzig Pfund erreichen könne. Er soll zwanzig bis dreißig Jahre alt werden. Seine Stimme gleicht so sehr dem Brüllen des Löwen, daß sogar die Eingeborenen sich bisweilen täuschen lassen. Man hört sie am frühen Morgen und bisweilen während der Nacht.

Die Muskelstärke des Straußes ist außerordentlich groß und jeder seiner Feinde, sei es die Hyäne, der Panther, der Schakal oder der Hund, würde es sicher bereuen, wenn er sich in den Bereich seines Fußes wagte, denn mit einem einzigen Schlage vermöchte der Strauß ihn zu tödten. Es ist zu bemerken, daß er stets nach vorn schlägt. Auch sein Hals ist äußerst muskulös, sein Schnabel aber hart wie Kiesel, und so ist es leicht erklärlich, warum man so oft die Leichname von Schakalen in der Nähe seiner Brutplätze findet.

Die Schnelligkeit seines Laufes ist so groß, daß er unter gewöhnlichen Umständen die besten Pferde hinter sich läßt, was bereits in der Bibel von ihm gesagt wird. Unter gewissen Verhältnissen und während einiger Zeit ist dieselbe wahrhaft erstaunenerregend, denn der Strauß legt eine Meile in etwa drei Minuten zurück. Seine Füße scheinen kaum den Boden zu berühren und mit einem einzigen Schritte durchmißt er einen Raum von vierzehn oder fünfzehn Fuß. Wenn wir dem Berichte Adamson's glauben dürfen, so kann am Senegal ein Strauß, welcher zwei Reiter trägt, ein englisches Pferd überholen. Aber was dem Strauß vor Allem eine große Ueberlegenheit im Laufen gewährt, ist die Schwierigkeit, ihn außer Athem zu bringen, es gehört also Zeit dazu, um ihn zu fangen.

Die Nahrung des Straußes im wilden Zustande besteht aus Körnern, aus Knospen und Schößlingen verschiedener Pflanzen und Sträucher. Aber man fragt sich, wie er in den offenbar so wüsten Gegenden, in welchen er seinen Aufenthalt nimmt, sein Leben fristen könne?

Obgleich der Strauß den Durst sehr lange ertragen kann, so kann er doch das Wasser nicht entbehren. Während der heißen und trockenen Jahreszeit kommt er täglich heerdenweise an das Wasser, um zu trinken. Sie nehmen das Wasser in allmäligem Schlucken zu sich, und wenn sie sich einer Quelle nähern, scheinen sie förmlich betäubt zu sein. Ein Jäger, welcher sie dabei gewahr wird, kann sich ihnen leicht nähern und in kurzer Zeit mehrere dieser prächtigen Vögel erlegen, indem sie anfangs nur Schritt für Schritt vor ihm zurückweichen.

Wie der europäische Auerhahn hat auch der Strauß mehrere Weibchen, zwei bis sechs, wie man sagt. Eine feststehende Brutzeit scheint er nicht einzuhalten, denn man findet in seinen Nestern von Juni bis October Eier. Jedes Weibchen legt zwölf bis sechzehn Eier in ein Nest, welches nur in einer Vertiefung im Sande besteht. Das Männchen und das Weibchen bebrüten abwechselnd die Eier, welche eine aufrechte Stellung einnehmen, gleichsam als ob so viel als möglich auf demselben Raume zusammengedrängt werden sollten. Wenn das Legen beendigt ist, beginnt der Vogel mit unter sich gezogenen Beinen zu brüten. Sieht er einen Menschen herankommen, so flieht er nicht, sondern streckt seinen langen Hals auf dem Sande aus, ohne Zweifel, damit man ihn nicht bemerken solle. Hiervon schreibt sich die Fabel her, daß der Strauß den Kopf hinter einem Steine verstecke, wenn er einen Jäger bemerkt, und so den Blicken desselben zu entgehen glaube. Diese Thatsache, welche man sonst auf Rechnung seiner Dummheit setzte, gibt also im Gegentheil Zeugniß von seiner Klugheit und Mutterliebe. Ein Beispiel derselben läßt sich auch in folgender Mittheilung erkennen. Ein Reisender, welcher, um Vorbereitungen zu einer Reise nach dem See Ngami zu treffen, öfters Excursionen zwischen der Bai und Sheppmannsdorf machte, sah einst bei einer solchen Gelegenheit an einem von aller Vegetation entblößten Orte zwei Strauße, ein Männchen und ein Weibchen, nebst einer Brut Junge, welche nicht größer als gewöhnliche Hühner waren. Er hatte schon längst gewünscht, einiger ganz junger Strauße habhaft zu werden, da er von einem Gelehrten, welcher gewisse anatomische Studien an den Schädeln derselben machen wollte, bei seiner Abreise von Europa darum gebeten worden war. Er stieg nun mit

seinem Begleiter von ihren Ochsen ab, um die Brut der jungen Vögel zu verfolgen. Sobald die beiden Alten die Verfolger herannahen sahen, begaben sie sich eiligst auf die Flucht, ohne jedoch ihre Jungen im Stiche zu lassen. Die Mutter bildete die Spitze der Colonne und der Vater folgte derselben. Es war rührend mit anzusehen, wie die Alten über ihre Jungen wachten. Als sie bemerkten, daß ihre Feinde Terrain gewannen, ließ das Männchen in seinem Laufe nach und änderte die Richtung. Als es jedoch sah, daß es die Aufmerksamkeit der Verfolger dadurch nicht ablenken konnte, lief es mit hängenden Flügeln um dieselben herum und näherte sich allmälig bis auf Pistolenschußweite. Plötzlich fiel es zur Erde und that, als mache es vergebliche Anstrengungen, um sich wieder zu erheben, gleichsam als ob es gefährlich verwundet sei. Der Reisende glaubte in der That, daß dies der Fall sei, denn er hatte eine Pistole auf das Thier abgefeuert, als er sich demselben jedoch näherte, sprang der listige Vogel plötzlich auf und eilte in einer andern Richtung davon, als seine Familie einhielt, welche während dieses Vorfalles wieder den Vorsprung gewonnen hatte. Nachdem sie die Vögel eine gute Stunde lang verfolgt hatten, waren ihnen neun davon in die Hände gefallen, und wiewohl noch etwa das Doppelte davon vor ihnen herfloh, mußten sie dennoch ihre Jagd aufgeben und sich mit diesem Ertrage derselben begnügen. Am folgenden Tage jedoch, wo sie in einem Ochsenwagen von ihrem Ausfluge zurückkehrten, begegneten sie nochmals derselben Familie mit dem Reste der Jungen, und es gelang ihnen wiederum, sich noch sechs derselben zu bemächtigen.

Während der Brutzeit bringt der Strauß verschiedene Mittel in Anwendung, um die Aufmerksamkeit der Reisenden von seinem Neste abzulenken. „Als ich eines Tages," so erzählt der Professor Thunberg, „an dem Neste eines Straußes vorüberritt, sprang der Vogel gegen mich ein und verfolgte mich, offenbar in der Absicht, um mich von seinen Jungen oder Eiern wegzubringen. So oft ich mich gegen ihn umwandte, wich er zehn oder zwölf Schritte zurück, wenn ich aber meinen Weg fortsetzte, verfolgte er mich wieder." Die Zeitdauer der Bebrütung ist veränderlich, aber sie beträgt ungefähr achtunddreißig Tage. Während dieser Zeit legen ein oder mehrere Weibchen auch außerhalb des Nestes Eier, welche, wie man sagt, den jungen Vögeln als Nahrung dienen. Wenn sich das wirklich so verhält, so haben wir hier wieder ein Zeichen von der Sorgfalt der Vorsehung, welche für die Jungen eine kräftige Nahrung vorbereitet, bis diese die rohen Nahrungsmittel verdauen können, welche die erwachsenen Vögel verzehren. Nach der Erzählung der Einen trägt die Alte ein überzähliges Ei in das Nest und backt es auf, um die Jungen die Nahrung ausschlürfen zu lassen; Andere sagen, daß sie die Jungen nach den Eiern bringe und diese von ihnen öffnen lasse.

Man behauptet, der Strauß überlasse der Sonne die Sorge, seine Eier auszubrüten, aber das schreibt sich ohne Zweifel daher, daß der Vogel während des Tages oftmals das Nest verläßt, um für seine Bedürfnisse zu sorgen, und dies geschieht natürlich während der heißesten Tageszeit.

Einige Reisende behaupten, daß der Strauß seine Eier, wenn sie berührt worden sind, nicht nur verlasse, sondern sie auch zerbreche. Von manchen Vögeln weiß man wenigstens gewiß, daß sie ihre Eier, wenn sie berührt worden sind, im Stiche lassen. „Die Schwarzen," erzählt Professor Thunberg, „wenden immer die Vorsicht an, die Eier nie mit der Hand zu berühren, denn der Geruch des Vogels würde dies wahrnehmen und er sein Nest verlassen; sondern sie entfernen einen Theil derselben vermittelst eines langen Stockes und wiederholen dies öfters während der Legezeit."

Eine sonderbare Erscheinung zeigt sich übrigens in den Straußeneiern, eine Erscheinung, welche sich bei den Eiern keines andern Vogels vorfinden dürfte. Mehrere Reisende haben bereits darüber berichtet. „Ich kam einmal mit einem Ansiedler in's Gespräch," berichtet der eben genannte Autor, „welcher mir erzählte, daß man in den Straußeneiern bisweilen einen oder zwei flache und platte Kieselsteine von der Größe einer Bohne vorfinde. Man schneidet Knöpfe daraus, aber ich habe niemals Gelegenheit gehabt, einen zu sehen." Barrow sagt ebenfalls: „Man findet in diesen Eiern manchmal kleine ovale Kieselsteine von der Dicke einer Gartenbohne, gelb gefärbt und sehr hart. In einem Ei fanden wir neun und in einem andern zwölf Stück."

Wie groß auch die Anzahl der gelegten Eier sein möge, so kriechen doch selten mehr als dreißig oder fünfunddreißig junge Vögel aus. Sobald die Jungen, welche die Größe kleiner Hühner haben, die Schale durchbrechen, sind sie im Stande, ihrer Mutter zu folgen, von welcher sie noch einige Zeit hinsichtlich ihrer Nahrung abhängig sind. Die Natur hat mit gewohnter Vorsicht den jungen Straußen einen Flaum gegeben, dessen Farbe mit der der Oertlichkeit, in welcher sie sich aufhalten, im höchsten Grade übereinstimmt. Es ist dies ein in's Graue spielendes Schwarz, welches sich von dem dunkeln Sande ihres Wohnorts durchaus nicht abhebt, so daß man sie auf einige Schritte Entfernung von demselben kaum unterscheiden kann. Dieser Flaum, wenn man die ersten Federn des Vogels so nennen kann, da sie sowohl etwas von der Natur von Haaren als von der von Flaumfedern haben, schützt die Jungen ausgezeichnet in dem steinigen Sande und der groben Vegetation, worin sie umherlaufen.

Das Fleisch der jungen Strauße ist nicht übel, aber das der ausgewachsenen ist nicht genießbar. Es soll dem des Zebra sehr ähnlich sein. Das Mosaische Gesetz verbot es den Juden als das eines unreinen Thieres. Die Araber halten noch an dieser Gewohnheit fest. Einige südliche Völker sind weniger bedenklich und lieben das Fleisch sehr, zumal wenn es fett ist. In der arabischen Heilkunde spielt das Straußenfett eine bedeutende Rolle und wird gegen mancherlei Uebel angewendet; auch die fein zerstoßene Schale der Straußeneier wird, mit mancherlei Ingredienzien vermischt, als Heilmittel gegen Augenentzündung und gegen Halsübel benutzt. Die Boers mischen das Pulver zerstoßener Schalen mit Essig und geben dies ihrem Vieh ein, wenn es an Harnstrenge leidet. Nach ihrer Meinung ist dies Pulver auch ein Schutzmittel gegen Blindheit.

Obgleich heutzutage das Fleisch der Strauße als Nahrungsmittel nicht in hohem Ansehen steht, so waren die Feinschmecker unter den Römern doch anderer Ansicht. Vopiscus erzählt, daß der Kaiser Firmus, der eben so berühmt war durch seine großen Werke in der Schmiedekunst wie durch seine Bravour an der Tafel, für sich allein bei einer einzigen Mahlzeit einen ganzen Strauß aufgezehrt habe. Apicius gibt das Recept zur feinsten Sauce dazu an. Das Gehirn dieses Vogels galt für die höchste Delicatesse, die es gebe, und wie es mit allen kostbaren Dingen bei dieser verschwenderischen Nation geschah, verzehrte man dasselbe in ungeheuren Massen. So wurden nach dem Zeugnisse der Alten dem Heliogabal bei einem einzigen Schmause sechshundert Straußengehirne vorgesetzt. Auch im Circus tödteten die Römer ganze Schaaren von Straußen, einmal bis an tausend Stück und eben so viel Hirsche und Eber.

Wenn nun auch das Fleisch der Strauße nicht sehr geschätzt wird, so bieten dagegen seine Eier den Reisenden wie den Eingeborenen ein vorzügliches Gericht. Von ihrem Geschmack zu schweigen, kommt ihr Inhalt dem von vierundzwanzig gewöhnlichen Hühnereiern gleich und ihr Gewicht beträgt drei Pfund.

Nach der Größe der Straußeneier zu urtheilen, sollte es unmöglich scheinen, daß man mehr als eins zu einer Mahlzeit verzehren könne; aber manche Hottentotten verspeisen dennoch zwei Stück hintereinander und noch dazu mit einer großen Menge Fett und Butter vermischt. Ein Reisender theilt mit, daß sie ihm auf folgende Weise zubereitet wurden: Man machte in das Ei ein kleines Loch und schüttete durch dieses Salz, Pfeffer und andere Ingredienzien ein; dann wurde es tüchtig geschüttelt, so daß sich Dotter und Eiweiß sowie die Zuthaten gut vermischten. Nun wurde es in heiße Asche gelegt und vollkommen gar gekocht. Auf diese Weise behandelt, liefert es einen vorzüglichen Eierkuchen, den man trotz seiner Masse dennoch in einer Mahlzeit wohl aufessen konnte.

Die Schalen haben großen Werth, denn sie dienen vortrefflich zur Aufnahme von Flüssigkeiten. Die Buschmänner haben dazu gar keine anderen Gefäße. Mit einem leichten Geflecht umsponnen führen sie dieselben sogar zu Pferde bei sich, ohne daß sie zerbrechen. Sie benutzen Holz und Gras, um sie zuzustöpseln.

Die Mönche von Dayr Antonios erzählen, daß die Kopten, welche die Straußeneier als Embleme der Wachsamkeit in ihre Tempel bringen, die Stricke, an denen ihre Lampen hängen, durch Straußeneierschalen ziehen, damit die Ratten nicht an denselben hinklettern und das Oel aussaufen können.

Die weißen Federn aus den Flügeln der

Strauße, sowie auch die schwarzen, bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Bereits bei den alten Egyptern waren Federn und Eier dieses Vogels sehr begehrt und bildeten einen Theil des Tributs, der den Völkerschaften auferlegt war, in deren Gebiete der Strauß lebte. Der Preis der Federn ist sehr verschieden. Am Cap kostet das Pfund von einer oder zwei bis zwölf Guineen; es sind jedoch nur die Federn erster Qualität, die einen so hohen Preis erreichen. Je dünner der Kiel und je seidenweicher der Bart ist, um so höher werden sie geschätzt. Auf ein Pfund geben siebzig bis neunzig Federn. Aber obgleich ein einziger Vogel die Hälfte davon liefert, so sind sie doch nicht alle für den Handel geeignet. Zur Brunstzeit und auch während mancher andern Zeiträume läßt der Strauß, gleich dem Truthahn oder Auerhahn, die Flügel herabhängen, so daß die äußersten Federn an der Erde hinschleifen und viel von ihrer Schönheit verlieren. Wenn man den meisten Nutzen von dem Strauß haben will, so muß man ihn nach der Mauserzeit oder in den Monaten März oder April erlegen.

Die Damaras und Bechuanas verfertigen aus den schwarzen Straußenfedern Sonnenschirme, um ihren Teint zu conserviren. Es ist ein sonderbarer Anblick, einen Wilden zu sehen, dessen Haut, dick wie Rhinocerosleder, in der Farbe mit einem Stiefel rivalisiren könnte, und der seinen Teint mit einem Sonnenschirme schützt!

Einige Stämme des südlichen Afrika's sollen auf ihren Jagden ähnliche Sonnenschirme benutzen, welche, wie die rothen Tücher der spanischen Matadoren, dazu dienen, die Aufmerksamkeit eines verwundeten Thieres abzulenken. Wenn ein solches sich auf den Jäger stürzen will, so stößt dieser seinen Schirm mit den wogenden Federn in den Boden, und während das Thier seine Wuth an dem angeblichen Feinde ausläßt, benutzt er die Gelegenheit, ihm unvermuthet die Seiten zu durchbohren.

Auch die Haut des Straußes ist sehr gesucht und bildet einen beträchtlichen Handelsartikel. Die ganze Schutzrüstung der Nasamonen, eines alten libyschen Volkes, wurde aus dieser dicken Haut verfertigt, und sie dient selbst noch heute zur Herstellung der Cürasse gewisser arabischer Truppen.

Obgleich der Strauß fern von menschlichen Wohnungen lebt, so nähert er sich doch bisweilen denselben und verursacht dann den Boers große Verluste, indem er die Saaten zertritt und die Körner abfrißt.

Die Naturforscher und die Jäger weichen in ihrer Ansicht über den Charakter des Straußes sehr von einander ab. Die Einen schreiben ihm große Dummheit zu, während die Andern ihm viel Lebhaftigkeit und Intelligenz beilegen. Ohne die Frage lösen zu wollen, kann man aber wohl sagen, daß sich sowohl die genannten Vorzüge, wie jener Fehler an ihm bemerken lassen. Man findet im Menschen allerlei Tugenden und Laster vereinigt, warum soll das nicht auch bei Thieren der Fall sein.

Im gezähmten Zustande allerdings scheint der Strauß ein schwerfälliger, stiller und mürrischer Vogel zu sein. Aber welches Thier gibt es, das in die Banden unserer barbarischen Civilisation eingeschnürt, nichts von seiner natürlichen Lebendigkeit und Fröhlichkeit verlöre? Aber man muß den Strauß in seinem Geburtslande beobachten, wo die afrikanische Sonne seine ganze Energie aufweckt und er für seine Sicherheit mit einer Wachsamkeit sorgt, die nichts einzuschläfern vermag. Dort kann sich nicht Jeder, welcher will, ihm nähern. Bei seiner hohen Statur vermag er mit seinen hervorstehenden Augen ungemein weit zu sehen, so daß er die Gefahren schon von sehr beträchtlichen Entfernungen aus wahrnimmt. Denkt man nun auch noch an die offenen Gegenden, in denen er sich gewöhnlich aufhält, so wird man leicht begreifen, warum die eifrigsten südafrikanischen Jäger sich nicht rühmen können, viel Strauße erlegt zu haben.

Man kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, wie sich der Strauß hinsichtlich des Fressens im wilden Zustande verhält, aber es ist gewiß, daß er, wenn er gezähmt wird, die sonderbarsten Gegenstände ohne Unterschied verschlingt. Steine, Holz, Eisen, Löffel, Messer, Alles schluckt er hinab. Daher kommt es, daß die Dichter dem Strauß den Beinamen des „Vogels, welcher Eisen verdaut,“ gegeben haben und daß man von einem guten Magen sagt, es sei ein Straußenmagen.

Man erzählt viel amüsante Anekdoten über das Benehmen des Straußes. Als der Strauß in Europa noch ein seltener

Anblick war, hörte eine Frau von der Ankunft eines Paares dieser Vögel, und voll Begierde, sie zu sehen, ging sie aus, wobei sie ihren Stubenschlüssel in der Hand trug. Als sie nun an den Ort kam, wo diese merkwürdigen Wesen gezeigt wurden, näherte sich der eine Vogel unserer Frau, schnappte nach dem unglücklichen Schlüssel und verschluckte ihn zu ihrem höchsten Schrecken. Sie fand sich somit vor ihre eigene Thür gesetzt. Ein anderer Strauß befand sich in der Nähe eines Hühnerhofes. Dort hatte eine Ente soeben eine Schaar Küchlein ausgebrütet und führte sie voll mütterlichen Stolzes umher. Der Strauß näherte sich mit langsamen Schritten und verspeiste in aller Ruhe die Jungen wie Austern eins nach dem andern. Weder das Geschrei der Mutter noch die Anstrengungen, die sie machte, den Vielfraß von ihrer Brut wegzuscheuchen, konnten diese retten.

Der Strauß lebt in Heerden. Man trifft solche bis zu fünfzig Stück an. Merkwürdigerweise mischen sie sich niemals unter andere Vögel, während man sie oft mit dem Zebra, dem Springbock und dem Gnu zusammen sieht. Unter verschiedenen Gesichtspunkten gleicht der Strauß den vierfüßigen Thieren: durch seine starkgegliederten Beine, seine hufartig gespaltenen Füße, seinen langen und nervigen Hals, seine grobe Stimme und das Fehlen jenes schiffschnabelförmig hervorragenden Brustbeins, welches allen Vögeln eigenthümlich ist. Aber wenn man ihn mit dem Kamel vergleicht, so wird die Aehnlichkeit noch weit auffallender. Beide Thiere haben an der Brust schwielige Verhärtungen, auf welche sie sich beim Niederlegen stützen. Beide Thiere ruhen in gleicher Weise am Boden. Ihre Füße und ihre Magen haben ziemlich gleiche Bildung, und betrachten wir noch die Eigenthümlichkeit, daß beide im Stande sind, sich von der spärlichen und sonnenverbrannten Vegetation der Wüste zu ernähren, ihre Ausdauer gegen den Durst, wodurch es ihnen möglich wird, große trockene Einöden zu durchstreifen, so erscheint die Aehnlichkeit nicht so eingebildet, wie auf den ersten Blick. Wir sehen auch, daß einige orientalische Völker, so wie die Griechen und Römer, den Strauß „Kamelvogel" nennen.

Die Zähmung des Straußes ist leicht. Eine Anzahl derselben, die ein Missionär in Afrika sich hielt, wurde jedoch später so bösartig, daß er sie tödten mußte, weil er fürchtete, daß sie die Leute seiner Station anfallen könnten.

Man hat im südlichen Afrika verschiedene Methoden, um den Strauß zu fangen. Eine Anzahl Reiter jagt ihn, umringt ihn allmälig, schließt ihn immer enger ein und fängt ihn dann. Man hat auch Beispiele, daß ein einzelner Reiter den Strauß im Wettlauf eingeholt und gefangen hat, aber auch das schnellste Pferd erliegt gewöhnlich den Anstrengungen einer solchen Jagd. Wenn jedoch die Regenzeit herannaht und eine erstickende Hitze herrscht, liegt der Strauß mit ausgestreckten Flügeln und offenem Schnabel erschöpft auf dem Sande. Um diese Zeit wird das Fangen desselben viel leichter. Ein Stock- oder Keulenschlag auf den Kopf reicht hin, um ihn zu tödten. Indessen auch diese Jagd richtet so manches gute Pferd zu Grunde.

Wenn der Strauß sich beobachtet sieht, so sucht er die Ebene zu gewinnen. Er weiß, daß er nur da im Stande ist, sich zu retten. Auch bemüht er sich stets, den Sand der Wüste zu erreichen. Wenn dann der Jäger sein Handwerk gut versteht, so vermag er oft, dem Strauß den Weg zu verlegen; aber es gehört immerhin ein geschicktes Auge und eine geübte Hand dazu, den Vogel zu erlegen, denn die Schnelligkeit, die derselbe in solchen Augenblicken der Gefahr entwickelt, ist wirklich wunderbar.

Die Araber im Norden jagen den Strauß gleichfalls zu Pferde, aber auf andere Weise. Sie verfolgen den Strauß ganze Tage hindurch, ohne jedoch alle Kräfte aufzubieten; dadurch ermüden sie ihn allmälig und dann kann ein standhafter Jäger sich seiner bemächtigen.

In einigen Gegenden des Südens verfolgt man den Strauß auch zu Fuße. Eine Schaar Männer umringt eine Straußengruppe und jagt sie mit lautem Geschrei und wildem Geheul in's Wasser, wo man ihn leicht erlegen kann. Den Corounas, welche ihn gleichfalls zu Fuße jagen, soll es oft gelingen, ihn dadurch in ihre Gewalt zu bekommen, daß sie ihn mit einer Art Keule von Rhinoceroshorn an die Beine treffen.

Die Buschmänner jedoch pflegen sich seiner durch eine viel einfachere List zu be-

mächtigen. Wenn sie ein Straußennest auffinden, so bringen sie zunächst die Eier in Sicherheit, und legen sich dann selbst in die Sandgrube, aus welchem dasselbe besteht. Dort warten sie ruhig ab, bis der Strauß zurückkommt, und schießen dann einen vergifteten Pfeil auf ihn ab.

Die Eingeborenen verstecken sich auch oft an den Ufern der Wasserflächen, an welchen der Strauß seinen Durst zu stillen pflegt, und erlegen ihn dann durch Pfeilschüsse. Ladet man ein Gewehr mit Schrot und zielt den Vögeln nach den Hälsen, so kann man oft mehrere mit einem einzigen Schusse tödten; aber diese Art Jagd ist nicht nach dem Geschmack eines echtes Jägers, der lieber Kugeln ladet.

Die Strauße fangen sich auch oft in Schlingen, ähnlich denjenigen, welche man den Antilopen legt. Man stellt dieselben folgendermaßen her: Ein langer Strick, an dessen Ende sich eine laufende Schleife befindet, wird an einem jungen Baume befestigt, der als Sprungfeder dient. Setzt nun das Thier seinen Fuß auf ein Stellhölzchen, so schnappt die natürliche Feder ab und zieht den Strauß, welcher von der laufenden Schleife eingeschnürt wird, nach sich.

Strabo und Oppian sprechen von Schlingen, deren die Alten sich zum Straußenfang bedienten, sei es, daß sie dieselben mit List hineinlockten, sei es, indem sie sie massenhaft mit Aufbietung von viel Geschrei, Pferden und Hunden hineinjagten.

Aber die sinnreichste Manier, den Strauß zu fangen, ist diejenige, welche die Buschmänner mit vieler Geschicklichkeit anwenden. Der Buschmann füllt ein Kissen, welches einem Sattel sehr ähnlich ist, mit Stroh und befestigt darauf mit kleinen Stiften Federn, die so angebracht werden, daß das Ganze so viel wie möglich dem Leibe des Straußes gleicht. Dann stopft er den Hals und Kopf eines Straußes aus und bringt eine dünne Gerte darin an. Wenn er nun jagen will, streicht er mit gewissen Farbstoffen seine Beine weiß an, nimmt den befiederten Sattel auf die Schultern und faßt mit der Rechten den zubereiteten Hals, während er in der Linken seinen Bogen und die vergifteten Pfeile hält. Eingeübte Jäger ahmen den Vogel so täuschend nach, daß man die List in einer Entfernung von hundert Schritt kaum zu entdecken vermag. Der menschliche Vogel scheint ruhig Kräuter zu fressen, wendet den Kopf nach allen Seiten, als ob er sorgsam auf seiner Hut sei, schüttelt sein Gefieder, geht oder läuft, bis er auf Schußweite herangekommen ist, und wenn er dann den Vögeln einen Pfeil zugesendet hat und diese sich auf die Flucht begeben, so flieht er gleichfalls. Bisweilen will ein männlicher Strauß den sich nähernden Eindringling verjagen, und dieser sucht ihm auszuweichen, indem er sich immer unter dem Winde hält, damit der Verfolger seine Witterung nicht bekomme, denn dann ist der Zauber gebrochen. Kommt der Strauß aber nahe an ihn heran, so braucht er sich nur gegen den Wind zu stellen oder den Sattel herabfallen zu lassen, sonst würde dieser ihm einen Schlag versetzen, der ihn zu Boden würfe.

Wir sehen auch andere wilde Völker ähnliche Kunststücke anwenden, um sich ihrem Wilde zu nähern. Selbst in Europa benutzen die Jäger bisweilen eine ähnliche List, um sich den wilden Enten und Gänsen zu nähern, welche sich vor Rindvieh nicht fürchten und ohne Arg einen in eine künstliche Kuh verkleideten Jäger herankommen lassen. Aber mit welcher Unvollkommenheit bedienen sich unsere Jäger dieser Gliederpuppe im Vergleich mit dem Buschmann und seiner Imitation eines Straußes! Herr Madin, ein geschickter und kluger Jäger aus Verdun, hatte sich eine solche Verkleidung construirt; aber kaum hatte er seinen Fuß auf die reichen von der Meuse bewässerten Wiesen gesetzt, als eine Kuh, erschreckt durch die Erscheinung dieses phantastischen Bildes, zu brüllen anfing, als habe sie einen Wolf oder ein anderes Raubthier wahrgenommen. Auf ihr erschreckendes Geschrei erhoben alle gehörnten Thiere, die sich auf der Wiese befanden, ihre Köpfe, antworteten mit fürchterlichem Gebrüll und stampften die Erde mit den Hufen. Die kräftigsten und muthigsten stellten sich in eine Reihe und bildeten einen großen Halbzirkel um den unglücklichen Jäger, dann setzten sie sich alle in Trab, um einen Angriff auf ihn zu machen. Es schien dem Jäger nicht gerathen, die Anstürmenden zu erwarten, er verließ schleunigst sein Weidenruthengeripp, ließ dasselbe zur Erde fallen und lief davon, so schnell die Beine ihn tragen konnten. Als die Rinder herankamen, stießen sie einige Male mit den Hörnern, zertraten die Hülle mit

den Hufen und gingen dann wieder davon. Herr Madin sammelte dann die Ueberbleibsel auf. Der Erzähler dieses Vorgangs sah diese Ueberreste in der Scheune des genannten Herrn und dieser versicherte, daß ihm seit diesem Abenteuer der Gedanke, mit der künstlichen Kuh zu jagen, nicht wieder in den Sinn gekommen sei.

Die Strauße haben jedoch auch noch andere Feinde als den Menschen. Ihre Eier werden von mehreren Thieren und selbst von Vögeln aufgesucht und mit Begierde verzehrt. Die Eingeborenen an den Ufern des Orangeflusses erzählen, daß man gegen die Mittagsstunde, wenn der Strauß sein Nest verlassen hat, einen weißen Geier in den Lüften schweben sehen kann, der einen Stein in den Klauen hält. Bald bemerkt man, wie er den Stein zur Erde fallen läßt und demselben mit ungeheurer Geschwindigkeit nachschießt. Geht man dann nach dem Orte, auf den man ihn hat herabkommen sehen, so findet man ohne Zweifel eine Menge Straußeneier, von denen der Geier einige zerschmettert hat, um sie aufzufressen.

Man sagt auch, daß der Schakal die Eier gegeneinanderrollt, um sie zu zerbrechen, während die Hyäne sie zu demselben Zwecke eine Strecke weit fortschafft.

Man trifft auch oft Strauße an, die von Löwen, Panthern, wilden Hunden und andern Raubthieren halb aufgefressen sind.

Telephonie.

Vor zwei Decennien war man noch über die ersten Bestrebungen, mit Hilfe von Electricität Zeichen auf große Entfernungen hin zu geben, nicht hinaus. Seitdem hat die Telegraphie eine Vollkommenheit erlangt und die Telegraphendrähte eine allseitige Ausdehnung erreicht, daß selbst den kühnsten Wünschen wenig zu verlangen bleibt.

Jetzt taucht ein erster ernstlicher Versuch auf, mit Hilfe von Elektricität Töne in jeder beliebigen Entfernung wieder zu produciren. Diesen ersten Versuch, der mit einigem Erfolg gekrönt ist, hat Reis in Friedrichsfeld unweit Frankfurt am Main angestellt und in dem dortigen physikalischen Verein vor zahlreich versammelten Mitgliedern wiederholt. Er ließ in den einen Theil seines Apparates, der in einem circa 300 Fuß entfernten Hause aufgestellt war, bei verschlossenen Fenstern und Thüren Melodien nicht sehr laut hineinsingen. Dieselben wurden den Mitgliedern im Sitzungssaale durch den zweiten Theil des Apparates hörbar. Ebenso konnten vollständige Dreiklänge des Claviers, auf welches man den ersten Theil des Apparates in seinem Zimmer stellte, in dem Vereinslocale gehört und erkannt werden. Die Töne der Harmonika, Clarinette, des Horns wurden eben so gut wiedergegeben, vorausgesetzt, daß dieselben einer gewissen Lage zwischen F und dem zweigestrichenen F angehörten.

Diese wunderbaren Resultate werden mit folgendem einfachen Apparate erreicht. Ein kleines leichtes Kästchen, ein hohler Holzwürfel hat eine größere Oeffnung an der Vorderseite, eine kleinere an der gegenüberliegenden Rückseite. Letztere ist mit einer sehr feinen Haut (aus Schweinsdünndarm) geschlossen und dieselbe straff gespannt. Ein schmaler federnder Streifen von Platinblech außen auf dem Holze befestigt, berührt die Membran in ihrer Mitte, ein zweiter Platinstreifen ist an einer anderen Stelle mit seinem einen Ende auf das Holz befestigt, trägt an dem andern Ende einen feinen horizontalen Stift, der das erste Platinstreifchen, wo es auf der Membran aufliegt, berührt.

Wie bekannt entstehen die Töne durch rasch einander folgende Verdünnungen und Verdichtungen der Luft. Treffen diese, Wellen genannten, Luftbewegungen die dünne Membran, so stoßen sie dieselbe gegen das Platinblättchen, womit sie in Berührung ist, und gestatten ihr sofort wieder auch in den Kasten hinein zu schwingen, sie machen, daß die Membran bald eine nach dem Kasten zu vertiefte, bald eine nach der Außenseite gebogene Form annimmt. Das sie berührende Platinblättchen erlangt dadurch eine schwingende Bewegung, so daß es bald gegen den Stift des zweiten angedrückt wird, bald denselben verläßt.

Wenn nun das eine Platinstreifchen durch einen Draht mit dem einen Pol einer galvanischen Batterie verbunden wird, die Elektricität durch einen an dem anderen Pol der Batterie befestigten Draht auf beliebige Entfernung geleitet, dort durch eine etwa 6 Zoll lange, aus sechsfacher Aufwicklung eines sehr dünnen umsponnenen Kupferdrahtes gebildete Spirale geführt, und von hier zurück nach

dem zweiten Platinstreifen an dem Holzwürfel durch einen zweiten isolirten Draht geleitet wird, so entsteht durch jede Schwingung der Membran eine Unterbrechung in der Strömung der Elektricität, indem die Platinspitze das andere Platinstreifchen nicht mehr berührt. Durch die Höhlung der Drahtspirale steckt man einen dünnen Eisendraht, wie eine Stricknadel, welcher 10 Zoll lang ist und mit seinen beiderseitig aus der Spirale etwa 2 Zoll vorstehenden Enden auf zwei Stegen eines Resonanzbodens ruht.

Es ist bekannt, daß wenn man durch eine Spirale, welche in der beschriebenen Weise einen Eisenstab umgibt, einen elektrischen Strom leitet, bei jeder Unterbrechung desselben ein Ton, durch die Schwingungen des Stabes hervorgebracht, hörbar wird. Wenn die Schließungen und Unterbrechungen des Stromes verhältnißmäßig langsam einander folgen, so entsteht durch die von der Elektricität hervorgerufene veränderte Lagerung der kleinsten Theilchen (Atome) des Stabes ein Ton, der sogenannte Longitudinalton des Stabes, der von seiner Länge und Stärke abhängig ist. Erfolgen aber die Schließungen und Unterbrechungen des elektrischen Stromes in der Spirale schneller als die Schwingungen der kleinsten Theilchen des Eisenstabes, welche durch seine Elasticität bedingt sind, so können sie ihre Bahnen nicht vollenden, erhalten neue Anstöße, die Schwingungen derselben werden kleiner, aber schneller und so häufig, als die Unterbrechungen einander folgen. Der Eisenstab gibt dann nicht mehr seinen Longitudinalton, sondern einen Ton, der, je nachdem die Unterbrechungen in derselben Zeit häufiger stattfinden, höher oder wenn sie minder zahlreich sind, tiefer ist. Es ist bekannt, daß Höhe und Tiefe der Töne nur abhängt von der Anzahl von Luftwellen, die in einer Secunde einander folgen. Wir haben oben gesehen, daß hiervon die Anzahl der Unterbrechungen des elektrischen Stromes unsers Apparates durch die Membran und die Platinstreifchen bedingt wird. Der Eisendraht muß also den Ton in derselben Höhe oder Tiefe wiedergeben, wie derselbe die Membrane traf. Da nun eine sehr weite Leitung der Elektricität kaum eine Beschränkung bei geeigneten Apparaten erleidet, so ist verständlich, daß man den an einem Orte auf die Membran wirkenden Ton in beliebiger Entfernung durch den Eisenstab hörbar machen kann.

Daß nur durch die elektrische Erschütterung und nicht durch die directe Leitung der Schallwellen durch die Drähte der Ton in Entfernung hörbar wird, ist auf's aller Evidenteste zu beweisen, indem man sofort keinen Ton mehr bei der Spirale hört, wenn man eine gute Nebenleitung anbringt, d. h. z. B. auf die beiden Drähte, welche die Elektricität leiten, dicht vor der Spirale einen Streifen Metallblech legt.

Die reproducirten Töne sind allerdings weit schwächer als die ursprünglichen, die Anzahl der Schwingungen aber die gleiche. Wenn es daher auch leicht gelingt, sie genau in gleicher Höhe und Tiefe wieder hervorzurufen, so ist es doch schwerer für unser Ohr bei den durchweg kleineren Schwingungen, wodurch eben die mindere Stärke des Tons bedingt wird, die Differenz in der Größe der Schwingungen genau zu taxiren. Der Charakter des Tons hängt aber von der Anzahl der Anschwellungen, d. h. davon ab, ob z. B. bei Tönen, welche gleiche Tiefe, also gleichviel Wellen pro Secunde haben, jedesmal die vierte, die sechste, die achte, die zehnte oder sechzehnte Welle eine stärkere als die übrigen ist. Es haben nämlich die Physiker gezeigt, daß wenn man eine elastische Feder durch den Anstoß der Zähne eines Zahnrades in Schwingung versetzt, die erste Schwingung die größte ist, jede folgende kleiner. Kommt, ehe die Feder zur Ruhe gelangt ist, ein neuer Zahnstoß, so wird die nächste Schwingung wieder gleich der stärksten, ersten, ohne daß die Feder deshalb mehr Schwingungen macht, und dadurch können Vocaltöne künstlich erzeugt werden.

Bei dem von Reis benutzten Apparat sind aus den angeführten Gründen die Vocale noch nicht sehr deutlich, die Consonanten sollen ziemlich unverkennbar reproducirt werden, wie ein Bericht in der Zeitschrift „Aus der Natur“ mittheilt. Es ist uns dies in der That nicht recht verständlich. Mag man auch noch weit davon entfernt sein, daß man mit einem hundert Meilen entfernten Freunde eine Conversation führen und seine Stimme erkennen kann, als ob er neben uns säße, die Unmöglichkeit kann nicht mehr behauptet werden, ja die Wahrscheinlichkeit, daß man dahin gelange, ist bereits fast so groß geworden, wie durch die merkwürdigen Versuche von Niepce die Reproduction der natürlichen Farben durch Lichtbildnerei.



Ein griechischer Aufstand.*)

Von

Karl Fraas.

I. Die Agenten.

Die südlichen Ausläufer des schönen Orias (des alten phthiotischen Oeta) und die nördlichen des majestätischen Wardussi bilden, da, wo sie am tiefsten herabstreichen und sich verlieren, eine wilde romantische Schlucht, durch welche der Phidaris braust, von hohen Bergen mit jähen Felswänden gegen die Schlucht zu umsäumt. Die Landschaft gehört dem alten Aetolien an.

Hier liegen in engen Thalkesseln des Hochlandes, von blumenreichen Wiesen und üppigem Hochwald, ja Wäldern theilweise umgeben, aber vom Phidaris noch ziemlich entfernt, die drei Ortschaften Trani-Palukowa, Mikro- und Megalopalukowa, zur Zeit, als wir sie besuchten, noch nach der alten slawisch-albanesischen Gemeindeform vom Capitanos und Dimogerontas regiert, obgleich das neue Königreich damals schon acht Jahre lang bestand und überall organisirt war.

Auf einem Saumpfade voll Gefahren durch die wilden Gebirge von Osten her gen Palukowa kam im Mai 1836 Jankos Christodulos, ein syriotischer Kaufmann, mit seinem Diener Spiro, beide wie üblich beritten und dem Aussehen nach Landkrämerei betreibend.

Es war noch früh am Morgen und der Himmel wie immer in diesem Lande heiter und glänzend, dazu die wilde noch wenig verdorbene Natur des Gebirgslandes prachtvoll.

Schon deckte das durchsichtige Gold der Hopfenbuche die Berghalden, welche der hellgrüne Sammt der orientalischen Platane an den Gebirgsbächen und Rinnen, die dem Phidaris zufielen, unterbrach —, zwischendurch schimmerten die narbigen, weißglänzenden Stämme der Bäume und das blühende Gestrüpp, vielstachlichte Ginster und Tragantbüsche.

Die Ruhe der Natur ist wenig gestört, es sei denn durch den fernen Ruf eines Hirten oder das Klingeln fernweidender Ziegen.

Aus einem Buschwäldchen am Hange ritten eben Jankos und sein Diener heraus gegen eine neue Anhöhe den schlängelnden Weg hinan, als Spiro bemerkte, aus der mehr betretenen Wegspur könne man schließen, daß man Palukowa näher sei, als sie glaubten. Jankos antwortete nichts darauf, sah aber scharf um sich und ritt langsamer. So waren sie bis gegen die Mitte der Anhöhe gekommen, wo sich der Weg wandte und wenige Hopfenbuchen ihre sparrigen Aeste so tief herabsenkten, daß unsere Reiter sich bis auf den Sattel bücken mußten, um durchzukommen, als plötzlich der Schall eines Flintenschusses an ihr Ohr schlug, die Kugel über ihre Köpfe pfiff und eine schrille Stimme hinter einem Felsblock hervorrief: „Haltet, Ihr gehörnten Schurken! Wer seid Ihr?“

*) Wenn auch der Rahmen nachfolgenden Bildes mit der Licenz des Novellisten verziert ist, so ist doch sein Inhalt streng historisch und vom Verfasser selbst erlebt.

Spiro, der auf den Knall hin sofort wie eine Schlange an seinem Maulthiere herabgeglitten war, um das Thier als Schutzwehr zu brauchen, eilte, auf die gestellte Frage hin etwas ermuthigt — seinem Herrn zu Hilfe, der, blaßgrün vor Schrecken, am ganzen Leibe zitterte und sich kaum mehr auf dem ruhigen Pferde zu halten vermochte, noch weniger aber konnte er sprechen. Um so hastiger rief Spiro, seinen Herrn haltend: „Romäer sind wir, Christen, wahre Christen — königliche Leute, die von Athen kommen und Brief und Siegel, Teskeres und allerlei Schriftzeug, was weiß ich, haben — Milch und Brot suchen wir nur, oder Wasser, denn weder Geld noch Waaren haben wir, um noch weiter leben zu können."

Hier außer Athem, hatte er Mühe, Jankos zu halten, der ihm in die Arme gesunken und so quer über sein Pferd zu liegen gekommen war. Dabei zappelte der würdige Kaufherr von Syra mit den Beinen, wie wenn er mit ihnen die werthvolleren Körpertheile zu schützen gedächte. Das ermäßigte sich indessen, als hinter dem Felsblock die große, imposante Gestalt eines albanesischen Kriegsmannes im Zottelmantel, mit den Pistolen und Yatagan im Gürtel und der langen Klephtenflinte in der Hand hervortrat, gefolgt von einem flinken halbwüchsigen Jungen, der sich vor Lachen ausschütten wollte, und mit tiefer Stimme fragte: ob sie Kaufleute von Hermupolis wären? „Ja, ja," antwortete hastig Spiro und richtete seinen Herrn wieder im Sattel zurecht — „freilich sind wir friedliche Handelsleute, die nichts als kaufen wollen, was in diesen — Gott sei Ehre und Ruhm — in diesen Bergen — hem — hem — zu haben ist."

Die lange, ernste, achtunggebietende Gestalt des Albanesen trat nun hart an sie heran und es zeigte sich, daß es ein hoch aufgeschossener, schlanker junger Mann von etwa 24 Jahren war, der voll Jugendkraft, mit fast blonden Haaren, blauen Augen, elastischen Ganges und überall bewaffnet, einen Kriegsgang zu unternehmen im Begriff war, zu dem er nicht ohne Erfahrung sich eingelassen hatte. Jankos schöpfte tief Athem, als er aus wenigen, sehr leise geflüsterten Worten des nahegekommenen Albanesen vernommen hatte, daß er ein ihm entgegengeschickter Abgesandter der „Herren von Bonitza" wäre.

Mit schwarzen stechenden Augen überblickte er den Sendling, und suchte seine Gemüthsbewegung zu beherrschen, was ihm auch bald gelang.

Darauf hin zogen unsere beiden Reisenden, gefolgt von dem albanesischen Kriegsmann und dem Jungen, der wie sein Waffenträger erschien, fürbaß den Saumpfad, wie wenn nichts geschehen wäre, denn der Schuß hatte sich nunmehr als eines der in Aetolien und Akarnanien gewöhnlichen Fragezeichen erwiesen und ward somit als selbstverständlich mitgenommen.

Jankos seufzte noch etliche Mal, Spiro schüttelte den Kopf und sah scheu um sich, der Albanese aber schritt majestätisch einher, wie wenn er Gefangene führe, und Manoli, der Junge, streute das Salz des Humors durch Kichern und lustige Sprünge über die ganze Gesellschaft. Nur selten sprachen Jankos und der Albanese leise miteinander. So waren sie noch kaum einige hundert Schritte weiter gezogen, als sie aus einer Waldlichtung hervortretend einen neuen Bachrunst zum Phidaris, ein ῥεῦμα der Neugriechen trafen, und jenseits desselben eine Felswand von mäßiger Höhe, unter welcher der Saumpfad vorbeiführte. Was aber aller, auch des Albanesen, Blicke sofort fesselte, war ein auf der Felswand gelegenes schönes thurmartiges Häuschen, ein Pyrgos, wie man es dort nennt, — auf dessen flachem Dache grade eine Frauengestalt verschwand, welche sie beobachtet hatte. „Ha! Anastasia!" rief da Manoli vorlaut aus, und der junge Kriegsmann lächelte in der Richtung hin, wo die Gestalt verschwunden war. Auch Jankos ließ seine Blicke dahinschweifen und Spiro erinnerte sogleich an die Milch, die sie so lange schon suchten. Aber der Albanese erklärte ihnen, er glaube kaum, daß in des Hirten Hütte dergleichen zu haben sein werde.

Da von dem Saumpfad ein schmaler Weg gegen den Pyrgos abbog und hügelan führte — denn hinter der Felswand bildeten grasbewachsene Hügel die Unterlage des Gebäudes, — so schlug Spiro, der vorausritt, den Weg dahin ein, während die Uebrigen hielten, den Erfolg seiner Bemühung erwartend. Der Albanese, den Manoli nur „Bairactari" nannte, setzte sich auf einen Felsen und legte die Klephtenflinte quer über die Beine, welche der Fustan deckte, Manoli kauerte zu seinen Füßen,

Jankos aber blieb auf seinem Pferde sitzen.

Spiro war inzwischen kaum mehr hundert Schritte vom Pyrgos entfernt, als er seine Stimme erhob und mit geläufiger Rede Einlaß und Zehrung verlangte, ohne irgend Jemand zur Antwort zu vermögen. Auch waren am ganzen, aus Stein gebauten Häuschen, nur zwei sehr schmale Fensteröffnungen in einer Höhe von zwanzig Fuß zu sehen, welche mit starken Läden verschlossen waren. Im Erdgeschoß war weder Fenster noch Thür, wohl aber fand sich eine solche zwischen dem Erdgeschoß und ersten Stockwerk, wenn man es bei einem Bau, der etwa viermal so hoch als breit war, doch aber nur zwei Abtheilungen hatte, so nennen kann. Zu dieser schmalen Thür, die gleichfalls verschlossen war, führte weder Stiege noch Leiter.

Wie war in den „Pyrgos" zu kommen, der am Dach mit einer vier Fuß hohen Steinbrüstung versehen war, während das Dach selbst eine flache Mauerwand bildete — ? man gelangte dahin auf einer leichten stiegenartigen Leiter, welche aber zur Zeit von dem Letzten, der hier eingetreten war, aufgezogen sein mußte.

Spiro schrie und lärmte, — es rührte sich Nichts im Pyrgos. Er ritt nun näher und näher, stieg endlich ab und hob einen Stein auf, um selbst durch einen Wurf an die Thür die Inwohner zu wecken, — als plötzlich ein langer Flintenlauf aus einer Schußscharte in der Dachbrüstung sich herausschob, grade gegen Spiro sich richtete und eine Mädchenstimme herzhaft rief: „Zurück von hier, wenn ich nicht schießen soll!" Spiro taumelte erschreckt zurück, ergriff den Zügel seines Thieres, das ruhig weidete, und schlich voll Schrecken den Weg zurück, allerlei Herzensergießungen murmelnd und unter unbändigem Gelächter Manoli's. Auch der Bairactar lachte, erhob sich aber rasch, ging die Höhe hinan und rief in albanesischer Sprache dem Mädchen zu, keine Furcht zu haben, sondern womöglich Milch und Butter zu spenden. Da verschwand die Flinte und hinter der Brüstung erschien, sich erhebend, eine große Frauengestalt, welche in freundlicher aber ernster Rede mit dem Frager in's Zwiegespräch kam, von welchem indessen die Anderen nichts verstanden.

Anastasia, denn sie war es, hatte das weiße, grobgewebte und bis auf die Knöchel reichende Gewand aller albanesischen Frauen, die wahre Tunica, umgeworfen, ein geflochtener rother Gürtel hielt das Unterhemd zusammen, das Haupt bedeckte ein loses, zierlich gefaltetes weißes Tuch, dessen Falten das Gesicht bis zur Nasenspitze verhüllten und dessen Enden tief herabfielen, lange bis zu den Kniegelenken herabhängende, röthlichschwarz schimmernde Zöpfe begleitend, über der Stirn aber erglänzten zahlreiche und schwere Goldmünzen an einer Schnur, der größte Schmuck, den ein Albanesenkind tragen kann. Schwarze, brennende und zugleich kühne Augen in den feingeschnittenen Zügen blitzten gegen den Bairactar, der gern noch länger gesprochen hätte, als Anastasia das Gesicht noch mehr verhüllte, Abschied winkte und von der Brüstung verschwand. Der Bairactar ging nun noch näher an den Pyrgos, bis er auf den höchsten Punkt des Hügels, gegen die Felswand zu, gekommen war, hielt sich dann die Hand vor die Augen, wie wenn er von der prachtvollen Aussicht über das ganze ätolische Bergland, den Phidaris entlang bis hinaus in den korinthischen Golf geblendet wäre, thatsächlich aber, um sich nach den weidenden Hirten umzuschauen, stieß plötzlich einen starken, schrillen Ruf aus und hatte das Vergnügen, nach wenigen Secunden ihn von vielen ähnlichen aus dem Gebirge beantwortet zu hören. Endloses Hundegebell folgte und wie wenn er das ganze Waldgebirge aus seinem Scheintode erweckt hätte, erscholl Lärm allüberall. Zufrieden lächelnd kehrte der Bairactar zu unseren Reisenden zurück, welche ungelabt ihren Weg nun fortsetzten, indem der Albanese dem fragenden Jankos erzählte, daß hier sein Vetter Michali Kuntaras, ein Ziegenhirt, wohne, der in dem nahen Walde weide und ihm nur Manoli, seinen Knecht, für einige Stunden mitgegeben habe, — daß Anastasia seine einzige Tochter sei und allein den Pyrgos bewohne, aber an Muth und Tapferkeit es mit jedem Manne aufnehme. Als Jankos mit besonderer Theilnahme und noch größerer Vorsicht um Anastasia, diese wilde ätolische Berglilie, sich erkundigte, erfuhr er auch, daß Gregorios Bairactaris, unser albanesischer Kriegsmann, große Hoffnung hege, einst Anastasia als Braut heimzuführen. Schlau benutzte der Syriote die

aufgehende Herzenswärme des sonst so verschlossenen Albanesen, um seine kleinen Geheimnisse zu erfahren, bis sie endlich gegen Abend von den Hügeln herabsteigend Trani Palukowa vor sich sahen. Als sie, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen, an einem der ersten Thürme, — sie waren alle dem eben geschilderten Pyrgos an der Phidarisschlucht gleich, — angekommen waren, trat ein junger Mann, den der Bairactar als den Dimogeronten bezeichnete, heran, hieß sie willkommen und lud sie abzusteigen und bei ihm zu übernachten ein. Es war leicht zu erkennen, daß dies vorher verabredet war, denn die zwischen dem Albanesen und dem Dimogeronten gewechselten Blicke sagten viel mehr, als ihre Worte.

Jankos nahm das Anerbieten begreiflich an, stieg vom Pferde, wie Spiro gleichfalls, ließ sein Gepäck unter einen vor dem Hause stehenden großen Maulbeerbaum bringen und besprach sich mit dem Dimogeronten, dessen Frau zuerst einen Rohrteppich, dann einen aus Ziegenwolle gewebten rasch vor der Thür ausbreitete und zum Ruhen einlud. Ein nahes im Freien glimmendes Feuer machte den Ruheplatz noch einladender und in Kurzem saßen Jankos und der Dimogeront, der sich Nikola nannte, mit gekreuzten Beinen auf der Matte, als sich der Bairactar und Manoli fortzugehen anschickten, nicht ohne daß der Erstere unserem Synrioten genau bezeichnet hatte, wohin er gehe, — zum Hause des Capitanos nämlich, wo er ihren Freund Papadoglu zu finden hoffe.

„Papadoglu ist schon seit drei Tagen hier bei seinem alten Freunde Capitan Jordaki," erläuterte Nikola, der Dimogeront, ein schmaler, listig blickender Wlache, dem nur dünnes Barthaar Kinn und Lippen kräuselte, ein unstäter Blick aber sehr charakteristisch war. Der Bairactar und Manoli verschwanden, aber ein junger Mönch vom nahen Kloster „Jerusalem" fand sich dafür ein und nahm als der Dritte Platz auf der Matte. Während am nahen Feuer hin- und herhuschende, tief verhüllte Frauen ein Nachtessen zu bereiten bemüht waren, leiteten die drei Männer auf der Matte mit nichtssagenden Redensarten ihre gegenseitigen Studien ein, um endlich auf den Zweck ihres Daseins mit der Vorsicht so geübter Intriguanten, wie sie nur das illyrische Dreieck erzeugt, zu kommen.

„Aber wovon sollen wir leben den langen kommenden Winter durch, nachdem unsere Schafe und Ziegen im Winter verhungerten und Steuer- und Zehentzahlen kein Ende nimmt?" sagte Nikola und blinzelte dem in einem Bartwalde völlig vergrabenen feuerrothen Gesichte des fetten Mönches zu — „wovon leben, wenn der Dimarch der neuen Regierung sich nicht um uns kümmert und uns nichts von dem vielen Gelde, das sie zu Athen — Gott wird es wissen und auch strafen! — jetzt wieder vertheilen, zufließt? Die Regierung wird üble Folgen sehen!"

„Sicherlich, sicherlich!" knisterte es aus der fettbelegten heiseren Stimme des Mönchs — Jankos aber klopfte die Pfeife aus und seufzte tief gerührt.

„Werden uns die Inglese wieder Wolle und Käse so gut abkaufen, wie zur Zeit des messenischen Aufstandes? Gott sei Ehre! Wenn wir nur damals mit den gehörnten Moreoten zusammengehalten hätten, — ich sagte es Doraki immer — es helfe der Zwiespalt nichts —, wir hätten dann noch ein Erkleckliches für schlechte Zeiten hinterlegt; Herr Jankos, weiß ich's recht?"

Der gefragte Syriote, der wieder die Pfeife gestopft hatte und eben mit dem noch glimmenden und auf den Boden vorsichtig entleerten Rest der vorigen Füllung wieder anzündete, ließ eine geraume Zeit verfließen, ehe er antwortete, dann erst faltete er neu die Beine, schob den Fes zurück, zog den Talachani zusammen und blies zwei große Rauchwolken heftig von sich — worauf er zum ersten Mal sprach —, dabei die Augen gewaltig öffnete und die ätolischen Dorfwürdenträger anstarrte: „Die Regierung! ja, die Regierung läßt Euch und uns und Alle, die im christlichen Hellas wohnen, nicht leben, — sie sammelt von uns immerwährend Reichthümer, damit sie die Herren Drosos und Dukas, Georgiades und Christides, und weiß ich's, wer noch? verzehren. Dazu kommen noch Millionen vom Auslande, bald von den Inglesen, bald vom Franzosen, bald von dummen Philhellenen und anderen schieläugigen Bawaresen — und Alles verspeisen die Keratades zu Athen allein! — Was kosten Eure Käse heuer, Nikola?"

„Es ist nicht viel, was ich habe, — doch wenn wir zusammennehmen Alles,

was die Leute zu Palukowa haben, mögen wir schon eine gute Ladung nach Naupaktos oder Mesolonghi bringen — doch früher noch die Wolle, weil die Schafschur bevorsteht."

„Das Kloster scheert auch dieser Tage," keuchte der Mönch hitzig dazwischen — und würde mit 100 Drachmen für den Kantar gern abschließen."

„Nichts da! nichts da!" schrie Nikola dazwischen — „was 100 Drachmen, 200 kostet sie jetzt, wo die Inglese sie kaufen, nicht wahr, *Κυρ* Jankos?" und warf einen giftigen Blick auf den verdutzten Heiligen von St. Jerusalem. „Nun" — dehnte schmunzelnd Jankos — „sie werden's bezahlen, d. h. nicht ich und die Syrioten — sondern die Inglese in London, die Herren Kallaki und Leondaki und andere Patrioten. Aber — die Regierung leidet es nicht, wenn Ihr nicht Eure Waaren selbst in Haufen bringt — und mit Flinten, Yatagan und Pistolen dazu! Sicher allein ist dieser Weg — und Papadoglu oder Doraki oder der Bairactar wird Euch führen. Und liegt nicht," setzte er leise flüsternd noch zu und die Anderen horchten mit weit geöffnetem Mund, Augen und Ohren — „und liegt nicht auf dem Wege dahin viele Waare zu Lithoriki, Salona oder Karawassara? Regierungswaare begreiflich, die Euch so gut wie uns Allen gehört?" (Nikola bewegte sich froschähnlich näher und der Mönch pepperte mit den Lippen). „Liegen nicht in Salona die Millionen von den Zehnten der Oelbäume? in Arachowa jene von den Heerden des Liakura? Sitzt nicht in Lithoriki der reiche Regierungsfreund Koronaki, der ganze Cisternen voll Ducaten hat?" „Die Hunde!" schrie Nikola, dessen dürre Lippen sich vor Neid und Habgier blau färbten, — „die Teufel!" gröhlte der Mönch und ließ hastiger den Rosenkranz durch die Finger rollen.

Noch lange flüsterten die drei, bis man ihnen das Nachtessen brachte. Nach Vollendung desselben zogen sich Nikola und der Mönch zurück, — die Nacht war eingebrochen, Jankos und Spiro legten sich im Freien auf dieselben Decken nieder und schliefen. Tiefe Stille herrschte im unten liegenden Dorfe und nur am entgegengesetzten Ende, im Hause des Capitanos war noch Leben. Dahin hatte sich, wie wir wissen, der Bairactar mit Manoli begeben.

Das Haus des Capitan Jordakis lag zwar tiefer als das eben von uns verlassene des Dimogeronten, aber doch an einer Anhöhe westlich vom Dorfe. Es war größer, wie das der übrigen, mit ausgeprägtem Charakter des Schutzes, den es in Zeiten der Gefahr der wehrlosen Bevölkerung des Dorfes schon oft geboten hatte. Es war gleichsam die Burg des Ortes und sein Besitzer der oberste Burgherr, daher Capitanos mit fast erblicher Würde.

Hinter dem Pyrgos zog eine Gruppe von wollblättrigen Eichen, unserer Steineiche ganz ähnlich, den Hang hinan und verlor sich in eine Reihe von Kirschbäumen, welche den Saum der waldigen Anhöhe, mit Hopfenbuchen und Nadelholz besetzt, umkränzten. Ueppiger Weidegrund füllte den Raum an der Berghalde, durch welche ein glitzernder, springender Bergquell rauschte, um dem Pyrgos vorbei in dem Bache sich zu verlieren, der schwach nur die Ortschaft durchzog. Hart an diesem Quell zwischen den Eichenbäumen war aus Aesten dieses Baumes das Zelt des albanesischen Kriegsführers Papadoglu aufgerichtet. Hierher richtete der Bairactar, als er Jankos verließ, seine Schritte und, Manoli im Hause des Capitan lassend, trat er unter die Gruppe der drei Begleiter Papadoglu's, welche vor dem Zelte auf der Erde um ein Feuer lagerten, — gewaltige Gestalten, denen eine lange Uebung im Kriegserwerb aus allen Zügen sprach. Im Zelte selbst saß der Herr.

Als der Bairactar erfahren hatte, daß Papadoglu ihn erwarte, trat er rasch in's Zelt und grüßte den Führer, der ihn freundlich willkommen und sich setzen hieß.

Der mohamedanisch gewordene Albanesenführer und überall gefürchtete Klephtencapitan Papadoglu war damals schon über die Tage der stürmischen Kriegslust, der elastischen Kraft und rastlosen Thätigkeit hinaus. Bereits in den Vierzigern war er wohlbeleibt geworden und trieb den Krieg nur mehr als ein wohlgeordnetes Geschäft mit Grund- und Betriebscapital, Zinsberechnung und Unternehmergewinn, — als ein sorglicher Vater für seine albanesischen Landsleute vom Sardar bis zum Metzowo, in Geschäftsverbindung mit den türkischen Beys und vielen Paschas, wie mit den Klephtencapitans von Nordgriechenland. Solidität und richtige Bemessung des Cre-

dits waren ihm höchst wichtig geworden und der Bairactar, weil er sehr gut schreiben konnte, unabweisbares Bedürfniß. „Beschwere Dich nicht mit Schneid- und Schießzeug im Gürtel, mein Junge, steck lieber Dein Calamari (Schreibzeug) hinein und vergiß mir die Papiere nicht!" war seine ständige Ermahnung an unseren Freund Gregorios, der aber viel lieber schießen als schreiben wollte.

Papadoglu saß mit gekreuzten Beinen auf einem breiten Divan aus Eichenlaub gebaut, und rauchte gemüthlich. Ein Turban, nicht Fes, deckte ihm den geschorenen Schädel, und ein blaues Wamms, wie gleichfarbige Pumphosen ohne Fustan reich mit Gold gestickt, deckten ihm die Glieder, Sandalen die Füße. Ein reicher, mit Gold und Edelsteinen besetzter Gürtel umschloß einen ziemlichen Fettleib, nur ein mächtiger Yatagan stak darin, prachtvolle Pistolen hingen neben dem reichen Sattelzeug an einem Zeltpfosten. Papadoglu ritt häufig auf seinen Zügen und drei treffliche türkische Pferde standen in Jordaki's Stall.

In wenigen Worten in albanesischer Sprache hatte der Bairactar dem Herrn erzählt, daß der Syriote, — Papadoglu sparte kein Schimpfwort als Epitheton, so oft sein Name erklang —, angekommen sei, weder Geld noch Waaren bei sich habe, wie er sage, wohl aber Anweisungen auf Vonitza, Salonichi und Turnowo in Fülle, — daß er morgen zeitig vor dem „Stratarchen," wie er ihn nenne, erscheinen und das Nähere verabreden werde.

„Und von der alten Schuld vom Aufstand in Phthiotis sagte er nichts, der schäbige Krämer?" fiel der Führer ein, „nichts von unserem Zug voll Hunger und Noth bis Mesolonghi bei Gelegenheit der moreotischen Händel, der Hund? Verlor ich nicht damals die zwei Pferde vom Mustapha Bey und den feinen Talachani vom Schurken Kotzipha nebst einer Pistole und Satteldecke? Schnitten wir nicht dem Verräther Apostoli die Fußsohlen auf und verbrannten ihn zum Krüppel, ohne daß er die Anweisung bezahlte, die wir durch den Chioten Michali von Mylordos Hancoke erhalten hatten? Noch jetzt schwört der Elende, daß er nie etwas von Michali erhalten habe — und ich glaube es selbst jetzt! Möge mir Allah diesen Chioten nur noch einmal vor die Augen bringen und er soll sehen, was Ehrlichkeit und Worthalten heißt für Leute, die ihre Arbeit redlich und mit Tapferkeit thun! Sagte er nichts von diesen alten Schulden, dieser Schurkensohn?"

„Tip!" sagte der Bairactar mit abweisender Geberde. „So! also" — dehnte der Führer — „von meinem Gelde sollte ich unsere Leute bezahlen! Im eigenen Geschäft — die Hungerleider! Wenn ich das gewollt hätte, wäre ich mit dem Franzese gegangen, der mir wenigstens Land in Akarnanien versprach, oder hätte Handgeld von dem Moskow genommen, die dergleichen im Accord bezahlen — und gar nicht schlecht — fürwahr, gar nicht schlecht" — setzte er nachsinnend bei.

Doch rieth Gregorios, vorerst zu hören, was der Syriote biete, dann bessere Sicherheit zu verlangen und genaue Provision, dann Reugeld für den durch die Herren Agenten etwa veranlaßten Rückgang des Geschäftes voraus zu stipuliren. Auch sei Doraki in der Nähe, ein nicht zu verachtender Concurrent, auf den man alle Aufmerksamkeit richten müsse!

„Sst" — machte da der Söldlinge Führer — „Du bist ein wackerer Junge, Gregori," — indem er ihm die Hand drückte — „Deines braven Vaters, der an meiner Seite für die Ehre Albaniens und unserer Berge sein Leben ließ — ganz würdig — kühn, stark und doch schlau! Was thu ich mit den schurkischen Schwefel- und Staphidenhellenen, die schlauer wie der Teufel sind, aber im Kampf feig wie Konupia, — frech und feig, wie sie? — Doraki — ja, Du hast Recht! Die von Gardiki sind muthig wie wir und schlauer, viel schlauer, — sie erlernten es von den Hellenen, deren König er dient. Laß uns also vorsichtig sein und mit dem Syrioten klug verfahren."

Noch Vieles ward ähnlich zwischen ihnen verhandelt und der Plan der Unterhandlung über die Kosten eines Aufstandes in Akarnanien mit Unterstützung aus Albanien gegen die neuhellenische Regierung festgestellt, als Jordaki, der Capitan, eintrat.

Ein großer, breitschulteriger Mann in den Jahren Papadoglu's, war er mit eisernen Sehnen an Armen und Beinen, grader Haltung und elastischen Schrittes, das Bild eines Gebirgskriegers in diesem Lande, dessen Stärke in der Gewandtheit, Aus-

dauer, Ertragung jeglicher Beschwerde mehr, als in der taktischen Uebung und Waffengewandtheit bestand. Nachdem er seinen Gast ehrfurchtsvoll nach morgenländischer Sitte gegrüßt hatte, hing er eine mitgebrachte eiserne Lampe an der Laubdecke des Zeltes auf und zündete sie, da es allmälig dunkel wurde, an — ließ sich dann rasch neben dem Bairactar am Boden nieder und horchte dem Gespräche der Anderen, das sich in allgemeinen Klagen über die Rechtsunsicherheit gegenüber den Agenten der fremden Regierungen verlief. Auch Jordakis stimmte hier ein und meinte, daß sie im letzten Aufstande auch von den Kaufleuten von Patras schmählich hintergangen worden seien. Nicht bloß Käse und Wolle seien halb verloren gewesen, sondern auch sehr wenig Geld hätten sie bekommen, darunter nicht wenig falsches. — Wenn das so fortgehe, meinte der ehrliche Capitanos, werde man nächstens keine zehn Schafknechte mehr am Aufstande theilnehmen sehen und würden die Bauern und Hirten dem Bawaresenkönig von Athen treu bleiben aus Trotz und Bosheit allein schon, wenn noch das letzte Mittel fehlschlage, — der Aufruf gegen die Osmanli, — was Papadoglu verzeihen möge — und der Sturmruf nach der Hagia Sophia in Constantinopel.

Als endlich der Capitan Nachtruhe gewünscht und sich entfernt hatte, warf auch der Albanesenführer die Asche aus seiner Pfeife, ohne wieder zu stopfen, stand auf und trank einen tüchtigen Becher Wein, indem er dem zum Fortgehen sich anschickenden Bairactar auf die Schultern klopfend gemüthlich sagte: „Nur noch die 20,000 Colonaden will ich, das weißt Du, Gregorios, — damit ich und mein Bruder die große Weide bei Prevesa noch kaufen können, — dann, dann — fort mit dem Osmanenthum! Dann werde ich wieder Christ, wie meine Väter auch waren, und vollende meine stürmischen Tage in Ruhe — und Du mit mir, treuer Junge, für den ich mein Leben gebe, wie Du für mich. Bis dahin aber — ist unser Blut feil! Schlaf wohl!“ Und damit sank auch auf diese Seite Palukowa's der Schlaf herab, — bis auf die Wachen Papadoglu's, die oft wochenlang kein Schlaf beschlich, ohne daß sie ermatteten, denn solche zähe Ausdauer bewirkt — die Mäßigkeit.

Der folgende Tag fand schon vor Sonnenaufgang den Sprioten und die Albanesen in tiefster Verhandlung und als viele Bauern und Hirten aus der Nähe auf dem freien Platze vor der Kirche sich gesammelt hatten, um ihre Neugierde zu befriedigen, — denn alles Land wußte, daß sich etwas vorbereite — und nach Kauf und Verkauf zu spüren, traten der Mönch, der Dimogeront und Capitan Jordaki schon unter sie und klagten, daß alle Hoffnung auf Befreiung ihrer Brüder in der Türkei unter der jetzigen Regierung zerronnen sei, — daß die Hagia Sophia noch immer von den Osmanli verunreinigt werde und neue Opfer, neue Kämpfe nöthig seien. „Ehre sei Gott,“ sprach da ein unter Unbilden aller Art alt und krumm gewordener Bauer, „ich gebe mein wenig Blut dafür — im Sommer, wenn eingeerntet ist.“ „Und ich komme,“ meinte ein alter, verdorrter Ziegenhirt, „wenn die Schafweide am Warдussi im Herbste vorbei ist und der Schnee fällt!“ „Pra—uz!“ jubelte ein junger Hirt und sprang wie sein Ziegenbock, dem er ähnlich sah — „Pistolen und Yatagan muß ich dabei kriegen — und Etwas in den Gürtel dazu noch!“ „Eviva, Papadoglu! Eviva!“ erscholl es aber von allen Seiten im stürmischen Zuruf, als eben der Albanesenführer vom Hause des Capitäns abreitend bemerkt wurde. Auf einem prachtvollen Rappen sitzend, in voller Kriegsrüstung der Albanesen sprengte er courbettirend den Hügel herab gegen den Kirchenplatz, gefolgt vom gleichfalls reitenden Bairactar und Manoli, dann den drei Dienstmannen, von welchen einer noch ein Pferd führte. Einige Schritte hinter ihnen ritt langsam und scheu der Spriot mit seinem Diener.

Als Papadoglu an den Haufen gekommen war, grüßte er vorerst in orientalischer Art die Kirche, was als von einem Osmanli kommend, Oel in die Flamme der Begeisterung goß, rief dann, auf die Gebirge deutend: „Freiheit für uns und unsere Länder — dort oben — die Gebirge sind unser König!“ und sprengte nun in den kunstreichsten Wendungen mit dem schäumenden Rappen, den er bald tanzen, bald gradeaus rennen ließ — zwischen Felsen und Gräben, Abhängen und Hügeln auf völlig ungebahnten Pfaden dahin, daß die Bewunderung den höchsten Grad erreichte und sich, als überdies Manoli die lange

Flinte abfeuerte, in neuen Zurufen: „Ah — Buzeras — Pallikari — Eviva! Eviva!“ Luft machte, — als plötzlich von der Ostseite hinter des Dimogeronten Haus ein Trupp von drei Reitern und einigen Fußgängern bemerkt wurde, an deren Spitze rasch Doraki, ein königlicher Pallikarengeneral, gefürchtet wie Keiner, erkannt wurde. Im Augenblick übersah Doraki den Vorgang und im Adlerflug sprengte er seinen Leuten voraus gleichfalls mit allen Zierrathen orientalischer Reitkunst — den Abhang entlang gegen Papadoglu zu, der ihn rasch bemerkt hatte. Letzterer hielt an und ein scharfes Auge hätte bemerken können, wie sein Auge blitzte und die Hand an die Pistolen fuhr. Auch über des Bairactar Gesicht zuckte eine Flamme unheimlicher Kriegslust — Alles aber war im Augenblicke vorüber, und als Doraki vor dem Albanesen hielt, grüßte ihn dieser wie ein alter vertrauter Freund und beide tauschten in albanesischer Sprache eine große Summe üblicher Höflichkeiten aus. Selbst albanesischen Ursprunges und ein Christ, war Doraki nach dem griechischen Aufstande, in dem er eine große Rolle gespielt hatte, in königliche Dienste übergetreten, ohne jedoch in Aetolien und Akarnanien wie in seinem Paschalik zu leben fortzufahren. Eine magere, schlanke Gestalt, die, wenn zu Fuß, theatralisch einherschritt, wie ein gespreizter Hahn, mit einer starken Habichtsnase im blatternarbigen Antlitz, das freche und boshafte Augen hinter buschigen Augenbrauen barg, zeichnete sich Doraki durch den glänzenden Anzug der Pallikarenhäuptlinge aus. Ja, in den mit Gold gestickten Scharlachüberwürfen hätte ein Geschichtsforscher vielleicht noch Reste altbyzantinischer Staatskleider für „Strategen“ aus Belisar's Zeit vermuthet. Gewandt wie eine Schlange und treulos wie sie, war der alte Klephtenhäuptling muthig wie Keiner und grausam bis zur denkbarsten Infamie, was grade seinen Ruf auf den Gipfel hob und Alt und Jung bis zu poetischen Ergüssen in den Volksliedern begeisterte.

Doraki war längst von den Vorgängen durch Agenten von Patras aus unterrichtet, hatte aber trotz aller Bestechungen nicht dazu vermocht werden können, eine bestimmte Erklärung zu geben. Er hielt sich gegenüber der Regierung, die er der Anwesenheit baierischer Truppen halber noch fürchtete, den Rücken frei. War er ja doch ihr wohlbezahlter General!

Lange noch sprachen die beiden Führer zusammen, argwöhnisch von ihrer Begleitung bewacht, bis sie sich mit ehrlichem Handschlag trennten. Papadoglu schlug den Weg gegen Karpenitze ein, um nach Albanien heimzukehren und seine Clans zu Hauf zu rufen, Doraki aber in's Dorf selbst, um ohne Zweifel die „orientalische Frage“ zu studiren. Auf dem Wege dahin zwischen den ersten Häusern sah er luchsäugig eben den Syrioten ziehen, und nur mit einem Augenwink ward der Befehl gegeben, ihn zu fassen und zurückzubringen.

Als Jankos, der bebenden Herzens die Vorgänge zwischen den Führern gesehen hatte und sich sehr still und rasch auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, aus dem Staube zu machen geeilt hatte, Doraki's Leute sich auf ihn stürzen sah, um ihn vor ihren General zu führen, ließ er sich vor Schrecken vom Pferde fallen und wand sich in Krämpfen, so daß man ihn nicht fortbringen konnte. Darüber ungeduldig ritt Doraki selbst an die Stelle, schickte alle seine Leute weg bis auf seinen Vertrauten, den Pfeifenstopfer, hieß sie sein Pferd und Spiro mitnehmen, stieg ab, nahm eine Pfeife und ermuthigte den Syrioten mit freundlichen Worten, aufzustehen und mit ihm um den Hügel herumzukommen. Während der Pfeifenstopfer das Pferd Jankos' führte, ging dieser mit schlotternden Knien neben Doraki her und erzählte in entsetzlicher Angst Alles, was er mit Papadoglu verabredet hatte, was ihm vom Consul mitgetheilt war und was russische, französische und englische Kaufleute als eben so viele Agenten in den Seestädten und auf den Inseln von Hellas sagten. Doraki schmunzelte freundlich und strich häufig einen flederwischartigen gewaltigen Schnurrbart, so daß Janko schon das Beste für sich hoffte. Da brach plötzlich Doraki das Gespräch ab und fragte mit blitzenden Augen den sich versteinernden Jankos, wo er sein Geld oder seine Werthpapiere habe? Als Jankos unter den stärksten Schwüren versicherte, nichts dergleichen zu besitzen, lüftete der Klephtenführer den Yatagan, was jenen sofort zum Niedersitzen zwang. Ein Wink Doraki's genügte, daß der Pfeifenstopfer das Pferd losließ, Jankos auf den Rasen streckte und regelrecht zu durchsuchen begann. Da

fand er im Gürtel viele Papiere und reichte sie seinem sich nebenan niederkauernden und harmlos fortrauchenden Herrn. Herr und Diener wetteiferten in ihren Geschäften. Wie keine Falte in den Pluderhosen des Syrioten, keine Schnur an den Sandalen und keine Troddel an der Jacke sich dem Späherblicke des Letztern entzog, so entging kein Folium irgend eines Schriftstückes den Argusaugen des Erstern, der die bekannten Züge des Papiergeldes, der Wechsel, der kaufmännischen Anweisungen suchte. Aber Alles war vergebens. Der Syriote hatte nichts als einige schäbige Leptas im Gürtel und lediglich Briefe, die Doraki zu schwer zu studiren waren. Das Suchen war zu Ende, — als der Pfeifenträger mit giftigen und hohnlachenden Augen den Herrn fragend ansah und auf seinen Yatagan deutete. Doch Doraki sprang rasch auf, zuckte die Achseln und machte mit der Hand die wegwerfende Geberde der Pardonirung. — „Laß ihn laufen, der Kerl nützt uns lebend viel mehr, als er glaubt —" fügte er bei und entfernte sich elastischen Schrittes und mit theatralischen Geberden gegen Palukowa zu. Der Diener aber betrachtete sein stöhnendes Opfer, das nur mehr in langen Zwischenräumen hart athmete, einige Augenblicke, fuhr rasch mit dem Yatagan aus der Scheide und über des Syrioten rechtes Ohr hin, gab ihm einen Fußtritt und folgte auf demselben Wege.

Am Kopfe blutend und ächzend fand so Spiro seinen Herrn eine Viertelstunde später. Der schurkische Pfeifenträger hatte dem ehrsamen Bürger von Hermupolis das rechte Ohr abgeschnitten und nur mit Mühe stillte Spiro das Blut und brachte endlich seinen Herrn wieder auf das leitsame Pferdchen, das in der Nähe geweidet hatte. Wortkarg und seufzend zogen sie des Weges heim, den sie gekommen waren, vor dem Pyrgos des Kuntaras vorbei und nicht ohne daß Jankos nach der Brüstung aufmerksam schielte, ob etwa die schöne Anastasia dort erscheine. Erst eine halbe Stunde vor Athen sprach er wieder von Doraki, in Syra aber verfluchte er ihn — heimlich und ließ einen dicken Haarbüschel auf die entohrte Seite des Kopfes fallen.

Als wenige Jahre später Doraki vor das Schwurgericht nach Syra verwiesen wurde, — begreiflich wegen ganz anderer Dinge, als dieser Kleinigkeiten zu Palukowa halber, sprach ihn nicht bloß Jankos selbst mit den andern Geschworenen frei, sondern rühmte sich auch, ein alter Freund des Pallikarenführers zu sein.

II. Das Treffen.

Frühlingsausgang des Jahres 1836 saßen zur Abendstunde beim Weinwirth Photaki zu Zeitun, nunmehr Lamia genannt, die Officiere eines taktischen Bataillons fremder Truppen, der sogenannten deutschen Freiwilligen in Griechenland. Zusammen 400 Mann Infanterie, halb aus griechischen Recruten von fast kindischer Jugend, halb aus den Resten der in Deutschland anfangs der dreißiger Jahre angeworbenen Soldaten bestehend, dann etwa sechzig Lanzenreiter, fast nur Baiern, endlich beginnende Keime einer neugriechischen Artillerie, die jeden Tag ihre Kanonen erwartete, bildeten den ganzen Grenzschutz von Nordgriechenland, von Zeitun bis Vonitza, vom Aegäischen bis zum Jonischen Meere.

Die ganze Stadt war eben in fieberhafter Aufregung, weil von allen Seiten Nachrichten vom Einfall räuberischer Banden aus Thessalien und Epirus und dem damit verknüpften Aufstand der Akarnanier und Aetolier eintrafen. Unruhen und Klephtenübergriffe an den türkischen Grenzen war man zwar hier schon seit Langem gewohnt, diesmal aber schien die Sache doch ernstere Dimensionen annehmen zu wollen. Albanesenhorden unter Papadoglu's Führung, so hieß es, seien der Kern einer großen, viele Tausende zählenden Schaar, die über den Gurobuno (Othrys der Alten) einzufallen im Begriff sei, desgleichen zögen andere unter Stratos an die Derwenia, andere über den Weluchi nach Karpenitzi, — überall plündernd, sengend und brennend, mordend und nothzüchtend, wie üblich.

Die Truppen hatten Marschbereitschaft und waren jeden Augenblick auszurücken bereit. Auch hoffte der Commandant nur von einem raschen Angriff, der einen Haupttheil zersprenge, Heil, weil er mit Recht schloß, daß dann die übrigen schon aus Furcht sich zerstreuen würden. Zur regelrechten Deckung des ganzen Grenzgebietes fehlte ihm eigentlich nichts mehr — als Alles.

Im Grunde verachteten die taktischen Truppen, fremde wie einheimische, diese

Klephten und Rebellenbanden, weil sie aus vielen Erfahrungen wußten, daß jene in einem ordentlichen Gefechte niemals Stand hielten. Doch war man nur wegen der großen Menge etwas besorgt.

Nach Art junger, kühner Gesellen saßen die Officiere aller Waffengattungen, nunmehr in den Zeiten der Gefahr vereinigt, an Photaki's ärmlichen Weintischen in einem mit Laubwerk überzogenem Gange des an das Haus stoßenden Gartens und tranken und aßen bei spärlichem Lampenlicht, lachten, sangen und scherzten, während die älteren, obenan Hauptmann Krakl vom baierischen Wald, in langen Zügen den trefflichen Taback von Salonichi schlürften.

Auch einige Civilisten waren am Tische, Glieder einer deutschen Gesandtschaft in Athen, die endlich auch als Agenten hierher geschickt waren und nebenbei in archäologischen Interessen die „schollige Phthia" bereisen wollten.

Herr Franz Paula von Krapflhueber, der höchste unter ihnen, gab sich ein gar diplomatisches Aussehen und ließ sich nur aus selbstmitgebrachtem Wein von Bordeaux durch seinen Diener einschenken, ohne Jemand auch nur eine Probe davon anzubieten. Nur selten ließ er seinen Freund, den Attaché Herrn Joseph von Muklmeier, den Rest aus dem Glase schlürfen, seinen Freund, den ihm der Vater aus dem Schmalzlande am rauschenden Inn mit in die Fremde gegeben hatte, mit den Worten:

„Franzl, hör' auf den Sepp! — Du bist ein Gscheiderl und der Plato und der Aristoteles und wie die alten Diplomaten der Hellenen geheißen haben, werden schauen, wenn sie Deine Pfiffe merken, — 's gibt auch im Schmalzlandl eine Politük! — aber Du kannst 's Maul nicht rechtzeitig halten — drum hör' auf den schweigsamen Sepp, der noch nie etwas verrathen hat, das Schlaucherl!"

Ernsten Gespräches allein saß der Commandant mit dem Hauptmann der Gensdarmerie, einem Albanesen, von zwar klephtenrüchiger Vergangenheit, nunmehr aber ein ernster, muthiger und als wackerer Camerad überall geschätzter Officier, während alle Uebrigen die Sorgen der Regierung und ihren „Schlachtenlenkern," wie sie sich ausdrückten, überließen.

„Der Taback," meinte Krakl dem Herrn von Krapflhueber und seinem Genossen, nur kurzweg Seppi von jenem genannt, gegenüber, — „der Taback, womit mich unser Doctor — Doctor? He! Du sollst leben! — unser Doctor so vortrefflich versieht, ist jetzt mein Alles, mein gar Alles. Die Lieb hab ich längst aufg'steckt und das Getränk — o Du mein Heiland! — seit ich den Retzinato hinunterwürge, glaube ich nicht, daß meine Zunge jemals wieder einen frischen Trunk vom Pschorr oder Spaten in München wird zu erkennen vermögen. Unsere Zeiten sind herum —"

„Ja, was T.....," rief der nebenansitzende Bataillonsarzt darauf aus, „ich denke gar, unserm Freund Krakl schlagen die Ahnungen eines baldigen Endes in das Weinglas, — verzweifelt der am Wiedersehen der kühlen Räume im Pschorrkeller! Komm. sing altes Haus:

Es waren einmal drei Gsöllen —
Die thäten sich 'was verzöllen —"

„Ach! laß mich aus, unersättlicher Pfefferkuchen von Nürnberg," fiel ihm Krakl in die Intonation — „es geht doch Alles in diesem verd.... Lande jetzt zu Ende. So oft ich den Berg da drüben, den Guriburi oder wie sie ihn heißen, ansehe, meine ich den Hohenbogen von Kötzting zu sehen und dahinter das oberpfälzische Elend. Sind eigentliche Höllenen (der Hauptmann setzte im Pathos gern für e ein ö), diese Oberpfälzler — sitzen in grade so vielen Steinen und ruinirten Wäldern wie hier die Leute — ihr Gesang und ihr Getränk ist auch nicht viel besser und Fasten haben sie nur grad' genug . . ."

„Ich will nicht hoffen," fiel hier der kleine stille Doctor ein, den der Hauptmann vorhin hatte leben lassen — „daß Sie mir die Oberpfälzer heruntersetzen?" „Nein — nein," sagte Krakl. „Sie sind ausgenommen, Doctor!" „Oder den Hauptmann Sturm und den Feldwebel Knörtzer, die auch Oberpfälzer sind?" — „Nein, nein, sind auch ausgenommen," wiederholte Krakl und fuhr fort: „Kann sein, daß ich nicht g'nug Pfälzler kenne und daß sie sich mit diesen Höllenen nicht vergleichen lassen; — wenn sie Alle sind, wie Sie, Doctor, dann sind sie eher „göttergleiche Männer" von Waldsassen und Erbendorf, denn diese Schlingel hier zu Lande, von denen kein wahres Wort kommt. Es ist auch ein Hundeleben, Jahre lang unter Menschen sein zu müssen, deren tägliches Brot Lug

und Trug ist." — Sprach's, trank ein Glas Retzinato, sagte noch „Pfui T....." und blies eine prachtvolle Tabackswolke vom Rohr.

„Aber es sind doch die Unterthanen Ihres Königs, Herr Hauptmann," antwortete ihm sein Gegenüber, der diplomatische Adept Franz Paula von Krapfhueber, — „es sind oder sollen jedenfalls Hellenen werden, und das Interesse des königlichen Hauses verlangt die größte Schonung dieses — wie sag' ich gleich — dieses diplomatischen Materials, „hellenisches Volk" genannt.

„Ich bedaure sehr, daß grade das dorische Vollblut aus Thessalien eben in etwas ungesetzlicher Form an die Thore der hellenischen Majestät klopft und bin der Ueberzeugung, daß demnächst mit ihm und unter der Mithilfe der Diplomatie der drei Großmächte („Nimm Dich in Acht, Franzl!" flüsterte hier Seppi, der Freund des Diplomaten, diesem in's Ohr) — erst die Dynastie die gebührende Macht und Reichsherrlichkeit erreichen wird. Uebrigens finde ich hier die Leute ganz loyal, freundlich und höflich, wenn man artig mit ihnen umgeht, ganz richtiges Regierungsmaterial, welches den allerhöchsten Intentionen unbewußt nachkommt — ob Hellenen oder nicht, ist ganz einerlei — in der Diplomatie der drei Großmächte —" „Nimm Dich in Acht, Franzl!" blies der Nachbar ein — „Was? — Gelten sie doch dafür, weil es königlicher Wille ist."

„Nun," meinte der Hauptmann, „mir kann's auch einerlei sein, woher die Leute stammen, wenn sie nur gehörig arbeiten, exerciren und marschieren, wie es des Menschen Aufgabe ist. Gewiß aber ist, daß die Bursche mit dem ihnen aufgeschwätzten Stammbaum miserabel hochmüthig werden, alle Europäer geringschätzen und verhöhnen, uns Baiern voran — und daß unter ihnen nichts Rechtes vorwärtsgeht, nicht in Ackerbau und den Gewerben, nicht in der Wissenschaft und Kunst, am allerwenigsten aber beim Militari, — nur aber im Handel — da geht's flott — mit den Producten anderer Leute — und ich hab' halt mein Lebtag gehört, daß ein Volk, das keinen tüchtigen Bauern- und Gewerbstand hat, bald ausgewirthschaftet hat. Und das Alles kommt von der hellenischen Idee, wie sie's heißen, — ich mein' immer, sie nannten's deshalb so, weil sie von der ganzen griechischen Geschichte nichts mehr wußten, als Hellen, Jon und Xuthus, so wie ich von der Bibel Abraham, Isaak und Jakob."

„Sehr gut gesagt," fiel hier ein in der Nähe sitzender gewaltig großer Mann mit jedoch sehr dünner Stimme ein, den sie Hauptmann Maneke aus Hannover hießen und der Artillerist war, — „mit dem Hellenenschwindel hat man die ganze orientalische Geschichte da verdorben und die Kerle unfähig gemacht, ein tüchtiges Staatsgebäude zu gründen."

„Das purste Gegentheil" — rief der hart bedrängte Diplomat von Krapfhueber, — „ganz das Gegentheil! Immer muß zuerst, wie wir Diplomaten sagen, eine höhere Staatsidee her, welche den Thron mit dem nöthigen Nimbus umgibt und den Völkern die höhere Staatsraison immer da ersetzt, wo sie — hm — hm —" „Nimm Dich in Acht, Franzl!" wisperte es in seine Ohren und eine Veränderung der Fußstellung deutete einen verdeckten Angriff unter dem Tisch an — „immer ersetzt, wo sie — natürlich — fehlt. Das ist grade das Feinste, daß sie sich schon so in die Idee hineingelebt haben, daß sie andere, nichthellenische Völker verachten — und die Baiern zumal — das zu ertragen, liegt in der Aufgabe der Gründung des hellenischen Thrones und ist ganz folgerecht."

„Mit dieser Aufgabe aber," erwiederte hier Maneke, der gewaltige Capitän, „werden sie allmälig in die Tinte gerathen —" „Da stecken's schon lange drin, Bruder!" fiel Krakl ein, Maneke aber fuhr lächelnd fort: „Denn die Mißachtung, welche diese dummen und frechen Wandergräken uns Deutschen insgesammt allmälig angedeihen lassen, wird den einzigen haltbaren Stein in dem ganzen neuhellenischen Staatsgebäude ausstoßen, ohne daß man einen andern wird einsetzen können. Diese Mißachtung kommt von der ausschließlich dynastischen Politik, welche alle deutsche Gesandtschaften hier vertreten — o armes Vaterland, das keine andere hat! — und wird grade das Gegentheil von dem erzielen, was man will, nämlich die Festigung der Dynastie — sie wird sie verächtlich machen, wie uns!"

„Und ich hab halt meine Lebtage gehört," fiel hier Krakl ein, „daß in Baiern König und Volk Eins sind, und daß man dem Einen thut, was man dem Andern thut, —

da gibt's keinen Unterschied und meine Ehr' ist Deine Ehr', und wer mich schlägt, schlägt Dich mit. Daraus gehen dann die gegenseitigen Pflichten von selbst hervor, und brauchts dazu wenig Diplomatie."

„Bah!" machte hier Franz Paula der Adept — „Baiern, Deutschland! Orientalische Frage! Da kann ja gar keine Rede davon sein, wie wir Leute von der Zunft sagen. Ackerbau, Gewerbe, Kunst — und Dingsda — das mögen die niederen Beamten oder Vereine und dergleichen thun, davon nimmt die Diplomatie keine Kenntniß. Jetzt ist nur die Frage, wie weit werden die Großmächte gegenüber dem Sultan — auh!" — „Nimm Dich in Acht, Franzl!" tönte es leise wie Unkenruf an seiner Seite und ein warnender Mahnbote des Schicksals traf ein Hühnerauge zu gleicher Zeit — „dem Sultan uns gehen lassen." Hier rückte der Diplomat etwas weg von Seppi, den ein giftiger Blick strafte.

„Aber Sie, Herr von Krapflhueber," fragte Krakl, „was studiren denn eigentlich die Diplomaten, wenn sie jung sind, da ich doch noch nichts von einer diplomatischen Facultät an den Universitäten gehört habe?"

Hier trat ein Sergeant der Gensdarmerie in die Laube, übergab seinem Hauptmann eine schriftliche Meldung, welche diesen sofort aufspringen machte. Er gab sie dem Commandanten, der nach Durchlesung derselben ebenfalls aufstand und den Anwesenden ankündigte, daß sie heute noch Alles zum Ausmarsche Nöthige fertig machen müßten, denn Morgen früh 4 Uhr werde gegen die ganz nahe schon stehenden Aufständischen marschiert.

Der Commandant und die Gensdarmerie entfernten sich zuerst, dann folgten die zwei Aerzte und mehrere Officiere, alle heiter und im Bewußtsein, Alles geordnet zu haben, und ihre größte Sorge schien allein, daß ihnen der Feind am Ende wieder nicht Stand halten möge. Ein kurzer, strammer Rittmeister nebst noch einigen Officieren der kleinen Lanzenreiterschwadron ließen sich aber erst noch einmal einschenken und meinten, ob sie im gebirgigen Terrain würden Etwas leisten können, sei sehr fraglich.

Krakl und Maneke aber saßen etwas seitwärts allein den Diplomaten gegenüber und schmauchten bedächtig den guten Halmyro von Salonichi. „Wenn ich nur," begann endlich mit feiner Stimme der riesige Artillerist — „diesen Schurken mit einigen meiner Congreve'schen Raketen beikommen könnte, nur einmal zu sehen, was diese Vettern aus dem trojanischen Kriege dazu sagen. Ich werde mit ausmarschieren, wenn auch meine Kanonen in Stylida noch nicht ausgeschifft sind, und will mir ein ganz apartes Ziel erbitten. Der Oeta soll sich wundern, seit des alten Herakles Feuerbrand wieder einmal einen gehörigen Flammenwedel zu sehen."

„Kostbare Idee das!" meckerte Krapflhueber, trank seinen Bordeaux aus und winkte seinem griechischen Diener Dimitri, einem fetten Inselgriechen von Tinos, ihm den Ueberwurf zum Weggehen zu bringen. „Darf ich Sie morgen nicht begleiten, Herr Hauptmann Maneke?" fragte er dann, und als dieser höchst freundlich bejaht hatte, entfernten sich auch die diplomatischen Agenten, nicht ohne daß Franzl auf dem Heimwege sich erboßt hätte, daß ihn der lange Hauptmann zu fragen gewagt, was er denn studirt habe. Studiren!

„'s ist das doch nicht die rechte baierische Treu' das" — brummte noch Krakl, als sie weg waren, zu Maneke gewandt. „Werden bezahlt wie ich und Du auch, nur eben viel besser — aber sagen ihrem Herrn und Fürsten die Wahrheit nicht. Merkwürdig! je mehr man dafür bezahlt, um so weniger kriegt man davon — von der Wahrheit nämlich — was kostet sie bei Hofmarschällen, Gesandten und Ministern, selbst an der Universität kostet sie Honorar — obgleich Lügen genug darunter mitlaufen — die Bauern aber und Unsereins gäben sie umsonst, wenn man sie hören wollte! Verkehrte Welt das!" Trank den Rest, klopfte die Pfeife am Tische zu stark aus, daß der Kopf zerbrach — der alte, treue Kopf! — und ging mit Maneke in die Caserne.

Der andere Tag sah schon früh 5 Uhr die Truppen auf dem Marsche. Die Sonne strahlte herrlich über den Golf von Zeitun vom Archipel herein, — das ferne Euböa mit dem schönen Eliasberge, die mit Bäumen besetzte Küste des rumeliotischen Festlandes, welches den Canal von Trikéri umsäumt — zahlreiche Klöster mit schlanken Cypressen an den südlichen Abhängen des Othrys, hier der Oeta, dort die Thermopylen — es überfielen auch den Kältesten die erhabenen Erinnerungen aus

dem hellenischen Geiste der Jugendzeit. Auf dem Boden des thessalischen Achill marschierten unsere wackeren Taktiker, weit voran die Gensdarmen, dann die etwas nüchterne Infanterie, zuletzt die Lanzenreiter, welche Hauptmann Maneke mit einigen Raketen und fünfzehn Mann Artilleristen begleitete. Als der Seitenweg nach Dibri kam, blieb der Commandant des ganzen Expeditionscorps, ein baierischer Officier, der die französischen Feldzüge aus der Zeit der Befreiungskriege mit Auszeichnung mitgemacht hatte, zurück, bis er auf Maneke traf, ließ diesen und seine Artillerie Halt machen, sprach dann einige Worte mit dem Hauptmann und sofort wandte sich dieser mit seinen Leuten und einer Bedeckung von zwölf Lanzenreitern zur Seite, gegen den Othrys in nördlicher Richtung, während die Haupttruppe noch immer ostwärts vorrückte. Unsere Diplomaten, welche wirklich in einiger Entfernung dem Zuge folgten, ritten nun rasch der Abtheilung des Hauptmanns Maneke nach und schlossen sich ihr an. Sich der Küste entlang ziehend, marschierte die Haupttruppe, welche wir vorerst begleiten, durch einige kleine Ortschaften, labte sich bei der immer größer werdenden Hitze und bei gewaltigem Durste zeitweise mit Wein und sehnte sich nicht wenig nach einem solidern Frühstück, das aber fehlte. Der viel raschere Stoffwechsel der germanischen Raçe mit sanguinischem Temperament verlangt unfehlbar rechtzeitig Ersatz, wenn der Lorbeer des Kriegsruhmes gedeihen soll. Dies ist für Deutsche, Engländer, Holländer 2c. klar nachgewiesen, während cholerische Romanen und Südländer dergleichen viel länger hinausschieben können, weil eben der Verbrauch, sowie Masse und Gewicht bedeutend geringer sind. Auch der Schlachtengott unterliegt dem Naturgesetz von Erschöpfung und Ersatz!

So war man noch einige Stunden weiter vorgerückt, als der Vordertrupp fernes Gewehrfeuer von nicht geringer Stärke vernahm. Da dies allmälig überall gehört wurde, beschleunigte man den Marsch, und zwar um so mehr, als ein Gensdarm von der Gegend des Feuerns hergesprengt kam und unserm wackern Oberst in größter Hast mittheilte, daß seine zwanzig vorausgeeilten Kameraden schon mit dem Feinde angebunden hätten, aber von einer erstaunlichen Ueberzahl hart bedrängt würden. Es dauerte auch nicht lange, so sah man die tapfern Burschen sich vor einer hundertmal stärkern Anzahl von Aufständischen unter Gewehrfeuer die Berghänge herab zurückziehen. Sie hielten trotz geringer Zahl ihre Verfolger in weiter Entfernung. Als diese der Truppen ansichtig wurden, hielten sie inne und zogen sich wieder die Höhe hinauf — gegen die Ruinen einer alten venetianischen Bergveste — Kukuwaia — zurück. In diese warfen sie sich und errichteten ringsumher noch weitere Steindämme oder Brüstungen, sogenannte Tambourlos, in welchen die große Mehrzahl verschwand, während die Uebrigen in's Walddickicht der Vorberge sich verbargen. Als unser Oberst, immer voran, seine Compagnien an den Fuß des ziemlich schwierig zu besteigenden Hügels mit der Ruine geführt hatte, traf er sofort die nöthigen Dispositionen zum Angriff. Er dehnte seine Truppen auf der flachern Seite der Berghalde gegen Süden aus, stellte die Lanzenreiter gegen ein Platanenwäldchen zu seiner Rechten, das durch einen Bergbach gedeckt war und von schwärmenden Feinden wimmelte, auf und hieß unsern würdigen Hauptmann vom baierischen Ossa mit der ersten Compagnie antreten und voran das Klephtennest nehmen.

In diesem war es unheimlich und ganz gegen sonstigen Brauch sehr ruhig und still. Hinter allen Steinen und Luken hervor ragten die langen Klephtenflinten, nichts als einige Fès waren an der Brüstung sichtbar, so gut lagen hier mehr als 2000 Mann zusammengekauert, — nur allein ein großer Mann mit dem stark verzierten Turban, einem rothen, goldgestickten Gürtel, den türkischen Säbel in der Faust, stand aufrecht, Allen erkennbar, neben ihm sein Fahnenträger.

Es waren Papadoglu und der Bairactar. Die Schützen bliesen und die Trommeln wirbelten, mit Stentorstimme commandirte Krakl seine Leute und schritt ihnen voraus die Berghalde hinan.

Kein Schuß fiel von beiden Seiten, bis, in der Mitte des Berges angekommen, der Hauptmann zurücktrat und Feuer commandirte. Das Massenfeuer krachte wirkungslos gegen die Steinwälle. Darauf stellte sich der kühne Held vom Walde neuerdings an die Spitze und befahl mit dem Bajonett zu stürmen. Kampflustig schwang er den Säbel und muthig folgten ihm seine Jun-

gen, als plötzlich ein volles, erschütterndes und andauerndes Feuer aus den Ruinen strömte. Die Wirkung war stark. Sechs Schritte vor seiner Linie stürzte der Hauptmann, mitten durch den Kopf getroffen, lautlos nieder und neun andere mit ihm.

Zahlreiche Verwundete brachten noch mehr Verwirrung in die ihres Führers beraubte Truppe, die nicht mehr vorwärtsschritt, sondern auf ohnmächtiges Feuern sich einzulassen begann. Wie der Blitz war der alte Oberst an ihrer Seite, fluchend und ermahnend, mit Güte und Ernst wollte er selbst sie zum Sturm führen, — aber mit dem Hauptmann war das Vertrauen entflohen und der Oberst ließ die Leute bald umkehren und an den Abhang zurückgehen, um nicht am Ende die Linien in der Flucht aufgelöst zu sehen.

Entsetzliches Siegesgebrüll scholl ihnen aus den Bollwerken der Ruine nach und bereits sprangen viele der Rebellen hervor und zogen am Waldrande der Höhe westwärts Zeitun zu, wie wenn es ihnen jetzt gehören müßte.

Die Lage des Obersten war nun höchst unerquicklich, selbst gefährlich. Links die von Feinden wimmelnden Berghänge des Othrys bis Zeitun, vor ihm der Kern der Aufständischen im uneinnehmbaren Bollwerk, — rechts das Meer und der Platanenhain gleichfalls erfüllt mit Feinden. Er hatte sich über Zahl, Führung und Muth der Rebellen arg getäuscht. Doch verließ ihn die kalte Ueberlegung nicht. Er rief die Gensdarmen vor und ließ sich die bessern Angriffspunkte zeigen, hieß sie die Rotten an den Berghalden beobachten, stellte seine Leute mehr geschützt auf und sann auf einen neuen Angriff. Da brachen plötzlich zu seiner Rechten aus dem Platanenhain zahlreiche Schaaren mit entsetzlichem Geheul, und aus überladenen Gewehren auf große Entfernungen feuernd, griffen sie zunächst die ihnen gegenüber einsam stehenden fünfzig Lanzenreiter an, die bis jetzt noch nicht zur Action gekommen waren.

Es waren muthige Burschen, diese Uhlanen, gleichsam die Elite der geworbenen Truppen, die dem König überall als Escorte dienten. Durch viele Studenten, welche in Baiern dazugetreten waren, verbreitete sich ein edler Geist unter der Truppe, und nicht geringe Verachtung gegen alles „Hellenische“ lebte in ihnen, weil sie aus ihren classischen Träumen so unsanft sich geweckt sahen. Blitzschnell hatte sie ihr stämmiger Rittmeister zum Angriff geordnet, und als der rechte Zeitpunkt gekommen war, brausten sie durch das Gestrüpp mit eingelegter Lanze gegen die vordringenden Schwärme, welche den Gebirgsbach vor dem Haine bereits überschritten hatten. Aber wie Spreu zerstoben die Haufen und fuhren in's Dickicht zurück, als sie die Lanzenspitzen auf sich zusprengen sahen. Und als die Uhlanen an den nicht tiefen Bach gekommen waren, durchritten sie ihn, weil der Oberst auch hatte sagen lassen, sie sollten den Hain gleich völlig säubern. Hier aber gab es nun homerische Arbeit.

Zwar war die Hauptmasse leichten Gesindels längst auch durch das Dickicht geflohen, aber ein zweimal stärkerer Trupp, als die Uhlanen waren, — hatte sich in guter Position hinter den mächtigen Platanen festgesetzt.

Es waren Albanesen, Papadoglu's beste Leute. Hier mußte der Einzelkampf auftreten, eine, wie es schien, von beiden Parteien gewünschte Kampfart. Die Albanesen sahen sich die Flucht gegen die Ruine zu abgeschnitten und wehrten sich tapfer. So weit unsere Uhlanen mit den Pferden in das sumpfige Terrain hineinreiten konnten, erwischte ihre Lanze bald hier, bald dort Einen, der nach Abfeuerung von Flinte oder Pistolen einen neuen Versteck hinter einer Platane suchte, und streckte ihn in's Gras. Als aber der Sumpf zunahm und die Albanesen das Nutzlose ihres Schießens, weil sie nichts trafen, einsahen, wuchs die Erbitterung und Schärfe des Kampfes. Der Yatagan blitzte jetzt in ihren Fäusten und nicht Wenige wagten selbst auf unsere in kleine Trupps vertheilten Reiter, die gleichfalls ihre Pistolen abschossen mit nicht minder schwachem Erfolg, einzudringen. Aber die breiten Säbel der Uhlanen warfen die Kühnen rasch nieder und mancher glattgeschorene Schädel klaffte bald auf kühler Erde in entsetzlicher Tiefe. Immer weniger wurden der Albanesen, manche auch flohen in von den Ihrigen auf der Ruine entgegengesetzter Richtung, ohne daß sie verfolgt werden konnten, als mit immer größerer Hitze die allmälig absitzenden Uhlanen auf die noch Uebrigen stürmten, denn bereits waren nach homerischem Muster manchen der Gefallenen die reich eingelegten Waffen

sofort als Beute abgenommen und mancher schöne Fund an Gold in den faltigen Gürteln gemacht worden, denn „Blut liebt Gold," wie umgekehrt. Einer der tapfersten Söhne Albaniens hatte gegen Ende des Kampfes sogar eine Lanze erobert und wehrte sich wüthend, jedes Anerbieten von Pardon zurückweisend. Geschützt von Sumpf und Baum konnte er lange nicht erlegt werden, bis ihn der Metzger der Schwadron, Michel vom Straubinger Blachfeld, die Lanze parirend, buchstäblich in Stücke hieb und die Beute erwarb.

Der Hain war gesäubert und die Uhlanen, welche nur einzelne Verwundete zählten, kehrten zur Infanterie zurück. Und dies war hohe Zeit.

Ermuthigt durch die gänzliche Erfolglosigkeit und das immer schwächer werdende Feuer der fernbleibenden Angriffe, wagte Papadoglu, die Niederlage der Seinigen im Platanenhain bemerkend, einen Ausfall. In wenigen Minuten waren unsere 400 Taktiker von mehr als 3000 Rebellen an zwei Seiten umzingelt und einem furchtbaren, wenn auch wenig schadenden Feuer ausgesetzt. Rasend vor Wuth sprengte der Oberst mit seiner berittenen Umgebung zwischen die Reihen und selbst in den dichtesten Kugelregen. Kühn brach er sich Bahn zu dem kleinen abseits stehenden Trupp der Verwundeten, welche derselbe kleinlaute Arzt, der wenig sprach, aber viel handelte, mit blankem Säbel gegen die eindringenden Feinde vertheidigte — rettete fast Alle, — aber es war unmöglich, noch ferner den Rückzug aufzuhalten. Immer kühner drang Papadoglu vor und die Albanesen der Truppe wagten sich immer näher in die Schußlinie. Nach kurzer Berathung mit den nächsthöhern Officieren ward der Rückzug angetreten. Die tapfere Schwadron der unsterblichen Fünfzig, nicht wenig ermattet, zerfetzt und blutend, mußte den Rückzug decken. So oft die verfolgenden Schwärme näher kamen, als es erträglich schien, zerstäubte sie ein Angriff der Lanzenreiter schon aus großer Ferne, und überdies ward noch mancher verwundete Kamerad der Infanteristen in den Steigbügel gehoben und mit fortgeschleppt. Und mit jedem Schritte rückwärts wuchs der Muth der Verfolger, die durch zahlreiche Zuschüsse aus den Dörfern und waldigen Gehängen noch immer verstärkt wurden. Rabenschwarz bedeckten sich die Gehänge des Othrys, und nur die Meerseite, an welcher der Weg des Rückzuges sich hinschlängelte, war frei.

Mit bangem Herzen war man so im lästigen Sonnenbrande des Nachmittages Zeitun allmälig etwas näher gekommen und es verzweifelten Manche, es je wieder zu erreichen, — nur die kühnen Reiter auf den lebendigen, nie ermüdenden und dabei doch so lenksamen und frommen thessalischen Pferden nicht! Da bemerkte man abseits des Weges in einer seichten Schlucht einen kleinen Trupp Soldaten — bekannte Uniformen! Es war Maneke, der Artillerist, mit den Congreve'schen Raketen und der kleinen Bedeckung. Traurigen Herzens sprengte der Oberst zu ihm und erzählte sein Mißgeschick, dagegen Maneke nichts weiter melden konnte, als daß er bis jetzt keinen Feind gesehen habe. Eben aber, als sie zusammen sprachen und die Colonne einige Augenblicke ruhte, sah man große Haufen von Rebellen rasch an den Bergabhängen zur rechten Seite der Truppen gen Zeitun zueilen, unerreichbar für die Kugeln der Truppen, noch weniger von den tapfern Lanzen. Maneke deutete dies sofort als einen Versuch, ihnen bei einer bekannten Enge des Weges, — Hagios Petros hart vor der Stadt, den Rückzug abzuschneiden, und bat, ihn vorausmarschieren zu lassen, um mit seinen Raketen den Weg zu säubern, falls es Noth thue. Dies ward gern zugestanden und rasch in's Werk gesetzt. In der That blieben auch von nun an die Verfolger mehr zurück und minderte sich ihre Anzahl. Nur Papadoglu selbst und seine Leute drängten noch hart hinter den Uhlanen her.

So war der Rückzug Stylida vorbei bis gegen die Quellen von Hagios Petros gekommen, wo ein Vorberg des Othrys bis hart an den Weg stößt und hier eine Felswand bildet, an deren Fuß eben die Quellen entspringen, über welche der Weg führt. Rechts die Felswand des Vorberges, links die sumpfige Niederung des Sperchius, welche an's Meer stößt und den Malischen Golf schließt, so war die Enge beschaffen, durch welche unsere Truppen passiren mußten, um nach dem nur eine halbe Stunde noch entfernten Zeitun zu gelangen. Je näher man dieser Stelle rückte, um so mehr bewahrheitete sich Maneke's Vermuthung. Der Kamm des Berges wimmelte von Re-

bellen, die geschäftig Steine zu einem Tamburlo schichteten und jedenfalls von hier aus den Rückzug zu hemmen suchen wollten. Das Alles sah der riesige Hauptmann der Artilleristen, der wackere Maneke, der vorausritt, am besten, doch störte es ihn wenig in seinen trüben Gedanken.

„Also Krakl ist todt, der alte Junge!" so murmelte er vor sich hin — „ein treuer Kamerad und herziger Freund! Niemand konnte die Wahrheit so schön, weil so ganz nackt, sagen wie er! He, Doctor!" — der kleine tapfere Doctor folgte mit einigen Verwundeten gleich hinter ihm und ritt nahe — „He, Doctor! wie ward denn Krakl getroffen!" — „Mitten durch den Kopf," sprach der Doctor noch mehr kleinlaut wie je — „er blieb auf der Stelle todt!" — „Gott sei Dank! Das ist das Beste, was bei diesen Kämpfen geschehen kann! Gott sei Dank!"

Die Entfernung von Hagios Petros verringerte sich immer mehr — die Absicht des Feindes ertwickelte sich immer klarer. — Der Oberst ritt zu Maneke und hielt kurzen Kriegsrath. Demgemäß rückte eine Kette von Schützen plänkelnd auf dem Wege vor, die übrige Truppe hielt; die Uhlanen bereiteten einen neuen Stoß auf ihre Verfolger vor, als Maneke mit seinen Maulthieren und fünfzehn Artilleristen vom Wege abritt rechts in eine ebene Gestrüpphaide und dort gradezu gegen das Tambourlo zu. In demselben summte und brauste es wie in einem Bienenschwarm und häufige Schüsse fielen bereits gegen die Truppen, wenn auch in noch unschädlicher Entfernung. Der ganze Bergkamm von Hagios Petros wimmelte von Aufständischen und Klephten, die mit einiger Verwunderung das Aufmarschieren Maneke's sahen, dessen Maulthiere eher das Gepräge der friedlichen Wanderung eines Feldmessers trugen, denn jenes einer Kriegsoperation. Unbeirrt nahm der Hauptmann seinen richtigen Standplatz, hielt und sprach einige seiner dünnen Commandoworte, worauf er selbst abstieg und die Rakete richtete. „So — so, nun lat losgahn, seggt der Swinegel zu seinem Wif," sagte er nach einiger Zeit, trat zurück und befahl zu feuern. Ein Flammenbüschel, wie ihn diese Gegend wohl noch niemals sah, durchsauste zischend die Luft und fuhr mitten in den Knäuel der lärmenden Klephten. Wer je die Wirkung eines Flintenschusses unter einen Haufen geschwätziger Staare auf einer Erle sah, kann sich den Erfolg lebhaft ausmalen. Vorerst Todtenstille nach dem Schusse, — dann aber ein Rennen und Laufen dem Othrys zu wie Sturmwind und Wolkenbruch — nur Wenige zappelten am Boden, ohne daß Jemand sie wie sonst mitzunehmen wagte. Hier ließ der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder liegen. Was aber thaten die im Tambourlo? Diese drückten sich wie Wachteln beim nahenden Jagdhund auf die Erde und an den Steinen nieder, wie wenn es gälte, in die Spalten des Hagios Petros zu versinken, um als unschuldiges Wasser unten wieder herauszukommen. Hat sie wohl der lange Hauptmann gesehen, der nicht schreit wie die andern Capitanos, sondern nur Feuer speit? Ja wohl sah er sie, denn lächelnd richtete er eine zweite Rakete, — mitten in's Tambourlo hinein und murmelte: „No mal geloopen, seggt der Hase," und einzelne Klügere auf dem Hügel begannen schon wie Schatten über die Brüstung zu hüpfen und dem Othrys zu mehr zu fliegen, denn zu laufen. Als es aber zischte und der Flammenwisch mitten in's Tambourlo sauste und die Granate platzte, da war es, wie wenn der Fuß im Spätherbst unversehens auf der Haide einen gefüllten Bovist betritt, — er platzt und sendet weithin seinen übelriechenden gelben Staub. So entleerte sich das Nest — und sofort marschierte die Truppe ungestört vor Hagios Petros vorbei, erreichte Zeitun unter der geheimen Schadenfreude seiner Insassen, rastete und faßte neuen Muth. Maneke aber ließ mit aufgelegter Rakete den ganzen Zug vorbei, immer im militärischen Gruß, und schwenkte erst hinter den Lanzenreitern, — nicht um zu folgen, sondern mit den Verfolgern auch hier in's Gespräch zu kommen. Aber Papadoglu und die Seinen hatten den Erfolg schon am Tambourlo gesehen und hielten zurück. Die Verfolgung hatte ein Ende. Auch die Artilleristen wandten sich endlich heimwärts.

Wo aber waren denn unsere Diplomaten vom Schmalzlandl, die so kühn dem Hauptmann gefolgt waren und vor Allem fechtende Hellenen sehen wollten? Wo war Franz Paula von Krapflhueber und Joseph Muklmeier, der warnende Seppi? Wo die Vertreter der „hellenischen Idee" — die

Dioskuren „Schlaucherl“ und „G'scheiderl?“ Als sie lange fruchtlos mit Maneke's Haufen in den Vorbergen von Dibri herumgezogen waren, trennten sie sich auf Dimitri's, des Dieners, Rath und wandten sich seewärts, hoffend auf Schatten und Labung am sanften Küstenlande. Krapflhueber zwar hätte lieber Klephten gesehen und sehnte sich sehr, dereinst nach der Rückkehr der alten Tante fürchterliche Geschichten erzählen zu können, — Seppi aber, der stille, suchte Ruhe und Frieden. In genauer Kenntniß seiner Tragkraft hatte sich Joseph von Muklmeier, der Particulier, bei Zeiten dem System der Dispensationen zugewandt, da es mit Privilegien nicht mehr recht vorwärts ging. Vorerst zwar brachte er es nicht weiter, als daß er von den Fastenspeisen, vom Griechischen und den Neujahrsgratulationen dispensirt wurde und somit, wie Jedermann mit uns nun überzeugt ist, den ersten Pflichten gegenüber der höhern Bildung genügte. Aber der Schlaue wußte die Dispensen zu „cultiviren,“ wie er sich ausdrückte, und machte aus jener von Fastenspeisen die Freiheit, im socialen Leben zu essen und zu trinken, was ihm gelüstete, — aus jener von den Neujahrsgratulationen das Recht souveränen Sichgehenlassens in der Gesellschaft und die Dispens vom Griechischen war vollends das Hexenei für jegliche Befreiung vom Studium und Nachdenken. Seppi befand sich vortrefflich dabei, nahm zu an Leib und Gliedern und stellte, als er nach Griechenland mitreiste, ein ganz rundes, speckiges Herrlein dar, mit blaßsammtner, ölduftender Haut, wie ein Rohrhuhn. Derzeit war er so gut aufgelegt, daß er selbst gesprächig wurde und mit geschwätziger Zunge auf seinem Pferdchen die Aussichten besprach, welche die Einführung der künstlichen Austernbänke und der künstlichen Zucht von Barbunien und Aalen dem neuen Hellas gewähren müßten. Dimitri, der Diener, mischte sich zeitweise in's französisch geführte Gespräch, da er diese Sprache sehr wohl verstand, und nur Krapflhueber, der Diplomat, war wortkarg, weil er keine thessalischen Urhellenen zu sehen bekommen hatte.

Eine schmale, buschreiche Schlucht, welche ein rauschender Bergbach durchströmte, führte unsere Bummler dem Strande zu, wo sie zu ruhen und wenigstens Muscheln zu sammeln hofften. Wer weiß, welcher gute Fisch in den spärlichen Schilfhütten, die sie von ferne erblickten, zu verschmausen war? — dachte Seppi — die Thermopylen stehen dort grade gegenüber und beleuchten die hellenische Idee auf das Prächtigste, — tröstete sich Franzl — und — die Barken müssen nahe sein — dachte Dimitri, der Bewohner der Taubeninsel, — als plötzlich aus hohem Gebüsch von Arbutus und Oleander drei große Männer heraus und ihnen in den Weg traten. Mit rollenden Augen und wilden Geberden, die Hand am Yatagan — heischten sie Stillstand. Der vorderste Reiter, der schlaue Sepp, duckte aus seiner schmunzelnden Heiterkeit zusammen wie eine Katze, der man in die Augen bläst, — Krapflhueber aber, der gewiegte Diplomat, suchte seitwärts in die Büsche zu lenken, — Dimitri allein behielt die Geistesgegenwart und stellte in herzhafter Rede die Frage, wer sie hier aufzuhalten das Recht habe? Die Wegelagerer aber achteten seiner Rede nicht, sondern ergriffen die Zügel der Pferde, schwangen drohend ihre Yatagans und führten unsere Gesellschaft an den nahen Strand, wo ein großes Kaik, eine Barke, angebunden lag. Hier haltend, befahlen sie, abzusteigen, warfen unsere armen Wanderer auf den Sand und zogen sie bis auf das Hemd aus. Alles nahmen sie ihnen, plünderten dann selbst Dimitri aus, bargen das Geraubte im Kaik und fuhren ab, mitten in den Golf hinein, der spiegelglatt und ohne Spur eines Segels vor ihnen lag.

„Es sind gehörnte Schurken von Skopelos!“ schrie Dimitri zuerst, als sie schon weit fort waren — und Krapflhueber, der sich zunächst erhob, protestirte Namens der unverletzlichen Gesandtschaft gegen diesen Gewaltact, und wenn es selbst bis an die Höfe der drei Großmächte — „Nimm Dich in Acht, Franzl!“ stöhnte es da aus dem Sande, von dem sich Sepp noch immer nicht zu erheben wagte.

Was war zu thun? In schrecklich entblößtem Zustande suchten sie ihre weidenden Pferde wieder und baten Dimitri, den treuen Tinioten, ihnen vom nahen Stylida einige Kleidung zu holen, falls es möglich sei. Unsere Geschichte findet keinen Griffel, die Gedanken und Reden unserer zwei Adepten der Diplomatie während Dimitri's Abwesenheit zu schildern.

Erst als mit einbrechendem Abend Haupt-

mann Maneke mit seinen Leuten die Quellen bei Hagios Petros passirte, machte ihn der Haltruf der zwei Soldaten, die voraus- ritten, aufmerksam. Er sprengte an ihre Seite und sah, wie sie eben mit starker Faust die von ihnen Angerufenen und sehr verdächtig Aussehenden festnahmen. Die Verdächtigen waren ganz in die braunen ziegenhaarigen Mäntel der griechischen Matrosen gehüllt, hatten die Capuze fast über das ganze Gesicht gezogen und ritten etwas scheu und seitwärts in der Sumpfniederung des Sperchius Lamia zu. Kein Laut kam aus der Ergriffenen Kehle, bis endlich einer von den Dreien, ein Grieche, den Hauptmann erkennend, in wohlgesetzter, höflicher Rede erklärte, daß sie dieselben seien, welche heute früh mit Maneke's Expedition herumgezogen wären. Hier warf ein tiefer Seufzer Krapfhueber's Capuze zurück und auch Seppi's glänzender Rundkopf schlich zur Hälfte hervor, spionirend wie eine Schildkröte nach neuen Feinden. Aber die Zeiten der Noth waren auch für unsere jüngsten Philhellenen vorüber und unter den tröstenden Worten des Hauptmanns, daß sie nun ja doch Urhellenen und zwar als seefahrende Argonauten nahe bei Aulis Strand gesehen und ein Abenteuer bestanden hätten, erreichten sie Zeitun und ruhten aus.

III. Das Ende.

Daß nach Ausgang des Kampfes der schwachen Anzahl der Taktiker an der nordgriechischen Grenze diese selbst bald an allen Enden mit beutesuchenden Klephten und Rebellen überschwemmt sein würde, mochte sich Jeder denken, der Neugriechisch versteht. Die Regierung, dem Plane des Aufstandes, wie man murmelte, gar nicht fremd, hielt es an der Zeit, von der türkischen Regierung Mitwirkung zu suchen, und in der That rückte Vely Pascha in wenigen Wochen hart an die thessalische Grenze vor und schloß die Rückkehr der aus der Türkei herübergekommenen Theilnehmer am Aufstande ab. Zugleich gab die Regierung dem vortrefflichen Rathe Gehör, die alten Pallikarenhäuptlinge zur Mithilfe aufzufordern, und in sehr kurzer Zeit standen Wassos, Mamuris und Doraki mit einigen Tausend Pallikaren, weniger alten als jungen kriegslustigen Burschen von den Bauern und Hirten Rumeliens, an der griechischen Grenze, wie Vely an der türkischen, und engten so im Verein mit den Taktikern in Zeitun die Rebellenhaufen sehr ernsthaft ein.

In Zeitun übte das Standrecht seine unerbittliche Gewalt, die Blutfahne wehte vom Thurme des Gefängnisses und Alles kehrte zur alten Gewalt der Regierung allmälig zurück. Tagtäglich brachten die Freiwilligen, die „Ethelonten,“ wie sie hießen, und die Gensdarmen, durch Patrouillen der Taktiker, namentlich der Lanzenreiter verstärkt, kleine Trupps von Rebellen, namentlich von Albanesen aus türkischem Gebiete, als Gefangene, die sich freiwillig ergeben hatten, ein. Sie sollten nach Ablieferung der Waffen über die Grenze gebracht und dort ihrer Regierung — d. h. den Türken übergeben werden. Ihr Schicksal würde in diesem Falle kein zweifelhaftes gewesen sein, so weit sie Christen gewesen wären, denn Vely Pascha hatte eine wahre Sehnsucht, mit einem Schlage für viele Jahre den Kern des Klephtenthums in Thessalien und Epirus auszurotten. Er sah sich aber hierin durch Adam Dukas, den damaligen Gouverneur zu Lamia, arg getäuscht, da dieser kein Mittel unversucht ließ, Alles, was Christ war, an unbewachten Grenzen wieder in das alte Nest entwischen zu lassen.

Die große Mehrzahl der Ethelonten, namentlich unter Wassos und Mamuris, hielten gute Kriegszucht und waren tapfer genug, es mit den Albanesen der Türkei aufnehmen zu können. Sie versprachen ein treffliches Bildungsmaterial für ein griechisches Heer von Berufssoldaten, das man aber später elend verkümmern ließ, indem man sich die europäische Conscription abcopirte und damit bei geltender Stellvertretung durch Einstand das treuloseste Gesindel des Landes unter die Waffen bekam, wie sich das auch schließlich in den Militäraufständen zeigte. Was von den Ethelonten als Chorophylakie (Gensdarmerie) organisirt wurde, hatte sich immer und selbst noch bei der letzten Vertreibung des Königs 1862 als tapfer und treu bewährt. Nur Doraki sammelte Leute zweifelhaften Werthes und verdarb damit viele Gute, die sich ihm anschlossen.

Mit kluger Berechnung hatte er, wohl von den Agenten schon aufmerksam gemacht, den Wendepunkt abgewartet, um nun unter dem Schilde des Christenthums gegenüber den Osmanlis, des Patriotismus und des

Hellenenthums — er selbst war Albanese! gegen die Aufständischen zu kämpfen. Karpenitzi war sein Hauptziel, Aetolien und Akarnanien sein Werbegebiet. Obgleich der Aufstand hier anfangs seine beste Nahrung gefunden hatte, so war es ihm doch ein Leichtes, ebenda mit dem Gelde der Regierung Freiwillige in Ueberzahl zu finden.

Die regelmäßige Bezahlung derselben ward Unding, die Klagen der Landbewohner drangen bis nach Athen. Die alte Dorfverfassung zeigte sich gegenüber solcher Ueberzahl kraftlos und die Frechheit der Soldateska wuchs täglich, da Doraki, nach glücklicher Einnahme von Karpenitzi, die zurückgetriebenen Feinde nun selbst wieder in sein Heer aufnahm. Bald war dieses reicher an ehemaligen Klephten und Rebellen, die nun die Regierung besoldete, als an Ethelonten selbst, ja es gab Viele, welche meinten, die Regierung hätte klüger gethan, sofort nach dem Ausbruch der Rebellion die Kämpfer für dieselbe einfach in Dienst zu nehmen, was unzweifelhaft gelungen wäre und noch jetzt gelingt. Mit geringer Summe wäre der König im letzten Aufstande mit denselben Truppen, die in Vonizza seine Entthronung zuerst aussprachen und den Aufstand begannen, nach Athen siegend zurückgekehrt, wenn er Geld und Agenten hinreichend gefunden oder besser — gesucht hätte. Die politische Oekonomie ist die Grundlage der englischen Staatskunst und kein Material taugt besser für sie, als die Bewohner des illyrischen Dreiecks, Griechen und Albanesen in erster Reihe.

Um diese Zeit nun war große Klage zu Palukowa, denn nur die Führer der Dorfschaften hatten ihren Lohn von den Agenten erhalten, die mitgezogenen Freiwilligen sahen sich theilweise zurückgesetzt und von Doraki arg verkürzt, — Hirten und Bauern aber mußten wie überall zuletzt die Zeche bezahlen. Da es an der Grenze nichts mehr zu thun gab, die Türken sie überdies besetzt hielten, vertheilten sich einige Trupps im königlichen Hellas und raubten — sie selber die Beschützer! — nach Herzenslust. Am meisten war natürlich solchen Angriffen ausgesetzt, wer außer dem Dorfe allein wohnte, dann die Hirten im Gebirge.

Kaum wagte damals der alte Kuntaras, seinen Thurm an der Phidarisschlucht zu verlassen, um nach der Heerde zu sehen, die ein fremder Knecht ihm weidete, weil Manoli mit dem Bairactar in den Aufstand gezogen war. Eindringlicher wurde täglich sein Rath an Anastasia, vorsichtig zu sein, die Waffen in Stand zu halten und den Pyrgos nicht zu verlassen.

Es war aber überflüssig, dies der muthigen Jungfrau einzuschärfen. Dachte sie doch täglich an die Heldengestalt des Bairactar, der im fernen Grenzlande gewiß siegreich kämpfe und Beute genug mache, um dann mit Erfolg um sie freien zu können, wie er ihr so oft versprochen hatte. Kühn, stark, in den Waffen vom Vater von Jugend auf geübt, fürchtete die zwanzigjährige Jungfrau wenig von den herumziehenden Klephten, von denen sie ja wußte, daß es nur Hirtenburschen waren!

Obgleich der alte Kuntaras täglich ein- bis zweimal im Pyrgos nachsah, war er doch in der Zwischenzeit oft weit von ihm entfernt in den Bergen, um die Weide völlig auszunutzen. Bewaffnet wie jeder Hirt mit Pistolen, Yatagan und Flinte, blieb er doch nur kurze Zeit im Hause, wenn er kam, und mit Sorgen verließ er es wieder, weil die Nachrichten von Gewaltthätigkeiten überall sich verbreiteten. Einst war er etwa eine Stunde vom Hause weggegangen und Anastasia hatte einen Laden geöffnet, die Leiter aber längst eingezogen und das übliche Handgewebe für einen wetterfesten Ziegenhaarmantel begonnen, als sie des Weges nach Palukowa einen Reiter kommen sah, der nach Art der Inselgriechen gekleidet und offenbar ein Landkrämer war. Er sah sich, in der Nähe des Pyrgos angekommen, um, wie wenn er des Weges unsicher wäre, lenkte dann ganz unbefangen auf den schmalen Pfad längs der Felswand gegen den Pyrgos zu ein und ritt gegen den geöffneten Laden zu.

Anastasia's weibliche Neugierde nach Putzsachen war nicht außer Schuld, daß sie den harmlosen Krämer so nahe herankommen ließ und, als er hart vor dem Laden haltend grüßte, ohne sie jedoch noch gesehen zu haben, und nach dem Wege nach Palukowa fragte, dabei auch mit geschwätziger Zunge in der Art seiner Standesgenossen seine Waaren anpries, konnte sie der Verlockung nicht widerstehen, stand von der Mitte des Gemaches, wo sie bei ihrer Arbeit war, auf, zog die Kopfumhüllung bis weit über Mund und Nase, um nur die Augen

sehen zu lassen, und bog sich über die Ladenluke, welche das Fenster vertrat, um dem Fragenden Antwort zu geben, als plötzlich — wer beschreibt ihr Entsetzen? — eine starke Faust sie am Gürtel faßte und sich einklammerte, dann sich daran das wilde, hohnlachende und zähnefletschende braune Gesicht eines Räubers in albanesischem Gewande emporhob und also strebte, entweder sie heraus oder sich mit ihr hineinziehen zu lassen. Einen Augenblick war Anastasia gedankenlos, und fast entmuthigt wäre sie wehrlos in die Hände des Räubers gefallen, als ihr ein an der Wand hart an der Luke hängender Yatagan des Vaters in die Augen fiel. Mit einem kräftigen Ruck zog sie sich und den sich Anklammernden, der seine Hände zum Festhalten haben mußte, an die Lukenwand, riß den Yatagan aus der Scheide und wie der Blitz fuhr er dem Räuber in den untern Theil der Kehle des nackten Halses bis zum Rückgrat, so daß ein dicker Blutstrahl ihr heiß entgegenspritzte, die Hand am Gürtel verschwand und der Räuber wie ein Sack zu Boden fiel. Aber Anastasia sah nicht nach den Trophäen, sondern schlug rasch den Laden zu und verbälkte ihn wie üblich, ergriff dann Pistolen und Flinte und sprang wie ein Panther die Stiege hinauf auf das flache Dach mit der Brüstung, von wo aus, wie sie wußte, die Vertheidigung am leichtesten und sichersten war.

Hinter einer Schießscharte kauernd hörte sie das Röcheln des Sterbenden, sah den Krämer in eiliger Flucht auf dem Wege nach Palukowa, zugleich aber auch einen stark bewaffneten Mann in albanesischer Tracht aus dem Buschwerk an der Westseite auftauchen und unter beständigen Zurufen, daß er ein guter Freund sei und ihr nichts Uebles thun, sondern nur dem Verwundeten helfen und ihn forttragen wolle, — dem Pyrgos sich nähern.

Begreiflich hatten die lauernden Klephten — und es waren ihrer nicht weniger wie noch acht im Buschwerke versteckt, — das Mädchen auf das Dach eilen gesehen und vermutheten ihre Lust zur Vertheidigung.

Um das Folgende zu begreifen, ist nothwendig, daß unsere Leser sich erinnern, daß der Pyrgos an der Südseite zwar nur wenige Schritte vor einer steilen Felsschlucht stand, an deren Basis ein Bergbach rauschte, aber an der West-, Nord- und Ostseite von grastragenden sanften Gehängen umgeben war, von denen nur das östliche etwas steiler gegen den Bach zu abfiel, jenseits welches der hohe waldreiche Berg sich erhob, auf dem Kuntaras seine Schafe und Ziegen weidete. Die Nord- und Westseite war in einer Entfernung von 100 Schritten schon mit Büschen und Bäumen umsäumt. Nach Westen und durch sie zog auch der Weg nach Palukowa.

Anastasia ließ den Mann ungefährdet nahen, weil sie glaubte, was er sagte, — doch klopfte ihr Herz hörbar, ihre Hand zitterte, als sie die Flinte in die Schießscharte ihm entgegenschob, — aber sie unternahm nichts. Noch röchelte der Sterbende, — sie hörte, wie ihn der Neuangekommene anrief, — aber er antwortete nicht mehr. Sie dachte, der Albanese werde ihn nun zu verbinden und wegzutragen suchen, — Alles war stille — lange — zu lang für Anastasia's Geduld. Eben huschte sie vorsichtig auf, um über die Brüstung zu sehen, was denn da geschehe, wo der Röchelnde lag, da erdröhnte der ganze Pyrgos von einem entsetzlichen Steinwurf, den der verrätherische Albanese zur Sprengung der Thür unternahm. In der That hatte er auch einen starken Riß in den leichten Thürflügel gemacht, als Anastasia über seinem Haupte erschien, in fester Hand mit der Pistole, zielte und schoß, — obgleich in demselben Momente mehrere Kugeln von den Klephtenflinten aus den Büschen ihr um das Haupt pfiffen. Der Getroffene taumelte, stürzte dann und rollte der Felswand zu. Vergeblich riß er das Gras aus der Erde und stemmte die Füße in den glatten Boden — er überschlug den Rand und stürzte in die entsetzliche Tiefe.

Anastasia kauerte wieder an der Schießscharte, stieß aber in langgezogenen schrillen Tönen den Hilferuf in die Berge, nach Kuntaras, dem Vater, oder den befreundeten Hirten. Aber still blieben Wald und Weide, — das Echo gab einsam ihre Töne zurück. Im Busch, der die Feinde barg, regte sich's und es schien, als hätten sie sich zurückgezogen gegen den Weg nach Palukowa zu, wo der reitende Landkrämer weit außer Schußweite hielt. Nun Anastasia einen Augenblick frei hatte zum Nachdenken, fiel ihr plötzlich ein, daß sie diesen Landkrämer schon einmal gesehen hatte — ja — ja —! Jetzt hatte sie es, — es war da-

mals, als sie den Bairactar zum letzten Male sah.

In der That war es Spiro, den Jankos diesmal allein in Geschäften nach Aetolien geschickt hatte, und der nebenbei den Auftrag hatte, die schöne Anastasia rauben zu lassen und ihm zuzuführen. Ein Kaik stand in Vonizza bereit, um neben andern Waaren auch diese für ihn werthvollste zu laden. Mit Leichtigkeit gewann Spiro unter den Leuten Doraki's die Helfer dazu. Er war es, der auf sein Pferd den herbeigeschlichenen Klephten steigen ließ, von wo aus er in die Fensterluke zu kommen hoffen konnte. Er war es, der jetzt mit den zu ihm gekommenen Klephten Rath hielt, was weiter zu thun sei. Die Letztern schäumten vor Wuth, daß sie zwei ihrer besten Kameraden und noch dazu resultatlos verloren hatten, und zeigten sich halbgeneigt, Spiro selbst dafür zur Rechenschaft zu ziehen und zu plündern. Allein was dieser trug, war zu unbedeutend gegenüber dem versprochenen, jedoch erst in Vonizza bei Ablieferung der Waare zahlbaren Lohn. Lange beriethen sie, was zu thun, erhitzten sich im Wortkampf und kehrten endlich rasch in den Buschwald zurück, aus dem sie gekommen waren. Spiro aber saß ab, ließ sein Pferd weiden und folgte ihnen langsam nach. Anastasia hatte das Alles mit angesehen, ohne thatlos zu bleiben. Sie lief nämlich rasch hinab und holte noch eine zweite alte Klephtenflinte ihres Vaters, lud die eine Pistole wieder, legte die Patronen, die in keinem Hirtenhause fehlen, zurecht, — deckte sich schußbereit an der Scharte — ließ aber dann noch einmal ihren ängstlichsten Hilferuf ertönen mit der größten ihr möglichen Stärke und Höhe — und horch! — ein dann zwei Schüsse antworteten im wiederhallenden Waldgebirge — aber weit, noch sehr weit. Auch die Räuber schienen es gehört zu haben, denn rasch vollzogen sie ihren letzten Angriffsplan. Einige sollten offenbar die bereits halb gesprengte Thür zu erreichen suchen, die Andern die Angreifenden durch ein auf Anastasia selbst gerichtetes Feuer aus ihren weittragenden Flinten schützen. Nunmehr achteten sie selbst das Leben Anastasia's nicht mehr und kämpften schon mehr aus Rache, denn aus Lohn. Dem entsprach auch das Wuthgeheul, mit welchem plötzlich zwei den Busch verließen und die freie Anhöhe gegen den Pyrgos hinaufsprangen, um so bald als möglich an die andere südliche Seite desselben gegen die Phidarisschlucht zu gelangen, wo die halbgesprengte Pforte war. Mit der Ruhe des Grabes zielte das Mädchen lange, schoß und einer der Räuber stürzte, — rasch ergriff sie die andere Flinte, zielte und — zuckte, der Schuß ging los, aber traf nicht. Eine von den im Busche noch liegenden Räubern abgefeuerte Kugel hatte sie am Oberarm gestreift, eben als sie feuern wollte. Zwar war der Schmerz gering, doch rann heißes Blut ihr über das lange Unterhemd und machte sie einen Augenblick ängstlich, — doch nur einen Augenblick! — Rasch ging sie wieder an's Laden — und, o welch ein Jubelruf durchzuckte die Luft, als sie auf einen Schuß im Bergwalde und dem folgenden gellenden Ruf nahekommender Hilfe antwortete! — Es war hohe Zeit! Der ungefährdet an den Pyrgos gekommene Räuber zertrümmerte inzwischen das untere leichte Thor vollends und gelangte in den untern Raum, wo sonst nur die Hausthiere, Esel, Maulthiere, Pferde und dergleichen untergebracht werden. Er rief seine Genossen, — die jedoch des von ihnen gleichfalls gehörten Rufes halber zu kommen zauderten. Endlich sprangen noch zwei herbei, — ehe Anastasia mit dem Laden ganz fertig war. Doch ließ sie sich darin fortzufahren nicht stören, denn sie wußte ja, daß von dem Erdgeschoß innen keine Stiege oder Oeffnung nach oben führt! Doch scheidet es nur ein dünner Bretterboden vom obern bewohnten Raum, über welchen erst auf der Dachbrüstung Anastasia war. Ueberdies sah sie bereits die Hilfebringenden jenseits der Schlucht aus dem Walde hervorbrechen, den Gebirgsbach ostwärts rasch überschreiten und mit Flinten und Hunden den Berg gegen den Pyrgos zu heraufstürmen. Auch die Räuber hatten das Alles gesehen, legten daher noch rasch Feuer an die wenigen dort befindlichen Holzbündel, feuerten durch die Bodendecke auf das Ungewisse und rannten dann aus dem Pyrgos gegen den Buschwald zu. Aber Anastasia fiel nicht aus ihrer Rolle und blieb im Siege gleich unerbittlich wie in der Noth. Von ihren Schüssen fielen noch zwei Räuber, von denen der Eine nur am Beine verwundet war. Doch schon waren die Hirten, Kuntaras voran, am Pyrgos und stürmten den Fliehenden nach. Dem Verwundeten wurde

sogleich von Dreien zugleich der Kopf abgeschnitten unter schrecklichem Zerren der Sieger und unter wüthendem Zappeln des Unterlegenen, — den Uebrigen flogen die Kugeln auf der raschesten Flucht weit nach, aber nur den weniger geübten Spiro erreichte noch eine und zerschmetterte ihm den Arm; — trotzdem floh er mit Hinterlassung von Pferd und Gepäck bis Palukowa.

Der alte Kuntaras war von der Verfolgung zurückgeblieben; er eilte in das Haus und löschte das Feuer, sprang heraus und rief Anastasia! — Keine Antwort! Er rief wieder, denn er selbst konnte jetzt nicht auf den obern Theil des Pyrgos gelangen, — da lehnte sie ihr Haupt über die Dachbrüstung und mattlächelnd rief sie leise den Vater — der jetzt ihr bluttriefendes Gewand sah. Sie aber tröstete ihn sofort, daß es nichts zu bedeuten habe, wankte vom Dach herab in die Wohnung, öffnete die Luke und schob noch die Stiegenleiter herab, — dann aber sank sie ermattet auf den von ihr in Arbeit genommenen Ziegenhaarmantel. So fand sie der rasch hinaufeilende Kuntaras, streichelte ihr die Wangen, küßte ihr die Augen — verband die leichte Wunde — und küßte sie wieder!

Die guten Freunde hingen inzwischen gleich Blutegeln an den Leichen der Gefallenen und plünderten sie, wie's Brauch ist.

Als die Leichen in die Phidarisschlucht geworfen waren, wo sie nach gleichfalls üblicher Weise Hunde, Wölfe und Schakale allmälig fraßen, versammelten sich Alle vor dem Pyrgos, kauerten am Boden im Kreise herum und Barba Kuntaras credenzte Kukurutzkuchen und Käse nebst dem einzigen Schlauch Wein, den er hatte. Er war von Arachowa. Klephtenlieder ertönten und die kleine Klephtenleyer schwirrte ihre surrenden Töne darein. Da meinte Manoli, ein sechzigjähriger, reicher Hirte, er wolle sofort um Anastasia für seinen Sohn werben — und Dimitri, ein reicher siebzigjähriger Wittwer, erklärte, sie gleich selbst heirathen zu wollen, denn, setzten Beide hinzu, eine solche Frau sei viele Knechte und Hunde werth, und Wolle und Käse seien in der Mandra so sicher wie in Mesolonghi. Aber der alte Kuntaras lehnte ab, jetzt auf solche ehrende Anerbietungen einzugehen, denn noch hegte er zu viel Gefühl der Dankbarkeit und Liebe für sein Kind. Hätte er sie aber auch einem achtzigjährigen „Christen" gegeben, Anastasia würde ohne den geringsten Widerspruch gehorcht haben, denn hierin allein gilt Disciplin in den griechischen Bergen. Auch der Bairactar selbst hätte es in Ordnung gefunden.

Wo aber waren damals unsere Bekannten von Palukowa, wo sie mit den Agenten den Aufstand verabredet hatten? Wo Papadoglu und der Bairactar? Wo Jankos und Doraki?

Um dieselbe Zeit, nicht viel mehr als einen Monat nach dem Treffen, saßen bei Photakis, dem Weinwirth, wieder die Officiere der freiwilligen Taktiker und — politisirten, denn das war jetzt stärker als je in der Mode. Das große Wort führte dabei Hauptmann Philipp Stekenreiter, der an Krakl's Stelle gekommen war, von seinen Kameraden nur der „kleene Lips, der Diplomat" genannt. „Der kleene Lips" war ein Pfälzer, der ganz regelmäßig die höhern Studien absolvirt hatte, aber im Staatsexamen schließlich durchgefallen war, was er jeden Tag zehnmal erzählte, bis er zum Lieutenant vorrückte. „Was wollt Ihr," rief er eben den Kameraden gegenüber, unter welchen sich auch unsere wackern Diplomaten, die Herren von Krapflhueber und Joseph von Muklmeier befanden, „was wollt Ihr mit Euren Hellenen oder Pelasgern und ähnlichem Zeug! Was mit Eurer „Wiedergeburt Griechenlands," was ein Unsinn ist. Habt Ihr je gehört, daß der Kunz oder Hans wiedergeboren worden sind? Sind Sie zum zweiten Mal geboren, Herr von Krapflhueber — oder vielleicht noch gar nicht? Macht aus den Leuten in diesem Lande was Ihr **könnt**, aber laßt die alten Säkel vom Ilissus oder Eurotas nicht noch einmal die Geburtswehen überstehen, — noch dazu bei so schrecklichen Hebammen, Sie entschuldigen, wie unsere Diplomatie ist."

„Das ist ja nur bildlich so gesagt," entgegnete merklich leiser als früher, Franzl „von der Gesandtschaft." —

„Gilt auch nichts tropisch," erwiederte der Hauptmann, „und verrückt nur die wahre Aufgabe. Als Griechenland vor 400 Jahren etwa aufhörte, war es byzantinisch und nicht hellenisch. Glaubt man denn, daß so etliche und tausend Jahre gräulicher byzantinisch-orientalischer Herrschaft mit der

Völkerwanderung, den Kreuzzügen, den Slawenkriegen und Andern, daß endlich 400 Jahre der Türkenherrschaft Natur und Raçe dieses Landes nicht so vollständig umgewandelt haben, daß man es nur ganz einfach wie aus einem Känguruhsack wiedergebären lassen kann? Im Staatsleben wie in der Natur wird nichts wiedergeboren — und die alten Traditionen sind bekanntlich viel zu unfruchtbar, um Staatsideen mit lebendigen Trieben den Völkern einzuimpfen."

„Jetzt ist er im rechten Fahrwasser," murmelte der kleine Doctor, trank sein Glas Wein aus und wünschte gute Nacht. Der Commandant folgte gleich nach. Krapflhueber aber, der nun Retzinato trank, weil der Bordeaux längst ausgegangen war und Jedermann bereitwillig davon anbot — rückte sich erst recht zusammen und hielt Widerpart.

„Grade durch die schlechte Wirthschaft der Byzantiner und Türken sind die Hellenen nur verdorben, aber nicht ausgerottet worden, und unsere Aufgabe ist es, durch die Grundlagen der abendländischen Staatskunst, die handgreifliche Staatsweisheit vorzüglich der Großmächte — „Nimm Dich in Acht!" flehte neben ihm Seppi, der Warner — oder eben unserer Regierung sie zu verbessern und allmälig wieder dazu zu bringen —"

„Daß sie wieder Philosophie treiben, politisiren, Kränze tragen, Sclaven und Hetären halten und nichts arbeiten?" — fiel der „kleene Lips" ein. — „Ja das wäre das Rechte, daß wir die Kerle auch noch an's Bücherschreiben brächten! Daß am Ende das ganze Abendland vor lauter Büchern keinen Platz mehr fände und auswandern müßte, wie die Abderiten vor den Fröschen! Noch mehr solche Xenophon, Homer, Hesiod, Euripides, Sokr.... und andere Sakrr....!"

„Du sollst leben, Lips!" rief da von unten ein alter Lieutenant und intonirte herzhaft:

„Schenkts amol a boarisch ei,
Boarisch woll'n mer lustig sei —
Boarisch woll'n mer sei!"

„Ja, ja, gewiß," sagte Krapflhueber, nachdem Alle und er dazu getrunken hatten — „aber daheim in Straubing oder Tölz, nicht hier — hier müssen wir hellenisch sein und für die Idee sterben. Leben Sie wohl, meine Herren, morgen reisen wir zurück nach Athen!" Sprach's, stand auf und er und Sepp entfernten sich.

Ein griechischer Soldat aber, der unsern Hauptmann zugleich bediente — Lips nahm mit Ostentation keinen deutschen und behauptete, mit Griechen ganz vortrefflich auszukommen — Nikola genannt, fragte nach, ob der Hauptmann nichts mehr befehle?

„Nichts, — gar nichts!" antwortete Lips, lehnte sich zurück und warf oberflächlich hin: „He, Nikola, wo meinst Du, daß jetzt Papadoglu steckt?"

„Aber, Herr, weiß ich das?" entgegnete der Diener.

„Wer weiß es denn?"

„Gott mag es wissen! War ich doch selbst drei Jahre bei den Klephten und mit Papadoglu, ohne zu wissen, wo er immer war."

„Er muß aber doch irgendwo Brot essen und Wasser trinken?"

„Brot? das findet er an jedem Orte. Und Wasser? das trinkt er gewiß zu Phteri oder Mawrili am Weluchi, denn da sind berühmte Quellen." Hier verrenkte Nikola, auf den in der Nähe weilenden Wirth Photaki schielend, so gewaltig die Augen, daß der Hauptmann nicht hätte „der Diplomat" heißen müssen, wenn es ihm unbemerkt geblieben wäre. Er brach daher die Rede ab, hieß Nikola vor der Thür warten, ordnete seine Zeche und entfernte sich nach einiger Zeit gleichfalls.

Als er mit Nikola den Heimweg antrat, setzte er diesem — Lips sprach geläufig Neugriechisch — auseinander, was mit dem Fang Papadoglu's verdient werden könnte, denn abgesehen von dem, was er selbst als Räuber bei sich haben müßte, käme zuverlässig von Athen ein tüchtiges Bakschisch. Nikola, ein gewürfelter Mann von den Sporaden, horchte hoch auf, drehte die Augen heraus, sah vor- und rückwärts, drängte sich dann hart an den Hauptmann und flüsterte:

„Am Gurobuno, Herr, ist der Ort, wo Papadoglu steckt und ich weiß die Quelle, wo sie sich Wasser holen, er und die mit ihm sind. Gib mir den Feldwebel Knörtzer mit zwanzig verlässigen Soldaten mit — oder nehmen wir gleich Ethelonten, und ich bringe den Papadoglu nach Lamia. Wie viele Drachmen macht der Bakschisch?"

Der Hauptmann stellte ihn mit Aussichten und Erwartungen auf Gold und

Avancement zufrieden, versprach selbst mit der Patrouille zu gehen und — nach drei Tagen stand der gefangene Papadoglu vor dem Kriegsgericht und ward verurtheilt. Seine Begleiter aber waren beim Ueberfall an der Othrysquelle alle entkommen.

Es war ein schöner, heiterer Junitag, gleich dem, der unsere Taktiker zum Treffen nach Kukuwaia ziehen sah, der früh Morgens, noch ehe der reiche Thau schon von der Sonne weggeleckt war, eine große Menge Menschen auf dem Wege nach Hagios Petros bei Lamia sah. Finstere Mienen, wilde Gesichter, lebhafte Geberden, leise Flüche, entsetzliche Verwünschungen charakterisirten den Volkshaufen, der einen Trupp taktischer Infanterie umgab. Die Truppen selbst, aus Griechen bestehend, marschierten ziemlich übermüthig, ja hohnlächelnd durch die Menge, nicht übel Lust tragend, dieselbe mit dem Bajonnet zu maßregeln. Volk und Gesetz waren diesen Truppen seit je sehr untergeordnete Begriffe, deren Studium man nur von der wirthschaftlichen Seite aus betrieb.

Die Truppen führten einen frei vor ihnen hergehenden Mann, in der türkischen Kleidung der Albanesen, doch jeglichen Schmuckes beraubt, — er rauchte gemüthlich aus einem zwei Fuß langen Rohre, das er mit der rechten Hand hielt, während er mit der linken mechanisch den leeren Gürtel faßte. Ruhigen Antlitzes, das wie Marmor aus dem großen schwarzen Vollbart glänzte, ja heiter grüßte er rechts und links nicht wenige Bürger und Pallikaren, welche den Zug begleiteten und ihn, wie er sie, wohl kannten. Es war Papadoglu, der zur Hinrichtung mittelst Pulver und Blei gen Hagios Petros an den Fuß des Othrys geführt wurde.

Eben war der Zug am Fuße des gestrüppreichen Abhanges eines der Vorberge angekommen und Papadoglu warf den Blick auf die waldige Kuppe des schönen Othrys, die eben eine Krone von lichtglänzenden Wölkchen umzog und fast verschleierte — und seufzte hörbar, — da lenkten sich plötzlich Aller Blicke gegen den Abhang, an welchem in gewaltigen Sätzen ein langer, langer Bursche in der albanesischen Kriegskleidung, doch unbewaffnet, herabsprang und abwechselnd rief: „Haltet ein, Brüder! steht nur ein wenig! Haltet, ich bitte!“ und als die Truppen hielten und der Officier vortretend fragte, was er hier wolle? fortfuhr: „Laßt mich mit meinem Herrn, mit Papadoglu sterben!“ Damit sank er vor diesem vor Erschöpfung nieder, küßte die Hand, die dieser ihm reichte, stand wieder auf, entblößte die Brust und zerriß seine von Blut und Pulver geschwärzten und im Gebirgskrieg zerfetzten Kleider und rief: „Tödtet mich mit ihm, das ist das Einzige, um was ich bitte, denn ich bin so schuldig wie er!“ Es war der Bairactar!

Der Officier war einen Augenblick in Verlegenheit, — er fürchtete einen Aufstand der großen Menge, die ihn umgab, und sah sehnsuchtsvoll nach der starken Patrouille von Lanzenreitern, die hinter ihm von Lamia herzogen.

„Bruder,“ sprach der griechische Officier zum Bairactar — „das kann nicht sein. Ich habe dazu keinen Befehl. Aber Du bist jetzt Gefangener und die Richter haben Dein Loos in der Hand. Doch, weil Du ein Christ bist, will ich Dich Papadoglu noch eine Strecke begleiten lassen.“

Dieser Zusatz befriedigte offenbar in Etwas die Menge. Der Officier aber ließ durch einen Soldaten die Lanzenreiter herbeirufen.

„Gregor, ich danke Dir,“ sagte Papadoglu zum Bairactar, dessen Thränen über die gebräunten Wangen rollten, — „Deine Treue, die wirklich bis zum Tode geht, freut mich auf's Höchste — was ich bis jetzt nicht geglaubt habe. Ja, ja,“ seufzte er leise, „das ist doch das Christenthum, das Euch das lehrt — oder ist's das Erbe von unserm großen Skanderbeg? Was ist mir der Tod? Nichts, gar nichts! Ist das Geld zu meinem Bruder nach Prevesa gekommen?“ — „Ja, Herr!“ antwortete der Bairactar. — „Und Mustapha, mein Sohn, ist er in Sicherheit?“ — „Er hält mit 400 Pallikaren an der Korakogephyri und in Metzowo — man wird ihm kein Haar krümmen!“

„Gott sei gelobt! Ich habe nichts mehr für Dich — nimm mein Tzimbuki als letztes Andenken und lebe wohl, mein Junge, — ich werde Deinem Vater im Paradies erzählen, denn ich will als Christ dennoch sterben, — was für ein braver Sohn Skanderbeg's Du bist.“

Da sprengten die Lanzenreiter herbei, das Volk murmelte fluchend: „Bawaresen sind's — Teufel!“ Und der Officier mußte

den Bairactar mit Gewalt von Papadoglu losreißen.

Erst als dieser selbst Gregor ermahnt hatte, zu folgen und, gegen die Wolken des Othrys deutend, zum letzten Male Abschied winkte, gelang es den Lanzenreitern, den Bairactar zu entfernen und nach Lamia in den Thurm zu führen.

Noch wenige Schritte für Papadoglu und der Platz an der Quelle von Hagios Petros war erreicht. Das Volk wich zurück — die Soldaten stellten sich schußfertig. Papadoglu reichte einem seiner Führer den Tzimbuk, der noch glimmte, und bat, ihn dem Bairactar zu geben, — lehnte das Verbinden der Augen ab und stellte sich gegen eine Felswand, damit die Berge, die ihn geboren, auch sein Blut tränken, warf dann den Turban weg und — bekreuzigte sich dreimal! Die Menge, die es sah, brach in ein Geschrei des Erstaunens aus, — aber die Schüsse krachten und Papadoglu sank wohlgetroffen an die Felswand.

In wenigen Minuten war er todt. —

Wir könnten nun diese Bilder aus der Geschichte des akarnanischen Aufstandes von 1836 schließen, wenn nur unsere zwei scharfsinnigen Adepten der Diplomatie in Sicherheit wären.

Nachdem sie sich von Athen aus hatten neue Kleidung und Wechsel nach Lamia kommen lassen und von dem gehabten Schrecken an der Malischen Bai erholt hatten, zögerten sie, wie schon angedeutet, nicht länger mit der Rückkehr.

Ausgerüstet mit allem Comfort einer derartigen Reise zogen sie, von Dimitri begleitet, durch die Thermopylen, durch die ehemals lokrischen Lande und den Ostrand Böotiens über Atalanti, Chalkis vorüber nach Attika, um über Oropos, Marathon und den Pentelikon in die Hauptstadt des hellenischen Königreichs zurückzukehren. Sie waren am dritten Tage schon in der Gegend der attischen Küste angekommen, welcher gegenüber das damals neu besiedelte Eretria liegt, und genossen in dieser Jahreszeit, Mitte Juni, vollauf das Klima der griechischen Dürrberge (Xirobuna). Das volle Bild eines devastirten, öden, ausgebrauchten Landes entrollte sich ihnen schon jetzt, wie erst hätte es sich in den Hundstagen entfaltet gehabt!

Berge, Hügel und Flachland schimmern im grauen Weiß, welches die nackten, grauweißen Kalksteine und die dürren, fahlgelben Grasbüschel zeichnen. Zahlreiches Gestrüpp, von dem rastlosen Zahn immer neu kommender Ziegenheerden geschoren und besenartige, am Boden hinkriechende Büsche bildend, bedeckt die rauhen Stein- und Felsenrunste.

Im jahrtausendelangen Kampf begabte die Natur diese Nachzügler einer edlern Waldvegetation mit langen und dicken Dornen, und Stacheln, und Blüthe, Blatt und Ast wurden zur scharfen Wehr gegen den unersättlichen Feind, was diesen wohl hindert, die ganze Pflanze zu zerstören, nicht aber jeden jungen, noch unbewehrten Safttrieb, der sich über Stachel und Dorn hinauswagt — oder gar einen sich etwa zufällig ansiedelnden wehrlosen Fremdling der Waldbildner. Nur hie und da eine mit entsetzlichen Stacheln neunfach bewehrte Distel von riesiger Größe erhebt sich zwischen den Büschen, — allesammt mit grauem Filz noch überdies überzogen. Dazwischen rascheln häufig große Eidechsen, recken sich Skolopender und krümmt sich giftig der Skorpion, alle auf dürre Schlupfwespen mit steinhartem Leib erpicht, die unter den stachlichten Poterien, den Kermeseichenbüschen oder der dornigen Wolfsmilch nisten. Kein Vogel, kein huschendes Säugethier! Doch ja — ein gelbschwarzer Ammer singt monoton und traurig den kommenden Hochsommer ein, auf kahlen Astspitzen sitzend und mit immer derselben Klage den Ort wechselnd, — Tausende klotzäugiger Grillen von entsetzlicher Größe durchschwirren die von der Hitze zitternde Luft und ermüden selbst die Nacht durch nicht. Meilenweit kein Bach, kein Wasser im versiegenden Bergrunst, keine Quelle! Meilenweit kein Baum, der einen kühlen und dichten Schatten verleiht. Hie und da „Orchomata" — Brachland — mit Steinen bedeckt, von Disteln und stachlichten Kappernsträuchen überzogen, zeigt das Ackerland weder je einen befruchtenden Düngerhaufen, noch die dampfenden Streifen des frischen Umbruches in dunkler Furche, die das Saatkorn ersehnt, wie es Homer und Hesiod aus einer Zeit schilderten, als noch die alte Bodenkraft vielleicht von der Deukalischen Fluth her nachhielt, — es liegt den ganzen Sommer durch öde, weil regelmäßig jetzt die Regen ausbleiben, die man sich im alten Hellas noch mit Exvotos erbeten, weil kein Wald mehr die

Quelle speist, mit welcher man wässern könnte. Nur hier und da durchzieht der einzige Culturant dieser die größte Fläche Griechenlands bedeckenden Trockenberge — die Ziegenheerde — das Gestrüpp, von halbwilden Hunden in wilder Zucht gefolgt, um vor den Wölfen zu schützen, und von einem Hirten, der statt des Schäferstabes der Idylle die Klephtenflinte, Pistolen und Yatagan — aus Fürsorge vor den Menschen — trägt.

„Aber Franzl," sagte Joseph von Muklmeier, als sie hier durchritten, „glaubst Du wirklich, daß es Euch mit der hellenischen Idee gelingt, hier ein Kraftreich mit Culturmission gegen den Orient zu bilden? Werdet Ihr mit Euren Protocollen Wasser in die Flußbette, Bäume auf die Berge, Kohlen und Eisen in ihren Bauch und namentlich — verzeih mir's! — Mist auf die Felder bringen können?"

„Du Narr!" fuhr ihn da Franz Paula von Krapflhueber, der gewiegte Diplomat an — „mit Protocollen freilich nicht! aber mit Kenntnissen — mit Kenntnissen und Geld!"

„Dort liegt Eretria, meine Herren!" rief hier Dimitri dazwischen — „ach, wie schön ist's da! Welche Monumente, welche Alterthümer! Schockweise liegen da die Sarkophage und Säulenknäufe herum, — alles „hellenisch." Dahin sollten wir noch gehen — und — wenn ich recht sehe, dort liegt auch ein Kaik, das uns über die See fahren kann! Nichts leichter wie das!"

Unsere Reisenden hielten still, sahen sich an — und blickten dann nach Eretria hinüber. Aber man sah nichts als eine sumpfige Meeresniederung — kaum entdeckte man Spuren einer beginnenden Ansiedlung. Dann blickte man nach dem fernen Kaik, welches in einer kleinen Bucht auf der attischen Seite schaukelte. Ein Mann saß darin und schien zu fischen, ein anderer schlief auf dem Bauche am Boden — Beide in der Tracht der Inselgriechen.

Unschlüssig ritten die Diplomaten weiter und schienen wenig Lust zu haben, auf Dimitri's Vorschlag einzugehen.

„Kennen muß man's," fuhr dann Krapflhueber fort, — „Wälder werden bei uns zu Hause genug angelegt, forstgerecht, wie sich's gehört, gesäet, gepflanzt, Turnus eingerichtet, gegen die Ziegen abgeplankt — Wasser? — man bohrt artesische Brunnen! Wiesen? — man muß Gras- und Kleesamen von Europa her kaufen, die Felder gut düngen — die Schlingel, wollte sagen Hellenen, düngen ja gar nicht! — und mit dem Wasser der artesischen Brunnen gleich bewässern, wenn es so heiß wird, Dreschmaschinen, Dampfmaschinen, landwirthschaftliche Maschinen überhaupt, dann gute Rindviehraçen einführen, Käserei treiben, Branntwein brennen — —"

„Nach Eretria, Herr!" fiel Dimitri dringender ein und hielt mit seinem Pferde gegenüber dem Kaik.

Auch die beiden Reisenden hielten — unschlüssig — aber plötzlich schrak Krapflhueber zusammen! Der Mann, der im Kaik zu schlafen schien und auf dem Bauche lag, hatte sich etwas seitwärts gewandt und unter dem braunen Mantel nach den Reisenden geschielt. So sehr ein Kopftuch sein Gesicht verhüllte, so meinte doch Krapflhueber in ihm einen der Räuber an der Bai von Zeitun zu erkennen. Ein großer Gedanke durchzog nun zum ersten Male sein Gehirn. Er sah bedenklich und langsam auf Dimitri, der immer dringender wurde — dann auf das Kaik — senkte das Haupt und dachte nach. — Ursache und Wirkung! — Dann sagte er kurz:

„Vorwärts, wir reiten nach Athen!"

Seppi aber, der arglos vorausritt und nicht das Geringste ahnte, setzte das Gespräch fort und schloß, nachdem er lange keine Erwiederung erhalten hatte und sie schon weit vom Kaik entfernt waren:

„Woher aber Geld nehmen, Franzl? Das viele Geld, um Wälder anzulegen, wo kein Boden ist und es sechs bis acht Monate im Jahre nicht mehr regnet? Woher Geld für artesische Brunnen und Bewässerung? Wo ist Eisen? Wo sind Kohlen? Wo ist Holz und Wasserkraft?"

„Geld! und immer wieder Geld!" entgegnete jetzt Krapflhueber sehr ärgerlich, „das Geld müssen die Verfechter der hellenischen Idee, das müssen unbedingt die Großmächte —"

„Nimm Dich in Acht, Franzl!" mahnte Sepp nach der Regel — da fiel ein Schuß hinter ihnen!

Aber unsere Diplomaten waren gut beritten. Emsig warfen sie die scharfen Ecken der türkischen Steigbügel ihren Thieren in die Weichen und galoppirten, was das Zeug hielt, Oropos zu. Wer malt das Wetter-

leuchten der vielen Gedanken auf Dimitri's Antlitz, der zuletzt ritt und lachend jede Eile für überflüssig erklärte? Aber seine Herren hielten erst in Oropos still, übernachteten und erreichten des andern Tages ungefährdet Athen.

Der akarnanische Aufstand war zu Ende. Der Bairactar wurde wie die meisten Andern begnadigt, erhielt seine Waffen wieder — und zog bald über Palukowa an den Pyrgos des Kuntaras, dessen Schwiegersohn er wurde. Als Anastasia's Gatte weidet er jetzt, friedlich nach Umständen, wie seine Nachbaren, Ziegen und Schafe am Phidaris.

Das Ende der Karolinger.

Als ein Zerrbild des gewaltigen Karl's des Großen erscheint dessen Enkel, Karl der Dicke, ein kränklicher, unthätiger Mann, der zuweilen mit der fallenden Sucht behaftet war, unter dessen Scepter aber die Länder Karl's des Großen noch einmal vereinigt wurden. Bei all seiner Trägheit scheint es ihm nur an einem seine Kräfte überschätzenden Ehrgeiz nicht gefehlt zu haben; er übernahm ohne Besinnen und ohne Widerspruch das ganze Reich seines Vaters. Ja, schon während Karlmann's Krankheit war er mit dem Papst wegen der Kaiserkrone in Unterhandlung und nach Italien gezogen. Schon damals hatten sich die Sitten des italienischen Adels zersetzt; Leichtfertigkeit, Ehrsucht, Geiz, Treulosigkeit, Stolz, alle Laster herrschten unter ihm, wie in späteren Jahrhunderten. Die Entwickelung des Bürgerthums und der langwährende, gleichmäßig über das Land verbreitete Druck hatten den Stolz und die Gewaltthaten, die Ausgelassenheit der höheren Classen gemildert und dieselben mit dem Volke vereinigt, um gemeinsam die Herrschaft der Fremden abzuschütteln. Mehrere italienische Fürsten, Lambert und Guido von Spolet, Berengar von Friaul (von weiblicher Seite aus dem Stamm der Karolinger), hatten seit dem Tode Kaiser Ludwig's II. um das höchste Ansehen in Italien gerungen, der Papst zwischen ihnen geschwankt und sich sodann den fremden Bewerbern um die Kaiserkrone zugewendet. Jedoch sollte diese Krone als päpstliches Geschenk an Bedingungen zum Besten des römischen Hofes geknüpft werden. Wäre diese Anschauung oder Anmaßung ohne Widerspruch geblieben, so konnte daraus allerdings gefolgert werden, daß der Papst die von der Kaiserkrone abhängige Herrschaft über Italien verschenke; von da aus war nur ein Schritt zu der Behauptung, daß auch die anderen Kronen, geringer als die des Kaisers, von dem Papste gegeben und genommen werden dürften. Karlmann hatte sich der päpstlichen Anmaßung nicht gefügt; Karl der Dicke scheint nicht weniger schwierig gewesen zu sein und genoß dagegen die Genugthuung, den glänzenden Reif auf seinem schwachen Haupte zu tragen (am 2. Februar 881). Welcher Kaiser, im Vergleich zu seinem Ahnherrn Karl, der nicht von der Krone den Glanz empfing, sondern ihr das Ansehen und die Würde seiner Thaten verlieh! Um Italien zu gewinnen, gab er seine Ehre Preis; denn als die Söhne Ludwig's des Stammlers (die Enkel Karl's des Kahlen von Frankreich) mit ihm einen Bund gegen Boso, den Usurpator von Burgund, geschlossen hatten, als sie gemeinschaftlich Boso in Vienne belagerten, zog Karl der Dicke plötzlich ab und über die Alpen (880). Nun zeigte sich auch ferner seine Schwäche überall. Die Normannen waren abermals in Friesland eingefallen und hatten ihre Beute in das verschanzte Lager bei Haslor geschleppt. Dort belagerte sie das Heer der Franken; aber anstatt diese Belagerung bis zur Eroberung durchzuführen, schloß Karl einen Vergleich, gab den Normannen einen Theil von Friesland, stellte sogar Geißeln und vertraute dem getauften Häuptling Godfried (Gemahl einer Tochter Lothar's des Jüngeren und der Waldrade) den Schutz des Rheins gegen die Anfälle seiner Landsleute. Sodann zog er wieder ruhig nach Italien, um dort wohlfeilere Lorbeeren gegen Guido von Spolet zu gewinnen, der ihn nicht als Lombardenkönig anerkennen wollte. Wirklich wurde Guido gefangen; aber er entfloh aus der Haft, zog plündernd und raubend im Lande umher und erhielt Gnade, als er sein Spiel recht ausdauernd und verderblich getrieben hatte. In Deutschland vertrat inzwischen des Kaisers Stelle gegen die Normannen der tapfere Heinrich von Babenberg; er schlug sie am Rhein zurück. Die Nothwendigkeit, einen Führer

und mächtigen Fürsten zum Schutz gegen diese Räuber zu haben, bewog sogar die französischen Großen zu dieser Zeit, Karl dem Dicken die französische Krone anzubieten; denn Ludwig's des Stammlers Söhne (Ludwig und Karlmann) waren unerwartet schnell ihrem Vater nachgestorben; von Karl's des Kahlen Nachkommen nur noch der unmündige, nach dem Tode seines Vaters geborene Karl vorhanden (den man später den Einfältigen nannte). Dieses Kind konnte nicht gegen die an allen Küsten schrecklich, so daß die Vorsehung den Zeitgenossen nur noch als strafende Gerechtigkeit erschien.

Obwohl nun die französischen Großen zu Karl nach Gondreville gekommen waren und ihm dort den Eid der Treue geleistet hatten, sonach die Macht des ganzen Frankenreichs in seinen Händen wieder vereinigt war, so wußte er davon doch keinen Gebrauch zu machen. Mit Hilfe des ihm befreundeten Papstes Hadrian hoffte er, seinem unehelichen Sohn Bernhard die Nachfolge



Tod Karl's des Dicken.

plündernden Normannen fechten. Von den Küsten drangen diese nun immer tiefer in das Land; wenn sie in ihren leichten Seeschiffen die Mündung eines Flusses erreicht hatten, so wurde ein passender Platz zu einem verschanzten Lager gesucht, dieses Lager Festung, Arsenal, Asyl, Schatzkammer der geraubten Gegenstände. Die ausziehenden Streiter wurden stets von einer Flotte leichter Fahrzeuge stromaufwärts, in die Nebenflüsse, zuweilen über Land von einem Strom in den anderen, begleitet, hier ihre Bedürfnisse, Waffen, Ermüdete, Verwundete nachgeführt; mit Hilfe dieser Fahrzeuge rasch der Feind ereilt, schnell gemieden, und das in einer Zeit, als es keine künstlichen Landstraßen gab und von einem beutegierigen, kriegeübten, abgehärteten, kühnen und tapferen Seevolke! Das Unglück, welches diese Räuberheere verbreiteten, war auf dem Throne verschaffen zu können und lud, zur Ausführung des Planes, den Papst zur Reise nach Worms ein. Allein auf dieser Reise starb Hadrian und an seiner Stelle wurde, ohne alle Mitwirkung des Kaisers, Stephan V. zum Nachfolger erwählt und geweiht. Hierüber fühlte Karl eine Anwandlung von Aerger und Strenge, und sendete seinen ersten Rath, den Bischof Luitward von Vercelli, nach Rom, um die Wahl eines anderen Papstes zu veranlassen. Allein auf die Gegenvorstellungen der römischen Wähler und auf ihr Zeugniß einer kanonisch vollbrachten Wahl Stephan's ließ er die Sache doch wieder auf sich beruhen. Inzwischen waren ernste Dinge vorgefallen. Godfried, der Normannenhäuptling, erfüllte nicht die von ihm übernommene Verbindlichkeit einer strengen Bewachung der fränkischen Küsten; er schien



vielmehr auf Verrath zu sinnen. Darüber sollte ihn Heinrich von Babenberg, des Kaisers Feldherr, zur Rechenschaft ziehen. Auf einer Insel, bei welcher Rhein und Waal zusammenfließen, kam es zwischen ihnen zu einer Besprechung, sodann zum Streit zwischen Godfried und Eberhard, einem fränkischen Grafen, den Godfried vorher gekränkt hatte. Eberhard stieß Godfried nieder; im Kampfe wurden alle Begleiter des Letzteren erschlagen; sodann Hugo, der Schwager Godfried's, Sohn Lothar's von Lothringen, als mitschuldig an einer Verschwörung wider das Reich auf Rechtsspruch fränkischer Großen verurtheilt und geblendet. Sehr bald darauf erschien Godfried's ehemaliger Genosse, der Normannenhäuptling Siegfried, mit 700 Schiffen an der Mündung der Seine und zog auf Paris. Während der Belagerung dieser Stadt durch die Normannen wurde die tapfere Vertheidigung des Grafen Odo von der Champagne und des Erzbischofs von Paris eben so berühmt, als Karl's Feigheit den Männern des Reichs unerträglich. Zwar nahte er mit einem bedeutenden



Rollo erhält Karl's Tochter und zwei Provinzen.

Heere zum Ersatz; als jedoch sein tapferer Feldherr Heinrich von Babenberg während einer Recognoscirung in einen Hinterhalt gelockt, in eine Grube gestürzt und von den Normannen erschlagen wurde, schloß Karl abermals mit diesen einen Vertrag, gewährte ihnen Tribut und freien Abzug nach Burgund. Diese schmähliche Handlung wurde dadurch nicht entschuldigt, noch verzeihlich, daß Burgund dem König noch nicht gehuldigt hatte. Denn dieses nunmehr der schonungslosen Verwüstung der Normannen preisgegebene Land gehörte doch zum Reich, und das ganze mächtige Reich war durch Tributzahlung an Abenteurer entwürdigt. Der allgemeine Unwille wandte sich in erster Linie gegen des Kaisers Rath, Luitward von Vercelli, ja, man beschuldigte ihn sogar eines verrätherischen Einverständnisses mit den Normannen und eines verbotenen Umgangs mit der Kaiserin.

Der schwache Kaiser ließ sich jetzt von den Anklägern fortreißen, vergaß seine Würde und gefährdete seine Sicherheit in hohem Grade, indem er seinen Günstling Luitward als Ketzer und Verräther, seine Ehefrau als Ehebrecherin vom Hofe trieb. Diese Schwäche, einen Mann, der zwar dem Kaiser rathen, dessen Schwäche aber nicht in Energie verwandeln konnte, nur auf die Anklage hin, ohne genügende Untersuchung, zu opfern und zu verbannen, seine eigene Frau öffentlich zu beschimpfen, kam ihm selbst am schlechtesten zu stehen. Denn Luitward kannte die ganze Jämmerlichkeit seines Fürsten, sowie seine Pläne in Betreff des unehelichen Sohnes Bernhard. Er entdeckte diese Pläne einem dabei sehr betheiligten Manne, dem Herzog Arnulf von Kärnthen, dem unehelichen Sohne Karlmann's, also dem Neffen des Kaisers, der schon selbst den nicht weit entfernten Fall einer Erledigung des Thrones bedacht haben mochte. Denn Arnulf hatte sich in manchen Kämpfen gegen die Slawen Ruhm, durch seinen verstorbenen Oheim Ludwig das Herzogthum Kärnthen, und in Baiern eine starke Partei erworben. Er fühlte sich dem deutschen Throne gewachsen und beschloß seinen Oheim Karl zu stürzen, ehe dieser zur Ausführung seines Vorhabens schreiten könne. Die Verachtung gegen Karl war so groß und allgemein, daß es nur eines Stoßes bedurfte; bald ließen sich nach den Baiern die Ostfranken, die Sachsen, die Thüringer, zuletzt auch die Schwaben von Arnulf gewinnen und durch ihren gemeinschaftlichen Schluß wurde Karl im November 887 zu Tribur der Herrschaft über Deutschland entsetzt. Der von Allen verlassene Fürst bat bei Arnulf um seinen Unterhalt und um eine Versorgung für seinen Sohn Bernhard. Beides scheint ihm kaum gewährt worden zu sein. Er starb schon den 13. Januar 888 fast gänzlich verlassen und, wie von Manchen berichtet wird, von mitleidigen Mönchen gepflegt, in tiefster Armuth.

Ein Zeichen von dem tiefen Fall der Karolinger war es, daß der einzige rechtmäßige Sprößling derselben, Karl der Einfältige von Frankreich, nach Worms kommen mußte, um König Arnulf den Eid der Treue zu leisten und dadurch dessen Beistand gegen den tapferen Vertheidiger von Paris, gegen den Grafen Odo, zu erkaufen, weil dieser, von vielen französischen Großen unterstützt, die Krone Frankreichs behauptete. Arnulf sandte Karl das Aufgebot einiger Grafen an der Maas zu Hilfe. Allein diese Unterstützung war zur Erreichung des Zweckes ungenügend und bald sah Arnulf ein, daß ihm Friede und Freundschaft mit dem tüchtigen Odo nützlicher sei, als die Erhaltung des Parteikampfes in Frankreich durch die Unterstützung eines schwachen Fürsten. Im Jahre 895 kam Odo nach Worms, wo Arnulf einen Reichstag hielt und der Streit zwischen Beiden wurde geschlichtet.

Später, auf dem Todbette, empfahl Odo selbst den rechtmäßigen Erben der Krone, Karl den Einfältigen, zu seinem Nachfolger. Dieser ward von Robert, Odo's Bruder, vom Throne gestoßen und starb im Gefängnisse. Gleichwohl gelangte sein Sohn Ludwig IV. zum Throne. Diesem folgte noch Ludwig V., der Faule, aus dem Hause der Karolinger, in der Herrschaft Frankreichs, welches darauf durch den tapferen Hugo Capet an das Haus der Capetinger gelangte. Karl der Einfältige hatte, um den andauernden Verheerungen in Frankreich ein Ziel zu setzen, dem tapferen Rollo, der einer der Hauptrebellen war, die Hand seiner Tochter gegeben und ihn mit den Provinzen Normandie und Bretagne belehnt. Aus Rollo's Haus ging später der Eroberer Englands hervor, und aus seinem tapferen Volke entstammten jene kühnen ersten

Eroberer und Beherrscher Siciliens und Neapels.

In Italien, so erzählt Souchay in seine Geschichte der deutschen Monarchie weiter, herrschte schon damals der traurige Zustand, der seitdem Jahrhunderte hindurch gedauert hat: Heftige Parteiung; gegenseitige Unterdrückung; der schwächere Theil ruft den Fremden zu Hilfe und gibt diesem die Macht; dann wird der fremde Herrscher noch mehr gehaßt, verrathen, vertrieben, bis abermals ein innerer Zwist Gelegenheit zur Eroberung des schönen Landes gibt. Nach dem Untergang des männlichen Stammes der Karolinger, der Nachkommen Lothar's I., und neben den vorübergehenden Erscheinungen Karl's des Kahlen, Karlmann's und Karl's des Dicken in Italien, strebten dort zwei inländische Fürsten, Guido von Spolet und Berengar von Friaul, die Beide von mütterlicher Seite den Karolingern verwandt waren, nach der höchsten Gewalt. Guido wurde zum Könige Italiens erwählt. Allein nun suchte ihn Berengar zu stürzen und verband sich dazu mit dem Papste Formosus. Da sie aber die Schwächeren waren, so riefen sie Arnulf aus Deutschland herbei und boten ihm die Kaiserkrone an. Arnulf betrachtete diese Krone als ein Recht des deutschen Königs, oder wollte sie so betrachten, kam mit einem Heere (894), eroberte die widerstrebenden Städte der Lombardei und bestrafte sogar den tapferen Widerstand des Befehlshabers von Bergamo, des Grafen Ambrosius, mit dem Strange, nach Art der Eroberer und Tyrannen. Diese grausamen Mittel erreichten diesmal ihren Zweck; der Widerstand in Italien war gebrochen; Arnulf suchte sich dennoch vor weiterem Eindringen den Rücken zu decken und König Rudolf von Burgund, den Verbündeten seines Gegners, unschädlich zu machen. Rudolf, der von Arnulf's Sohn Zuentibold gedrängt wurde, zog sich in die Schweizer Gebirge zurück. Zwei Jahre später wurde Arnulf, der nach Deutschland zurückgegangen war, abermals nach Italien gerufen und drang, ohne großen Widerstand, aber durch eine in seinem Heere ausgebrochene Seuche nicht ohne großen Verlust, von zwei verschiedenen Seiten her in Etrurien ein. Berengar sann auf Verrath, weil ihm Arnulf zu mächtig geworden. In dieser bedenklichen Lage fehlte es Arnulf nicht an dem kühnen, rettenden Entschluß. Er raffte alle Kräfte zusammen und zog in Eilmärschen über die Apenninen auf Rom, beinahe mit Verlust aller seiner Pferde. Lambert, der Sohn Guido's hatte die Vertheidigung der Stadt übernommen; er nannte sich Kaiser, und sein Heer wurde von den römischen Bürgern kräftig unterstützt. Diese, im Vertrauen auf Lambert, auf ihre Mauern und Anzahl, reizten die vor der Stadt lagernden Deutschen durch Spott und Schimpf; Arnulf, den Zorn der Deutschen benutzend, trieb sie zum Sturm. Er stellte sich an die Spitze und erstieg im ersten Anlauf die Mauern. Nun krönte der Papst Formosus den Arnulf (am 25. April 896); allein gewissermaßen zum Tode. Denn er erkrankte bald, wie so viele Deutsche in Italien, und wie auch der größere Theil seines Heeres; schnell mußte er nach Deutschland zurückziehen. Hierauf theilten sich Guido und Lambert in die Herrschaft Italiens; der Papst Formosus starb; sein Nachfolger Stephan ließ seine Gebeine ausgraben, des päpstlichen Schmuckes entkleiden und in die Tiber werfen, unter dem Vorwande, daß Formosus gegen die Kirchengesetze, um Papst zu werden, verstoßen habe; er habe seinen Bischofssitz Porto nicht verlassen dürfen. Kaiser Arnulf erholte sich von der in Italien eingesogenen Krankheit nicht mehr und seine letzten Jahre wurden ihm durch die beständigen Streitigkeiten seines geliebten unehelichen Sohnes Zuentibold mit den Ständen von Lothringen, denen er zum König gesetzt worden, sehr verbittert. Diese Streitigkeiten wurden unversöhnlich, als Zuentibold seinen einzigen getreuen Rath, den Grafen Reginar (Reinhard) seiner Güter entsetzen und verbannen wollte, wogegen sich dieser in seiner von Sümpfen umschlossenen Festung Dufos tapfer vertheidigte. Ein Versuch des Kaisers zur Beilegung dieser Streitigkeiten bei einer Zusammenkunft mit lothringischen Ständen zu St. Goar blieb erfolglos und schon den 8. December 899 starb der tapfere Arnulf — der letzte Mann und deutsche König aus dem einst mächtigen Stamme der Karolinger.



Das Leben eines dramatischen Dichters.

Von

Moritz Hartmann.

Es ist eine irrige Meinung, daß das Theater dort besonders gut gedeihe, wo es vorwaltend das Interesse des Publicums in Anspruch nimmt. Im Gegentheil wird es nur in solchen Zeiten und in solchen Ländern wahrhaft erblühen und große Werke zu Stande bringen, wo das Publicum allgemeiner großer Ideen fähig ist; wo sich dieses mit der Freiheit, mit der Macht und Größe des Vaterlandes beschäftigt, wo es eben im Begriff ist, eine geistige Entwicklung irgend welcher höherer Art durchzumachen. Aus dem Schoße eines solchen Publicums heraus gebären sich jene Ideen, welche dem Theater seinen ethischen Inhalt geben und ein solches Publicum, das schon im alltäglichen Leben gewöhnt ist, sich mit Gegenständen und Gedanken höherer Ordnung zu beschäftigen, wird auf seiner Bühne nichts Leeres oder Kleinliches dulden. So war in England das Publicum der Elisabethinischen Zeit, so war zum Theil das französische Publicum in der glanzvollen Zeit Ludwig's XIV., so war bis zu einem gewissen Grade das deutsche Publicum, als es sich aus den Erbärmlichkeiten der Roccocozeit herauszuwinden strebte, als das deutsche Volk sich als dasjenige zeigte, das man später das Volk von Denkern nannte. Das Theater muß von abgeleiteter Bedeutung sein, von einer mittelbaren, um so zur Bedeutung ersten Ranges zu gelangen. Wo es das einzige öffentliche Institut bleibt, für das sich ein Publicum interessiren darf, da sinkt es zu einer Vergnügungsanstalt gemeiner Art herab und das Publicum im Ganzen und Großen wird ein gewöhnlicher Theaternarr, den das Spectakel erfreut und der nur einer Theilnahme an Coulissengeschichten fähig ist.

Einen solchen Charakter hatte das spanische Publicum des achtzehnten Jahrhunderts und das Theater war dem entsprechend. In Madrid kannte man keine andern Parteien, als solche, die sich für dieses oder jenes Schauspielhaus, für diese oder jene Schauspielerin erklärten und im Theater und in den Kaffeehäusern ihre wichtigen Angelegenheiten mit dem Stock, manchmal mit dem Dolche auskämpften, die Stücke selbst waren Producte der Unwissenheit und der höchsten Geschmacklosigkeit. Von Calderon waren nur die Uebertreibungen in der Sprache; von Lope de Vega nur die Uebertreibungen in der Handlung, und zwar zur höchsten Ausschweifung gesteigert, übrig geblieben; von des Erstern Tiefe, selbst von seiner charakteristischen Einseitigkeit war eben so wenig übrig, als von des Zweiten Phantasie und Humor, die Dramen waren nichts als eine sinnlose Anhäufung unzusammenhängender Handlungen, welche wieder nichts Anderes darstellten, als materielle, unmotivirte Gräuel, Schrecken und Abenteuerlichkeiten jeglicher Art, die Sprache war im höchsten Verfall; der an sich schon geschraubte Vers Calderon's wurde noch höher geschraubt, die Zwischenacte füllte man mit Liedern voller Zweideutigkeiten und mit

hergebrachten Satiren auf gewisse untergeordnete Stände, die preisgegeben waren, während man grade diejenigen, die den Verfall des Landes herbeigeführt hatten, mit keinem Worte berühren durfte. In der Nation waren keine, oder nur sehr geringe Elemente vorhanden, aus denen sich gegen dieses Unwesen ein Widerstand hätte entwickeln können; und wenn solche vorhanden gewesen wären, so hätte die doppelte geistliche und politische Censur sie verhindert, sich geltend zu machen. Diese beiden Mächte waren es ja eben, die in der Nation jede Idee, jede Bildung, jedes Streben nach Besserm unterdrückten; sie ließen Zweideutigkeiten und Monstruositäten aufkommen, gegen ein edleres Streben, das der Nation Ideale, Muster vorgehalten hätte, wären sie mit unbarmherziger Unterdrückung aufgetreten.

Indessen hatte die Vertreibung der Jesuiten und die im Sinne des vorigen Jahrhunderts aufgeklärte Regierungszeit Karl's III., überhaupt der Geist, der damals durch Europa wehte und zu dessen Producten auch diese Regierungsepoche gehört, selbst in Spanien, in dem durch die Philippe und die Bourbonen verrotteten Spanien, manche Keime geweckt, die nicht ganz verloren sein sollten und die sich, nachdem sie in der Politik einige Früchte getragen, folgerichtig auch auf dem Theater äußerten.

Es war natürlich, daß diejenigen, welche das spanische Theater reformiren wollten, sich vor Allem gegen seine Maßlosigkeiten wandten und es wieder zur Form und Selbstbeschränkung zurückzuführen strebten. Schon im Jahre 1750 und 1751 veröffentlichte Don Augustin de Montiano zwei Tragödien, bei denen er sich die französischen Tragiker zum Muster nahm. Sie wurden in's Französische übersetzt, blieben aber ohne alle Wirkung auf seine Landsleute; ein ähnliches Schicksal hatten andere eben so wohlgemeinte Werke mehrerer Zeitgenossen. Es war das Schicksal von Vorläufern, die nur bestimmt sind, einem bedeutendern Geiste die Wege zu zeigen oder zu bahnen und dann durch diesen gänzlich in den Hintergrund gedrängt zu werden. Der endliche Reformator des spanischen Theaters sollte erst Don Leandro Fernandez de Moratin werden.

Moratin, der Ruhm des modernen Spaniens, stammte aus einer edeln Familie Asturiens, wurde am 10. März 1760 zu Madrid geboren und war der Sohn des im achtzehnten Jahrhundert in Spanien so sehr berühmten Dichters Nicolgo Fernandez de Moratin. Dieser, obwohl vorzugsweise lyrischer Dichter, gehörte mit zu den Vorläufern seines eigenen Sohnes, zu denjenigen, die sich frühzeitig bestrebten, die spanische Bühne zu reformiren. Er schrieb ein Lustspiel „Die Stutzerin“ und mehrere Trauerspiele. Doch hängen diesem Lustspiele noch viele der Fehler der alten spanischen Komödie an und seine Tragödien sind noch zu sehr durch Episoden zerrissen, um ein einheitliches Kunstwerk darzustellen. Auch war er, der als lyrischer Dichter der Sprache so sehr mächtig war, nicht fähig, ihr im Drama einen tragischen Charakter zu geben, wie denn überhaupt der Vers der „arte mayor“ in Spanien und vorzugsweise auf der Bühne gänzlich verloren schien. Indessen darf man billigerweise doch annehmen, daß Leandro von seinem Vater die Ideen geerbt, die ihn zur Reformation des spanischen Theaters befähigten.

Leandro Moratin zeigte frühzeitig poetisches Talent und schrieb Verse, sobald er nur schreiben konnte. Dies hinderte den Vater nicht, der selber Dichter war und wohl wußte, daß, wie Chamisso an Freiligrath schrieb, Handwerk goldenen Boden habe, seinen Sohn ein ehrliches Handwerk lernen zu lassen und ihn sehr jung zu einem Goldschmied in die Lehre zu geben, und dieser wieder hinderte ihn nicht, seinen Sohn nach besten Kräften literarisch und moralisch zu erziehen. Leandro, obwohl den ganzen Tag am Werktisch beschäftigt, fuhr fort, sich als Mensch weiter auszubilden, und in seinem achtzehnten Jahre wagte er es schon, unter einem falschen Namen, sich mit einem Heldengedichte, „die Einnahme von Granada,“ um den von der königlichen Akademie ausgeschriebenen Preis zu bewerben. Er gewann auch den zweiten Preis und Niemand war von diesem Erfolge so sehr überrascht, wie sein Vater, da Leandro bei Abfassung des Gedichtes, das er geheim geschrieben, Niemand zu Rathe und in's Geheimniß gezogen hatte. Sein Vater konnte sich dieses Triumphes nicht lange erfreuen. Er starb im Jahre 1780 und hinterließ seinem jungen Sohne die Verpflichtung, eine arme Familie zu ernähren, und es blieb diesem bei angestrengter

mechanischer Arbeit wenig Zeit übrig, um sein poetisches Talent zu pflegen. Mit 18 Realen, die er täglich gewann, mußte er sich und seine Mutter ernähren. Als diese starb, zog er zu seinem Oheim, dem Juwelier des Königs, und hier konnte er wieder, obwohl noch immer arm, mit einiger Mühe seine poetischen Arbeiten aufnehmen, und im Jahre 1782 gewann er abermals einen zweiten Preis mit seiner unter dem Namen Metiton Fernandez geschriebenen Satire „Eine poetische Lection," welche gegen die Ausartungen der spanischen Poesie gerichtet war. Seine fernere Ausbildung dankte er den Piaristen S. Tala und Navarette und dem Don Antonio Melon, wissenschaftlich gebildeten und gelehrten Männern, deren Freundschaft er sich mit seinem Talente erworben hatte. Zu diesem Glücke, solche einsichtsvolle und wohlmeinende Freunde zu besitzen, kam im Jahre 1787, nach Jahren des Mangels, der angestrengten Arbeit und der Entsagung ein anderes, das ihm ein sorgenloses Leben und die Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen, verschaffen sollte. Auf die Empfehlung des Dichters Don Gaspar Melchor de Jovellanos stellte ihn Graf Cabarus, spanischer Gesandter am französischen Hofe, als seinen Secretär an und nahm ihn mit sich nach Paris. In dieser Hauptstadt hatte er das Glück, den berühmten italienischen Lustspieldichter Goldoni kennen zu lernen, welcher der Mann war, der ihm für seine künftige dramatische Laufbahn manchen nützlichen Rath ertheilen konnte; dort lernte er auch die französische Sprache und das französische Theater kennen, was für sein ganzes künftiges Leben und für seine ganze Kunstanschauung von dauerndem Einfluß blieb.

Im Jahre 1789 veröffentlichte er ohne seinen Namen ein Pamphlet in Prosa „Die Niederlage der Pedanten," welches eben so wie die poetische Lection gegen die schlechten Schriftsteller seines Vaterlandes gerichtet war und bei welchem er sich Cervantes „Die Reise nach dem Parnaß" zum Muster nahm. Erst nach seiner Rückkehr trat er als dramatischer Dichter auf und zwar mit einem Lustspiele, das er schon vor seiner Abreise nach Paris vollendet hatte. Mit diesem Lustspiele beginnen jene Leiden Moratin's, welche nicht nur für die Laufbahn eines spanischen dramatischen Dichters, welche für das Leben jedes dramatischen, das Bessere wollenden Dichters charakteristisch sind, und wir wollen deshalb die Schwierigkeiten nicht übergehen, mit denen er beinahe immer zu kämpfen hatte, so oft er ein neues Stück auf die Bühne bringen wollte.

Schon im Jahre 1786 las Moratin sein Lustspiel „Der Alte und das Mädchen" (el Viejo y la Nina) den Schauspielern der Truppe Manuel Martinez vor. Anfangs wollten die Schauspieler von dem Stücke nichts wissen; es war ihnen zu einfach, es unterschied sich zu sehr von den gewohnten Stücken voller Zwischenfälle und Uebertreibungen, bei denen man seit beinahe einem Jahrhundert des Beifalls sicher war und die man ohne viel zu denken, ohne einen persönlichen Charakter schaffen zu müssen, einstudiren konnte. Endlich entschloß man sich doch zu einem Versuche, da das Stück grade seiner Einfachheit wegen so neu war, daß möglicherweise die Neuheit den Beifall des Publicums erwecken konnte. Nun aber mußte man die Erlaubniß der geistlichen und weltlichen Censur haben. Diese wurde erlangt, aber erst nachdem die größten Opfer gebracht, nachdem der Polizei und der Inquisition zu Gefallen so viele Stellen gestrichen worden, daß nur noch ein elendes Skelett übrig blieb. Kaum war diese Schwierigkeit besiegt, als sich eine neue erhob. Die zweite Schauspielerin der Truppe weigerte sich, obwohl selbst eine alte Frau, die Rolle einer Alten zu übernehmen, gewohnt wie sie war, trotz Runzeln und Falten immer noch jugendliche Liebhaberinnen zu spielen. Die Schauspieler, ihre Collegen, fanden das natürlich und schickten dem Dichter sein Manuscript zurück. Erst nach zwei Jahren hatte Moratin den Muth, sein Lustspiel auf's Neue der Bühne anzubieten und zwar diesmal der Gesellschaft Ribera. Aber merkwürdigerweise begegnete ihm hier dasselbe Unglück wie früher. Sofort bei der Lesung bemächtigte sich eine Schauspielerin, die in der Gesellschaft großen Einfluß hatte, der Hauptrolle, der Rolle einer soeben verheiratheten, in Jugend und Schönheit blühenden Frau; unglücklicherweise hatte diese Schauspielerin bereits an fünfunddreißig Dienstjahre auf der Bühne hinter sich. Es war die größte Gefahr da, daß die alte Person in der jungen Rolle das Stück lächerlich mache und zu Falle bringe, aber

Moratin hatte nicht den Muth, das Stück zurückzuziehen, sich mit der zweiten Hauptgesellschaft Madrids zu verfeinden und sich so den Zutritt zum Theater gänzlich zu verschließen. Er ließ die Dinge gehen wie sie gingen und sah seinem gewissen Falle mit Ergebung entgegen. Da rettete ihn eine Macht, von der ein dramatischer Autor so selten Rettung erwartet. Die geistliche Censur verbot die Aufführung und Moratin segnete das Verbot. Wieder verflossen zwei Jahre. Bei der Gesellschaft Ribera hatte jetzt eine junge, reizende und talentvolle Schauspielerin den größten Einfluß. Das Stück wurde auf's Neue der Censur vorgelegt und siehe da, die Censoren fanden diesmal nicht Worte genug, um die guten Eigenschaften des Stückes, den moralischen Zweck, den vortrefflichen Stil, die Regelmäßigkeit der Form rc. zu loben. „Der Alte und das Mädchen" kam unverstümmelt auf die Bühne, das Publicum horchte mit Staunen, dann mit Theilnahme und endlich folgte ein Beifall, der noch kein außerordentlicher und stürmischer war, wohl aber als ein Zeichen großen Erfolges betrachtet werden konnte. Der 22. Mai 1790 ist ein wichtiges Datum in der literarischen Geschichte Spaniens.

Der Erfolg dieses Lustspiels und das künstlerische Streben, das sich darin offenbarte, verschafften Moratin die Achtung der Gebildeteren und im Allgemeinen auch des Publicums, aber seine bürgerliche Stellung war, nachdem die Gesandtschaft des Grafen Cabarus zu Ende gegangen, darum nicht gebessert. Karl IV. gab ihm zwar für eine Ode auf seine Thronbesteigung eine kirchliche Rente von 300 Ducaten, aber diese kleine Summe = 858 Franken, reichte nicht hin, ihn zu ernähren, und mit der kirchlichen Rente war noch die Unannehmlichkeit verbunden, daß der Dichter, um sie genießen zu können, die Tonsur empfangen mußte. Doch vergrößerten sich die Einkünfte, sobald er tonsurirt war, auf rasche Weise. Zwei Freunde, Don Francisco Bernaben und Don Luis Godoy, empfahlen ihn dem berühmten Manuel Godoy, dem allmächtigen Minister Karl's IV., der später als Friedensfürst eine so traurige Berühmtheit erlangte. Dieser übertrug auf den Dichter ein geistliches Benefiz von 3000 Ducaten und außerdem eine vom Capitel von Oviedo fließende Pension von 600 Ducaten. Aber noch bevor er so ein wohlhabender Mann geworden, schrieb er das Lustspiel „Die neue Komödie" (la Comedia Nueva), die man in gewisser Beziehung das Hauptwerk seines Lebens, wenn auch nicht sein bestes Werk nennen kann; sie ist die Fortsetzung jenes Kampfes gegen die schlechte Literatur, den er mit dem Gedichte „Eine poetische Lection" und mit dem prosaischen Pamphlete „Die Niederlage der Pedanten" begonnen, der Hauptstreich gegen seine Gegner und eigentlich die bedeutendste That seines Lebens. Obwohl sie, vom Moment abhängend und bloß ein polemisches Stück gegen damalige Zustände, für die Bühne nach einiger Zeit veralten mußte und in der That heute auch schon veraltet ist, bleibt „Die Comedia Nueva" doch ein bedeutendes Ereigniß in der Literaturgeschichte Spaniens. Auf unbarmherzige Weise geißelt Moratin in diesem Lustspiele die verrotteten Zustände des damaligen Theaters, den schlechten Geschmack der Dichter und des Publicums. Ihre Hauptpersonen sind ein talentloser, unwissender Dichterling, der nur die ausgetretenen Pfade zu gehen versteht; ein elender Pedant, der alles Wissen und allen guten Geschmack gepachtet zu haben glaubt; ein Blaustrumpf, der sich in Alles mischt und freche Urtheile abgibt; ein Theaternarr, für den die Kunst nur in der Claque, im Theaterklatsch und in den Coulissenscandalen besteht. Die Handlung dreht sich um ein Spectakelstück, welches jener Dichter verfaßt, das sich „Die Belagerung von Wien" benennt und alle Monstruositäten der damals beliebten Stücke in sich vereinigt. Moratin schilderte in seinen Gestalten keine Persönlichkeit, er hielt sich nur an die Gattung und machte, wie er in der Vorrede zu diesem Stücke selber sagt, aus hundert schlechten Dichterlingen, aus hundert Pedanten rc. immer nur Einen, aus hundert schlechten Stücken „Die Belagerung von Wien," welche letztere übrigens nicht auf der Bühne vorkommt.

Kaum war das Stück der Gesellschaft Ribera vorgelesen und dessen Inhalt bekannt geworden, als die ganze Schaar von Dichterlingen, Pedanten, Blaustrümpfen und Theaternarren in Aufregung gerieth. Sie sahen sich in ihrer Existenz und außerdem von Lächerlichkeit bedroht. Alle Mittel, selbst die schlechtesten wurden aufgebo-

ten, um das Lustspiel vor seiner Geburt zu tödten. Es wurde beim Publicum als verleumderisch, bei den höchsten Behörden als verderblich für Sitte, Staat und Religion verdächtigt. Volle fünf Male mußte es in die Censur zurück und es bedurfte des Einflusses der höchsten weltlichen und kirchlichen Würdenträger, bis die endliche Erlaubniß zur Aufführung erlangt wurde. Damit war das Stück noch nicht gerettet.



Leandro Moratin.

Die Feinde Moratin's stürmten am Abend der Aufführung in großen Massen das Theater del Principe und suchten es ganz einzunehmen. Doch wagten sie es erst im zweiten, das ist dem letzten Acte, mit Zischen und Pfeifen hervorzubrechen. Einer der Schauspieler hatte den Muth vorzutreten und den Störern die in seiner Rolle vorkommenden Worte entgegenzurufen: „Die Lumpen, wann haben sie eine bessere Komödie gesehen?“ Diese Geistesgegenwart des Schauspielers gab den Ausschlag, das Publicum nahm diese Worte mit donnerndem Applaus auf, der sich bis an's Ende erhielt. Die Feinde zogen beschämt ab, der Erfolg war vollständig und glänzend.

Die Stellung Moratin's war von nun an gesichert und er hätte seines Ruhmes, den jetzt Niemand mehr zu bestreiten wagte, in Ruhe genießen und ihn zu weitern Blüthen ausbilden können, wenn es ihn nicht in die Ferne getrieben hätte. Er fühlte das Bedürfniß, die Welt und fremde Literaturen kennen zu lernen und begab sich kurz nach Aufführung der Comedia Nueva auf Reisen. Er durchzog Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland und Italien, wo er für längere Zeit sich in Bologna seßhaft machte. Ueberall achtete er auf Sitten und Volkscharakter, vorzugsweise aber auf die Bühne, und während der ganzen Reise schrieb er an seine heimischen Freunde ausführliche Briefe und führte ein genaues Tagebuch, welches er später seinem Freunde Silvela vermachte. Moratin war, sagen wir es gleich jetzt, kein vielseitiger Geist; seine Anschauungen waren durch seine Lehrer, die Franzosen, etwas be-

schränkt, besonders wo es sich um Kunst, vorzugsweise dramatische Kunst handelte. Er hat dieses in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Hamlet wie überhaupt durch seine ganze dramatische Wirksamkeit bewiesen. Indessen darf man doch voraussetzen, daß seine Tagebücher und Briefe, die leider bis auf diesen Tag noch nicht veröffentlicht sind, viel des Interessanten enthalten. Uns ist es gegönnt, einige wenige Stellen aus seinen Briefen aus Deutschland hier mitzutheilen.

„Sie (die Deutschen) schreiben in allen Formen und derselbe Dichter kann zugleich für einen Schüler der Griechen, Franzosen und Engländer gelten. Das eine seiner Stücke erinnert an diese, das andere an jene Nation. Calderon steht bei ihnen in hohen Ehren und Lope de Vega in höhern Ehren als in Spanien. Seit dreißig Jahren spielen sie viele Stücke von Shakspeare, was auf ihren Stil einen nachtheiligen Einfluß ausübt. Ihre Schauspieler sind noch weniger natürlich als die spanischen und sie benehmen sich auf der Bühne in einer Weise, daß man überrascht ist, eine so übertriebene Schauspielkunst bei einem Volke zu finden, dessen Temperament nicht zur Uebertreibung neigt."

„Der Spanier hält auf seine Würde, der Franzose ist eitel und ruhmsüchtig, der Engländer achtet sich, die Holländer bilden sich viel ein, der Italiener sucht für sich zu gewinnen; Nichts von alle dem ist oder thut der Deutsche. Es ist zu verwundern, wie gern er von Andern gut spricht und sich selber tadelt. Man könnte, wenn man als Fremder nicht Rücksichten hätte, dem Deutschen die ärgsten Sachen über sein Volk und sein Land in's Gesicht sagen, ohne ihn zu beleidigen. Man werfe nur ein Wort des Tadels hin und weit entfernt, es zurückzuweisen, wird er es aufnehmen und Ihnen noch Beweise liefern, wie sehr Sie Recht haben. Ich habe einmal in einer kleinen Gesellschaft von sieben Personen vier von ihrem Lande schlecht sprechen hören ... Die Einen tadeln die Regierungen, die Andern das Volk, die Dritten beide zusammen ... Es ist wahr, daß man in diesem großen Lande viel Gelegenheit zu Lob und Tadel findet, aber es ist auch ein sehr mannigfaltiges Land und zwei Nachbarprovinzen unterscheiden sich voneinander mehr als Galizien und Andalusien."

„Viele Deutsche empfinden lebhafter für Frankreich als für Deutschland, weil sie von dorther größere Freiheit hoffen. Ihre Angelegenheiten stehen so schlecht, daß, wie sie glauben, es nur besser werden kann, wenn ihre vielen Staaten gestürzt werden."

„Wie in der Religion haben die Deutschen auch in der Kunst sehr verschiedenen Geschmack und Bewunderung."

„Es ist höchst merkwürdig, wie viele Gelehrte und ernste Männer, auch hohe Staatsmänner, Minister und Geistliche dem Trunk ergeben sind."

„Alle, die etwas gelernt haben, wissen von fremden Ländern so viel und manchmal mehr als von ihrem eigenen. Ich habe Leute gefunden, welche spanische Dichter kennen, die ich nie gelesen habe und die heute kein Mensch mehr in Spanien liest."

Im Jahre 1796 traf er nach einer abenteuerlichen und gefahrvollen Seereise in Spanien wieder ein. Die Regierung benutzte sofort seine neu erworbenen Sprachkenntnisse und stellte ihn im Dolmetscheramte an; außerdem wollte man ihn zum Generaldirector sämmtlicher spanischen Bühnen ernennen, aber Moratin hatte schon die Theatercabalen zu sehr kennen gelernt, um sich zur Annahme dieser höchst gefährlichen Stellung entschließen zu können. Er zog es vor, in einem von ihm gegründeten Club mit gleichgesinnten Freunden im Stillen sich an der Literatur zu erfreuen und ruhig weiter zu arbeiten. Im Jahre 1803 kam sein Lustspiel „Der Baron" zur Aufführung. Dieses Stück war schon mehrere Jahre früher geschrieben, wurde ihm aber entwendet und in verschiedenen Verunstaltungen, sogar als Parodie seiner selbst, auf mehreren Bühnen aufgeführt. Moratin hatte große Mühe, sich des Originals wieder zu bemächtigen und dann eben so große Mühe, es auf die Bühne zu bringen, da die ganze Geschichte viel Aufsehen gemacht, viele einflußreiche Persönlichkeiten der Theaterwelt bloßgestellt und die Zahl der Feinde des Dichters bedeutend vermehrt hatte. Die Cabalen waren diesmal noch größer, als bei der Aufführung der „Comedia Nueva," der Lärm der Widersacher war so gewaltig, daß die Schauspieler nicht fortfahren konnten. Gegen Ende trat einer der Schauspieler vor und redete das Publicum so an: Meine Herren, alle Schauspieler haben die tiefe Ueberzeugung, daß dieses Stück eines

der ruhmvollen Meisterwerke der spanischen Bühne ist. Ein großer Theil des Publicums ist derselben Ansicht, aber ein anderer Theil will uns das Gegentheil glauben machen. Man verständige sich gefälligst und sage uns, ob das Stück morgen wieder aufgeführt werden solle? Ja oder Nein. Nein, nein, schrie die Masse und stürzte noch vor Beendigung des Stückes aus dem Theater. Es sah in der Nacht nach dieser Aufführung wie zur Zeit eines Aufstandes in Madrid aus. Ueberall bildeten sich Gruppen und standen Redner, die dem Publicum die Verwerflichkeit und Schlechtigkeit des ausgezischten Stückes auseinanderzusetzen suchten. Trotzdem führte man das Stück am nächsten Abend wieder auf. Die Widersacher, die es für immer begraben glaubten, überließen das Feld einem unparteiischen Publicum und siehe da, der heutige Beifallssturm übertäubte das gestrige Zischen und Pfeifen. „Der Baron“ erhielt sich auf der Bühne trotz der Pasquillen und boshaften Kritiken, die in ungeheurer Menge erschienen.

„Die Heuchlerin“ (La mogigata), eine Art weiblichen Tartüffs, hatte ein ähnliches Schicksal wie „Der Baron.“ Schon im Jahre 1791 geschrieben, kam das Manuscript in fremde Hände und wurde dieses Stück, unserer Meinung nach eines der besten Moratin's, während seiner Abwesenheit, ohne daß der Dichter die letzte Hand daran gelegt hätte, auf verschiedenen Provinzbühnen aufgeführt. Es brachte diesen so große Summen ein, daß die Madrider Theater voll Begierde brannten, es auch ihrem Publicum vorzuführen. Doch war in der Hauptstadt die Achtung vor dem Namen des Dichters bereits so sehr gewachsen, daß sie es nicht wagten, ohne seine Erlaubniß an das Stück zu gehen. Nach seiner Rückkehr bearbeitete er es auf's Neue und im Jahre 1804 feierte er mit „Der Heuchlerin“ einen Triumph, den selbst seine erbittertsten Feinde nicht mehr bestritten.

Es schien in der That, als ob der Triumph Moratin's nicht mehr gesteigert werden könnte; dennoch geschah dieses im Jahre 1806 mit der Aufführung des Lustspiels „Das Ja der Mädchen“ (El Si de las Niñas), welches in Madrid gegeben wurde, nachdem es bereits auf vielen Provinztheatern mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden. Die Hauptstadt sah es ohne Unterbrechung sechsundzwanzig Male nacheinander und auch dann hörte man für einige Zeit mit der Vorstellung dieses Lustspiels nur deshalb auf, weil die Fastenzeit eintrat, während welcher in Madrid die Theater geschlossen sind. In Saragossa war die Ungeduld, dieses Stück zu sehen, so groß, daß sich in Ermangelung einer Schauspielertruppe sofort eine Gesellschaft von Liebhabern bildete, welche es öffentlich aufführte. Im Druck erlebte „Das Ja der jungen Mädchen“ während des Jahres der ersten Aufführung vier große Auflagen.

Es fiel nun Niemand mehr ein, Moratin's Ruhm zu verkleinern, oder sein Verdienst zu bestreiten. Er wurde allgemein als Regenerator des spanischen Theaters und als einer der ersten dramatischen Dichter seines Vaterlandes anerkannt. Trotzdem war der Dichter des langen fünfzehnjährigen Kampfes müde; mehrere begonnene Lustspiele ließ er unvollendet liegen und zog sich plötzlich in ein stilles Haus einer entlegenen Straße zurück, um einen kleinen Garten zu bebauen und fern vom Treiben einer verderbten Theaterwelt das Material zu einer Geschichte des spanischen Theaters zu sammeln.

Da brach die große Katastrophe über Spanien herein und mit ihr, nicht ganz unverdient, das Unglück über Moratin, der es büßen sollte, ein Schützling Godoy's, des verrätherischen Ministers, gewesen zu sein. In Folge dieser Protection bekam ein großer Theil seines Lebens einen verrätherhaften Anstrich, warf das Verhängniß auf seinen Ruhm einen so tiefen Schatten, daß er uns bedeutend verdunkelt scheint. Die Freundschaft mit einem verderbten Regenten ist eine tragische Schuld, die man büßen muß, und die Buße Moratin's besteht darin, daß der gute Spanier, der auf ihn als Dichter stolz ist, über Moratin den Patrioten die Achsel zucken muß. Es war ihm nicht gegönnt oder vielmehr er brachte sich durch seine Charakterschwäche selber um das Glück, mit dem Dichterruhme jenen Glanz des Patriotismus zu vereinigen, der in unsern Augen jeden Mann aus dem Volk in jener Zeit verklärt. Im Jahre 1808 hatten die Franzosen die Dinge so weit vorbereitet, daß sie die Eroberung Spaniens möglich glaubten. Pampeluna und Barcelona waren bereits in ihren Händen. Karl IV. dankte aus Haß gegen seinen

Sohn zu Gunsten der Franzosen ab. Godoy spielte bei alledem den Judas Spaniens. Ferdinand, der Kronprinz, ließ sich nach Bayonne locken, wo ihn Napoleon treuloser Weise zurückhielt. Die Franzosen waren bis Madrid vorgerückt. Da erhob sich ganz Spanien, schlug die Eindringlinge bei Bailen, an den Mauern von Saragossa und Valencia und trieb sie über den Ebro zurück.

Als Freund Godoy's hielt es Moratin für nothwendig, sich aus der Hauptstadt zu flüchten, sobald die Franzosen, die Feinde seines Vaterlandes, sie verlassen hatten, und so stand er auf jener Seite, außerhalb seines Volkes, seines Vaterlandes. Er verbarg sich zuerst in seinem Landhause zu Pastrana und floh dann weiter nach Vittoria, um im Gefolge der Franzosen wieder nach Madrid zurückzukehren. Bald darauf nahm er vom König Joseph Bonaparte die Stelle eines Oberbibliothekars an.

Biographen Moratin's, an dieser Epoche seines Lebens angekommen, verfehlen nie, darauf aufmerksam zu machen, daß die Stelle eines Bibliothekars ganz unverfänglicher Natur sei und daß man dergleichen vom Feinde annehmen könne, ohne ein Verräther zu sein. Ferner heben sie hervor, daß Moratin niemals thätig und handelnd gegen die spanische Sache aufgetreten sei. Wir halten es für überflüssig, bei der Schwächlichkeit dieser Entschuldigungen zu verweilen. Wahrlich, wer in jener Zeit, da sich junge Mädchen und Kinder mit Heldenmuth gegen den Feind des Vaterlandes schlugen, auch nur ruhig zusehen konnte, ohne selbst auf Seiten des Feindes zu stehen, war schon des Verraths oder verrätherischen, höchst charakterlosen Wesens verdächtigt. Uebrigens machte Spanien und machte Moratin an sich selbst die Erfahrung, die man in neuerer Zeit an manchem Dichter und Schriftsteller gemacht hat. Mit dem Abfall von sich selbst, mit dem innern Zwiespalt, den keine Sophisterei wegschwatzen kann, mit der Selbstverachtung, die man nicht zum Schweigen bringen kann, beginnt auch das Ende des Talentes, hört die freudige Schöpferkraft von selber auf. Moratin's schriftstellerische Laufbahn nimmt mit dem Jahre 1808 ein Ende. Er hat nichts mehr geschrieben, was sich an seine frühern Werke anschließen könnte. Nur noch zweier Uebersetzungen aus dem Französischen war er fähig; der Dichter „Der neuen Komödie,“ „Der Heuchlerin,“ „Des Ja der Mädchen“ war begraben.

Im Jahre 1812 folgte er den aus Madrid fliehenden Franzosen und erst als diese bei Penniscola geschlagen wurden, floh er nach Valencia, das bereits vom spanischen Volksheere besetzt war. Der daselbst commandirende General empfing und behandelte ihn wie einen Verräther, ließ ihn mit Gewalt auf eine Felucke bringen und nach Barcelona einschiffen. Daselbst wurde er zwar von den Generalcapitänen besser empfangen, dennoch war er, was die spanischen Biographen gern verschweigen, gezwungen, in der Verborgenheit zu leben, um nicht Beschimpfungen ausgesetzt zu sein, und aus demselben Grunde gezwungen, durch mehrere Jahre zu wiederholten Malen seinen Aufenthalt zu wechseln. Seine Einbildungskraft vergrößerte noch die Gefahr, in der er lebte, und er sah sich fortwährend von Verfolgern und Mördern umgeben. König Ferdinand, der, kaum auf dem Throne befestigt, die tapfern und unternehmenden Patrioten, denen er seine Krone verdankte, mehr fürchtete und haßte als die Anhänger der Franzosen, gestattete Moratin einen sogenannten Purificationsproceß, und nachdem dieser unter königlicher Protection nach Wunsch ausgefallen, bot man ihm noch eine sehr einträgliche Sinecure an. Aber Moratin hatte nicht mehr den Muth, irgend eine Stellung einzunehmen, die ihn in häufigere Berührung mit den Menschen brachte. Mißtrauisch, düster und in Folge der moralischen Aufregungen und der Entbehrungen der letzten Jahre auch körperlich beinahe zu Grunde gerichtet, lebte er zurückgezogen zu Barcelona im Hause eines Freundes, bis er mit diesem, von der Pest verjagt, nach Bayonne, dann nach Bordeaux entfloh. In dieser Stadt vollendete er sein längst begonnenes Werk „Ueber die Anfänge des spanischen Theaters,“ welches er seinem Freunde Don Manual Silvela zum Geschenk machte. König Ferdinand brachte es käuflich an sich, um es sofort veröffentlichen zu lassen.

Im Jahre 1820 hatte Moratin zu Barcelona die Herausgabe der lyrischen Gedichte seines Vaters besorgt und sie mit einer Vorrede und Biographie ausgestattet. Im Jahre 1825 ließ er den größten Theil seiner eigenen Werke in Paris erscheinen und

diese Ausgabe ließ er allein als die authentische gelten. 1827 begab er sich selbst nach der Hauptstadt Frankreichs, für die er seit seinem ersten Besuche immer eine große Vorliebe bewahrt hatte und in der er sich nach der Rolle, die er während der französischen Unterjochung seines Vaterlandes gespielt, in mancher Beziehung behaglicher, jedenfalls sicherer gefühlt haben mag als in Madrid. Es war ihm aber nicht gegönnt, sich dieses Aufenthaltes lange zu erfreuen. Seine Gesundheit war längst untergraben und nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalt zu Paris gab er daselbst am 21. Juni 1828 den müden und durch eigene Schuld gequälten Geist auf. Er wurde auf dem Père la chaise begraben.

Großmüthig wollte die spanische Nation sich nur seiner Talente und seines Verdienstes erinnern, die Schwäche seines Verrathes vergessen, und im Jahre 1853 erließ die Regierung, der Stimme der Nation gehorchend, ein Decret, welches die Uebertragung der Ueberreste des Dichters auf spanischen Boden verfügte. Diese kamen am 6. October desselben Jahres in Madrid an und unsere Zeitgenossen erinnern sich noch, mit welchen Ehren die Leiche Leandro Moratin's von seinen Landsleuten empfangen wurde.

Das große Verdienst Moratin's als Schriftsteller ist nicht zu verkennen; er verbannte den Ungeschmack, die Maß- und Formlosigkeit von der spanischen Bühne; er gab der Sprache ihre Würde zurück; er machte den Bombast des Verses lächerlich und ersetzte ihn durch edle Einfachheit; eben so suchte er die Charaktere auf Einfachheit und Natürlichkeit zurückzuführen; durch ihn bekam Spanien wieder einen Begriff von Stil. Aber es ist ebensowenig zu verkennen, daß er in der Auffassung des Zweckes und des Bereiches des Lustspiels einseitig war, daß er sich in dieser Beziehung zu ausschließlich an seine bewunderten Lehrer, die Franzosen und speciell an Molière hielt. Die Muster, die ihm seine eigene Heimath, die große Zeit der spanischen Literatur bot, mißachtete er auf beschränkte Weise. Es fehlte ihm Sinn und Phantasie, um Calderon und Lope de Vega in das phantastische Reich des Lustspiels zu folgen. Einzelne aus der spanischen Gesellschaft entlehnte Verhältnisse abgerechnet, haben seine Lustspiele nichts Nationalspanisches, also auch nicht den Reiz, der mit dem Nationalen immer verbunden ist. Damit geht auch der Reiz des Persönlichen verloren und seine Lustspiele haben dadurch etwas Abstractes, wie die Muster einer Schule. Wäre die von ihm eingeschlagene Richtung in ihrer Entwicklung durch die welthistorischen Ereignisse nicht unterbrochen worden, es hätte gegen die letzten Consequenzen am Ende eben so eines Moratin bedurft, wie Moratin gegen die Uebertreibungen der frühern Schule ein nothwendiges Gegengift gewesen.

Photographien in natürlicher Farbe.

Niepce, der Sohn des Mitarbeiters von Daguerre, welcher unaufhörlich mit der Vervollkommnung aller Processe bei der Lichtbildnerei beschäftigt ist, bemüht sich schon seit Jahren, auch die natürlichen Farben durch diese und ähnliche chemische Verfahren zu reproduciren. So wenig dies auf den ersten Anblick möglich erschien, seine Bestrebungen sind nicht ganz ohne Erfolg geblieben, nur ist es ihm leider noch nicht möglich gewesen, diese farbigen Lichtbilder der Art zu fixiren, daß sie dem Licht ausgesetzt werden können, ohne alsbald zerstört zu werden. Er hat nach einem Verfahren, das er durch die Comptes rendus de l'académie de Paris schon vor Monaten veröffentlichte, zwölf Bilder hergestellt und den Preisrichtern der allgemeinen Ausstellung zu London eingesandt, welche Copien von Kupferstichen waren, deren Figuren und Draperien mit Farben bemalt worden waren. Die photographischen Farben waren sehr klar, aber ohne Abstufung, verschiedene Nüancen von Roth, Blau, Gelb; Grün, Purpur und Orange waren besonders lebhaft und rein. Einige Farben verschwanden fast sofort, als man sie dem Tageslicht aussetzte, andere hielten sich einige Stunden, keine aber bewies sich dauerhaft.



Neuestes aus der Ferne.

Ein Cromlech auf Guernsey.

Die Alterthümer der Canalinseln bestehen hauptsächlich in den Grabhügeln, die man Cromlechs nennt. Der größte von allen erhebt sich auf Guernsey an der Ancressebai und gewährt auf seinem Gipfel eine weite Aussicht über das Meer. Seine granitnen Mauern, die man leicht mit den Felsen der Umgegend verwechselt, zeichnen sich sowohl durch ihre Größe als durch ihre eigenthümliche Zusammensetzung aus. Von fünf riesigen Steinen gekrönt, steht er in einem Steinkreise, der gegenwärtig bloß noch undeutlich zu erkennen ist. Seine gegenwärtige Bezeichnung als Temple des Druides oder Autel des Vardes ist neu, sein alter Name ist Mont de St. Michael. Sein Inneres hat der Archäolog Lokis vor Kurzem untersucht. Es besteht ganz aus Sand und Geröll, mit denen die Bekleidungsmauern ausgefüllt sind. Oben an der Spitze befindet sich eine Lage Sand, auf die eine dichtere und dunklere Schicht folgt. In der dritten Lage stößt man auf verbrannte Knochen von Pferden, Ochsen und Schweinen. Unter diesen enthält die unterste Schicht Gebeine von Männern und Frauen, zum Theil unverbrannt, zum Theil verbrannt und im letztern Falle mehr verkalkt als verkohlt. Die Grundlage besteht aus gemauerten Steinen und trägt einen Cromlech im Kleinen, das heißt einen auf steinernen Stützen ruhenden Deckstein, unter dem Waffen und Gebeine liegen. Die große Masse der Ueberreste ist aber auf dem Pflaster ausgestreut, und man unterscheidet in ihr verschiedene Waffen und Geräthe, wie Pfeilspitzen, Steine zum Mahlen des Getreides, Beile, Hämmer, die alle von Stein sind. Einige bestehen aus Obsidian, andere aus einer Jaspisart. Von zerbrechlicherm Stoff, jedoch wohlerhalten, sind zahlreiche Krüge von verschiedener Größe und Gestalt, die zum Theil in Zickzacklinien verziert sind. In ihrer Form und Ornamentik nähern sie sich sehr den Alterthümern, die in den alten Sachsenländern Deutschlands gefunden worden sind. Alle sind ungebrannt und haben mit den Krügen der Römer nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Es gibt zwischen ihnen Unterschiede, die auf eine Verschiedenheit des Alters schließen lassen, und eben so scheinen die Gebeine nicht in derselben Zeit hierhergekommen zu sein. Zwei Lagen liegen übereinander und in der untern befinden sich die ältesten Knochen. Der Cromlech war jedenfalls eine allgemeine Begräbnißstätte, in der eine Generation nach der andern die Ueberreste ihrer Todten beisetzte. Auch in diesem Cromlech wie in allen andern wurden unzählige Austernschalen gefunden.

Entdeckungen in Neuseeland.

Dr. Julius Haast hat in der naturforschenden Gesellschaft von Canterbury in Neuseeland einen interessanten Bericht über die Ergebnisse wissenschaftlicher Reisen auf der Doppelinsel erstattet. Wenn man bisher glaubte, daß Neuseeland außer einer kleinen Eidechse kein vierfüßiges Thier besitze, so erweist sich diese Ansicht jetzt als eine irrige. Haast fand die Fährten von zwei Vierfüßern. Das eine hält er für einen Dachs oder eine Fischotter. Die Eingeborenen, deren Schilderungen freilich

unbestimmt sind, kennen das Thier und nennen es Kaureke. Von dem andern Thier, das bloß in der Nacht sein Lager zu verlassen scheint und jedenfalls kleiner ist, sah Haast Spuren auf frisch gefallenem Schnee. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in den ungeheuren Wäldern, welche die Kette der Südalpen von Neuseeland einfassen, einige Vögelarten aus der Classe der flügellosen Vögel leben, welche an Größe mit den Vögeln wetteifern, die Professor Owen für ausgestorben erklärt hat. Haast und seine gleich ihm erschöpften Gefährten sind in einer Nacht von dem lauten und tiefen Ruf eines Vogels aufgeweckt worden, der nach der Stärke seiner Stimme von bedeutender Größe sein mußte. Der neuseeländische Kiwi kann dieser Vogel nicht sein, denn der Kiwi stößt nur ein heiseres Zischen aus. Die botanischen Entdeckungen von Haast bestehen aus einigen Farrenkräutern, die in den Dünsten der heißen Quellen zu üppiger Entfaltung gelangen. Die interessanteste Thatsache, die von Haast mitgetheilt wird, ist eine ethnologische. „Neue Entdeckungen in der Provinz Wellington," sagt er, „erheben es fast über jeden Zweifel, daß lange vor der Zeit, in der die Maoris (die jetzigen Eingeborenen) landeten, ein vorgeschichtliches Volk auf Neuseeland gelebt, oder die Insel wenigstens besucht hat. Dies wird dadurch bewiesen, daß man in Sümpfen und unter den Wurzeln großer Bäume steinerne Werkzeuge aufgefunden hat, die von denen der Maoris wesentlich verschieden sind."

Capitän Krusenstern gerettet.

In Archangel traf unlängst ein Reisender ein, den man schon für verloren gegeben hatte. Die russische Regierung hatte eine Expedition ausgerüstet, welche die Einmündung des Jenisei in's Polarmeer untersuchen sollte. Mit dem Jermak, auf dem Krusenstern den Befehl führte, segelten noch andere Schiffe ab. Alle Anstrengungen, die Jeniseimündung zu erreichen, scheiterten, und bis auf den Jermak kehrten die Fahrzeuge der Expedition zurück, nachdem die Officiere die Unmöglichkeit des Unternehmens erkannt hatten. Da man von dem Jermak Monate lang nichts hörte, so hielt man ihn für verloren. Wie man jetzt erfährt, war das Schiff der Mündung ganz nahe gekommen und im Eise eingefroren. Da sich keine Aussicht zeigte, es loszumachen, so verließ Capitän Krusenstern es mit der ganzen Mannschaft und suchte, von Eisscholle zu Eisscholle springend, das feste Land zu erreichen. Tapfer mit allen Schrecknissen der arktischen Region kämpfend, führten die wackern Männer ihr gefährliches Unternehmen glücklich aus und kamen nach unendlichen Leiden und Anstrengungen, auf den Tod ermüdet, an's Ufer. Sie begegneten dort Samojeden, welche bei dem ersten Anblick der Fremden erschraken und die Flucht ergriffen. Dem Dolmetscher Krusenstern's gelang es, ihnen die hilflose Lage der Russen begreiflich zu machen. Sie nahmen nun die erschöpften Reisenden gastfreundlich auf, liehen ihnen Hunde, Rennthiere und Pferde und machten es ihnen dadurch möglich, Archangel zu ererreichen. So sind bei dieser verunglückten Expedition wenigstens keine Menschenleben zu beklagen.

Chiriqui.

In Petermann's Mittheilungen lenkt Moritz Wagner die Aufmerksamkeit nochmals auf die centralamerikanische Provinz Chiriqui oder West-Veragua. Für die Anlage einer Straße, einer Eisenbahn oder vielleicht sogar eines Canals vom Atlantischen zum Stillen Meer sind dort die allgemeinen Verhältnisse so günstig, daß es sich begreift, wenn Europäer und Amerikaner die Provinz immer wieder in's Auge fassen. Trotz dieser immerwährenden Beschäftigung mit Chiriqui fehlt viel, daß die erforderlichen Vorstudien gemacht worden wären. Auch das begreift sich nach den Mittheilungen, die Moritz Wagner über seine Versuche zu Höhenmessungen in der Cordillere des Landes machte. Auf der ersten Reise mußte er wegen des unleidlichen Benehmens seiner arbeitsscheuen Begleiter umkehren, auf der zweiten erreichte er die Höhe des Gebirges, indem er von Mestizen und Indianern einen Pfad durch das Dickicht hauen ließ. Auf dem Kamm gelangte er wegen der Dichtigkeit des Urwaldes nirgends zu einer freien Umsicht. Das ganze Gebirge zu bereisen, um den niedrigsten Punkt desselben zu ermitteln, wird bei solchen Reisehindernissen zu einer Unmöglichkeit. Jeder Reisende hat nur einen Punkt besucht, woraus natürlich eine große Verschiedenheit der Höhenangaben entstan-

den ist. Die tiefste Einsenkung der Cordillere von Chiriqui hat nach:

Norris	160	Fuß	engl.
Ungenannten Ingenieuren	3312	„	franz.
James Cook	3000	„	engl.
Moritz Wagner	4161	„	franz.

Die Angabe von Norris ist werthlos, da sie nach dem Augenmaß gemacht wurde. Ohne Bezeichnung der gefundenen Meereshöhe berichtete Morton, der 1860 im Auftrage der nordamerikanischen Regierung reiste, daß er eine Paßsenkung des Gebirges gefunden habe, über die der Bau einer Eisenbahn von Meer zu Meer vollkommen ausführbar sei. Genauer als die Cordillere sind die Häfen von Chiriqui untersucht worden. Auf der Atlantischen Seite öffnen sich zwei schöne und weite, miteinander in Verbindung stehende Buchten, die Boca del Toro, in die man durch die Boca del Drago einläuft, und die Laguna de Chiriqui, deren bequemster Zugang die Boca del Tigre ist. Den Atlantischen Hafen übertrifft noch der am Stillen Meer, Golfo Dulce genannt. Der Amerikaner Jeffers, der ihn sondirt hat, nennt eine seiner kleinern Buchten, den Golfito, einen unübertrefflich bequemen Hafen. Daß Chiriqui zu einer Besiedlung einladet, bestätigen alle Reisenden. Seine Berge, Tafelländer, Thäler und Tiefebenen gewähren verschiedene Klimate für den Sohn des Nordens und den Bewohner der Tropen. Der Boden besitzt die Fruchtbarkeit, durch die Centralamerika im Allgemeinen sich auszeichnet, und in der Erde ruhen mächtige Kohlenflötze. 1859 glaubte man auch auf Goldlager oder wenigstens auf Waschgold rechnen zu können. Man entdeckte nämlich in alten Indianergräbern Goldfiguren in einem Werthe von 100,000 Dollars, worauf Goldgräber aus Californien nach dem neuen Dorado strömten. Sie wurden sehr getäuscht. Goldminen zeigten sich gar nicht, und wenn auch einige Flüsse Goldkörner führten, so war die Menge doch zu gering, um des Waschens zu verlohnen. In der Ebene von David in der Nähe der gleichnamigen Bucht des Stillen Meeres haben sich 1856 Deutsche aus Texas niedergelassen und bauen mit gutem Erfolg Baumwolle und Taback. Die heißen Ebenen am Strande denken die Nordamerikaner zur Unterbringung ihrer frei werdenden Neger zu benutzen. Senator Pomeroy hat sich die Billigung des Präsidenten Lincoln verschafft und will die Uebersiedlung persönlich leiten. Bis jetzt ist die Sache übrigens nur ein Plan, der an mehrern Umständen scheitern könnte, an den großen Geldkosten, an der Sympathie der Neger für ihre nordamerikanische Heimath und an dem Protest Centralamerika's gegen die ihm zugedachten Gäste.

Die Städte in Ost-Turkestan.

Mit dem Namen Ost-Turkestan bezeichnen die Russen das ausgedehnte Gebiet, das gewöhnlich die kleine Bucharei genannt wird. Es ist ein kaltes Hochland, dessen Grenzen im Süden vom Kuen-luen, im Osten von der Wüste Gobi, im Westen vom Bolor, im Norden vom Thianschan gebildet werden. China rechnet diese ganze Gegend zu seinem Reich, hat ihm aber eine gewisse Unabhängigkeit gelassen und mischt sich in die innere Verwaltung durchaus nicht ein. Chinesische Besatzungen, zusammen etwa 15,000 Mann stark, stehen in den sechs Städten von Ost-Turkestan. Die größte dieser Städte ist Yarkand, über dessen Handel wir früher berichtet haben. Nach den Angaben des russischen Reisenden Walichanow in „Erman's Archiv" hat die Stadt 32,000 Häuser und einen Umfang von beinahe vier deutschen Meilen. Sie besitzt zwei große Karawanserais und siebzig Moscheen. Die an Größe auf Yarkand zunächst folgende der sechs Städte, Khotan oder Eltschi, zieht Massen von Seidenwürmern, deren Seide zu seidenen und halbseidenen Stoffen verarbeitet wird. Mit diesen Stoffen, ferner mit einer Art von dickem Fries zu Teppichen und dem ausgezeichneten Nephrit der Umgegend wird ein ausgebreiteter Handel betrieben. Kaschgar, ein Ort mit 16,000 Häusern und fast zwei deutschen Meilen Umfang, muß im Aufschwunge begriffen sein, denn seit 1838 ist ein ganz neuer Stadttheil entstanden. Aksu ist in Folge seiner Lage an einem Knotenpunkte, wo die Straßen aus dem innern China und aus Ili sich kreuzen, ein Centralplatz für den Handel des westlichen China's. Die fünfte Stadt, Janysar, ist nicht besonders wichtig, das noch kleinere Usch-turfan ist bei den Horden der Steppe wegen seiner großen Viehmärkte und seines guten Tabacks bekannt.

Alle diese Städte wie die Ortschaften

Ost-Turkestans überhaupt bieten den traurigsten Anblick dar. Ihre Einwohner scheinen absichtlich so zu bauen, daß ihre Städte von der Umgegend kaum zu unterscheiden sind. Den Moscheen fehlen die Minarets, die Häuser sind niedrig und man sieht beim Näherkommen nichts als die Lehmmauern der Umwallung, die mit dem Boden draußen von gleicher Farbe sind. Im Innern der Städte begegnet man überall demselben Plane. In der Mitte liegt ein Marktplatz, an dem die Hauptmoschee sich erhebt und zu dem die wenigen Hauptstraßen führen. Diese allein sind so breit, daß man mit zweirädrigen Karren in ihnen fahren kann, und enthalten in ihren Häusern alle Kaufläden, Garküchen und Badestuben. Ein stets wiederkehrender Zug sind wasserreiche mit Baumreihen eingefaßte Canäle. Die übrigen Straßen sind eng, krumm und winkelig. Man sieht an ihren dicht aneinanderstehenden Häusern nichts als Mauern mit einer Thür. Alle bestehen aus einem einzigen Stockwerk und haben keine eigentlichen Dächer. Die größern Zimmer sind oben offen und bloß an den Wänden mit einem ringsumlaufenden Wetterdache versehen. Die kleinern Zimmer sind oben mit dünnen Zweigen belegt, in denen man einige Oeffnungen läßt, damit Licht eindringen kann. Bei dem strengen Klima dieses Hochlandes müssen solche Zimmer im Winter höchst ungemüthlich sein, wenn man sie auch durch Kamine und ein in der Mitte stehendes Kohlenbecken zu erwärmen sucht. Bei reichern Leuten steht das Haus in einem von einer Ringmauer umschlossenen Raum und hat einen Hof mit einem von Bäumen umschatteten Wasserbehälter, einen Stall und häufig auch einen Garten. Diese bessern Häuser haben angestrichene Binnenwände, die in den Nischen mit Arabesken bemalt sind, und chinesische Papierfenster.

Die vorhin genannten sechs Städte sind alle so befestigt, daß sie den nicht mit Geschütz versehenen Reitervölkern der Steppe erfolgreich Widerstand zu leisten vermögen. Russische Truppen würden mit ihnen freilich leichtes Spiel haben. Die Wälle bestehen bloß aus Lehmmauern von fünfzehn Fuß Dicke und vierundzwanzig oder mehr Fuß Höhe. In den Mauerwinkeln sind Widerlager angebracht, die Thore werden durch viereckige Thürme gedeckt. Vor der Mauer läuft ein mit Wasser gefüllter Graben von mindestens neun Fuß Tiefe und ziemlicher Breite. Vor den hölzernen Thoren führen Brücken über ihn. An diesen Stellen könnte eine Ueberrumpelung stattfinden, und davor fürchtet man sich so sehr, daß man sich mit Anlage von Zugängen zu der Stadt auf das Unvermeidlichste beschränkt. Yarkand mit seinen 32,000 Häusern und seiner Mauer von fast vier deutschen Meilen Umfang hat nur vier Thore, Kaschgar, mit 16,000 Häusern und fast zwei deutschen Meilen Mauerumfang nur zwei. Auf jede Meile Umkreis ein Thor! Diese Thatsache enthüllt uns nicht bloß die Beschaffenheit des Handelsverkehrs, der so oft mit orientalischer Uebertreibung geschildert wird, sondern auch den Zustand des chinesischen Selbstvertrauens. Bei den größern Städten kommen zu den Befestigungen noch chinesische Citadellen mit Graben, Mauer und Thürmen. Jede Citadelle liegt ganz nahe bei der Stadt und wird von ihr gewöhnlich bloß durch eine einzige Straße getrennt. Dies ist namentlich in Yarkand und Khotan der Fall. In beiden Städten wird in der zwischen der Mauer und der Citadelle laufenden Straße der Wochenmarkt abgehalten und es liegen an ihr alle chinesischen Kaufläden und Garküchen. Die Dörfer in Ost-Turkestan gewähren, obgleich ihre Häuser eben so schlecht wie in den Städten sind, ein anmuthigeres Bild. Jedes Gehöft liegt, von einer Mauer eingeschlossen, mitten in seinen Feldern und Gärten, und von einem Gehöft zum andern laufen Wege, die von Maulbeer- und Dschigdabäumen beschattet werden.

Schluß des dreizehnten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.
Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.